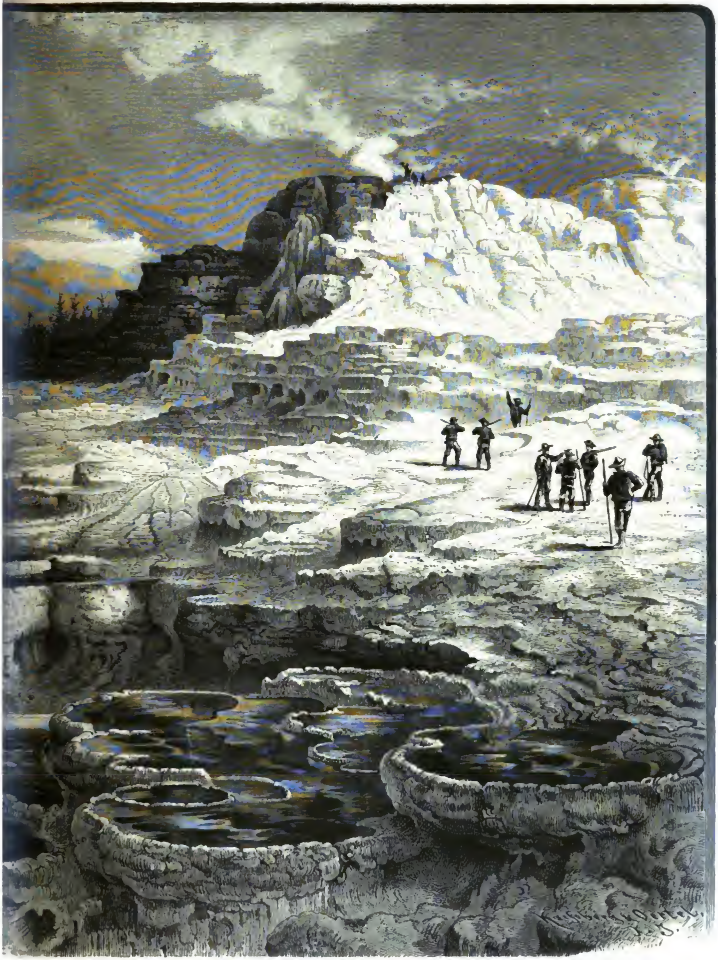


Nationalpark des Yellowstone.
der „Gartenlaube" Rudolf Cronau

sich hier das endlose Land auf Tausende und Tausende von Quadratmeilen in der nämlichen Flachheit, in der nämlichen Baum- und Strauchlosigkeit weiter hin, wie wir es vorher in dem tiefer liegenden Dacotah gesehen haben.

Und dennoch muß es als eine andere Welt bezeichnet werden! Warum? Ein einziges Wort sagt es — das Wort: Winterlosigkeit. Montana ist bereits ein Theil jenes Großen Westens, der nicht nur durch quer darübergelegte Felsengebirgsausläufer von Britisch Amerika her geschützt, sondern auch von den Luftströmungen erwärmt wird, welche in ihren letzten Wellen durch die Pässe und Einsenkungen der Felsengebirgshauptkette vom Stillen Ocean ihren Weg bis hierher finden. In Folge dessen weist Montana klimatische und meteorologische Verhältnisse auf, welche zu denen des nächstbenachbarten östlichen Gebietes schon in dem unvermitteltsten Gegensatz stehen.

Nirgends aber tritt dieser Gegensatz so vollkommen und so jäh zu Tage, wie gerade hier, zwischen den beiden größten Territorien des Neuen Nordwestens, welche, noch gestern das ausschließliche Eigenthum herumschweifender Indianerhorden, heute durch einen ununterbrochenen eisernen Heerweg in den Bereich des Weltverkehrs gezogen, auch schon im vollsten Begriffe stehen, für diesen letzteren von einer gleich großen und naheverwandten und dennoch in ihren ersten Vorbedingungen ganz und gar verschiedenen Wichtigkeit zu werden: Dacotah als ein unvergleichliches Getreideland, Montana als ein Viehzuchtland ersten Ranges! Gehört das erstere noch zu jenen nördlichen Gebieten der Union, welche, ganz offen und ungeschützt gegen die arktischen Regionen daliegend, von den strengsten Wintern, den heftigsten Schneefällen und vor allen Dingen von jenen mörderischen „Blizzards“ heimgesucht werden, die zwar kein Hinderniß für den üppigsten und erfolgreichsten Sommeranbau bilden, dafür aber vom December bis zum Februar wahrhaft polare Zustände schaffen: so liegt das letztere bereits westlich des 103. und 104. Längengrades, mit denen im Großen Westen jene Region der regenlosen Sommer und der milden Winter beginnt, die dem Ackerbaue allerdings nur unter Zuhülfenahme künstlicher Bewässerung wahrhaft lohnende Aussichten eröffnen, dafür aber im Verein mit den geradezu wunderbaren Weidegründen dieser „Plains“ der Massenviehzucht Alles entgegen bringen, was dieselbe nur erheischt. Früher mit seinem im getrockneten Zustande die ganze Nährkraft frischen Wachsthums bewahrenden Graswuchs die nordwestliche Hauptweide des amerikanischen Büffels bildend, ist Montana jetzt, nach so gut wie vollendeter Ausrottung dieses gehörnten Ureinwohners der Prairie, auf dem besten Wege, sich als Productionsland gezüchteter Rinder zu einem Stapelgebiete zu entwickeln, wie es die Vereinigten Staaten in dieser Beziehung bisher nur in Wyoming und Texas besaßen.

Wie weit aber die großen „Ranchmen“ * des Territoriums bereits heute auf diesem Wege vorgeschritten sind, dürften am besten die Berichte über das Viehverfrachtungsgeschäft der Nordpacificbahn ausweisen. Obgleich dieselbe nur erst vor drei Jahren die Grenze von Montana überschritten, hatte sie doch im vorigen Sommer bereits täglich Hunderte und Hunderte von „Hörnern“ auf eigens dazu eingerichteten Zügen nach den Schlachthöfen der östlichen Großstädte zu befördern. Niemand aber wird diesen dem fernsten Westen entstammenden Heerden bei ihrer Ankunft in Chicago, New-York oder Boston angesehen haben, daß sie nie einen Stall und eine Stallfütterung gekannt, sondern, selbst die Winter im Freien verbringend, auf ihren Hochtriften bisher nur ein Wildlingsleben geführt haben, welches höchstens von der Peitsche des berittenen Cow Boy ** und dem Brenneisen mit dem Namenszuge ihres Eigenthümers in empfindlicherer Weise beeinflußt worden ist.

Es ist das unter Zuhülfenahme nur geringfügiger künstlicher Bewässerung äußerst fruchtbare und sich dem entsprechend reißend schnell besiedelnde Thal des Yellowstoneflusses, welchem die Nordpacificbahn in einer Länge von etwa 250 Meilen folgt, bis sie Bozeman im Gallatinthale, 1096 Meilen westlich vom Mississippi, den derzeitigen Endpunkt ihrer östlichen Strecke erreicht hat. Bozeman liegt bereits in den Gebirgen selbst — inmitten jenes gewaltigen, langersehnten Decorationswechsels, von welchem oben gesagt wurde, daß er in dem magischen Worte „Rocky Mountains“ verkörpert sei.

Ein magisches Wort, fürwahr, und nur wenige Namen in der gesammten Gebirgsnomenclatur der Erde klingen stolzer, regen die Phantasie lebhafter an. Und doch, ist es nicht eine Art von Enttäuschung, welche dem ersten Blick, mit dem man die hinter jenem Namenzauber liegende Wirklichkeit umspannt, zum Entgelt wird? Dem ersten — dem allerersten Blick — ja! Aber auch nur diesem. Sowohl die Hauptkette des mächtigen, von den Amerikanern so gern als das Rückgrat ihres Continents bezeichneten Gebirges, wie der östlich vorgelagerte Zug der Crazy Mountains — wörtlich der „Verrückten“ oder „Tollen Berge“ — bauen sich schon hier in der ganzen, den Felsengebirgen eigenthümlichen nackten und ungefügigen Massenhaftigkeit bis zur Höhe von acht-, zehn- und noch mehr tausend Fuß auf. Trotzdem, und obwohl es selbst im Hochsommer in seinen höchsten, nordwärts liegenden Gipfeleinsenkungen nicht an Schnee fehlt, bleibt das Gebirgsbild, als Großes und Ganzes, dem ersten Blick doch jenen etwa die Wildalpen der Schweiz charakterisirenden Hoch- und Höchstgebirgseindruck schuldig, den man begreiflicher Weise gerade hier erwartet. Es erklärt sich das leicht genug. Da sich die Rocky Mountains, wo immer man ihnen, vom südlichen Neu-Mexico bis zum nördlichen Montana, von Osten her naht, überall auf einer bereits zu vier-, fünf- und sechstausend Fuß unmerklich angestiegenen Hochebene erheben, so ist man zuerst naturgemäß außer Stande, die acht-, zehn- und mehr tausend Fuß über dem Meeresspiegel, welche ihnen die wissenschaftliche Vermessung giebt, in ihrer wirklichen Wucht zu erkennen. Aber es währt nicht lange, und aus den Höhen dieser gigantischen Erd- und Steinaufjochungen selbst, die so gelassen in den Himmel über sich hineinragen, als wäre er ihre eigentliche Heimath, steigt die Erkenntniß des Wahren zu dem kleinen Menschenkinde da unten hernieder. Ehe sich's selbst noch Rechenschaft darüber geben kann, beginnt es das wirkliche Wesen dieser breitgelagerten und breitgegliederten Kolosse zu fühlen. Und vom Fühlen zum Sehen, zum bewunderungsvollen, erschütterten Emporsehen ist dann nur noch ein Schritt.

Wie mächtig aber wachsen diese Berg- und Felsschluchten erst um den Westfahrer empor, wenn ihn Berggefährt oder Saumthier, die hier einstweilen noch die einzige Verbindung herstellen, auf immer wilderen Kamm- und Klippenwegen von Bozeman südwärts tragen! Dorthin tragen, wo die schneegekrönte Hauptkette der Felsengebirge sich in ein Paar weitgeschwungene Hochgebirgszüge theilt, oder richtiger gesagt, ein Paar von schützenden Alpenarmen ausbreitet, als gelte es darin einen allerkostbarsten Schatz oder ein allerkostbarstes Geheimniß dieser ohnehin zu den Wolken entrückten Welt vor der profanen Erde da unten noch ganz besonders zu bergen! Dorthin, wo noch, mit seinen Seespiegeln und Thalsohlen in mehr als Schneekoppen- und Rigihöhe liegend, sich jenes Quellland des Yellowstone ausbreitet, das in seiner ungeheuerlichen Fremdartigkeit den Namen eines Wunderlandes des ganzen Erdballs, in seiner gleichzeitigen traumhaften Lieblichkeit aber nicht minder gebieterisch den eines Nationalparks, eines natürlichen Armida-Gartens des größten Volks der Neuen Welt erzwang!

Es nimmt zwei Tage in Anspruch,* bis man von dem neuen Heerweg der Nord-Pacificbahn aus die mit der Scheidelinie von Montana und Wyoming zusammenfallende Nordgrenze dieses Wunderlandes erreicht. Vom Congreß der Vereinigten Staaten unter dem Namen „Nationalpark des Yellowstone“ für alle Zeiten als Volksdomäne abgegrenzt und reservirt, nimmt es genau die Nordwestecke des letztgenannten dieser beiden Territorien ein. In der Umgrenzung eines 65 Meilen langen und 55 Meilen breiten Rechtecks bedeckt es hier einen Flächenraum von 3575 englischen Quadratmeilen. Und in dieser Größe, welche die des ganzen Unionsstaates Delaware oder jene des deutschen Großherzogthums Oldenburg um mehr als die Hälfte übertrifft, ist es mit seinen erlesenen Hochgebirgs-, Wasser-, Wiesen- und Waldscenerien — denn damit ihm auch nicht eine Schönheit fehle, tritt plötzlich der im Felsengebirgswesten längst zum völligen Fremd-

* „Ranchmen“ Besitzer eines „Ranch“, eines Grundbesitzes von Weideländereien mit Heerdenzucht.

** „Cow Boys“, die berittenen Hüter der großen Viehheerden; wörtlich „Kuhjungen“.

* In kurzer Zeit wird auch hier die Nord-Pacificbahn eine 75 Meilen lange Schienenverbindung hergestellt haben, die ebenso sehr um der Kühnheit ihres Baues halber, wie um des Zieles willen, welches ihr gesteckt ist, eine Merkwürdigkeit sein wird.

ling gewordene Wald gerade hier wieder in der Fülle des Urwachsthums auf! — thatsächlich der größte und schönste Park der Welt. (Vergl. S. 373.)

Doch nicht genug damit — in dieser selben Größe eines kleinen europäischen Königreiches bildet es zugleich auch mit dem darauf zusammengedrängten Pandämonium (Tempel aller Dämonen) von heißen Quellen, Geysern, Schlammkratern und sonstigem Wasser- und Feuerspuk grandiosester Art die letzte Zufluchtsstätte jenes vulcanischen Großlebens, welches einst die ganze westliche Hälfte des nordamerikanischen Continents beherrschte, ist es eine einzige ununterbrochene Zauberwildniß, zu deren zahllosen Phänomenen sich, über den gesammten übrigen Erdball verstreut, kaum hier und da vereinzelte Anklänge, geschweige denn etwas wie wirkliche Seitenstücke finden.

Gleich das erste dieser Naturmirakel, welches sich dem von Norden her den Nationalpark Betretenden enthüllt, stellt sich in einer Souverainetät dar, wie sie nur dem Unvergleichlichen, dem Einzigen eigen ist. Es sind dies die ein kleines Gebirge für sich bildenden Riesengebilde chemischer und vulcanischer Gewalten, welchen die ersten Erforscher dieses Gebietes die Bezeichnung „White-mountain hot springs" (des „Weißen Gebirges heiße Quellen") beigelegt hatten, die jedoch heute nur noch unter dem weniger malerischen, dafür aber um so plastischeren Namen der „Mammuth hot springs" (der „Mammuth heißen Quellen") verstanden werden.

Ein kleines, weißschimmerndes Gebirge für sich — nichts mehr und nichts weniger ist es, als was sich der schneeige Wunderbau dieser Mammuth-Thermen in der sie umgebenden bewaldeten Gebirgs- und Felsenwelt erhebt. Etwa drei Meilen lang und bis zu einer halben Meile breit, wächst es inmitten einer tiefen Thaleinsenkung in mächtigen, jäh über einander aufsteigenden, grauweißen Terrassen bis zur Höhe von 400, 600 und 800 Fuß empor, in welch letzterer sich sein langgestreckter höchster Kamm bis zu dem ihn weiterhin fortsetzenden bewaldeten Bergrücken so glatt dahinstreckt, als wäre er zur Herstellung eines luftigen Riesentanzbodens mit einem einzigen ungeheuren Messerschnitt abgeplattet worden. Auf den ersten Blick und von dort, wo man nach Zurücklegung eines letzten geradezu halsbrecherisch abstürzenden Wegstücks in das Thal dieses „Weißen Berges" einlenkt, erscheint das Ganze wie ein unabsehbarer, unförmlicher Kalk- oder Kreidebruch.

Aber nur näher heran, und alsbald treten aus diesen wüsten Abstürzen weißen Gerölls in immer frappirenderer Bestimmtheit der Umrisse die Formen stufenartig vor einander hergeschobener Becken und Wannen hervor; quellen schon hier und da, gleich leichten hin und her wehenden Schleiern, silberweiße Dämpfe empor; entfaltet sich endlich an und auf diesen wie von der Hand titanischer Künstler gebildeten Kolossalschalen ein Farbenleben, welches zuerst das Werk einer momentanen Blendung zu sein scheint, bis schließlich der ganz nah Herangekommene erkennt, daß er es mit keiner Sinnestäuschung, sondern mit wirklichen, untrüglichen, leuchtenden Farben zu thun hat, neben denen die bunten Gaukelspiele des Regenbogens und des Edelopals zur Unscheinbarkeit herabsinken.

Und nun löst sich dem mehr und mehr in dieses Naturheiligthum Eindringenden auch das Räthsel dieses Schalen-, Dampf- und Farbenzaubers. Das Räthsel — nicht das Wunder, das vielmehr immer magischere Reize entfaltet, je näher man ihm tritt, je mehr man sich darein versenkt.

Die zitternden Silberschleiern gleich aufwallenden Dämpfe entsteigen den heißen Quellen, welche hier allerorten, auf den Plateaus und Terrassen dieses Märchengebirges sowohl, wie an seinen Abhängen, in zahllosen Centralbassins unmittelbar dem Erdinnern entkochen. Die von diesen Kraterbecken aber nach allen Seiten sich ausbreitenden Farben entstrahlen den mineralischen Niederschlägen der nämlichen heißen Quellen. Beständig durch neue Siedesfluth aus der Tiefe verstärkt, kochen sie unablässig über die Ränder ihrer Mutterbassins; ergießen sie sich von ihnen aus cascadenartig in die sie umlagernden tieferen Schalen; füllen sie diese selbst mit lichtblauem Krystallgefluth, während sie dort, wo sie wieder abfließen oder verdunsten, über Alles ein ganzes, die gesammte Farbenscala von Lichtgelb, Hellgrün und Rosa bis Krebsroth, Scharlach, Purpur und Braun durchstürmendes Bacchanal von blendenden Tinten und Lichtern ausbreiten.

Und doch ist damit ihr Werk für das Auge noch nicht vollendet. Mit der Vollbringung des berauschendsten Farbenzaubers nicht zufrieden, wollen sie auch Formen-Magier sein, und sie sind es in der That. Mit denselben mineralischen Niederschlägen, mit denen sie im Laufe der Jahrhunderte dieses ganze Kreidegebirge sammt seinen Becken- und Wannen-Gefügen aufgeführt und mit denen sie es seitdem tagtäglich in einen wahren Makart-Reichthum coloristischer Glorien hüllen, schmücken sie gleichzeitig auch noch das von ihrer Azurfluth angefüllte Innere dieser Schalen und Bassins mit den reizendsten plastischen Gebilden aus. Wo sie die Muster dazu her haben? Wer will es sagen? Ob vom Bau der Koralle, ob vom Wachsthum des Mooses, ob von der Bildung der Reiherfeder oder der Schuppenablagerung des Schmetterlingsflügels? Genug, daß nicht nur die beiden zaubermächtigsten Farbenmischer der Welt, Licht und Wasser, am rastlosen Werke sind, die blendendsten coloristischen Effecte hervorzubringen: es trägt auch die plastisch-bildende Natur beständig alles Zierlichste, Holdeste und Grazienhafteste zusammen, um das hier von ihr gedichtete Schönheitsmärchen zu einem vollendeten zu machen.

Und so vereinigt sich in diesen Mammuth-Thermen, und wie in ihnen, noch in Hunderten und aber Hunderten der zahllosen übrigen heißen Quellen, welche das Wunderland des Yellowstone übersäen, Alles und Jedes, was den davor Stehenden berücken und ihn über dem bloßen Schauen völlig vergessen machen kann: daß die Natur in dem Allen noch etwas ganz Anderes, als nur ein Feenwerk für das Auge errichtet hat, daß sie hier, wie im ganzen Yellowstone-Park, auch als Menschheits-Wohlthäterin und Menschheits-Retterin größten Stils zu walten gedenkt. Als Heilung spendende Menschheits-Wohlthäterin, als Leben wiedergebende Menschheits-Retterin! Wer wollte schon heute die Kräfte, welche zu diesem Behufe hier angehäuft sind, selbst nur auf ein bloßes Ungefähr hin abschätzen? Hier, wo — von den Thermen des übrigen Nationalparks gar nicht zu sprechen — im Umkreis einer einzigen Stunde allein die vom ewigen Feuer der Unterwelt erhitzten Fluthen ungezählter Sprudel in solchen Strömen zu Tage treten, daß der hundertste Theil davon an irgend einer Stelle der alten Welt seit Menschengedenken hingereicht hätte, aus dieser einen Stelle ein Mekka für die Leidenden aller Nationen zu machen!

Ja, vom ewigen Feuer selbst! In einer Temperatur von 160, 180, 200 und selbst noch mehr Grad Fahrenheit der Tiefe entsiedend, übertreffen diese heißen Quellen dort, wo sie in undurchsichtigster Azurglorie unmittelbar an's Licht treten, an Hitze Alles, was man sonst von Thermen und Sprudeln kennt. Aber fast scheint es, als wüßten sie selbst, daß sie mit solchen Gluthen nur zerstören, nur tödten könnten. Und so strömen sie denn, um sich dem Heilung suchenden Menschenkinde freiwillig in allen nur begehrenswerthen Wärmegraden darzubieten, auf jenem Wunderbau selbstgebildeter Becken- und Wannen-Fluchten zu Thal, bis ihre Fluth in den entlegensten und untersten Schalen so abgekühlt anlangt, daß man, auf den Knieen über ihren Rand geneigt, ihr klares Wasser ungescheut schlürfen kann. Auf den Knieen — welche andere Stellung ziemte hier auch dem bewundernden Menschen überhaupt noch!?

Blätter und Blüthen.

Ein seltenes Schicksal. Nach einem Verse des lateinischen Grammatikers Terentius Maurus (... habent sua fata libelli) haben Bücher ihre Schicksale; daß das geflügelte Wort auf Menschen seine volle Anwendung findet, braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß es aber auch für — Bäume gilt, ist jedenfalls eine Thatsache, welche der Erwähnung werth ist. Als Nero Claudius Drusus im letzten Jahrzehnt vor Christo die römischen Feldzeichen nach Westdeutschland trug, wurde, wie geschichtlich feststeht, eine große Heerstraßenbrücke bei Mainz über den Rhein gebaut, um die Hauptfeste castrum Moguntiacum mit dem am jenseitigen Ufer liegenden Castellum Trajani zu verbinden. Die Wogen der Weltgeschichte und die Fluthen des Vater Rhein haben jenes Bauwerk längst untergehen lassen, keine hohe Säule zeugte von verschwundener Pracht, ja man wußte nicht einmal genau die Stelle, wo es gestanden.

Zur größten Freude der Geschichtsforscher und Archäologen fand man indeß bei Gelegenheit eines Brückenbaues vor einiger Zeit die tief im Bett des Stromes versenkten Ueberreste des alten Römerwerkes auf,

sie bestanden in einer großen Zahl Eichenpfähle von acht Meter Länge und fünfzig Centimeter Dicke, deren Kern trotz der neunzehn Jahrhunderte sehr gut erhalten war, nur wenige Centimeter sogenannter Erdverkohlung brauchten entfernt zu werden, und der einst von den Legionen des Drusus gefällte deutsche Eichenstamm präsentirte sich in seiner ganzen Kraft und Schönheit. Begreiflicher Weise bemächtigte sich sofort die Industrie des historischen Holzes, einige hundert Centner kamen in die Ateliers des Hofpianofortefabrikanten Biese in Berlin, um hier entsprechende Verwendung zu finden. Das seltene Material erwies sich als außerordentlich geeignet, und es wurden aus demselben Mitte April vier Instrumente (Pianinos) fertig gestellt, deren Wohlklang jedes musikalische Ohr entzückt. Haben jene Eichbäume, die einst von den römischen Aexten erzitterten, unter deren Zweigen unsere heidnischen Altvordern ihre Opfer brachten und welche nun berufen sind, der edelsten der modernen Künste zu dienen, nicht ihre „Schicksale"?

Gustav Schubert.

Für die Nothleidenden in der Eifel

gingen ferner ein: Bürgermeister Erchenbrecher in Leisnig 6 M.; H. Adler in Frankfurt am Main 3 M.; „Die Armen den Aermsten", durch Cantor Schulz in Naumburg am Bober 9 M.; Th. K. in Hamburg 10 M.; N. N. in Rastenburg 1,50 M.; L. F. in Kaiserslautern 5,10 M.; Zolleinnehmer Drogisch in Dziebitz 5 M.; C. Regeler in Nowawes 10 M.; aus Rönz bei Gülzen 10 M.; T. B. in Lübeck 5,05 M.; F. A. Pieper in Braunschweig 5 M.; Geschwister Hartung in Sulzbach 3 M.; Moritz Schneider in Zeitz 1 M.; O. K. in Weichteritz 10 M.; Familie B. in Görlitz 5 M.; Gebrüder Klinge in Dresden 10 M.; R. Simon in Naumburg am Queis 3 M.; E. R. in Döhren 30 M.; Lehrer D. Heimberg in Jever 3 M.; K. K. in Leutershausen 3 M.; Ottilie Pohle in Dresden 5 M.; von einer Dresdener Kränzelcasse 5 M.; Eugenie, Bruno und Martha C. in Eisenach 6 M.; W. Rothermel in Karlsruhe 20 M.; E. Z. in Burg 3 M.; G. in Hirschberg 6 M.; von einem Hamburger 10 M.; A. Spitta in Schwerin 10 M.; von einer Lehrerin und ihrer Classe in Schönebeck an der Elbe 12 M.; Dr. Ose in Brandis 5 M.; F. M. aus Gr. H. in S. 3 M.; R. T. in Magdeburg 30 M.; Ungenannt in Hainichen 5,05 M.; J. Lüders in Naumburg an der Saale 2 M.; Controleur Eichler in Plauen 3 M.; Frau Weiger in Berlin 10 M.; M. in H. 20 M.; C. O. in Halle an der Saale 3 M.; von der Böhler evangelischen Schuljugend und ihrem Lehrer 20 M.; aus Emden von J. B. C. in Hannover 10 M.; B. Erdmann in Wittenberge 4 M.; aus Gräfrath 10 M.; C. D. Carstens in Berlin 6 M.; Lehrer J. Rümpelt in Falkenberg 4,50 M.; Ungenannt in Penig 5 M.; aus dem Pfarrhause zu Accune 5 M.; Frau Wittwe J. K. in Frankfurt am Main 5 M.; Apotheke Schwersenz 6 M.; Frau Ida von Lesser in Kiel 3 M.; R. C. in Tannenkrug 10 M.; E. B. in Altona 3 M.; Klempnermeister Hermann Scholze in Königstein 3 M.; L. L. in Mainz 10 M.; aus Lauban von Bernhard Ackermann aus Moskau und einem alten Hannoveraner 16 M.; M. Möller Wittwe in Lauterbach 3 M.; R. B. in Sprottau 3 M.; M. G. in F. 20 M.; gesammelt in der Gesellschaft „Eintracht" in Blasewitz 22 M.; Gutsbesitzer Pohl in Kalkau 10 M.; Karl Schäfer in Finsterwalde 10 M.; E. R. in Weimar 3 M.; H. K. in Friedeberg 3 M.; Julius J. in Bremen 20 M.; gesammelt von G. Reinbeck in Torgau 10 M.; Ungenannt in Haiterbach 2 M.; Ungenannt in Bamberg 10 M.; W. Gühne in Freiberg 5 M.; aus Ost-Preußen 8 M.; Otto und Jenny Glaßer in Dresden 2 M.; T. L. in Königsberg 30 M.; J. Ebhardt in Komorowen 20 M.; Emma Schmidt und aus der Sparcasse der Kinder Marie, Ida und Karl in Mannheim 12 M.; Geh.-Rath Wedding in Berlin 10 M.; A. Rörgner in Schweidnitz 3 M.; Elise Will in Gießen 5 M.; Beamte der Ober-Post-Direction in Metz 16 M.; M. in Magdeburg 5 M.; O. A. in Stuttgart 5 M.; Rob. Wb. in Berlin 5 M.; Poststempel Waldenburg in Schlesien 5 M.; Dr. L. P. in Metz 6 M.; ein Hamburger 5 M.; W. in Stralsund 3 M.; R. R. und Consorten in Wächtersbach 5 M.; Kegelclub „Humor" in Laucha 10 M.; gesammelt in der Privatschule von Frau Wagner in Oberndorf 16,50 M.; Irma in Brüssel 6,45 M.; J. Fr. in Halberstadt 3,05 M.; eine Deutsche in Maidenhead 10,20 M.; G. W. Thode und Frau L. Thode in Glasgow 20,40 M.; J. B. in M. 10,05 M.; Kränzchen „E. H. B. M." in Halle an der Saale 5,46 M.; Dr. Liebe in Niederlößnitz 10 M.; T. M. in Merseburg 10 M.; Tischlermeister H. Schlums in Nimptsch 3 M.; E. Knopf in Czerniak 16 M.; B. H. in Bromberg 6,20 M.; von einem früheren Unterofficier im vormaligen kurhessischen Leibgarderegiment durch C. H. Hagemann in Kassel 150 M.; Ueberschuß einer Sammlung für die Rhein-Ueberschwemmten durch Frau C. Theophile in Brodau 60 M.; Damenkränzchen in Wittenberg 10 M.; R. R. in Oldenburg 10 M.; Ch. Zöppritz in Burgstädt 10 M.; S. S. und M. J. in Breslau 10 M.; A. Z. in Ba. 30 M.; A. L., D. St. und A. K. in Wittenberg 8 M.; Friedländer in Wilhelmsthal 5 M.; Dr. Karl Hauck in Dresden 3 M.; Heinr. Mücke in Roda 5 M.; Landgerichtsdirector Helsig in Bautzen 6 M.; A. Kolbe in Erlau 5 M.; C. Schumpelt in Merseburg 3 M.; Frau Postdirector B. in Erfurt 3 M.; C. B. in London 10,03 M.; P. P. in Frankfurt an der Oder 6 M.; Ungenannt 5 M.; Dr. Bezold in München 5 M.; A. M. in Partenkirchen 3 M.; E. K. in v. d. Heydt 3 M.; Eisenstädt in Polnisch-Lissa 2 M.; von einigen Damen in Torgau durch Frau Oberstabsarzt Metsch 35 M.; Gastwirth Wilhelm Ihrig in Kaiserslautern 8 M.; R. R. in Stade 3 M.; Ungenannt in Mülheim an der Ruhr 4 M.; H. M. in Hamburg 10 M.; Ungenannt in Osterholz 6 M.; gesammelt in der Schüttingstraße in Oldenburg 8,50 M.; E. Bauer in Dresden 10 M.; Rentier Himmelreich und Apotheker F. Köppen in Rudolstadt 8,05 M.; F. P. in Uhlenhorst 3 M.; C. Heine in Düben 3 M.; Oberförster Rohrbeck in Jankemühl 6 M.; Dr. Risch in Bromberg 10 M.; Marie Nebershausen in Halle an der Saale 3 M.; Leser in Hanau 30 M.; Abonnent in Limbach 2 M.; Frau Betty Kohrs in Stade 3 M.; D. in Saarmund 3 M.; von einigen Deutschen in Pskow (Rußland) durch Otto Kühnemann in Stettin 100 M.; W. H. in B. 3 M.; H. K. in Itzehoe 3 M.; L. in Kiel 3 M.; Spinnmeister G. in Großenhain 1,50 M.; C. P. C. in Schw. 5 M.; Ungenannt in Emden 50 M.; Oberst von Werder in Altenburg 20 M.; O. Kascheike in Drengfurt 5 M.; P. Fuchs in Pirna 3 M.; Ungenannt in Görlitz 3 M.; Gesangverein „Liedertafel" in Schmannewitz 10 M.; Emm. Schu. in Danzig 15 M.; D. K. Wilkens in Dresden 25 M.; C. C. in Flensburg 6 M.; Frau Joh. Dor. verw. Sarfert in Bockwa und Landgerichtsrath Sarfert in Zwickau 25 M.; L. Hobermann in Dresden 6 M.; Julie Rohde in Naumburg an der Saale 20 M.; K. in Mühltroff 10 M.; H. H. in H. 10 M.; H. Gruner in Weißstein 3 M.; Hauptmann von Graevenitz in Straßburg 20 M.; M. Rein in Zittau 5 M.; A. K. in Dinkelsbühl 5 M.; E. A. in Seidenberg 3 M.; F. Ney in Potsdam 3 M.; R. R. in Berlin 3 M.; Ertrag eines Concerts durch H. Peters in Görtz 60 M.; gesammelt von der Abonnentin J. in Hagen 12,50 M.; Robert Loewe in Steinau 10 M.; Martha und Lenchen in Prenzlau 3 M.; Z. S. in Stralsund 3 M.; H. Cyriax in Bienstedt 6 M.; W. Rosenbusch in Hamburg 25 M.; M. R. 20 M.; Leseverein in Zitzschen 6,70 M.; Auguste und Ida Häbler in Großschönau 10,05 M.; R. E., Sandmann-Sachse, M. K., Jähnig, E. L., D. J., C. G. und Z. in Großenhain 10,50 M.; H. Schröder in Alt-Moabit 5 M.; Dr. C. Grote, Frau O. Grote, Franz, Paul, Clara und Marie Grote in Braunschweig 32 M.; C. H. in Ratzeburg 10 M.; H. E. in Bremerhaven 10 M.; Dr. Th. S. in Dresden 10 M.; D. D. in Woldegk 10 M.; Oehmichen in Probsthaida 11 M.; E. M. und M. M in Neuteich 5 M.; H. B. in Magdeburg 10 M.; Theuerkauf in Spandau 4 M.; Poststempel Leipzig 5 M.; F. R. in Berlin 5 M.; A. F. in Obersitzko 3 M.; Albert Stolberg in Hannover 15 M.; Frau Rothweiler in Karlsruhe 4,20 M.; Bau-Inspector Leon Kahrdorf in Helmstedt 8,50 M.; Auguste Päsler in Carlsruh in Schlesien 10 M.; Kreisgerichtsrath a. D. Loetze in Halle an der Saale 20 M.; Eva S. in Dresden 2 M.; Ungenannt in Colberg 4 M.; Louis Thiergen in Pegau 5 M.; Fr. Haide in Zerbst 3 M.; Henri Jungck in Malmerspach 40 M.; mehrere Schülerinnen der Privatschule in Hademarschen-Haneran 8 M.; Poststempel Breslau 20 M.; Lud. Bobsin in Boizenburg ein Stück Kleiderzeug; A. Wezel in Rudolstadt eine Kiste Zwieback; Ungenannt in Willingshausen ein Packet Kleidungsstücke; Gebrüder Klinge in Dresden ein Packet Kleidungsstücke; Cl. Fr. ein Packet Kleidungsstücke; Ungenannt in Hohenelbe ein Packet Kleidungsstücke; F. K. in Aschaffenburg 50 M.; gesammelt von Eduard Gruhle in Staucha 11 M.; Frau Schneider in Frohburg 2 M.; von Dörnberg in Dresden 10 M.; Ungenannt in Peine 15 M.; Poststempel Elberfeld 5 M.; B. und D. H. 3 M.; R. Z. in Gera 2 M.; H. M. 6 M.; Alma W. 3 M.; Lieschen C. 6 M.; M. und J. Zeigner 3 M.; Th. S. in L. 10 M.; Dr. med. Schildbach in Leipzig 10 M.; seine Kinder aus ihren Sparbüchsen 0,45 M.; die kleine Carola ihre erste ganze Sparsumme 0,03 M.; E. F. 1,50 M.; T. E. in Torgau 3 M.; Ungenannt in Breslau 5 M.; C. Sch. in Cönnern 5 M.; Frau B. Thunes in Karlsruhe 40 M.; F. S. in Fürth 100 M.; Ferd. Kuhlbrodt in Berlin 5 M.; Poststempel Zingst 6,75 M.; Frau Professor H. in Reudnitz 5 M.; E. W. in Bensheim 5 M.; aus Habaru (Belgien) 100 Franken; S—h in H. 10 M.; F. S. in Braunfels 10 M.; O. J. aus Stuttgart in Budapest 5 Gulden ö. W.; Georg Cotta in Chemnitz 5 M.; R. R. in Asendorf 5 M.; Karl Krumbiegel in Kappel und C. O. Krumbiegel in Chemnitz 10 M.; Ungenannt in Stadtlauringen 5 M.; B. in Torgau 50 M.; L. Z. 5 M.; G. Reiprich in Sprottau 10 M.; Ungenannt in Ulm 10 M.; Ungenannt in Forst 5 M.; J. M. Giese in Neustadt in Holstein 5 M.; M. J. in Lichterfelde 40 M.; C. C. Sackermann 20 M.; „Kleeblatt" in Berlin 90 M.; Else und Aenny in Weimar 10 Mk.; Poststempel Neusalza 1 Gulden ö. W.; Dr. H. in Würzburg 5 M.; A. Kr. in Mecklenburg 5 M.; J. von B. in 's Gravenhage 25 Gulden h. W.; Emil Voigt 2 Gulden ö. W.; Dr. Lorbacher 20 M.; Turnverein in Neuwelt 5,08 M.; aus X. bei Z. 20 M.; Gustav Wandel in Rouen 10 M.; H. W. 3 M.; Frau A. Meißner in Leipzig 3 M.; K. W. 100 M.; Ungenannt durch Gebrüder Rubinstein in Wien 5 Gulden ö. W.; B. P. 6 Gulden ö. W.; Ungenannt in Kleinzschachwitz 1,50 M.; E. St. in Burg 1,50 M.; J. M. in Berlin 3 M.; Anna Junk und Helene Röhrsheim in Marburg 2 M.; Ungenannt in Luckau 3 M.; Ungenannt in Bückeburg 3 M.; „Nach Kräften!" aus Greussen 3 M.; E. D. geb. R. in Glogau 3 M.; Ungenannt in Osterfeld 2 M.; A. S. in Weimar 1 M.; aus Freising 1 M.; Marie S.....! in Blankenburg 2 M.; ein Vater von fünf Kindern in Altenburg 1 M.; E. K. in Lößnitz 2 M.; Sophie, Frida und Dora in B. 1,50 M.; Kreisrichter G. Bösser in Hanau 3 M.; Rechtsanwalt Kind in Leipzig 5 M.; Doris H. in Stuttgart 5 M.; Leser in Breslau 5 M.; G. F. in Dresden 1 M.; A. v. E. 5 M.; R. und H. T. 3 M.; Familie R. 12 M.; zwei Leserinnen in Genf 10 Franken; Mary Afenbuli in Triest 5 Gulden ö. W.; Mathilde Baumgarten in Leipzig 100 M.; O. B. in Sebnitz 5 M.; R. R. in D. 5 M.; F. Hentze in Kassel 10 M.; Poststempel Grenzhausen 5 M.; Ungenannt in Franzensbad 5 Gulden ö. W.; August Engelmann in Mailand 27,80 M.; Geschwister Thinius in Dahme 5 M.; Ungenannt in Blankenburg 1 M.; G. Müller in Sprottau 1 M.; M. in Herrnhut 5 M.; C. K. in Augsburg 4 M.; Stößer in Rouen 4 M.; X. Y. Z. in Prag 3 Gulden ö. W.; G. Zechmeyer in Nürnberg 5 M.; C. K. in Berlin 3 M. und eine Kiste Kleidungsstücke; Elli 3 M.; Otto Fillou 10 M.; Bruno Opitz in Zittau 5 M.; X. 1 M.; Ungenannt (in schweizerischen Briefmarken) 4 M.; E. M. H. in Stuttgart 20 M.; Ungenannt in Paris 40,55 M.; Heinr. Ramm in Manchester 205,20 M.; Bastel in Schönwald 1 M.; Thüringerin in Dresden 3 M.; M. Schirwat in Daguthelen 7 M.

(Summa 3432 Mark 90 Pfennig, 32 Gulden österr. Währ., 25 Gulden holl. Währ., 110 Franken, 6 Sendungen Kleidungsstücke, 1 Kiste Zwieback.)

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 24. 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Alle für die Redaction der „Gartenlaube“ bestimmten Sendungen sind zu adressiren:

An die Redaction der „Gartenlaube“, pr. Adr. Ernst Keil's Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Die Hochzeitsreise.

Humoreske von Joë von Reuß.

1.

„Und als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater ein Bräutigam,
Und sie war eine Braut!“

paukte der gemiethete Clavierspieler und sangbegleitend der sich im Tanzschritte durch alle bewohnbaren und nicht bewohnbaren Räume fortbewegende Chor. Der Bräutigam-Assessor hatte sich mit der Braut pflichtschuldigst an die Spitze gestellt, um die Tour anzuführen. Aber der Schwiegervater-Stadtrath hatte mit Scharfblick das Brautpaar von heute zur Seite geschoben und Großmama mit ihrem Cavalier, dem Rentier-Hausfreund-Erbonkel, an die Tête gedrängt. Die Alten konnten das besser! Was weiß unsere leichtbewegliche, hastige Gegenwart von der würdevollen Grandezza, von dem selbstbewußten und doch so unendlich naiven Genügen, welches unsere Ureltern den Großvatertanz ersinnen ließ? Dazu gehört Zeit, Ruhe, Würde und fingerdicker Brokat und steifleinene, lanzenspitze Vatermörder nebst einer goldenen Tabatière, wie sie der Onkel jetzt hervorzog und im Scherze seiner Dame präsentirte. Ja, es blieb wirklich ein Vergnügen, Großmama an der Seite ihres gemüthlichen Gesellschafts-Entoutcas sich im regelrechten Polonaisenschritte über den Parquetboden fortbewegen zu sehen. Wie sie bei der Sache war! Sie wollte es absichtlich nicht bemerken, daß der Zeiger der Wanduhr während des Umgangs bereits zehn Minuten fortgeschritten war, und daß der Kukuk draußen aus dem Vorzimmer durch seinen Ruf soeben an die schnellere Vergänglichkeit ver glücklichen Minuten mahnte —

„Du mußt Dich wirklich nun umkleiden, liebes Kind, Ihr versäumt den Zug!“

Mit diesen Worten trieb der Vater das einzige geliebte Töchterlein selbst aus dem Hause. In Hochzeits- und Weinlaune floß das Wort so leicht von den Lippen, als gäbe es kein Morgen und keine Einsamkeit nach ihrem Scheiden. Tante Bertha, die in der Nähe stand und die Worte gehört hatte, machte ihrem Tänzer, dem alten Major, einen Knix und wandte sich trippelnd zu dem Brautpaare. Sie hatte es einmal übernommen, der lieben Mieze all die schönen und doch so aufregenden und beschwerlichen Tage hindurch behülflich zu sein, und wollte der Braut nun auch noch den letzten Dienst leisten und ihr beim Umkleiden helfen.

Tante und Nichte hatten nämlich ein Complot geschmiedet, um Mama zu hintergehen. Marie wollte sich heimlich hinwegstehlen, um nicht Abschied nehmen zu müssen. Mama that auch, als wisse sie von nichts, und war nur mit ihren wirthlichen Pflichten beschäftigt. In diesem Augenblicke stand sie drüben in der Ecke und fächelte sich mit dem spitzenbesetzten Taschentuche. Es war wirklich nicht so leicht, eine respectable Brautmutter zu sein. Aber, du lieber Gott, was thut man in der Welt nicht alles um der Ehre willen! Erst hat man sein liebes einziges Töchterlein ohne allzu viel Bedenken dahingegeben. Er ist zwar brav, der Schwiegersohn — wenigstens so wie die Männer heutigen Tages sind. Aber man hätte sie eigentlich doch gern noch ein bis zwei Jahre im Hause behalten. Wenn es nur nicht so hübsch wäre, im Bekanntenkreise die Erste zu sein, die eine Tochter verheirathete. Wirklich, Mieze war rasch an den Mann gekommen, trotzdem sie nur eine mittelmäßige Partie war. Auch ließ sich gegen den Schwiegersohn absolut nichts einwenden. Er würde gewiß dereinst Carrière machen. Und beim Hochzeitsdiner war gleichfalls alles vorzüglich gewesen, vom Sect bis zum Radieschen hinab. —

„Du lieber Gott, wo bleibt aber nur der Kaffee? Selbst als Brautmutter muß man bei jeder Kleinigkeit nachsehen und trotz der Schleppe hinaus in die Küche.“

Die junge Frau war inzwischen in Begleitung von Tante Bertha in ihr kleines stilles Mädchenstübchen getreten. In dem freundlichen wohlgepflegten Raume sah es heute bunt und kraus aus. Da lag noch die heliotropfarbene Seidenrobe und der Hut mit den Orangeblüthen, den sie bei der Civiltrauung getragen hatte. Dazu Mantille und Handschuhe. Und dort in der Ecke hing der feine graue Reise-Anzug. Wie sie sich auf die Reise

freute! Sie war noch so wenig gereist. Warum nur Gustav das Reiseziel noch immer nicht nannte? „Ich werde Dich mit dem herrlichsten Reiseplane überraschen, liebes Herz!“ hatte er noch gestern gesagt. Nun, der Augenblick ist gekommen, wo sie es erfahren mußte. Wenn es nur ein Bischen weit in die Welt hinaus ginge, am liebsten nach der Schweiz, oder gar nach Italien! Alle Freundinnen hatten die Reisetoilette mit Neid betrachtet, und Lili Berger und Frieda Menke hatten sich vorgenommen, wenigstens eine Hochzeitsreise zu machen, falls sie alte Jungfern würden — mit einander.

„Da ist noch ein Brief an Dich, liebe Marie, wohl noch ein verspäteter Glückwunsch,“ sagte Tante Bertha.

„Von Fritz aus Heidelberg? Der gute Junge! So hat er doch an mich gedacht, trotzdem er mitten im Examen steht. — Bitte, Engelstantchen, hilf mir aber jetzt erst den Schleier lösen.“

Tante Bertha vergrub die mageren Finger in die reichen blonden Haarwellen und löste mit Vorsicht und Geschicklichkeit die goldenen Nadeln, die Schleier und Kranz auf Mariens anmuthigem Köpfchen festhielten. Dann faltete Tante das duftige Spinngewebe mit stiller Andacht zusammen und schob es in den Carton. Nachher half sie Mieze aus dem hochzeitlichen Gewande schlüpfen. Bald stand diese im Reise-Anzuge, während sich die Finger der alten Jungfer wieder und wieder nach den abgefallenen Myrthenblüthen wie nach kleinen Reliquienresten bückten, trotzdem die unruhigen Füßchen der aufgeregten Braut achtlos darüber hinweg trippelten. Und dabei konnte es Tante Bertha leider nicht verhindern, daß sich zwei einzige, aber große Thränen aus den sanften, halberloschenen Augen drängten, sich rücksichtslos durch die Fältchen und Krähenfüßchen ihren Weg bahnten und heiß und schwer auf die zertretenen Myrthen niederfielen. Zum Schrecken der Tante hatte es die Nichte bemerkt.

„Tantchen, Du weinst?“ frug diese erstaunt, und nur mit sich beschäftigt. „Wir kehren ja bald zurück, und dann bist Du unser lieber Hausgeist ...“

Dann — von einem andern Gedanken überrascht, lag sie plötzlich am Halse der alten Jungfrau und küßte sie mit Zärtlichkeit. Sie erinnerte sich eines Bildnisses über Tantchens Schreibtische, das immer neu mit Immortellen bekränzt war. Es stellte einen Mann dar in feiner, aber altmodischer Kleidung.

„Wenn ich Papst werde, spreche ich Dich heilig!“ setzte sie voll Rührung und Enthusiasmus hinzu.

Die Tante lächelte und schickte sich an, die Schleppe der jungen Frau zu schürzen. Die Reisetoilette war vollendet.

Marie nahm noch die perlgrauen Handschuhe und schnallte sich die kleine Ledertasche um. Sie enthielt Taschentuch, Flacon und das Notizbuch zum Aufzeichnen der zu betrachtenden Merkwürdigkeiten. So — auch das Portemonnaie noch hinein, das Kleingeld darinnen sollte der erste Arme erhalten, welcher ihr auf der Reise begegnete. Nun noch einen Blick in den Spiegel, und sie war fertig.

Plötzlich schien ihr noch etwas einzufallen. Sie trat eilig zum Bauer des Kanarienvogels, um ihm noch einmal sein Futter zu geben.

„Da, Hänschen, zum letzten Male!“

Dann nahm sie die Wasserkaraffe, um den Epheu zu begießen. Die Blätter hingen welk herab.

„Das Kind hat einen liebenden, vorsorglichen Sinn,“ pflegte der Vater zuweilen mit Stolz von dem Töchterlein zu sagen. „Und das ist mehr werth, als das bischen Englisch und Französisch unserer jungen Damen.“

Nun noch einen Blick, halb wehmüthig, halb stolz und freudestrahlend, auf das zurückgelassene Mädchenparadies — und sie stand draußen in dem Vorzimmer, wo der Assessor die Braut erwartete. Den nur flüchtig gelesenen Brief trug sie noch in der Hand.

„Endlich, liebes Herz!“

„Ich ließ wohl lange warten?“

„Ein wenig. Du ziehst mich bei Zeiten.“

„Wann geht der Zug? Haben wir denn überhaupt noch Zeit?“

„Das kommt darauf an, wohin wir uns wenden.“

„So bist Du immer noch nicht einig über den Reiseplan?“ Die Frage klang überrascht, fast ein wenig unfreundlich. „Ich brenne darauf, das Ziel endlich zu erfahren!“

„Vollkommen einig und entschlossen. Das heißt, wenn der Plan auch Deine Zustimmung erhält.“

„Nun?“

„Das Ziel unserer Reise ist das Ziel, nach dem wir Beide überhaupt seit Jahresfrist unausgesetzt strebten: unsere eignen vier Pfähle, das Haus!“

„Was soll das heißen, Gustav?“

„Das heißt, daß wir, anstatt uns selbst zu einem wochenlangen ungemüthlichen Hôtelleben zu verdammen, sogleich die eigne lang ersehnte Häuslichkeit aufsuchen wollen.“

„Wie? Was?“

„Ich muß mich näher erklären; auch Du, liebes Herz, bist ein Kind Deiner Zeit — Gebrauch und Sitte lassen auch Dir das natürlichste Ding von der Welt auffallend und sonderbar erscheinen. Aber giebt es wohl etwas gleich Lächerliches wie die Modethorheit, das lang ersehnte Ziel willkürlich auf Wochen oder Monate hinauszuschieben? Ach, Kind, der Mann, den Beruf und Verhältnisse, wie mich, frühzeitig in die Welt hinausdrängten — wie oft sehnt er sich vergebens nach dem Banne einer eignen glücklichen, friedvollen Häuslichkeit! Seit ich Dich kennen lernte, war es mein bester Trost, wenn ich mir ausmalte, wie wir bald in der Traulichkeit unseres Hauses beisammen sein würden. Und nun, wo mir ein gütiges Geschick die Erfüllung giebt, soll ich einer thörichten Mode zu Gefallen selbst den Zeitpunkt der Entsagung verlängern? Sonderbare Sitte, die uns zwingt, das Gold unserer Liebe in Kreise hinauszutragen, die uns nöthigen, es wie Contrebande zu verstecken! Die Hochzeitsreisen sind ein Gebrauch, der uns von anderen Nationen zugekommen, englischer Spleen und amerikanische Hast haben ihn geschaffen. Auch mögen sie für jene Nationen passen. . . . Aber der Deutsche mit seinen idealen Begriffen von Haus und Ehe soll die Ehe nur an der gesegneten Stätte beginnen, wo sein Haus steht und sein Glück Wurzel schlagen soll! Unsere Großeltern wußten nichts von Hochzeitsreisen.“

Marie, die den Worten des Gatten überrascht und fast erschrocken gelauscht hatte, mußte jetzt unwillkürlich an Großmama denken. Sie hatte noch vorgestern, durch die ewigen Hochzeitsgespräche angeregt, mit einem entsetzlich treuen Gedächtnisse weitläufig alle kleinsten Umstände bei ihrer eigenen Verheirathung wieder und wieder erzählt. Auch wie sie bereits am ersten Tage das Scepter des Hauses übernommen und dem Gatten das Leibgericht, Rindfleisch mit Pastinaken, gekocht, ja sogar selbst die lange Meerschaumpfeife gestopft habe, mit welcher er zwischen den regelrecht abgezirkelten Ranunkelbeeten des Hausgärtchens nach dem Morgenkaffee spazieren gegangen war.

Mama hingegen hatte natürlich schon ihre Hochzeitsreise gemacht. Und Mama würde es auch niemals dulden, daß es anders sei. Sie hielt streng auf Ordnung und Sitte.

Diese Ueberzeugung gab Marie endlich Muth zu reden.

„Ich hätte wirklich nicht geglaubt, daß Du mit einem so merkwürdigen Verlangen an mich heran trätest, Gustav!“ sagte sie nicht ohne Verdruß. „Ich hatte mich so sehr auf die Reise gefreut.“

„Wenn Du nicht einverstanden bist, so treten wir diese Reise natürlich an. Es gehen noch vier Züge und zwar nach allen vier Himmelsgegenden. Du hast nur zu bestimmen, wohin wir uns wenden wollen, liebes Herz! Verzeihe, wenn Dir meine Bitte zu groß erscheint, aber ich rechnete dabei auf die Stärke und Opferfreudigkeit Deiner — Liebe!“

„Gustav, den Vorwurf verdiene ich nicht!“

„Sieh, liebes Herz, ich dachte es mir so schön, wenn wir gleich in Glück und Weihe im eigenen Hause bei einander wären — Du allein auf mich angewiesen und ich auf Dich. Es giebt eine Kindheit, welche das Gemüth nie verliert: die Kindheit der Liebe! Diese vollbewußte Kindheit würde uns blühen, wenn Du daheim für mich sorgen müßtest und ich für Dich! Später werden die Mutter und die Tanten kommen und Dich das Hauswesen nach allen Regeln und Finessen führen lehren. Uns gegenseitig zu führen, kann uns nur unsere Liebe lehren! Denke Dir einmal, daß wir auf eine einsame Insel verschlagen wären — würden wir, Du mit mir und ich mit Dir, unglücklich sein? Haben wir uns im Scherze solche Robinsonade nicht zuweilen gewünscht?“

Die junge Frau antwortete nicht, aber sie hatte sich schon beim Beginn seiner letzten Worte an seine Brust geschmiegt. Er

küßte sie innig, fast weihevoll und streichelte ihr die blonden Haarwellen wie einem Kinde. Dabei bemerkte er den Brief in ihrer Hand und frug:

„Woher?"

„Aus Heidelberg. Vom Vetter Fritz. Noch eines zu den vielen Glückwunschschreiben und Depeschen. Er — hofft uns in Heidelberg zu sehen . . ."

„So wünschest Du wohl, daß wir uns dorthin wenden?"

„Du lieber Gott, wenn nur die Reisetoilette nicht so hübsch wäre! Steht sie mir nicht reizend?"

„Versteht sich. Aber Du wirst nicht weniger hübsch darin aussehen, wenn wir in den Gerichtsferien eine Erholungsreise machen. Den Plan dazu machen wir daheim mit einander."

„O, ich möchte ja gern mit Dir zu Hause bleiben — Du hast ja Recht — ich glaube wenigstens. Aber es ist doch zu unmodern, zu unpassend. Es gehört nun einmal zum guten Ton. . . . Wo wollen wir denn auch die großen Photographien herbekommen, die in ein elegantes Heft gebunden auf dem Sophatische der neuen Einrichtung liegen müssen? So wie bei Lieutenant Wendler's? Du weißt doch? Auf der Außenseite steht in großen Goldbuchstaben ‚Unsere Hochzeitsreise!' Solch ein Album, Gustav, muß ich haben. Es gehört einmal zu jeder neuen und eleganten Einrichtung."

„Ich kaufe es beim Kunsthändler — viel billiger, und schenke es Dir zum Geburtstag."

„Und dann — lache mich nur aus! — ich möchte auch gern einmal etwas erleben. Daheim erlebt man nichts."

Ueber das kluge und ansprechende Gesicht des Assessors glitt jetzt ein schelmisches Lächeln.

„Nun, ist es nicht auch beinahe ein Abenteuer, wenn ich Dich — ganz heimlich — in mein Haus entführe, und dort — gefangen halte? Nicht hinter Kerkermauern und Eisenstäben, aber hinter dicht geschlossenen Gardinen und fest herabgelassenen Rouleaux? Dies Abenteuer hast Du sicher, es ist neu, pikant und — ungefährlich."

Die junge Frau schien frappirt.

„Wirklich, Du hast Recht," sagte sie, ihn aus großen verwunderten Augen liebevoll, fast kindlich anblickend, „wenigstens in Bezug auf das Originelle der Situation. Ich hätte nicht gedacht, daß man ein Abenteuer, und noch dazu ein ganz apartes, so billig haben könnte."

„Also Du willigst wirklich ein, daß wir unsere Hochzeitsreise zu uns selbst machen?" frug noch einmal lachend der glückliche Assessor und zog die Geliebte triumphirend an sein Herz.

Ein liebendes Herz ist leicht überzeugt — bittende Blicke sind ihm bestimmende Gründe, und ein zärtlicher Händedruck gilt ihm als vollgültigster Beweis. Darum war auch jetzt ein langer Kuß die einzige wohl verstandene Antwort.

„Halt, ich stelle eine Bedingung!" fuhr Marie nach einigem Besinnen dennoch plötzlich fort. „Niemand darf von unserem Hierbleiben erfahren! Mama würde außer sich gerathen und Dich vermuthlich einen Tyrannen nennen — der Du allerdings auch bist! Und Lili Berger und Frieda Menke würden sich in's Fäustchen lachen und meinen, daß ich schon jetzt unter dem Pantoffel stehe —"

„Während man es doch umgekehrt erwartet?" warf der Assessor lachend ein.

„Still! Hörst Du — Niemand darf ein Sterbenswörtchen erfahren!"

„Wenn ich auch lieber ganz öffentlich zu Hause bliebe, so mag alles Uebrige doch ganz nach Deinem Wunsche geschehen. Auch geht es ohnehin kaum anders — wegen der versprochenen Gefangenschaft! Ich hätte wirklich nicht gedacht, daß Du so abenteuerlustig wärst. . . . Immerhin — das Geheimniß wird jedenfalls den Reiz unseres Beisammenseins erhöhen! Eine Entdeckung, wenigstens eine vorzeitige, ist nicht zu fürchten. Unsere Wohnung liegt ja in einem weit entfernten Stadttheil. . . . Still, Mama!"

„Da sind sie noch! Gott sei Dank!" trat die Stadträthin hoch echauffirt an das Paar heran. „Ich glaubte schon, Ihr wäret über alle Berge. Papa, Mieze will Dir Adieu sagen! Wo steckt denn Großmama? Ach so, sie sitzt drüben am Kaffeetische. . . . Schnell, schnell, Papa, der Bräutigam hat es eilig! Ach, diese Männer, sie können nicht rasch genug aus den vier Pfählen herauskommen. Da ist kaum einer, der noch Sinn und Geschmack für Häuslichkeit hat. Ueberall heißt's nur: fort — hinaus. . . . Und dazu das schlechte Wetter! Es regnet und stürmt ja draußen, als ob heute noch der jüngste Tag anbrechen wollte."

Es war wirklich ein rechtschaffen schlechtes Wetter. Erbarmungslos rang der Winter mit dem Sommer. Denn noch war der Lenz ein schwacher launenhafter Bube, der mit lautem Sturmhohngelächter der armen Erde die letzten mit Regen untermischten Schneeflocken handvollweise in's Gesicht streuete, um es ihr zehn Minuten später durch zärtlich warme Sonnenstrahlen wieder abzubitten. . . . Wie um seine Macht zu beweisen, riß der Aprilsturm soeben den Fensterflügel auf und jagte im Umsehen einen Wirbel Schneeflocken hinein. Tante Bertha, die die große Kunst besaß, immer im rechten Augenblicke zu erscheinen, sprang sogleich zu, um ihn zu schließen. . . . Aber auch die übrige Hochzeitsgesellschaft hatte die Stimme der Brautmutter aus der behaglich weltverlorenen, etwas duseligen Siestastimmung aufgestört, in welcher man drüben am Kaffeetische beisammen saß. Die halberloschene Cigarre oder die erkaltende Tasse in der Hand, kam man etwas pustend herbei, um sich noch einmal traum- und rührselig um das scheidende Brautpaar zu gruppiren.

„Du bist doch warm angezogen?" fuhr die Stadträthin in steigendem Eifer fort, indem sie den Anzug der jungen Frau bis zur letzten Stecknadel prüfte. „Die Reisetoilette ist hübsch und könnte in jedem Schaufenster ausgestellt werden! Leider wird sie unterwegs schnell genug verderben."

„Ihr habt aber auch ausgesucht schlechtes Reisewetter, man möchte keinen Hund hinausjagen!" meinte der Stadtrath besorglich und wohlmeinend, aber mit jener eigenthümlichen Rauhheit der Stimme, wie sie nach einem Hochzeitsdiner auch bei soliden Leuten sich einzustellen pflegt.

„Darum thun wir besser hier zu bleiben, Papachen," wagte der Assessor, vorerst nur sondirend, einzuwerfen.

„Ist die Möglichkeit, nun gar hier bleiben!" schnitt die Schwiegermutter die Antwort des Vaters ab. „O, diese Männer, wetterwendisch sind sie, einer wie der andere. Nein, das wäre eine neue Mode und gegen jeden guten Ton. Neue Moden fangen wir nicht an, das überlassen wir anderen Leuten. Ihr zieht Euch warm an und reist, und damit Punctum! Aber um Alles in der Welt, gebt uns bald Nachricht. Du lieber Gott, ich werde mich einstweilen zu Tode ängstigen . . ."

Der eintretende Lukas schnitt das Weitere ab. Er kam, um zu melden, daß der Wagen vorgefahren sei, um den Herrn Assessor und die junge gnädige Frau nach dem Bahnhof zu bringen. Koffer und Hutschachteln habe er schon hinein besorgt. Auch Max, der Obertertianer und einzige beträchtlich jüngere Bruder der jungen Frau, der in seiner „Bude" oben im Erker seinen ersten privilegirten Rausch ausgeschlafen hatte, war inzwischen herbeigekommen, um Schwester und Schwager Lebewohl zu sagen. Aber er fand plötzlich, daß er doch zur Unzeit gekommen war. Denn die Mutter hatte soeben das Taschentuch vor's Gesicht gedrückt und auch der Vater wischte und wischte. So blieb es doch jedenfalls auch Schuldigkeit des einzigen Bruders, gerührt zu sein. Auch brachte er mit Hülfe des glücklich beginnenden Katzenjammers wirklich etwas „Scheidewasser" zu Stande. Bei der jungen Frau brach jetzt aber ernstlich und fast wider eigenes Erwarten das Trennungsgefühl durch. Es war kein Schmerz, aber ein einziges krampfhaftes Weh, was überwunden werden mußte. Sie hätte wenigstens nun nicht mehr, wie sie gewollt, ohne Abschied gehen können. Es würde der Trennung die Weihe gefehlt haben. . . . Zwei lange, kurze Minuten lag sie am Halse des Vaters, der Mutter, dann legte sie ihren Arm, zutraulich wie ein Kind und fest wie ein Mann, in den Arm ihres Gatten, und schritt mit ihm zur Thür, die Andern nur mit den Augen und einer flüchtigen Handbewegung grüßend.

Als sich die Thür hinter dem Brautpaar geschlossen hatte, stand Tante Bertha hinter ihrer Cousine, der Stadträthin, und wartete auf eine Ohnmacht. Und sie war auch diesmal zu rechter Zeit gekommen.

2.

Die von dem Assessor gemiethete Familienwohnung draußen in der Vorstadt war wirklich das einzige Ziel der langbesprochenen Hochzeitsreise geworden. Die Stadträthin hatte sie noch in der

Woche vor der Hochzeit mit jener Sorgfalt und Pünktlichkeit eingerichtet, die ihr den Ruf der besten Hausfrau ihres Bekanntenkreises erworben hatten.

Die glänzende Politur der Möbel, deren eigenthümlicher Duft noch stark ausströmte, der saubere Anstrich des Fußbodens, der Glanzlack von Thüren und Fenstern, die matten und doch still und behaglich leuchtenden Farben der Portièren — Alles stimmte und gab ein Gefühl von Ruhe, Sicherheit und Traulichkeit, das das Glück und innige Wohlgefühl der beiden heimlichen Bewohner nur vermehrte. Eine Magd war noch nicht vorhanden, doch hatte der Assessor im Vorgefühl seines Sieges den Stiefelputzer, ein altes Studentenfactotum, nicht abbestellt. Er war am ersten Morgen ganz wie gewöhnlich, mit Bürstentasche und Klopfstock gekommen und hatte gegen ein gutes Trinkgeld die nothwendigen häuslichen Besorgungen übernommen. Dennoch war die junge Frau genöthigt, selbst ein wenig Hand anzulegen. So hatte sie in gehobener Glücksstimmung das erste Feuer in dem hübschen Kamin selbst entzündet. Es war wie ein Dankopfer — auch wollte sie keinen frostigen Anfang.... Und der junge Gatte hatte daneben gestanden, die Hände in einander gelegt, und hatte den Rauch kerzengerade im Kamin aufsteigen sehen, und tausend Wünsche für das Wohl des lieben, ihm anvertrauten Wesens, das sich jetzt so fest und zuversichtlich an sein Herz schmiegte, als wäre der Platz sein Eigenthum nicht für die kurze Erdenpilgerfahrt, sondern auf Ewigkeiten hinaus, waren mit den blauen Ringeln aufgestiegen.

Mittags hatte man in einem Restaurant gegessen, und dann mit einander durch die stilleren und entfernteren Theile des Stadtparkes einen Spaziergang gemacht. Von solchem war man soeben zurückgekehrt. Das Glück strahlte auf Beider Wangen. Die junge Frau erschien größer, äußerlich vollkommener erblüht, sie trat fester auf und dabei war der Ausdruck des Gesichtes doch noch sanfter, hingebender, besonders wenn sie, was gar sehr oft geschah, den Gatten anblickte. Dieser hatte den Ueberrock bald mit einem Schlafrock vertauscht, so neu und elegant und kleidsam, wie ihn nur junge Ehemänner tragen.... So trat er leise an Marie heran, die soeben die Spiritusmaschine entzündete, um den Thee zu bereiten. Hurtig und geschickt hatte sie bereits die Tassen bereit gestellt, dazu zierlichen kalten Aufschnitt, den der schnurrbärtige Hausgeist aus dem nächsten Budikerladen geholt hatte. Es stand Alles wie gewachsen auf dem Tische — nur das Wasser kochte noch nicht.

„Das macht das Hinsehen — wenn man darauf wartet, dauert es noch einmal so lange!“ meinte die junge Frau küchenweisheitsvoll, und sah absichtlich hinweg und überschaute wieder und wieder das trauliche Zimmer mit seinen hübschen neuen Möbeln, bis ihr Blick oben an der Decke hängen blieb, wo die lustigen Halbschatten der antik geformten Lampe ihren Elfenreigen tanzten.... Und so hatte sie es nicht gemerkt, daß der Gatte hinter ihr stand — bis er seinen Arm um sie legte. Da gab es ein minutenlanges Küssen.... Und diesen glücklichen Augenblick benutzte der von hausmütterlicher Aufsicht befreite Kessel, um aufrührerisch zu werden und ungeberdig überzuquellen....

Die junge Frau löschte den Spiritus und schob dem Gatten die Tasse hin. „Für den Hausherrn“ stand darauf, wie „Für die Hausfrau“ auf der ihrigen. Welche stolze Würde gab das Wort! Und dabei wirkte es mahnend: sie hatten aufgehört Einzelwesen zu sein, waren ein Ganzes geworden und gehörten einem Ganzen — dem Hause — an.

Die junge Frau schnitt das Brod und legte dem Gatten die zierlichen Schnitten auf den Teller.

„Hier auch die Butter, als Ehemann magst Du sie immerhin nun anschneiden!“

Der Gatte lachte und machte auch von diesem Ehestandsprivilegium ausgiebigen Gebrauch.

„Wann wollen wir denn eigentlich zurückkehren von — unserer Hochzeitsreise?“ frug Gustav jetzt lachend, indem er sich bequem in den Sessel zurücklehnte.

(Fortsetzung folgt.)

Am Einsprung.

Ein Bild aus dem Thierleben des Waldes.

Von F. Lindner.

Eine tief in der volksthümlichen Anschauung wurzelnde, theils aus dem Zusammenleben mit den Hausthieren, theils aus der Beobachtung des Thierlebens überhaupt hervorgehende Neigung des Menschen ist die, den Regungen der Thierseele menschliche Beweggründe und menschliche Strebungen unterzulegen — eine Neigung, welche ja in unseren Märchen und namentlich in unserer Thiersage einen poetisch verklärten Ausdruck gefunden hat. Doch brauchen wir nicht in das Gebiet der Poesie hinüberzugreifen, sondern einfach nur das wirkliche Leben der Thiere zu belauschen, um dieselben oft in Situationen anzutreffen, welche in der That mit menschlichen eine frappante Aehnlichkeit haben.

Ich will dem Leser heute eine solche, die ich selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, vorführen, und zwar eine, welche nicht nur in ihrem unmittelbaren Eindruck von vollendeter dramatischer Wirkung war, sondern auch in ihrem Abschluß der Tragik nicht entbehrte.

Es war an dem Spätnachmittage eines prächtigen Septembertages — ein tiefblauer Himmel spannte sich über den gewölbten Bergrücken des Teutoburger Waldes aus; bis weithin zum Wesergebirge lag die liebliche Landschaft in leuchtendem Farbenschmucke und vor uns öffnete sich das tief beschattete Haidenthal, in das wir, ein wegkundiger Forstmann und ich, jetzt eintraten, um über das Gebirg zu steigen und jenseits, an einer alten Kampfstätte, die Hirsche kämpfen zu sehen, vorausgesetzt, daß uns das Glück hold war, dem sich der Waidmann jederzeit anvertrauen muß.

Das Laub der herrlichen Buchen im Haidenthale, welche zu den schönsten des Gebirges gehören, hatte jene warme Färbung angenommen, welche dem Grün eine malerische Abwechslung gewährt und den nahenden Herbst verkündet. Links und rechts über uns stiegen die von geheimnißvollen Seitenthälern durchschnittenen Berge empor, und endlich mündete der Weg zwischen riesenhaften Lärchbäumen in eine finstere, steil aufstrebende Schlucht ein, zwischen deren zerrissenen Wänden wir auf ein grünes, mit hellen Wiesen bedecktes Plateau und damit auf die Höhe des Gebirges gelangten, von der wir jenseits zwischen Buchen und Eichen sogleich wieder den Abstieg begannen.

Weit hinein blickte man in den dämmerigen Forst; mannshohe Farren, da, wo sie von verlorenen Sonnenstrahlen getroffen wurden, hell schimmernd, füllten in dichten Massen den Raum zwischen den grauen Stämmen, und der moosige Boden athmete den halb kräftigen, halb moderigen Waldesduft aus, der aus den feuchten Blätterlagen des gefallenen Laubes hervorquillt.

Ab und zu hemmten wir unsere Schritte und lauschten — ob nicht vielleicht, wenn auch von fern her, das Tönen eines Hirsches zu uns herüber dränge — aber vergebens, das Klopfen eines Spechtes, der Schrei eines Raubvogels, welcher hoch über uns seine Kreise zog — das war Alles, sonst lag tiefe Stille über dem Gebirge.

Allmählich begann sich die Scenerie zu ändern, je tiefer wir hinabstiegen; würziger Geruch von Coniferen strich uns entgegen, das Haidekraut beherrschte den Boden mehr und mehr, und Sandstürze schimmerten unter den Abhängen hervor. Als wir in der „breiten Naht“, einem flachen Einschnitte des Gebirges, anlangten, befanden wir uns schon auf braunem Haideboden und von hohen Fichten und Kiefern umgeben — nur mitten in der freien Fläche erhoben sich melancholisch drei alte verwetterte Eichen, gewiß die Ueberreste eines alten Eichenwaldes, der von den Nadelbäumen, den begünstigten Freunden der Haide, verdrängt wurde.

Und nun nahten wir dieser selbst, von fern her schimmerte es schon licht durch die Bäume — noch wenige Schritte, und frei schweiften unsere Blicke über die scheinbar unbegrenzte Fläche. Es ist eine der charakteristischesten und apartesten Schönheiten des Teutoburger Waldes, daß seine grünen Berge unvermittelt in



Am Einsprung.
Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

eine der malerischesten Haiden Norddeutschlands, die Senne, hinabsteigen, und wenn man aus den dunklen Waldschluchten kommend plötzlich die mächtige Haide bis zum Horizonte ausgebreitet zu seinen Füßen liegen sieht, so hat man genau dasselbe Gefühl, als gewänne man, zwischen hochgewölbten Dünen hervortretend, den Blick auf das weite Meer.

Und hier, an der Grenze zwischen Wald und Haide, war auch unser Ziel, der gesuchte Kampfplatz, gelegen, denn hier schneidet das Wildgatter weit in die Haide hinaus und kehrt erst in weitem Bogen zum Walde zurück, hier treten mit hereinbrechender Nacht die Hirsche heraus und kämpfen ihre gegenseitigen Fehden aus.

Im sinnenden Hinausschauen, zu welchem der Anblick der Haide den Menschen anzuregen pflegt, wurde ich plötzlich durch meinen Begleiter unterbrochen, der mich schnell um meinen Feldstecher bat, ihn eine Zeit lang in die Haide hinausrichtete und dann sagte:

„Sehen Sie dort den wunderlich gekrümmten Wachholderbusch über dem langgezogenen Sandstreifen — dicht dahinter streicht jetzt ein Hirsch außerhalb am Gatter entlang.“

In der That bemerkte ich, was das geübte Auge des Forstmanns auch ohne Glas schon wahrgenommen, ein Stück Wild, welches langsam, dann und wann stehen bleibend, am Gatter hinzog.

Jetzt schien meinem Begleiter ein besonders einleuchtender Gedanke zu kommen.

„Wenn wir Glück haben, sollen Sie was Interessantes zu sehen bekommen — wie steht's mit dem Winde?“

Von Wind war nun freilich nicht die Rede, die Sonne stand nicht mehr hoch und den reinen Aether begann leichtes, dünnes Gewölk zu umspinnen — eine Luftstimmung, welche mit großer Stille in der Natur verbunden zu sein pflegt.

Mein Forstmann befeuchtete mit der Zunge den Rücken und die innere Fläche der Hand und hielt sie dann in die Höhe — die Prüfung schien nach Wunsch auszufallen, eine leichte Bewegung der Luft stand von der Haide nach uns herüber und verhinderte also den Hirsch, bei größerer Annäherung Witterung von uns zu erhalten.

„Und nun kommen Sie schnell zum Einsprung!“

Mit diesen Worten schritt mein Begleiter weit aus, quer durch die Büsche, bis wir wieder an der Grenze zwischen Wald und Haide mit dem Wildgatter zusammen stießen, dem wir folgten. Unterwegs wurde mir nun auch Aufklärung über das, was mein Begleiter beabsichtigte, und vor Allem, was „Einsprung“ sei. Dann und wann nämlich tritt Wild aus, das heißt es gelingt ihm, sei es durch ein aus Nachlässigkeit offen gebliebenes Wildthor oder sonst auf irgend welche Weise, außerhalb des Gatters zu gelangen; ja man hat sogar beobachtet, daß es sich platt zur Erde legt und seitwärts unter der untersten Sparre oder dem Drahte hindurchzwängt. Da es sich aber in der offenen Haide nicht hält, versucht es, in seine alten Gründe zurückzuwechseln — gelingt ihm dies nicht, so ist es natürlich für den Wildstand des betreffenden Reviers verloren.

Um ihm nun den Eintritt zu erleichtern, ohne zugleich andererseits auch dem innen befindlichen Wild den Austritt zu ermöglichen, errichtet man an verschiedenen Stellen einen sogenannten Einsprung, welcher dann auch ab und zu einmal von anderen aus fremden Revieren herüberwechselnden Thieren benutzt wird. Das begleitende Bild giebt die Construction eines solchen: ein Haidehügel ist quer durchschnitten; die Durchschnittsfläche ist von einer Höhe, daß es einem innen befindlichen Wild unmöglich ist hinaufzuspringen, während ein oben stehendes leicht hinabzuspringen vermag — links und rechts zieht sich das Wildgatter heran und macht den Abschluß vollständig.

Mein Begleiter rechnete nun darauf, daß das vorhin von uns in der Haide draußen beobachtete Wild, da es sich in der entsprechenden Richtung fortbewegte, schließlich zum Einsprung gelangen müsse, und wir vielleicht Gelegenheit hätten, einen solchen Eintritt zu beobachten.

Rüstig fortschreitend gelangten wir endlich zu dem Einsprung, dessen altersgraues Gebälk zum Theil durch die Last der nachdrängenden Sandmasse gesprengt war, während das Haidekraut, das in dichten Büschen seinen Rücken bedeckte, sich durch die Sprünge und Risse gedrängt hatte. Das Ganze machte dergestalt mit der umgebenden Scenerie einen höchst malerischen Eindruck.

Zwischen Kiefern und Brombeerbüschen suchten wir uns eine gedeckte Stellung und sahen nun der Ankunft des Erwarteten entgegen. Es war inzwischen lebendig geworden im Gebirge. Hier und dort, bald aus weiter bald aus geringerer Ferne erhob sich das Tönen der Hirsche, das Echo der Schluchten und Thäler weckend. Unter „Tönen“ versteht man in diesen Gegenden das Gebrüll des Hirsches, welches man anderwärts mit „Röhren“ bezeichnet. Aber Viertelstunde um Viertelstunde verrann — der Erwartete erschien nicht, und selbst wenn wir uns an's Gatter schlichen, vermochten wir, soweit unser Auslug reichte, nichts Lebendes in der Haide draußen zu erblicken.

Die Sonne stand über dem Horizont und neigte sich zum Untergang, wir gaben die Hoffnung auf und waren eben daran, unser Versteck zu verlassen, als hinter uns im Walde und näher als bisher ein Hirsch seine Stimme erhob, der kaum eine halbe Minute darauf ein dröhnendes Gebrüll und zwar so dicht bei uns antwortete, daß wir fast erschreckt zusammenfuhren. Der wilde Hirsch greift den Menschen nie an, wenn er nicht verwundet wird — eine Gefahr und demgemäß eine Furcht vor demselben ist also ausgeschlossen — aber das Gebrüll des Hirsches hat eine außerordentlich große Aehnlichkeit mit demjenigen des Tigers und übt denselben Einfluß auf unsere Nerven, den das letztere selbst hinter den Gittern des Käfigs hervorbringt. Hier aber hatte es für uns noch die weitere Bedeutung, daß es den längst Erwarteten ankündigte.

Und da war er — durch die Büsche, zwischen den Stämmen hindurch, konnten wir seine Umrisse erkennen, wie er langsam am Gatter entlang schritt — jetzt erschien er am Hügel, welchen der Einsprung durchschnitt — er blieb stehen, ziemlich lange, dann aber machte er — zu unserer großen Enttäuschung — Kehrt und ging auf seiner Fährte zurück. Hatte er von uns Witterung bekommen?

Jetzt wandte er sich der Haide und von Neuem dem Hügel zu — derselbe entzog uns seinen Anblick, aber es dauerte nicht lange und wir sahen ihn an der andern Seite zum Vorschein kommen — wogenden Hauptes, stolz und bedächtig.

Wir streckten uns platt in die Büsche, denn er hätte uns von dort wohl bemerken können, um so mehr, als er eine Zeit lang nach dem Wald zu äugte.

Darauf begann er zu sichern und verschwand wieder hinter dem Hügel des Einsprunges. Und nun bot sich uns jenes Bild, von dem ich oben sagte, daß es von geradezu dramatischer Wirkung war und dessen Eindruck trotz der Einfachheit des ganzen Vorganges mir immer lebendig geblieben ist.

Vor Allem schon die Scene, auf welcher der Acteur wie auf einer Bühne sogleich erscheinen sollte: die letzten Strahlen der untergehenden Sonne strichen über die erglühende Haide, hell auf den schimmernden Sandstrecken, in welche die vorliegenden Hügel langgestreckte lichtblaue Schatten zeichneten, purpurfarben oder violett dagegen auf dem braunen Haidekraut, und während die Haide nach Westen hin in der Lichtfluth des versinkenden Tagesgestirns gleichsam aufzugehen schien, verschwand sie nach Osten hin in der tiefblauen Dämmerung der dort schon von der Haide Besitz ergreifenden Nacht.

Und mitten in dieser Scenerie erschien nun, langsam und gemessen emporsteigend, der Hirsch, ein Sechsender, dessen prachtvolle Gestalt sich wie eine Silhouette am dämmernden Abendhimmel dunkel abhob.

Da stand er, hochaufgerichtet, den Kopf langsam und in getragener Bewegung bald nach links, bald nach rechts richtend, bald hierher, bald dorthin schreitend, um nach kurzer Bewegung wiederum dicht über dem Einsprung zu stehen und rollenden Auges in den dunkeln Wald zu blicken — ein wahrer Hercules am Scheidewege. Denn unwillkürlich drängte sich hier dem Beschauer gegenüber dem zaudernden Thier die Aehnlichkeit mit dem vor einen Entschluß gestellten Menschen auf.

Hinter ihm die Freiheit der Steppe, vor ihm das lauschige Waldesdunkel mit seinen Schlupfwinkeln und Weideplätzen, aber auch die Gefangenschaft im Wildgatter — frei oder nicht frei — das bewegte vielleicht ahnungsvoll die Thierseele des ritterlichen Waldgesellen vor uns, der jetzt den Kopf emporreckte und weit hinein in's Gebirge ein zorniges Gebrüll entsandte, als wolle er dem, was sein Inneres bewegte, gewaltig Luft machen.

So schön und edel die Bewegungen des Hirsches sind, zu

den schönsten und deshalb von der Kunst am häufigsten dargestellten gehört diejenige des brüllenden Hirsches; wenn auch die Gründe für das Emporrecken des Halses und Kopfes physiologischer Natur sind, für den Beschauer, der nur mit Auge und Herz dabei ist, hat diese Bewegung eine ganz andere Bedeutung, sie erregt das Gefühl, daß der trotzige, herausfordernde Ruf hinausgesandt wird, weit hinaus, bestimmt, um über Berg und Thal zu dringen und einen Gegner aus seinem Schlupfwinkel aufzuscheuchen.

Und diese Wirkung schien jener Ruf hier sofort zu erzeugen; denn kaum war das Gebrüll aus der Kehle unseres Hirsches da droben verhallt, als auch aus den Tiefen des Waldes heraus von nah und fern die dröhnende Antwort erfolgte.

Aufhorchend begann jetzt das Thier in nervöser Unruhe zu stampfen und zu scharren, daß das Haidekraut rings umherstäubte, dann ein Vorstrecken des Halses, ein Ducken des Kopfes, ein Emporrecken, nochmals ein kurzes zorniges Gebrüll, dessen metallische Töne wie aus eherner Brust zu kommen schienen, und nun ein wunderbar elastischer Sprung in weitem Bogen hinab in die Tiefe.

Einen Augenblick noch hielt er an, dann trabte er, das Geweih hochtragend, langsam in den dunkelnden Wald hinein und, wie ich gleich hinzufügen will, seinem Verhängniß und blutigen Ende entgegen.

Wir wandten uns zur Heimkehr, indem wir die Absicht, den Hirschkampf zu beobachten, aufgegeben, da die Luftströmung für unseren Zweck sehr ungünstig war und unsere Anwesenheit dem austretenden Wilde sicher verrathen hätte.

Es war inzwischen dunkel geworden — der Mond war über den Bäumen emporgestiegen und wir wanderten durch eine Naturscenerie voll großartiger Poesie. Das Gebirg gab die während des ungewöhnlich heißen Tages eingesogenen Wärmestrahlen als lauen Duft zurück, der sich da, wo Nadelholz stand, bis zum betäubenden aromatischen Wohlgeruch steigerte — das Laub regte sich nicht, und nur von Zeit zu Zeit, wenn ein leichter Luftzug von der Haide herüber strich, war es, als athmete der Wald tief auf.

In fast schauerlichem Contrast hierzu wurde diese Ruhe in kurzen Pausen durch das Tönen der Hirsche unterbrochen, welches mit der hereinbrechenden Nacht immer lauter und drohender aus den Schluchten und von den Höhen ringsum herüberschallte, und es gehörte keine allzu große Anstrengung der Phantasie dazu, sich im tropischen von Tigern erfüllten Walde zu glauben.

Zwischendurch erklang das unheimliche, mit einem langgezogenen Hohnlaut endende Gekicher der Eulen, und neben unserem Wege einherflatternd riefen die Käuzchen ihr „Komm mit“.

Es war Mitternacht lange vorüber, ehe wir daheim wieder anlangten.

Einige Tage später theilte mir der Forstmann, welcher mein Begleiter gewesen war, mit, an der Grotenburg, dem Berge, welcher das Hermanns-Denkmal trägt, stehe seit einigen Tagen in dichtem Gestrüpp ein Hirsch, dessen Tönen die ganze Nacht hindurch über das Haidenthal schalle und in dem er beim Heranschleichen unseren alten Bekannten, den Sechsender vom Einsprung, wiedererkannt habe.

Ich beschloß, diesem gelegentlich bald einmal auch meinen Besuch abzustatten, kam aber in der nächsten Woche nicht dazu.

Da traf mich eines Tages ein Bote jenes Forstmannes, welcher mir sagen ließ, wenn ich unseren Hirsch noch einmal sehen wolle, so möge ich bei ihm vorsprechen. Als ich, neugierig gemacht, eintraf, fand ich den stattlichen Kämpen lang hingestreckt, und wie war er zugerichtet! Ein von einem Geweih mit furchtbarer Gewalt geführter Stoß war ihm tief bis in die Eingeweide gedrungen, ein anderer saß zwischen Brust und Schulter und selbst auf dem Rücken waren Verletzungen wahrzunehmen, welche aussahen, als hätten Mutterthiere mit den Vorderläuften auf ihn eingeschlagen.

Offenbar war er damals, ein Fremdling, aus anderem Reviere eingesprungen, durch's Gebirg bis zur Grotenburg gezogen und schließlich, seine einsame Stellung an derselben verlassend, zum „Schafnacken“ (einer gegenüber liegenden Höhe, wo man ihn sterbend fand) hinübergewechselt, in ein fremdes Rudel gerathen und von diesem getödtet worden.

Unwillkürlich trat mir das Bild des von der sonnigen Haide im Drange der Leidenschaft zum dunklen Wald Einspringenden vor die Augen — jetzt lag er starr zu meinen Füßen, von seinem Verhängniß ereilt — ein Bild, das von Neuem die Parallele mit dem Geschick des Menschen herausforderte.

Ameisen als Leibwachen von Pflanzen.

Eine Betrachtung über Gegenseitigkeit in der Natur.

Von Carus Sterne.

Während die Blüthengewächse uns der Mehrzahl nach mit ihren theils durch Größe auffallenden, theils durch schöne Farben oder Düfte anziehenden Blumen- und Blüthenständen das stumme Geständniß machen, daß ihnen geflügelte Gäste, seien es nun Insecten oder Vögel, die ihre Honigquellen besuchen, sehr nützlich, oder nach der gewöhnlichen, bildlichen Redeweise „erwünscht“ sind, sehen wir sie alle möglichen Vorrichtungen entfalten, um ihre Blüthen vor den Besuchen ungeflügelter Gäste zu schützen. Die Einen wappnen sich mit Stacheln und steifen, nach abwärts gerichteten Borsten am Stengel, um den Raupen und Schnecken das Emporkriechen zu erschweren, Andere schützen sich durch klebrige Haare oder Leimringe unterhalb der Blüthe, wie die Pechnelke und viele ihrer Verwandten, um den Ameisen und kriechenden Mücken den Zugang zu verlegen, noch Andere umgeben ihre Blüthenstengel gar mit Wall und Graben, das heißt mit kleinen, von den Blättern gebildeten Wasserbecken, z. B. viele Bromeliaceen und unsere wilde Weberkarde; nur die ihre Blüthen aus dem Wasser hervorhebenden Pflanzen haben durchweg glatte, haar- und schutzlose Stengel, weil sie, durch den natürlichen Standort geschützt, nur wenige Besuche von ungeflügelten Thieren zu befürchten haben. Die meisten der hier angedeuteten Einrichtungen und noch viele andere ähnliche, wie z. B. die giftigen und stark riechenden Bestandtheile der Blätter, sind schon im vorigen Jahrhundert durch den Großvater Darwin's als Schutzmittel der Pflanzen gegen unerwünschte Gäste gedeutet worden, obwohl er noch nicht klar erkannt hatte, weshalb sie den einen Theil der Insecten anlocken und sich den andern vom Leibe halten. Dank den Untersuchungen späterer Forscher und namentlich denen seines großen Enkels, wissen wir nun, daß ihnen die geflügelten Gäste nützlich sind, weil sie meist von ihres Gleichen kommen, und den zur Erzielung kräftigen Samens erforderlichen Blumenstaub derselben als Dank für die ihnen gewährte Gastfreundschaft mitbringen (vergl. „Gartenlaube“ 1878, S. 50), während die ungeflügelten, vom Erdboden emporkriechenden Insecten wahllos jeden ihnen zugänglichen Stengel erklettern und daher nicht im Stande sind, den Blumen einen gleichen Dienst zu leisten.

Da nun die erwähnten Vorrichtungen offenbar am meisten gegen die nach Blumenhonig besonders lüsternen Ameisen gerichtet sind, so mußten gerechte Bewunderung die Beobachtungen mehrerer englischer und deutscher Naturforscher erregen, denen zufolge zahlreiche Pflanzen, namentlich Bäume, umgekehrt durch die an ihren Blättern oder Blattstielen befindlichen Honigdrüsen zahlreiche Ameisen anlocken, ohne daß ihnen das geringste Hinderniß in den Weg gestellt würde. Zuerst war es der treffliche englische Naturforscher Thomas Belt, der im vorigen Jahrzehnt bei einem längern Aufenthalte in Nicaragua eine Anzahl solcher Fälle studirte und bald erkannte, daß gewisse von dem dargebotenen Honig angelockte Ameisen den betreffenden Gewächsen als wachsamste Schutz- und Leibgarde dienen, um sie vor den Plünderungen anderer, viel schädlicherer Ameisen unter Aufbietung aller Kräfte und mit einem Patriotismus zu schützen, der ihnen alle Ehre macht.

Es giebt nämlich in diesen warmen Ländern eine Anzahl großer, das Laub der Bäume und niederer Gewächse stark bedrohender Ameisenarten. Die schlimmsten von ihnen sind die sogenannten Sauba- oder Blattschneiderameisen (Oecodoma cephalotes), deren Arbeiter die Bäume ersteigen und mit ihren scharfen scheerenartigen Kiefern Blattstiele und ganze Blätter so tief einkerben, daß sie das Blatt mit Leichtigkeit abreißen, worauf sie dasselbe entweder

fallen lassen, oder mit demselben, wie mit einem Sonnenschirm, hinabspazieren, wonach sie auch Tragameisen genannt werden.

Ein Reisender, Namens Lund, erzählt uns, daß er eines Tages unter einem Baume gestanden und mit Erstaunen beobachtet habe, wie die vollkommen frischen und grünen Blätter desselben trotz des stillen Wetters, einem Regen gleich, herabfielen. Bei genauerem Zusehen erkannte er dann, daß auf jedem Blattstiel eine Ameise saß und das Blatt abschnitt. Eine andere Scene spielte sich am Fuße des Baumes ab; der Boden war daselbst mit Ameisen bedeckt, welche die herabgefallenen Blätter sogleich in Stücke schnitten, um sie bequemer nach ihrem Neste bringen zu können. In weniger als einer Stunde ward das große Werk vor den Augen Lund's vollendet, und der Baum blieb völlig kahl zurück.

Ueber den Gebrauch, welchen die Blattschneiderameisen von den Blättern machen, ist man noch nicht völlig im Klaren. Der Naturforscher Bates glaubte, daß sie dieselben beim Wölben ihrer unterirdischen Gänge verwenden, um dieselben regendicht zu machen, während Belt meinte, sie zerrissen dieselben zu einer flockigen Masse, um kleine Pilze für ihre Ernährung darauf zu cultiviren.



Fig. 1. Rumph's Nest der schwarzen Ameise.

1/5 der natürlichen Größe.

Natürlich sind diese Tragameisen, welche auch Besuchs- oder Visitenameisen genannt werden, weil sie durch ihre unerwünschten Besuche oft die Hoffnungen der Gartenbesitzer zu Schanden machen, von den Ansiedlern ebenso gefürchtet wie verfolgt, und man zerstört ihre Nester, wo man sie findet. Am meisten haben in der Regel ausländische Bäume von ihnen zu leiden, denn die einheimischen haben sich, wie gesagt, vielfach Leibwachen von anderen Ameisen angeschafft, welche den Tragameisen einen Besuch der betreffenden Pflanzen verleiden. Es sind dies namentlich verschiedene Arten einer kleinen schwarzen Ameisengattung (Crematogaster), welche so winzig sind, daß man kaum begreift, wie sich die großen, wohlgepanzerten Besuchsameisen vor ihnen fürchten können. Und doch ist dem so. Der ausgezeichnete deutsche Naturforscher Fritz Müller in Blumenau (Südbrasilien) sah eines Morgens in seinem Garten, ehe noch die kleinen schwarzen Ameisen ihr Tagewerk begonnen hatten, die Tragameisen damit beschäftigt, die Blumen eines Kürbisgewächses (einer Luffa-Art) zu zerstückeln, als bald darauf, von den Honigdrüsen der Deckblätter angezogen, einige Crematogaster erschienen, worauf sofort, ohne allen Kampf, die Tragameisen abzogen, um nicht wiederzukehren. Die Ursache liegt wahrscheinlich in einem sehr schmerzhaften Stiche, den die ersteren austheilen können, und auch Sir John Lubbock sah eine Schaar beim Honigsammeln beschäftigter grauer Ameisen schleunigst die Flucht ergreifen, als einige winzige Crematogaster ihnen blos mit der gefährlichen Waffe ihres Hinterleibes drohten.

Es begreift sich unter diesen Umständen, daß viele südamerikanische Bäume sich ein förmliches stehendes Heer aus diesen kleinen Ameisen zu ihrem Schutze halten und ihnen dafür Wohnung, Speise und Trank bieten. Thomas Belt beobachtete dies z. B. bei der Ochsenhorn-Akazie (Acacia cornigera) in Nicaragua, auf deren Zweigen beständig Myriaden einer kleinen Ameise hin- und herlaufen, welche ihre Wohnung in den starken hohlen Dornen dieses Baumes finden, die wie kleine Ochsenhörner gestaltet sind. Die Blätter tragen sowohl an ihrer Basis wie an der Spitze honigabsondernde Drüsen, um dieses stehende Heer zu verpflegen.

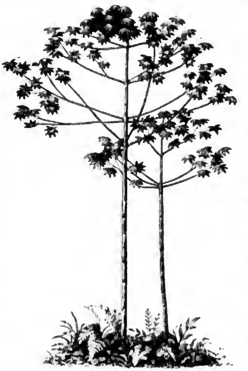


Fig. 2. Imbauba-Stämmchen.

1/50 der natürlichen Größe.

Uebrigens schützen dieselben die betreffenden Bäume und kleinere Pflanzen wahrscheinlich nicht blos gegen die Tragameisen, sondern auch gegen die Angriffe anderer Thiere, z. B. von Säugethieren, welche das Laub fressen möchten; wenigstens sah sich Belt eines Tages, als er eine Blume der auch in unseren Gärten beliebten Volkamerie (Clerodendron fragrans) abpflücken wollte, urplötzlich von einer Armee kleiner Ameisen angegriffen.

Von einem ganz ungewöhnlichen Interesse ist aber das Schutz- und Trutzbündniß zwischen dem eigentlichen Charakterbaum des wärmeren Amerikas, der Imbauba (Cecropia) (Fig. 2) und einer kleinen Ameisenart, die in den hohlen Stammgliedern dieses zu den Nesselgewächsen gehörigen Baumes wohnt. Ueberall, wo in den Urwäldern des wärmeren Südamerika, durch Abholzen oder Waldbrand, ein freies Plätzchen entstanden ist, schießt dieser schnellwachsende schlanke Baum, alles niedere Gestrüpp überragend, bis zu einer Höhe von zwanzig Metern und darüber empor. Man nennt ihn auch den Armleuchterbaum, weil der drehrunde, weiße Stamm zuerst in einer Höhe von zehn Metern und dann in regelmäßigen Abständen Astquirle von abnehmender Länge aussendet, die ihm das Aussehen eines Candelabers verleihen (Fig. 2), wobei jede Astspitze einen Strauß großer, langgestielter, tiefgelappter Blätter entfaltet, die auf der Unterseite mit einem schneeweißen Filze bedeckt sind. Schon Alexander von Humboldt hatte bemerkt, daß die einzelnen Abtheilungen, in welche der Stamm, ähnlich wie ein Bambusrohr, getheilt ist, stets von Ameisen bewohnt sind, und letzteren, denen er schuld gab, das Mark des Baumes zu verzehren, schrieb er es zu, daß der schöne, palmenähnliche Baum immer nur wenige große Blätter am Ende seiner Zweige trägt.

Genauer hatte sich Thomas Belt die Sache angesehen; er fand ebenfalls die hohlen Stammstücke regelmäßig von kleinen Ameisen bewohnt, auf deren Angriff man sich stets gefaßt machen muß, wenn man einen solchen Baum fällt, aber er hielt sie nicht mehr für schädliche, sondern im Gegentheil für höchst nützliche Einwohner, von denen er glaubte, daß sie vorzugsweise von Viehzucht lebten, da sie Heerden von Schildläusen züchteten. Uebrigens fand er drei verschiedene Arten viehzüchtender Ameisen in diesen Bäumen, derart jedoch, daß ebenso wie bei der Ochsenhorn-Akazie nie mehr als eine dieser Arten denselben Baum bewohnte. Noch genauere und höchst überraschende Aufklärungen über das hier obwaltende Bündniß von Baum und Thier hat sodann Fritz Müller vor zwei Jahren an den Schreiber dieser Zeilen gelangen lassen, und aus seinen in einem wissenschaftlichen Journale veröffentlichten Mittheilungen geben wir im Folgenden die merkwürdigsten Einzelnheiten wieder.

Wie Belt in Nicaragua, so fand Fritz Müller auch in Südbrasilien die von Natur hohlen und nicht etwa erst von den Thieren ausgehöhlten Stengelglieder der älteren Stämme stets von einer einzigen, Schildläuse züchtenden Art bewohnt, die als die Azteken-Ameise (Azteka instabilis) bestimmt wurde. Daß diese Ameisen dem Baume nützlich und nicht, wie Humboldt meinte, schädlich sind, ergab die Beobachtung junger, noch nicht von einem stehenden Aztekenheer beschützter Stämme, deren Triebe und Blätter häufig durch Tragameisen und Rüsselkäfer zerstört werden, während sich letztere Thiere niemals an von Azteken besetzte Stämme wagten. Belt's Beobachtungen hatten im Dunkeln

gelassen, einmal, wie die Ameisen in die Hohlräume hinein gelangten, und zweitens, wie sie in jenen Kammern die Annäherung der Feinde vernehmen sollten, wenn sie von Viehzucht lebten und nicht ihrer Ernährung wegen die gefährdeten Blätter selbst aufsuchten. Dr. Fritz Müller fand nun, daß die Imbauba am Grunde jedes Blattstieles ein aus dichtgedrängten Haaren bestehendes und sich später rehbraun färbendes Polster von sammetartiger Beschaffenheit entwickelt, aus welchem fortdauernd kleine ei- oder birnförmige, harte, milchweiße Kölbchen von Millimeter Länge wie die Spargelpfeifen hervorwachsen (Fig. 4, F) und von den Ameisen eingeerntet und in ihre Kammern getragen werden, um ihnen als Nahrung zu dienen. Ob man diese anscheinend sehr nahrhaften Kölbchen, deren jedes Polster sechszig bis hundert Stück erzeugt, als Drüsen- oder andere Gebilde auffassen muß, bleibt vor der Hand dunkel, sicher werden die Ameisen durch diese ihnen von dem Baume angebotenen Fruchtbeete zu derjenigen Stelle hingelockt, wo ihm ihr Schutz am nöthigsten ist, nämlich an die Basis der Blattstiele.



Fig. 3. **Rumph's „rothes Mierennest".** Mit Blüthen und in 1/5 der natürlichen Größe.

Aber fast noch merkwürdiger ist eine andere Beobachtung F. Müller's, daß nämlich der Baum von vornherein seinen werthen und unentbehrlichen Gästen eine bequeme Eintrittspforte in seine Gemächer bereit hält. Senkrecht über der Knospe des nächstunteren Blattes befindet sich nämlich auf jeder Stammabtheilung ein von außen deutlich sichtbares Grübchen, welches, wie der Querschnitt (Fig. 4, A) zeigt, eine beträchtlich verdünnte Stelle der Wandung bezeichnet. An dieser Stelle schlüpft das junge befruchtete Weibchen, welches die Königin der künftigen Colonie wird, durch ein kleines von ihr genagtes Loch, welches sich durch Wucherung des Zellgewebes alsbald wieder völlig schließt (Fig. 4, B und D), hinein und legt dort, sicher vor der Verfolgung anderer Thiere, ihre Eier ab, aus denen sich die künftige Colonie entwickelt. Aber damit sind die Vorkehrungen des Baumes für seine Gäste noch nicht beendet. Das wuchernde Gewebe, welches die Oeffnung wie ein Pfropf von innen schließt (Fig. 4, C G), giebt eine saftige Nahrung für die eingeschlossene Königin, welche sie während ihrer Gefangenschaft verzehrt, und dadurch ihren Nachkommen das Wiedereröffnen der geschlossenen Pforte (Fig. 4, F) erleichtert. Nur in solchen Fällen, wo die Königin, wie dies häufig geschieht, durch einen Schlupfwespenstich den Todeskeim mitbrachte und in der Kammer stirbt, findet man nachher die bald glatte, bald blumenkohlartig krause Wucherung unverzehrt vor. Wahrscheinlich bietet ihr übrigens die innere Wandung der Kammer in losen, weichen Zellenmassen noch weitere Nahrung.

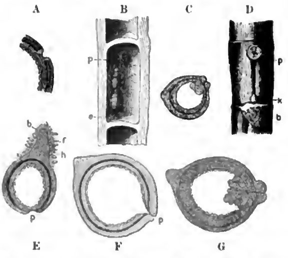


Fig. 4. **Längs- und Querschnitte von Imbauba-Zweigen.** (Natürliche Größe.)

A Querschnitt der Wandung mit dem Grübchen.
B Längsschnitt der von einer Königin bewohnten Kammer. p Grübchen. e Ameiseneier.
D Bewohntes Stengelstück. p Verschlußstelle der Eintrittsöffnung. k Knospe. b Blattstielnarbe.
C E F G Querschnitte durch die Kammer, um Grübchen, Wucherungen und Wiedereröffnung der Einbruchsstelle (p) zu zeigen. Fig. E zeigt außerdem das Haarpolster (h) am Grunde des Blattstiels (b) mit den zur Nahrung der Ameisen dienenden Kölbchen (f).

Uebrigens kannte man seit lange auch aus der alten Welt einige Beispiele solcher vollendeten Anpassungen zwischen Ameisen und Pflanzen, die mit einer derartigen Umgestaltung der letzteren durch die ersteren verbunden waren, daß sie der Volksmund einfach als „lebende Ameisennester" bezeichnete. Der treffliche Naturbeobachter G. E. Rumph aus Hanau, der gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in holländischen Diensten Gouverneur von Amboina war, giebt in seinem siebenbändigen Werke über die Pflanzen jener ostindischen Insel Abbildung und Beschreibung zweier Pflanzen, die als Schmarotzer auf den Aesten dortiger Wald- und Gartenbäume mit rissiger Rinde wachsen, und von den Malayen Ruma sumot, das heißt „lebendes Ameisennest", genannt werden. Rumph unterschied bereits zwei verschiedene Arten dieser Pflanzen, die er, da in der einen rothe und in der andern schwarze Ameisen wohnen, als das „swarte und roode Mierennest" bezeichnete. Es sind, wie man aus unseren Figuren 1 und 3 ersieht, knollige Gebilde, die das Aussehen großer fleckiger Kartoffeln oder grüner runzliger Citronen haben, aus denen oben ein Schopf grüner Blattzweige und Blüthen herauswächst, während unten eine Anzahl von Oeffnungen in das ganz von labyrinthischen Gängen und Zellen durchhöhlte und von den Ameisen bewohnte Innere der Knolle führt. Spätere Untersuchungen zeigten, daß diese Ameisenpflanzen zu den Cinchonaceen gehören, weiße trichterförmige, vierlappige Blüthen mit vier Staubgefäßen, im Bau den Blüthen unseres Waldmeisters ähnlich, entwickeln und Beeren tragen, die zwei oder vier harte Samen enthalten. Man hat sie Myrmecodia und Hydnophytum getauft.

Die sonderbare Erscheinung eines Blüthen und Früchte tragenden Ameisennestes regte natürlich die Phantasie mächtig an, und es ist ergötzlich zu lesen, wie sich Rumphius das Gebilde als ein wirkliches Knospen treibendes Ameisennest vorstellte, als einen Zoophyten, der, wie er sagt, nicht aus Samen entstehe und weder Vater noch Mutter besitze. In neuerer Zeit sind diese seltsamen Pflanzen von dem Naturforscher der Challenger-Expedition Moseley von Neuem untersucht und beschrieben worden; auch dieser fand keine älteren Exemplare vor, die nicht von Ameisen bewohnt gewesen wären, sodaß es wirklich den Anschein gewinnt, als ob diese Pflanzen ohne Ameisen gar nicht leben könnten. Sobald die jungen Schmarotzerpflanzen auf den Aesten der Bäume aufkeimen, veranlassen die Ameisen durch ihre Bisse am Stengelgrunde eine knollenähnliche Wucherung, durch welche der von Natur schlanke Stengel zu einer kugeligen Masse aufschwillt, die manchmal größer als ein Menschenkopf wird. Wahrscheinlich bewirken die fortgesetzten Reizungen der im Innern dieser Anschwellung Gänge und Zellen aushöhlenden Ameisen ein fortdauerndes Wachsthum derselben, und das Merkwürdigste bleibt, daß das Gewächs durch diese nach allen Richtungen in seinem Stamme vor sich gehende Minirarbeit nichts an Lebenskraft einbüßt, vielmehr oben lustig blüht und Früchte reift. Wahrscheinlich ist dies dem Umstande zu danken, daß die Ameisen, abgesehen von ihren dicht über den Wurzeln angebrachten Eingängen, die Rindenschichten, welche hauptsächlich den Saft leiten, sorgsam schonen, sodaß das Gewächs etwa einer üppig grünenden hohlen Weide zu vergleichen ist, in deren Höhlung sich allerhand Thiere eingenistet haben. Doch bleiben hier die Zwischenwandungen des Nestes saftig und lebendig.

Ohne Zweifel schützen die Ameisen ihre grünenden Nester gegen alle weiteren Angriffe von Thieren, sodaß dieselben gar nicht mehr ohne diese ständige Leibwache bestehen können und sich vollkommen daran gewöhnt haben, ihr Wohnung zu bieten. Ihre Nahrung mögen

die Ameisen auf den Bäumen finden, welche diese Pflanzen in den Astgabeln tragen. Merkwürdig ist, daß eine Art der letzteren (Myrmecodia armata) trotz dieser Leibwache noch nöthig gehabt hat, ihre Knolle mit stachelartigen Auswüchsen zu schützen. Die andern Arten sind indessen unbewaffnet.

Es kann uns nicht Wunder nehmen, daß man in wärmeren Ländern den Schutz, welchen gewisse Ameisenarten bestimmten Pflanzen gewähren, allgemeiner erkannt hat, als bei uns, sodaß die Gärtner dieselben, statt sie, wie bei uns, zu verfolgen, vielmehr in ihren Baumgärten einzubürgern suchen. Im vorigen Jahre theilte Dr. C. J. McGowan mit, daß die Chinesen seit uralten Zeiten die Gewohnheit haben, ihre Orangerien mit gewissen Ameisen zu bevölkern, die sie aus den Berggegenden holen, weil diese Ameisen alles andere Ungeziefer von den Orangen fern halten. Die einzelnen Bäume werden zu diesem Zwecke im obern Astwerk durch Bambusstäbe mit einander verbunden, die den Ameisen als bequeme Brücken von dem einen zum andern Stamm dienen, und dieser Gebrauch ließ sich in der gärtnerischen Literatur Chinas bis zum Jahre 1640 zurück verfolgen, ist aber wahrscheinlich viel älter, da unsere Citronen, Pomeranzen und Apfelsinen aus Indien und China stammen und daselbst seit uralten Zeiten cultivirt wurden.

Auch in Indien und auf Ceylon kennt man diese gärtnerische Benutzung gewisser Ameisenarten sehr wohl, und als vor längeren Jahren die Kaffeeplantagen von Ceylon durch die Kaffeeschildlaus verwüstet wurden, suchte man diesem Uebel durch die Einführung einer rothen Ameise ein Ziel zu setzen, mußte jedoch, wie Tennen in seiner „Naturgeschichte von Ceylon" berichtet, davon wieder Abstand nehmen, weil die Ameisen auch den in den Plantagen arbeitenden malabarischen Kulis den Eintritt nicht verstatten wollten und sie mit ihren bösartigen Angriffen verfolgten. Es sind für diesen Zweck allzu eifrige Wächter.

Auch unsere europäischen Gewächse zeigen vielfach honigabsondernde Drüsen an Blättern und Blattstielen, so z. B. verschiedene Pappelarten, viele Angehörige des Prunus-Geschlechtes, zu dem unsere Kirschen, Pflaumen, Aprikosen &c. gehören, und Andere. Hierbei fällt nun auf, daß bei vielen dieser Pflanzen, z. B. bei den Pappeln, nur die ersten Blätter Honigdrüsen entwickeln, die dann eifrig von den Ameisen besucht werden, und daß die Honigdrüsen alsbald versiegen, wenn das Blatt soweit herangewachsen ist, daß es keine verlockende Nahrung mehr darbietet. So entwickelt auch der in unseren Wäldern und auf unfruchtbaren Triften wuchernde Adlerfarn nur an der Basis seiner jungen Wedel Honigdrüsen, die eifrig von den einheimischen Ameisen ausgebeutet werden.

Alles das deutet darauf hin, daß auch diese Drüsen dazu dienen könnten, gewisse honigliebende Ameisen zum Schutze des jungen Laubes heranzulocken, obwohl bei uns, abgesehen von den Raupen, keine ernstlichen Bedrohungen vorkommen. Allein man darf nicht vergessen, daß diese Pflanzen zum Theil aus fernen Ländern stammen, und daß auch in unseren Breiten ehemals nahe Verwandte der oben geschilderten Blattschneiderameisen gelebt haben, wie ihre fossilen Reste in den Schichten der jüngsten Tertiärzeit beweisen. Die Honigdrüsen der jungen Blätter verschiedener unserer Straßen- und Gartenbäume sind daher wahrscheinlich Erbschaften aus Zeiten und aus Gegenden, in denen auch diese Bäume solcher Ameisenleibwachen zu ihrem Schutze bedurften.

In der That konnte Fritz Müller feststellen, daß der auch in Brasilien vorkommende Adlerfarn dort sehr stark den Angriffen der Blattschneiderameisen ausgesetzt ist, daß letztere aber gewöhnlich durch die oben erwähnten kleinen schwarzen Ameisen verjagt werden, welche den honigabsondernden Drüsen nachgehen. Man ersieht daraus, daß dort zum wenigsten der Adlerfarn nicht wohl ohne solche Drüsen den Angriffen widerstehen könnte. Alle diese Thatsachen sind nur im Lichte der Entwickelungslehre verständlich, von der einzelne naive Leute, die mit dem Geiste der heutigen Naturforschung keine Fühlung haben, vermeinen, sie habe sich bereits überlebt, während die arbeitenden Naturforscher unserer Tage fast ohne Ausnahme überzeugte Anhänger derselben sind.

Zwei Brüder.

Von Dr. A. Bernstein.

Gleich Frühlingssonnenstrahlen eine dunstige Atmosphäre durchbrechend, leuchten die Standbilder der zwei Brüder Wilhelm und Alexander von Humboldt mitten in den verdüsternden Geist der gegenwärtigen Reaction hinein. Sie machen die Trübung nur erkennbarer, aber sie verbürgen zugleich ein Aufstreben aller lichten Geisteskeime, die in edlen Zeiten in das Volksbewußtsein ausgestreut wurden. Sie waren im ersten Viertel unseres Jahrhunderts Geisterpropheten der lichteren Zukunft; sie sind im letzten Viertel unseres Jahrhunderts eine Bürgschaft, daß es nicht dahinschwinden wird, ohne die Saat frisch zu beleben, die trotz der Hetze der herrschenden Verdüsterung in aller Stille fortkeimt.

Wenn man das geistige Schaffen der zwei Brüder betrachtet, so könnte es scheinen, als ob es gar nicht gleichem Stamme entwachsen. Ihre Leistungen stehen einander so fern, als wären sie von verschiedenen Trieben geleitet. Aber im tieferen Einblick ihres Strebens wird jedem Denkenden die Harmonie klar, welche ihrem gegenseitigen Forschen zu Grunde lag. Der Mensch als edelstes Product der Natur kann nur richtig erkannt werden in seinem Zusammenhange mit den kosmischen Weltgesetzen. Und der Kosmos gelangt erst zur Selbsterkenntniß durch den Menschengeist.

Die Natur in ihren ewigen Gesetzen ist bewußtlos. Die Sonne weiß nicht, daß ihre Anziehungskraft eine Planetenwelt regiert. Sie weiß nicht, daß ihr Licht Leben spendet in weitem Umkreise. Sie weiß nicht, daß ihre Wärme auf der Erdoberfläche eine unzählbare Pflanzenwelt, eine ihres Seins bewußte Thierwelt und eine von Geistesthätigkeit bewegte Menschenwelt erst ermöglicht. Und der Mensch, so lange er die Gesetze des Weltalls nicht erkannte, betete die Sonne, die unbewußte Natur, an. Erst in der Erkenntniß der kosmischen Gesetze begann der Geist der Menschen Wahrheit von Irrthum und Dichtung zu unterscheiden. Erst in dem edelsten ihrer Wesen gelangt die Natur zur Selbsterkenntniß. Der Kosmos und der Mensch, sie sind durch die Geisteskreise der Erkenntniß mit einander verbunden. Sie bilden in ewiger Kraft und in stets aufstrebendem Geiste eine Verbrüderung der Weltharmonie.

Ein mächtiger Einfluß dieser Harmonie war es auch, welcher die zwei Brüder als Führer der Erkenntniß auf anscheinend verschiedenen Bahnen der Forschung geleitet hat. Wie Wilhelm von Humboldt die Entwickelungsgeschichte des Menschengeistes in dem Höchsten seiner Begabung, in der Menschensprache aufsuchte, so suchte Alexander von Humboldt die Urkraft der Naturgesetze zu ergründen, in der sich erst der Menschengeist entwickeln konnte. Beide Erkenntnißquellen stehen in einer engen Verbrüderung, beide im Zusammenhang ergänzen einander. Wenn man auch nirgends die Gemeinschaft ihrer Arbeiten nachweisen kann, die Ergebnisse weisen auf den Einheitssinn hin, dem ihr Geist entsprossen war.

Welch glücklicher Leitstern aber war es, der gemeinsam über den Häuptern der zwei Brüder schwebte?

Es war der Geist der edelsten Zeit des deutschen Vaterlandes! Es war der Geist der Lichtung und Aufklärung, der sich in den Heroen der deutschen Literatur erhob. Es war der Geist, der die Nation auf das Einheitsideal vorbereitete, dem wir noch jetzt entgegenstreben. Es war Schiller und sein Idealismus, der Wilhelm's Geist auf's Tiefste anzog und ihn künstlerisch und forschend anregte. Es war Goethe und sein Realismus, der dem Geiste Alexander's die reale Richtung anwies. Die zwei Brüder, denen jetzt Standbilder in der nationalen Hauptstadt des deutschen Reiches errichtet worden sind, sie sind Vorbilder des wissenschaftlichen deutschen Lebens, wie Schiller und Goethe die Dioskuren der deutschen Kunst waren.

Aber ein noch höherer Genius, der den Menschengeschlechtern in der Jugend ihrer Culturblüthe nur einmal zu erscheinen pflegt, um ihrer edlen Entwickelung für spätere Epochen, gleich einer Offenbarung vorzuleuchten, strahlte in den Jugendjahren beider

Brüder heller als jemals auf. Es war der Genius der Humanität, der Genius der Aufklärung der Geister, der Genius treuer Menschenliebe, der Genius, der den Volksgeist mit idealem Streben erfüllte; dieser Genius war es, der damals hellaufstrahlend in die bescheidenen Wohnstätten der beiden Heroen der Kunst und der Literatur in Weimar und in Jena hineinleuchtete. Dieser Genius schwebte über den reinsten Jugendjahren der beiden Brüder. Er blieb ihnen auch bis an das Ende ihres Daseins treu, und er leuchtet auch noch heutigen Tages aus den edlen Gestalten hervor, welche zu ihrer Verehrung aufgerichtet worden sind. Dieser Genius einigt sie, wenn auch jeder von ihnen in Studien und Schöpfungen seinen eigenen und eigenthümlichen Neigungen folgte.

Zwei Brüder, stehen sie heute vor einem und demselben der Geistesbildung gewidmeten Institut. Die Universität der Hauptstadt des deutschen Reiches ist der rechte Platz für Beide. Sie haben beide dem universalen Wissen gelebt. Das Universale der Sprachgesetze des menschlichen Geistes hat Wilhelm zu einer wissenschaftlichen Forschung erhoben, die seit seinem Wirken sich glücklich fortentwickelt hat. Das Universale der Naturgesetze hat in Alexander's Studien den Schwerpunkt all seines Forschens ausgemacht. Das Universum hat er stets in seinem weit ausgebreiteten Wissen zu einen versucht, dem von den Schlacken des Vorurtheils befreiten gesunden Menschengeist hat er die Millionen und millionenfachen Erscheinungen der Natur faßlich dargestellt. Der Kosmos war sein Jugendideal, und der Kosmos wurde das letzte Lieblingswerk seines hohen Alters.

Die Stätte des universalen Wissens, vor dem die zwei Brüder ihre rechte Stelle gefunden, sie ist die Pflanzschule unserer heranwachsenden Jugend, die im nächsten Wechsel der Jahrhunderte dereinst berufen sein wird, das Wissen hinauszutragen in kommende Geschlechter. — Mögen die Standbilder sie mahnen, demselben Geist der Humanität, der Aufklärung und des Wissens stets zu huldigen, in welchem diese edelsten Vorbilder für alle Zeiten geschmückt dastehen!

Aus der Lebensgeschichte der zwei Brüder wollen wir nur dasjenige hervorheben, was zum Verständniß ihrer geistigen Entwickelung nöthig ist. Sie waren die Söhne des im Dienste des Königs von Preußen stehenden Kammerherrn von Humboldt, der seinen Stammsitz in Tegel bei Berlin hatte. Den Vater verloren sie schon während ihres Knabenalters, die Mutter wachte jedoch mit liebender Sorgfalt über die Ausbildung der zwei Söhne, die von den vorzüglichsten Lehrern ihrer Zeit den Unterricht empfingen. Der freisinnige Pädagoge Joachim Heinrich Campe, dessen Schriften für die Jugend noch immer ein edles Muster von sittlicher und humaner Bildung sind, war der früheste Lehrer derselben. In Naturwissenschaft und Mathematik war der Physiker Professor Fischer ihr Lehrer. In die Pflanzenkunde weihte sie der später wissenschaftlich hervorragende Kunth ein. Während sie in Sprachen, Ethik und Aesthetik von J. G. Engel unterrichtet wurden, war der freisinnige Theologe Dohm ihr Lehrer in Geschichte und Religion. So wurden sie durch einen ausgezeichneten Privatunterricht soweit herausgebildet, daß sie in frühen Jünglingsjahren die Universität in Frankfurt an der Oder beziehen konnten.

Wilhelm, der ältere der zwei Brüder, im Jahre 1767 geboren, widmete sich mit großer Vorliebe dem Studium der Rechtswissenschaft, trieb jedoch sowohl in Frankfurt wie später auf der Universität in Göttingen Alterthumskunde, Aesthetik und Kant'sche Philosophie. Er verfolgte den Lebensplan, dereinst in den Staatsdienst einzutreten. Alexander, im Jahre 1769 geboren, nahm sofort eine realere Richtung des Geistes an. Auch er bezog nach einem Jahr des Studiums in Frankfurt, im Alter von zwanzig Jahren die Universität Göttingen, woselbst er sich zwar mit dem Studium der griechischen Sprache befaßte, sich aber doch der Technologie — dieser damals noch sehr unentwickelten Kunst, die Naturkenntniß zur Förderung der Gewerbe zu verwenden — mit ganz besonderem Interesse hingab. Die naturhistorischen Forschungen hatten damals in Göttingen vorzügliche Vertreter, unter denen sich Blumenbach, Gmelin und Lichtenberg rühmlich auszeichneten, deren Achtung er sich schnell erwarb.

Von hier ab scheiden sich die Bildungswege der beiden Brüder, sodaß wir jeden derselben in seinen Einzelzügen verfolgen und bis zur Höhe ihrer Entwickelung begleiten müssen.

Dem älteren Wilhelm war ein tief innerliches Wesen eigen, das sich der Dichtkunst und Philosophie zugeneigt fühlte. Später machte er die Entstehung und Entwickelung der menschlichen Sprachen zum Gegenstand seiner hauptsächlichen Forschungen. Er war noch sehr jung, als er zum Referendar im Kammergericht zu Berlin ernannt wurde. Das Rechtsinstitut, das sich damals zur höchsten Blüthe seines Ruhmes, der Unabhängigkeit des Richterstandes, erhoben hatte, besaß einen hohen Reiz in der Seele des jungen, ernsten Mannes. Bald jedoch erkannte er, daß seinem nach allgemeinerem humanem Wissen strebenden Geiste die strikte Rechtsform nicht genüge. Er entsagte deshalb dem Staatsdienst, um seinem inneren Zuge nach freier Entfaltung Folge leisten zu können.

Er ging nach Erfurt, Jena und Weimar, und schloß sich hier innig den großen Freidenkern Fr. August Wolf, Goethe, Schiller, Georg Forster und den beiden Brüdern Schlegel an. Ein noch innigeres Verhältniß verband ihn sodann mit Schiller, nachdem er sich mit einer Freundin der Gattin Schiller's vermählte.

Aus dieser Zeit stammt ein Briefwechsel Schiller's mit Wilhelm von Humboldt, der den schönsten Stempel ihres freien edlen Geistes an sich trägt und namentlich zur Kenntniß des Idealismus Schiller's eine Grundquelle bildet.

So vergingen ihm denn zwölf Jahre seines Jugend- und Manneslebens in fortgesetzter Selbstbildung. Nunmehr erst, im Jahre 1802, trat er wieder in den Staatsdienst und ging als Ministerresident Preußens nach Rom.

Obwohl ihn die ewige Stadt in ihrer weltgeschichtlichen Wandelung und Entwickelung ungemein anzog, beschäftigte ihn dennoch der nimmer gestillte Zug zur Selbstbildung und trieb ihn an, die alten Sprachen der Basken zu studiren, um die Gesetze der Sprachentwickelung zu erforschen. Sein tiefer Lebensernst und die gewissenhafte Erfüllung seines Amtes bewirkten es, daß der Staatskanzler ihn im Jahre 1809 nach Berlin berief, um ihm eine einflußreiche Stellung im Ministerium des Innern anzuvertrauen und ihm sodann die Direction der Unterrichtsangelegenheiten in Preußen zu übertragen.

Der Druck der Fremdherrschaft und des Despotismus des Eroberers Napoleon lastete damals mit ganz besonderer Schwere auf dem preußischen Staate. Stein, der ideale Befreier, war auf Befehl des Despoten aus dem Staatsdienste entfernt worden. Wilhelm von Humboldt war kein Politiker in dem üblichen Sinne dieses vieldeutigen Wortes, aber er war erfüllt von der Ueberzeugung, daß nur in einer Reform des Volkslebens und einer Entwickelung im Geiste eines freien und bildenden Jugendunterrichts die dereinstige Quelle der Befreiung liege. Im Verein mit allen stillen Verehrern Stein's und all den Freunden eines entwickelten freien Volkslebens entwarf er den Plan, die Volksschule ganz nach dem Systeme Pestalozzi's einzurichten. Mit Nachhülfe von Fr. August Wolf erhob er das Gymnasialwesen und wies ihm die einflußreiche Stellung an, die es auf die höhere Jugendbildung ausübt. Die frühere Bevorzugung des Adels und den abgelebten Geist der Ritterakademien wies er weit von sich ab. Er erkannte mit edlem freiem Scharfblicke, daß in der Mitte des neu zu errichtenden Staatswesens eine Belebung der Wissenschaften unumgänglich sei, weshalb er auch allen Bedenken gegen eine Verlegung der Universität von Frankfurt an der Oder nach Berlin entsagte und für die Herstellung dieser im neuen Geiste auflebenden Universität mit aller Energie eintrat. Die Universität, vor welcher jetzt sein Standbild errichtet worden ist, ist hauptsächlich sein eigenstes Werk. Zur Förderung des neuen Geistes setzte er die Berufung ausgezeichneter Männer durch, die den Geist derselben erhöhte. Fichte, Fr. August Wolf, Schleiermacher und Böckh verliehen der Hochschule einen Glanz, den auch die Reaction der späteren Jahre nicht verlöschen konnte. Nicht minder verdankt ihm auch Preußen die Anregung des ersten Turnunterrichts, der freilich später wiederum unter Bann gethan wurde.

Auf all dies ideale freie Wirken des ernsten Mannes blickten indessen die alten Reactionsparteien, die ihren Einfluß am Hofe gefährdet sahen, mit tiefem Unbehagen. Auch Hardenberg konnte sich der Einwirkung dieser Parteien nicht ganz entziehen. Sie drangen darauf, Wilhelm von Humboldt aus seiner Amtsthätigkeit zu entfernen. Es blieb für Hardenberg kein anderer Ausweg, als durch einen Gesandtschaftsposten in Wien das Wirken des freien Mannes zu unterbrechen.

Ebenso wenig wie Wilhelm von Humboldt ein Politiker im

gewöhnlichen Sinne des Wortes war, ebenso wenig war er ein Diplomat, der in Lügen und Intriguen und im Spioniren übliche Tagesdienste zu leisten vermochte. Er nahm den Posten an, um in ernstem Streben die Wiener Politik zur Verbesserung der deutschen Verhältnisse zu leiten. Er trat mit den Rheinbundesfürsten in ernste Unterhandlungen, die freilich vergeblich waren. Aber er harrte aus, bis die Jahre der Befreiung anbrachen und der erste Pariser Friede ihm Gelegenheit bot, seinem Walten einen Boden der Verwirklichung zu schaffen. Mit hohen Hoffnungen erfüllte ihn seine spätere Berufung zum Wiener Congresse. Aber die hinter seinem Rücken mit Rußland angezettelte heilige Allianz zertrümmerte alle seine Bemühungen und Pläne. Die russische Partei erklärte ihn für einen „gefährlichen Mann", und der schwache Hardenberg wußte sich nach Herstellung des deutschen Bundes des Genossen Stein's zu entledigen. Er sandte ihn als preußischen Gesandten nach London.

Noch einmal tauchte die Hoffnung in dem edlen Manne auf, dem Reactionsgelüste in Preußen entgegen zu wirken. Er wurde wiederum in den inneren Staatsdienst berufen und hegte den Plan, mit seinen freisinnigen Collegen im Ministerium einen gesunden Verfassungszustand in Preußen herzustellen.

Als es jedoch im Jahre 1819 dem Feind jeder Freiheit in Preußen, dem österreichischen allmächtigen Metternich, gelang, auf dem Karlsbader Congreß Preußen in die Schlingen der Reaction einzufangen, da nahm Wilhelm von Humboldt im Verein mit den freisinnigen Genossen Boyen, Grolmann und Beyme für immer seinen Abschied aus dem Staatsdienst und lebte fortan in seinem Schlosse Tegel bis zu seinem Tode der Freiheit seiner Wissenschaft.

Wilhelm von Humboldt war kein Beamter, der im Staube seiner Acten sein subjectives Wesen aufgehen ließ. Er blieb trotz all seiner amtlichen Arbeiten ein nach stets weiterer Erkenntniß strebender Gelehrter. Aber dieser innere Durst nach eigener Erkenntniß war so stark in ihm, daß all die Massen seiner gelehrten Arbeiten den Charakter von subjectiven Studien an sich tragen, die zwar als Studienquellen höchst werthvoll, aber in ihrer jetzigen Form keineswegs leicht faßlich sind. Nur seine schönwissenschaftlichen Arbeiten, Gedichte und Betrachtungen literarischer Producte sind genußreich und tragen die Anmuth seiner hohen Muster, denen er nachstrebte.

Seine Sprachstudien und namentlich seine geistreichen Untersuchungen über die Entstehung der menschlichen Sprachen und deren grammatischer Gesetze, die er in sehr umfangreichen Werken niedergelegt, bedürfen des systematischen Zusammenhanges, um selbst den Gelehrten dieses schwierigen Faches gemeinfaßlich zu werden. Sie sind ein reicher Schatz, dessen Gold in großartigen Gesichtspunkten von hoher Tragweite noch sorgsam nachgegraben und geläutert werden muß.

Nach anderer, aber nicht minder edler Richtung war der Geistesgang des jüngeren Bruders, Alexander's von Humboldt, gewendet.

Nicht minder wie der ältere Bruder empfand er das Bedürfniß, sich im Kreise der Heroen der deutschen Literatur eine Erhebung für seine von Humanität erfüllte Seele zu suchen; aber seinem Geiste genügte nicht die innere Selbstschau und die Untersuchung der Probleme des menschlichen Seelenvermögens. Sein Blick richtete sich auf die Außenwelt und deren Kräfte, die den Organismus des Weltbaues bilden. Er wendete sich frühzeitig, bereits im zwanzigsten Lebensjahre, dem Studium der Gesteinswelt zu und veröffentlichte Einzelnheiten seiner Forschungen und Beobachtungen in den heimathlichen Gebirgen. Wenige Jahre darauf trat er in die Bergakademie in Freiberg ein. Bald darauf erwarb er sich ein so hohes Ansehen unter seinen Genossen, zu welchen auch Leopold von Buch gehörte, und bei seinen Vorgesetzten, daß er zum Bergassessor ernannt wurde. Schon im Alter von dreiundzwanzig Jahren nahm er die Stellung eines Oberbergmeisters am Fichtelgebirge in den fränkischen Fürstenthümern an und gab wissenschaftliche Arbeiten sowohl über die Entstehung der von ihm untersuchten Gebirgswelt, wie über die chemische Beschaffenheit der Gesteine und der Gase in den Höhlen derselben heraus.

Im Jahre 1792 erhielt er, während eines vorübergehenden Aufenthaltes in Wien, Kunde von der Entdeckung Galvani's über den in den thierischen Muskeln auftretenden elektrischen Strom; sofort beschäftigte er sich mit Untersuchungen und Beobachtungen dieses damals noch völlig neuen Phänomens und sammelte Materialien zur Erkenntniß desselben, die er später in zwei Bänden veröffentlichte: über die in der Elektricität erkennbaren Momente des „Lebensprocesses in der Thier- und Pflanzenwelt". Wie scharf sein Einblick in diesen tief verborgenen Proceß schon damals war, das bekundet die Thatsache, daß man noch jetzt seine Bemerkungen als fundamentale Grundsätze der weit hinaus entwickelten Wissenschaft werthzuschätzen allen Grund hat.

Im Jahre 1796 starb die edle Mutter der beiden Brüder. In der Seele Alexander's reifte nunmehr der heiße Wunsch, die Erde in all ihren Welttheilen und Zonen, forschend nach den Gesetzen und Erscheinungen der Natur, kennen zu lernen. Die hohe Begeisterung des siebenundzwanzigjährigen Gelehrten, der sich bereits durch persönliche Verbindungen mit den berühmtesten Gelehrten in England und in Frankreich die höchste Achtung erworben hatte, gewann ihm allenthalben die lebhafteste Theilnahme. Er bereitete sich zur Beobachtung der Natur und zu geographischen Messungen auf seinen Reisen in gewissenhaftester Weise vor, und trieb praktische Astronomie, nachdem er sein Amt niedergelegt, um sich ganz seinen Lebenszielen widmen zu können.

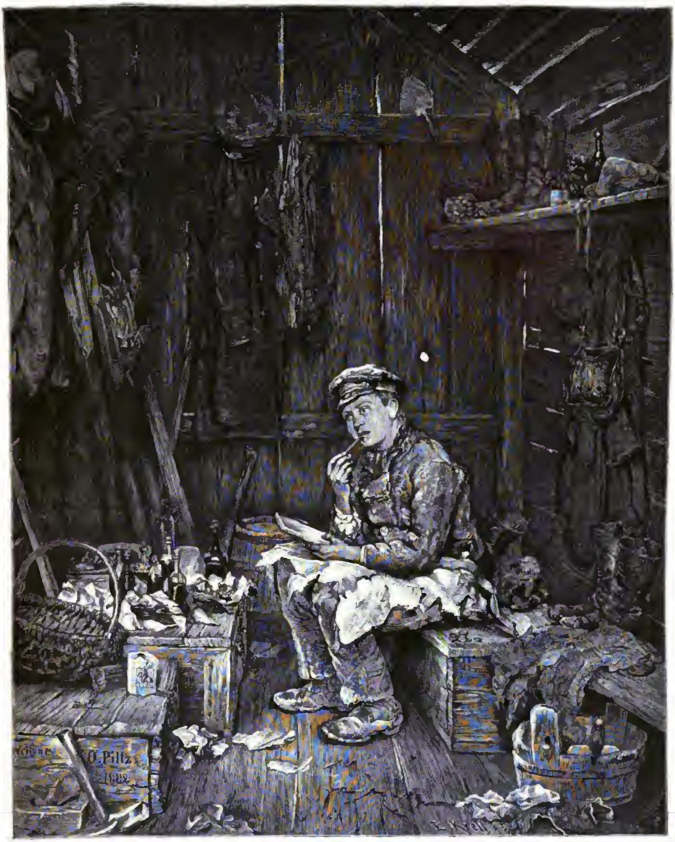
Im Jahre 1797 begab er sich wiederum nach Jena, um im Umgang mit Goethe und Schiller seinem idealen Zuge ein Genüge zu verschaffen. Zugleich legte er sich jetzt ernstlich auf Anatomie, um die Thierwelt in fremden Zonen mit dem Verständniß des Fachmannes studiren zu können. Sodann trat er eine Reise nach Italien an, um die Vulcane in ihrer Thätigkeit zu beobachten, und verlebte darauf einsam den Winter mit Leopold von Buch in Salzburg und Berchtesgaden, um sich mit ihm gemeinsam in meteorologischen Beobachtungen und Messungen zu üben.

In solcher Weise wissenschaftlich ausgerüstet, begab er sich nochmals nach Paris, um womöglich einen gleichstrebenden Reisegenossen daselbst zu finden. Die Theilnahme, welche ihm in allen gelehrten Kreisen geschenkt wurde, und das Vertrauen auf den hohen Geist und die Festigkeit seines Charakters ließ ihn bald den erwünschten Genossen in dem ausgezeichneten Botaniker Aimé Bonpland finden, der in der That mit ihm alle Abenteuer, alle Gefahren und alle Untersuchungen, Forschungen und Entdeckungen im ruhmwürdigsten Sinne des Wortes theilte.

Im Juni 1799 schiffte er sich in Spanien mit seinem Genossen Bonpland ein, um die neue Welt, welche damals noch nicht zum Gegenstand wissenschaftlicher Erforschungen gemacht worden war, kennen zu lernen. Von diesem Zeitpunkt ab beginnt sein großartiger Lebenslauf, den er bis zu den letzten Tagen seines Daseins im freiesten Dienste der Wissenschaft fortsetzte. Niemandem vor ihm und bisher auch noch Niemandem nach ihm wurde das Glück und das Verdienst zu Theil, volle sechszig Jahre eines Menschendaseins in so fruchtreichem Wirken für alle Zweige der Naturwissenschaft opfern zu können. Ihn auf diesem erhabenen Siegeszuge des Geistes zu begleiten, heißt die ganze Fülle der menschlichen Erkenntniß geschichtlich durchwandern. Ja, ein volles Menschenleben reicht kaum hin, um die von ihm veröffentlichten Werke zu studiren. Wie er bestrebt war, in allen Zweigen der Naturwissenschaft die Phänomene zusammenzufassen, so war er selber ein Phänomen des Menschenseins, das man in unserer Zeit nur anstaunen kann, um die Unerschöpflichkeit des menschlichen Geistes zu bewundern.

Die Wissenschaft ist von ihm nicht erschöpft worden. Sie ist nach ihm noch fortgeschritten und ist noch gegenwärtig nach allen Seiten im Fortschritt begriffen. Aber was Tausende der fruchtreichsten Geister in volle Thätigkeit versetzt, ist von diesem großen Universalgeist in den Grundzügen zum größten Theil erkannt und vorgezeichnet worden. Wenn wir die Spectral-Analyse, die neuesten Entdeckungen der organischen Chemie und der Physiologie ausnehmen, so können wir nur sagen: im Geiste Alexander von Humboldt's lag Alles concentrirt, was unser Jahrhundert zu einem der fruchtreichsten in der Menschengeschichte erhebt.

Die Geologie, die Geographie, die Pflanzenkunde, die Gebirgskunde, die Meeresströmungen, die Astronomie, die Verbreitung der Wärme auf der Erde, die magnetischen Eigenschaften der Erdkugel, die Beschaffenheit des Luftmeeres, die Rolle der Elektricität im Lebensproceß der Thierwelt, die Sternennebel im Weltenraum und die Moose, welche nur das Mikroskop erkennbar werden läßt, das Größte und das Kleinste in der unendlichen Natur gestaltete sich in seinem Geiste zu einer einheitlichen Auffassung zusammen.



Die Frühstücksrechnung.
Nach dem Oelgemälde von O. Piltz.

So weit das Wissen der ganzen Menschheit bis zu seinem Zeitalter vorgedrungen war, trat es in Harmonie in seinem Geiste auf. Er war selber ein Kosmos des Wissens, als hätte die Natur in ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit einmal das bewußte Ziel verfolgt, sich in einem einzigen Menschengeiste wiederzuspiegeln.

Im Parke des Schlosses Tegel, das Wilhelm von Humboldt in den Jahren seiner stillen Forschungen mit herrlichen Erzeugnissen der Kunst ausgestattet hat, bildet das Grab der zwei Brüder ein Heiligthum der Poesie, das das Menschenherz tief ergreift. Wilhelm ruht dort seit dem Jahre 1835, Alexander seit dem Jahre 1859. Ueber ihren Gräbern schwebt auf einer Säule ein herrliches Kunstwerk, „die Hoffnung“, von Thorwaldsen's unsterblicher Meisterhand. Dahin wallfahren in tiefer Seelenandacht viele Freunde der höheren Poesie und Verehrer des wissenschaft-

lichen Strebens der zwei Brüder, von denen einer das Menschenwesen, der andere den Kosmos zum Gegenstand ihrer Erforschung erhoben. — Auch über ihren nunmehr errichteten Standbildern vor der Berliner Universität schwebt in dem Bewußtsein ihrer Beschauer das Bild der höheren Hoffnung: der Hoffnung, daß der Geist der freien Wissenschaft siegreich all die Trübungen überwinden wird, die aus vergangenen Jahrhunderten noch immer einzelne Geister der Gegenwart umfangen.

Gebannt und erlöst.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen, zu noch sehr früher Stunde, öffnete Vilmut das Gitterthor von Rosenberg. Während er rasch dem Hause zuschritt, bemerkte er den alten Ignaz, der beschäftigt war, die Pferde aus dem Stalle zu ziehen, und dabei mit ungewohnter Eile zu Werke ging; der Pfarrer blieb stehen.

„Will Frau von Hertenstein ausfahren?" fragte er.

„Ja, Hochwürden," versetzte der Alte, indem er seine Beschäftigung unterbrach und die Mütze zog. „Die gnädige Frau will sogleich fort."

„So früh schon? Und wohin?"

„Das weiß ich nicht, aber ich soll mich beeilen, so viel ich nur kann."

Vilmut erwiderte nichts, doch er beschleunigte seinen Schritt noch mehr und trat gleich darauf in das Balconzimmer.

Anna befand sich allein dort, sie ging in heftigster Unruhe und Aufregung auf und nieder, einen offenen Brief in der Hand. Das Antlitz der jungen Frau war fieberhaft geröthet, und ihre Augen leuchteten in unnatürlichem Glanze, ihr ganzes Wesen verrieth eine verzehrende Angst, während sie wieder und immer wieder das Billet las, welches nur wenige Zeilen zu enthalten schien.

Beim Eintritte Gregor's blieb sie stehen, aber kein Wort begrüßte den so unvermuthet Eintretenden, stumm, in beinahe feindlicher Haltung stand sie da und erwartete seine Anrede. Gregor bemerkte das sofort, er sah den Brief in ihren Händen und errieth den Zusammenhang.

„Ich komme so früh, um zu verhindern, daß die Gerüchte aus Werdenfels entstellt und übertrieben zu Dir gelangen," begann er. „Du scheinst aber bereits davon unterrichtet zu sein."

„Ich habe soeben die Nachricht erhalten. Paul Werdenfels sandte einige Zeilen an seine Braut, und Lily gab den Brief in meine Hände."

An seine Braut! Also hatte die Verlobung bereits stattgefunden, trotz der Einsprache des Vormundes. Unter anderen Umständen würde Gregor diese Mißachtung seiner Autorität streng gerügt und ein energisches Veto eingelegt haben, jetzt achtete er kaum darauf. Was galt ihm in diesem Augenblicke Lily, was selbst die Anfechtungen gegen seinen Willen, seine Augen hingen in finsterer Unruhe an der jungen Frau, als wollten sie die Wirkung jener Nachricht erforschen.

„So weißt Du vermuthlich, daß die Wunde des Freiherrn keine tödtliche ist," sagte er. „Der Arzt erklärt sie für bedenklich, giebt aber Hoffnung. Ich sprach ihn selbst, als er vom Schlosse kam; ich wollte Gewißheit über die Folgen des Sturzes haben."

„Des Ueberfalles, meinst Du! Man stach ja das Pferd nieder und zwang den Reiter, zu stürzen."

„Wer hieß ihn die Gefahr herausfordern? Ich hatte ihn ausdrücklich gewarnt, es war eine Tollkühnheit, allein mitten durch das Dorf zu reiten und der aufgeregten Menge jedes Zugeständniß zu verweigern. Sein Neffe, der ihn sonst stets begleitet, war vermuthlich in Rosenberg, denn er erschien erst nach der Katastrophe."

„Und wo warst Du, Gregor?" fragte Anna, indem sie wie drohend vor ihn hintrat.

„Ich? Bin ich etwa der Hüter des Freiherrn von Werdenfels?"

„Du hast ja von jeher Deinen Stolz darein gesetzt, der Hüter Deines Dorfes zu sein. Bei jedem noch so unbedeutenden Streite bist Du schlichtend und entscheidend dazwischen getreten, hier bliebst Du ruhig im Pfarrhause, hier, wo es sich um Leben und Tod handelte. Aber freilich, es galt ja Raimund, für den allein war Deine Hülfe nicht da. Vielleicht komme ich schon zu spät, wenn ich zu ihm eile."

„Wohin willst Du?" fuhr Gregor auf.

„Nach Werdenfels — zu Raimund!"

„Also doch! Ich ahnte etwas Derartiges. Er hat wohl schleunigst den Unfall dazu benutzt, um Dich an seine Seite zu rufen?"

Die junge Frau senkte wie schuldbewußt das Haupt.

„Nein! Raimund könnte seinen Tod vor Augen sehen, er würde mich nicht rufen, nachdem ich ihn so zurückgestoßen habe, aber es bedarf dessen nicht, ich komme freiwillig."

Sie trat an das Fenster, um zu sehen, ob der Wagen bereit sei, aber Ignaz ging trotz der ihm anbefohlenen Eile mit großer Umständlichkeit zu Werke, er war noch immer nicht fertig. Die junge Frau preßte in krampfhafter Ungeduld die Hände zusammen, sie achtete kaum mehr auf Vilmut, der ihr gefolgt war und jetzt dicht neben ihr stand.

„Ich habe diesen Entschluß gefürchtet und bin eigens gekommen, ihn zu hindern," sagte er mit der alten Härte und Entschiedenheit. „Du bist vollständig unzurechnungsfähig, sobald es sich um eine Gefahr dieses Mannes handelt. Man muß Dich zur Besinnung rufen. Ich werde nicht zugeben —"

„Spare Deine Worte!" unterbrach ihn Anna. „Denkst Du, ich werde mich zurückhalten lassen, wenn ich Raimund leidend, vielleicht sterbend weiß? Seine Todesgefahr hat mir gezeigt, wo mein Platz ist, wo er längst hätte sein sollen. Ich achte jetzt nichts mehr."

„Auch nicht Deinen Ruf? Vor den Augen der Welt ist der Freiherr Dir ein Fremder. Mit welchem Rechte willst Du bei ihm weilen?"

„Mit dem Rechte der Braut, der künftigen Gattin! Ich war Raimund's Verlobte und bin es noch."

„Thorheit! Du selbst hast die Verlobung aufgehoben, Du wurdest das Weib eines Andern und Werdenfels lebte jahrelang fern von Dir."

„Glaubst Du, daß er mich in all den Jahren vergessen hat oder ich ihn?" fragte die junge Frau mit bebender Stimme. „Ja, ich löste die Verbindung, von Dir gedrängt, gezwungen. Ich war ja damals kaum achtzehn Jahre, und ich war in Deiner Schule herangereift, in Deiner Lehre erzogen, die keine Gnade kennt für ein Vergehen, nur Verdammniß und Strafe. Ich hätte Raimund damals hören müssen, als er Gehör forderte, ihn allein, denn er hat Recht, so lange Du zwischen uns standest mit Deinem Eisesblick, war jede Verständigung unmöglich. Ich durfte ihm die Vertheidigung nicht verweigern."

„Hat er sich vertheidigt, als Du ihn fragtest?" sagte Gregor langsam. „Hat er mich der Lüge geziehen, als ich ihn anklagte? Und doch wußte er, daß an seinem Worte Dein Besitz hing. Du hättest ein Schuldbekenntniß empfangen, nichts weiter."

„Nun denn, so mußte ich verzeihen, anstatt zu verdammen, und mit ihm tragen, was das Schicksal über uns verhängte. Was Du damals als Pflicht von mir fordertest, was Du mir als Charakterstärke ausmaltest, das war Schwäche und Feigheit dem Manne gegenüber, den ich liebte. Ich zitterte für mein Glück, für mein Heil an seiner Seite, und ich hätte doch nur nach dem seinigen fragen dürfen. Wir haben Beide den Irrthum gebüßt mit Jahren der Trennung und Verzweiflung, aber jetzt endlich ist es klar in meiner Seele geworden. Ich frage nicht mehr darnach, was Raimund gethan hat, und ich schaudere nicht mehr davor zurück. Mag die ganze Welt ihn ausstoßen und verdammen, mag der Schatten, der sein Leben verdunkelt, auch das meinige in Nacht hüllen — ich theile seine Schuld und sein Verderben!"

Es lag ein stürmischer, leidenschaftlicher Triumph in ihren Worten, der Triumph des Befreiten, der endlich die lang ge-

tragenen Fesseln abwirft und sich durch keine Bande mehr halten läßt. Vilmut fühlte das, wußte das, und trotz alledem machte er noch einen letzten ohnmächtigen Versuch.

„Du wirst Dein unsinniges Vorhaben nicht ausführen," sagte er mit einer Stimme, die in ihrer furchtbaren Erregung fast erstickt klang. „Ich dulde es nicht. Hörst Du, Anna? Ich verbiete es Dir, und sollte ich Dich mit Gewalt zurückhalten, Du gehst nicht!"

Er machte eine Bewegung, als wolle er wirklich ihren Arm ergreifen, um seine Drohung auszuführen. Anna lächelte nur, halb mitleidig, halb verächtlich, und der Strahl ihres Auges traf ihn mit vollster Macht.

„Hüte Dich, Gregor, Dein Haß verräth zu viel. Ich habe in der letzten Zeit tiefer gesehen, als Dir vielleicht lieb ist. Leugne es wie Du willst, aber ich sage Dir, Du hast Raimund von jeher gehaßt und wirst ihn hassen bis zum Grabe — weil ich ihn liebe!"

Vilmut's Antlitz zeigte wieder jene fahle Blässe, wie bei jener Unterredung mit dem Freiherrn, aber diesmal fuhr er nicht auf und wies die Anklage nicht mit stolzer Entrüstung zurück. Starr und wortlos blickte er auf die junge Frau; doch er wagte es nicht mehr, sie zu hindern, als sie den Mantel umwarf und sich zum Gehen wandte.

„Ich gehe zu Raimund. Leb' wohl, Gregor, wir Beide sind zu Ende mit einander!"

Sie verließ das Zimmer und wenige Minuten später hörte Vilmut draußen den Wagen fortrollen, der sie nach Werdenfels führte. Da brach die lähmende Starrheit, die ihn gefesselt hielt, und mit ihr die eiserne Kraft des Mannes: mit einem Stöhnen, das fast einem Aufschrei glich, schlug er beide Hände vor das Antlitz, der wilde, verzweifelte Ausbruch zeigte, wie es um ihn stand.

Erst jetzt kam die volle Wahrheit dessen über ihn, was er bisher nicht hatte wissen *wollen*, was er sich abgeleugnet, wogegen er gerungen hatte mit all der Energie seines Charakters, er unterlag ihm schließlich doch. Es war eine Stunde furchtbarer, erbarmungsloser Selbsterkenntniß für den Priester, sie raubte ihm den Grund, auf dem er bis dahin so felsenfest gestanden, den Glauben an sich selbst, an die Reinheit seines Wollens und Handelns. Er hatte geglaubt, ein strenger aber gerechter Richter zu sein, der hoch dasteht über jeder Schuld und Versuchung, und jetzt erkannte er, daß all sein Thun nur Haß gewesen war, der wilde, glühende Haß des Mannes gegen den Mann, wenn beide ein Weib lieben.

Er wähnte, die Versuchung sei überwunden, der Sieg errungen, als er Anna zu der Vermählung mit einem Manne drängte, in dessen Arme sie nur die Verzweiflung trieb, als er es über sich gewann, selbst ihre Ehe am Altar einzusegnen, und tief im Grunde seines Herzens hatte sich doch der Triumph darüber geborgen, daß sie nun dem Einen entrissen wurde, den er haßte, weil sie ihn liebte, daß sie diesem Einen auf immer verloren war.

Aber als der Tod jenes Band löste, als die junge Frau zurückkehrte und die alte unbesiegliche Liebe wieder ihre unsichtbaren Bande zwischen ihr und Raimund wob und sie mit geheimer, unwiderstehlicher Gewalt zu einander zog, da wachte mit der Eifersucht auch die alte Leidenschaft wieder in dem Herzen Gregor's auf. Sie war nicht todt, nicht begraben, wie er wähnte, sie loderte aus der Asche zur hellen Flamme empor.

Doch ein Glück, das ihm auf ewig verloren war, das sollte und durfte auch kein Anderer genießen! Er gebrauchte schonungslos die Waffe, die das Schicksal mit jenem unseligen Geheimniß in seine Hand gelegt hatte, er schürte den Haß gegen den Freiherrn bis zum Fanatismus. Und jetzt, wo Raimund ein Opfer dieses Hasses geworden war, jetzt hätte sein Verfolger Alles hingegeben, wäre er an der Stelle des Gebannten, Verfehmten gewesen, hätte er wie dieser blutend und vielleicht sterbend dagelegen — um solchen Preis! —

Eine Stunde später trat Paul Werdenfels, der soeben eine Meldung des Haushofmeisters erhalten hatte, rasch auf die Schloßterrasse hinaus und eilte zu einem Wagen, der am Fuße derselben hielt. Er hob zuerst seine Braut heraus und reichte dann ihrer Schwester die Hand.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden," sagte er. „Beruhigen Sie sich, der Arzt giebt uns Hoffnung."

Anna, deren Augen mit angstvoller Frage an seinen Lippen hing, athmete tief auf.

„Gott sei Dank! Ich fürchtete das Schlimmste. Weiß Raimund —"

„Nein, er ahnt nicht, daß ich Ihnen geschrieben habe. Kommen Sie, ich werde es bei dem Arzte vertreten."

Er führte die beiden Damen in das Schloß und ging dann zu seinem Onkel. Schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück und geleitete die junge Frau nach dem Schlafzimmer des Freiherrn, wo er sie eintreten ließ, während er selbst zurückblieb.

Anna glitt leise durch das verdunkelte Zimmer, bis zu dem Lager, wo Raimund bleich, erschöpft von dem Blutverlust, aber mit vollem Bewußtsein ihr entgegenblickte.

„Paul hat Dir wohl schlimme Nachrichten gesendet?" sagte er ruhig, ohne Vorwurf. „Der Arzt spricht von Hoffnungen, aber Du wärst schwerlich gekommen, wenn Du mich nicht sterbend wüßtest."

Da neigte sich das schöne, von heißen Thränen überströmte Antlitz über ihn, und er hörte wieder jene weichen, süßen Laute, wie er sie in der ersten Zeit der Liebe und des Glückes vernommen hatte:

„Vergieb, Raimund, daß ich so lange zögerte. Jetzt habe ich alles überwunden, alles — nur nicht die Liebe zu Dir! Ob Deine Braut mit Dir sterben, ob Dein Weib mit Dir leben wird, in Leben oder Tod, ich bleibe Dein!"

Der Frühling nahte. Drunten in der Ebene begann er sich schon leise zu regen, all das schlafende Leben begann zu erwachen und emporzukeimen und überall sproßte und blühte es hervor.

Nur im Hochgebirge allein behauptete der Winter noch seine Herrschaft. Hier hatte er sich wie in einer unzugänglichen Burg verschanzt und setzte dem andringenden Frühling einen letzten, verzweifelten Widerstand entgegen. Noch standen die Höhen ringsum im weißen Schneegewand, und ein eisiger Wind wehte in die Thäler nieder. Die Eisjungfrau herrschte noch unumschränkt, so weit das Gebiet der Geisterspitze reichte.

Felseneck lag nicht mehr so einsam und verlassen da, wie während des Winters, denn der Schloßherr befand sich jetzt wieder dort, und mit ihm waren auch seine künftige Gemahlin und deren Schwester gekommen. Anna hatte Wort gehalten, sie war nicht von Raimund's Seite gewichen, und die öffentliche Erklärung ihrer Beziehungen zu ihm rechtfertigte auch in den Augen der Welt diesen Entschluß.

Werdenfels und die gesammte Umgegend erfuhren mit höchster Ueberraschung, daß der Freiherr sich noch vor jenem gefährlichen Sturze mit dem Pferde mit Frau von Hertenstein verlobt habe, und daß die Veröffentlichung eben stattfinden sollte, als der Unfall erfolgte. Die Braut erfüllte nur ihre Pflicht, wenn sie zu ihrem Verlobten eilte und seine Pflege übernahm, man fand das durchaus in der Ordnung.

Die Genesung des Freiherrn hatte einen so schnellen und günstigen Verlauf genommen, daß schon nach wenigen Wochen die Uebersiedelung nach Felseneck erfolgen konnte. Der Arzt, dem die Verhältnisse in Werdenfels nicht unbekannt waren, drang darauf, daß der Genesende allen peinlichen Erinnerungen und Einflüssen entzogen werde. In der Ruhe und Einsamkeit seines Bergschlosses sollte er die volle Heilung finden.

Die Nachricht selbst aber machte unglaubliches Aufsehen in den Kreisen der Nachbarschaft. Die junge, schöne und, wie man glaubte, auch reiche Wittwe war überall der Gegenstand des lebhaftesten Interesses gewesen, und man erwartete mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo sie wieder in der Gesellschaft erscheinen werde. Statt dessen verlobte sie sich mit dem Felsenecker, dem düsteren, unheimlichen Sonderling! Die Neuigkeit war so seltsam, daß sie eine zweite, die ihr unmittelbar folgte, die Verlobung des Baron Paul mit der Schwester der Frau von Hertenstein, ganz in den Hintergrund drängte.

Das Begriffsvermögen der Werdenfelser aber hörte diesen beiden Thatsachen gegenüber vollständig auf, und sie waren sehr geneigt, an eine neue Hexerei des Felseneckers zu glauben.

In seinem Arbeitszimmer stand Raimund am Fenster. Es war noch unverändert das Thurmgemach mit den tiefdunklen Vorhängen und Farben, mit seiner ganzen düsteren Pracht, die jeden Lichtstrahl abzuwehren schien. Auch heute hüllte es sich

schon in Schatten und Dämmerung, während draußen der Sonnenuntergang seine leuchtende Gluth über die ganze Bergwelt ausgoß.

Auch auf dem Gesichte des Freiherrn lag ein Wiederschein jener Gluth. Es war nicht mehr der düstere, einsame Träumer von ehemals, der dort stand; in seinen Zügen leuchtete es wieder wie ein Schimmer von Jugend und Glück, und seine ganze Haltung und Erscheinung verriethen neu erwachtes Leben und wiedergewonnene Kraft. Nur die breite, dunkelrothe Narbe auf der Stirn erinnerte noch an das überstandene Leiden.

Und dennoch war eins zurückgeblieben, das unauslöschlich zu sein schien. In den Augen Raimund's lag noch tief und schwer der alte Schatten, und es war wieder der alte dunkle Blick, mit dem er zu der Geisterspitze emporsah. Dies Eine war selbst der Liebe und dem Glücke nicht gewichen! Die frische Wunde auf der Stirn hatte sich geschlossen, aber jenes alte Weh im Innern blutete fort und wollte nicht vernarben. Der Bann war nicht gelöst, und die Vergangenheit warf ihren Schatten selbst in das neue Leben.

(Fortsetzung folgt.)

Blätter und Blüthen.

Feierabendhäuser für Lehrerinnen. Auf zahlreiche an die „Gartenlaube“ ergangene Anfragen nach Stätten, in welchen ältere Lehrerinnen von ihrer Berufsarbeit ausruhen und ein ihrem Lebensabend entsprechendes Unterkommen finden können, vermögen wir heute mit der Mittheilung zu antworten, daß gerade jetzt — am 15. Mai dieses Jahres — ein solches Feierabendhaus eingerichtet und am 1. Juni von vier Lehrerinnen bezogen worden ist. Es ist dies das „Wilhelm-Augusta-Stift, Feierabendhaus für Lehrerinnen“ bei Gandersheim.

Vorher bestand bereits bei Berlin das „Feierabendhaus in Steglitz für deutsche Lehrerinnen und Erzieherinnen“. Schon 1875 hatten deutsche Frauen das Werk der Selbsthülfe begonnen, indem sie den „Verein deutscher Lehrerinnen und Erzieherinnen“ gründeten, der seinen Sitz und Gerichtsstand in Berlin und die Rechte einer juristischen Person hat. Gleich anfangs ward unter seinen Zwecken mit angeführt: „Gründung eines Feierabendhauses für Lehrerinnen unter vorzugsweiser Berücksichtigung der Vereinsmitglieder“. Mit Hülfe von deren Beiträgen und verschiedenen Einzelzuwendungen und durch andere Einnahmequellen, wie sich solcher fast alle Vereine bedienen, durch Veranstaltungen von Concerten, Vorträgen, Theatervorstellungen, Bazar rc. ward es möglich, in Steglitz den Bauplatz zu einem solchen Hause zu erwerben und dasselbe dann schon am 14. Juni 1879 zu eröffnen.

Die Aufnahme ist bedingt 1) durch ein Alter von mindestens fünfundfünfzig Jahren oder durch nachgewiesene Dienstunfähigkeit bei einem Alter von mindestens vierzig Jahren, 2) durch den Nachweis berufsmäßig ausgeübter Lehrthätigkeit von mindestens fünfjähriger Dauer, 3) durch eine einmalige Zahlung von vierhundert Mark, und 4) durch den Nachweis von Subsistenzmitteln, die von dem Curatorium für genügend erachtet werden. Die zwei letzten Erfordernisse können wegfallen, wenn durch besondere Zuwendungen Freistellen geschaffen werden oder sonst die Fonds für einzelne Fälle und besondere Würdigkeit der Aspirantin ausreichen. Dreiunddreißig bis vierunddreißig Damen können in dem Hause Aufnahme finden und jede über ein Zimmer mit Nebenraum verfügen. Seit 1881 ist das Haus vollbesetzt. Ein Saal und ein umgebender Park dienen zur geselligen Vereinigung. Auch für Badezimmer ist gesorgt. Die Mehrzahl der Bewohnerinnen nimmt auch das von der Frau des Hauswarts gegen geringes Geld bereitete gute und kräftige Mittagsmahl gemeinsam ein.

Etwas später, aber auch schon vor einigen Jahren, traten in Rheinland und Westfalen einige Lehrerinnen zusammen und sammelten unter sich in aller Stille, um auch eine Ruhestätte für erholungsbedürftige Lehrerinnen zu gründen. Erst als sie selbst 3000 Mark zusammen gethan, traten sie mit ihrem Vorhaben an die Oeffentlichkeit. Wesentlich unterstützt und gefördert ward die Sache, als in Folge eines Aufrufs bei Gelegenheit der goldenen Hochzeitsfeier des deutschen Kaiserpaares 1879 der „Wilhelm-Augusta-Lehrerinnen-Verein“ gegründet ward und seinen Sitz in Bochum nahm. Ordentliche Mitglieder desselben können alle deutschen Lehrerinnen werden, welche mit staatlicher Zulassung an öffentlichen Schulen — höheren Töchter-, Volks- und Kleinkinderschulen — oder an Privatmädchenschulen unterrichten oder als Erzieherinnen wirken oder die Berechtigung dazu erworben haben, gegen einen jährlichen Beitrag von drei Mark. Außerordentliche Mitglieder können Alle werden, welche mindestens den gleichen Jahresbeitrag oder einen einmaligen von sechszig Mark zahlen.

Der Schriftsteller Arnold Wellmer in Blankenburg unterstützte durch die Presse speciell diese Sache (siehe die Flugschrift: „Ein Feierabendhaus für müde alte Lehrerinnen und Erzieherinnen zu Gandersheim am Harz. Wilhelm-Augusta-Stift. Berlin, E. Krause. 1880“). Er mahnte an Hroswitha, jene berühmte Dichterin, die vor 900 Jahren im Kloster von Gandersheim lebte und die man ihrer Zeit „die mächtige Stimme von Gandersheim“ nannte — er mahnte, wie es noth thue, eben da wieder eine Stimme für eine andere, zeitgemäße Stiftung zu erheben: für Jungfrauen, die sich dem Lehrerstand gewidmet. Und nun kam das Geld zusammen, sodaß jetzt eben das „Feierabendhaus für Lehrerinnen bei Gandersheim, Wilhelm-Augusta-Stift“, eröffnet werden konnte.

Gandersheim, die kleine braunschweigische Ackerstadt, ist eine Bahnstation zwischen Seesen und Kreiensen, und zehn Minuten davon am Saum des Waldgebirges, nahe am herrlichsten Buchenwald und nicht weit von dem freundlichen Ludolfs-Bad, liegt das nun fertig erbaute Haus, zu dem auch ein großer Garten gehört. Es ist vorläufig auf zwanzig Bewohnerinnen eingerichtet, außerdem hat es noch Raum für solche Lehrerinnen, die sich nur vorübergehend da aufhalten wollen in der Ferienzeit, zum Genuß des Bades.

Auch hier kann jede deutsche Lehrerin und Erzieherin, wenn sie Vereinsmitglied ist, ein Asyl finden, Zimmer und Schlafkammer, freie Verpflegung bei gemeinschaftlichen Mahlzeiten, freie Curkosten und Bäder des Ludolf-Bades. Jetzt ist dafür noch ein Eintrittsgeld von 300 Mark und eine Jahrespension von 300 Mark zu zahlen, doch hofft man bei vergrößerten Mitteln bald davon absehen zu können.

Der Verein hat seinen Sitz in Bochum, Vorsitzende sind der dortige Bürgermeister Herr Lange und Herr Superintendent König in Witten, Schriftführerin Fräulein Schüßler ebendaselbst, und Cassirer Herr Bansi in Bielefeld. Um Auskunft und mit Beiträgen wende man sich an diese.

In vielen deutschen Städten sind „Lehrerinnenvereine“ und viele streben nach gleichem Ziel, aber den meisten ist es nicht gelungen, solch ein „Lehrerinnenheim“, wie z. B. das in Dresden, zu gründen, wo Lehrerinnen vorübergehend gegen einen mäßigen Preis Wohnung und Kost erhalten.

Und nun — nach dieser bloßen Auskunftertheilung möchten wir die Leser bitten, die Sache etwas tiefer aufzufassen und sich das Loos der deutschen Lehrerinnen gerade so zu Herzen gehen zu lassen, wie das der deutschen Lehrer, für welche die „Gartenlaube“ so oft eingetreten ist und immer Ohren und Hände gefunden hat.

Die Lehrerinnen haben ja wahrlich keinen leichteren Beruf als die Lehrer, und nur die an städtischen Schulen angestellten Lehrerinnen erhalten Pension. Die Mehrzahl geht einem sorgenvollen und einsamen Alter entgegen. Welch ein Trost dann für diese Alleinstehenden, irgendwo ein stilles Obdach zu wissen, wo sie unter Berufsgenossinnen ihre Tage friedlich beschließen können, wo sie wissen, daß sie in Krankheit und Schwachheit Pflege finden und damit Niemand zur Last fallen. Suche doch darum, wer es vermag, mitzuwirken, daß noch mehr solche Feierabendhäuser gegründet, daß die bestehenden erweitert und den Bedürftigen unter immer günstigeren Bedingungen geöffnet werden können!

Die Frauen, die sich selbst durch anstrengende Thätigkeit durch's Leben helfen müssen, sind auch hier, wie die Geschichte der beiden Gründungen zeigt, zur Selbsthülfe bereit gewesen und haben das Werk für ihre Schwestern begonnen, helfe man ihnen doch wenigstens weiter! Wird es doch immer mehr erkannt, daß der Lehrberuf sich ganz besonders für das weibliche Geschlecht eignet, widmen sich ihm doch auch immer mehr Mädchen, theils aus innerstem Trieb, einen Geist und Gemüth zugleich befriedigenden Wirkungskreis zu finden, theils auch der Nothwendigkeit gehorchend, ihre Fähigkeiten einer Erwerbsthätigkeit zu widmen, die ihnen ermöglicht sich selbst zu erhalten, denn — alle weiteren Erörterungen bei Seite gelassen — steht ja die Thatsache fest, daß bei der Mehrheit so vieler Tausende von Mädchen neben den Männern eben Tausende darauf angewiesen sind, das eigene Brod und die eigene Lebensaufgabe anderswo zu suchen, als in der Mitbegründung eines Hausstandes.

Ehre darum den Lehrerinnen und Dank im Voraus Allen, die sich mit betheiligen wollen, wo es gilt ihnen ihr Alter zu erleichtern!

Louise Otto.

Die Frühstücksrechnung. (Abbildung Seite 393.) Eine Privatbuchführung in einem Winkel der Bauhütte ist der Gegenstand unserer Illustration. Der Künstler hat einen guten Griff in's Leben gethan, als er den Lehrjungen beobachtete, welcher, mit sinnendem Haupte, ein Stück Brett als Schreibtafel benutzend, die einzelnen Posten berechnete, die er für die eingekauften Frühstücksartikel der Herren Baugesellen verausgabt hatte. Stimmen muß es ja, wenn nicht die friedliche Stimmung seiner Auftraggeber oder seine eigene Casse geschädigt werden soll. Ob er seines Zeichens ein Maurer oder ein Tüncher (Haus- oder Zimmeranstreicher) ist, läßt sich aus seiner Arbeitstracht und Umgebung zwar nicht bestimmen, auch die Frühstücksbedürfnisse sind bei beiden Metiers dieselben: Wurst, Käse, Brod, Schnaps, Bier und sogar ein Päckchen „Schwarzer Reuter“ bilden die Vorräthe, die vor ihm auf der Kiste ausgebreitet liegen. Der arme Junge! Wie viel muß er tragen mit hungrigem Magen! Er muß als Lehrbub Meister sein im Dienen und Entsagen.

Der kaiserlich königliche Statthalter in Tirol und Vorarlberg wendet sich an das reisende Publicum mit einer deutschen, englischen, französischen und italienischen Ansprache, in welcher er die wohl weitverbreiteten Besorgnisse über Hemmnisse und Störungen des Reisegenusses in den von den Wasserfluthen heimgesuchten Thälern in eingehender und überzeugender Weise beseitigt und mit der Versicherung schließt, daß „die Folgen der Ueberschwemmung, so schweres Unglück sie auch über das Land gebracht haben, weder ein Hinderniß, noch eine Beschwerung für den Besuch und Aufenthalt in demselben bilden, ja daß vielmehr der Anblick der großartigen Wahrzeichen ungebändigter Elementargewalten und der überall in Ausführung begriffenen Schutz- und Regulirungsbauten geeignet sei, dem fremden Besucher eine besondere Anregung, seltenes und neues Interesse zu bieten“.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 25. **Die Gartenlaube.** 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Die Hochzeitsreise.

Humoreske von Joë von Reuß.

(Fortsetzung.)

„Wann wir zurückkehren wollen von unserer ‚Hochzeitsreise‘?“ erwiderte die junge Frau. „O Du lieber, einziger Mann, nur noch ein Weilchen! . . . Mir ist zuweilen, als würde ich auf Wolken in den Himmel getragen!“

„So bist Du Deiner Gefangenschaft noch nicht überdrüssig?“ scherzte er weiter. „Es ist doch wirklich gruselig hier — festgeschlossene Gardinen und tief herabgelassene Rouleaux . . . dazu ein Kerkermeister, der Dich keinen Augenblick aus den Augen läßt —“

„Ein Tyrann bist Du freilich. Aber es muß wohl wahr sein, was man sagt: ‚Die Frauen lieben die Tyrannei der Liebe.‘ Sprich selbst: können wir noch glücklicher sein? . . .“ Bei diesen Worten rückte die junge Frau ihr niedriges Kinderstühlchen in beste Plauderdistance und legte den Kopf an die Brust des Gatten. „Kommst Du nicht zu mir, so komme ich zu Dir! . . . Und was ich gelernt habe in den paar Tagen!“

„Ja, die Liebe ist die beste Lehrmeisterin, wie Du die beste Schülerin!“

„Wie lange ist's doch her, daß wir verheirathet sind? Acht, nein, neun Tage. Du glaubst gar nicht, was ich in der Zeit schon selbstständig geworden bin! . . .“

„Aber die Eltern! Wir müssen ihnen doch endlich Nachricht geben. Sie werden sich vermuthlich schon ängstigen. Laß uns einmal überlegen, ob es nicht besser ist, wir treten morgen Mittag bei ihnen an?“

„O, nur noch ein paar einzige, himmlische Tage, lieber — Mann.“ Das große Wort wollte immer noch nicht flüssig über die Lippen. Scheu, Stolz und Schalkhaftigkeit vereinigten sich darin, und sein Aussprechen allein konnte die neugebackene Frauenwürde verrathen. „Sie erwarten uns ja auch noch gar nicht!“ setzte sie mit überzeugender Lebhaftigkeit hinzu. „Allerdings dürfen sie sich auch unsertwegen nicht ängstigen . . .“

„Wollen wir vielleicht Tante Bertha in's Geheimniß ziehen? Sie könnte wenigstens auf indirecte Weise Mama's Sorge beschwichtigen.“

Die junge Frau sann einen Augenblick nach, dann sagte sie: „Nein, Gustav — Tante Bertha ist ein Engel, aber sie ist eine alte Jungfer und würde uns doch nicht verstehen. Dazu muß man lieben und jung verheirathet sein. Ueberdies könnte sie plaudern, oder sich vielmehr bei ihrer Peinlichkeit wider Willen verrathen. Mir fällt soeben etwas Anderes ein.“

„Nun?“

„Ich muß Vetter Fritz antworten, er hat uns jedenfalls längst in Heidelberg erwartet. Ich schreibe nun gleichzeitig an Mama und füge den Brief bei. Fritz aber giebt ihn in Heidelberg zur Post.“

„Potztausend, Du wirst ja im Ehestande unternehmend und erfinderisch. Von dieser Seite kenne ich Dich noch gar nicht!“

„Du bist aber doch mit mir einverstanden?“

„Aufrichtig gestanden: es würde mir lieber sein, wir stellten uns einfach morgen vor. Ich glaube, es ist besser, wir lüften selbst den Schleier, ehe ein Zufall ihn uns entreißt.“

„Das ist ja ganz unmöglich — wie sollte man uns entdecken? Ich begreife Deine Skrupel nicht. . . . Auch ist es nur recht und billig, daß Du Dich mir jetzt fügst, wie ich mich anfangs Dir gefügt habe.“

„Nun — meinetwegen. Mir selbst ist unsere Zweisamkeit nur erwünscht!“

Die junge Frau hatte bereits die Schreibmappe zur Hand genommen und schrieb:

„Liebe Eltern!

Wir sind gesund und amüsiren uns natürlich köstlich auf unserer Hochzeitsreise.“

Bis hierher hatte sie mit flüchtiger Hand geschrieben, die folgenden Sätze sprach sie laut und voll übermüthiger Neckerei, indem sie dieselben aber auch gleichzeitig niederschrieb:

„Er, mein einziger Mann, will durchaus noch ein tüchtiges Stück in die Weite, und ich gehe mit ihm bis an's Ende der Welt. Ach, es ist ja himmlisch, verheirathet zu sein! Aengstigt Euch nicht um uns und gedenkt in Liebe

Eurer überglücklichen Kinder.“

Der Brief wurde couvertirt, adressirt und in ein zweites Couvert gelegt.

In letzterem befand sich gleichzeitig ein Brief Mariens an Fritz, mit der Bitte, die Einlage zurück und an ihre Adresse zu besorgen.

Der junge Ehemann übernahm es, den Brief sofort selbst in den Briefkasten zu legen. Er that es seelenvergnügt, denn die aufrichtige Freude, die Marie an ihrem stillen, häuslichen Alleinsein empfand, schmeichelte seiner Eitelkeit und bezauberte ihn von Neuem. Aber als der Brief still und lautlos der Hand entglitt, konnte er doch nicht umhin, ein gewisses unklares Gefühl von Besorgniß zu empfinden. . . . Es war ihm unwillkürlich, als ob er ein Geschoß absende, das sausend die Luft durchschnitt, dessen Zielpunkt aber dem Auge unsichtbar blieb.

3.

Die Hochfluth des Gefühls war im Verebben.

Seit gestern beschäftigte sich der Assessor wieder mit den Pandecten. Er wollte versuchen, wie es sich arbeite, wenn Marie mäuschenstille neben ihm saß, eine Handarbeit in den Händen.

„Hier ist mein Platz — wer will ihn mir rauben?" hatte sie gesagt. „Wozu hat man denn einen Mann?"

Es dauerte zwar ein Weilchen, ehe er sich daran gewöhnte, sie ohne Gefahr für seine Aufmerksamkeit neben sich zu sehen. Aber man gewöhnt sich zuletzt an Alles und nicht am schwersten an das Gute!

Es fehlte ihm indessen ein Band des justinianischen Rechts, und — wie gewöhnlich — just der, dessen er eben bedurfte. Darum nahm er Hut und Stock, um ihn sich aus der Bibliothek zu holen. Zum ersten Male blieb die junge Frau längere Zeit allein.

Sie putzte und rieb wieder die spiegelblanken Möbel und schürte das Feuer im Kamin, damit er es bei seiner Rückkehr behaglich finde. Da — in das Prickeln und Knistern der wieder auflebenden Flamme, tönte plötzlich von draußen ein Glockenruf.

Die junge Frau erschrak heftig.

Wer mochte es sein? Gustav konnte unmöglich schon zurückkommen, auch trug er seinen Schlüssel bei sich, mit dem er selbst die Vorzimmerthür öffnete. Und der schnurrbärtige Hausgeist war gründlich instruirt, nur leise zu klopfen. Er war nicht umsonst lange Jahre Studentenfactotum gewesen, und wußte auf allerlei verfängliche und unverfängliche Dinge mit bewundernswerther Schlauheit und Geistesgewandtheit einzugehen. Besuch aber war bis jetzt nicht gekommen, da Jedermann das Paar auf der Hochzeitsreise wußte.

Und so hatte selbst der Vicewirth, unten in der Hinterstube der Parterrewohnung, keine Ahnung von der freiwilligen Gefangenschaft des liebenden Paares oben im ersten Stock, obgleich er gelegentlich und „von Amtswegen" wie ein richtiger unverfälschter Hauswirth allenthalben umherzustöbern pflegte. Er war zwar dem Stiefelputzer bei solcher Gelegenheit ein paarmal auf der Treppe begegnet, hatte aber angenommen, daß derselbe nur gekommen sei, um das Lüften der Zimmer zu vollziehen, zu welchem er vermuthlich Auftrag erhalten hatte.

Da — wieder tönte die Glocke, diesmal etwas ungeduldig. Marie nahm all ihren Muth zusammen und ging, um draußen nachzusehen.

Zu ihrer Ueberraschung sah sie durch die Glasfenster der Entréethür draußen auf dem Treppenflur eine junge Dame stehen, und hinter ihr einen mit Gepäck schwer beladenen Dienstmann. Sie öffnete langsam und etwas verblüfft, und hieß das junge Mädchen mehr mit den Augen als mit Worten eintreten. Diese schien eine directe Aufforderung auch kaum zu erwarten, sondern frug kurz und bestimmt:

„Ist Onkel Gustav, Herr Assessor Kerner, zu Hause?"

Marie betrachtete ihren Gast noch immer verwundert von Kopf bis zu Fuß, und hatte dabei die Frage überhört. Die Kleine schien indessen mit dem Zünglein gut zu Fuß zu sein und wiederholte dieselbe schnell, indem sie gleich Weisung gab, das Gepäck im Vorzimmer niederzulegen.

Die junge Frau wurde dafür immer verlegener. Den Fall, daß sie Jemand Auskunft geben müsse über ihren beiderseitigen Verbleib, hatte sie noch gar nicht in Betracht gezogen.

„Ja — nein — er ist eigentlich verreist!" stotterte sie endlich. „Auf der Hochzeitsreise!"

„Er ist — verreist?" frug das junge Mädchen hocherschrocken zurück.

Und dabei war das Lachen, was der eigentliche Charakter ihrer Züge zu sein schien, schnell genug aus dem jungen Antlitz verschwunden.

„Ja, verreist — schon seit zwei Wochen."

„Du lieber Gott, was soll ich denn nun anfangen?"

Der Ton klang klagend und anklagend zugleich. Ja, jetzt tropften sogar zwei Thränen die Wangen herab, die theils wirkliche Sorge, theils anspruchsvoller Eigensinn den Kinderaugen auszupressen schienen. Lachen und Weinen schien dem jungen Gaste gleich lose zu sitzen. Dennoch frug sie dreist weiter:

„Er kehrt aber bald zurück?"

Marie war in neuer Verlegenheit, was sie antworten sollte. Aber — welche Veranlassung hatte sie denn überhaupt, einer in's Haus Geschneiten Rede zu stehen? Wo hinaus sollte denn das Ding? . . . Es kam über sie wie Unmuth.

„Ich muß zu ihm, ach Gott, er ist ja mein einziger Schutz! Ich habe Niemand als ihn!" brach jetzt das junge Mädchen in wirkliche Klage aus.

Plötzlich schien Marie ein Licht aufzugehen. Hatte nicht die Kleine vom „Onkel Gustav" gesprochen?

„Sie sind?" frug sie.

„Käte Melzer."

Die Sache war nun aufgeklärt, wenigstens theilweise. Das junge Mädchen war wirklich die Nichte und Mündel des Assessors, und zwar die hinterlassene Tochter seiner vor zwei Jahren verstorbenen verwittweten Schwester. Der Gatte hatte ihr oft von seinem hübschen Pflegling erzählt und wie er denselben einem renommirten großen Pensionat anvertraut habe.

Herzlich, fast mütterlich, streckte darum die junge Frau dem Gast jetzt die beiden Hände entgegen und zog ihn aus dem dämmerigen Vorzimmer an das milde, aber volle Licht des behaglichen Wohnzimmers.

„Seien Sie uns herzlich willkommen, liebe Käte," sprach sie mit Freundlichkeit, „doch um's Himmels willen — wie kommen Sie, wie kommst Du hierher?"

Das junge Mädchen hatte die Augen getrocknet und sah sich neugierig und fast ein wenig mißtrauisch um, bis ihr prüfendes Auge an einer halbverblichenen Photographie ihrer verstorbenen Mutter hängen blieb. . . . Sie war also wirklich an Ort und Stelle. Aber der Onkel war verreist. Und doch mußte sie zu ihm, dem einzigen Verwandten, um ihm ihr Herz auszuschütten. Wer mochte die junge Dame sein, die sie jetzt so freundlich empfing? Wahrhaftig — ungefähr ebenso hatte sie sich die neue Tante vorgestellt. . . . Aber das war ja unmöglich — sie waren ja Beide auf der Hochzeitsreise.

„Wann kehrt der — Onkel zurück?" frug sie von Neuem, indem Besorgniß und Kummer abermals die Oberhand zu gewinnen schienen.

Marie war inzwischen zu raschem Entschluß gekommen. Sei der Zusammenhang wie er wolle: sie mußte ihre neue Verwandte unter allen Umständen jetzt bei sich behalten und Schwester- oder vielmehr Mutterstelle an ihr vertreten. Das Incognito ihres Aufenthaltes mußte ihr gegenüber fallen.

„Der Onkel ist ausgegangen und wird bald zurückkommen — ich bin die neue Tante — wir kennen uns schon par renommée."

„Also doch!"

„Aber vor allen Dingen, wie kommst Du hierher?"

„Ach, das ist eine schreckliche Geschichte!" rang es sich schwer aus der jungen Brust.

„Schreckliche Geschichte? Wieso?"

„Ach, ich kann's nicht sagen — es ist unmöglich."

In der jungen Frau stieg unwillkürlich ein neues Mißtrauen empor. Aber es schwand gar bald wieder vor der Unschuld und Treuherzigkeit, mit welcher Käte sie aus großen Kinderaugen anblickte. Dennoch — irgend ein kleines, pikantes Abenteuer war immerhin sehr wohl möglich. . . . Wenn sie auch selbst niemals in einem Pensionat gewesen war, so wußte sie doch durch ihre Freundinnen von allerlei allerliebsten kleinen Geschichten, die sich dicht unter den Augen selbst ganz gewissenhafter Lehrer dort zuzutragen pflegen.

„Irgend Jemand — ein Mann, vielleicht Dein Musiklehrer — hat Dir eine Liebeserklärung gemacht?" sondirte sie deshalb.

„O nein, nein — wenn's weiter nichts wäre!"

„So rede doch! Es wird so schlimm nicht sein!"

„Ach nein, ich kann's nicht sagen. Es ist zu schlimm!"

Marie war mit ihrem Latein zu Ende und sprachlos. Da, zu guter Stunde, trat Gustav zurückkehrend ein, leise und vorsichtig, um nicht gehört zu werden.

Seine Ueberraschung über den unerwarteten Gast war durchaus nicht geringer, als die seiner Frau. Als stellvertretender Untersuchungsrichter verstand er das Inquiriren aber schon besser.

„Du bist ausgekniffen, Käte!" sagte er mit aufgelegter Amtsmiene.

„Ja, nein — ausgekniffen nicht, aber davon gelaufen —

vor der ganzen Schule, ganz öffentlich, und mit Sack und Pack," räumte Käte beschämt ein.

„Weshalb, Kind?"

„Weil — weil — ach, es ist zu schrecklich, Onkel Gustav, ich kann's nicht sagen, was wird die Tante von mir denken?"

Der Assessor runzelte jetzt mit wirklichem Ernste die Stirn.

„Rede, Käte," sagte er nicht unfreundlich, aber sehr bestimmt.

„Ich will Dir's in's Ohr sagen, Onkel Gustav."

„Nun — meinetwegen!"

„Weil, weil — ich immer so großen — Hunger hatte!"

Der Assessor lachte laut.

„Und die Butterbrode waren zu klein?"

Käte nickte nur stumm.

„Das ist freilich in Deinem Alter ein Fehler. Trotzdem bist Du hübsch gewachsen, fast so groß, wie Deine liebe Mama war. Nun, vorerst bleibst Du hier — natürlich! — später werde ich Dich an einen Ort bringen, von dem Du mir nicht wieder davon laufen darfst! Von der Größe und Schwere der Butterbrode werde ich mich zu Deinem Troste indessen vorher überzeugen. Jetzt — hier — schneide sie Dir selbst, nach Deinem Geschmack."

Auf Kätchen's hübschem Gesichtchen war allmählich aller Sonnenschein der sechszehn Jahre zurückgekehrt.

„Ich darf also bei Euch bleiben?" rief sie erfreut. „Ach, es ist so wunderhübsch hier. Aber warum habt Ihr alle Rouleaux herabgelassen? Es sieht ja aus, als ob Ihr nicht zu Hause wäret?"

„Das sind wir auch nicht!" lachte der Assessor, „wenigstens nur für Dich. Das Andere verstehst Du nicht und brauchst Du nicht zu wissen."

Mit Hülfe Herrn Ledermann's, des Stiefelputzers, wurde in einem Hinterstübchen bald Quartier für den Gast geschaffen, woselbst sich Käte mit Cartons und Pappschachteln zu einem längern Besuche einrichtete. Der Assessor legte selbst Hand an, aber er war etwas nachdenklich geworden.

„Wir werden unser Incognito aufgeben müssen, liebe Marie," sagte er überlegend. „Der Wildfang schafft uns Unruhe im Hause, und wird uns am Ende verrathen. Spätestens übermorgen wollen wir die Eltern besuchen, auch werde ich mich noch heute dienstlich als wieder eingetroffen melden.... Unsere Zweisamkeit ist ohnehin gestört!"

Marie war zu verständig, um nicht die Ansicht des Gatten zu theilen. Sie sagte nur:

„Du hast Recht, wie immer!"

Wenn der Assessor in Betreff Kätchen's überhaupt noch einen Zweifel gehegt hätte, so würde ihn der Appetit, mit dem sie beim Thee in das größte Butterbrod hineinbiß, eines Bessern belehrt haben.

4.

Am andern Tage ging der Assessor ganz wie gewöhnlich seinen Geschäften nach. Auf dem Landgericht begrüßten ihn die Collegen natürlich als soeben zurückgekehrt, und da er die Zeit etwas versäumt hatte und die Parteien warteten, so ließ er sich alles ruhig gefallen. Ueberhaupt hatte er nicht die Absicht, sich in irgend welche Erklärungen oder Erörterungen einzulassen. Daß man sich auf einer Hochzeitsreise gut amüsirt, wird stillschweigend angenommen, und die es nicht gethan haben, pflegen es nicht zu sagen.

Mit Kätchen's Beihülfe hatte Marie einstweilen ihr erstes Kochdebut gegeben. Und obgleich die Suppe aus Uebermaß an Liebe stark versalzen und die Sauce etwas angebrannt war, blieb der Assessor doch liebenswürdig genug es nicht zu bemerken. Später, beim Kaffeetrinken, malte man sich aus, wie man morgen wohl empfangen werden würde. Großmama würde vermuthlich die erste sein, die dem Entschluß des Zuhausebleibens Anerkennung zollte.... Morgen! So nah der morgende Tag, daß er uns fast die Stirn berührt, und doch kann jede einzelne Minute des spannlangen Zeitraumes ein Hinderniß bringen! Denn nur die kurze, gegenwärtige Minute ist ja unser Eigenthum! Schon über der allernächsten Zukunft schwebt eine dunkle Wolke, aus deren Schatten all die kleinen neckischen Zufallskobolde hervortauchen können, die uns ärgern und uns hohnlachend Steine zwischen die Füße rollen. Diese kleinen Zufälligkeiten sind die dienenden Geister und Helfershelfer des Weltenschicksals, aber die Tyrannen des Einzelnen, und kommen in mannigfachster Gestalt, unscheinbar und harmlos...

„Wird nicht schon wieder draußen geklingelt?" frug die junge Frau, indem sie die hübsche, kleidsame Straßentoilette vor dem Pfeilerspiegel beendete.

Gustav war schon gegangen, um draußen nachzusehen, und kehrte alsbald mit — Vetter Fritz zurück. Seit gestern war er nach glücklich absolvirtem Examen von Heidelberg eingetroffen und wohnte wie immer im Hause seines Onkels, des Stadtrathes, bei welchem er erzogen war. Cousin und Cousine waren wie Geschwister aufgewachsen und hatten sich vor Jahren, als Marie eben ihre Puppen in die Ecke gestellt hatte, natürlich sterblich in einander verliebt. Darüber war nun aber viel Wasser geflossen. Marie hatte Gustav kennen gelernt, und der Vetter war Student und ein flotter Bursch geworden, und damit nach seiner augenblicklichen Meinung das Höchste, wozu es ein Mann bringen kann. Was über diesen Gipfelpunkt des Lebens hinauslag, dünkte ihm schon Niedergang, Verfall. Dennoch war er selbst auf diesem Höhepunkte des Lebens mit der kleinen Cousine in verwandtschaftlicher, fast geschwisterlicher Liebe innig verbunden geblieben und kam, um sie wiederzusehen. Und zwar als neugebackener Doctor.

„Du hast uns doch nicht etwa verrathen, Fritz?" frug Marie nach der ersten herzlichen Begrüßung.

„Zum Kukuk, ich werde doch nicht! Ueberdem ist die Idee classisch und nachahmungswürdig. Apropos, wer ist die junge Dame? Wollt Ihr nicht die Güte haben, mich vorzustellen?"

„Herr Studiosus med., wollte sagen: Herr Doctor Fritz Ruprecht, Fräulein Käte Melzer — unser erster Gast!" stellte der Assessor das Paar einander mit Feierlichkeit vor.

„Laß ich mir gefallen — solch erster Gast ist glückbringend!" meinte der neugebackene Doctor, indem er sich gegen die junge Dame verneigte.

Käte machte einen regelrechten Tanzstundenknix und erröthete bis zu den Simpelfransen herauf, die wie leichtgeschwungene dunkle Pinselstriche auf der hübschen Stirn lagen und sie reizend kleideten, indem sie ihre Bestimmung, „zu versimpeln", dabei allerdings leider verfehlten. Unwillkürlich schlug sie mädchenhaft die blitzenden Augen nieder, denn die bebrillten Augen des jungen Doctors waren wie zwei scharfzielende Gewehrläufe minutenlang und fest auf sie gerichtet — sie fühlte fast den Blick.

„Doch ehe ich's vergesse, Miezchen," wandte er sich endlich wieder an die Cousine, „ich habe nach Eurem Beispiel Eure Alten natürlich gleichfalls tapfer angelogen — hoffentlich werdet Ihr mit mir zufrieden sein!"

„Wie so?" frug etwas beängstigt Marie.

„Nun, die Tante machte große Augen, als ich ihr erzählte, daß Ihr schwerlich vor sechs Wochen zurück wäret. Ich glaube, ich habe es ihr leidlich plausibel zu machen gewußt, daß Ihr Euch auch einmal den italienischen Frühling ansehen wolltet.... Nach Sicilien sind sie bestimmt, eulenspiegelte ich weiter, und der Merkwürdigkeit wegen vermuthlich auch auf kurze Zeit nach Algier hinüber —"

„Welcher Unsinn!" warf Marie verdrießlich ein.

„‚Wenn man heutigen Tages nur einigermaßen mit Auszeichnung reisen will, so darf man sich eben kein nahes Ziel wählen, beste Tante,' gab ich selbst dazu meine unmaßgebliche Ansicht, mit der sie indessen keineswegs einverstanden schien," fuhr Vetter Fritz unbeirrt fort. „Ihr braucht Euch also mit der Rückkehr keineswegs zu übereilen — Niemand erwartet Euch jetzt..."

„Sie werden also um so freudiger überrascht sein, wenn wir morgen antreten," sagte Gustav. „Es drängt mich jetzt fast dazu.... Jetzt, denke ich, machen wir aber unsern gewöhnlichen Spaziergang — die Damen sind ja bereits in Toilette."

Draußen athmete Alles hochaufschlagende Frühlingsluft. Es hat von jeher eine von allen Dichtern ausgebeutete Wechselwirkung zwischen Lenz und Liebe bestanden: auch Gustav und Marie vermochten sich ihr nicht zu entziehen. Der kleine Verdruß, den die Eulenspiegeleien des Vetters bei der jungen Frau hervorgerufen hatten, war schnell genug vergessen. Beide sehnten sich aus den Häusermassen der Vorstadt hinweg und schlugen gleich am Anfang der Promenade einen Nebenweg ein, der die Gärten und Häuser, welche sich an jener in ununterbrochener Reihe entlang ziehen,

seitwärts liegen läßt. Bald wurde es ein einfacher Feldweg. Zwei Wagen konnten einander nur ausbiegen, wenn jeder mit einem Rade empor holpernd den Ackerrand streifte. . . . Dafür stieg aber die Lerche dort jubilirend und in unmittelbarster Nähe der Spaziergänger zum Himmel auf, als sei sie eine Botin der jungen Ehegatten und von ihnen abgesandt, dem Schöpfer ihren Dank zu bringen.

Am Wege lagen große Steine verstreut und Marie setzte sich darauf nieder, um die Veilchen zu ordnen, die sie unterwegs gesammelt hatte. Noch standen die blauen Frühlingsblümchen einzeln und frierend und sorgsam in schützendes Grün gehüllt am Rasenrain, aber Marie besaß das scharfe, echt weibliche Auge für das Kleine und hatte sie dennoch zu finden gewußt. . . . Und da der Stein just eben für zwei groß genug war, so saß der Assessor bald neben ihr.

Aber auch das andere Paar, das vorausgeschritten war, hatte bald einen Platz gefunden, auf dem es mit einander ausruhen konnte.

Zuerst hatte der Vetter gemeint, daß ihn Cousine Marie unverantwortlich vernachlässige, noch mehr als bei seinen verschiedenen Ferienbesuchen während ihres Brautstandes. Aber schon nach einer Viertelstunde war ihm die Vernachlässigung sehr angenehm. Käte plauderte so allerliebst und sah dabei noch allerliebster aus. Auch war es nur seine Schuldigkeit, dem armen Kinde, das niemals „Dritte im Bunde" war, die Zeit etwas zu vertreiben. . . . Er erzählte von der lustigen Heidelberger Studienzeit, und der junge Doctor, der mindestens zur Hälfte noch in den Burschenstiefeln steckte, sprach gewohnheitsmäßig dabei ganz commentmäßig, ohne zu bedenken, daß man sich auf solche Weise eben nicht mit jungen Damen zu unterhalten pflegt. . . . Aber Käte begriff ihn vollkommen. Sie wußte sofort, was „ochsen" und „Silentium" heiße, und daß das „Kameel", von dem ihr Begleiter redete, zweibeinig sei, und verstand ihn überhaupt wie ein „Commilitone".

„Wo sind die Kinder? Erst haben sie's so eilig und laufen eine Meile voraus, und nun gehen sie wieder so langsam, daß sie zurückbleiben," frug Marie auf dem Nachhausewege. „Sie haben sich doch nicht etwa verkrümelt?"

„Dort sind sie ja — kaum zehn Schritt. Käte strahlt vor Vergnügen über den ersten Courmacher. Ich hoffe wenigstens, daß es der erste ist. . . . Wenn ich übrigens nur erst wüßte, was ich eigentlich mit dem Wildfang anfangen soll!"

Marie, die sich umgesehen und die Aufmerksamkeit bemerkt hatte, mit welcher der junge Mann seine Partnerin unterhielt, sagte lächelnd:

„Frag den Vetter, der ‚Doctor' wird Rath wissen!"

„Treffe ich Dich auf der Fährte?" lachte laut der Gatte. „Willst Du Heirathen stiften? . . . Erst jetzt weiß ich bestimmt, daß Du glücklich bist," setzte er mit einem verstohlenen Händedruck hinzu. „Was meinst Du dazu, wenn ich das Kind Taute Bertha übergebe?"

„Der Gedanke ist vortrefflich!"

„So läßt sich die Sache vielleicht schon morgen arrangiren?"

„Ich zweifle nicht daran," entgegnete Marie mit Ueberzeugung. „Ich werde schon morgen mit Taute Bertha sprechen."

Mittlerweile war man wieder in die Stadt gelangt. Vor einem stattlichen Kaufladen blieb der Assessor einen Augenblick stehen und frug:

„Wollen wir nicht Fritzen's ‚Doctor' heute Abend durch eine Maibowle feiern?"

„Gern!"

„Nun, so werde ich ganz hausväterlich selbst Waldmeister und Apfelsinen hier einkaufen. Gehe Du einstweilen mit dem Pärchen dort voraus, um die Gläser zurecht zu stellen."

5.

„Ich sage Dir, Alter, es sind Ratten zwischen dem Gebälk."

„Nein, es sind keine Ratten!"

„Was soll's denn sonst sein?"

„Weiß ich's? Ratten und Mäuse sind's aber nicht, wenigstens keine vierbeinigen."

„Schon seit einigen Tagen hab' ich's gehört. Noch erst gestern Abend — Du schnarchtest schon wie eine Baßgeige — hörte ich deutlich Spectakel von oben herab — es schleppte etwas über den Dielenboden der Zimmer im ersten Stocke. Ich schrie laut auf — Du aber schnarchtest weiter. . . . Da lief mir die Gänsehaut über den Rücken, und ich steckte den Kopf unter die Decke. Wenn's keine Ratten und Mäuse sind, so — spukt's!"

„Unsinn! — Gegen Gespenster, die mit Stiefeln und derb wie Unsereiner umhergehen — hörst Du's, Alte? wie jetzt eben wieder — hilft am besten die — Polizei."

„Willst Du sie holen?"

„Erst will ich selbst nachsehen. Warte mit dem Schlafengehen, bis ich zurückkomme, vielleicht muß ich wirklich noch zur Polizei."

Dabei hatte der würdige Herr Nährkorn, Vicewirth der großen Miethscaserne, in welcher Assessor Kerner seine Familienwohnung gemiethet hatte, die kleine scharfleuchtende Handlaterne angezündet und einen derben Krückstock zur Hand genommen. Der Stock war ursprünglich der handfeste Stiel eines armen, von Wind und Wetter zerzausten Parapluies, denn Herr Nährkorn war eigentlich seines Zeichens ein ehrsamer Schirmmacher und gewissermaßen selbst ein Entoutcas, der es vortrefflich verstand, den Hausbewohnern gegen klingendes Douceur allerlei kleine Dienste zu leisten und sie vor Unannehmlichkeiten und Gefahren, als da sind: Bettler und Vagabonden ꝛc., „zu beschirmen" . . . Und so that er auch jetzt nur seine Schuldigkeit, wenn er dem wiederholten unerklärlichen Lärme oben in der Wohnung des neuen, aber abwesenden Herrn Miethers nachzuspüren ging. Selbst der vorsorglichen Gattin, der mit einem Male wieder ganz „gruselig" wurde, würde es schwerlich gelungen sein, ihn von dem Wagnisse abzuhalten.

(Schluß folgt.)

In der Sommerfrische.

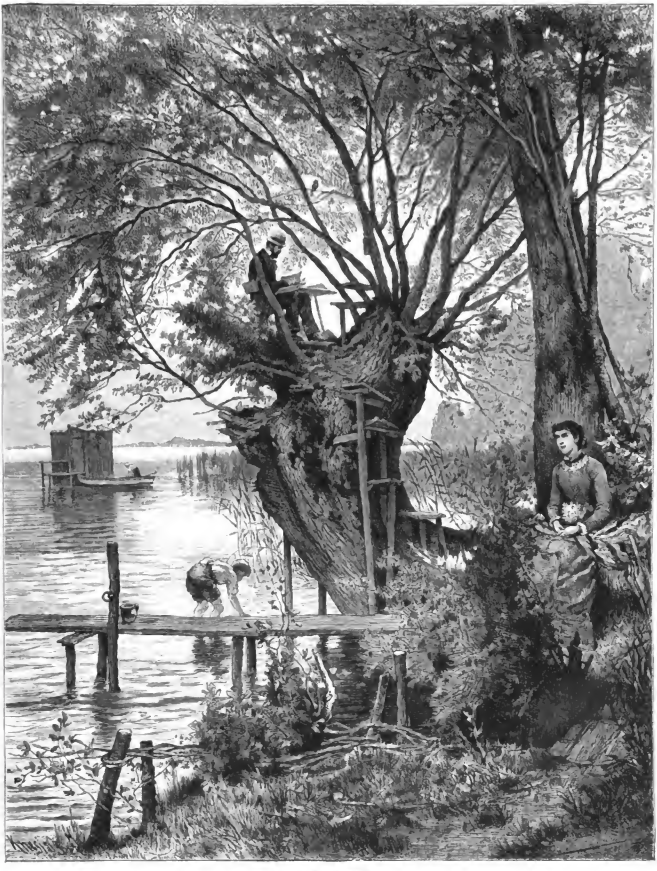
Der Tag ist bereits erschienen, an dem die Sonne in das Zeichen des Krebses getreten ist und den Anfang des Sommers verkündet hat.

Das wohlbekannte reactionäre Wahrzeichen in dem himmlischen Thierkreise scheint zu dieser Zeit auch auf die Menschheit zu wirken und ruft alljährlich eine kleine rückschrittliche Bewegung im Leben der Völker hervor. Die Cultur des neunzehnten Jahrhunderts ist unter Anderem auch dadurch besonders charakteristisch, daß sie die großen Städte ungeahnt schnell wachsen läßt und das platte Land entvölkert. Nur im Beginn des Sommers wird ihr Lauf geändert, auf wenige Wochen entvölkern sich die Städte, eine Völkerwanderung in entgegengesetzter Richtung greift um sich, aus der Gassen bedrückender Enge fliehen Tausende in Gottes freie Natur. Doch diesem Siege des Krebszeichens werden keine Thränen nachgeweint, jubelnd vielmehr begrüßt ihn die Menschheit, denn das ist wahrlich eine „gesunde Reaction", deren Zeugen wir werden.

Und welche Ziele hat sich dieser buntgemischte Menschenschwarm gesteckt?

Die vornehmsten unter diesen Reiselustigen sind ohne Zweifel die Touristen von Fach. Sie führen sich manchmal sogar als „Weltbummler" auf, und ihr Reisedrang ist erst dann befriedigt, wenn sie rund um die Erde gesegelt und gefahren sind. Doch mit ihnen können wir uns hier nicht befassen, ihnen genügt nicht ein Sommer zur Ausführung ihrer Pläne. Die übrigen Touristen suchen mit Vorliebe das Hochgebirge auf, die Alpen und die Karpathen sind das Ziel ihrer Wünsche, wo sie auf den höchsten Gipfeln ihre Fahnen aufpflanzen. Die Zahl dieser Herren ist größer, als man gewöhnlich denkt; belehrt uns doch die Statistik, daß allein die deutschen Touristenvereine über 40,000 Mitglieder zählen.

Einem anderen Ziele streben diejenigen entgegen, die aus gesundheitlichen oder Mode-Rücksichten die zahlreichen Orte aufsuchen, an welchen aus den Spalten und Klüften der Erde heilende



In der Sommerfrische.

Nach dem Oelgemälde von H. Heim.

Quellen springen oder an denen die brandende See ihre Wogen bricht. Das sind die Badereisenden aus Noth und Lust, und ihre Zahl ist noch gewaltiger. Mustern wir nur flüchtig die Curlisten der verschiedenen Bäder unseres Vaterlandes, die Summe der Curgäste wird sich wohl auf Hunderttausende belaufen.

Aber weit größer ist noch die Schaar Derjenigen, die einfach der Stadt den Rücken kehren, um lediglich in frischer Waldluft Erholung von den Strapazen der Arbeit zu suchen. Das sind Sommerfrischler, über welche uns keine Statistik vorliegt, die aber, wie Jeder es aus eigener Erfahrung weiß, sich in dem Zeitalter

der billigen Eisenbahnfahrten vermehren wie Sand am Meere und Sterne am Himmel.

Der Tourist pflegt mit einem ganzen Apparate an Hülfsmitteln zu reisen, er führt den Rucksack, den Eispickel, die Schneekamaschen u. dergl. mit sich; der Badereisende gelangt unter ärztliche Obhut und muß nach strengen Vorschriften seine Lebensweise regeln; nur der Sommerfrischler rückt ohne bestimmte Ordre in's Feld. Er ist an keine Rücksichten gebunden und freut sich seiner Freiheit.

Und doch sollte gerade er nicht vergessen, daß auch das Leben in der Sommerfrische so eingerichtet werden muß, daß er auch wirklich den Zweck der Reise erreicht, den Körper von Neuem stärkt und die etwas getrübte Geistesfrische wiedererlangt. Die Sache ist an und für sich so einfach, daß die Meisten den richtigen Weg instinctmäßig finden. Wer aber öfters Sommerfrischen besucht hat, der weiß auch, daß es leider gar viele Ausnahmen von dieser Regel giebt, und an diese ohne ihr Wissen Fehlenden mögen unsere Worte gerichtet sein.

Da sehen wir zunächst Familien, die gleich bei der Wahl des Ortes schwere Fehler begehen. Die Reise wird namentlich wegen der Frau und der Kinder unternommen. „Wohin wenden wir uns?" wird im Familienrathe gefragt. „Doch nicht in ein kleines Gebirgsnest," lautet die gedrückte Antwort. „Dort fehlt es an allem Comfort, dort wird das Essen auch nicht gut sein." „Aber in ein Bad brauchen wir nicht zu reisen," erhebt sich von anderer Seite der Einwand. „Die Bäder sind theuer, und wir können unsern Zweck mit billigeren Mitteln erreichen." — „Ja, an ein renommirtes, großes Bad denke ich auch nicht," entgegnet die lebenslustige Hauspartei. „Es giebt aber so viel Orte, die gerade ein Mittelding zwischen einem Bade und einer Sommerfrische bilden, wo auch die Gegend schön ist und alle Bequemlichkeiten der großen Stadt nicht fehlen. Ein solcher Ort wäre für uns wie geschaffen."

Und diese Partei siegt. Man fährt in irgend einen Ort, der womöglich das Rendez-vous der fashionablen Welt bildet, der nicht durch seine Bade-Anstalten, sondern lediglich durch den mehr oder weniger großen Comfort seiner Einrichtungen berühmt ist. Die lebenslustige Partei des Hauses amüsirt sich und sieht nicht die Schattenseiten eines derartigen Aufenthaltes. Man sollte denken, daß für die Kinder vor allem ein ungebundenes freies Austummeln in Wald und Flur nöthig wäre. In dem gewählten Orte geht aber dies nicht gut an. Es schickt sich nicht, daß die Kinder frei umherlaufen, Hans darf nicht etwa einmal mit zerrissener Hose heimkehren, und Gretchen muß hübsch manierlich und gemessen spazieren gehen, das verlangt man von einem Mädchen. Nur den allerkleinsten Familienmitgliedern, die noch im Sande spielen, bleibt ihr Vergnügen unbenommen, sonst ist dieser Sommeraufenthalt für Mama und die älteren Kinder weiter nichts, als eine forcirte Toiletten-Parade.

Schließlich kommt die Familie müde und abgespannt von der Reise wieder, und nun heißt es: „Gott sei Dank, daß wir wieder da sind! Wie schön ist es doch daheim!"

Ja, warum hat der verehrliche Familienrath nicht einen anderen Beschluß gefaßt? Warum zog man nicht in eine Sommerfrische, in welcher Familien ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, welche auf den „Staat" wenig achten und nur vernünftiger Weise ihren Kindern und ihrer Gesundheit leben? Hans hätte mehr gesehen und wäre kräftiger bei guter gesunder Hausmannskost geworden, Gretchen hätte wohl ein blühenderes Gesichtchen heimgebracht, und Mutter und Vater hätten im Schooße der Familie die wahre, einzige Erholung gefunden, welcher sie bedürfen.

Wir haben im Leben hundert Mal diesen Fehler begehen sehen, und sind da nicht die Worte berechtigt:

Junge Mütter, die ihr in der Gesellschaft noch glänzen wollt, spart die Toilette für den Winter in der Stadt auf, dort im Theater, auf den Bällen und in Concerten bringt der Mode Opfer. Wenn ihr aber die Stadt verlassen habt, um in freier Natur Erfrischung und Neubelebung zu suchen, so werfet alles Gekünstelte und Gemachte von euch ab und lebt naturgemäß und ungebunden. Ihr gebt etwas auf den Schein. So bedenkt, daß keine Anmuth reizender erscheint als die, welche uns das freie natürliche Leben verleiht.

Hat man wirklich die echte und rechte Sommerfrische gewählt, so ergiebt sich der naturgemäße Lebenswandel von selbst. Trotzdem aber wollen wir an dieser Stelle einige Rathschläge für den Sommerfrischler im Gebirge ertheilen, die wir dem anerkennenswerthen Büchlein „Handbuch des alpinen Sport" von Julius Meurer entlehnen:

Der Sommerfrischler soll früh aufstehen und sieben Uhr als die späteste Stunde der Reveille annehmen, so schnell als möglich soll er hinaus in's Freie eilen, denn die würzige balsamische Luft des frühen Morgens ist das köstlichste Heilmittel für einen geschwächten, gestörten Organismus, und für zerrüttete und irritirte Nerven giebt es schwerlich ein stärkenderes, kräftigenderes Mittel als solche frische freie Morgenluft im Hochgebirge. Befindet man sich an einem See, so soll man für den Morgenspaziergang die Nähe des Sees meiden und aufwärts, womöglich etwas abseit des Sees, mehr der Höhe zueilen, um über jene feuchte Dunst- und Nebelschicht, die sich Morgens stets über jeden See ausbreitet, zu kommen. Nach einem Spaziergange von ein bis zwei Stunden, je nach der Individualität, kehre man nach Haus zurück — ein frugales zweites Frühstück wird jetzt schon ganz willkommen sein. Gegen elf Uhr unternehme man eine kleine Promenade und zwar entgegen dem Morgenspaziergange, der stets in lebhaftem energischem Schritte ausgeführt werden sollte, gehe man gegen Mittag ganz con amore, sozusagen bummelnd, am besten im Walde auf und ab. Die Sonne steht jetzt im Zenith und die harzige Atmosphäre der Nadelwälder kommt alsdann am besten zur Geltung, und auch diese ist ja von so vorzüglichem Einflusse auf den Organismus; ohne echauffirt zu sein, wird man somit zwischen 12 und 1 Uhr zum Speisen gehen und gewiß eines guten Appetits nicht ermangeln.

Nach dem Speisen halte man getrost die beliebte Siesta, am besten im schattigen Waldesdunkel, nach Belieben aber auch im Zimmer. Um 3 Uhr aber möge man wieder zu einem tüchtigen Spaziergange bereit sein.

Hat man nun Nachmittags einen mehrstündigen tüchtigen Spaziergang gemacht, dann verbringe man den Abend nach Belieben; ist man frühzeitig aufgestanden und hat man sich durch die verschiedenen Spaziergänge jene wohlthätige körperliche Ermüdung geholt, so wird man ohnehin das Lager nicht allzu spät aufsuchen, und der Schlaf wird dann auch nicht auf sich warten lassen.

Correspondenz, Romane lesen und dergleichen wichtige oder unwichtige Dinge verschiebe man getrost auf die Regentage, die ja leider niemals ausbleiben. Die schönen sonnigen Tage aber nütze man in oben angedeuteter Weise aus, und ein so verbrachter Aufenthalt von drei, vier, fünf oder mehr Wochen in hoher Gebirgsluft wird ganz bestimmt nicht allein von den wohlthätigsten Folgen begleitet sein, sondern auch noch herrlichen und reichlichen Genuß bieten.

Daß er möglichst vielen unserer Leser zu Theil werde, das wünschen wir ihnen von Herzen am heurigen Sonnenwendtage.

Eine neue classische Stätte Alt-Weimars.

Von Robert Keil.

Die classische Literaturepoche, die in Weimar ihren Mittelpunkt hatte, hat die Stadt an der Ilm, ihr Schloß und ihren Park, ihr Goethe- und Schiller-Haus, ihre Bibliothek &c. für alle Zeit zu classischen Stätten reicher Erinnerungen geweiht. Ihnen reiht sich jetzt in treuer Wiederherstellung eine neue an, die um so bedeutungsvoller uns erscheinen muß, als sie das Wesen, Leben und Walten der Begründerin des Musenhofs, der geistvollen und liebenswürdigen Herzogin Anna Amalia, uns lebendig veranschaulicht.

Wendet man sich vom Schiller-Hause dem Theater zu, so erblickt man ein die Schiller-Straße abschließendes alterthümliches Gebäude, dessen Seitenflügel den Theaterplatz begrenzt und dessen Dach mit Urnen und einer Amorettengruppe geschmückt ist. Vor hundert Jahren war die Umgebung des Hauses freilich eine

wesentlich andere als heute. Damals schloß sich an dasselbe ein freundlicher Garten. Damals stand auch von den Häusern dem Schiller-Hause gegenüber noch kein einziges, es floß vielmehr dort im „Schützengraben" der Bach offen dahin, und mit mehreren Baumreihen besetzt zog sich an dem nachmaligen Wohnhause Schiller's vorüber die „Esplanade" bis zu jenem Hause, das damals noch neu war und zu den ansehnlicheren Gebäuden der kleinen Stadt gehörte. Der Geheime Rath von Fritsch hatte im Jahre 1767, als er sich vermählte, zum Empfange seiner jungen Gattin das Haus erbaut. Als aber am 6. Mai 1774 das Residenzschloß ein Raub der Flammen geworden war, beeilte er sich, seiner verehrten Herzogin dieses Haus zur Verfügung zu stellen.

Während der Erbprinz Karl August das neu erbaute und noch unvollendete Landschaftshaus, welches später Fürstenhaus genannt wurde, zu seiner Wohnung wählte, bezog die Herzogin das Haus an der Esplanade und fand sich dort bald behaglicher, als vorher in den weiten Räumen der Wilhelms-Burg. Sie behielt diese Wohnung auch dann, als sie im nächsten Jahre die Regierung in die Hände des Sohnes legte, ja sie hat dieses Haus, welches seitdem den Namen **Witthums-Palais** führte, fast dreiunddreißig Jahre lang bis zu ihrem Tode bewohnt.

Wohl pflegte sie im Frühling und Sommer meist in Ettersburg und Tiefurt zu verweilen, wo in Frohsinn und Ungezwungenheit, von Liebhabertheater und geistigem Verkehr belebt, die Tage und Wochen idyllisch dahinflossen. Die übrige Zeit des Jahres aber brachte sie, fern aller Einmischung in die Staatsgeschäfte und frei von äußerem Zwang und lästigen Förmlichkeiten, zu Weimar in der einfachen Häuslichkeit dieses Palais bei heiterer Geselligkeit zu.

Obgleich als Braunschweiger Prinzessin nach der damaligen Sitte der Höfe in Vorurtheil gegen alles Deutsche erzogen, aber im Umgang feingebildeter Menschen aufgewachsen, hatte sie sich, neben ihrer echten Humanität, neben inniger Freude an der Natur und warmer Liebe zu Kunst und Wissenschaft, zugleich einen deutsch-nationalen Sinn und lebhafte Sympathie für nationale Geistesentwickelung bewahrt. So war sie einst in die Residenzstadt an der Ilm eingezogen, so hatte sie, die junge Wittwe, als Vormünderin und Regentin, während sturmbewegter Zeit segensreich gewirkt, so mit schöpferischem Geiste aus dem damaligen, an Kleinstädterei reichen, an geistigem Interesse armen Weimar unter Heranziehung bedeutender Männer, vor allem Wieland's, einen Musensitz geschaffen, der die Augen von ganz Deutschland auf sich lenkte. Jetzt von den Regierungssorgen befreit, konnte sie sich in stiller Zurückgezogenheit der Pflege der Künste und Wissenschaften, und insbesondere ihrer leidenschaftlichen Liebe zu Musik und Literatur ganz und voll hingeben. Sie that es mit der ihr angeborenen Lebhaftigkeit, Liebenswürdigkeit, Lebenslust und Milde, und wurde mit ihrem großen Sohne das Centrum jenes Kreises genialer Geister, welche Karl August in Weimar versammelte. Mit Recht konnte daher Wieland in einem noch ungedruckten vertrauten Briefe an seinen Schwiegersohn, den berühmten Philosophen K. L. Reinhold, vom 4. September 1802 von der Herzogin Amalie sagen: „eine Bessere in ihrer Art und von ihrem Stande giebt es wohl schwerlich auf diesem Erdenrund." Mit Recht konnte er von ihr singen:

„Sie würd' als Schäferin
Die Flur entzücken;
Sie würd' als Königin
Die Welt beglücken;
Doch immer würd' in ihr
Sie selbst geliebt."

Goethe charakterisirt sie ebenso treffend wie kurz als „vollkommene Fürstin mit vollkommen menschlichem Sinn und Neigung zum Lebensgenuß." In Ettersburg, in ihrem Tiefurt und im Witthums-Palais wurde und blieb sie der Mittelpunkt der seltensten Vereinigung von Männern und Frauen, die ohne Ansehen der Geburt nur durch Geist und Gemüth allein Hoffähigkeit und Zutritt bei ihr fanden. Die vertrautesten von allen aber waren die geistvolle Hofdame Fräulein von Göchhausen und Wieland, zumal erstere mit im Palais und letzterer seit 1803 in der Nähe desselben wohnte.

„Ich bin," schrieb der gute Alte an Reinhold, „von der Herzogin Amalie kaum dritthalbhundert Schritte und vom Komödienhause nur fünfzig bis sechszig entfernt."

Von seinem Fenster aus konnte er seine Fürstin in den Gartenanlagen am Palais lustwandeln sehen. Der feinsinnige Gelehrte und Dichter stand mit ihr seit seinem Eintritt in Weimar und bis zu ihrem Tode in lebhaftem Gedankenaustausch, wie über antike Werke so über die modernen Literaturerscheinungen.

Das Palais mit seiner Pflege der Künste, mit seinen edeln geselligen Freuden sollte aber auch gar trübe Tage erleben, und diese Tage sollten für die Herzogin verhängnißvoll werden. Am 14. October 1806, dem Tage der Jenaer Schlacht, verließ auf inniges Bitten der edeln regierenden Herzogin Louise die Herzogin-Mutter Amalie mit ihrer Enkelin Prinzessin Karoline die Stadt Weimar und flüchtete über Erfurt und Göttingen nach Kassel. Von Sehnsucht getrieben, kehrte sie am 30. October nach Weimar zurück. Sie fand das schwerste Unglück und Elend vor. Zwar hatte das Palais selbst, da es bald eine Sauvegarde bekam, während der brutalen Plünderung der Stadt wenig gelitten, nur die dort aufbewahrten Kunstschätze und die Kellervorräthe waren von der Einquartierung theilweise geschädigt. Aber die ganze furchtbare Katastrophe, das grenzenlose Unglück, das über Deutschland und zumal über Weimar und über ihre eigene Familie so plötzlich hereingebrochen war, hatte die Herzogin auf das Tiefste erschüttert. Hören wir Goethe's rührenden Bericht:

„In diesen letzten Zeiten, da der unbarmherzige Krieg uns endlich und sie ergriff, da sie, um eine herzlich geliebte Jugend aus dem wilden Drange zu retten, ihre Wohnung verließ, eingedenk jener Stunden, als die Flammen sie aus ihren Zimmern und Sälen verdrängten, nun bei diesen Gefahren und Beschwerden der Reise, bei dem Unglück, das sich über ein hohes verwandtes, über ihr eigenes Haus verbreitete, bei dem Tode des letzten einzig geliebten und verehrten Bruders, in dem Augenblick, da sie alle ihre auf den festesten Besitz, auf wohlerworbenen Familienruhm gebauten jugendlichen Hoffnungen, Erwartungen von jener Seite verschwinden sah: da scheint ihr Herz nicht länger gehalten und ihr muthiger Geist gegen den Andrang irdischer Kräfte das Uebergewicht verloren zu haben. Doch blieb sie noch immer sich selbst gleich, im Aeußeren ruhig, gefällig, anmuthig, theilnehmend und mittheilend, und Niemand aus ihrer Umgebung konnte fürchten, sie so geschwind aufgelöst zu sehen. Sie zauderte, sich für krank zu erklären, ihre Krankheit war kein Leiden, sie schied aus der Gesellschaft der Ihrigen, wie sie gelebt hatte."

Am 10. April 1807 entschlief sie, und der geistvolle Fernow sprach nur das allgemeine Gefühl aus, als er dem Ausdruck der tiefsten Trauer die Worte beifügte: „Sie wußte den Fürsten und den Menschen in sich zu vereinigen. Sie zog die besseren Geister an, wo sie sie fand. Wir wollen uns glücklich preisen, daß wir in dieser Zeit gelebt und diese Fürstin gekannt haben; eine bessere sehen wir nicht wieder, auch ihres Gleichen nicht."

Das Witthums-Palais stand verwaist. Die Räume desselben dienten zeitweise der Loge, eine Zeit lang dem Landtag und dessen Präsidenten, später dem Lese-Museum, und Weimars größter Künstler, der Landschaftsmaler Friedrich Preller, schuf hier, von echter Kunst und homerischem Geiste beseelt, jene einzig-schönen Odyssee-Bilder, deren Ausführung das Weimarische Museum als dessen höchste Zierde schmückt. Viele Gegenstände, die einst diese Räume gefüllt hatten, waren in andere Schlösser und Kunstsammlungen, sowie in das Theater übergegangen. Doch die ehemalige Wohnung der Herzogin Amalie sollte in all der alten traulichen und behaglichen Einrichtung, als treues Bild ihrer Zeit neuerdings wieder erstehen. In pietätvoller Verehrung für seine Ahnin und die classische Weimarische Epoche, deren Mittelpunkt sie mit ihrem großen Sohne war, hat der Großherzog Karl Alexander seit den letzten Jahren die Wiederherstellung des Witthums-Palais in den Zustand, als Anna Amalie es bewohnte, betrieben und hat mit genauer Kenntniß der Einzelheiten Alt-Weimars unter Beistand des Hausmarschalls Grafen Wedel diese schwierige Aufgabe gelöst. Aus den großherzoglichen Schlössern, den Kunstsammlungen und dem Theater sind fast alle die Möbels und Bilder, die zu Amaliens Zeit deren Wohnräume schmückten, wieder herbeigeschafft und, so weit möglich, treu dem damaligen Standort wieder aufgestellt und geordnet worden. So geben nun diese Zimmer uns wieder ein Gesammtbild von dem Heim, in welchem Herzogin Amalie einst gelebt und gewaltet hat. Mit dankenswerther Municifenz ist auch diese neue classische Stätte Alt-Weimars dem Besuche des Publicums geöffnet. Treten wir ein!

Ein freundlich helles Treppenhaus empfängt uns, in welchem durch sinnig angebrachte Medaillonbilder das Andenken Friedrich Preller's gefeiert wird. Wir gelangen zunächst in das Speisezimmer der Herzogin. Mit der grünen Holztäfelung, den grünen Vorhängen und gleichfarbigen Stühlen, den großen Wandleuchtern, dem schwarzen, eine Büste tragenden Ofen und dem alten, mit der Abbildung einer Ilm-Partie gezierten Ofenschirm macht dieses Zimmer einen gemüthlichen, anheimelnden Eindruck. Auf einem marmornen Spieltische stehen alte schöne Armleuchter, auf einem andern Tische eine große Urne, auf dem Tische vor einem Spiegel ein kleiner Obelisk, kleine Urnen, bronzene Figuren und andere Tafelaufsätze und Nippsachen, die zum Theil wohl die Herzogin von ihrer italienischen Reise heimgebracht hatte. Die eine Wand wird von einem sehr anmuthigen und schönen Kniebild der Mutter der Herzogin geschmückt.

Die unbegreifliche Kälte und Abneigung, welche die Mutter gegen ihre Tochter bekundete, hat diese mit Liebe und liebevollem Andenken erwidert. Der Hauptschatz dieses Zimmers aber ist das prächtige Bild des jugendlichen Friedrich's des Zweiten, welches der große Preußenkönig selbst seiner Nichte, der Herzogin Amalie, geschenkt hat. Es stellt ihn in blauem Kleide, mit Stern, an einem Tische stehend, dar.

Es dürfte kaum ein zweites Bild existiren, welches Geist, Genie und Charakter des jungen Königs so treffend wiedergiebt wie dieses. Der Herzogin war es lieb und theuer, und mit freudigem Stolze pflegte sie dasselbe den sie Besuchenden zu zeigen.

Die beiden folgenden, in rother Seide und rothen Möbeln elegant ausgestatteten Zimmer versetzen uns mitten in den Kreis der bedeutenden Persönlichkeiten, die den Weimarischen Musenhof bildeten.

In dem nächsten, dem Empfangszimmer, finden wir ein treffliches Bild des durch seine launigen Dichtungen, seine Liebenswürdigkeit und Zerstreutheit bekannten Freundes der Herzogin, des Oberhofmeisters von Einsiedel, in den Ecken Büsten von Knebel's und des Fräuleins von Göchhausen. In dem folgenden, dem Dichter-Zimmer, die Portraits Wieland's, Goethe's, Herder's und Schiller's, in einer Ecke eine Büste Karl August's als Knabe, und an der Hauptwand ein großes, reizendes Bild der Herzogin selbst. In weißem Atlaskleid sitzt sie lesend neben dem Clavier, während ihr kleiner Hund an ihr in die Höhe springt. Mit ihren großen, geistreichen Augen sieht sie vom Buche auf und den Beschauer so lebhaft an, als wenn sie in Wirklichkeit lebte.

Wie einfach sie lebte, veranschaulicht in wahrhaft rührender Weise das anstoßende Gemach, es ist das Schlaf- und Sterbezimmer der Herzogin. Die Wände mit grüner Seide bedeckt und mit den Bildern der nächsten braunschweigischen und weimarischen Verwandten geziert, auf einem halbrunden sogenannten Kommodchen eine alterthümliche Uhr und Nippsachen, hat dieses kleine Zimmer den Charakter des Innigen und Traulichen. In einer Nische ein einfaches Bett (ehemals als Himmelbett eingerichtet), daneben auf einem Tischchen ein Paar rothe, gestickte Schuhe der Herzogin, mit den damals üblichen hohen Absätzen, über dem Bett ein kleines Bild ihrer Mutter und ihm gegenüber die Bilder ihrer Kinder: ein allerliebstes Bild Karl August's als Kind, ein Bild von ihm als Militär und ein Portrait ihres in den Jugendjahren „von der Parze entrissenen" Sohnes, des Prinzen Constantin, dem die trauernde Mutter im Tiefurter Parke ein Denkmal errichtet hat. Wenn sie Morgens die Augen öffnete, fiel ihr erster Blick auf die Bilder ihrer lieben Kinder.

Neben dem Schlafzimmer befindet sich das ebenso enge wie einfache Toilettenzimmer. Zahlreiche kleine Masken- und Costümbilder, historisch interessante Darstellungen der Ruinen des niedergebrannten Weimarischen Schlosses, italienische Landschaften u. dergl. m. zieren das Gemach. Ein Kniebild der Herzogin zeigt sie im reiferen Alter, in Morgen-Toilette, mit ernstem Gesichtsausdruck. Es finden sich ferner hier ein sehr hübsches Wachs-Relief Karl August's, eine Silhouette der Herzogin und in einem Glaskasten ein Fächer von ihr, ihr Spazierstock und zahlreiche andere Reliquien.

Wir treten auf den schmalen Corridor heraus. Die Wände desselben sind mit kleinen Landschaften, z. B. Ansichten vom „Stern" im Weimarischen Parke, namentlich aber mit Portraits der Damen geschmückt, mit denen als den Zierden des Musenhofs die Herzogin so gern verkehrte. Jedem Besucher werden zwei Gemälde unvergeßlich bleiben, die hier gegenüber hängen. Auf der einen Seite die höchste Zierde des fürstlichen Liebhabertheaters, die erste Iphigenie, Goethe's Freundin und Geliebte, die große und edle Künstlerin **Corona Schröter**, in anmuthiger Schönheit, in weißem, blauverziertem Gewande, den Kopf leicht auf die classisch schöne Hand gestützt, im reichen Haare geschmackvollen Perlen- und Federschmuck. Sie war die Hof- und Kammersängerin der Herzogin Amalie. Ihr gegenüber das musterhaft gemalte Portrait einer andern berühmten Frau der weimarischen Glanzepoche: eine Dame von üppiger, vollerblühter Schönheit, mit blondem, leicht gepudertem Haare, mit blauen Augen voll Geist und sinnlichem Reize und mit lächelndem Munde. Es ist die Geliebte Schiller's, welche auf den Dichter und seine Dichtungen so starken Einfluß geübt hat, welche auch in der Gesellschaft regelmäßig ihren Platz neben ihm hatte, welche auch bisweilen von Herzogin Amalie gemeinschaftlich mit Schiller, wie zwei Personen, die nun einmal zu einander gehören, nach Tiefurt eingeladen wurde — es ist die Freundin Goethe's, Herder's, Jean Paul's, die ebenso geistreiche als tiefunglückliche Frau **Charlotte von Kalb**.

Wenden wir uns nach dem oberen Stocke des Hauses, so gelangen wir in drei Zimmer, in denen die Herzogin dem geistigen Verkehre und der Pflege der Künste sich hingab, ein jedes in seiner Art von besonderer Bedeutung. Das erste, der sogenannte Eckfalon, in elegantem Blau gehalten, hat ein noch wohlerhaltenes Deckengemälde von Oeser. Schöne Vasen mit Leuchter schmücken das Zimmer; das werthvolle Bild eines englischen Malers, die Rückkehr Friedrich's des Zweiten und seiner Generäle von der Parade darstellend, und mehrere Familienbilder zieren die Wände. Besonders aber erfreuen uns prächtige italienische Landschaften, z. B. der Wasserfall des Velino bei Terni u. a. m. Sie gehören wohl mit „zu den Bildern und Zeichnungen, welche die Herzogin aus Italien als ewig süße Erinnerungen der schönen da verlebten Zeit mitgebracht hatte", und welche Sophien von La Roche, der sie dieselben gezeigt, nachher zu dem Ausrufe veranlaßten: „wie viel Geist und Geschmack des Wahren, Großen und Schönen liegt in der Auswahl der Gegenstände dieser Bilder und Zeichnungen!"

Frau von La Roche gedenkt auch eines „prächtigen, in der feinsten und vollkommensten Mosaik gearbeiteten Gemäldes des Triumphbogens von Constantin", das Papst Pius der Sechste der Herzogin zum Andenken geschenkt habe. Leider scheint dies Kunstwerk unter den jetzigen Kunstschätzen des Palais nicht enthalten zu sein. Wir werden durch ein schönes Medaillonbild Goethe's, „von J. Ph. Melchior nach dem Leben modellirt 1775", durch viele reizende Gegenstände aus der Zeit Alt-Weimars entschädigt. Manche davon waren als Andenken an die Herzogin in Privatbesitz übergegangen und sind nun zu Bereicherung der Palaissammlung in dankenswerther Weise zurückgegeben worden. Von besonderem Interesse ist eine von Herrn Justizrath Gille zu Jena hierher verehrte Tasse mit einem Miniaturbildchen, das die Herzogin Amalie, Fräulein von Göchhausen und die Herren von Einsiedel und von Wolfskeel beim Kartenspiele darstellt — ehemals ein Geschenk Amaliens an von Wolfskeel — und ein sprechend ähnliches kleines Medaillonbild der Herzogin aus dem Besitze des Fräuleins Obstfelder zu Weimar.

In diesem Salon hatte die Herzogin ihre geistig belebten Gesellschaften, hier verlebte sie in edler Geselligkeit, in vertrautem Verkehre mit den berühmten Männern und Frauen, welche Weimar zu einem Sitze der Musen umgeschaffen hatten, und im Genusse der neuesten Producte der Literatur glückliche Stunden.

„Unsere Herzogin ist eine recht wackere Frau und es lebt sich recht gut in ihrer Gesellschaft," schrieb Schiller am 10. October 1803 an Körner. Der Letztere verkehrte damals in ihrem Cirkel bei ihrem Besuche Dresdens, und sein Bericht darüber an Schiller dient auch zur Veranschaulichung ihrer weimarischen Gesellschaften.

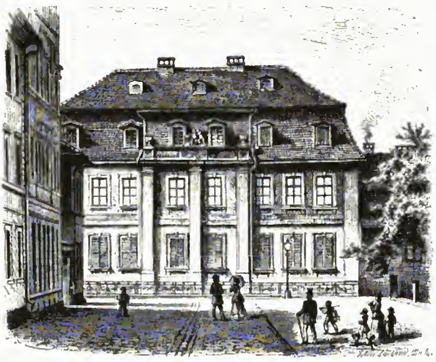
„Die Herzogin hat viel Sinn für feinern Lebensgenuß und ist sehr gutmüthig dabei. Einsiedel ist ein gebildeter Mann, mit dem sich allerlei sprechen läßt. Auch die Göchhausen mag ich recht gern. Sie hat sehr hübsche Attentionen, den ungezwungenen Ton immer zu erhalten, und paßt recht gut zu ihrer Stelle. Kurz, wenn ich in Weimar lebte, ich würde viel in diesem Cirkel sein."

Vielleicht gab es aber auch wohl Momente, die jenes Bild boten, das die Gräfin Henriette von Egloffstein von den Tiefurter

Gesellschaften der Herzogin so anschaulich mit den Worten gezeichnet hat:

„Vermöge der zwanglosen Freimüthigkeit, womit Jeder in Gegenwart der Herzogin Amalie seine individuellen Ansichten aussprechen und vertheidigen durfte, knüpften sich zwischen den hochbegabten Besuchern die geistreichsten Unterhaltungen an, doch gingen diese nur allzu oft in heftige Discussionen über, bei welchen Wieland's launenhafte Krittelei, Herder's persiflirender beißender Witz, sowie Knebel's unbezähmbare Leidenschaftlichkeit, vor Allem aber Goethe's dictatorisches Genie kräftig hervortraten und den Streitenden nicht selten scharf verletzende Worte auf die Zungen legten, die den stets vorhandenen Brennstoff in den Gemüthern so gewaltsam anfachten, daß selbst Amaliens Gegenwart und ihre versöhnende Milde nicht hinreichten, die hoch auflodernden Leidenschaften zu dämpfen."

Das nächste Gemach mit dem kleinen Malertische ist das Malzimmer der Herzogin. Mit Eifer versuchte sie sich in dieser Kunst. Zu Goethe's „Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" malte sie im Verein mit Goethe und Kraus das Gemälde vom „Bänkelsänger", das nach dem Zeugniß des Fräuleins von Göchhausen „von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wurde", und sandte später eine kleine Copie desselben nach Frankfurt an Frau Rath „für das Weimarische Zimmer". Die talentvolle Schauspielerin Christiane Neumann („Euphrosyne") wurde als Göttin der Gerechtigkeit, als welche sie in ihrem zehnten Jahre einen Prolog von Schiller gesprochen, von der Herzogin in Oel gemalt.



Das Witthums-Palais in Weimar.
Nach einer Photographie.

Das dritte Zimmer war das Musikzimmer der Herzogin. In Braunschweig hatte sie an Fleischer einen tüchtigen Lehrer der Musik gehabt und nährte ihr ganzes Leben hindurch eine leidenschaftliche Liebe zu dieser Kunst. Sie war nicht nur Kennerin der Musik, sie componirte auch selbst. Die Arien zu Goethe's „Erwin und Elmire" sind ihr Werk. Als Zeugen dieser musikalischen Studien und Genüsse der Herzogin finden sich hier noch ihre schöne Laute, ihre reich decorirte, doch jetzt saitenlose Harfe, und ihr Clavier, das lange Zeit im Theater bei Proben gedient haben soll, nun aber die alte Stelle wieder eingenommen hat. Ein Heft Noten von Haydn liegt auf dem alten Clavier. Es ist, als ob die Herzogin an den Schöpfungen des Meisters sich soeben erst ergötzt, soeben erst das Zimmer verlassen hätte.

Wir treten endlich in den Saal. In einfach schöner architektonischer Gliederung, in rothmarmorirter Stuckarbeit, mit einer erhöhten Decke, die mit einem großen Gemälde von Oeser geschmückt ist, ist der Saal nicht nur trefflich erhalten, sondern bietet auch in seiner ganzen Ausstattung, in treuer Durchführung des Stiles jener Zeit einen wohlthuenden harmonischen Anblick.

Hier veranstaltete die Herzogin jene Concerte, in denen ihre Kammersängerin Corona Schröter seit ihrem Eintritt in Weimar (16. November 1776) mitwirkte und mit ihrem meisterhaften Gesange die Herzen gewann. Hier erfreute sich Amalie bisweilen dramatischer Aufführungen, z. B. wiederholt der „stolzen Vasti" von Gotter, und öfters auch des bunten Maskenscherzes, der zu den liebsten Neigungen der lebenslustigen Fürstin gehörte. Hier war es aber auch, wo Goethe im Jahre 1813 die vollendet schöne Rede zu Wieland's Todtenfeier hielt, an welche jetzt eine in diesem Saale aufgestellte Büste Wieland's sinnig mahnt. Hier schuf später Meister Preller seine genialen Odyssee-Bilder. Und als die Wiederherstellung des alten Heims der Herzogin Amalie ihrem Urenkel gelungen war, veranstaltete er, wie zur Feier dieser Vollendung, am 20. Februar 1882 in diesem Saale ein Costümfest, das mit einer Schäferquadrille aus dem Zeitalter des Rococo, mit Anmuth, Lust und Scherz im Sinne der lebensfrohen Herzogin Amalie deren einstige Räume wieder belebte.

Wir haben unsern Rundgang vollendet, doch unmöglich können wir das Witthums-Palais verlassen, ohne noch einen kleinen Corridor, der mit vielen italienischen Landschaften (zum Theil wohl ebenfalls Erinnerungen an Rom) geschmückt ist, durchschritten und die beiden anstoßenden Mansardenzimmer besucht zu haben. Sie sind mit Herder's Stuhl, Arbeitspult und Tisch, und mit vielen seltenen Bildern von Personen, die zu dem Kreise der Herzogin gehörten und in deren Palais verkehrten, angefüllt.

Aber mehr als alle diese Gegenstände müssen die Zimmer selbst interessiren; waren sie doch die Wohnung der treuesten Freundin Amaliens, des körperlich unschönen, weil verwachsenen, aber geistvollen und witzigen Fräuleins von Göchhausen, der „Thusnelda", wie ihr Scherzname lautete. In diesen beiden freundlichen Zimmerchen pflegte sie jeden Sonnabend Vormittag eine bald größere, bald kleinere Gesellschaft zum sogenannten Freundschaftstage zu versammeln, an dem auch von Einsiedel, Heinr. Meyer, Böttiger, Bertuch und Andere, bisweilen auch Wieland, zu lebhafter geistiger Unterhaltung sich einfanden. Hier wurden auch die dramatischen Aufführungen für die Herzogin vorbereitet. Hierher lud sich Goethe, als im Jahre 1800 der Herzogin Amalie zu ihrem Geburtsfeste eine Ueberraschung bereitet werden sollte, bei den Hofdamen zum Frühstück, und zwar auf Punsch ein, versammelte die Personen, denen er Rollen zugedacht, um sich und dictirte dem Fräulein von Göchhausen die verschiedenen Rollen in die Feder, während er selbst im Zimmer gravitätisch auf- und abschritt. War eine Rolle bis auf einen gewissen Punkt dictirt, so mußte sie sofort memorirt und mit der entsprechenden zweiten probirt werden, wobei Goethe auf das Lebhafteste antrieb und vorspielte. So wurde in zwei Vormittagen Goethe's Festspiel „Paläophron und Neoterpe" fertig. Fast wäre noch im letzten Augenblick Alles am Gelbschnabel und Naseweiß gescheitert, da die dazu gewählten Kinder sich die Nasenmasken durchaus nicht anhängen ließen: doch Goethe wußte Rath: rasch wurden ein Paar Kinder vom Theater eingeübt, und zu höchster Freude der Herzogin Amalie wurde das Festspiel glücklich aufgeführt.

Wir aber, indem wir von diesem erinnerungsreichen Heim der kunstsinnigen Herzogin Amalie scheiden, gedenken des schönen Wortes Leonorens in Goethe's „Tasso":

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder!"

Gebannt und erlöst.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Da wurde leise die Thür geöffnet, und ein Frauenkleid rauschte auf dem Teppich des Fußbodens. Werdenfels wandte sich um, und jetzt schwanden Düsterheit und Schatten aus seinen Blicken, sie strahlten auf in leidenschaftlichem Glücke, als er seine Braut eintreten sah.

Anna hatte die Trauer abgelegt, die sie so lange getragen, und es war, als sei damit auch jener strenge Ernst, jene stolze Kälte gewichen, die sie mit einer solchen Unnahbarkeit umgaben vor fremden Augen. Die hohe schlanke Gestalt in dem hellen Gewande glitt wie ein Sonnenstrahl in das dunkle Gemach, und in dem sonnigen Lächeln, mit dem sie Raimund begrüßte, ging selbst jener Zug energischer Willenskraft unter, der sonst ihrem Antlitz das Gepräge lieh. Es war das glückselige Lächeln des Weibes, das wochenlang um den Geliebten gebangt und gezittert hat und ihn nun endlich genesen, gerettet sieht.

„Ich habe soeben Nachricht von meinem verwaisten Rosenberg erhalten," sagte sie. „Man kann sich dort gar nicht in meine lange Abwesenheit finden, und auch meine kleine Lily fängt an, sich wieder nach Hause zu sehnen. Wir werden an die Rückkehr denken müssen."

Sie sprach die letzten Worte mit einem gewissen Zögern, und in der That fuhr Raimund mit dem vollen Ausdruck des Schreckens empor.

„Du willst fort? Du willst mich verlassen?"

„Bin ich nicht lange genug bei Dir gewesen? Der Arzt hat Dich bei seinem heutigen Besuche für genesen erklärt. Du bedarfst meiner Pflege nicht mehr."

„So bedarf ich Deiner Nähe! Ich kann sie nicht entbehren, selbst auf Stunden nicht!"

Die junge Frau schüttelte lächelnd den Kopf bei dieser leidenschaftlichen Versicherung, aber sie widersprach nicht, sondern trat an die offene Glasthür, welche nach dem Altan hinausführte.

„Es weht heute eine wahre Frühlingsluft draußen," sagte sie. „Sieh nur, wie das Abendroth dort oben verglüht."

Raimund trat gleichfalls in die Thür, es war in der That nicht kühl, trotz der späten Stunde, und die Ranken des Epheu, der den Altan und das Mauerwerk umflocht, regten sich nur leise im Abendwinde.

Es war das alte Bild voll düsterer, wilder Großartigkeit, ringsum nur Felsen, Tannen und Schneegefilde. Die Eisjungfrau hielt noch überall ihre weißen Schleier gebreitet, noch stand ihr krystallenes Reich in unverminderter Pracht, aber es fehlte der eisige Hauch, der dies Reich geschaffen und ihm die Dauer gegeben hatte, es fehlte die starre Todesruhe darin und das Todesschweigen.

Das Abendroth wob seine rosigen Schleier um die weißen Schneegipfel und der höchste von allen, die Geisterspitze, die allein noch den Abschiedsgruß der scheidenden Sonne empfing, stand in dunkler Purpurgluth, einsam und mächtig, wie der Riesengeist des Gebirges, vor dem sich all die anderen Häupter neigen. Dort oben war noch alles Glanz und Licht, während das Thal sich schon in blauen Nebelduft zu hüllen begann.

Der Frühling hatte seinen ersten Boten in das Hochgebirge entsendet — der Südwind war gekommen! Er wehte durch die Thäler, er schwang sich auf die Höhen und über die Schneegefilde, und unter seinem weichen warmen Hauche lösten sich die eisigen Fesseln des Winters.

Voller und mächtiger als sonst klang das Brausen des Bergstromes aus der Tiefe, aber jetzt war er nicht mehr das einzige Leben in einer erstorbenen Welt, jetzt verhallte sein Ruf nicht mehr einsam in schweigender Oede, von allen Seiten ringsum kam raunend und flüsternd die Antwort zurück. Aus allen Felsen und Klüften tönte es geheimnißvoll, wie von tausend erwachenden Stimmen, die sich erst leise, wie noch im Traume regten. Es tropfte, rieselte, rauschte überall — der Schnee begann zu schmelzen.

Anna brach zuerst das minutenlange Schweigen, das eingetreten war.

„Die Geisterspitze grüßt uns heute in seltener Pracht," sagte sie hinausdeutend. „Es ist, als ob verborgene Flammen in ihrem Innern loderten, der ganze Berg erscheint wie in Gluth und Licht getaucht."

Raimund's Blick war der Richtung des ihrigen gefolgt und hing jetzt gleichfalls an dem dunkelglühenden Gipfel.

„Und es ist doch nur Eis und Schnee da oben auf dem unzugänglichen Throne der Eisjungfrau. Sie duldet es nicht, daß man ihr in das Antlitz schaut, das habe ich erfahren, als ich mich einst in den Klüften der Geisterspitze — verirrte."

„Wußtest Du denn nicht, daß sie unwegsam sind? Was suchtest Du dort oben?"

„Den Tod!" sagte Werdenfels schwer und dumpf.

„Raimund!"

„Ja, Anna, ich habe ihn damals gesucht und ersehnt, weil ich es nicht für möglich hielt, ein ganzes langes Leben hindurch die Last zu tragen, die das Unheil einer einzigen Stunde auf mich gewälzt hatte. Mit zwanzig Jahren hält man es für so leicht, ein Ende zu machen mit all der Qual und dem Elend, aber das Leben weiß uns festzuhalten. Ich wurde aufgefunden, erstarrt und besinnungslos, aber ich erwachte doch und mußte weiter leben."

„Und was — was trieb Dich hinauf in jene Eisklüfte?"

Die Frage kam leise, bebend von den Lippen der jungen Frau, und ebenso klang die Antwort Raimund's.

„Fragst Du endlich darnach? Ich habe seit Wochen darauf gewartet, aber Du schwiegst immer, Du wußtest immer abzulenken. Ich sah es deutlich, Du wolltest nichts hören."

„Ich durfte ja nicht! Der Arzt hatte es mir zur strengsten Pflicht gemacht, Dir jede Aufregung fern zu halten, er forderte die vollste Ruhe als erste Bedingung Deiner Genesung, und ich wußte nur zu gut, daß jede Berührung der Vergangenheit einen Sturm in Deinem Innern entfesseln würde. Jetzt aber bist Du genesen —" sie drückte die Hand gegen die Brust, und ein tiefer Athemzug rang sich daraus empor, „jetzt laß mich die Wahrheit hören!"

Raimund schwieg, aber er legte den Arm um seine Braut und zog sie an sich, während sein Auge mit banger unruhiger Frage das ihrige suchte, als fürchte er ein erneutes Zurückweichen, doch Anna legte mit voller inniger Hingebung das Haupt an seine Schulter.

„Fürchte nichts, Raimund! Was ich hören werde, ich schaudere nicht mehr davor zurück. Das war zu Ende in dem Moment, wo ich Dich von Gefahr und Tod bedroht wußte. Da fühlte ich, daß es nur eins giebt, was ich nicht ertragen kann — Dich zu verlieren! Und wenn es Schuld und Fluch ist, was Du mir zu bekennen hast, trennen wird es uns nicht mehr. Ich theile Deine Zukunft, ich will auch die Vergangenheit mit Dir theilen."

Raimund preßte sie an sich, doch nur einen Moment lang, dann ließ er sie aus den Armen. Die krampfhafte Heftigkeit dieser Bewegung zeigte, wie nothwendig die Schonung bisher noch gewesen war.

„Du hast mehrere Jahre im Pfarrhause von Werdenfels gelebt," sagte er endlich. „Hörtest Du nie eine Anklage gegen mich?"

Anna schüttelte verneinend den Kopf.

„Deinen Vater klagte man an, aber Haß und Furcht hatten ja so manches Märchen über ihn erfunden, das unglaublich klang, ich glaubte auch dies nicht, und Gregor sprach niemals darüber. Von Dir war kaum jemals die Rede. Du lebtest ja immer auf Reisen, und wenn Du wirklich einmal nach dem Schlosse kamst, so vermiedest Du es, Dich im Dorfe zu zeigen. Ich hatte Dich niemals gesehen, und der Freiherr von Werdenfels, dem wir in Venedig begegneten, war mir ein Fremder, bis auf den Namen."

„Ich begreife es," sagte Raimund düster. „Damals schürte Vilmut den Haß noch nicht, er wußte, daß bei dem Charakter meines Vaters alsdann die blutigen Conflicte nicht ausbleiben konnten, und daß der Schaden auf Seiten seiner Pfarrkinder

bleiben würde. Der damalige Gutsherr fragte nichts nach der allgemeinen Feindschaft, er verlachte sie und trat sie zu Boden. Ich war anders geartet!"

Er schwieg einige Secunden lang, und sein Blick verlor sich wieder in die Weite. Das Abendroth dort über den Schneegipfeln zerfloß allmählich und auch die Gluth der Geisterspitze wurde matter und matter, die Abendschatten stiegen aus dem Thale bis hinauf zu den Höhen.

„Du hast meinen Vater oft genug schildern hören," begann Werdenfels von Neuem. „Er war eine harte, gewaltsame Natur, ein rücksichtsloser Vertreter der Privilegien seines Standes, und selbst als die neue Zeit sich drohend zu regen begann, wollte er nichts von Nachgiebigkeit und Einlenken hören. Er verachtete die revolutionäre Bewegung, die sich bald auch unter den Bauern kundgab, und vermaß sich, er werde ihr auf seinen Gütern die Spitze bieten.

Ich war damals kaum zwanzig Jahr und hatte noch viel von der Unselbstständigkeit des Knaben, denn ich war in vollster Abhängigkeit, in einem beinahe sclavischen Gehorsam erzogen. Der Vater liebte mich nicht, weil ich ihm so unähnlich war, und ich fürchtete ihn nur. Ich ersehnte die Zeit, wo ich Werdenfels verlassen sollte, um die Universität zu beziehen, wie der Gefangene die Freiheit ersehnt, aber wenige Monate vorher trat die Katastrophe ein.

Bei der Unbeugsamkeit des Gutsherrn kam es bald genug zum offenen Kriege mit unseren Bauern. Es gab damals kaum irgend eine Autorität mehr, die Leute konnten und durften sich Alles erlauben und trotzten darauf. Sie forderten alle möglichen Zugeständnisse, und als diese ihnen verweigert wurden, drohten sie mit Gewalt. Mein Vater wurde von allen Seiten gewarnt, aber vergebens; anstatt einzulenken, schleuderte er der wild erregten Menge eine höhnische Herausforderung entgegen, die sie vollends zur Wuth reizte. Man machte Anstalt, sich des Schlosses zu bemächtigen, aber mein Vater spottete über die Versuche, den Eingang zu erzwingen. Er bewaffnete die gesammte Dienerschaft und erklärte, er werde die ‚rebellische Bande' züchtigen.

Aber nur zu bald wurde ihm und uns Allen der ganze furchtbare Ernst unserer Lage klar. Die Diener zeigten sich feig und unzuverlässig, die in der Eile getroffenen Vertheidigungsmaßregeln hielten dem wiederholten Anstürmen nicht Stand, und wenn es wirklich zum Kampfe kam, mußten wir der Uebermacht erliegen. Was uns dann bevorstand, war nicht schwer zu errathen bei dem bis zum Wahnsinn gereizten Haß der Angreifer. Sie hätten uns erbarmungslos niedergemacht, für uns handelte es sich um Leben oder Tod.

Mein Vater, so wenig er den Tod fürchtete, so fest er entschlossen war, sich bis zum letzten Athemzuge zu vertheidigen, hätte doch ein derartiges Unterliegen nicht ertragen. Ihm war es schon Entehrung, von solchen Händen zu fallen. Ich sah, wie seine Stirn sich immer drohender umwölkte, wie er die Zähne zusammenbiß und über irgend einem finsteren Entschlusse brütete. Ich wagte es sonst niemals, ihm mit einem Rathe zu nahen, und er hätte mich auch nicht gehört, jetzt versuchte ich es.

‚Wir können das Schloß auf die Dauer nicht halten, Du siehst es,' sagte ich, ‚und auf die Diener ist kein Verlaß, sie lassen uns im Stich, wenn es ernstlich zum Kampfe kommt. Laß uns den Rückzug antreten, so lange es noch möglich ist. Die kleine Mauerpforte führt unmittelbar nach dem Schloßberg, die Gebüsche sind dort dicht genug, daß wir unbemerkt hinab gelangen können. In wenigen Minuten sind wir in der Meierei, wo wir Pferde finden, und können von dort nach Buchdorf. Was uns von den Dienern folgen will, nehmen wir mit, die Anderen haben nichts zu fürchten, denn man sucht nur uns allein.'

‚Rückzug? Flucht?' fuhr mein Vater auf. ‚Du wagst es, mir eine so schmähliche Feigheit zuzumuthen?'

‚Wo Einer gegen Zehn steht, ist der Rückzug keine Feigheit. Du hast oft genug Deine Soldaten in der Schlacht geführt, würdest Du sie nicht zurückgezogen haben vor einer solchen Uebermacht?'

‚Das war ein ehrlicher Krieg und ehrliche Feinde, hier handelt es sich um eine aufrührerische Rotte. Man soll nicht sagen, daß der Freiherr von Werdenfels solchem Gesindel gewichen, daß er vor seinen Bauern und Tagelöhnern geflohen ist.'

‚Sollen die letzten Freiherren von Werdenfels fallen von den Händen dieser Tagelöhner? Täusche Dich nicht, Vater, Du hast keine Gnade geübt, Du wirst auch keine finden, und was auch mit uns geschehen mag, das Schloß fällt jedenfalls in ihre Hände.'

‚Schweig!' rief mein Vater, indem er wüthend mit dem Fuße stampfte. ‚Das Schloß fällt nicht, sage ich Dir, und ich weiche nicht vom Platze. Ich werde dieser rebellischen Bande die verdiente Antwort geben, sie sollen an den Werdenfels denken! Du nimmst einstweilen meine Stelle ein, ich komme sogleich zurück!'

Er wandte sich von mir und rief seinen Jäger, dem er befahl, ihm zu folgen. Ich wußte mir seine Worte nicht zu deuten, aber ich fürchtete irgend eine Verzweiflungsthat. Der Jäger hatte einst im Regimente unter meinem Vater gedient und war ihm später auf seine Güter gefolgt. Er war der Vertraute seines Herrn und diesem blindlings ergeben, aber er galt für einen rücksichtslosen und gewissenlosen Menschen, der zu jeder That fähig war. Ich hatte in jener Minute nicht Zeit, darüber nachzudenken, denn ich mußte meinen Posten bei der Vertheidigung einnehmen.

Da trat in dem Lärmen und Toben draußen eine Pause ein. Die Angreifer schienen sich zu berathen und planmäßiger vorgehen zu wollen als bisher, gleich darauf meldete mir einer der Diener, man suche Reisig zusammen, offenbar in der Absicht, die Eingangsthore, die bisher den Stößen und Hieben Widerstand geleistet hatten, durch Feuer zu zwingen. Das war eine neue, furchtbare Gefahr, und ich eilte, meinen Vater davon zu unterrichten.

Er hatte sich mit dem Jäger in sein Arbeitszimmer eingeschlossen, aber gerade als ich nahte, wurde die Thür geöffnet, und ich hörte noch seine letzten Worte:

‚Die Verantwortung trage ich allein! Jetzt sieh zu, daß Du unbemerkt durch die Mauerpforte und den Schloßberg hinunter gelangst, und hüte Dich, daß Du unten im Dorfe nicht gesehen wirst. Vor allen Dingen aber beeile Dich, denn wir halten das Schloß keine Stunde mehr!'

‚Verlassen Sie sich auf mich, gnädiger Herr!' klang die Stimme des Jägers in gedämpftem Tone. ‚Also die Scheune hinter dem Hofe des Eckfried!'

Er öffnete die Thür vollends und trat heraus, aber er fuhr zurück, als er mich erblickte. Ich war der Sohn seines Herrn und konnte doch hören, was dieser mit ihm verhandelte, aber er warf mir einen seltsam scheuen Blick zu, sah dann umher, ob Niemand sonst in der Nähe war, und eilte hastig an mir vorüber. Jetzt trat auch mein Vater heraus.

‚Was thust Du hier?' herrschte er mich an. ‚Warum bist Du nicht auf Deinem Posten geblieben?'

Ich berichtete kurz, was draußen geschah, und sprach meine Befürchtung aus, daß man das Schloß anzünden wolle; er lachte auf mit schneidendem Hohne.

‚Recht so, laß sie nur versuchen! Eine Weile halten die Eichenthüren noch Stand und bis dahin werde ich uns Luft schaffen. Sei ohne Sorge, Raimund, in einer halben Stunde ist die ganze Rotte zersprengt und zerstoben, es bleibt kein Einziger mehr am Platze, darauf gebe ich Dir mein Wort.'

Mir stieg eine unbestimmte Ahnung von etwas Schrecklichem auf, obgleich ich den Zusammenhang nicht errathen konnte, und mit stockendem Athem fragte ich:

‚Was hast Du dem Jäger befohlen?'

‚Was Du später erfahren wirst. Jetzt komm, wir sind draußen nöthig.'

‚Was hast Du dem Andreas befohlen, Vater?' rief ich in steigender Angst.

Er trat dicht an mich heran und dämpfte die Stimme, aber sein Ton wie sein Antlitz verriethen kalte, erbarmungslose Entschlossenheit:

‚Still, nicht so laut! Ein Anderer darf das nicht hören. Es giebt nur ein Mittel, uns und das Schloß zu retten, und auf den Andreas kann ich mich verlassen. Wenn da unten im Dorfe Feuerlärm entsteht, stürzt Alles hinunter, um zu löschen, und wir gewinnen Zeit und halten das Schloß, bis die Hülfe aus der Stadt kommt, die mir schon zugesagt ist. So starre mich doch nicht so an, als ob ich von Sinnen wäre! Es sind ja nur ein paar Scheunen, die in Flammen aufgehen sollen.'

(Fortsetzung folgt.)

Von der rheinischen Landstraße.

Von Ferdinand Hey'l.

Während in manchen Gegenden unseres deutschen Vaterlandes die anheimelnden Bilder des Verkehrs- und Volkslebens von der großen Heerstraße verschwinden, erhalten sich am Rhein noch einige eigenthümliche Beförderungsmittel in ureigenster Gestaltung. Zwar begegnet man am Strome selbst nur noch bei kleineren Schiffen dem „Halfterer“ auf den sogenannten Leinpfaden, jenen Pferdezügen, welche die Lastschiffe, an lange Schiffstaue gespannt, stromauf befördern, wie dies in früherer Zeit besonders im Bingerloch vor den Felsensprengungen in sehr erheblichem Maße geschehen mußte.

Seltener wird das dürftige Gespann des wandernden Blechschmiedes (Klempner, Spengler) auf den rheinischen Straßen, und nur der Herbst zeigt uns noch die den Rhein-Orten eigenen Büttenwagen und Kufen für den Traubentransport auf ihrem zweiräderigen Untergestell, oder eine fahrende Traubenmühle als rheinische Eigenthümlichkeit. Dagegen „halftert“ man am Main und an der Lahn noch häufig den Lastkahn, und nicht selten trifft der Reisende hier auch noch den düsteren Zigeunerwagen, der seine Insassen anscheinend sehr zwecklos in den gesegneten Fluren und an den Rebhängen hin von Ort zu Ort trägt. Lustig aber schmettert noch immer in den Seitenthälern des Stromes und über die Höhen desselben das Horn des Postillons, trotz Eisenbahn und Dampfboot, und es tragen diese an und für sich harmlosen Erscheinungen nicht wenig zu dem eigenartigen Eindruck bei, den der Tourist am Rhein von Land, Leuten und Leben empfängt.

„Es steht ein Wirthshaus an dem Rhein,
Da kehren alle Fuhrleut' ein!“

singt das Volkslied. Der prächtige Strom sah früher einen Fuhrverkehr an seinen Ufern, wie wohl sonst keine Landesstrecke im deutschen Vaterlande. Die römische Heerstraße, welche Mainz, Bingen, Coblenz und Köln verband, war in die seitlichen Uferberge am linken Rheinufer offenbar mit gewaltiger Kraftanstrengung gesprengt, ohne Pulver und Dynamit, während das rechte Ufer nachweislich nie eine zusammenhängende Verkehrslinie für Fuhrwerk besaß. Um so mehr drängte es sich drüben, und einzelne Orte waren — wie St. Goar, Coblenz — regelmäßige Ausspannorte für die Kaufmannszüge zu den Messen in Leipzig, Nürnberg und Frankfurt. Und welche Lasten an Kaufmannsgut und Traß (Bimstein) schleppte der Fuhrverkehr in's Niederland hinab, welche Lasten vom Meeresstrande drunten in Holland hinauf in das mittlere Deutschland, ja bis zu den Alpen! War doch der Schiffsweg oft genug durch niederen Wasserstand und die Stromschnellen des Bingerlochs, des wilden Gefährts bei Bacharach und der Bank bei St. Goar verschlossen.

Da mochte wohl das Lied entstehen von dem Wirthshaus am Rhein, in dem alle Fuhrleut' einkehren. Spricht doch auch der kaufmännische Orden in St. Goar (vergl. „Gartenlaube 1868, S. 238) für diesen Waarentransport und Wagenverkehr, der oft genug durch gesetzlich vorgeschriebenes Umladen belastet war, ein Umladen, welches nach weiser Fürsorge den Ortseinwohnern Verdienst und der betreffenden kleinstaatlichen Landescassa Tribut schaffen sollte. Mußte doch beispielsweise in St. Goar von den geladenen Gegenständen stets ein Theil als Steuer für Wegunterhaltung abgeliefert werden.

Da kamen die kecken Dampfer im Jahre 1817 (der erste von London) und rissen einen Theil des Verkehrs an sich, dann die Eisenbahnen rechts und links des Stromes und nun endlich gar die mächtigen Schlepper und die — Tauerei. Der hochauf mit seltener Geschicklichkeit geladene Frachtwagen verschwand mehr und mehr, selbst die sogenannten Marktschiffe konnten nicht mehr der Concurrenz der Dampfkraft widerstehen, und nur das St. Goarshausener Marktschiff fährt alter Ueberlieferung getreu noch heute hinauf zur Frankfurter Messe, beladen mit Wein und — Einmachzwiebeln.



Der rheinische „Dippewage“.
Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

Einzelne ursprüngliche Räderfahrzeuge haben sich indessen noch nicht verdrängen lassen, und dienen sie auch nur dem Kleinverkehr, so bieten sie immerhin doch noch Interesse genug, um ihrer Erscheinung einige Worte zu widmen. Es sind die „Dippewagen“ und die „Körbewagen“.

Der Dippewagen (Dippe, Topf) ist eine Landeseigenthümlichkeit des Rheingebietes. Vom Fuße des Westerwaldes herab, aus dem „Krug- und Kannenbäckerlande“ (vergl. „Gartenlaube“ 1855, S. 148; 1867, S. 108) führt er das nöthige Töpfergeschirr den Haushaltungen zu, und da er besonders die schweren steinernen Geschirre herbeischafft, welche die „rührig waltende Hausfrau“ zum Einmachen der Gurken, der Früchte, wohl auch des nationalen Sauerkrauts (Kappes) bedarf, so erscheint er zumeist gegen den Herbst hin, hier und da auch im Frühjahr, um den Winterbruch im Hausrathe zu ergänzen.



Der rheinische „Kerbwage“.
Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

Da steht denn in dem Rheindörfchen auf der Hauptstraße — häufig auch noch in den größeren Städten des Rheines, besonders zur Zeit der Messen und Jahrmärkte — der hochaufgeladene „Dippewagen“, und die sorgsame Hauswirthin sucht dort den Ersatz für den abgängigen Hausrath, sorgsam prüfend, ob das „Dippe“ auch hübsch ganz ist. Dies geschieht durch starkes Aufklopfen auf den hoch empor gehaltenen Topf, nicht selten mit dem Ehering, und weithin schallt der helle Ton des so untersuchten Steingeräthes.

Es sind allerdings nur Kleinhändler, welche jetzt noch diesen Hausirhandel betreiben, denn für den eigentlichen Fabrikanten, der früher mit solchen Wagenladungen weit hinaus in's Land zog, bietet sich durch Bahnverkehr und Waggonverladung heute Gelegenheit genug, seine Waare an den Mann oder an die Hausfrau zu bringen. Kaum daß noch ein kleiner Fabrikant selbst mit seinem Gespann hinausfährt, um seine gewerbliche Leistung, häufig „Coblenzer Geschirr“ genannt, höchsteigen zu verschleißen.

Droben in Höhr, in Grenzhausen, in Wirges, wo die Millionen unserer steinernen Mineralwasserkrüge gefertigt werden, ist die Heimath der Dippebäcker, der Ort, wo das „Steinzeug gebacken“, das heißt gebrannt wird.

Die weiße Thonmasse, welche im Brand grau wird, wird da droben durch Smalte* mit Malereien geschmückt, Malereien, die früher sehr bedeutend, dann durch den Rückgang des Kunstgewerbes sehr primitiv waren, sich nach und nach aber einer künstlerischen Zeichnung wieder zu nähern beginnen. Die äußere Glasur wird durch Verdunstung von Kochsalz in Hitze erzeugt, das heißt in Oefen gebrannt. Die während des Brennens entstehende Chlorentwickelung verflüchtigt alle oberflächlichen Eisenbestandtheile, wodurch sich die in Zeichnungen aufgetragene Smalte zu einem schönen Kobaltblau herausbildet.

Es sind wohl ein halb Dutzend Ortschaften, welche von der Krugbäckerei leben, und fast alle Versuche, die heilsamen Wasser des quellenreichen nassauer Ländchens in Flaschen zu versenden, scheiterten bisher an der Sorge um die Existenz jener Orte, welche in der Kannenbäckerei ihre Haupterwerbsquelle finden.

Mit nicht genug hervorzuhebender Sorgfalt hat denn auch die Regierung Preußens in Grenzhausen-Höhr eine keramische Fachschule errichtet, an deren Spitze der sehr tüchtige Director und Lehrer Herr Heinrich Meister steht. Diese Schule soll den jungen Leuten die Möglichkeit erschließen, ihr Handwerk mehr in kunstgewerblichem Sinne auszubeuten, und heute schon bringen Höhr und Grenzhausen Gegenstände hervor, die zum Schmuck unserer in neuerer Zeit wieder altdeutsch eingerichteten Gemächer wesentliche Ziergegenstände bilden. Daneben wird indessen das Nothwendige zum Hausbedarf für die kleineren Fabrikanten stets seinen Verkaufswerth behalten. Durch Haltbarkeit, Sauberkeit und

* Smalte, ein durch Kobaltoxydul stark blau gefärbtes Glas, welches gemahlen als Farbe benutzt wird.

nützliche Verwendbarkeit werden die einfachen „Steindippen“ immer ihren Zweck erfüllen.

Jetzt schon dreht der Töpfer (am Rhein früher Ulner, Häfner genannt, daher der Name des ehemaligen Töpferdorfes Ulnhausen, Aulhausen bei Aßmannshausen) droben im Kannenbäckerlande seine Erzeugnisse zum Theil mit Maschinen, während bis vor nicht langer Zeit die ganze Anfertigung unter furchtbarer körperlicher Anstrengung — auch die Anfertigung der Millionen Mineralwasserkrüge — mit der Hand und den — Beinen mittelst der Töpferscheibe geschah.

Da kommt denn nun der Kleinhändler hinauf, ladet seinen Wagen voll und hinab geht's in's Land, so lange der Vorrath reicht, oder besser, so lange der Wagen nicht geräumt ist.

„Na, Madammche, macht 'r kein'n Kappes inn? Hei — dat sein Dippe. Guckt emol do — so schien hatt' er noch kein' gesien! Nehmt Eich — 's is Ausverkauf — mer brauche Geld — halb geschenkt! Der da — gelt? Der gefällt Eich? Der hält Kinner und Kinneskinner aus!“ so ruft der mundfertige Verkäufer und läßt zwei mächtige Krüge mit Gewalt an einander stoßen, um ihre Unverwüstlichkeit, ihre Unzerbrechlichkeit klarzustellen.

Die Industrie indessen, welcher der „Dippewagen“ sein Dasein verdankt, darf durchaus nicht unterschätzt werden.

Höhr hat wohl an vierzig Fabriken von Steingutwaaren, Grenzhausen nahe ebenso viel, die Orte Hilgert, Baumbach, Ransbach, Nauert, Wirges, Mogendorf, Alsbach und andere leben von dieser Industrie, die jährlich erzeugten Krüge rechnen nach Millionen, die Töpfe und Trinkgefäße nach Hunderttausenden, ganz abgesehen von den Steingutröhren, Thonpfeifen u. dergl. m. — Das Kneten des Thones, das Backen der Töpfe war den Römern schon bekannt. Die Arbeit, welche später durch die Erfindung der Töpferscheibe erst eigentliche Gestaltung erfuhr, ist uns entweder eben durch die Römer an den Rhein gebracht worden, oder sie war — wie einzelne Grabfunde beweisen dürften — schon vor denselben am Rhein bekannt. Das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert entwickelte eine Industrie in jenem Krugbäckerländchen, deren musterhafte Leistungen zwar zum Theil mit der Zeit verloren gingen, die aber heute wieder — wie erwähnt — durch alle Mittel der Schulung angestrebt werden. Ein deutscher Töpfer erfand im dreizehnten Jahrhundert in Schlettstadt die Bleiglasur, wodurch die gebrannten Töpfe undurchdringlich wurden, das sechszehnte Jahrhundert brachte die Erfindung der Zinnglasur, und als im Jahre 1709 Böttcher in Meißen das Porcellan — „erfand“, war Wien 1720 die zweite, Höchst am Main 1740 aber die dritte Erzeugungsstätte für das ungleich feinere Porcellangeschirr, dem die roheren Krüge und Kannen in dessen immerhin verwandt sind.

Droben aber an den Thonlagern der Montabaurer Höhe, in jenen sogenannten Kannenbäckerdörfern, erzeugte trotz des Porcellans die Töpferei gleichzeitig Geschirre, welche noch heute mit schwerem Geld aufgewogen werden und deren für die Folge zu erwartende Gediegenheit hoffentlich die Krugbäckerei bald wieder zum ausgesprochenen Kunstgewerbe erheben wird. Der „Dippewagen“ aber ist der unscheinbarste Verbreiter dieser Industrie, einfach und bescheiden freilich — aber von unendlichem Werthe ist seine Ladung für den Hausstand und für die Verfertiger, durch seine nutzbringende und Baarmittel schaffende Fracht. —

Der Rhein, so lachend seine Ufer und Rebengehänge den Wanderer und Beschauer auch grüßen, verbirgt nichtsdestoweniger durch seine Berge manch ernstes Bild dem Auge des flüchtig Reisenden. Nicht überall da droben wächst der gesegnete Rüdesheimer! Auf den Höhen des Taunus müht sich noch heute der Nagelschmied um wenige Pfennige, rauh ist der Hunsrück, unwirthlich der Westerwald in manchen Strecken, und die Eifel — kämpft oft genug mit der dringendsten Noth. Da greift denn die Industrie zu allen möglichen Gewerben, und da an den Ufern des Rheins und seiner Nebenflüsse die Weide heimisch, so entwickelt sich auch die Korbflechterei in einzelnen Orten. Ja, während drunten die Weide geschnitten wurde, kam sie erst verarbeitet von den Höhen wieder herab, weil droben der Lohn gering und Arbeitskräfte genug vorhanden. So bringen der Hunsrück Weidengeflechte, die Mainniederungen Körbe aller Art in den Kleinhandel, und da am Erzeugungsorte nicht Absatz genug, setzt sich der Körbehändler auf sein leichtes Gefährt und fährt hinaus, was daheim nicht verwerthet werden kann.

Am Niederrhein, auf der Eifel, im Taunus hat man seit kurzer Frist die Wichtigkeit der Korbweide und ihrer Cultur erkannt, und die an den Flußufern durch ein gewisses Raubsystem verminderten Weidenpflanzungen werden eben jetzt wieder mit großer Fürsorge ergänzt. Brauchen doch viele Gegenden des Rheines die Weide zum Binden des Weinstocks an die Pfähle.

Man hat aber auch ferner erkannt, wie sehr das Land und überschüssige Arbeitskraft der Korbflechterei nutzbar gemacht werden können, und wieder ist kein Landesstrich auch für den Absatz der Korbgeflechte so geeignet, so geschaffen, dürfen wir sagen, wie der Rhein. Braucht doch allein die königlich preußische Brunnenverwaltung zu Selters als Packmaterial nahe 3000 Körbe für Mineralwasser jährlich, ganz abgesehen von den vielen anderen Heilquellen; werden doch aus den am Rhein liegenden Gemeinden bei St. Goarshausen und Braubach für den Obsttransport (Kirschen, Aprikosen und Aepfel) nahe 20,000 Körbe in guten Jahren verwendet, den Bedarf für Traubenpackung und für den Weinbergsbetrieb selbst gar nicht gerechnet. Es kann angenommen werden, daß allein am Mittelrhein für jährlich rund 60,000 bis 65,000 Mark an gewöhnlichster Korbwaare gebraucht wird. Der Korbwagen aber (der „Kerbwage“ im Dialekt), wie ihn unser Bild zeigt, bringt heute noch die Erzeugnisse einfacher Flechterei aus der Mainniederung und vom Hunsrück herab in die Städte und ist auf den rheinischen Landstraßen eine so häufige Erscheinung wie der „Dippewage“.

Gerade jetzt bereitet sich eine Umwälzung nicht nur in der Weidencultur, sondern auch in der Flechtkunst am Rhein vor. So schreibt Bürgermeister Krahe in Prummern (Reg. Bez. Aachen) in dem von ihm herausgegebenen Lehrbuch der rationellen Korbweidencultur: „Die Korbweidenanlagen und die Korbflechterei sind für die Gegend (Roer Wurm Niederung) zur reichen Nährquelle geworden. Eine jährliche Brutto-Einnahme von 220,000 Mark, wie sie von den vorhandenen 564 Hectar Weidenhegern amtlich nachgewiesen ist, sowie eine Jahreseinnahme von mehr als 350,000 Mark Arbeitsverdienst der 962 Flechter, das fördert den Wohlstand wesentlich, namentlich bei einer Bevölkerung, die größtentheils aus Kleinbauern besteht.“

Wie der Generalsecretär des Vereins der Nassauischen Land- und Volkswirthe, Herr W. E. Müller, in einem besonderen Berichte über den Gegenstand mittheilt, versicherte ihn der Bürgermeister Esser in Bracheln, „daß durch die Entwickelung des Flechtgewerbes die frühere Armuth und das Unwesen der Bettelei gänzlich beseitigt worden und Wohlstand an deren Stelle getreten sei“.

Diese Erfahrungen haben einen gewichtigen Anstoß auch für den rührigen Taunusclub in Frankfurt gegeben, um den höher gelegenen Taunusorten diese Industrie zu verschaffen. Auf Veranlassung des Vorsitzenden dieses Clubs, des Herrn Hauptmann außer Dienst Haus in Frankfurt, richtete der genannte Verein, die Nothstände berücksichtigend, welche in den Jahren 1879 und 1880 den oberen Taunus heimsuchten, eine Flechtschule in Grävenwiesbach unter zuvorkommender Beihülfe des dortigen Pfarrers Deißmann ein, beschaffte baare Mittel und Material, pflanzte Stecklinge, rigolte Land zu dem Zwecke, bestellte einen Flechtmeister — kurz, schuf der Gegend eine neu aufblühende Industrie. So sind schon mehrere hundert Ar Landes mit Hunderttausenden von Weidenstecklingen bepflanzt und die Resultate für die Weiden- und Flechtindustrie sind heute schon ganz wesentliche.

Hauptmann Becker in Königstein rief die Macht der Presse durch anregende Aufsätze zu Hülfe, die königliche Regierung trat mit baarem Beistande hinzu, und gegenwärtig schreitet diese, man dürfte sagen wiedererwachte Flechtindustrie in neuen Bahnen rüstig vorwärts, Armuth verscheuchend, Hülfe leistend, Arbeitsamkeit fördernd und Gutes nach allen Seiten verbreitend.

Bezog doch bis heute der Regierungsbezirk Wiesbaden den größten Theil seines enorm hohen Bedarfes an Weiden und Flechtwerk von auswärts, während im Taunus allein Hunderte von Morgen feuchtes und schlechtes Land vorhanden sind, die landwirthschaftlich gar keinen oder doch nur wenig Nutzen abwerfen, während der Boden sich gerade für diesen Anbau trefflich eignet. Darum, fröhlicher Rheinwanderer, der du die Reize des Stromes nicht allein von dem Dampfer des Rheines aus be-

wunderst, sondern rüstig deine Straße schreitest, triffst du einen „Tippe- oder Kerb-Wage“ auf dieser Wanderung am Stromufer, so gedenke der beiden Industrien, welche bestimmt sind, da droben das Elend und den Kummer zu scheuchen, gerade da — wo du diese angesichts des lachenden Bildes, welches dich umgiebt, am wenigsten suchst. Die unscheinbaren Gefährte sind die bescheidensten Vertreter und Verbreiter der — Arbeiten bedürftiger Stammesgenossen.

Blätter und Blüthen.

Ein verschollenes Grab. Daß die Stadt, aus der allwöchentlich unsere „Gartenlaube“ hinausgeht in die weite Welt, daß Leipzig mit dem gesammten Entwickelungsgange unserer neuern deutschen Literatur unzertrennlich und in ganz besonders hervorragendem Maße verknüpft ist, wem von unseren Lesern wäre es unbekannt?

Lebten doch fast die sämmtlichen Heroen des deutschen Parnasses längere oder kürzere Zeit innerhalb der gastfreundlichen Mauern von „Klein-Paris“, und war doch namentlich auch Altmeister Goethe, der spätere „unsterbliche Olympier“, in seiner Jugend drei Jahre hindurch akademischer Bürger der Universität der alten Lindenstadt, der er Zeitlebens ein freundliches und wohlwollendes Gedenken bewahrt hat.

Schon hier in Leipzig sollte dem damals kaum siebenzehnjährigen Frankfurter Patriciersohn und angehenden Poeten ein sonniger Liebesfrühling erblühen. Jeder Literaturkundige kennt des jugendlichen Wolfgang Goethe's Beziehungen zu Käthchen Schönkopf, eine anfänglich nicht unerwidert gebliebene Herzensneigung, deren sich noch der mehr als siebenzigjährige Dichtergreis in seiner Selbstbiographie „Wahrheit und Dichtung“ dankbar erinnerte.

Käthchen — bei Goethe heißt sie bekanntlich „Aennchen“ — war um volle drei Jahre älter als ihr Verehrer; der Vater bewirthschaftete in dem Hause Brühl Nr. 79 (unmittelbar neben dem „Goldenen Apfel“) ein kleines Gast- und Weinhaus und war mit einer Frankfurterin verheirathet, was vermuthlich ein Grund mehr war, den jungen Studiosus schon aus landsmannschaftlichen Rücksichten gewissermaßen als Glied der Familie zu betrachten.

Bald genug gestaltete sich die Bekanntschaft zwischen den beiden jungen Leutchen zu einem förmlichen Liebesverhältnisse. Aennchen war „jung, hübsch, munter, liebevoll und angenehm“, und Goethe sah sie täglich ohne Hindernisse, da er Mittags dort aß und Abends seinen Wein trank. Man sang mit einander und man spielte Komödie, sogar „Minna von Barnhelm“ wurde aufgeführt. Mit der Zeit jedoch sollte diese schöne Harmonie durch einen Mißklang gestört werden, an dem der junge Goethe sich selber die Schuld beimessen mußte.

„Ich ward,“ heißt es in „Wahrheit und Dichtung“, „von jener bösen Sucht befallen, die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Launen zu beherrschen. Durch unbegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb ich ihr und mir die schönsten Tage. Sie ertrug es eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die ich grausam genug war auf's Aeußerste zu treiben. Allein zu meiner Beschämung und Verzweiflung mußte ich endlich bemerken, daß sich ihr Gemüth von mir entfernt habe. Es gab schreckliche Scenen unter uns, bei welchen ich nicht gewann, und nun fühlte ich erst, daß ich sie wirklich liebe und daß ich sie nicht entbehren könne. Meine Leidenschaft wuchs und zuletzt trat ich in die bisherige Rolle des Mädchens. Es war zu spät; ich hatte sie verloren, und die Tollheit, mit der ich meinen Fehler an mir selbst rächte, indem ich auf mancherlei unsinnige Weise in meine physische Natur stürmte, hat sehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen ich einige der besten Jahre meines Lebens verlor. Schon früher hatte ich meine Unart deutlich genug wahrgenommen. Das arme Kind dauerte mich wirklich, wenn ich sie so ganz ohne Noth von mir verletzt sah. Ich stellte mir ihre Lage, die meinige und dagegen den zufriedenen Zustand eines andern Paares aus unserer Gesellschaft so oft und so umständlich vor, daß ich endlich nicht lassen konnte, die Situation zu einer quälenden und belehrenden Buße dramatisch zu behandeln. Daraus entsprang die älteste meiner übrig gebliebenen dramatischen Arbeiten, das kleine Stück: ‚Die Laune des Verliebten‘, an dessen unschuldigem Wesen man zugleich den Drang einer siedenden Leidenschaft gewahr wird.“

So war denn der Riß zwischen dem jungen Paar unheilbar geworden, ein kurzer Liebestraum war ausgeträumt, und Käthchen Schönkopf, die Verkannte, wandte ihr Herz einem andern Manne zu. Es war das, wie man weiß, der Dr. jur. Kanne, ein angehender praktischer Jurist, dem unser Dichter selbst das Zeugniß eines ebenso achtbaren wie zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden jungen Mannes ausstellt und der denn auch wirklich bald nachher Goethe's „Aennchen“ als seine Gemahlin heimführte.

Wo nun hat Käthchen Schönkopf ihre letzte Ruhestätte gefunden?

Wir freuen uns, unsern Lesern bezüglich dieser Frage mit einer durchaus verläßlichen Auskunft dienen zu können, und laden sie ein, uns zu einer kurzen Wanderung auf Leipzigs alten Johannis-Friedhof zu begleiten.

Dafern es überhaupt zulässig ist, von einer Stätte des Todes zu sagen, daß sie „auf dem Aussterbe-Etat stehe“, so dürfen wir diesen Ausdruck unbedenklich auf den gedachten, unmittelbar hinter der Johannis-Kirche gelegenen Gottesacker anwenden. Die Leipziger Stadtverwaltung hat unlängst seine allmähliche Auflassung beschlossen, ein umfänglicher Park wird mit der Zeit an die Stelle des einstigen Friedhofes treten und schon ist mit der Umwandlung der ehemaligen ersten Abtheilung desselben in eine Art von Square der Anfang gemacht worden, wobei man jedoch die Grabmonumente aller irgend denkwürdigen Todten in wohlverstandener Pietät unangetastet gelassen hat. Durchschreiten wir diese gegenwärtig im Entstehen begriffene Parkanlage, so gelangen wir an den nunmehrigen Anfang des eigentlichen Friedhofes. In die zweite Abtheilung desselben eingetreten, biegen wir sofort rechts ab und lenken unsere Schritte bis ziemlich in die Ecke, da, wo der Weg ein fast rechtwinkeliges Knie bildet, um hier vor einem an zwei hochstämmigen Birken kenntlichen alten Erbbegräbnisse Halt zu machen. Die Rückseite desselben trägt folgendes Epitaphium als Ueberschrift:

„Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.“

Unmittelbar darunter befindet sich die so vielfach übliche eiserne Tafel, auf welcher die Namen sämmtlicher Todten, deren Gebeine hier Aufnahme gefunden, mit goldenen, jetzt freilich ziemlich verwitterten Lettern verzeichnet sind. Unter diesen Namen nun begegnen uns auch die folgenden:

„Dr. Christian Carl Kanne,
des K. S. Oberhofgerichts, der Juristenfacultät und des Raths
zu Leipzig Beisitzer, auch Proconsul,
geb. zu Wolkenstein d. 22. Dec. 1744, gest. d. 20. Febr. 1806.
Anna Catharina Kanne, geb. Schönkopf,
dessen Ehegattin,
geb. zu Leipzig d. 22. Aug. 1746, gest. d. 21. Mai 1810.“

Dies also ist die Stelle, wo unseres großen Goethe's erste Jugendliebe an der Seite des Gatten ihre letzte Ruhestätte gefunden, wo dasjenige weibliche Wesen, welches dem jugendlichen Dichter zu seiner frühesten dramatischen Arbeit, der „Laune des Verliebten“ Veranlassung gab, einer „fröhlichen Urständ“ entgegenschlummert. Käthchen Schönkopf ist volle zweiundzwanzig Jahre vor dem Freunde ihrer Jugend heimgegangen — sie ruhe in Frieden.

Nur wenige Tage noch, und wiederum sind wir vor dem Feste der Sommersonnenwende angelangt, Leipzigs Bewohner begehen in alter, frommer Sitte ihr Johannis-Fest und die Ruhestätten der Todten schmücken sich überall mit den Blüthen des Frühlings. Auch die vorstehenden Zeilen wollen ein solcher Johannis-Todtenkranz sein, ein Kranz, den die „Gartenlaube“ niederlegt auf das verschollene Grab in der Ecke. Und wenn über Jahr und Tag die Zeit kommt, wo auch diese Abtheilung des alten Friedhofes verschwinden und einer heiteren Parkanlage Platz machen muß, so wird, hoffen wir, die Stelle, deren wir hier gedachten, nicht spurlos der Vergessenheit überantwortet werden; gilt doch auch von Käthchen Schönkopf das trostreiche Wort:

„Ein Strahl der Dichtersonne fiel auf sie,
So hell, daß er Unsterblichkeit ihr lieh!“

Julius von Altenau.

Wichtig für die Berufswahl! Soeben ist ein Werkchen erschienen, welches vielen jungen und älteren Leuten, welche in den Staatsdienst zu treten beabsichtigen, in vielfacher Beziehung gewünschte Auskunft ertheilen kann. „Die Berufswahl im Staatsdienste“ ist der Titel dieses in der C. A. Koch'schen Verlagsbuchhandlung in Leipzig erschienenen Buches, das von dem Geheimen Rechnungsrevisor und Rechnungsrath am Rechnungshofe des deutschen Reichs A. Dreger auf Grund amtlicher Quellen herausgegeben wurde. Es ist, wie schon der Titel besagt, eine Zusammenstellung der wichtigsten Vorschriften über Annahme, Ausbildung, Prüfung, Anstellung und Beförderung in sämmtlichen Zweigen des Reichs- und Staats-, des Militär- und Marinedienstes, sowie über die wissenschaftlichen Erfordernisse, die Ausbildung und Prüfung der Aerzte, Apotheker, Thierärzte und Zahnärzte, als auch der Maschinisten und Steuerleute in der Handelsmarine.

Den Nutzen und die Zweckmäßigkeit dieses Buches wollen wir hier nur an einigen Beispielen erläutern. Nehmen wir an, daß ein Vater seinen Sohn in dem Postdienst unterbringen möchte. Die Bedingungen, unter welchen die Annahme seines Sohnes erfolgen müßte, sind ihm jedoch unbekannt. Er schlägt also in dem genannten Büchlein den betreffenden Abschnitt nach und erfährt auf Seite 48, daß die Annahme in diesem Dienst als Posteleve oder Postgehülfe erfolgen kann. Da er nun seinen Sohn für die höhere Postcarrière ausbilden lassen will, so interessiren ihn nur die für die Posteleven bestimmten Bedingungen:

Zunächst findet er an dem angegebenen Orte den Grad der Schulbildung genau angeführt, welchen der betreffende Bewerber erlangt haben muß, ferner erfährt er, daß derselbe nicht unter 16 Jahren und nicht über 25 Jahre alt sein darf, daß von ihm eine Caution im Betrage von 900 Mark zu erlegen ist etc.

Der Eleve muß im Allgemeinen im Stande sein, sich während der Ausbildungszeit ohne Beihülfe aus der Postcasse zu erhalten. Es ist jedoch nicht ausgeschlossen, denjenigen Eleven, welche ihre Ausbildung an einem nicht selbstgewählten Orte erhalten, bei vorhandener Bedürftigkeit und tadelloser Führung zu den Kosten des Unterhaltes von Zeit zu Zeit mäßige Beihülfen zu gewähren. Tagegelder erhält er nur dann, wenn er den Dienst eines unentbehrlichen, vollbeschäftigten Hülfsarbeiters versieht. Erfolgt die Verwendung an dem selbstgewählten Aufenthaltsorte, so werden dafür erst vom zweiten Dienstjahre ab Tagegelder gewährt, innerhalb des ersten Dienstjahres indeß nur zeitweilige Beihülfen bewilligt.

Wir sehen hier von der Anführung der anderen über die spätere Dienstzeit Auskunft ertheilenden Abschnitte ab und fügen nur noch hinzu, daß der Postaspirant auch über seine zukünftige pecuniäre Einnahme aus

dem Buche Annäherndes erfahren kann. Am Schlusse des betreffenden Capitels auf Seite 53 ist nämlich zu lesen:

Das Einkommen der Beamten der Post- und Telegraphenverwaltung beträgt: 1) für die Oberpostdirectoren 7000 bis 9000 Mk., 2) für alle Oberpost- und Posträthe 4200 bis 6000 Mk., 3) für die Postcassenrendanten 3600 bis 4200 Mk., 4) für die Postcassirer 3000 bis 3600 Mk., 5) für die Oberpostdirections- und Obertelegraphensecretäre 2100 bis 3600 Mk., 6) für die Bureauassistenten, Oberpost- und Obertelegraphenassistenten 1500 bis 2400 Mk., 7) für die Vorsteher von Post- und Telegraphenämtern erster Classe 2400 bis 4800 Mk., 8) für die desgleichen zweiter Classe 1650 bis 3000 Mk., 9) für die Vorsteher von Postämtern dritter Classe (Postverwalter) im Durchschnitte 1125 Mk. bis 1800 Mk., 10) für die Post- und Telegraphensecretäre 1650 bis 3000 Mk., 11) für die Post- und Telegraphenassistenten 1050 bis 1800 Mk., neben freier Wohnung oder dem gesetzlichen Wohnungsgeldzuschuß.

Ein anderer Vater wünscht seinen Sohn zum Matrosen in der deutschen Marine ausbilden zu lassen. Er muß ihn also in die Schiffsjungen-Abtheilung bringen, welche die Bestimmung hat, Matrosen und Unterofficiere für die kaiserliche Marine auszubilden.

Auf Seite 46 erhält er darüber folgende Auskunft:

Die Ausbildung als Schiffsjunge dauert drei Jahre. Nach Ablauf von drei Jahren werden die Schiffsjungen, die genügende Ausbildung vorausgesetzt, als Matrosen, respective Obermatrosen eingestellt. Die Zöglinge haben die Verpflichtung, nach Ablauf von drei Jahren, für jedes Jahr ihrer Ausbildung — außer der Erfüllung der allgemeinen gesetzlichen Militärpflicht — noch anderweite zwei Jahre der kaiserlichen Marine zu dienen, mithin eine neunjährige active Dienstzeit zu leisten. Die Meldung zur Aufnahme in die Abtheilung muß persönlich bei dem Bezirkscommandeur des Landwehrbataillons seiner Heimath erfolgen. Der Einzustellende muß am 1. April des Jahres, in welchem die Einstellung erfolgen soll, das vierzehnte Lebensjahr vollendet, darf das siebenzehnte Lebensjahr aber noch nicht überschritten haben, muß vollkommen gesund und kräftig sein und bei einem Alter von mindestens vierzehneinhalb Jahren mindestens eine Größe von 1,42 Meter und einen Brustumfang von mindestens 0,69 Meter haben. Bei einem Alter über fünfzehn Jahren muß die Größe 1,47 Meter, der Brustumfang 0,73 Meter betragen. Der Knabe muß leserlich und ziemlich richtig schreiben, ohne Anstoß lesen und die vier Species rechnen können.

In derselben Weise sind in dem vorliegenden billigen Werkchen (Preis 2 Mark) alle Branchen des Reichsdienstes bearbeitet, und indem wir den hohen Nutzen einer derartigen Zusammenstellung anerkennen, möchten wir darauf dringend hinweisen, daß ein solches Nachschlagebuch in Gymnasial-, Realschulen und öffentlichen Volksbibliotheken und in Lesehallen nicht fehlen dürfte.

Zum Johannis-Tage.

Auf den Alpen, fern im Süden,
Flammen die Johannis-Feuer.
Alte Sitte, die geblieben
Aus der Väter Zeit bis heuer.

Sonnenwende! — Morgengrauen! —
Eines Friedhofs heil'ge Schauer
Seh' ich fern. — Die Augen thauen
Ueber mir in stiller Trauer.

Kränze tragen heut die Leute
Auf die Gräber, ihnen theuer.
Neue Sitte, schöner heute
Noch als die Johannis-Feuer.

Weil' im Geiste an den Grüften
Einer lieben, lieben Todten.
Schmetternd auf zu blauen Lüften
Steigen Lerchen, Lenzesboten.

Lenz und Jugend! Tod und Leben! —
Glück und Trauer, war's vergebens?
Kann mir keiner Deutung geben
Von dem Räthsel dieses Lebens? — —

Bist du ganz mir denn entschwunden,
Ganz und immer mir entschwebet?
Nein, in weihevollen Stunden
Lebst du, wie du einst gelebet.

Noch die Hand mir sanft sich leget
Auf die heiße Stirn; wie ehe
Deine Lippe sich beweget,
Und den Mund umzuckt ein Wehe.

Was du liebtest, was du lebtest,
In mir ist es unverloren;
Was du fühltest, was du strebtest,
Wird in mir nun neu geboren:

Dein Beglücken, dein Verschönen,
Deiner Anmuth sanftes Weben,
Und vermählt mit meinen Tönen
Tracht' ich andern es zu geben.

Nichts verschwindet in die Leere,
Kein Gedanke, kein Empfinden,
Kein Atom im Wüstenmeere.
Nur die Formen wechseln, schwinden.

Nein! — Es ist nur halb getroffen:
„Lang die Kunst und kurz das Leben“.
„Lang die Kunst“, so wahr wir hoffen:
„Ewig, ewig doch das Leben“!

Pillnitz im Juni. C. Th. Sch.

Das erste allgemeine deutsche Kriegerfest wird vom 1. bis 3. Juli dieses Jahres in Hamburg gefeiert. Die außerordentliche nationale Bedeutung dieses Festes verdient im ganzen deutschen Reiche die höchste Beachtung und wärmste Theilnahme. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn ein Programm sagt: Das Volksheer in seiner innigen Verschmelzung aller Stände und Berufsclassen, in seiner strengen Mannszucht, in seiner Liebe zu Kaiser und Reich ist die Grundlage gegen zerstörende Elemente der Gesellschaft, und die ungemein zahlreiche Betheiligung aus den 10,000 Kriegervereinen aus allen Gauen Deutschlands ist Beweis dafür, daß das Volk die Bedeutung des Festes erfaßt, das vor Allem idealen Zwecken gewidmet ist, den humanitären Bestrebungen der großen Kriegerverbände ihre Weihe verleiht und durch das Andenken an den siegreichsten Kampf unseres Volkes die Vaterlandsliebe in Allen frisch beleben und, wo dies leider nothwendig sein sollte, wieder neu erwecken wird.

Den Millionen, welche diesem Feste nicht beiwohnen können, bietet sich wenigstens die Gelegenheit, es daheim mitzufeiern, indem sie sich in den Besitz der „Officiellen Festzeitung“, des „Officiellen Festprogramms“, des „Festzug-Albums“, des „Andenken an das erste deutsche Kriegerfest“ und der „Officiellen Congreß-Verhandlungen“ setzen, die sämmtlich bei F. H. Nestler und Melle in Hamburg erscheinen werden.

Für die Ueberschwemmten am Rhein

sind noch eingegangen: Aus Moslau durch Herrn Arthur May M. 192,30; aus Leche Linden, Houghton Co, Michigan, Amerika, durch Herrn William Hagen M. 556; Franz Rust in Alleghany M. 20.

Indem wir unsere Sammlung hiermit definitiv schließen, bemerken wir, daß dieselbe in Summa M. 11,476,51 betragen hat, welcher Gesammtbetrag dem Comité übersendet worden ist.

Die Verlagsbuchhandlung Ernst Keil.

Kleiner Briefkasten.

G. J. in L. „Ein unwandelbarer Freund“ und „neunjähriger Abonnent der ‚Gartenlaube‘“ — und thut uns das Aergerniß an, trotz unserer schon so oft wiederholten Abmahnungen, ohne Nennung seiner Adresse unsere Gefälligkeit zu beanspruchen. Wird denn das nie ein Ende nehmen, nachdem schon Hunderte solcher Zuschriften in den Papierkorb geflogen sind? — Da er abseits vom Weltverkehr lebt, so sei ihm, ausnahmsweise, geantwortet, daß seine „Münze“ ein sogenannter, wahrscheinlich auch in Silber ausgeprägter Geschichtsthaler ist; über das betreffende Sprachlehrsystem ertheilt der Sanders'sche Artikel auf S. 346 der „Gartenlaube“ Nr. 21 wohl genügende Auskunft.

Ein Abonnent in Bfld. Schwindel.

B. D. Auf Ihre Anfrage, das Eierlegen betreffend, erhalten wir von unserm Mitarbeiter Dr. Karl Ruß folgende Auskunft: „Kein Vogel legt an einem Tage zwei Eier. In der Regel, das heißt bei den meisten Arten, geschieht das Eierlegen nur einen Tag um den andern, bei wenigeren, kleineren täglich, bei noch anderen in weiteren Zwischenräumen. Nur in höchst seltenen, ganz abnormen Fällen und wahrscheinlich immer in Folge eines krankhaften Zustandes des Eierstockes kommt es vor, daß ein Vogel an einem Tage zwei Eier hervorbringt. Wenn also die Behauptung aufgestellt worden, daß ein Huhn am ersten Tage ein Ei, am folgenden zwei Eier gelegt, dann einen Tag übergeschlagen und das Legen in dieser Weise regelmäßig fortgesetzt habe, so erkläre ich ganz entschieden, daß diese Angabe auf Irrthum oder gar auf Täuschung beruhe.“

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das zweite Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das dritte Quartal schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere. **Die Verlagshandlung.**

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 26. 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

An unsere Leser und Freunde!

Mit dieser Nummer schließt das zweite Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift.

Es ist unsern Lesern bekannt, daß vor wenigen Wochen die Bestrebungen unseres Blattes im Reichstage von gegnerischer Seite einer feindseligen Kritik unterzogen wurden, es ist ihnen aber auch bekannt, daß die „Gartenlaube“ bei dieser Gelegenheit in der deutschen Volksvertretung eifrige Vertheidiger gefunden. Die hohe Anerkennung, welche uns die Redner der liberalen Parteien zu Theil werden ließen, bestärkt uns von Neuem in dem unerschütterlichen Entschluß, an unserem alten Programm festzuhalten und Alles daran zu setzen, daß die „Gartenlaube“ ein Volks- und Familienblatt im besten Sinne des Wortes bleibe. Den Einfluß, welchen uns die ungemein große Verbreitung unserer Zeitschrift verleiht, werden wir in gewissenhaftester Weise nur dazu benutzen, um in der Nation den Sinn für wirklich edle und patriotische Ziele und jene freiheitlichen Bestrebungen kräftigen zu helfen, welchen Deutschland seinen Aufschwung und seine Größe verdankt.

Indem wir uns von den Kämpfen der wechselnden Tagespolitik nach wie vor fern halten, werden wir nicht verfehlen, auf alle jene großen Fragen der Gegenwart einzugehen, welche tief in das Volks- und Familienleben eingreifen, und es soll unsere Aufgabe sein, nach dieser Richtung hin aufklärend und belehrend zu wirken.

So werden wir, um einige Beispiele anzuführen, während des bevorstehenden Quartals die brennende Frage der Unterrichtsreform beleuchten und namentlich darauf dringen, daß zwischen den Lehrern, Eltern und Aerzten ein einmüthiges Zusammengehen zur Bekämpfung der Schulkrankheiten erzielt werde.

Ferner bietet uns die Hygiene-Ausstellung in Berlin reiche Gelegenheit, unsere Leser mit der „Gesundheitspflege in der Familie“ vertraut zu machen, und schließlich werden wir in unserem Blatte ein erhebendes Bild der muthigen Streiter entrollen, die in Siebenbürgen seit Jahren für das Deutschthum so unerschrocken kämpfen.

Diesen Artikeln wird sich eine Reihe anderer aus den Federn der besten populären Schriftsteller Deutschlands anschließen, und schon in einer der nächsten Nummern gedenken wir unsern Lesern die ersten Abbildungen der Landschaften am Congo nach den Originalaufnahmen des Dr. Pechuel-Loesche vorzulegen.

Was den novellistischen Theil anbetrifft, so gelangt im nächsten Quartal der überall mit so großem Beifall aufgenommene Roman **„Gebannt und erlöst“** von E. Werner in einigen Nummern zum Abschluß, und diesem wird dann eine spannende Novelle

„Ueber Klippen“ von Friedrich Friedrich

folgen. Außerdem werden wir noch einige kleinere Erzählungen veröffentlichen, wie: **„Guadalupe“** von C. Bitter, **„Heiße Stunden“** von Wilhelm Kästner und **„Das Heilig' Dirnd'l“** von H. Billinger.

Für einen geschmackvollen und gediegenen Illustrationsschmuck werden wir stets zu sorgen wissen.

Die Redaction der „Gartenlaube“.

Die Hochzeitsreise.

Das alleinige Recht der Dramatisirung vorbehalten.

Humoreske von Jos von Reuß.

(Schluß.)

Als der Vicewirth, Herr Nährkorn, die Stubenthür hinter sich zugezogen hatte, nahm Frau Nährkorn das rothblaugewürfelte Regendach der Apfelhökerin von drüben zur Hand. Diese hatte es nämlich heute Abend beim Nachhausegehen zur schleunigen Ausbesserung abgegeben. Denn es hatte der Oeffnungen mancherlei, durch welche Sonne, Mond und Sterne auf die Apfelkörbe schienen, wenigstens scheinen konnten, wenn sie nämlich zur Regenzeit nicht gewöhnlich mit Wolken bedeckt wären.... Nach einer Viertelstunde war die Arbeit beendet, aber Frau Nährkorn noch immer harrend allein. Die Untersuchung des Geheimnisses oben nahm den Gatten über Erwarten lange in Anspruch. Um sich das Warten zu versüßen, sah Frau Nährkorn in die „Anzeigen“. Weil aber das Lesen eine gar mühselige und langwierige Beschäftigung ist, so ward die würdige Frau bald müde — wie Alles im kleinen Hinterstübchen: der Kater, der leise auf's Sopha geschlichen war und Herrn Nährkorn's Platz eingenommen hatte, der Vogel im Bauer, der das goldgelbe Köpfchen zwischen die Federn duckte, und die Flamme im Ofen, die ihr Prasseln und Zanken eingestellt hatte und ganz friedfertig geworden war. Nur die Wanduhr war noch mobil, ihr ebenmäßiges Ticktack klang in der allgemeinen Stille

eine Weile lang sogar lauter — endlich schlief die Unermüdliche aber auch ein, wenigstens hörte Frau Nährkorn nichts mehr . . . denn sie war weit weg in einem andern Lande. Auch war dort gut sein. Es regnete daselbst alle Tage und dazu schien allezeit die Sonne. Die aufgespannten Regenschirme aber, mit denen die Leute gingen, waren große runde Holzschüsseln, weiß wie Schinkenteller. Und darauf lagen herrliche, flachgerollte Kuchen, so wie sie die Dienstmägde in der Festwoche in's Backhaus tragen. Die Regentropfen aber, die auf die Schirme niederfielen, waren eitel Mandeln und Rosinen. . . .

„Wach' auf, Alte, wir wollen zu Bette gehen!" hörte die Träumende jetzt wie aus weiter Ferne sagen. Sie beantwortete die Aufforderung vorläufig nur mit einem Gähnen.

„Wenn ich wüßte, daß sie derweil einmal herum schlief, so blieb ich noch," lachte der zurückgekehrte Herr Nährkorn seelenvergnügt. „Köstlicher Spaß das — solch ein Weinchen! Wirklich nette Leute, die neuen Miether — besonders der junge — wie nannten sie ihn doch? ‚Doctor, Doctor Fritz', der immer mit mir anstieß — wie gesagt: ausgezeichnet," setzte er zungenschnalzend hinzu.

Frau Nährkorn hatte sich endlich ermuntert. Ihr erster Blick traf die Schwarzwälder Uhr, die just eben wieder erwacht war und ihr Ticktack hören ließ und eine vorgerückte Stunde zeigte.

„Wo hast Du denn eigentlich so lange gesteckt, Alter?" frug sie. „Was Wunder, wenn man müde wird — mutterseelenallein! Aber was war's denn mit dem Lärm oben — doch nichts Schlimmes?"

„Nein, gar nichts Schlimmes — gar nicht, Alte," lachte Herr Nährkorn wieder voll Vergnügen — „ganz contrair im Gegentheil. . . ."

„Hör mal, Du kommst mir ganz curios vor — ich glaube fast, Du hast einen — Haarbeutel?"

„Meinst Du? Nun, 's kann schon ein bischen sein! Mit den Wölfen muß man heulen, wie in der Kirche mitsingen!"

„Ich verstehe Dich nicht — was schwatzt Du eigentlich für dummes Zeug?"

„Schilt nicht mehr, Alte, 's ist alleweil Feierabend! Ich sage Dir, das war ein Weinchen, wie ihn Dein Alter all sein Lebtag noch nicht getrunken hat. Der Herr Assessor hatte den Maitrank aber auch selbst gebraut, und die junge Frau präsentirte mir selbst das erste Glas. Charmantes Weibchen, noble Familie . . . Du mußt nämlich wissen, sie feierten irgend etwas, wahrscheinlich, daß sie nun wieder zu Hause sind. . . ."

„Sie sind wieder da, hier im Hause?" frug die würdige Dame, indem ihr vor Erstaunen der Mund spannweit offen blieb. „Du träumst wohl, Alter, oder siehst doppelt?"

„Freilich sind sie da, oben in ihrem Quartier. Ganz heimlich sind sie gekommen — gestern oder vorgestern — ich glaube es wenigstens, hier sind sie jedenfalls!"

Die Nachricht klang der ehrenwerthen Frau Nährkorn wie ein Märchen. Ja, bunter als ein Märchen! Riesen und Zwerge, von denen die Märchen erzählen, giebt's zuweilen noch in der Welt, ja vielleicht findet sich irgendwo in einem Winkel versteckt auch noch ein respectables Gespenst, dem die Polizei nichts anhaben kann. . . . Aber daß sich in einem Hause, dem sie und ihr Alter gegen halben Miethzins als Vicewirth respective Aufseher vorgesetzt waren, etwas Derartiges zutragen konnte, ging über alle Märchen und Märchenbücher hinaus. . . . Wußte sie nicht allezeit alles haarklein, was bei den verschiedenen Miethern geschah? Sie kannte alle Kinder beim Namen, und dazu die Geburtstage, wenigstens wenn, was häufig geschah, der Storch hier im Hause geklappert hatte. Sie wußte fast allemal, was die Köchinnen der ersten Etagen ihren Herrschaften anrichteten, und daß die arme Zimmermannsfamilie im Hinterhause während der arbeitslosen Wintermonate ihr Mittagessen aus dem Suppenvereine geholt hatte. Sie kannte selbst beinahe alle Ein- und Ausgehenden bis auf die beiden stämmigen Artilleristen und den schmucken flinken Fünfunddreißiger der Dienstmädchen herab. . . . Und nun sollte der Assessor und die Frau Assessorin, die sie als Bewohner der ersten Etage unter ihre besondere Obhut zu nehmen gesonnen war, ohne Sang und Klang eingezogen sein und ohne „Willkommen" und Bekränzung, wie es sich schickt, wenn ein junges Ehepaar einzieht und von der Hochzeitsreise eintrifft! Was mochte die Frau Assessorin gedacht haben? Sie war aus einem der besten Häuser der Stadt, und sie, Frau Nährkorn, kannte die ganze hochrespectable Familie, den Herrn Stadtrath, die Frau Stadträthin, die zu ihrer langjährigen Kundschaft gehörten, selbst der junge Herr Sohn war ihr bekannt, er hatte ihr nach der letzten Ferienreise noch eigenhändig den entenpfotenfarbenen Touristenschirm zur Ausbesserung überbracht. . . . Sonderbar blieb die ganze Geschichte jedenfalls — sonderbar und unerklärlich . . . es konnte fast nicht sein!

Alle diese vernünftigen Gedanken schossen blitzschnell durch den Kopf der würdigen Dame. Aber dem „es kann nicht sein!" stellte sich alsbald die eben vernommene Thatsache gegenüber. Und wieder als Beweis dieser Thatsache der — Spitz ihres Alten! . . .

Nun — sie würde sich morgen von allem selbst überzeugen und das Geheimniß jedenfalls ergründen. Denn irgend etwas Wunderbares, Geheimnißvolles war dabei im Spiele: das sich abstreiten zu lassen, war sie, Frau Nährkorn, viel zu schlau! Bis morgen mußte sie freilich Geduld haben, vielleicht gab's wieder eine schlaflose Nacht, wie gestern, wo ihr, von dem sonderbaren Lärm oben, die Gänsehaut über den Rücken lief. . . . Denn von dem Alten war heute Abend schwerlich noch etwas herauszupressen. Man hatte eben die Rollen getauscht. Von ihr war jede Müdigkeit gewichen, während der Herr Gemahl den schnurrenden Kater vom Sopha gescheucht und seinen Platz eingenommen hatte. Und bald darauf waren ihm die Augen zugefallen, nur das stillvergnügte Lächeln, mit dem er von seinem Besuche in der ersten Etage erzählt hatte, lag noch über den Lippen.

6.

Am andern Tage machte sich Frau Nährkorn allerlei auf den Haus- und Treppenfluren zu thun. Vermuthlich sah sie „der Ordnung wegen" nach, ob die verschiedenen Dienstmägde das Fegen und Säubern ordentlich besorgten.

Plötzlich kam ihr von oben herab der Assessor entgegen. Er trug ein leichtes Actenstück unter dem Arm und eilte spornstreichs zur Hausthür hinaus.

„Also doch!" kopfschüttelte Frau Nährkorn und wollte schon wieder in ihr Hinterstübchen zurückkehren, als ihr noch zu guter Stunde einfiel, doch wenigstens der jungen Frau ihre unterthänige Gratulation zum neuangetretenen Ehestande zu überbringen. Das war doch das Mindeste, was man thun konnte. Dabei wollte sie natürlich auch um die geehrte Kundschaft bitten; die Frau Assessorin brauchte gewiß bald einen neuen Sonnenschirm.

Sie stieg vollends die Treppe hinan. Die Thür zum Vorsaal war offen geblieben, der Assessor hatte es eilig gehabt. So trat Frau Nährkorn unbehindert ein.

Es war Niemand anwesend — wenn ihr nicht der Mieter soeben im Hausflur begegnet wäre, so würde sie die ganze Geschichte von Neuem angezweifelt haben. Doch — die Flügelthüren zum anstoßenden Eßzimmer standen offen, und drinnen vor dem Büffetschranke stand eine junge Dame im Morgenhäubchen mit Rosaschleifen, so wie es junge vornehme Frauen zu tragen pflegen. Sie hatte der Eintretenden den Rücken zugekehrt und war beschäftigt, hellglänzende, feingeschliffene Krystallgläser wieder in die Fächer zu räumen, vermuthlich waren sie gestern Abend gebraucht worden. Ja, die Frau Stadträthin Wegner, die als vorzügliche Hausfrau stadtbekannt war, hatte das einzige Töchterchen gleichfalls häuslich und wirthschaftlich erzogen, mit der wurde kein Mann betrogen!

„Erlauben die Frau Assessor, daß ich mir die Freiheit nehme, Ihnen bestens zum angetretenen heiligen Ehestande zu gratuliren!" begann Frau Nährkorn mit einem wohlgelungenen Knix. „Du lieber Gott, was werden Sie nur gedacht haben! Keine Guirlanden und Kränze um die Thüren — nehmen Sie's nur nicht übel!"

Käte, die am Morgen von Marie beauftragt worden war, an ihrer Stelle das Aufräumen des Speisezimmers zu besorgen (die junge Frau selbst hatte auswärts einige Besorgungen zu machen), ließ sich vorläufig nicht in ihrer Arbeit stören und dachte mit schelmischem Wohlbehagen:

„Man hält mich für die Tante! . . . Nun, warum könnte ich nicht auch eine Frau Assessorin sein, oder noch lieber — eine Frau Doctorin?"

Nur langsam wandte sie darum endlich den Kopf und sah mit einiger Befremdung eine fremde, sauber gekleidete Frau vor sich stehen, behäbig und mit ziemlichem Embonpoint ausgestattet — vermuthlich eine Vermiethsfrau oder Wäscherin, oder sonst etwas dergleichen. Es schien fast, als ob der Besuch mit naiver Selbstschätzung auf eine Einladung zum Niedersitzen warte. Das aber war keineswegs nach Kätchens Geschmack. Sich eine halbe Stunde von der besten Waschmethode und den Vorzügen des Bleichens unterhalten zu lassen, wenn man den Kopf bis obenhin voll interessanterer Dinge hat, das war zu viel verlangt. Erwartete sie doch jeden Augenblick den neuen Vetter Fritz wieder, und es war ihr aus diesem Grunde eigentlich sehr angenehm gewesen, daß die Tante auf den Wochenmarkt gegangen war. Der neugebackene Doctor und Vetter hatte ihr nämlich versprochen, ihr heute Morgen seine hübschesten Studentenlieder vorzusingen, sie aber wollte ihn selbst dazu auf dem Piano begleiten. Die junge Dame blickte darum sehr von oben herab und frug recht unfreundlich:

„Wen suchen Sie denn eigentlich?"

„Die junge Frau Assessor — ach Gott, Sie sind's ja nicht!"

„Die Frau Assessor ist nicht hier," beschied Käte kurz.

„Wo ist sie denn?"

„Sie sehen ja — fort!" antwortete die junge Dame noch kürzer und voll steigenden Verdrusses über die auffallende Beharrlichkeit, „was weiß ich's!"

„Ist sie denn nicht — angekommen?"

Käte, die das Incognito ihrer Verwandten noch nicht preisgeben wollte (erst heute Nachmittag sollte es ja fallen), antwortete schnell entschlossen:

„Nein, sie ist nicht angekommen!"

„Nicht?" frug Frau Nährkorn sehr erstaunt und wußte nicht, was sie eigentlich denken sollte.

„Nein — weshalb auch?"

„Der Herr Gemahl ist aber doch angekommen!"

„Wieso?" machte Käte — „durchaus nicht!"

„Wie sie lügen kann!" dachte entrüstet Frau Nährkorn, und sagte:

„Ich bin ihm doch eben auf der Treppe begegnet."

„Nun — dann muß er freilich wohl zurück sein," lachte Kätchen laut.

„Gestern — nein vorgestern ist er schon gekommen," triumphirte Frau Nährkorn weiter.

„Aber dann wissen Sie's ja — weshalb fragen Sie denn noch? Die Frau Assessor ist aber jedenfalls noch nicht hier!" triumphirte jetzt wieder Käte, der das letzte Endchen ihres schwachen Geduldsfadens riß und die den sonderbaren Besuch um jeden Preis los zu werden wünschte.

Aber Frau Nährkorn ließ sich nicht mehr einschüchtern, sondern frug mit einem ihren Gedanken verrathenden Blicke auf Käte's wiederaufgenommene häusliche Thätigkeit:

„Und dafür sind Sie wohl hier?"

„Wie Sie sehen!" spottete Käte, indem sie die Fächer des Büffetschrankes abschloß und den Schlüsselbund hausfraulich, aber ein wenig kokett in den Gürtel steckte.

„Und — Sie sind gestern auch angekommen?"

„Vorgestern, wenn Sie erlauben," hohnlachte Käte.

„Richtig, vorgestern. Und Sie wollen — hier bleiben?" frug Frau Nährkorn, einen Schritt zurückweichend, zum letzten Male, und dabei rasch, zornflammend, aber mit stockendem Athem. Denn vor ihrem Geiste stand plötzlich nebelhaft das entsetzlichste Geheimniß! ...

Käte wußte nicht mehr, was sie denken sollte. Aus dem Felde schlagen, von einer beliebigen Unbekannten, ließ sie sich denn aber doch nicht. Deshalb sagte sie trotzig:

„Natürlich bleib' ich hier — immer! — wenigstens so lange er's haben will!" setzte sie plötzlich timide hinzu. „Was geht übrigens Sie mein Hierbleiben an? Sie — unverschämte Person!"

„So, so, das geht mich sehr viel an! Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin die Frau des Vicewirths und eine ordentliche reputirliche Frau und habe auf Ordnung im Hause zu sehen, und darum werde ich nicht leiden, daß, daß —"

„Was?" frug Kätchen unschuldig.

Aber Frau Nährkorn hörte nicht mehr. Zornflammend hatte sie sich gewandt, um diese — Mördergrube zu verlassen. Denn immer klarer trat vor ihre erschreckte Seele ein grausiger Zusammenhang, irgend eine Geschichte, wie sie jetzt in allen Blättern zu lesen war. ... Wo war die arme junge Frau? — Die Sache mußte schleunigst klar werden! Da — nahe der Thür, flog der aufgeregten Dame, die in lebhafter Gesticulation die Arme ausgebreitet hatte, plötzlich Jemand gegen Kopf und Brust. Es war ein langer Junge, mit einem Paket Bücher und Heften unter dem Arme, und einer hellblauen, silberumränderten Mütze. Der junge Herr schien fast über die Gebühr aufgeschossen, hatte dazu ein weiches Kindergesicht mit Augen wie „Vergißmeinnicht in Milch gekocht", und lange semmelblonde Haare, und sogar schon einige gleichfarbige hoffnungsvolle Bartsprossen.

„So — haben Sie schon gehört, junger Herr?" fragte stockend und athemlos Frau Nährkorn, die trotz ihrer Aufregung, oder vielleicht just durch dieselbe, sofort den jungen Herrn Wegner erkannt. Hatte sie sich nicht soeben auf's Lebhafteste mit der hochachtbaren Familie beschäftigt und sich dabei mit Kummer und Schmerz der armen Eltern erinnert?

„Was?" fragte Max, der eben nur an die „Schwarte" des Ovid dachte, die er aus der Bibliothek des Schwagers heimlich holen wollte. Er hatte dies ersehnte Buch vor einigen Wochen bei einem Besuche zufällig bemerkt und bedurfte dringend desselben, als Ultimus von Obertertia.

„Er ist wieder da, der Herr Assessor Kerner, der unsere erste Etage gemiethet hatte — nicht lange vor der Hochzeit ..." berichtete Frau Nährkorn in unverminderter Aufregung weiter.

„Sie sind wieder da? Wirklich? Du liebe Zeit, und die Guirlanden, die Mama bestellt hat, sind noch nicht einmal fertig, und auch mein Transparent nicht, ich male es nämlich selbst, mit Tuschfarben! Was wird Mama sagen! Wo sind sie denn?"

„Entschuldigen Sie nur — nehmen Sie's nur nicht übel, junger Herr — du lieber Gott, wie soll ich's denn nur ausdrücken? ... Sehen Sie, der Herr Assessor ist zwar angekommen, aber er hat die junge Frau nicht wieder mitgebracht."

Auch andere Leute als der semmelblonde hoffnungsvolle Obertertianer hätten sich vermuthlich auf solche Kunde keinen passenden Vers zu machen gewußt. Max versuchte es gar nicht einmal. Mund und Nase standen ihm vor Verwunderung offen: er war sprachlos.

„Wo ist — er denn?" ermannte er sich endlich. Denn, daß die Portierfrau die Wahrheit sage, wenigstens in Betreff seines Schwagers, war ihm — leider! unzweifelhaft. ... Dort lag ja der ansehnliche Actenstoß, den der erwartete Gerichtsdiener allmorgendlich abzutragen pflegte, und da in der Ecke am Kleiderständer hing Rock und Mütze des Schwagers, daneben der Stock. Wer konnte wissen, ob es ihm unter solchen Umständen nun noch gelingen würde, die Ovid-Schwarte heimlich zu acquiriren. Und er brauchte sie so nothwendig, wie das liebe — Butterbrod, und war darum gleich aus der Schule hierher gelaufen, um sie zu holen, in der sicheren Hoffnung, durch Vermittlung des ihm wohlbekannten Vicewirthes oder des Stiefelputzers in das leere Quartier zu gelangen. ... Sollte er denn wirklich wieder wegen mangelhafter Präparation mit seinem alten Pech hereinfallen — heute Nachmittag?

„Der Herr Assessor sind ausgegangen — auf's Gericht, glaube ich — wenigstens mit Acten."

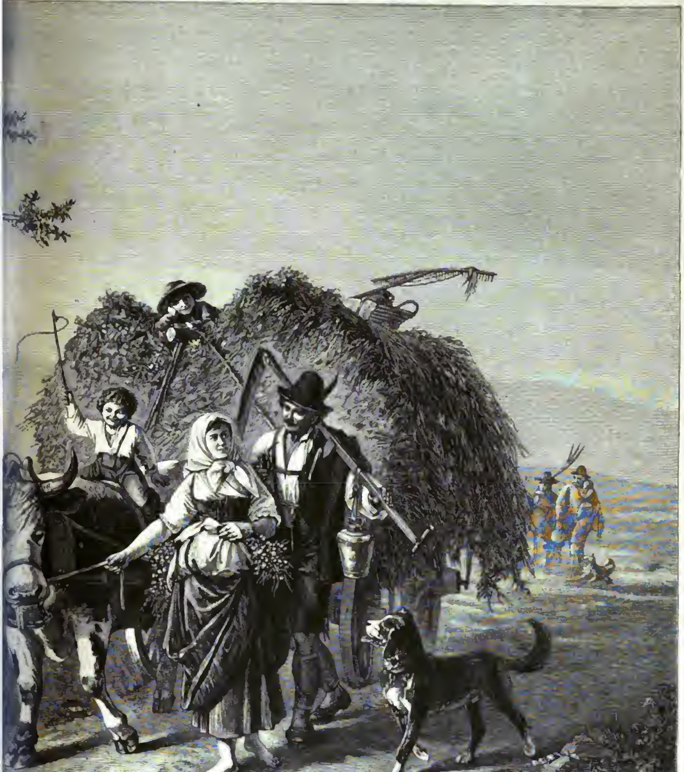
Trotz des drohenden Verlustes der Schwester gab diese Nachricht dem Bruder das Leben zurück. Der Ausdruck der Züge verlor etwas von seiner gewöhnlichen ausdruckslosen Starrheit, um sogleich einer affenartigen Geschwindigkeit der Glieder Platz zu machen. Noch war ja Hoffnung vorhanden. ... Dort lag ja das Zimmer des Schwagers und gleich rechts an der Thür im Bücherbrette stand in einem verlorenen Winkel der verdeutschte Ovidius Naso. Mit zwei langen Sätzen war er an der Frau vorüber und drinnen im Zimmer, und ehe sich die würdige Dame vollständig von ihrem Schrecken erholt hatte, war er auch schon wieder zurück, das bestäubte Buch hoch in der Hand.

„Sie haben's wohl nicht recht verstanden, vorhin — was ich Ihnen erzählt habe, junger Herr," sagte Frau Nährkorn mit starker Betonung, da ihr das Benehmen des Bruders schlechterdings unverständlich blieb.

„Doch, doch, ja so — Marie — wo ist sie denn?" erwiderte Max, den der Besitz der „Schwarte" fast wider Willen in solch triumphirend glückliche Seelenstimmung versetzt hatte, daß er bei der besten Absicht nicht gleich „außer sich sein" konnte.



Nachdem



e.

n J. Köckert.

„Ja, wo ist sie denn? Das ist ja eben der Haken! . . . O, o, es ist zu gräßlich! . . .“ Dabei zog die Frau den jungen Mann zur Thür hinaus und warf sie hinter sich zu. Denn es drängte sie, endlich aus der Mörderhöhle zu entkommen.

„Mein Schwager ist also wirklich — allein zurückgekommen?“ stotterte Max.

„Ja! — Nein! — Die dort ist mitgekommen! — Vorgestern.“ Mit diesen Worten deutete Frau Nährkorn durch die Glasthür in's Vorzimmer zurück, in welchem Käte soeben wieder erschienen war, um nachzusehen, ob der Vetter endlich komme. Sie hatte nämlich im Wohnzimmer das Zuwerfen der Thür draußen gehört.

Max stand mit aufgerissenen Augen und starr.

„Ich will nur gleich zu den Eltern laufen und es ihnen melden!“ sagte er endlich mit anerkennenswerther Geistesgegenwart.

„Versteht sich — gleich! Ach, die armen Eltern!“

„Ja, ja, gleich!“

Damit war Max die Treppe hinab, als ob ihm plötzlich der Kopf brenne. — —

Die weite Entfernung vom Westende bis zum Elternhause hatte vor allem anderen dazu beigetragen, das stille Glück der Liebenden zu verbergen. Jetzt ward sie leider verhängnißvoll! Max, nachdem er mit berechtigter Selbstliebe für sich oder vielmehr für die nächste Censur gesorgt hatte, beschäftigte sich nun noch allein mit der Schwester.

Wo war Mieze?

Mieze, die nicht nur das beste Vesperbrod schnitt, sondern ihm auch mit unendlicher Geduld englische und französische Vocabeln eingepaukt hatte, sodaß er Ostern „versuchsweise“ nach Obertertia versetzt war. . . .

Daß die Wohnung der Geschwister wirklich bewohnt war, hatte er ja deutlich wahrgenommen. Glaubte er doch trotz seiner Aufregung und Eile im Zimmer des Schwagers starken Cigarrendampf gerochen zu haben. Er glaubte sogar die Sorte wieder zu erkennen, die Cigarrentasche des Schwagers hatte ihm hinter dem Rücken des Vaters allezeit offen gestanden, und er hatte von dieser verwandtschaftlichen Annehmlichkeit auch ausgiebigsten Gebrauch gemacht.

Auch versicherte Frau Nährkorn, dem „Herrn Assessor“ auf der Treppe begegnet zu sein — Frau Nährkorn, die seine Mama noch kürzlich in seiner Gegenwart eine zuverlässige Person genannt hatte.

Man hatte all die Tage her daheim natürlich fast nur von den Neuvermählten gesprochen. Und zwar kopfschüttelnd von allen Seiten! Wenigstens nach den Grüßen und letzten Nachrichten, die Vetter Fritz, der sie in Heidelberg gesprochen, von ihnen zurückgebracht hatte.

„Nach Italien lasse ich mir noch gefallen,“ hatte der Vater gesagt, „man muß die Feste feiern, wie sie fallen! Aber bis nach Sicilien? Nun, meinetwegen auch dies, wenn nämlich der Geldbeutel reicht. Aber nach Algier? Zum Kukuk, was wollen Sie denn in Algier?“

Sonderbar! Unwillkürlich mußte sich Max plötzlich eines wunderschönen lehrreichen Buches aus der Quarta-Bibliothek erinnern. Es war eine Seeräubergeschichte, und das mit bunten Tondruckbildern versehene Buch berichtete von zwei sich zärtlich liebenden Geschwistern, die zusammen eine Reise über das Mittelländische Meer machten und daselbst von einem Piratenschiff angefallen wurden. Der Bruder, der die Schwester natürlich heldenmüthig vertheidigte, fiel im blutigen Kampfe, während das arme Mädchen von einem Corsaren geraubt und auf den Sclavenmarkt nach Algier geschleppt wurde.

Und wie man hienieden nicht ungestraft unter Palmen wandelt, so liest man auch nicht umsonst solch schöne Räubergeschichten. Es schien sich mit einem Male ein erneuter innerer Contact zwischen dem Buche in der Quarta-Bibliothek und dem semmelblonden Kopfe des glücklichen Obertertianers zu entspinnen, und weil das Contagium vermuthlich nicht allzu viel Gehirnmasse fand, so hatte es dafür um so mehr Platz, sich auszubreiten. Wie — wenn Miezen ebenso geschehen wäre? Sie konnte doch unmöglich verloren sein wie ein Paket?

Der Schwager aber hatte sich vorsorglich gleich eine Andere mitgebracht und schnell geheirathet. Wo er die nur so schnell herbekommen hatte? Sie schien noch jung zu sein, ungefähr so, wie die „Damen“ in der Tanzstunde und auf den „Lämmerbällen“, und hätte eigentlich besser für ihn selbst gepaßt.

Ungefähr soweit war Max mit seinen Reflexionen gekommen, und es war ihm dabei ganz wirbelig geworden, ähnlich wie vorhin, als er gegen Frau Nährkorn angerannt war. Da stand er am Marktplatz vor dem Giebelhause der Eltern.

7.

„Daß Du ein Dummkopf seiest, habe ich leider schon lange gewußt, daß Du aber auch ein halber Tollhäusler bist, entdecke ich erst heute!“

Mit solchen Kernworten suchte der Stadtrath das sich weiter und gefährlich ausbreitende giftige Contagium zu verflüchtigen. Wie eine wohlthätige kalte Douche fiel es auf vier erhitzte Köpfe herab.

Dennoch saßen die Anwesenden, wenigstens die weiblichen — Großmama-Medicinalräthin, Tante Bertha und die Stadträthin — noch immer wie erstarrt bei einander, während Max mit dem Rücken die Thür suchte, theils um einem zweiten, vielleicht noch kälteren Bade zu entgehen, theils um den phantasiereichsten und productivsten römischen Dichter, welchen er noch immer krampfhaft in der Hand hielt, vorerst in seiner „Bude“ in Sicherheit zu bringen.

„Bitte, liebe Frau, laß doch die Suppe herein bringen! Ich habe tüchtigen Appetit diesen Mittag,“ fuhr der Stadtrath in gleicher, glücklicher, kühler Tonart fort. „Willst Du nicht so gut sein und klingeln,“ wiederholte er lauter, als die Stadträthin sich noch immer nicht erhob. „Großmama und Tante Bertha, die mit uns essen werden, wünschen die Eßstunde nicht hinauszuschieben —“

„Mann — ich begreife Dich nicht!“ stöhnte die Stadträthin.

„Und ich Dich noch weniger — so wenig, daß ich gar nicht über die Sache reden mag! Doch verspreche ich dafür Dir binnen zwei Stunden Aufklärung des — Mißverständnisses zu bringen! Jetzt, wie gesagt, wollen wir zu Tische gehen! Liebe Mama, darf ich bitten? . . . Nach der Suppe muß ich schon selbst klingeln. . . .“

Damit war die Stadträthin dem Gatten indessen doch gewohnheitsmäßig zuvor gekommen. Auch hatte sie ihren Platz wie sonst eingenommen. Das Vorlegen mußte aber der Gatte übernehmen, dazu war sie vollkommen unfähig. Auch im Essen bestrebte er sich mit gutem Beispiele voranzugehen, wenigstens anfangs, später schien er gleichfalls zu erlahmen. Nur Max, der den Ovidius Naso glücklich in Sicherheit gebracht hatte, leistete das Seinige. Beim Dessert war der Stadtrath plötzlich verschwunden. Und Jeder ahnte, wußte, wohin er die Schritte gelenkt hatte.

Fünfzehn Minuten später war er draußen im Westend und stand im Hause des jungen Ehepaares. Bevor er die Treppe hinaufstieg, trocknete er sich den Schweiß von der Stirn, den ihm die rasche Bewegung oder die — Angst ausgepreßt hatte. . . . Jetzt zog er die Glocke. Ein leichter flüchtiger Schritt tönte von drinnen an sein Ohr. Er lauschte gespannt, athemlos . . . jetzt öffnete man innen, und eine schlanke Frauengestalt flog ihm entgegen und lag an seiner Brust.

„Väterchen, liebes Herzensväterchen!“

„Thörichte Kinder, weshalb seid Ihr nicht öffentlich zu Hause geblieben? — Die ganze Geschichte hört sich an wie ein Lustspiel und hat mir dennoch, jetzt will ich's gestehen, heimlichen Angstschweiß ausgepreßt!“ sagte eine Viertelstunde später der Stadtrath, wie erlöst, als er trotz vielfachen Zwischen- und Durcheinandersprechens endlich den Sachverhalt kennen gelernt hatte.

„Ich trage eigentlich die Schuld!“ sagte Marie beschämt.

„Oder ich — wenigstens will ich sie nur gleich auf mich nehmen — Einer muß doch der Sündenbock sein!“ sagte Fritz, der über die Studentenlieder und Käte das rechtzeitige Weggehen vergessen hatte und über Mittag geblieben war. „Ich stieß die rollende Kugel vollends den Abhang hinab.“

„Um des glücklichen Endes willen sei Euch verziehen, kommt aber nun eilig, damit auch Mama aus ihrer Sorge befreit wird.“ —

„Und einen ganzen Selectacursus im Haushalten habe ich durchgemacht, liebe Mama!“ sagte Marie mit stolzer Würde, als

man eine Stunde später daheim im Elternhause beim Kaffeetrinken überglücklich beisammen saß. „Man lernt erst, wenn man etwas allein thut und die Verantwortung dafür trägt. . . . Unsere zukünftige Küchenfee wird sich wundern, wenn ihre junge Frau schon Bescheid weiß."

Die Stadträthin schüttelte indessen noch immer den Kopf.

„Ich kann's noch gar nicht fassen — curiose Flitterwochen das!"

„Freilich — Deine Erfahrung und Dein unersetzlicher Beistand hat uns überall gefehlt, beste Mama," sagte jetzt der Assessor voll Anerkennung und Galanterie, und indem er sich der versalzenen Suppe erinnerte. „Aber — wer ist nicht einmal über seine Ideale gestolpert?"

Die Stadträthin schmunzelte zwar, konnte sich aber immer noch nicht ganz beruhigen und sagte:

„Also gar keine Hochzeitsreise — wollt Ihr denn durchaus selbst die Mode machen?"

„Warum nicht? Ist es nicht das Allernatürlichste von der Welt, mit seinem jungen Glücke das heißersehnte eigene Nest aufzusuchen, anstatt sich beliebig umherhetzen zu lassen? Wer thut mir's nach?"

Fritz, der neben Käte stand, flüsterte dieser etwas in's Ohr, was sie bis zu den Simpelfransen herauf erröthen machte. Niemand der Anwesenden hatte die Worte gehört; das feine Geistesohr des geehrten Lesers hat sie aber doch verstanden!

In den Hütten der Aussätzigen vor Jerusalem.

Bei Jaffa betrat mein Fuß die Erde des „heiligen Landes". Arabische Barkenführer hatten mich von Bord des großen Triester Post- und Passagierdampfers, der schon weit draußen in der See die Anker fallen ließ, abgeholt und das schwankende Boot mit erfahrener Hand an Klippen und Untiefen vorüber durch die grollende Brandung bis an den zerfallenen Quai geführt. Es war zur Zeit der Orangenernte, im Februar. Die breiten Aeste bogen sich unter den goldenen Früchten, den Gärten entströmte ein balsamischer Duft, Tausende fleißiger Hände regten sich, pflückten die schweren Aepfel, verpackten sie in Kisten und trugen die Colli zum Hafen. Kein Mensch kümmerte sich um das Treiben des andern, ein Jeder hatte genug mit seiner Arbeit zu thun. Nur drei männliche Gestalten, in Lumpen gehüllt, saßen scheinbar theilnahmlos auf der Ufermauer und schrieen mir, als ich vom Strande aus die steinerne Treppe hinaufstieg, die bekannten ominösen Worte: „Bachschisch, ya chawâge!" („Ein Geschenk, o Herr!") entgegen. Es waren Aussätzige, welche sich dem Palästinareisenden gewöhnlich zuerst im alten Joppe präsentiren, obschon ihre nächste gemeinschaftliche Behausung sich in dem nahezu zwei deutsche Meilen entfernten Städtchen Ramleh befindet. Zur Osterzeit, sobald zahlreiche und wohlhabende Pilger landen, stellen sich hier solche Unglückliche selbst aus Jerusalem ein, bei denen natürlich das Leiden noch nicht weit vorgeschritten sein darf und die daher ohne sonderliche Erschöpfung noch mehrere Stunden anhaltend zu laufen vermögen. Ich warf einige Kupferpara in die blechernen Schüsseln, welche alle diese Bedauernswerthen auf den Knieen vor sich hatten, und eilte zunächst in die bekannte kleine württembergische Ansiedelung, um mir dort einen Wagen nach der Hauptstadt zu miethen.

Kaum zogen die Rosse an, um das hochsitzige, eigenthümlich construirte Fuhrwerk auf die Hauptstraße zu bringen, als wiederum dieselben drei „Elenden" — so werden sie im Volksmunde in Syrien benannt — sich an den Pforten des Hôtelhofes postirt hatten, um abermals ihre leeren Gefäße jammernd und winselnd emporzuheben. Touristen, die auf der erwähnten Zwischenstation Ramleh vielleicht ein wenig länger als nöthig rasten, sind dann nicht selten auf das Höchste erstaunt, wenn direct vor den Thoren Jerusalems jene nämlichen Bettler zum dritten Male tributfordernd erscheinen, die ihnen beim Ausschiffen entgegentraten, und welche bei der Abfahrt aus der Colonie sich an sie herandrängten.

So seltsam es auch klingt, die Aussätzigen in Jerusalem und Ramleh bilden thatsächlich unter sich eine wohlorganisirte — Corporation mit einem „Scheich" an der Spitze, der in den Frühjahrsmonaten die schnellsten Läufer auswählt und hinab nach Jaffa sendet, sobald dort die Ankunft eines wohlbesetzten europäischen Steamers erwartet wird. Während der Reisende in Ramleh ruht, um die heißen Mittagsstunden nicht in einem unbedeckten Gefährt auf der völlig schattenlosen Chaussée verbringen zu müssen, eilen diese aus der Gesellschaft Ausgestoßenen, so schnell sie nur ihre Füße tragen können, auf kürzeren Seiten- und Gebirgspfaden voraus, um sich etwa fünfhundert Schritt vor der Stadtmauer Jerusalems rechts oder links von der Landstraße mit den anderen Leidensgenossen vereint zu lagern. Letztere gehören durchschnittlich schon zu den „Invaliden" der Corporation. Ihre Glieder sind steif, ihr Gang schleppend, die Stimme heiser, die Finger nach innen gebogen und ohne Gefühl — in jeder Beziehung die mitleiderweckendsten Geschöpfe, die kaum aus ihren Hütten hierher zu kriechen vermochten.

Vernehmen sie aber den Hufschlag der Pferde, das Rollen der Räder, sehen sie eine Staubwolke aufsliegen, so stoßen sie gemeinschaftlich ihren Ruf nach „Bachschisch" in so denkbar kläglicher und gellender Weise aus, daß der Neuling in diesem Lande ein Unglück vermuthet und den Wagen halten lassen will.

Noch vor zehn Jahren waren diese Leprosen eine Plage für die Stadt, besonders für die einzelnen europäischen Familien in derselben. Betrat man damals Jerusalem beim Zionsthor, so erblickte man zur Rechten sechszehn niedrige Hütten, aus unbehauenen Steinen aufgeführt und mit Stroh und Lehm zugedeckt. Diese Hütten — richtiger wäre schon die Bezeichnung Höhlen gewesen — waren kaum zehn Schritt von der an diesem Punkte ziemlich hohen Stadtmauer errichtet. Eine stieß an die andere, aber alle wandten ihr Angesicht von der Straße ab und der Mauer zu. Die Parias des „heiligen Landes" hatten hier ihr Unterkommen gefunden. Niemand sorgte für sie, keiner kümmerte sich um sie, weder der Pascha, noch der Moschee-Vorstand; kein Hakim (Arzt), kein Marabut, kein Mensch brachte ihnen Hülfe, bezeigte ihnen Interesse, Jedermann ging ihnen aus dem Wege, nachdem er von weitem eine Scheidemünze oder eine Frucht in ihren Eimer geworfen hatte. Mitunter erschienen aber auch die Aussätzigen in den Häusern der Stadtbewohner und waren nicht eher zum Weggang zu bewegen, bevor man ihnen nicht ein Almosen reichte. Besonders ekelerregend mußte ihr Besuch in den Wohnungen der Europäer sein, die sich mit den Zudringlichen theilweise gar nicht oder nur äußerst mangelhaft verständigen konnten. War der hingeworfene Bachschisch dem unausstehlichen Gaste zu gering, so blieb derselbe so lange im Hause, bis ein zweiter größerer folgte.

Endlich raffte sich die türkische Behörde auf. Kiamil Pascha, Gouverneur der „heiligen Stadt", erließ ein Bittschreiben an die europäischen Consuln, die christlichen Bischöfe, Priester und Missionare, desgleichen an die wohlhabenderen Deutschen, Engländer und Franzosen in seinem Paschalik mit dem Ersuchen, ihm so rasch und so viel als möglich Gelder zu übermitteln, damit man den von aller Welt Gemiedenen eine halbe Stunde vor der Ringmauer ein Asyl erbauen und endlich die Baracken am Zionsthor niederreißen könne. Die Beiträge flossen reichlicher und schneller, als der Pascha geglaubt, da besonders die ansässigen Deutschen und Engländer von der unangenehmen Nachbarschaft in Bälde befreit sein wollten.

Der Bau des Spitals wurde diesmal wirklich sofort begonnen, wie gesagt, zum Besten mohammedanischer Araber und für Unterthanen des Sultan, obwohl kein Moslem auch das geringste Scherflein beigesteuert hatte. Noch ehe das Gebäude beim Dorfe Siloah gänzlich fertig gestellt ward, trieb Ali Bey, der Nachfolger Kiamil Paschas, die „hoffnungslos Elenden" mit Gewalt in die neue Caserne, da sich freiwillig keiner zu einer Uebersiedelung bequemen wollte. Der Wechsel des Domicils war weniger die Ursache des Sträubens, als das zugleich unter Androhung der schwersten Strafen erlassene Verbot, sich künftighin noch in den Straßen und Häusern der Stadt zu zeigen. Nur für den zweiten Tag des Monat Schauwal („Kleiner Beiram") sollte diese Bestimmung außer Kraft bleiben. Als man das schmutzige Gemäuer am Zionsthor zerstörte, blieb den Bejammernswerthen

natürlich nichts Anderes übrig, als sich in das neue Quartier zu flüchten. Sie versuchten aber ein Letztes. Ein Protest über die stattgehabte Austreibung, von ihrem „Scheich" aufgesetzt, ging „in Aller Namen" an die hohe Pforte in Stambul ab und zwar als — Telegramm. Die Kosten beliefen sich auf nahezu hundert Franken, sie wurden auf einstimmigen Beschluß der Corporationscasse entnommen, aber eine Antwort kam vom Goldenen Horn nicht zurück. Dies geschah im Mai 1875.

Wohl ein Dutzend Mal habe ich meine Schritte nach dem Asyl bei Siloah gelenkt. Vom Jaffathor aus erreicht man es in etwa fünfundzwanzig Minuten. Der steinige Pfad führt thalwärts, die Vegetation ist dürftig und monoton, nur vereinzelt trifft man Gruppen verkümmerter Oliven. Schon im April sind die Bäche ausgetrocknet, Sand und Kiesel füllen ihr Bett aus, und einzig an dem Gipfel des Oelberges findet das Auge einen angenehmen Ruhepunkt. Bald aber ist auch dieser den Blicken entschwunden. Siloah, dessen Häuser wie Schwalbennester an den Felsen kleben, bleibt zur Linken liegen, während „das Haus der Kranken" unterhalb des Dorfes auf einer kleinen Anhöhe steht. Es ist ein langer einstöckiger Bau mit acht Kammern. Im Rücken des Spitals, wenn dieser Ausdruck hier angewandt werden kann, sind beträchtliche Bodenerhebungen, und als ich das erste Mal den schmalen Hof zwischen dem Hause und der Bergwand betrat, standen drei Frauen und zwei Mädchen am Eingange. Sie waren nicht wenig überrascht, daß ein Nasrani (Christ) ihre sonst von Jedermann ängstlich gemiedenen Wohnungen aufsuchte. Konnte ich doch nie einen Touristen bewegen, mich nach diesem Hause zu begleiten, ja selbst ein amerikanischer Journalist prallte entsetzt vor mir zurück, als ich ihn darauf aufmerksam machte, für seine Zeitung eine detaillirte Schilderung dieses dürftigsten aller Hospize zu geben. Das Alter der drei Frauen, die mich sofort anbettelten, ließ sich nicht einmal annähernd feststellen, während die Mädchen mir auf Befragen mittheilten, daß sie elf und zwölf Jahre zählten.

Ich inspicirte zunächst die letzte Kammer des Hauses, denn hierher führte man mich, um desto wirksamer an mein Mitgefühl zu appelliren. In dem niedrigen rauchgeschwärzten Raume lagen auf schmutzigen Lumpen zwei Männer, denen jedenfalls der Allerlöser Tod sehr nahe war. Keiner der Beiden vermochte aufzublicken, die Nase sowie die Nägel an den Fingern fehlten dem Einen sowohl als den Andern, kein Glied konnten die Unglücklichen bewegen, und die Sprache ähnelte nur noch einem schwachen Röcheln. Neben den Lagerstätten standen Schüsseln mit erkaltetem Reis und Krüge mit Wasser.

Hülfe und Heilmittel gegen diese Pest kennt die Wissenschaft bislang nicht. Arzneien, eine gewisse Diät, selbst die größte Reinlichkeit schaffen nur eine zeitweilige Linderung. Vor ungefähr acht Jahren glaubten intelligente französische und deutsche Mediciner mit den neuentdeckten sogenannten indischen Medicamenten Erfolge erzielen zu können, indem man nämlich den Krankheitsstoff nach außen trieb. Aber die so behandelten Patienten verfielen dabei zunächst in Fieber, dann in derartige starke und gefährliche Krämpfe, daß man von diesen angeblichen Remedien gänzlich absehen mußte.

Europäer werden nie von der Lepra ergriffen, auch die Gefahr einer Ansteckung existirt für sie nicht. In Palästina ist es fast ausschließlich die ärmere Landbevölkerung, welche von dem Uebel heimgesucht wird. Professor Dr. Häsert, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der Hautkrankheiten, schreibt darüber wörtlich:

„Die allgemeinen Ursachen des Aussatzes sind bekannt genug. Sie liegen in der tiefsten körperlichen, geistigen und sittlichen Verwahrlosung der betreffenden Volksclassen. Die Lepra ist die Wirkung aller der Einflüsse, welche den Menschen auf der niedrigsten Stufe der Cultur umgeben. Sie findet sich nur, wo diese Bedingungen zusammen wirken. Aus Mitteleuropa, besonders Deutschland, Frankreich 2c., wo der Aussatz bis zum fünfzehnten Jahrhundert ganz allgemein verbreitet war, ist er durch die Cultur verschwunden, und diese allein wird ihn auch im Orient, und wo er sonst noch sich erhält, verdrängen."

Die Lepra verschont kein Geschlecht, kein Alter, und was das Furchtbarste, sie vererbt sich, geringe Ausnahmen abgerechnet, von Generation auf Generation, bis die Familie gänzlich ausgestorben ist. Wohl überspringt die Krankheit zuweilen ein Glied, der aussätzige Vater oder die aussätzige Mutter können Eltern völlig gesunder Kinder sein, die bis zu ihrem Tode rein und intact bleiben. Aber an den Enkeln zeigt sich das Gift sicherlich wieder. Sobald die ersten Spuren dieses gräßlichen Fluches bei einer Person wahrgenommen werden, ist ihres Bleibens in der Gemeinde nicht mehr. Sind es Erwachsene, so verkaufen sie sofort ihren beweglichen oder unbeweglichen Besitz und gehen zumeist nach Jerusalem, seltener nach Ramleh oder Nablus (Sichem), wo kleinere Zufluchtsstätten bestehen. Jerusalem erhält deswegen den Vorzug, weil ihnen dort, wie mir einer der Aermsten naiv mittheilte, „die Jaffastraße gehöre".

Kommen die Ausgestoßenen in Siloah an, so prüft sie zunächst der „Scheich", natürlich selbst ein „Unheilbarer", ob sie zur Aufnahme in die „Zunft" sich eignen. Den Eintritt erkaufen sie sich dann je nach ihren Vermögensverhältnissen mit 2 bis 10 Silber-Medjidie (7 bis 35 Mark). Dafür erwerben sie folgende Berechtigungen. Zunächst einen Sitz an der Landstraße gegenüber der Wohnung des armenischen Patriarchen, weil dort die Fremdenpassage am lebhaftesten ist. Diesen Sitz darf ihnen Niemand streitig machen. Sind sie noch jung und körperlich rüstig, so werden sie auch nach Ramleh und Jaffa gesandt, um die erste „Steuer", die häufig die beste ist, von den ankommenden Reisenden zu erheben. Vermögen ihre Glieder sie aber nicht mehr zu tragen, werden sie schwächer und schwächer und sozusagen geschäftsuntauglich, dann haben sie als „Eingekaufte" stets einen gewissen Antheil an der Gesammteinnahme der Uebrigen.

Der „Scheich" pflegt nur in Ausnahmefällen zu „arbeiten". Er gruppirt vielmehr die Seinen ganz zweckmäßig vor dem Jaffathore und wacht ängstlich darüber, daß nur Angehörige der Corporation sich einen Platz auswählen; Leprosen, die sich nicht eingekauft haben und vor dem Jaffathore betteln wollen, werden von ihren „zünftigen" Leidensgenossen so lange mit Schlägen tractirt, bis sie todt liegen bleiben.

Zunächst erblickt der Reisende, sobald er der „hochgebauten Stadt" ansichtig wird, die weniger Kranken, die natürlich am meisten schreien müssen. Er giebt ihnen einen Bachschisch. Nunmehr gewahrt er erst die am gräßlichsten Verstümmelten. Diese heben ihre zerfressenen Glieder — Hände und Füße — so lange es der Aufwand der spärlichen Kräfte erlaubt, unverhüllt empor, und meist fällt wieder ein Piaster in die aufgestellten Blecheimer.

Beginnt die Zeit der Ernte, so hat der „Scheich" das Recht, die Seinen an einem gewissen Tage auf die Felder zu schicken. Was sie an Früchten an einem Nachmittag fortschleppen können, ist ihr Eigenthum.

Schließt sich ein Leprose der Zunft nicht an, dann muß er wohl in der Herberge bei Siloah von den Anderen geduldet werden, aber sein Loos ist ein unerträgliches. Man verleidet ihm den Aufenthalt in jeder Weise, man bestiehlt ihn, ja man läßt es selbst an den gröbsten Mißhandlungen nicht fehlen, bis gewöhnlich der doppelt Verfehmte in das deutsche und christliche Aussätzigenasyl flieht, das sich ebenfalls vor den Thoren der Stadt, unweit des Stationsgebäudes des bekannten internationalen Reise-Unternehmers Cook, befindet. Dieses Haus ist eine Musteranstalt in jeder Beziehung, nur den Aussätzigen selbst gefällt sie nicht. Als sie vor einigen Jahren eröffnet wurde, waren Consuln, Priester, Missionäre, Aerzte — aber keine Aussätzigen anwesend. In neuerer Zeit haben sich mehrere Unglückliche eingefunden.

„Es ist jedoch nicht nur einmal vorgekommen," sagte mir der Vorsteher dieses Instituts, ein Mitglied und Lehrer der Brüdergemeinde, „daß Leute, die Jahre hindurch von uns auf das Beste verpflegt worden sind, heimlich das Haus verlassen haben, um nie wieder zurückzukehren."

Den Gästen dieses Hospitals ist nämlich das Betteln auf das Strengste verboten, sie müssen außerdem, so weit es ihre physischen Kräfte gestatten, leichte Garten- und Feldarbeiten verrichten, sich regelmäßig waschen und baden, und alles das behagt ihnen nicht.

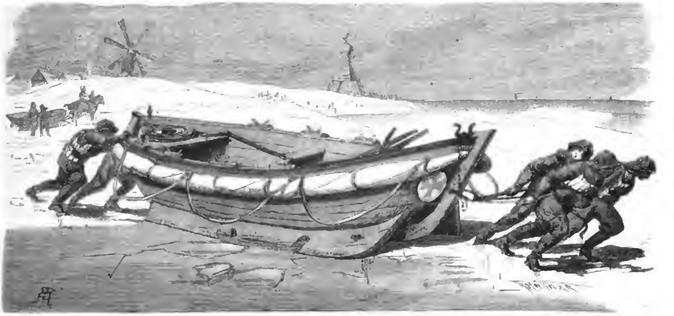
Die „Zölle", welche die Wegelagerer an der Jaffastraße erheben, sind gar nicht so geringfügig. Im April 1881 starb beispielsweise in Siloah ein fünfzigjähriger Mann, der in wenig Jahren von den erbettelten Beträgen neunzig Silber-Medjidie (über dreihundert Mark) sich erübrigt hatte. Und dabei hindert sie noch oft im Winter die Witterung, die Hütten zu verlassen. Beginnt die Regenperiode, schwellen die Bäche an, werden die

Pfade unwegsam, dann verbietet sich von selber der Aufenthalt an der Landstraße. Man bleibt „unten" in Siloah, kocht Reis, Kaffee und spielt mit Würfeln um Einsätze, die oft aus halben und ganzen Piastern bestehen. Der Aufenthalt im Asyl bei Siloah ist für Europäer geradezu unmöglich, den Arabern mag er gar nicht so fürchterlich erscheinen. Luft und Licht haben nur durch eine niedrige Thür Zutritt, durch welche der Rauch ebenfalls seinen Abzug findet. Polster, Matratzen sind nirgends vorhanden, nur Lumpen, Stroh und Unrath starren uns entgegen, aber schließlich sieht es in den Hütten der Landbewohner in Palästina auch nicht viel besser aus.

Lange währt ein solches Leben natürlich nicht. Vier, fünf Jahre nach Ausbruch der Krankheit schwinden die körperlichen und mit ihnen die geistigen Kräfte. Patienten, welche nach zehnjährigen Leiden sterben, sind Seltenheiten. Indessen ist es gar nichts Ungewöhnliches, daß Männer und Frauen, die bis zum fünfzigsten Lebensjahre gesund ihrer Beschäftigung nachgehen konnten, dann doch noch von der heimtückischen Krankheit erfaßt werden. Bei weitem mehr sind wohl jene Kinder, Knaben sowohl als Mädchen, zu beklagen, die bereits in ihrem neunten und zehnten Jahre „der erstgeborene Sohn des Todes" für sich reclamirt.

Das Elend in unseren großen Welt- und Culturstädten, in den Metropolen Europas und Amerikas kann unter Umständen ein Stück Poesie besitzen, und öfters schlägt auch für den verzweifeltsten Proletarier darin die Messias-Stunde. Aber die Misère zu Siloah hat keinen Trost, keine Versöhnung, keine Erlösung und obendrein den entsetzlichen Fluch der unverschuldeten Pein. Es liegt ein fremder Ausdruck in den Zügen dieser aus der menschlichen Gesellschaft und vom eigenen Haus und Hof Gejagten. Auch die „Geflohenen" — so nannte sie Mohammed — können zu Stunden lachen und scherzen, doch seltsam klangen stets diese Laute der Freude an mein Ohr. Denn nie verlieren sie die Gewißheit, daß Tag um Tag, Monat um Monat, Jahr um Jahr ihre Krankheit furchtbarer, ihre Leiden unsäglicher werden. Die Schmerzen in den gekrümmten und zitternden Gliedern, in den offenen und zuckenden Wunden, in der beständig brennenden Kehle erreichen die letzten Wochen vor dem Tode eine Höhe, die wir nicht kennen und die wir auch kaum verstehen, weil in diesem Stadium der Auflösung nur schwache, unarticulirte Laute über die vertrockneten Lippen bringen. Und endlich — nicht einmal die Gleichheit des Todes existirt für sie, denn abseits scharrt man sie ein, ohne daß auch nur ein Marabut oder Fakir ein Gebet für sie spricht, für sie — „die hoffnungslos Elenden".

Theodor Hermann Lange.



Aus der Hygiene-Ausstellung in Berlin: Eisboot (Matrosen in Korkwämsern).

Gebannt und erlöst.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Als ich hörte, daß das Dorf in Brand gesteckt werden sollte," fuhr Raimund fort, „stand ich wie vom Donner gerührt, aber in der nächsten Minute raffte ich mich zusammen und wollte davonstürzen, der Vater vertrat mir den Weg.

‚Halt! Wo willst Du hin?'

‚Dem Andreas nach, ich will ihn zurückholen! Das soll nicht geschehen, darf nicht geschehen, Du mußt den Befehl widerrufen, oder ich thue es an Deiner Stelle.'

‚Du?' fragte er verächtlich. ‚Denkst Du, der Andreas wird Dir gehorchen, wenn Du meinen Befehl widerrufst?'

‚So hindere ich ihn mit Gewalt, und wenn er nicht gehorchen will, so rufe ich es laut durch das Dorf, daß man sich vor dem Brandstifter hüten soll.'

Mein Vater erbleichte, er faßte mit eisernem Griffe meinen Arm und hielt mich gewaltsam fest.

‚Bube!' knirschte er. ‚Willst Du Deinen eigenen Vater preisgeben? Soll das Schloß Deiner Ahnen niedergebrannt werden? Willst Du selbst umkommen unter den Knitteln und Aexten der Bauern? Ein recht ehrenvoller Tod für den Letzten unseres Hauses — und das Alles um einer elenden Scheune willen!'

‚Aber so bedenke doch die furchtbare Gefahr für das Dorf,' flehte ich. ‚Der Wind weht stürmisch von der Geisterspitze; wenn das Feuer nun weitergetragen wird, wenn —'

‚Bah, die Bauern haben Glück,' unterbrach er mich, ‚denen geschieht nichts. Was thue ich denn anders, als was sie thun wollen? Du siehst es ja, daß sie Feuer an meine Thore legen. Wir wollen doch sehen, wer es länger aushält — das Schloß oder das Dorf. Du bleibst, Raimund, und gehst mir nicht von der Seite!'

Das war der tyrannische Befehl, mit dem er mich stets seinem Willen beugte, dem ich sonst widerstandslos gehorchte, jetzt aber flammte die Energie der Verzweiflung in mir auf.

‚Ich bleibe nicht!' rief ich. ‚Wenn Du die Verantwortung trägst, ich kann es nicht. Ich folge dem Andreas und halte ihn zurück.'

Der Vater ließ meinen Arm los und trat zurück.

„So geh denn, Feigling!“ sagte er, mit einem Tone, der mein Blut sieden machte. „Du bist wohl froh, einen Vorwand zur Flucht zu finden, Du brachtest ja schon vorhin die Mauerpforte in Vorschlag. Du willst Dich vor allen Dingen in Sicherheit bringen, das sieht Dir ähnlich! Du bist kein Werdenfels, bist es nie gewesen. Geh, gieb Dein Stammschloß preis, verlaß Deinen Vater in der Todesgefahr und rette Dich nach dem sicheren Buchdorf, aber merke es Dir, einen Sohn, welcher in solcher Stunde mir und der Gefahr feige den Rücken kehrt, kenne ich nicht mehr!“

Das war mehr, als ich ertragen konnte, ich sah es an seinem Gesicht, daß er mir wirklich die Feigheit, die Erbärmlichkeit zutraute, von der er sprach. Und wenn ich trotz alledem die That hinderte, so war mir vermuthlich die Rückkehr unmöglich, und es gab dann keine Rettung mehr für die Eingeschlossenen. Mein Vater fiel in die Hände der Wüthenden und das Schloß mit ihm.

Das alles stürmte auf mich ein. Frage mich nicht, wie ich gekämpft habe, es war die dunkelste Stunde meines Lebens. Wenn ich hinuntereilte, wenn ich der Menge draußen ein einziges Wort zuschleuderte, so war das Dorf gerettet, aber ich blieb und schwieg — und Werdenfels verfiel seinem Schicksal!“

Raimund hielt inne und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, die von kaltem Schweiß bedeckt war, erst nach einer Pause fragte er:

„Begreifst Du es nun, daß ich nicht Nein sagen konnte, als Du mich fragtest, ob ich mitschuldig sei an jenem Unglück?“

„Ja,“ sagte Anna leise.

Sie hob das Auge zu ihm empor, noch scheu und zögernd, aber nur einen Moment lang, dann warf sie sich mit leidenschaftlicher Innigkeit an seine Brust. Er verstand die Antwort auf sein Bekenntniß und wortlos, aber mit tiefem Aufathmen schloß er seine Braut in die Arme.

„Du weißt, wie entsetzlich jener Brand gewüthet hat, und um welchen Preis das Schloß gerettet wurde,“ fuhr Werdenfels endlich fort. „Selbst mein Vater stand entsetzt vor diesem schrecklichen, nicht gewollten Ausgang. Ich ertrug nicht den Anblick der rauchenden Trümmer, ich warf mich auf das Pferd und jagte davon, hinein in die Berge, bis das Thier erschöpft unter mir zusammenbrach. Ich fühlte keine Erschöpfung, die Flammen da unten im Thale jagten mich weiter, immer höher hinauf durch unwegsame Klüfte, bis in die Schneefelder der Geisterspitze. Erst als mich ringsum Eis und Nacht umgab, kam die ersehnte Ruhe. Die Eisjungfrau legte ihre kalte Hand auf meine Brust, und ich verlor die Besinnung.“

„Du hast eine schwere Krankheit davon getragen? Ich hörte es!“

„Ja, und als ich kaum genesen war, verließen wir Werdenfels, wo die bedrohlichsten Gerüchte umgingen. Die verzweifelnden Menschen, die Alles verloren hatten, ahnten den Zusammenhang, obgleich jeder Beweis fehlte.

Sie kannten meinen Vater, und mein Verschwinden unmittelbar nach dem Brande, meine schwere Erkrankung lenkten den Argwohn auf mich. Es hieß, der Vater habe die That befohlen und der Sohn sie ausgeführt. Ich hatte die Empfindung, als hätte ich das wirklich gethan!

Das Verhältniß zu meinem Vater war auch für mich unhaltbar geworden. Er sah es, daß ich das Geschehene nicht überwinden konnte, ich war ihm eine peinigende Erinnerung daran, und so willigte er denn in die Trennung. Ich ging auf die Universität, ich ging auf Reisen und streifte freudlos und friedlos durch die Welt, bis ich Dich fand — um Dich wieder zu verlieren!“

„Warum schwiegst Du gegen mich?“ sagte die junge Frau vorwurfsvoll. „Warum mußte ich von Gregor hören, was nur Deine Lippen mir sagen durften? Dein langes Schweigen war es, was Dich am schwersten anklagte in meinen Augen.“

„Weißt Du, was es heißt, ein ganzes Leben voll Einsamkeit und Weh zu tragen und dann einmal, zum ersten Male glücklich zu sein? Ich fürchtete mein Glück und Deine Liebe zu verlieren mit jenem Bekenntniß, deshalb schob ich es immer wieder hinaus. Aber ich gebe Dir mein Wort darauf, Anna, noch ehe unser Bund unlöslich geschlossen wurde, hättest Du die volle, die ganze Wahrheit erfahren. Nun weißt Du Alles — nun richte mich!“

Sein Blick verschleierte sich wieder in der alten Weise, aber die großen strahlenden Augen, die auch ihm einst wie glückverheißende Sterne aufgegangen waren, sahen so hoffnungsfroh zu ihm auf, und die Stimme seiner Braut klang in voller, hingebender Zärtlichkeit:

„Nicht diesen düsteren Schatten mehr, Raimund! Laß ihn verschwinden. Du bist dem Leben zurückgegeben, und Dein Weib wird dieses Leben mit Dir theilen — ob es Fluch oder Segen bringt!“

Draußen war der letzte Rosenschimmer verglüht, und die Berggipfel ragten wieder starr und weiß empor, aber an dem noch lichten Abendhimmel, gerade über der Geisterspitze, stand groß und leuchtend ein Stern, er funkelte wie ein Diamant über dem schneegekrönten Haupte der Eisjungfrau. —

Die Nacht senkte sich auf das Gebirg nieder, aber sie kam nicht wie sonst schweigend und lautlos. Der warme weiche Hauch aus dem Süden wehte fort, und die Stimmen, die er aus dem Schlafe erweckt hatte, raunten und flüsterten jetzt nicht mehr, sie klangen laut durch die Nacht und das Dunkel.

Da krachte das Eis in den Bächen, und die so lange gefangene Welle blinkte wieder auf, die erstarrten, funkelnden Massen der Wasserfälle tropften und rannen von den Felswänden. In den Wäldern sank die Schneelast von den Zweigen, und die grünen Tannen regten die befreiten Wipfel und grüßten mit ihrem Wehen und Rauschen den Frühling.

Dort oben aber auf den Höhen lösten sich leise, wie von Geisterhand berührt, die weißen Schleier der Eisjungfrau. Sie begannen zu zerrinnen, zu zerfließen, tausend Quellen rieselten von den Gipfeln, mit jedem Schritte wachsend und anschwellend, tausend Bäche stürzten sich hinunter in das Thal, in den Bergstrom, der sie brausend und schäumend empfing. Aus jeder Felsschlucht, von jeder Klippe rauschte es nieder und stimmte ein in den vollen mächtigen Chor jauchzender Frühlingsstimmen.

Der Bann des Winters war gebrochen, die erlöste Natur rüstete sich zur Auferstehung — aber wenn die Eisjungfrau in das Thal niedersteigt, dann bringt sie Verderben!

Das alte unheilvolle Sprüchwort hatte Recht behalten! Jenes Frühlingswehen war verhängnißvoll geworden und die Eis- und Schneemassen, die so plötzlich zerschmelzend von den Bergen niederrannen, brachten dem Thale Verderben.

Der Südwind hatte die Bahn gebrochen, jetzt kam der Frühling selbst, und jetzt begann der Kampf in der letzten Hochburg des Winters, im Hochgebirge, ein Kampf auf Leben und Tod.

Nicht umsonst hatten die Wasser ihre Bande gebrochen, nicht umsonst eilten sie in stürmendem Laufe dem Bergstrome zu. Er schwoll immer höher an, tobte immer wilder dahin, und die Fluth stieg drohender mit jeder Stunde.

Von allen Seiten zog dunkles Gewölk heran, schwerer, dichter Nebel senkte sich herab, und jetzt begannen die Schleusen des Himmels sich zu öffnen, und der Regen strömte Tag und Nacht, als sollte eine neue Sündfluth losbrechen. Was dem Thauwinde noch widerstanden hatte, das erlag diesen endlosen Regengüssen.

In den Thälern dampfte und gährte es von kämpfenden Wolken, die Lawinen donnerten nieder von den Höhen, die Wälder bebten und brachen unter den stürzenden Schnee- und Wassermassen, und jetzt machte sich auch der Sturmwind auf und sang sein brausendes Lied hinein in dies Toben der Elemente. Ueber dem Allem aber ragte die Geisterspitze auf, von flatternden Wolkenschleiern umwoben und sandte immer wieder auf's Neue die tosenden Gletscherbäche in die Tiefe hinab und mit ihnen das Verderben!

Das Gebirg war fast unwegsam, und selbst die vorzüglich angelegte Bergstraße, die nach Felseneck führte, wurde von den Wildwassern theilweise überfluthet und zerrissen. Der Wagen des Freiherrn von Werdenfels hatte noch mit genauer Noth den Weg passirt, als er mit Frau von Hertenstein und deren Schwester von seinem Schlosse kam.

Anna hatte in der That auf der Rückkehr bestanden. Was ihr bisher das Recht gegeben hatte, in Felseneck zu weilen, hörte auf, nun Raimund völlig hergestellt war. Sie wollte die kurze Zeit bis zu der Vermählung, die in sechs Wochen stattfinden sollte, in Rosenberg zubringen. Der Freiherr hatte sich in Folge dessen gleichfalls zu der Rückkehr nach Werdenfels entschlossen, da es ihm nur von dort aus möglich war, seine Braut täglich zu sehen.

Er wollte die beiden Damen nach Rosenberg geleiten, aber als man im Thale anlangte, zeigte es sich, daß die Brücke, die dort über den Strom führte, nicht mehr sicher war. Sie wankte bereits unter den anstürmenden Fluthen und man durfte es nicht wagen, sie zu passiren. Es blieb nichts übrig, als einstweilen nach Werdenfels zu fahren, das auf dem diesseitigen Ufer lag, die Verbindung mit der anderen Seite war vorläufig abgeschnitten.

Es war am Tage nach der Ankunft. Raimund befand sich mit seinen Gästen und mit Paul, der soeben von Buchdorf gekommen war, in dem Salon, wo das Bild des verstorbenen Freiherrn hing. Draußen wühlte der Sturm in den Baumwipfeln des Parkes, und der Regen schlug in schweren Tropfen gegen die Fenster. Aber das Sausen des Windes und das Plätschern des Regens wurden übertönt von einem Brausen und Toben, das aus furchtbarer Nähe herüberdrang. Es war der Strom, den man sonst nur dumpf in der Ferne hörte.

„Es sieht entsetzlich aus da unten in Werdenfels," berichtete Paul, der bei seiner Ankunft durch das Dorf gekommen war. „Das Wasser steigt mit jeder Minute und damit auch die Todesangst der bedrohten Menschen. Sie kämpfen mit der Energie der Verzweiflung gegen die andringende Fluth, aber ich fürchte, sie kämpfen vergebens."

„Sie scheinen die Gefahr nicht rechtzeitig erkannt zu haben," sagte Anna. „Noch gestern, als wir von Felseneck kamen, hieß es, das Dorf wäre nicht gefährdet, es sei das gewöhnliche Frühlingswasser, das nie ernstlichen Schaden anrichtet. Erst die Nacht muß das Unheil gebracht haben! Was meinst Du, Raimund?"

Raimund, der am Fenster stand, wendete sich langsam um.

„Ich meine, daß wir auf Alles gefaßt sein müssen," erwiderte er. „Ich habe ja stets den Frühling über in den Bergen verlebt, aber noch niemals habe ich ein so plötzliches Thauen der Schneemassen und ein so wildes Losbrechen der Bergwasser gesehen, und dazu dieser endlose Regen seit drei Tagen und Nächten! Bricht der Strom wirklich seine Ufer, dann ist das Dorf rettungslos verloren."

Wie zur Bestätigung seiner Worte drangen jetzt dumpfe, eherne Klänge vom Dorfe herüber — Glockenklänge. Die Kirche von Werdenfels läutete Sturm, sie gab das Nothzeichen nach allen Richtungen hin.

„Wie schauerlich das klingt!" flüsterte Lily ängstlich.

Auch Paul lauschte den unheimlichen Klängen, auf einmal aber stand er auf und trat zu dem Freiherrn.

„Raimund, die Werdenfelser haben es nicht um Dich verdient, daß wir uns noch um ihr Wohl und Wehe kümmern, und daß Du Dich nicht mehr im Dorfe zeigst, nach dem was geschehen ist, das ist selbstverständlich. Aber ich kann trotz alledem nicht ruhig hier im Schlosse bleiben, während die Gefahr da unten immer höher steigt. Laß mich hinunter! Ich will wenigstens sehen, wie es steht, und schicke Dir Nachricht herauf."

„So geh!" sagte Raimund kurz und ernst.

„Um Gotteswillen, Paul, willst Du Dich auch in Gefahr begeben?" rief Lily erschrocken.

„Für mich ist gar keine Gefahr vorhanden," beruhigte sie Paul. „Der Einzelne kann ja hier überhaupt nicht eingreifen. Gott sei Dank, daß wenigstens mein Buchdorf sicher ist, da ist kein Wildwasser in der Nähe!"

Das junge Mädchen widersprach nicht länger, sondern hing sich an seinen Arm und begleitete ihn hinaus bis zum Schloßthor, während die beiden Anderen zurück blieben.

Anna hatte ihren Platz nicht verlassen, aber ihr Blick suchte Raimund, der wieder an das Fenster getreten war. Freilich, es war selbstverständlich, daß er im Schlosse blieb, seine Stirn trug ja noch das blutrothe Zeichen des Empfanges, den seine Werdenfelser ihm bereitet hatten, als er es einmal wagte, sich in ihrer Mitte zu zeigen. Wenn er das von Neuem versuchte, so hieß es vielleicht, der Felsenecker habe das Unglück auf das Dorf herabbeschworen, um sich zu rächen. Es war nur gerecht, wenn er die Verblendeten jetzt ihrem Schicksal überließ, und doch lag etwas wie Vorwurf in dem Blicke der jungen Frau.

„Gott gebe, daß die Gefahr vorübergeht!" sagte sie gepreßt. „Wenn das Verderben wirklich hereinbricht, was wird dann aus dem unglücklichen Dorfe und — aus Gregor?"

„Der Pfarrer?" fragte Raimund mit Bitterkeit. „Nun, der hüllt sich in sein unfehlbares Priesterthum und fordert seine Gemeinde auf, sich dem Willen des Herrn zu beugen. Werdenfels wäre geschützt und in Sicherheit ohne sein Eingreifen, das weiß er, so gut wie wir Alle, aber er hilft sich mit einem Gebete darüber fort."

„Nein, nein, Du kennst Gregor nicht. Was er auch gethan, wie schwer er geirrt haben mag, er hat immer das unerschütterliche Bewußtsein seines Rechtes gehabt. Fällt das Dorf wirklich zum Opfer durch seine Schuld, so ist das für ihn mehr als Vernichtung."

„Ich glaube, Du traust ihm mehr Herz zu, als er besitzt. Doch gleichviel, er hat mich so erbarmungslos gerichtet, nun mag er sich selbst richten."

(Fortsetzung folgt.)

Bilder aus der Hygiene-Ausstellung.

I. Verkehr auf dem Wasser. (Mit Illustrationen von A. v. Roeßler.)



ie „kalte, unerbittliche Vernunft" thront über den Entschlüssen und Thaten der Völker des neunzehnten Jahrhunderts. Praktisch! Praktisch! ist die Losung, welche in dem Leben der heutigen Tage allgemeine Geltung findet. Vergebens suchen wir nach den Aeußerungen jener Schwärmerei, die noch vor wenigen Jahrzehnten die Gemüther beherrschte und selbst im politischen Wirken den idealen Gefühlen die Oberhand verlieh. Kühl, vernünftig ist heute die Politik, welche die Diplomaten und die Völker zur Richtschnur ihres Handelns wählen, ein eisiger Verstandeshauch weht durch die moderne wissenschaftliche Forschung, ein frostiger Realismus beherrscht selbst das blüthenreiche Gebiet der Künste. Fast scheint es, als ob in diesem großen Kampfe um's Dasein, welchen die Völker und Menschen führen, kein Raum da wäre für die milderen Regungen des Herzens.

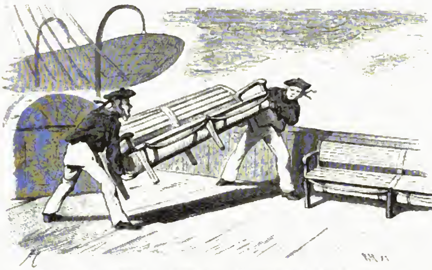
So wehklagen wenigstens die Feinde des Fortschritts, so greifen sie an die Resultate der freien Forschung, welche die Concurrenz, den Kampf um's Dasein und ähnliche Gesetze als leitende Mächte in der Entwickelung der Menschheit erkannt hat, und indem sie sich für die alleinigen Apostel der wahren Menschenliebe ausgeben, suchen sie vor den Augen der Menge den freien Geist der Neuzeit ob seiner Herzlosigkeit in den Staub herabzuziehen.

Aber sie sind in blindem Wahne befangen, und schwarze Verleumdung ist ihre Rede. Denn niemals wahrlich hat die Nächstenliebe schönere Werke gezeitigt, als in unserem Jahrhundert, niemals wehte so hoch über allen Völkern des Erdenrunds das reine Panier der Barmherzigkeit.

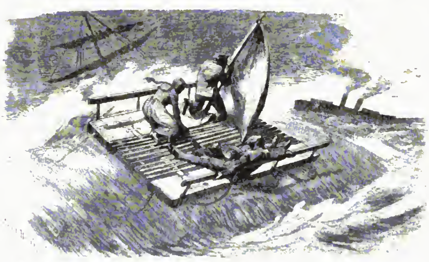
Ist es denn nicht diese von freier Geistesforschung beherrschte Zeit gewesen, welche durch das Genfer Kreuz die Schrecken der blutigen Kriege milderte? Verdanken wir ihr nicht die zahllosen



Eisseiler.



Schiffsbank mit luftdichten Ballons als Rettungsboot für sechs Personen.



Rettungsboot für zwölf Personen. Hergestellt aus Gitterwerk und luftdichten Kasten, welche für gewöhnlich als Schiffsbänke dienen.

Asyle für Obdachlose, die Volksküchen für Hungrige, die mit allen möglichen Hülfsmitteln glänzend ausgerüsteten Lazarethe für Kranke, die Spitäler für Blinde und Taube? Hat nicht dieses Jahrhundert den Wahnsinnigen, welche frühere verblendete Zeiten dem Scheiterhaufen oder den Peitschenhieben eines rohen Aufsehers auslieferten, jene vom echten Geist der Humanität durchwehten Irrenhäuser geöffnet?

Wohl thront heute die Vernunft über unseren Entschlüssen und Thaten, aber mit ihrer Herrschaft ist das Bewußtsein der Menschenwürde zur volleren Reife gelangt, und mit ihm hat die Nächstenliebe nur um so festere Wurzeln in den Herzen der Aufgeklärten geschlagen.

Ein Gang durch die Hygiene-Ausstellung in Berlin führt uns auf jedem Schritt laute Verkünder dieser Ansicht entgegen. Schutz für Kinder, Schutz für Arbeiter, Rettung für Verunglückte, das sind die Schlagwörter, die uns von allen Seiten entgegenleuchten. Es wäre in der That lehrreich, neben dieser Ausstellung eine andere des Rettungswesens in einem der früheren Jahrhunderte zu errichten, man würde dann vergleichen und seltsame Schlüsse ziehen können. Man würde zu der Ansicht gelangen, daß die Barmherzigkeit und Opferfreudigkeit früherer Zeiten zu denen der heutigen Tage sich nicht anders verhalten, wie die Almosenspenden eines Kindes oder von Mitleiden gerührten Jünglings zu der thatkräftigen Hülfe des besonnenen Mannes. Durch alle die Werke des Samariterthums, gleichviel welchen Namen sie tragen, welche uns die Berliner Ausstellung vorführt, zieht sich ein Gedanke: das berechnende Nützlichkeitsprincip, das mit den geringsten Mitteln die größten Erfolge zu erzielen strebt. Darum ist heute der Gang unter den Bogen der Berliner Stadtbahn neben dem Lehrter Bahnhof auch vom allgemein menschlichen Standpunkte so überaus lehrreich, denn er zeigt uns die Werke der Moral des neunzehnten Jahrhunderts, von dem man behauptet, daß es sich von aller Moral losgesagt hat und die Völker der Verwilderung des Herzens zutreibt — diese Ausstellung ist in der That eine gewaltige Rechtfertigungsschrift für unsere Zeit, ein Buch, welches auf jeder seiner Seiten die Idealisten und vom Weltschmerz ergriffene Schwärmer Lügen straft.

Blättern wir in demselben!

Wir führen unsere Leser zunächst vor die Gruppe, welche den officiellen Titel: „Verkehr auf dem Wasser" trägt. Da fällt uns sofort in's Auge die interessante Ausstellung der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger". Ihr Name ist wohlbekannt im deutschen Vaterlande, denn wer kennt nicht ihre Entstehungsgeschichte, wer nicht die Heldenthaten ihrer Mitglieder? Wem sollte es nicht bekannt sein, daß diese Gesellschaft durch ihre Vertreter der wahren Nächstenliebe zum Siege verhalf unter den rauhen Bewohnern der Seeküsten, deren Eltern noch einen „günstigen Strand", das heißt möglichst viele gestrandete Schiffe, in ihren Kirchen vom Himmel erflehten? Was wir dort sehen, ist uns schon von früher her zum großen Theil bekannt. Da sind die Rettungsboote, die Schwimmgürtel, die Bojen, die wir sofort nach ihrer Erfindung unsern Lesern in Bild und Wort vorgeführt haben.

Aber aus der Masse dieser Rettungsapparate taucht bei näherer Betrachtung manches Neuere und weniger Bekannte auf, und diesem wollen wir vornehmlich unsere Aufmerksamkeit schenken.

Ein alter Bekannter winkt uns entgegen: ein Rettungsboot, aus cannelirtem Eisen gebaut und zum Rudern und Segeln eingerichtet. Wir wissen ja schon, daß das Material, aus welchem dieses Fahrzeug gebaut ist, sich von dem Holze, aus dem man früher alle Böte zimmerte, durch viele Vorzüge unterscheidet. So ein hölzernes Boot wird bei

trockener Witterung im Schuppen manchmal leck, das eiserne dagegen erträgt Trockenheit und Hitze, ohne irgend einen Schaden davon zu tragen, und dabei ist es merkwürdiger Weise leichter und selbstverständlicher Weise widerstandsfähiger als sein hölzernes Brüderlein.

Wir mustern seine Ausrüstung. Die Pumpe im Boote ist uns längst bekannt. Was bedeutet aber der Sack aus grobem Segeltuche? Der sachkundige Cicerone, der uns auf diesem Wege begleitet, sagt:

„Das ist der Lenzsack.“

„Wie? Lenzsack?“ fragen wir.

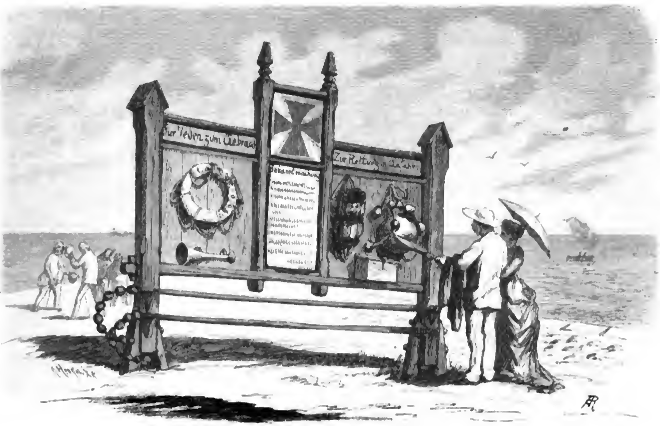
Der von den Seewinden und Seereisen gebräunte Herr scheint keine Lust zu haben, sich mit uns in eine lange Unterhaltung einzulassen.

„Der Herr sind ein Schriftgelehrter,“ meint er, nicht ohne Malice auf unsere Landrattenwenigkeit herabblickend, zieht einen Druckbogen aus der Tasche und fügt hinzu: „Hier ist auch der Lenzsack beschrieben.“

„Was ist der Lenzsack?“

Da lesen wir nach kurzem Suchen in der genannten Zeitschrift:

„Für ganz schwere Fälle, wenn das Boot vor dem Wind und hoher See läuft, ist auch noch der Lenzsack oder Schlepper im Boot: es ist dies ein kegelförmiger Sack aus starkem Segeltuch von der Gestalt eines Zuckerhutes, an der Mündung etwa 60 Centimeter weit und 1,4 Meter lang. Er dient dazu, das Boot der Länge nach vor der See zu halten und damit zu steuern, wenn durch die hohe See das Hintertheil des Bootes so gehoben wird, daß Steuerreemen oder Steuerruder aus dem Wasser kommen; hätte man dann keinen Lenzsack, so würde das Boot von der See quer geworfen und übergerollt werden. Der Lenzsack wird, mit der Oeffnung nach vorn, an einem starken Tau geschleppt, während eine dünne Leine an dem spitzen Ende befestigt ist. Da beim Schleppen die Mündung nach vorn ist, so füllt sich der Sack mit Wasser, leistet einen beträchtlichen Widerstand und hält dadurch das Boot vor der See. Wirft man das stärkere Tau an der Mündung los und holt die dünne Leine an dem



Rettungsvorrichtung in Seebädern.

spitzen Ende ein, so wird der Sack umgekehrt, klappt zusammen und kann mit leichter Mühe in's Boot geholt werden. Auch ist der hinter dem Boote schleppende Sack ein vorzüglicher Brandungsdämpfer, indem sich die hinter dem Boote aufrollende See stets daran bricht. Seit Einführung der Lenzsäcke haben die Vormänner die bisher zum Inventar der Rettungsböte gehörenden Oelkannen im Boot als überflüssig erklärt.“

Wir nehmen mit höflicher Verbeugung das Blatt entgegen und sehen: es ist die „Hygiene-Ausstellungs-Zeitung. Organ für die Interessen der öffentlichen Gesundheitspflege und des Rettungswesens in Deutschland“.

Beim Anblicke eines neuen Blattes vergißt der Journalist alles Andere und versetzt sich, einer höheren Macht der Geistesverwandtschaft unter den Ideen folgend, in die Lage seiner ihm unbekannten oder bekannten Collegen.

„Glückliche Zeitschrift,“ denken wir uns, „deren Lebenslauf so regelrecht geordnet ist. Der Verleger bestimmt im Voraus nicht nur ihren Geburtstag, sondern auch die Stunde, in der sie zum letzten Male hinausgetragen wird. Mit dem Schlusse der Ausstellung hat auch für sie die Glocke geschlagen, und der Redacteur geht, ohne dem aufgelösten Unternehmen eine Thräne nachzuweinen, ohne an dem hochwichtigen 1. October, dem Beginne der Winter-Lese-Saison, sich um die Zahl der Abonnenten zu kümmern.“

Da fällt inmitten dieser Betrachtung unser Blick wieder auf das Stück Segeltuch, und dieses gemahnt uns an die Berichterstattungspflichten, die wir auf uns genommen, und in dem Wirrwarr und Labyrinth der Gehirnzellen tönt wieder die Frage:

Wir scheiden nun von dem unscheinbaren und doch so wichtigen Tuchsack und gedenken der Oelkrüge, deren die Meereswellen besänftigende Macht noch vor Kurzem mit so großem Pomp gepriesen wurde und die in unserer so rasch vorwärtsschreitenden Zeit schon einen Concurrenten gefunden.

Die Mannschaft des Rettungsbootes wird auch mit dem Cordes'schen Gewehre ausgerüstet, aus welchem sie keine Kugeln, sondern Leinen abschießt, durch welche zwischen dem Boot und dem Schiff eine Verbindung hergestellt wird, wenn das erstere an das Wrack nicht gelangen kann. Die Wurfweite des Gewehrs beträgt 70 Meter.

In neuester Zeit hat man auch floßartige Rettungsböte construirt, welche gewöhnlich als Bänke auf dem Schiffe benutzt und im Augenblicke der Gefahr über Bord geworfen werden können.

Unsere Abbildungen auf Seite 424 veranschaulichen uns die Gebrauchsweise dieser Schiffsbänke. Der Künstler zog es vor, die ausgestellten Objecte so zu zeichnen, wie sie im wirklichen Leben angewandt werden, anstatt einfache Abbildungen der Modelle &c. zu liefern, und unsere Leser werden ihm wohl dafür Dank wissen. Auf der Ausstellung sind z. B. die Modelle der Schiffsbänke kleinem Kinderspielzeug nicht unähnlich, und erst die durch das Bild angeregte Phantasie gewährt uns einen besseren Einblick in den hohen Nutzen derselben.

Ein anderes Rettungsboot, welches nicht allein mit dem flüssigen, sondern auch mit dem festen Element der See zu kämpfen hat, ist das Eisboot. Oft kommt es vor, daß durch ein plötzlich eintretendes Eistreiben die Fischer von der Küste abgeschnitten und in die See hinausgetrieben werden. Da war es bis jetzt für die Mannschaften der Rettungsstationen mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpft, Eismassen mit gewöhnlichen Rettungsböten zu überwinden. Für solche Fälle wird nun das Eisboot verwendet. Wie uns unsere Abbildung (Seite 424) zeigt, ist dasselbe mit einem Schlitten versehen, sodaß es durch Menschen- oder Pferdekräfte auf festem Eise leicht fortbewegt werden kann. Es ist ebenso wie die anderen Rettungsböte aus cannelirtem Eisenblech gebaut und wiegt im Ganzen 750 Kilogramm.

Außer Proviant, Compaß, Apotheke, Fangleinen &c. ist dieses Boot noch mit zwei Paar Eissporen, zwei Eisstampfen, einem Flaschenzug und Hau-Anker ausgerüstet. Soll das Boot nach vollbrachter Rettungsthat aus dem Wasser wieder auf das Eis gebracht werden, dann wird es mittelst des in das Eis eingehauenen Ankers und des Flaschenzuges in's Trockene hinaufgezogen.

Verlassen wir aber für einen Augenblick die Seeküsten und wenden wir uns den Gewässern des Festlandes zu. Auch hier fordern jahraus jahrein die Flüsse und die Teiche ihre Opfer. Das Rettungswerk der Verunglückten ist namentlich im Winter besonders schwierig. Selbst dem besten Schwimmer gelingt es oft nicht, wenn er einmal auf dem Eise eingebrochen ist, sich wieder emporzuarbeiten. Die Eiskante, an der er sich festklammern will, bricht nur allzu oft ab, und die schwere Winterkleidung vermehrt, da sie bald immer mehr Wasser ansaugt, in ungünstigster Weise das Gewicht des Körpers. Zu den verschiedenen projectirten Rettungsmitteln in dieser Gefahr, wie den Holzkugeln und Leinen, kommt als letztes Glied in der Kette noch die Eisleiter.

Sie ist aus leichtem Holz gearbeitet und soll dem Eingebrochenen auf dem Eise zugeschoben werden. Ihr vorderer Theil ist so gebaut, daß er, sobald die Leiter an die freie Stelle im Eise gelangt, von selbst sich senkt und so eine Trittleiter bildet, auf welcher der Verunglückte in gewissem Sinne bequem hinaufsteigen kann. Diese Eisleiter kann auch an den Seeküsten Verwendung finden, und unser Bild (Seite 424) veranschaulicht uns einen derartigen Rettungsact im größeren Stil. Den Verunglückten waren schon vorher Schwimmgürtel zugeworfen worden, hierauf wurde rasch die Eisleiter auf dem zweiräderigen, am Ufer haltenden Karren herbeigeschafft und die Rettung gelingt in der geschilderten Art.

Die Eisleiter dürfte bei uns auf Schlittschuhbahnen nicht fehlen. Vereine und Behörden sollten ihr Augenmerk auf dieses einfache, aber praktische Rettungsinstrument richten.

Wir machen jetzt vor einem Gerüst Halt, wie es durch unsere letzte Abbildung (Seite 425) veranschaulicht wird. Es ist mit verschiedenen Rettungsapparaten behangen. Um seinen Zweck und Nutzen zu begreifen, müssen wir uns an den Strand irgend eines Seebades mitten unter das aus Curgästen bestehende Publicum versetzen. Daß auch dort Unglücksfälle vorkommen, ist allgemein bekannt. Die meisten von ihnen werden dadurch verursacht, daß die Badenden bei ihren Schwimmübungen plötzlich auf tiefere Stellen gelangen und, sobald sie keinen Grund unter den Füßen fühlen, die Besinnung verlieren. Um ihnen aus dieser gefährlichen Situation zu helfen, sollen nun am Badestrande jene Gerüste aufgestellt werden, auf denen sich allerlei Rettungsapparate befinden: „Für Jeden zum Gebrauch“ und „Zur Rettung in Gefahr“.

Da sehen wir neben den Rettungsringen und Wurfkugeln mit Leinen zwei am Fuße der Bretterwand angebrachte leichte Stangen, mit deren Hülfe man die Verunglückten auf seichtere Stellen ziehen kann. Das links unten hängende Sprachrohr dient zur Verständigung mit den Badenden auf weitere Entfernungen.

In der Mitte der Bretterwand ist ein Raum freigelassen worden für Bekanntmachung der Ortsbehörde zum Schutze der Einrichtung und für Anweisung zur Behandlung scheinbar Ertrunkener.

Die Pflicht der Badewärter und -Wärterinnen ist es ferner, die Rettungsapparate vor dem Beginn der Badestunden an den richtigen Ort zu hängen und dieselben nach Ablauf derselben aufzubewahren, und im Interesse des Publicums selbst liegt es endlich, sich mit dem Gebrauch der Apparate vertraut zu machen, was übrigens bei den oft langweiligen Strandpromenaden eine recht interessante Unterhaltung abgeben dürfte.

Unser Führer durch die Ausstellung erklärt uns noch den Gebrauch des danebenstehenden Raketenapparates, dessen einer Theil, die Anker-Raketen, weniger bekannt ist.

Ist bei hoher See der Abgang des Bootes vom Strande nicht zu erreichen, so schießt man gegen die anprallenden Wogen eine Rakete ab, an deren Ende eine Leine mit einem Anker befestigt ist. Sobald der Anker sich auf dem Meeresgrund festgesetzt hat, ziehen die vordersten Männer im Boote die Leine an, und während die übrigen ihre Ruder in Bewegung setzen, stößt das Fahrzeug der stürmenden See zum Trotz vom Lande ab.

Wir schließen hiermit unseren Gang durch diesen Theil der Ausstellung. Unser Bericht macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit, denn wir haben nur das hervorgehoben, was gerade von allgemeinem Interesse zu sein schien und bis jetzt in den Spalten dieses Blattes nicht beschrieben wurde.

Dem Fachmann bietet diese Gruppe ein reiches Material zu vergleichenden Studien, wie überhaupt die Hygiene-Ausstellung erst dann voll gewürdigt werden und wirklichen Genuß bieten kann, wenn man sich in das Studium der einzelnen Theile vertieft.

Nur Eins möchten wir noch hervorheben. Alles, was wir in dem imposanten Krystallbau, unter den gewölbten Steinbögen der Stadtbahn und in den zahlreichen aus grünem Gebüsch hervorschauenden Pavillons erblicken, ist das Resultat der deutschen Arbeit und der deutschen Erfinder.

Die Schöpfer der Ausstellung können mit Stolz auf ihr Werk herabblicken. Ein ernstes Wollen und Treiben blickt uns dort von allen Seiten entgegen. Ein großartiges Bild des Kampfes der Menschen gegen die vernichtende Gewalt der wildtobenden Elemente entrollt sich hier vor unseren Augen, und wir verzagen nicht bei seinem Anblick, denn wir sehen, wie Sieg auf Sieg errungen wurde, und unwillkürlich steigt in unseren Herzen empor der Hoffnungsstern einer glänzenden, glücklicheren Zukunft.

Zur Genealogie der Familie von Humboldt.

Von J. Loewenberg.

Man mußte seit der Enthüllung der Denkmäler Wilhelm's und Alexander's von Humboldt so viel Irriges über die Verwandtschaftsverhältnisse ihrer Familie hören und lesen, daß es zweckmäßig erscheint, diese genealogischen Angaben nach den zuverlässigsten Quellen zu berichtigen und durch einige ältere wenig bekannte Nachrichten zu erweitern:

Die zeitherigen Biographen der gefeierten Träger des Namens Humboldt lassen sie von einem altadligen Geschlechte in Hinterpommern, aus dem Hause Zamenz oder Zemmenz im Fürstenthume Camin abstammen, das hier im Neustettiner Kreise Güter in alterblichem Besitze gehabt habe. Berghaus läßt ihre Ahnen schon „in frühen Zeiten, in dem Kampfe der Deutschen gegen die slavischen Völker, mit dem Flamberg fechten“. Pott erklärt den Namen Humboldt etymologisch als gleichbedeutend „wie ein sagenhafter, in's Riesenmäßige ausgezogener Hune“ — französische Biographen lassen den Vater Wilhelm's und Alexander's von Humboldt so reich gewesen sein, daß er dem Könige die Kosten des Siebenjährigen Krieges wesentlich tragen half — und endlich war es auch üblich geworden, den Namen Humboldt schon früh mit dem Barons- oder Freiherrntitel zu prädiciren.

Ob man das dioskurische Brüderpaar Wilhelm und Alexander von Humboldt dadurch zu ehren glaubte und sonderlich geehrt hat, bleibe

dahingestellt. Man wird indeß weder die historische Wahrheit noch die schuldige Pietät verletzen, wenn man solchen Mythen, solchen und ähnlichen prüfungslos bis auf die Druckfehler aber- und abermals abgeschriebenen Fabeln nicht ohne Weiteres beipflichtet.

Die folgenden Auseinandersetzungen dürften umsomehr Interesse erregen, als sie charakteristische Einblicke in das Leben früherer Culturepochen gewähren.

Die ältesten zusammenhängenden genealogischen Nachrichten über die Familie Humboldt finden sich in Krohne's „Allgemeines teutsches Adelslexicon" vom Jahre 1774. Aus ihm schöpften alle bisherigen Biographen. Ihr Inhalt lautet im Wesentlichen:

„Erdmann Ludwig von Humboldt war kurfürstlich brandenburgischer Rath. Sein Sohn Conrad war brandenburgischer Legationsrath auf einer Gesandtschaftsreise zu Paris, nachher königlich preußischer Rath und Amtshauptmann der Starostei Draheim und Sabin, starb 1723. Sein Sohn Hans Paul fing seine Kriegsdienste unter dem adeligen Cadettencorps in Kolberg an; 1706 ward ihm vor Turin, wo er als Capitain im Felde stand, der Fuß zerschossen; hierauf pensionirt, heirathete er 1713 die Tochter des königlich preußischen Generaladjutanten von Schweder und starb 1740 auf seinem Gute Zeblin.

Von seinen fünf Kindern ist Alexander Georg der Vater unsers Brüderpaars."

Diese Nachrichten können wesentlich berichtigt und erweitert werden, wenn auch die älteren classischen Gewährsmänner für die Geschichte des pommerschen Landes und Adels, Gundling, Caspar Abel, Brüggemann, über die Familie von Humboldt und ihren angeblichen Grundbesitz nur dürftige Data enthalten.

Aber bleibt auch der alterbliche Grundbesitz und das Alter des Adels der Familie von Humboldt ziemlich unerwiesen, so finden sich doch ausführliche und zuverlässige Nachrichten von mehreren Trägern des Namens, die zu den tüchtigsten und biedersten Männern ihrer Zeit gehörten.

Ob Heinrich Humboldt, 1442 Kossät in Grunow im Angermünder Kreise, schon zu den Ahnen unserer Humboldt zu zählen, ist nicht festgestellt. Sicher aber gehört zu ihnen Johann Humboldt, der während der schwersten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges gelebt hat und als Bürgermeister in Königsberg in der Neumark am 11. Februar 1638 im dreiundsechszigsten Lebensjahre gestorben ist. Von seinem Sohne Clemens erzählt zunächst Georg Christ. Gutknecht, Prediger zu Hermsdorf und Wulkow, in seiner ungedruckten Chronik von 1400 bis 1750, Blatt 96:

„Der Churf. Brandbrg. Amtmann auf Neuhoff starb 1650, 2. Januar, Clemens Humpolt, und ward mit seiner Tochter, so etliche Tage nachher erblasset, auf einem Todtenwagen nach Birchow abgeführt und in der Kirche begraben. Auf sein Begehren und der Wittwe Anhalten ward die Gedächtnißpredigt über 2. Tim. 4, 6. in Stettin gedruckt. Er wollte zwar studiren, war auch schon 1 Jahr in Frankfurt, allein wegen der schwierigen Kriegszeiten, da sein Vater, Consul in Königsberg in der Neumark, durch vielfältige Einquartierung, unerträgliches Contribuiren, unzählige Durchzüge, plündern und rauben dergestalt enerviret, daß er zur Continuirung seiner Studien ihm keine sumptus necessarios suppeditiren (nöthigen Aufwand beschaffen) können, hat er nolens volens den Studiis valediciren (dem Studium entsagen) müssen. Unterdessen hat er sich beim Stadt Syndico in Crossen 2 Jahr als Manuensis lassen gebrauchen, bis er nach und nach zum Amtmann recommandiret worden. War fromm und mildthätig, die Predigten hat er mit sonderlicher Devotion angehört, alle und jede in ein Reinbüchlein zum fleißigsten aufgezeichnet und nicht eher zu Hause gespeiset, bis solche wieder aufs reine bracht, wie denn nach seinem Tode 5 unterschiedliche Bücher sehr nett und sauber eingenäht gefunden, darin er von 5 Jahren die dispositiones mit sonderlichen Fleiß geschrieben. Wenn er irgendwo den Kirchendienern dienen können, so war es seine höchste Lust und Freude, hat 3 Kirchen ein rühmliches legiret und zum bau und wiederanschaffung der geraubten Glocken verehrt, war glimpflich, dienstfertig und bescheiden, hatte ein teutsches, treues Herz, hat für die Unterthanen Tag und Nacht gereiset, geschleppt und mit Fleiß dahin gesehen, daß ihnen kein Unrecht geschehe, darumb die begränzten Nachbarn ihm oft nach Leib und Leben getrachtet und Er manche Nacht geflohen und seinen Tod causirt, alt 45 jahr."

Es ist zu bedauern, daß die Kinder dieses Clemens Humpolt nirgends namentlich erwähnt werden.

Nur von Conrad Humboldt ist es zweifellos, daß er ein Sohn des Clemens gewesen. Ueber seine Amtstüchtigkeit geben die Hofkammer-Acten im königlichen Ministerialarchiv, die Starostei Draheim betreffend, ausführliche Auskunft. Er trat als ein energischer Mann mit unbeugsamer Strenge und Ausdauer der willkürlichen Anmaßung der Nachbarn, namentlich der Manteuffel,* entgegen.

Von Hans Paul Humboldt bemerkt König ausdrücklich, er sei „filius unicus" von dem Draheimer Amtmann Conrad gewesen, und ergänzt die Nachrichten Krohne's dadurch, daß er 1703 als Fähndrich zum Heiden'schen und bald darauf zum Canitze'schen Regiment gekommen und endlich als Capitain, mit 8 Thaler Pension monatlich, in der Gegend von Köslin gelebt habe. Von ihm hat sich auch noch das Immediatgesuch um die Renovirung, richtiger wohl um die Verleihung des Adels erhalten. Es lautet buchstäblich:

„Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster König,
Allergnädigster Herr!

Nach geschehener Eingabe umb die confirmation des Adels zu erhalten, habe ich mich nach Stolp zum Platenschen Regimentsfeldscherer begeben müssen, welcher nach einer 4 Wochen Bettlagerung mir 1 paar Knochen, wie ein 16 ggr. Stück Groß aus der blessur geschnitten, so daß nunmehr im Stande bin nicht einen Fuß aufzusetzen. Alß ich aber dennoch wegen meiner lieben Kinder die Sache gern zu Ende bringen wollte, So wünsche Ew. Königl. Majestät Allerhöchste Person ich allergehorsambst und allerunterthänigst, meinem vorigen gethanen petito Allergnädigst Gehör zu geben, den Adel auf's Neue zu ertheilen, auch das dabey gefügte Wappen zu conferiren.

Ich getröste mich Allergnädigster Erhörung und verbleibe bis an den letzten Bluts Tropffen in tieffster Submission

Ew. Königl. Majestät
Allerunterthänigster
Stolpen, 16. May 1738. Hans Paul Humboldt."

Hiernach scheint die anerkannte Adelsprädicirung nicht über das Jahr 1738 hinauszugehen, und wo sie früher vereinzelt vorkommt, nur conventionell gewesen zu sein wegen der hohen Stellung, die der Prädicirte einnahm.

So war es auch noch 1830 zweifelhaft, ob Wilhelm und Alexander von Humboldt der Barons- oder Freiherrntitel gebühre.

Von den Kindern Hans Paul Humboldt's starben mehrere schon im Kindesalter, ihn überlebten nur vier Söhne und eine Tochter.

Einer seiner Söhne, Alexander Georg von Humboldt, geboren 1720 zu Zamenz in Pommern, ist der Vater unsers Brüderpaares Wilhelm und Alexander. Von ihm berichtet der Geograph Büsching:

„Als er eine sehr gute Erziehung im väterlichen Hause genossen hatte, ging er 1736 in preußische Kriegsdienste, unter des Generallieutenant von Platen Dragonerregiment. Ob er sich nun gleich in drei Kriegen zu seiner Ehre hervorthat, so hatte er doch keine hinlängliche Gelegenheit, seine Talente zu zeigen und dadurch emporzusteigen; daher verließ er diese Dienste 1762 als Major. Der König ernannte ihn 1764 zum Kammerherrn und setzte ihn an den Hof des Prinzen von Preußen. 1766 reizten ihn die vorzüglichen Eigenschaften der Frau Marie Elisabeth von Colomb, verwittweten Freifrau von Hollwede, sich mit derselben zu vermählen; aus welcher Ehe zwei Söhne vorhanden sind. Schon 1769 legte er die Stelle am kronprinzlichen Hofe nieder und lebte von dieser Zeit zwar ohne Amt, aber nicht ohne nützliche Thätigkeit. Seine Güter in der Neumark hatte er verpachtet, aus seinem Wohnsitze Tegel suchte er aber zu machen, was durch Kunst daraus werden konnte, und der Augenschein lehrt, daß er ein Mann von Verstand und Geschmack gewesen ist. Für einen solchen haben ihn auch Hohe und Niedere im Umgange erkannt und deswegen hochgeachtet. Er war auch ein großer Menschenfreund, leutselig und wohlthätig. Sein Tod, welcher am 6. Januar 1779 im 59. Jahre seines Alters erfolgte, ward daher von Jedermann bedauert."

Die „Vossische Zeitung" vom 9. Januar klagt:

„Nicht nur die Edelsten des Staats, auch die Menschheit hat in ihm einen Freund und das Vaterland einen Patrioten verloren."

Aus der Ehe des Majors von Humboldt mit der verwittweten von Hollwede entsprossen eine Tochter, die schon früh starb, und das gefeierte Brüderpaar Wilhelm und Alexander.

---

* In dem ersten Bericht Conrad Humboldt's an den Kurfürsten finden wir unter Anderem folgende Stelle:

„Wie ich denn Ew. Churf. Durchl. hiemit unterthänigst berichten muß, was gestalt in Falkenhagen oder großen Pusche Von seiten der Starosten als von Seiten der Popielewsken oder Manntenffel mit denen bishero hineinde geschehenen Verhandlungen fast ein gantzes jahr eingehalten und den beeden theilen das Holtzfällen ohne turbation exerciret worden; — Alß aber am 1. Febr. der draheimische Ambtsschreiber David Tumble zum Behuff der Starosteygebäude und Zu anbauung des wüsten frensitzes in Clashagen, so Ew. Churfl. Durchl. ihm in gnaden geschenket hat, einiges Holtz in obgedachtem Falkenhagen oder großen Pusch abbauen lassen, haben des Brußischen Manteuffels bediente, die draheimischen Leute angefallen und dem einen ein gespanntes Rohr auf die Brust gesetzet, mit Betrohung ihn tod Zuschießen, sofern er sich nicht mitt ihnen abfinden und das gefälle Holtz hinterlassen würde, worüber der Pauer den Manntenflischen schützen 12 Lbsch. oder 8 gute groschen geben müßten. . . ."

Der Bericht erzählt noch von anderen Gewaltthaten der Manteuffel und sucht ihre vermeinten Ansprüche zu widerlegen; die Manteuffel behaupteten nämlich, daß ihr „Recht an dem Pusche von verschiedenen Königen in Pohlen gebilliget" worden, während Humboldt aus den Kanzlei-Acten nachzuweisen suchte, daß die betreffenden Ländereien Staatseigenthum wären. In dieser Angelegenheit schreibt Humboldt in demselben Berichte:

„Stelle also Ew. Churfl. Durchl. in allerunterthänigkeit anheim, wie ich mich zur Abwendung solcher Einträge, wodurch dem Hauße Draheim märklich könnte praejudiciret werden, hiernächst zu verhalten habe. Inzwischen hoffe, es werden Ew. Churfl. Durchl. gnädigst genehm halten, das, wenn die Manntenffel in obgedachtem Pusche Holtz fällen, ich sie ebenfalls, wie hiebevor von hieraus solches öfters geschehen, abpfänden, und, da sie gewalt thun, gewalt mit gewalt zurücktreiben laße, absonderlich da mir berichtet wird, daß die Manntenffel . . . den Pusch oder Falkenhagen gentzlich verwüsten wollen, welches alles nach möglichkeit zu verhindern ich meinen Pflichten gemäß mich jederzeit unterthänigst befleißigen werde, als

Durchlauchtigster Churfürst, Gnädigster Herr
Ew. Churfürstlichen Durchlauchtigkeit
unterthänigster und gehorsamster Knecht
Conrad Humboldt."

Blätter und Blüthen.

Der goldgelbe Hausfreund als Sprecher. Es ist erstaunlich, in welcher regsamen Weise die Liebhaberei für den Canarienvogel im Allgemeinen und für den vorzüglichsten Harzer Sänger im Besondern sich in der Gegenwart entwickelt hat. Die „Gartenlaube“ brachte im Laufe der Zeit ja bereits mehrfach bezügliche Schilderungen, und man darf wohl annehmen, daß die außerordentlich große Zahl der Liebhaber des köstlichen Canariengesanges über den Vogel ausreichend unterrichtet sei. Wer außerdem, mit Rücksicht darauf, daß man nur dann die rechte, volle Freude an einem Vogel wie an jedem lebenden Thiere überhaupt haben kann, wenn man sein ganzes Wesen, alle Eigenthümlichkeiten und namentlich seine Bedürfnisse genau kennt und die letzteren zu befriedigen weiß, sachgemäße Belehrung sucht, kann in einer in den letzten Jahren staunenswerth reichlich emporgeschossenen Literatur sicherlich volles Genüge finden; es giebt Bücher, welche den Canarienvogel schildern, zum Preise von 25 Pfennig bis 2 Mark und sogar Mark 3,50.

Diese Literatur bestrebt sich, neben der praktischen Anleitung zur Pflege, Zucht und Gesangsausbildung, auch die Vorzüge des Canarienvogels immer mehr zur Geltung zu bringen, und man darf ohne Uebertreibung sagen, daß das Studium des Canariengesanges gewissermaßen einen kleinen Wissenschaftskreis bilde.

Neuerdings ist nun aber eine ganz absonderliche Eigenthümlichkeit des Vogels hinzugekommen, welche ihn noch interessanter erscheinen läßt.

In der Londoner Zeitung „The Times“ war im vorigen Jahre kurz angegeben, daß ein Schäfer dort einen sprechenden Canarienvogel besitze, und der Redacteur hatte hinzugefügt, es sei zweifellos der erste Fall, in welchem man auch bei dieser Vogelart Sprechbegabung festgestellt habe. Die letztere Behauptung war indessen keineswegs richtig, denn schon vor vielen Jahren hatte ein Pastor in Braunschweig von einem solchen so bevorzugten Vogel erzählt, später war über einen zweiten in Berlin im „Journal für Ornithologie“ und in meiner Zeitschrift „Die gefiederte Welt“ berichtet, und über einen dritten hatte die Frankfurter „Didaskalia“ Nachricht gegeben. Immerhin aber ist das Vorkommniß offenbar ein so hochinteressantes, daß es sich wohl der Mühe verlohnt, über einen solchen Vogel zu berichten, und umsomehr war ich erfreut, als sich mir kürzlich die Gelegenheit bot, einen sprechenden Canarienvogel in Berlin selber zu hören und zu sehen.

Herr Geheimrath Gräber, Prinzenstraße 99, gab bereitwillig die freundliche Erlaubniß zum Besuch, als ich aber erschien, empfing mich die Frau Geheimräthin mit dem Bedauern, daß ich wohl vergeblich gekommen sein werde, denn der Vogel scheine heute nicht sprechen zu wollen.

Vor drei Jahren, erzählte sie, sei sie in den Besitz des Vögelchens gelangt, welches damals noch ganz jung gewesen sei, sich aber recht kräftig und zum fleißigen Sänger entwickelt habe. Dann, wahrscheinlich in Folge des naturgemäßen Federwechsels, habe er aufgehört zu singen und lange Zeit geschwiegen und währenddessen habe sie oft zu ihm geplaudert:

„Sing doch, mein Mätzchen, wie singst du? Widewidewitt!“

Während die Dame mir diese Auskunft gab und sich mit den letzterwähnten Worten dem Vogel selbst zuwandte, fing er an eifrig zu schmettern und mitten im Gesange erklang es:

„Widewidewitt, wie singst du, mein Mätzchen?
Singe, singe Mätzchen, widewidewitt!“

Immer und immer wiederholte er diese Worte, und klarer und deutlicher konnte ich sie verstehen, bis die Pflegerin zuletzt lachend meinte, es schiene, als ob er sich vor mir so recht hören lassen wolle, denn so viel und eifrig habe er seine Kunst seit langer Zeit nicht geübt.

Der Canarienvogel spricht übrigens in ganz anderer Weise als der Wellensittich, welchen wir auf der Ausstellung des Vereins „Ornis“ in Berlin im Jahre 1880 vor uns gehabt und der, wenn auch leiernd, doch articulirt mit entschieden menschlichem Ton die Worte hervorbrachte. Der erstere dagegen webt vielmehr seine menschlichen Laute mitten in den Vogelschlag hinein, vor- und nachher immer eifrig weiter singend, sodaß sie ganz harmlos, gleichfalls wie gesungen, ertönen.

Während der Vogel vor mir so unermüdlich seinen Canariengesang schmetterte und die menschlichen Worte hineinwebte, fand ich auch bald eine Erklärung dafür, daß er nur dann singen solle, wenn seine Herrin zu ihm rede, und daß er von ihr das Nachsprechen überhaupt erlernt hat: ihr ungemein klangvolles, melodisches und gesanggeübtes Organ ist es eben, das derartig auf ihn einwirkt und ihn zur Nachahmung anregt.

Wer Abrichtungsversuche mit den beiden kleinsten und sicherlich nicht am wenigsten interessanten gefiederten Sprechern anstellen will, findet Anleitung dazu in meinen beiden Büchern: „Der Canarienvogel“ (vierte Auflage) und „Der Wellensittich“. Vor allem ist aber darauf zu achten, daß nicht der Schüler allein, sondern auch der Lehrer von vornherein besonders begabt sei. In allen bisher festgestellten Fällen ist es kein feiner, zarter Harzer, sondern ein derber, kräftiger Canarienvogel von gewöhnlicher deutscher Rasse gewesen, welcher sprechen gelernt hat — der Abrichter oder besser die Lehrmeisterin muß aber vor allem jenen melodischen Klang der Sprache und dann ein Erforderniß haben, ohne welches man bei allem solchem Thierunterricht niemals ein gutes Ergebniß erreichen kann, nämlich volle Hingabe an die Sache, in welcher unendliche Ausdauer und Geduld begründet liegen. Dr. Karl Ruß.

Ein altes Anliegen noch einmal unsern wohlwollenden Lesern an's Herz zu legen, werden wir so oft und so dringend und drängend gebeten, daß wir endlich doch dazu schreiten müssen. Die älteren Leser unseres Blattes entsinnen sich wohl leicht und gern jener warmen Worte, welche Ernst Keil in seiner sinnigen Weise an sie richtete, als er sie einmal — um bei Seite gestellte Claviere für arme Lehrer und ein anderes Mal um abgethane Fahrstühle für arme Gelähmte bat. Wir wissen, daß er selbst damals solche Zumuthungen an seine Leser für etwas kühn erklärte und keinen sonderlichen Erfolg von denselben erwartete. Wie aber waren wir überrascht, wie groß und herzlich war seine Freude, als ihm nicht nur ein Clavier, sondern nach und nach fast ein Dutzend Instrumente zur Verfügung gestellt wurden! Und wie freudig erregt war er von jedem der Dankbriefe, welche schilderten, welch neues Leben in dem Dorfschulhause erblüht sei, seitdem ein Clavier die Wohnstube schmücke und mit seinen Tönen Alt und Jung beselige! Denselben Erfolg hatte seine Bitte um Fahrstühle; manche der freudigen Geber erboten sich sogar, die Kosten des Transports ihrer abgelegten Nothvehikel zu ihren „Nachfahrern“ zu tragen.

Seit jenen Erfolgen sind wohl die Zeiten anders geworden, aber die „alten Anliegen“ sind dieselben geblieben. Ebenso glauben wir aber auch annehmen zu dürfen, daß in den Reihen unserer Leser das Wohlwollen nicht ausgestorben ist, das einst so viele Freude bereitete und so manches Leid milderte. Mag es in unseren Tagen noch kühner erscheinen, als ehedem, so wagen wir es doch, hiermit die Bitte auszusprechen um alte bei Seite gestellte Claviere und um abgelegte Fahrstühle! Wir haben für beide allezeit Verwendung, und der Dank aus freudeerfüllten Herzen wird immer der schätzbarste Preis dafür bleiben.

Zum ersten allgemeinen deutschen Kriegerfest in Hamburg.

Min Vaderland, min dütsches Land,
Wat ik di leewen doh,
Von Ostsee- bet an Nordseestrand
Un deep na Süden to,
Wo Elsaß-Lothring wedder uns —
Wer harr dat fröher dacht! -
Ol Vader Rhin de höllt upstunns
För Dütschland vor de Wacht.

Dat „Cam'rad kumm“ klung hell un lud
Von Barg bet lang an't Haff.
Adjüs, leew Ollern! adjüs, söt Brut!
Un fort gung dat in Draff
Na Frankrik rin; de Schelmfranzos
Harr uns to dull tom Spott.
De Krieg bröcht Sieg, wi flogn drup los,
Uemmer weer mit uns Gott!

Dat weer en Tid, so herrlich grot,
As man een wesen kann.
All weern wi Bröder, un Got un Blot
Dat setten wi geern dran.
Nu hebbt wi en Kaiser un en Rik;
„Cam'rad kumm“, giw mi de Hand!
Holl fast un sing mit mi toglik
Von't dütsche Vaderland!

Min Vaderland, min dütsches Land,
Wat ik di leewen doh,
Von Ostsee- bet an Nordseestrand
Un deep na Süden to,
Wo Elsaß-Lothring wedder uns —
Wer harr dat fröher dacht! —
Ol Vader Rhin de höllt upstunns
För Dütschland vor de Wacht.

Karl Theodor Gaedertz.

Eine nachahmungswerthe That wird aus Thüringen berichtet. Es ist schon oft und leider noch immer mit verhältnißmäßig geringem Erfolge darüber geklagt worden, daß die Theilnahme des deutschen Binnenlandes an den Opfern für die Rettung Schiffbrüchiger an den deutschen Küsten, trotz aller Bemühung Einzelner, nicht allgemein genug sei. Da kommt dieser Mahnung die That einer edlen deutschen Frau zu Hülfe. Sophie Eckardt, die Wittwe des Gerbermeisters Karl Eckardt, in Naumburg an der Saale, hat der Gesellschaft für Rettung Schiffbrüchiger ein großes Rettungsboot mit voller Ausrüstung, das den Namen ihres verstorbenen Gatten trägt, zum Geschenk gemacht. Das aus cannelirtem Eisenblech hergestellte, zum Segeln und zum Rudern eingerichtete Boot gehört zu den Gegenständen der Hygienischen Ausstellung. Kann das Andenken eines lieben Todten schöner geehrt werden?

Herr **Karl Werner**, Professor an der Kunstakademie zu Leipzig, der berühmte Architektur- und Aquarellmaler, hat im Redactionslocale der „Gartenlaube“ ein größeres Aquarellbild niedergelegt, welches derselbe zum Besten der Sammlung für die Nothleidenden im Eifellande verwerthet zu sehen wünscht. Es stellt den Palazzo Corbajo in Taormina dar. Der hochgeehrte Künstler sieht von einer Bestimmung des Preises ab, hat aber zu einem Schätzensanhalt die Preisliste seiner Aquarellensammlung dem Bilde beigelegt. Da uns für die Ausführung seines menschenfreundlichen Wunsches kein anderer Weg offen steht, als der der Oeffentlichkeit, so betreten wir denselben hiermit und ersuchen die Freunde unseres Blattes, ihre Angebote für dieses Gemälde zu stellen oder stellen zu lassen. Ein Kunstwerk von einem so gefeierten Meister und damit zugleich einen Gotteslohn für eine gute Handlung zu erwerben, eine solche Gelegenheit wird sich edlen Kunstfreunden nicht vergeblich darbieten.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 27. 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis $2\frac{1}{2}$ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Gebannt und erlöst.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

„Wußte Gregor um die That Deines Vaters?“ fragte Anna leise.

„Nein,“ erwiderte Raimund, „wenigstens hat er nie volle Gewißheit darüber erhalten, aber er mit seiner Menschenkenntniß verstand es besser als jeder Andere, in der Vergangenheit zu lesen. Erinnerst Du Dich jenes Tages, wo er mit seiner Anklage zwischen uns trat? Ich schwieg damals, selbst auf Deine angstvolle Frage, denn ich konnte mich nicht für unschuldig erklären und wollte mich nicht schuldig bekennen vor diesem Richter, und meine Bitte um ein Alleinsein mit Dir wurde ja versagt. Noch an demselben Abende erschien Vilmut bei mir im Schlosse und erklärte mir, er habe als Vormund gehandelt, der die Zukunft seines Mündels schützen müsse, jetzt komme er als Priester und fordere mich auf, mein Gewissen durch eine Beichte zu entlasten, die nur der Priester hören werde.“

„Und Du verweigertest ihm die Beichte?“

„Ja. Vor dem Manne, der mir soeben mein ganzes Glück entrissen und vernichtet hatte, konnte ich mein Haupt nicht demuthsvoll in den Staub beugen, um mich seinem Richterspruch zu unterwerfen, vor ihm konnte ich meinen todten Vater nicht anklagen, denn Alles in mir gährte auf in Haß und Feindschaft gegen ihn. Ich erwiderte ihm, daß ich mich auf Gnade und Ungnade nur dem höchsten Richter da oben übergebe. Da sah er mich an mit jenem Eisesblick, den Du ja kennst, und sagte:

‚So hat der Priester nichts mehr bei Ihnen zu schaffen, Herr von Werdenfels — bis Sie sich anders besinnen. Bedenken Sie, daß ich Ihnen den Weg zur Versöhnung geöffnet habe und daß Sie ihn sich selbst verschließen, denn Ihr Schweigen giebt mir die Gewißheit dessen, was ich bisher nur ahnte. Ich werde warten, bis Sie freiwillig kommen, um das zu gewähren, was Sie mir heute weigern!‘

Er hat vergebens gewartet, und ich verfiel seinem Bann!“

Anna widersprach nicht, sie wußte am besten, wie Gregor damals auf sie eingestürmt war, als er entdeckte, daß seine Schutzbefohlene die Braut des nunmehrigen Herrn von Werdenfels war, und daß die Verlobung nur mit Rücksicht auf den plötzlichen Tod des Vaters noch geheim gehalten wurde.

Das Sturmgeläut tönte fort. Die Glocken, die so oft zum Segen gerufen, sie riefen jetzt in höchster Noth nach einer Hülfe, die nicht erschien. Die dumpfen, schweren Klänge drangen wie flehend und mahnend zu dem Schloßberge empor, zu dem Schloßherrn, der finster in den strömenden Regen hinausblickte, er wollte den Ruf nicht verstehen.

Da vernahm man plötzlich ein donnerähnliches Krachen, so laut und furchtbar, daß es selbst das Brüllen des Stromes übertönte. Es klang, als sei das halbe Dorf eingestürzt.

„Gott im Himmel, das war die Brücke!“ rief Anna auffahrend. „Sie wankte schon gestern, sie ist gewiß den Fluthen erlegen!“

Raimund drückte heftig auf die Klingel.

„Schicken Sie nach dem Schloßberge hinaus,“ befahl er dem eintretenden Diener. „Man soll sehen, ob die Brücke noch steht! Ich will sofort Nachricht haben.“

„Laß uns nach dem Erker hinausgehen,“ bat die junge Frau, während der Diener sich eiligst entfernte. „Von dort übersieht man das Dorf und den Lauf des Flusses.“

Raimund machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein, nein! Ich mag nichts sehen von der Zerstörung, der ich doch nicht Einhalt thun kann.“

„Oder vielmehr Du willst nichts davon sehen, weil der Anblick Dich gewaltsam zur Hülfe aufrufen würde.“

„Zur Hülfe für diese Menschen? Nein, Anna! Du weißt nicht, was sie mir alles angethan haben. Sogar ihren Kindern haben sie Haß und Feindschaft gegen mich gelehrt, sogar die Kleinen wurden gezwungen, sich von mir zu wenden. Als ich das letzte Mal inmitten der Werdenfelser war und der feige, heimtückische Stoß meinen armen Emir traf, da habe ich es mir gelobt, daß es zu Ende sein soll zwischen mir und ihnen. Sie tragen jetzt nur die Schuld ihrer eigenen Verblendung. Warum stießen sie die Hülfe zurück, die ich ihnen bot? Mögen sie jetzt ihrem Schicksal verfallen!“

Die Härte war dem Manne wohl zu verzeihen, den man auf das Aeußerste gebracht hatte, und doch klangen die Worte nicht hart, es lag etwas darin wie unruhige Abwehr, wie geheimer Kampf mit sich selber — und dieselbe Unruhe verrieth sich auch in der Hast, mit welcher der Freiherr jetzt auf- und abzuschreiten begann, als wolle er seinen eigenen Gedanken entfliehen.

Da trat der Haushofmeister ein, der draußen dem Diener begegnet war, er brachte bereits die verlangte Nachricht und näherte sich mit schreckensbleichem Gesicht seinem Herrn.

„Die Brücke ist soeben eingestürzt, gnädiger Herr. Wir sahen es vom Erker aus, und vor einer halben Stunde ist auch die Bachmühle zusammengebrochen.“

„Und die Bewohner?“ fragte Anna angstvoll.

„Der Müller und die Seinigen sind noch rechtzeitig in das Dorf geflüchtet, aber dort wird ja auch jeden Augenblick das Schlimmste erwartet. Man giebt die Hoffnung auf, da all die Rettungsarbeiten umsonst sind."

Der Freiherr erwiderte nichts, er begann nur heftiger auf- und niederzuschreiten.

Der Haushofmeister schickte einen bittenden Blick zu Frau von Hertenstein hinüber, dann begann er von Neuem zögernd:

„Ich wollte nach den Befehlen des gnädigen Herrn fragen, wenn — wenn das Aeußerste eintritt. Es flüchtet bereits Alles, und die Menschen schleppen mit sich, was sie von ihrem Hab' und Gut nur tragen können. Der Schloßberg ist ihre einzige Zuflucht, aber die Weiber und die kleinen Kinder in dem strömenden Regen —"

„Oeffnen Sie die Meierei und die unteren Räume des Schlosses," befahl Raimund mit sichtlicher Ueberwindung. „Was die Menschlichkeit verlangt, werde ich nicht versagen."

Der Haushofmeister ging und im Zimmer trat jetzt Schweigen ein. Raimund vermied es, dem Blicke Anna's zu begegnen, er wußte, was dieser Blick von ihm forderte, obgleich sie kein Wort sprach.

Das Sturmgeläut war verstummt, und auch in dem Regen trat eine augenblickliche Pause ein, man vernahm nichts als das Toben des Flusses, das immer lauter anschwoll. Vielleicht hatten die Dorfbewohner wirklich die Rettungsarbeiten aufgegeben und dachten nur noch an Flucht.

Schon nach wenigen Minuten wurde die Thür wieder geöffnet und der Diener brachte ein zusammengelegtes Blatt, das er dem Freiherrn übergab.

„Von dem jungen Herrn Baron! Er hat soeben einen Boten heraufgesendet."

Es war ein Blatt, welches Paul aus seinem Notizbuche gerissen hatte. Es enthielt nur wenige mit Bleistift geschriebene Zeilen:

„Die Brücke ist fortgerissen und die Fluth steigt noch fortwährend, in einer Stunde muß sie das Dorf erreicht haben. Ich habe die Flüchtenden angewiesen, sich auf den Schloßberg zu retten, ich weiß, Du wirst den Unglücklichen diese Zuflucht nicht versagen. Sie retten nur das Leben — denn Werdenfels ist verloren!"

Raimund hatte gelesen und übergab das Blatt jetzt stumm der jungen Frau, die es gleichfalls überflog.

„Werdenfels ist verloren!" wiederholte Anna. „Nun, Raimund —?"

Er sah sie an, die Augen Beider begegneten sich einen Moment lang, dann strich der Freiherr mit der Hand über die Stirn, als wolle er dort etwas auslöschen, und richtete sich wie mit einem plötzlichen Entschlusse auf.

„Meinen Mantel!" rief er dem Diener zu. „Schnell! Ich will in das Dorf hinunter!"

„Gott sei Dank! Ich wußte es ja!" brach Anna aus, indem sie ihm beide Hände entgegenstreckte.

Er zog die Hände an seine Lippen, aber seine Stimme hatte einen düsteren Klang, als er antwortete:

„Was hoffst Du denn? Kann ich, ein Einzelner, die Gefahr abwenden?"

„Ich weiß es nicht," sagte die junge Frau mit einem tiefen Athemzuge, „aber mir ist, als müßtest Du es können. Jedenfalls begleite ich Dich."

„Bei diesem Unwetter? Bleibe zurück, Anna, ich bitte Dich."

„Nein. Du hast es erkannt, wo Dein Platz jetzt ist, und der meinige ist an Deiner Seite. Ich gehe mit Dir!"

„So komm!" sagte Raimund entschlossen, indem er den Arm um sie legte. „Wir wollen sie in der Noth nicht allein lassen!" —

Werdenfels lag bekanntlich in der Oeffnung des Thales, aus dem der Bergstrom hervorbrach, es war die erste Ortschaft, die er auf seinem Wege fand, und also am meisten gefährdet. Droben im Gebirge konnte sich die entfesselte Fluth nur gegen Felsen und Wälder werfen, und die riesigen Steine, die entwurzelten Bäume, welche sie mit sich führte, zeigten, wie unheilvoll sie dort gewüthet hatte, hier begann ihre Zerstörung an den Menschenwerken.

Die große massive Brücke oberhalb Werdenfels, die bisher noch jedem Hochwasser Widerstand geleistet hatte, war das erste Opfer geworden. Von den mächtigen gemauerten Pfeilern standen nur noch zwei, die, geborsten und wankend, jeden Augenblick dem Anpralle der Wogen zu erliegen drohten, und auf ihnen lag, wie Splitter zusammengebrochen, ein Theil des Balkenwerkes, alles Andere hatte das Wasser mit sich genommen.

Die Bergstraße, welche hier in das Thal mündete, war vollständig zerrissen, eine kleine Waldung der Gemeinde, die anfangs noch einigen Schutz gewährte, niedergeworfen und überfluthet. Wie dürre Reiser waren die grünen Tannen geknickt und fortgeschleudert, und über ein Chaos von Baumstämmen, Schlamm und Steinen stürzte das Wasser hinweg.

Die Bachmühle war verschwunden, über die Trümmerstätte schäumte der Bach, sonst ein schmales murmelndes Wässerchen, das sich wie ein blinkendes Silberband an den Schloßberg schmiegte, jetzt ein tosender Fluß, welcher sich weiter unten in den Strom stürzte.

Den furchtbarsten Anblick aber bot der Strom selbst, der seine bläulich grünen Wellen sonst so lustig zu Thal führte. Jetzt wälzte er sich dahin wie eine riesige braungelbe Schlange, brüllend und schäumend, und auf seinem Wege lag das Verderben!

Hoch auf spritzten die dunklen Wogen, die in wilder Flucht dahinjagten. Felsblöcke, Bäume, Balkentrümmer tauchten bald empor aus dem rasenden Wirbel, bald verschwanden sie wieder darin, oder sie warfen sich mit wüthender Gewalt gegen die Ufer, und das nachstürzende Erdreich erweiterte immer mehr den unheilvollen Lauf, während die Steine auf dem Grunde rollten und krachten, als würden Hunderte von Schüssen abgefeuert. Dieser Fluth konnte nichts widerstehen; was sie überhaupt erreichte, das war auch dem Untergange geweiht.

Im Dorfe herrschte eine ungeheure Aufregung. Man hatte im Vertrauen darauf, daß bisher noch jedes Hochwasser glücklich vorübergegangen war, dem Wachsen des Stromes mit ziemlicher Ruhe zugesehen. Erst die letzte Nacht hatte den Sorglosen die Nähe und Größe der Gefahr gezeigt, und jetzt freilich stürzte Alles zur Hülfe herbei. Wer nur die Arme regen konnte, der setzte auch seine vollste Kraft ein, vom reichsten Bauer an, dessen Hof auf dem Spiele stand, bis herab zum ärmsten Tagelöhner, der seine elende Habe vertheidigte, sogar die Frauen halfen, so gut sie konnten, sie waren ja Alle gleich gefährdet.

Seit Tagesanbruch rangen die Menschen verzweiflungsvoll mit dem entfesselten Elemente, und bis gegen Mittag schien es auch, als werde es möglich sein, das Dorf zu halten, aber mit jeder Stunde, wo der Tag sich abwärts neigte, schwand die Hoffnung mehr. Und all die Hunderte, die da in Angst und Hast arbeiteten, daß ihnen der Schweiß von der Stirn rann, hatten nur einen Gedanken, der sich bald in lautem Jammer, bald in dumpfem Grolle Luft machte:

„Hätten wir jetzt die Dämme!"

Diese Schutzdämme, die man mit Haß und Hohn zurückgewiesen hatte, weil es der Felseneder war, der sie aufführen wollte, sie wären die Rettung des Dorfes gewesen, jetzt schützten sie nur das Gebiet des Schloßherrn allein. Das Schloß freilich stand sicher auf seiner Höhe, aber der Park, die weiten Gärten und die ganzen Werdenfels'schen Besitzungen dort in der Thalsenkung wären verloren gewesen ohne diesen Schutz.

Sie lagen oberhalb des Dorfes und waren dem ersten Anprall der Wogen preisgegeben, dort mußte der Strom zuerst einbrechen. Aber der alte Freiherr hatte nicht umsonst die ganze Ausdehnung des Parkes mit den Mauern umzogen, die mit ihrem Rasen und ihren Gesträuchen so malerisch erschienen, als seien sie nur ein Schmuck der Gärten, jetzt trotzten sie wie eine Festung dem andringenden Feinde. Zischend und schäumend, aber ohnmächtig schlug die Fluth an diese Steinwände; was hinter ihnen lag, das war sicher geborgen.

Hätte das Dorf wenigstens die hohen Erdwälle gehabt, mit denen der Gutsherr es einstweilen vor einer nahen Gefahr schützen wollte! Es wäre nicht allzu schwer gewesen, die schon vorhandenen Dämme zu sichern und zu halten; sie in wenigen Stunden zu schaffen, erwies sich als ein Ding der Unmöglichkeit, und dennoch wurde es versucht.

Was nur von Bäumen in der Nähe war, fiel unter der Axt, Steine wurden herbeigerollt, Erde herangeschleppt und aus

dem allen ein Schutzwall improvisirt, um wenigstens die am meisten bedrohten Uferstellen zu sichern, aber vergebens. Wie ein nimmersattes Raubthier verschlang die Fluth alles, was ihr wehren sollte, und brüllte nur um so lauter nach ihrem Raub.

Mehr als zwölf Stunden hatten die Dorfbewohner muthig ausgeharrt bei den Rettungsarbeiten, jetzt aber sanken ihnen mit der Hoffnung auch Muth und Kraft und mit der höher steigenden Fluth rückte das Verderben immer näher. Nur Einer konnte und wollte noch immer nicht an das Unabwendbare glauben — der Pfarrer.

Er war der Erste am Platze gewesen, als die Gefahr hereinbrach, und wich und wankte nicht von den bedrohten Punkten. Wenn die Kräftigsten erschöpft zusammenbrachen und einander ablösen mußten, schien er allein keine Ermüdung zu kennen, keiner Erholung zu bedürfen. Er setzte seine ganze Autorität ein, um die Leute, die anfangs in kopfloser Angst durch einander rannten, zur Ordnung und zur planmäßigen Arbeit zu zwingen. Er befahl, ordnete, feuerte an, wo es noth that, und man gehorchte ihm auch, aber es war nicht mehr der alte Gehorsam, nicht mehr die einstige ehrfurchtsvolle Unterordnung unter seinen Willen.

Die Leute waren irre geworden an ihrem Priester. Er hatte es ihnen freilich zugesagt, das Unglück werde nicht kommen, wenn sie nur vertrauten, und sie glaubten seinen Worten wie dem Evangelium selbst — und nun kam das Unglück doch! Der Felsenecker hatte Recht gehabt, als er sie davor schützen wollte, und der Pfarrer, der das nicht duldete, war schuld an ihrem Verderben.

Vilmut fühlte dies Urtheil, wenn auch kein Wort des Vorwurfs gegen ihn laut wurde. Er las es in den finsteren Blicken, in dem grollenden Schweigen der Männer, er hörte es in den lauten Jammerrufen, mit denen man die schützenden Dämme herbeiwünschte und die eigene Verblendung beklagte, und er wußte doch am besten, daß die ganze Gemeinde nur ein willenloses Werkzeug in seiner Hand gewesen war.

„Wo Menschenarme den Elementen wehren können, da heißt es Gott *herausfordern*, wenn man diese Arme zurückhält, und das hast Du gethan!"

Diese Worte, die Anna ihm einst zugerufen, hallten jetzt fort und fort in Gregor's Seele wider. Er stand fest und aufrecht wie sonst und zeigte die gewohnte Selbstbeherrschung, aber die Todtenblässe seiner Züge, die erloschene klangvolle Stimme verriethen, wie es in seinem Innern aussah.

Er hatte Wind gesäet, er erntete jetzt Sturm, und die Hunderte, deren Wohl und Wehe er vermessen auf sich genommen, aus Haß gegen einen Einzigen, sie forderten jetzt ihre Rettung von ihm.

Der Priester wagte es nicht mehr, sie auf den Schutz des Himmels zu verweisen, wie es sein Amt gebot, denn er wagte selbst nicht mehr, diesem Schutze zu vertrauen — er fühlte das nahende Strafgericht.

In der allgemeinen Aufregung war das Erscheinen des jungen Baron Werdenfels kaum bemerkt worden, und er fand auch keine Gelegenheit mehr zum Eingreifen. Er nahm nur eine kurze Rücksprache mit dem Gemeindevorsteher, der zaghaft fragte, ob im schlimmsten Falle die obdachlos Gewordenen eine Zuflucht im Schlosse finden würden. Paul sagte das im Namen seines Onkels zu und sandte sofort einen Boten hinauf zu Raimund, er selbst aber blieb und sah mit beklommenem Herzen den letzten ohnmächtigen Anstrengungen zu, mit denen Werdenfels um seine Existenz rang.

„Es geht nicht länger!" sagte Rainer, indem er die Arme sinken ließ. „Wir zwingen es nicht. Laßt uns wenigstens das Vieh retten und was wir sonst fortbringen können, so lange die Häuser noch stehen. Kommt!"

Er warf die Schaufel hin, mit der er bisher gearbeitet hatte, und wandte sich zum Gehen, aber Vilmut vertrat ihm den Weg.

„Bleibt!" rief er halb befehlend, halb bittend und mit fliegendem Athem. „Wir *dürfen* nicht weichen, *dürfen* das Dorf nicht preisgeben! Verliert den Muth nicht, dann wird und muß die Rettung noch möglich sein."

Rainer lachte bitter auf.

„Da müßt' ein Wunder geschehen. Und wenn wir darauf warten wollen, gehen wir vollends zu Grund. — Da geht der Wall hin, an dem wir so lange gebaut haben, nichts hält mehr!"

Er hatte Recht, soeben wich das Erdreich an der bedrohten Uferstelle und riß die Schutzwehr, die man mühsam geschaffen, mit sich in die Tiefe. Polternd stürzten die Baumstämme zusammen, und die Fluth trieb ihr Spiel mit den schweren Feldsteinen, als seien es leichte Kiesel.

Vilmut ergriff die Schaufel, die der Bauer von sich geworfen hatte, und gab selbst das Beispiel zur Fortsetzung der Arbeit.

„Schließt den Bruch!" rief er wie außer sich. „Haltet aus, um Gotteswillen! Wenn das Wasser hier hereinbricht, ist das Dorf verloren!"

„Nun, Hochwürden, Sie verlieren ja nichts dabei!" sagte Rainer mit herbem Vorwurf. „Ihr Pfarrhaus wird wieder aufgebaut von der Regierung oder von dem Felsenecker, denn einen Pfarrer muß er ja doch in Werdenfels haben. Aber unsere Häuser, die wird er nicht wieder aufrichten, wir müssen uns selbst helfen. Hätten wir es nur damals gethan, als er uns die Dämme bauen wollte, aber da trauten wir *Ihnen* — und jetzt müssen wir es büßen!"

Es war der erste Vorwurf, der sich gegen den Pfarrer erhob, aber es bedurfte nur dieses ersten Wortes, um all den Groll zu entfesseln, der schon seit Stunden in den verzweifelten Menschen wühlete. Klagen, Vorwürfe, selbst vereinzelte Drohungen wurden laut: das Unglück löste die Bande des Gehorsams, der lang gewohnten Ehrfurcht, im Angesichte der Gefahr lernten die Leute urtheilen, sie forderten zum ersten Male Rechenschaft von ihrem Priester, dem sie bisher blindlings vertraut hatten.

Vilmut machte noch einen letzten Versuch, die Männer zum Bleiben und Ausharren zu bewegen. Seine ganze Energie flammte wieder empor, als er sich den Weichenden in den Weg warf und abwechselnd befahl und beschwor, aber vergebens. Seine Stimme und seine Worte, die sonst das Orakel des Dorfes waren, verhallten jetzt ungehört. Die Leute folgten sämmtlich dem Beispiele Rainer's, sie warfen die Werkzeuge hin und stürzten fort, um wenigstens einen Theil ihrer Habe noch zu retten.

Gregor blieb allein zurück. Er sah das hereinbrechende Verderben, er hörte die Rufe der fliehenden Menge, die ihn als ihren Verderber anklagte. Zu seinen Füßen zischte die Fluth, sie züngelte immer weiter hinein in das geborstene Ufer und riß Scholle auf Scholle von dem wankenden Boden, es wehrte ihr ja Niemand mehr. Und dabei stürmten fort und fort die Glocken und alle Dörfer in der Runde gaben das Nothzeichen schauerlich zurück.

Da endlich versagte die eiserne Kraft des Mannes, die ihn bisher aufrecht erhalten hatte. Er sank auf die Kniee nieder und streckte die krampfhaft gefalteten Hände zum Himmel empor und wie ein Aufschrei der Todesangst brach es aus seiner Brust hervor:

„Gott im Himmel, laß es die Unglücklichen nicht büßen, was ich verschuldete! Nimm mein Leben, wirf *mich* der Fluth zum Opfer hin, aber rette das Dorf, rette die Menschen, ich ertrage es nicht, sie vor meinen Augen verderben zu sehen. Thue ein Wunder und sende uns einen Retter, einen Helfer in unserer Noth!"

Aber nur der Regen strömte nieder von dem schwer bewölkten Himmel, nur das Toben des Stromes gab die Antwort auf das Gebet der Verzweiflung, und dazwischen tönten die Angstrufe und der Jammer der Flüchtenden, die schon auf dem Wege zum Dorfe waren.

Da auf einmal verstummten die Rufe, die Flucht stockte plötzlich, die wildbewegte Menge stand wie festgebannt, sie erkannte den Freiherrn von Werdenfels, der ihr am Eingange des Dorfes entgegentrat, und an seiner Seite Frau von Hertenstein.

Raimund's Erscheinung wirkte selbst in diesem Augenblicke, wo alle Bande der Ordnung sich lösten, ja vielleicht wirkte sie gerade deshalb am meisten. Da stand der Felsenecker, der das Dorf hatte retten wollen, und dem man dafür mit dem Sturze gelohnt hatte, dessen Mal er noch auf der Stirn trug. Kam er, um sich zu weiden an dem Unglück? War es vielleicht seine Rache, die es heraufbeschworen hatte, oder — kam er, um zu retten? Einen Moment lang verharrte Alles in athemlosem Schweigen.

„Zurück!" rief der Freiherr mit jener vollen, mächtigen Stimme, die man nur zu gut von der letzten Begegnung her kannte.

„Was wollt Ihr hier im Dorfe? Dort am Ufer ist die Gefahr, dort ist unser Platz!"

„Das Ufer bricht!" tönte es von allen Seiten. „Das Wasser kommt! Es steigt immer höher!"

„So muß ihm ein Ausweg geschafft werden! Haltet an mit der unsinnigen Flucht und folgt mir! Noch giebt es ein Mittel zur Rettung, ich werde es Euch zeigen!"

Rettung! Das Wort fuhr wie ein elektrischer Schlag durch die Menge. Hatte dieser Werdenfels denn wirklich übernatürliche Macht, daß er Rettung verhieß, wo Alles schon verloren war? Gleichviel, er war da und wollte helfen, also mußte er es auch wohl können.

Keinem Anderen wäre es gelungen, die vor Angst halb wahnsinnigen Menschen zum Stehen und zur Besonnenheit zu bringen, aber der Aberglaube, der sich so oft drohend gegen den Freiherrn gerichtet hatte, wurde jetzt sein mächtigster Bundesgenosse, ihm glaubte man, und folglich gehorchte man auch.

Es blieb kein Einziger zurück, als er jetzt mit Anna nach dem Ufer schritt.

Paul hatte sich sofort seinem Onkel angeschlossen, ebenso der Verwalter Feldberg, der sich gleichfalls hier befand. Sie gelangten zu der Stelle, wo noch vor wenigen Minuten so fieberhaft und so vergeblich gearbeitet worden war, und plötzlich standen sich Werdenfels und Gregor Vilmut gegenüber.

Einige Secunden lang blickten sich die Beiden schweigend an. Der harte Vorwurf auf Raimund's Lippen erstarb, als er seinem Gegner in das Auge sah, denn er las die Todesqual darin. Dieser Tag hatte ihn gerächt an seinem unerbittlichen Richter, und ohne ein Wort der Anklage wandte er sich ab und trat an das Ufer.

Auch Anna hatte ihren Vetter nicht wieder gesehen seit jener Stunde, wo sie nach Werdenfels eilte. Sie stand jetzt an seiner Seite, und sich zu ihm neigend, sagte sie leise:

„Fasse Muth, Gregor! Raimund wird helfen!"

Vilmut sah sie nicht an, sein starrer Blick war einzig auf die wachsende Fluth gerichtet, während er dumpf, mit halb gebrochener Stimme erwiderte:

„Kann er ein Wunder thun?"

„Es giebt Wunder, die auch Menschen vollbringen können, wenn ihnen eine Erleuchtung von oben kommt!" sagte die junge Frau ernst. „Sieh die Männer dort — sie glauben alle an ihn!"

Vilmut ließ einen langen düsteren Blick über die Menge hingleiten, die den Freiherrn umdrängte. Aller Augen hingen an seinem Antlitz, an seinen Lippen, Alle harrten in angstvoller Erwartung, was er beginnen werde. Der Gebannte, Geächtete, er war jetzt der einzige Hort, auf den man noch vertraute, und der einst so allmächtige Priester stand allein, verlassen, gemieden. Das Loos, das er so lange seinem Feinde bereitet hatte, fiel jetzt auf ihn.

Raimund hatte jahrelang in der Einsamkeit des Hochgebirges gelebt, er kannte dies Steigen der Wildwasser im Frühlinge und wußte ihren Lauf zu deuten. Seine Stirn ward immer finsterer, als er die Gefahr abschätzte und die Möglichkeiten erwog, denn seine Erfahrung sagte ihm, daß der Strom, der schon weit über seine Ufer fluthete, in höchstens einer halben Stunde das Dorf erreichen mußte. Noch einen Blick warf er hinüber nach den hochragenden Baumwipfeln seiner Gärten, dann richtete er sich entschlossen auf und deutete nach dem Parke hinüber.

„Reißt die Mauern dort ein!"

Niemand antwortete und Niemand regte sich, um zu gehorchen. Die Leute verstanden im ersten Augenblicke gar nicht den Befehl, nur Vilmut allein begriff, und in seinen Zügen stritten Unglaube und aufflammende Hoffnung, als er rief:

„Herr von Werdenfels, was wollen Sie thun?"

„Dem Wasser einen Weg schaffen, damit es vom Dorfe abgelenkt wird. Es giebt kein anderes Mittel."

„Raimund, um Gotteswillen, bedenke die Folgen!" rief Paul, der neben ihm stand. „Es handelt sich nicht um die Gärten allein. Deine sämmtlichen Besitzungen, die dort in der Thalniederung liegen —"

„Sind verloren — ich weiß es! Reißt die Mauern ein!"

Der Befehl wurde mit voller Energie wiederholt, und jetzt endlich fingen auch die Bauern an zu begreifen, welches Opfer ihnen gebracht wurde, jetzt sahen auch sie den Weg zur Rettung. In einem Nu waren die noch am Boden liegenden Werkzeuge aufgerafft und Alle wollten sich gegen die Mauern stürzen, als die Stimme des Freiherrn sie zurückhielt:

„Halt! Erst ordnet Euch, damit Ihr einander nicht hindert. Rainer, Ihr führt die Hälfte der Leute nach dem Park und greift von innen den Wall an, gerade in der Mitte, dort, wo die hohe Tanne aufragt; Ihr Anderen beginnt hier draußen die Arbeit, ich werde sie selbst leiten! Feldberg, benachrichtigen Sie den Gärtner! Er soll mit seiner Familie sofort nach dem Schlosse flüchten, sein Haus ist das einzige Gebäude dort, das nicht auf der Höhe liegt. Paul, Du eilst nach dem Schlosse und läßt aus unseren Jagdvorräthen Pulver herbeischaffen! Ich fürchte, die Werkzeuge werden nicht genügen, wir werden sprengen müssen. — Und nun an die Arbeit, denn es thut Eile Noth!"

Es bedurfte der Ermuthigung nicht; die kurze, klare Art des Befehlens, die nichts übersah und nichts vergaß, imponirte den Leuten ungemein, sie gehorchten augenblicklich. Selbst der wilde Rainer fügte sich unbedingt der Autorität des Mannes, den er beinahe gemordet hatte. Er verschwand schleunigst mit seiner Schaar hinter den Parkthoren, und während Paul und Feldberg nach dem Schlosse eilten, ordnete Werdenfels die Zurückgebliebenen.

Es war nicht möglich, den Mauern von außen beizukommen, denn das Wasser warf sich bereits dagegen, man mußte sie von den beiden Endpunkten her ersteigen, und nun begann eine wahre Ameisenarbeit an den hohen und breiten Wällen. Mit Hacken, Spaten, Schaufeln, mit allen Werkzeugen, die nur zur Hand waren, wurden sie angegriffen, Schlag auf Schlag dröhnte gegen die Steinwand und hunderte von kräftigen Armen arbeiteten an ihrer Zerstörung.

Aber die Mauern, die geschaffen waren, dem entfesselten Bergstrom Widerstand zu leisten, ergaben sich nicht so leicht den Menschenarmen. Die mächtigen Quadern, die seit mehr als zwanzig Jahren mit dem Erdreich und den Baumwurzeln verwachsen waren, schienen eisenfest zusammengekittet, sie waren nicht zum Weichen zu bringen. Jeder Stein mußte einzeln losgerissen werden, aber das ging so langsam, so unendlich langsam, und das Wasser stieg reißend schnell.

(Fortsetzung folgt.)

Das deutsche Reichswaisenhaus in Lahr.

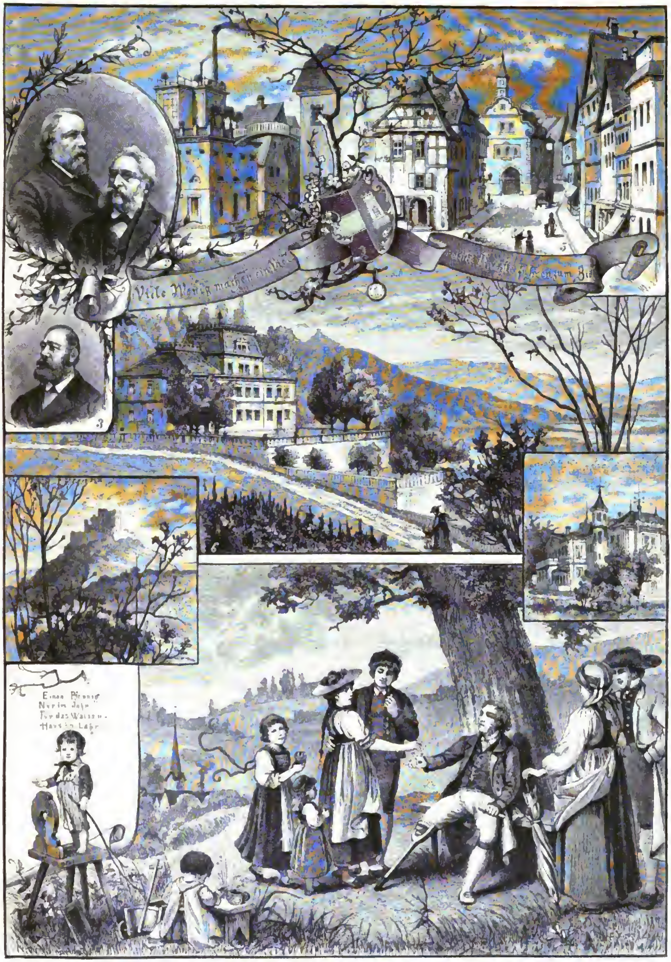
Das Städtchen Lahr in Baden ist wohl allen Lesern der „Gartenlaube" — wenigstens dem Namen nach — bekannt, nicht sowohl wegen seiner geographischen Bedeutung und großen Einwohnerzahl, als vielmehr durch die hervorragenden Erzeugnisse seiner Industrie und seines Gewerbfleißes. Wer kennt z. B. nicht sein berühmtes Kind, den Kalender des „Lahrer Hinkenden Boten", der in Hunderttausenden von Exemplaren alljährlich hinauswandert in alle Welt, soweit die deutsche Zunge klingt, und dem auch der Gedanke des deutschen Reichswaisenhauses seine Entstehung und seine Ausführung verdankt?

Daß der Wahlspruch des „Hinkenden":

„Viele Wenig machen ein Viel,
Vereinte Kräfte führen zum Ziel!"

und seine Standreden für das Werk der Barmherzigkeit so überraschende Erfolge haben und es so bald dem Ziel nahe bringen würden, das konnte freilich Niemand ahnen, wenn auch der biedere Kalendermann in seinem Streben der Menschenliebe früher schon manch Gutes und Schönes vollbracht hatte.

Wir erinnern hier nur an seine Erzählung in dem Kalender von 1869: „Wie der liebe Gott heutzutage Wunder macht", durch die er in seiner unvergleichlich volksthümlichen warmen Sprache die Herzen seiner Leser so ergriff, daß Tausende von Gulden zusammenflossen und der Noth einer armen zahlreichen Bahnwärterfamilie, die ihren braven Ernährer durch einen erschütternden Unglücksfall verloren hatte, ein Ende gemacht werden konnte.



Die Reichsfechtmeisterei und das Reichswaisenhaus in Lahr.

1 und 2 die Herausgeber des „Hinkenden Boten". 3 Reichsoberfechtmeister Radermann. 4 Die Druckerei des „Hinkenden Boten". 5 Marktstraße und Rathhaus in Lahr. 6 Das Reichswaisenhaus. 7 Ruine Hohengeroldseck. 8 „Villa Jamm" im Stadtpark zu Lahr.

Wir erinnern an seine Eisenbahngeschichten: „Bahnwart Martin" im 1863er Kalender und „Ein Tag aus dem Leben eines Locomotivführers" im 1868er Kalender, in welchen er den Eisenbahnbediensteten, denen vorzugsweise das Leben und die Gesundheit von Tausenden anvertraut ist, Bilder aufopfernder Pflichttreue zur Nacheiferung vorführt.

Doch nun zum Reichswaisenhause!

Es war im Sommer 1876, als Albert Bürklin seinem Verleger Schauenburg eine „Kalender-Standrede" einsandte, worin zur Sammlung von Cigarrenspitzen aufgefordert wurde, aus deren Erlös armen Waisen Weihnachtsfreuden bereitet werden sollten. Der Verleger machte dazu den Vorschlag, außer Cigarrenspitzen auch Pfennige zu sammeln, beides nach Lahr zu senden und den Sammelertrag für ein Waisenhaus zu bestimmen. Darauf schrieb Bürklin für den 1877er „Hinkenden Boten" seinen Aufsatz „Viele Wenig machen ein Viel" und gab damit die erste Anregung zur Gründung eines deutschen Reichswaisenhauses in Lahr. „Reichswaisenhaus" nannte er es, weil dazu die Gaben aus ganz Deutschland fließen und auch Waisen aus dem ganzen deutschen Reiche darin Aufnahme finden sollten.

Der Grundgedanke war: „Das Waisenhaus soll eine Zufluchtsstätte werden für arme Waisen von allen Confessionen, von allen Parteien. In ihm sollen verlassene unglückliche Kinder Liebe, Pflege und Erziehung finden. Fremd jedem Religions-, jedem Parteihader, kennt es nur Liebe und Barmherzigkeit."

Auch in den weiteren Jahrgängen seines Kalenders hat der „Hinkende" für diesen wohlthätigen Zweck gewirkt, indem er die Bildung von Vereinen empfahl und zur Sammlung von Flaschenkapseln, Patronenhülsen &c., überhaupt zur Sammlung von Dingen aufforderte, die bisher als werthlos betrachtet wurden, die aber in ihrer Masse einen großen Werth darstellen.

Der Gedanke des „Hinkenden" begegnete einer überaus erfreulichen Theilnahme, und weit über die deutschen Grenzen, ja weit über die Grenzen Europas hinaus wurden Beiträge gesammelt und nach Lahr eingesendet. Im October 1880 beschloß eine Gesellschaft wackerer Männer in Magdeburg, genannt der „Stadtfelder Pfeifenclub", durch Sammlung freiwilliger Beiträge aller Art, und zwar „nur aus Kreisen fröhlicher Leute", das Unternehmen des „Hinkenden" zu unterstützen, und nannte sich nach dem Muster der damals schon bestehenden Mannheimer und Ludwigshafener Fechtschulen „Deutsche Reichsoberfechtschule" unter dem Vorsitz des Reichsoberfechtmeisters Heinrich Radermann. Der erste Reichsfechtmeister aber, der sein Lebenlang in ähnlichem Sinne für die Errichtung wohlthätiger Anstalten gewirkt und gefochten, war der wackere Pastor und Senior Bödeker in Hannover, den die „Gartenlaube" (1873, S. 790) zuerst mit diesem Titel beehrt und gefeiert hat. Es wurde nun ein Aufruf zur Gründung ähnlicher Vereine erlassen, und das Beispiel der Magdeburger fand begeisterten Anklang. In ganz Deutschland bildeten sich Schwestervereine: „Fechtschulen zum Zweck der Errichtung eines deutschen Reichswaisenhauses in Lahr", und eifrig wurde gefochten.

Heute hat Deutschland über 13,000 Fechtschulen mit mehr als einer Viertelmillion Fechtschülern und Fechtschülerinnen, die in der kurzen Zeit die ansehnliche Summe von über 100,000 Mark erfochten haben, wobei nicht unerwähnt bleiben darf, daß gerade die Heimathstadt der „Gartenlaube", Leipzig, durch den dortigen wackeren Fechtschulverband in ganz hervorragendem Maße zu diesen bedeutenden Erfolgen beigetragen hat. Namhafte Beiträge gelangten auch unmittelbar an den „Hinkenden", so namentlich aus der weiten Welt — wie kürzlich erst wieder 400 Mark aus Montevideo, 150 Mark aus Chefoo in China vom dortigen deutschen Whistclub — wackere Männer, die auch in fernen Landen der Heimath gedenken und die eine wahrhaft rührende Sympathie für das vaterländische Unternehmen bekunden.

Nach solchen Erfolgen konnte bald daran gedacht werden, und es bot sich Gelegenheit dazu, ein Besitzthum zu erwerben, das für den schönen Zweck wie geschaffen schien. Durch den Tod des Besitzers wurde das Gut „Altvater" bei Lahr verkäuflich, und die Erben des verstorbenen Rentners Fallenstein traten dasselbe zu dieser wohlthätigen Bestimmung um so lieber ab, da sich auf dem Gute die letzte Ruhestätte ihrer Eltern befindet, die sie damit dem Schutze des Waisenhauses anvertrauten.

Das Anwesen, eine Viertelstunde nordöstlich von Lahr entfernt, am Abhange des Berges Altvater in reizender gesunder Lage, mit ausgedehnten Gebäulichkeiten, einem über 100 Fuß langen, massiv von Sandstein gebauten Herrenhause, 13 Morgen Park, Gärten, Wiesen, Ackerfeld und Weinbergen — ein Landsitz, wie weit und breit ein schönerer nicht zu erschauen, ist um die mäßige Summe von 40,000 Mark von der Verwaltung des Reichswaisenhausfonds erstanden.

Vor und längs dem Herrenhause, das unser Bild zeigt, dehnt sich eine 30 Fuß breite, von einer massiven, etwa 30 Fuß hohen Quadermauer gestützte Terrasse mit Blumenbeeten, Bassin und Springbrunnen aus, zu beiden Seiten mit prächtigen Kastanienbäumen bepflanzt; am Fuße der Terrasse liegt ein Gemüsegarten mit Rebenstöcken, Obstbäumen, Spargelbeet und Spalieranlagen.

Von hier aus bietet sich dem entzückten Auge ein großartiges Panorama dar: rechts der Abhang des Altvaters, das Rheinthal unterbrochen vom Schutterlindenberg, dahinter die gerade in dieser Gegend interessante Vogesenkette, in der Mitte die langgestreckte Stadt mit ihren drei Kirchen und vielen Gärten, die Schutter und waldgekrönte Schwarzwaldberge, links das Schutterthal mit der prächtigen Ruine Hohengeroldseck — ein Anblick, der jedem Besucher unvergeßlich bleibt.

Hinter dem Hofe beginnt, aufsteigend und nach rechts verlaufend, vom höhern Stadtwald durch eine Wand und einen Fahrweg geschieden, der Park mit seinen mannigfaltigen und zum Theil sehr seltenen Bäumen, von gut gepflegten schattigen Fußwegen, theils auch von Treppenaufgängen durchzogen, da ein lauschig stilles Plätzchen mit Ruhebank, dort einen zur Erholung einladenden Pavillon mit Ausblick in die reizende Umgebung bietend. Eine gewölbte, die ziemlich breite Schlucht daselbst überdeckende Brücke führt an das Ende der freundlichen Anlagen. Rechts und links schließen sich an den Park die Wiesen an, auch ein Blumengarten mit Treibhaus, und an diese Aecker und Weinberge. Das ganze Gut ist terrassenförmig angelegt und wird, bis es seiner eigentlichen Bestimmung übergeben werden kann, von seinem bisherigen Verwalter in schönstem Stande erhalten.

Unser Bild zeigt, um die Ansicht des Reichswaisenhauses gruppirt, die Portraits der drei verdienstvollen Männer um das Werk: die Herausgeber des „Hinkenden Boten", Albert Bürklin und Moritz Schauenburg, darunter das Bild des Reichsoberfechtmeisters Radermann; die Druckerei des „Hinkenden" — die bedeutendste Buchdruckerei und Verlagshandlung in Baden mit 20 Buchdruck- und lithographischen Schnellpressen und einem Personal von 200 Arbeitern; das altehrwürdige Rathhaus in der Marktstraße, die auf hohem Bergkegel in der Ferne thronende Ruine Hohengeroldseck, und die Tamm'sche Villa im Stadtpark (Villa und Park sind ein Vermächtniß des vor mehreren Jahren verstorbenen Millionärs C. W. Tamm). Darunter der „Hinkende" im Schatten einer mächtigen Eiche sitzend und neugierigen Landleuten das Ereigniß vom Ankauf des Gutes Altvater verkündend. In einer gegenüber befindlichen Kindergruppe hat der Künstler die Bestimmung des Unternehmens angedeutet. Wem geht die Bitte des allerliebsten Waisenknaben nicht zu Herzen:

„Einen Pfennig nur im Jahr
Für das Waisenhaus in Lahr!"

Trotz der schönen Erfolge, welche die Reichswaisenhaussache bis jetzt aufweisen kann, ist die Arbeit doch noch nicht einmal zur Hälfte gethan. Als das zunächst Erreichbare ist die Aufnahme von hundert Waisenknaben in Aussicht genommen, wofür die vorhandenen Räume ausreichen. Um aber das Lahrer Unternehmen in diesem Umfange gegen alle Stürme und Wechselfälle sicher zu stellen, ist zum Mindesten ein Capital von 500,000 Mark erforderlich, und davon ist bis heute kaum ein Viertel vorhanden. Es muß also noch brav gefochten und gesammelt werden, bis man sagen darf: „Das Reichswaisenhaus ist fertig!"* Aber nur Muth und Ausdauer, das edle Werk wird mit Hülfe der wackeren Fechtbrüder vollendet werden, trotz mannigfacher Anfeindungen und Widerwärtigkeiten, denn

„Viele Wenig machen ein Viel,
Vereinte Kräfte führen zum Ziel!"

* Etwaige freundliche Spenden wollen unter der Adresse: „An den Reichswaisenhausfonds in Lahr in Baden" eingesandt werden. Der Empfang wird öffentlich in der „Lahrer Zeitung" und im „Kalender des Hinkenden Boten" bescheinigt.

Die Weltsprache der Seefahrer.

Wie der rüstige Wanderer fern von der Heimath sich freut, auf einsamem Pfade ein anderes menschliches Wesen zu treffen, dem er mittheilen kann, was sein Inneres soeben bewegt, dessen Auskunft er begehret, um die ihm fremde Gegend kennen zu lernen, um zu erfahren, wo er Abends sein müdes Haupt niederlegen könne, so strebt auch der sonst so wortkarge Seemann, der gegenwärtig nur noch an wenigen Stellen des Erdenrundes in dem am Horizonte auftauchenden Schiffe einen mächtigen Piraten zu fürchten hat, bei Begegnungen mit andern auf den weiten Straßen des majestätischen Meeres Mittheilungen bald wichtigeren, bald unbedeutenderen Inhalts zu erhalten; und der erfinderische Geist der Neuzeit hat auch hier gewaltig fördernd in das Communicationsgetriebe eingegriffen und, der Natur nachahmend, die stets der einfachsten Mittel sich bedient, mit wenigen, schon aus weiter Ferne kenntlichen Zeichen eine internationale Sprache geschaffen, welche reicher an Wörtern als selbst die deutsche oder englische ist.

Wenn wir über diese Sprache, in welcher freilich bislang noch Niemand ohne stetes Nachschlagen in seinem Wörterbuche sich verständigen konnte, auch wohl nie anders sich verständigen wird, dem Binnenlande etwas erzählen wollen, so möchten wir um einen kleinen Theil jener Sympathie bitten, welche da, wo weder ein Schiff, noch die See zu sehen, am lebhaftesten vor wenigen Jahren sich bekundete, als nach der Verschmelzung preußischer und hanseatischer Farben zur schwarz-weiß-rothen Tricolore, dem Sinnbilde deutscher Kraft und deutschen Unternehmungsgeistes, die deutsche Reichsmarine endlich erstand.

Um wichtige Nachrichten, Anzeigen von Gefahr und Noth, Aufforderung zu Hülfsleistungen auf offener See oder in der Nähe der Küste einander aus der Ferne mitzutheilen, hatte sich besonders unter den Phöniciern der Neuzeit, den Engländern, nach und nach eine Art von Signalen ausgebildet, und als diese im Laufe der Zeit den Anforderungen nicht mehr genügten, wurde zuerst von Privaten, wie Marryat, Reynold, Rogers und Andern, sodann von einer durch das britische Board of Trade berufenen Commission von Sachverständigen ein besonderes Signalbuch bearbeitet, das zuerst im Jahre 1857 erschien. Nach Verhandlungen mit Frankreich führte 1864 die Regierung dieses Landes das gleichzeitig noch weiter vervollständigte Signalbuch für ihre Kriegs- und Handelsmarine ein und veranlaßte dessen Herausgabe in französischer Sprache. Bald darauf stellten beide Regierungen den übrigen Seestaaten die Annahme dieses Buches und die Veranstaltung von Uebersetzungen in die verschiedenen Landessprachen anheim, und bereitwillig gingen der damalige Norddeutsche Bund, die Vereinigten Staaten von Amerika, Brasilien, Dänemark, Griechenland, Italien, die Niederlande, Norwegen, Oesterreich-Ungarn, Portugal, Rußland, Schweden und Spanien darauf ein.

Alle von diesen Ländern veranstalteten Ausgaben des Signalbuches stimmen ihrem Inhalte nach unter sich und mit der englischen und französischen Ausgabe völlig überein. So ist den Schiffen aller dieser Nationen die Möglichkeit gewährt, Fragen, Antworten, Mittheilungen ꝛc. unter sich und mit den Signalstationen am Meeresufer durch Signale zu wechseln, auch sich gegenseitig zu erkennen zu geben, gleichviel ob der eine Theil die Sprache des andern versteht, ob sie die Ausgaben des Signalbuches in derselben oder in verschiedenen Sprachen benutzen.

Die achtzehn (respective neunzehn) verschiedenen Flaggen, durch welche viele Tausende von Wörtern, Sätzen, Zahlen ꝛc. gegeben werden können, sind auf Fig. 1 (Seite 436) dargestellt.

Die oberhalb der andern abgebildete Flagge führt den Namen Signalbuch-Wimpel und Antwort-Wimpel, die andern bedeuten die links daneben gedruckten Buchstaben. Die Mitbenutzung der Vocalzeichen wurde absichtlich vermieden, weil dann viele Buchstabengruppen die Form wirklicher Wörter in den einzelnen Sprachen bekommen hätten. Um so viel als möglich die Signale zu vereinfachen, wurden alle Signale mit mehr als vier Flaggen gänzlich ausgeschlossen: solche mit einer Flagge werden nur in drei Fällen benutzt, als Zeichen der Bejahung (Flagge C), der Verneinung (Flagge D) und das Antwortzeichen. Es gilt als feststehende Regel, die Flaggen, aus welchen ein Signal besteht, stets gleichzeitig und an derselben Stelle untereinander aufzuhissen (anzuziehen).

Wenn wir nun aus den achtzehn Buchstaben B, C, D, F, G, H, J, K, L, M, N, P, Q, R, S, T, V, W durch Combination Gruppen bilden wollen, deren jede anders geordnete oder andere Buchstaben enthält als alle übrigen, so werden wir finden, daß

1) Gruppen von 2 Signalbuchstaben
BC, BD, BF, BG ꝛc. bis BT, BV, BW
CB, CD, CF, CG ꝛc. bis CT, CV, CW
ꝛc. bis
WB, WC, WD, WF ꝛc. bis WS, WT, WV
im Ganzen 306 vorkommen;

2) Gruppen von 3 Signalbuchstaben
BCD, BCF, BCG ꝛc. bis BCV, BCW
BDC, BDF, BDG ꝛc. bis BDV, BDW
ꝛc. bis
WVB, WVC, WVD, WVF ꝛc. bis WVS, WVT
im Ganzen 4896 vorkommen;

3) Gruppen mit 4 Signalbuchstaben
BCDF, BCDG, BCDH ꝛc. bis BCDV, BCDW
ꝛc. bis
WVTB, WVTC, WVTD ꝛc. bis WVTR, WVTS
im Ganzen 73,440 vorkommen.

Es können also mit diesen 18 Flaggen 78,642 Signale gegeben werden. Mit Rücksicht auf die Zeitersparniß dienen die Gruppen von zwei Signalbuchstaben zur Bezeichnung der wichtigen und dringenden Signale, z. B. der Compaßrichtungen, der Anzeigen von Gefahr, Noth, der Aufforderung zur Hülfeleistung u. dergl. Sie bilden den ersten Abschnitt des Signalbuches; in ihm finden wir z. B. neben BC gedruckt die Bedeutung: zeigen Sie Ihre Nationalflagge! neben NM: auf meinem Schiffe ist Feuer ausgebrochen. Die Gruppen von drei Signalbuchstaben, im zweiten Abschnitte des Buches, enthalten die häufig vorkommenden Signale, Mittheilungen aller Art, wie sie zwischen Schiffen gewechselt zu werden pflegen, ganze Zahlen, Bruchzahlen, Buchstaben u. dergl. BNW z. B. bedeutet: Woher kommen Sie? CMP: Sclavenschiff, HCK: September, HFN: der fünfundzwanzigste, JWM: gesalzenes Schweinefleisch. Von den aus vier Signalbuchstaben bestehenden Gruppen sind die ersten 4000 (BCDF bis BWVT) zu Bezeichnung geographischer Namen bestimmt. BDFG bedeutet Leipzig, BRMP: Cocosinseln. Die nächsten 960 Gruppen (CBDF bis CGWV) dienen zur Bezeichnung einzelner Silben, Silbentheile (die sogenannte Buchstabirtafel), z. B. CBQG bedeutet Er, WTP: N (nach dem vorigen Abschnitte), CFMQ: St, CDKM: Ke, GDGM: Il. Mit diesen fünf Signalen wird also „Ernst Keil“ wiedergegeben.

Die nächstfolgenden 13,920 Gruppen (CHBD bis GPWV) gebraucht man zur Bezeichnung der sonst noch in das Signalbuch aufgenommenen Wörter, Mittheilungen u. dergl. CLNW bedeutet: Zwieback ist nicht gut, DWPB: Langweiligkeit. Mit weisem Vorbedacht ließ man hier eine größere Zahl von Buchstabengruppen noch unbenutzt, um sie für spätere Ergänzungen des Signalbuches verfügbar zu erhalten. Andere 1440 Gruppen (GQBC bis GWVT) sind zur Bezeichnung der Schiffe der Kriegsmarine, und die letzten 53040 Gruppen (HBCD bis WVTS) zur Bezeichnung der Schiffe der Handelsmarine bestimmt, weshalb sie den Namen „Unterscheidungssignale“ führen. Jedem Staate stehen alle diese Unterscheidungssignale behufs Vertheilung auf die Schiffe seiner Flagge zur freien Verfügung. Schiffe von verschiedenen Flaggen führen daher vielfach dasselbe Unterscheidungssignal, Schiffe unter derselben Flagge aber niemals. Das Unterscheidungssignal RCDV z. B. mit der deutschen Flagge bezeichnet den Dreimasterschooner „Ernst“ aus Hamburg und ist unter diesem Zeichen im vorjährigen Handbuche für die deutsche Handelsmarine auf Seite 228 genau beschrieben; mit demselben Signale unter englischer Flagge aber kann nur ein bestimmtes Schiff, z. B. aus Glasgow, unter französischer, italienischer ꝛc. aus Marseille, Neapel oder sonst woher bezeichnet werden, ohne daß dadurch irgend welche Verwechselung möglich ist.

Jedem deutschen Kauffahrteischiffe wird gleich bei seiner Eintragung in das amtliche Schiffsregister ein solches Unterscheidungs-Signal zugetheilt und in seinem Schiffs-Certificate vermerkt. So lange es nun unter deutscher Flagge fährt, behält es dieses auch

bei einem Wechsel seines Heimathhafens oder seiner Registerbehörde unverändert bei; und wie bei uns, so veröffentlichen auch die übrigen Staaten die amtlichen Listen ihrer Schiffe mit dem Unterscheidungssignal entweder als Anhang zu neuen Auflagen ihrer Signalbücher oder in besonderen Nachträgen. Der zweite Theil dieses Buches enthält wie ein Wörterbuch die Signale alphabetisch geordnet und rechts neben jedem Worte steht die zur Bezeichnung dienende Buchstabengruppe.

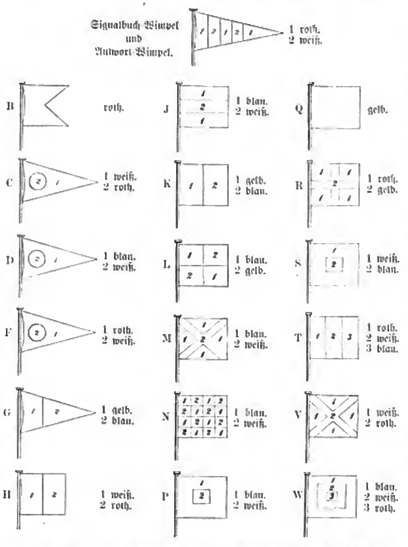


Fig. 1. **Die Flaggen des Signalbuches für die Kauffahrteischiffe aller Nationen.**

Vermöge dieses wichtigen internationalen Signalbuches ist es also möglich, daß zwei Personen verschiedener Nationen, wenn nur jede eine ihr verständliche Ausgabe des Buches besitzt, sowohl alle in dasselbe aufgenommenen Fragen, Antworten u. dergl. m., als auch solche andere Mittheilungen, welche sich aus den darin vorkommenden Satztheilen, Wörtern, Silben zusammenstellen lassen, unter einander wechseln können dadurch, daß sie die zu deren Bezeichnung dienenden Buchstabengruppen sich mittheilen.

Wünscht ein Schiff einem andern oder einer Signal-Station etwas zu signalisiren, so werden zuerst die Buchstabengruppen aufgesucht und nach diesen die Flaggen geordnet. Der Matrose, welcher dieses Amtes zu warten hat, heißt der Flaggengast. Das Kauffahrteischiff „Europa" will auf dem atlantischen Ocean einem nach Bremen gehenden Dampfer seinen Namen mittheilen, melden, woher es kommt, wohin es geht, wie lange auf See. Es zeigt zuerst seine Nationalflagge und dicht darunter aufgeheißt den Signalbuchwimpel. Der Dampfer giebt das Zeichen, daß er die Aufforderung verstanden. Jetzt zieht es an anderer Stelle die vier Flaggen QBKJ (Kauffahrteischiff „Europa") auf, sodann, nachdem diese Gruppe herunter geholt, die nächste Gruppe BDPQ (kommt von London) dann BQGL (geht nach New-York) und endlich VWT (befindet sich zwölf Tage in See). Die nebenstehende Zeichnung (Fig. 2) möge die Flaggengruppen veranschaulichen.

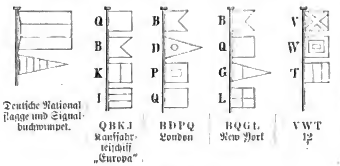


Fig. 2. **Flaggengruppen.**

Ungenaue Beobachtungen aber haben schon oft arge Mißdeutungen hervorgerufen. Ein Vollschiff ging von Glasgow nach Ostindien und in Havre wird einige Tage später von einem ankommenden Dampfer berichtet, er habe ein Schiff gesehen, das BLD (mein Schiff ist vollständig Wrack) signalisirte. Die Wache hatte die vier Flaggen BLDC (bestimmt nach Bombay) für drei gehalten und daraus den unrichtigen Inhalt sich zurecht gelegt. Erst hundert Tage später nach der Ankunft in Bombay riß das Telegramm „Alles wohl an Bord" die Betheiligten aus ihren großen Sorgen. Hätte der Signal-Empfänger genau mit dem Fernrohre hingesehen und die nicht völlig ausgewehte Flagge C bemerkt, so mußte er zurück signalisiren QF (ich kann Ihre Flagge nicht erkennen) oder CWF (Signal nicht verstanden) und Aehnliches.

Für solche Entfernungen, in denen nicht mehr die Farbe, sondern nur noch die Form und Stellung der Signalzeichen erkannt werden kann, bedient man sich der Fernsignale, und die Zeichen sind entweder rund, dreieckig oder viereckig. Die runden werden durch Bälle, die dreieckigen durch Wimpel, die viereckigen durch Flaggen dargestellt. Welche Farben diese Zeichen besitzen, ist an sich gleichgültig; doch sind die dunkelfarbigen die geeignetesten, weil sie am weitesten sichtbar sind. Für die Fernsignale ist der Grundsatz festgehalten, daß mindestens ein Zeichen jedes Signales ein Ball sein muß. Deshalb und weil Bälle in den Signalen mit farbigen Flaggen ganz fehlen, bildet der Ball das charakteristische Unterscheidungsmerkmal für die Fernsignale. Kein Fernsignal besteht aus mehr als drei Signalzeichen und höchstens zwei derselben von gleicher Form. Ein einzelner Ball vertritt die Stelle des Signalbuchwimpels und Antwortwimpels und bildet außerdem das Schlußzeichen. (Vergl. die Tabelle Fig. 3 auf Seite 437.) Mittels dieser achtzehn Buchstaben Fernsignale kann gleichfalls jedes im Signalbuche enthaltene Signal gegeben werden, nur auf bisweilen etwas umständlichere Art; denn während ein Signal mit farbigen Flaggen auf einmal gegeben werden kann, müssen hier zu dessen Darstellung so viele einzelne Signale, als es Signalbuchstaben hat, signalisirt werden, und außerdem noch jedesmal das Schlußzeichen. Giebt man jedoch die einzelnen Fernsignale gleichzeitig an verschiedenen Stellen des Schiffes, und zwar das erste im Vortop, das zweite im Großtop, das dritte im Kreuztop, das vierte an der Gaffel, so geht das Signalisiren ebenso schnell; man bedarf aber statt eines Flaggengastes deren vier. Nach allgemeiner Uebereinkunft sind solche Signale stets „von vorn nach achter" zu geben.

Wenn Signalflaggen oder Fernsignale nicht zur Hand sind, wie z. B. bei Schiffbrücken, in Booten ꝛc., so können zum Signalisiren auch andere Gegenstände benutzt werden, welche eine den Fernsignalen ähnliche Form besitzen, also statt der Bälle: kugelförmige Bündel, Körbe, Hüte, statt der Wimpel: schmale Streifen Zeug, längliche Gegenstände, statt der Flaggen: viereckige Stücken

Zeug, Taschentücher oder andere quadratische Formen. Sind Masten nicht vorhanden, an denen diese Gegenstände unter einander angebracht werden können, so kann man solche auch von Leuten, die neben einander stehen, zeigen lassen. Sie sind abzulesen wie eine Druckschrift von links nach rechts. So bedeutet Figur 4 „Mangel an Proviant. Hunger leidend.“

Aehnlich den optischen Telegraphen, welche wir jetzt noch

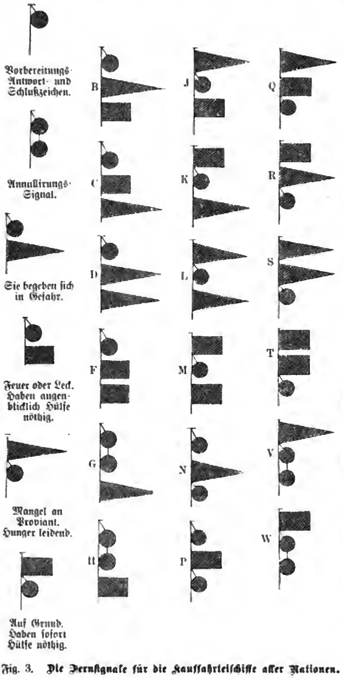


Fig. 3. **Die Fernsignale für die Kauffahrteischiffe aller Nationen.**

überall an Eisenbahnstationen sehen, wurden zuerst im Jahre 1862 in Frankreich auf hochgelegenen Punkten an der Küste sogenannte „Semaphoren“ (Zeichenträger) errichtet, um sowohl die Ankunft und die Bewegungen aller vom hohen Meere kommenden Fahrzeuge zu melden, als auch diesen amtliche Mittheilungen zugehen zu lassen. Schon zwei Jahre darauf wurden die „Semaphoren“ dem allgemeinen Verkehr übergeben und außerdem noch mit dem Telegraphen in Verbindung gebracht. Die anderen Länder folgten bald dieser wesentlichen Verbesserung des Signalisirens, und seit 1873 besitzt auch Deutschland die „Semaphoren“.

Der untenstehend abgebildete Apparat (Fig. 5) besteht aus einem etwa zehn Meter hohen, aufrecht stehenden Maste, an dessen Spitze sich eine Stange mit einer runden Scheibe befindet, und an dessen oberem Theile in gleichen Abständen unter einander drei gerade Arme angebracht sind. Sowohl die Stange mit der Scheibe als auch die drei Arme können in derselben Verticalhöhe um ihre Befestigungspunkte am Maste gedreht und daher in verschiedene Stellungen gegen den Mast gebracht werden. Auch der Mast selbst läßt sich um seine Axe drehen und daher stets so stellen, daß Scheibe und Arme von vorüberpassirenden Schiffen gut gesehen werden können.



Fig. 4. **Aushülfssignale.**

Wird nicht signalisirt, so hängen Scheibe und Arme am Mast herab und sind aus der Ferne nicht sichtbar. Soll aber signalisirt werden, so wird die Stange mit der Scheibe in die Höhe gedreht, sodaß sie gerade senkrecht über dem Maste steht. Diese Stellung ist das Vorbereitungszeichen für die „Semaphoren“-Signale, und sie wird bis zur Beendigung des Signales unverändert beibehalten. Als Antwortzeichen dient die horizontale Stellung der Stange mit der Scheibe. Zum Signalisiren bedient man sich der drei Arme und zwar so, daß jeder horizontal stehende Arm einen Ball, jeder ungefähr 45° abwärts geneigte einen Wimpel, jeder in demselben Grade aufwärts gerichtete eine Flagge bedeutet.

Es würde also die hier abgebildete „Semaphoren“-Stellung gleich sein den rechts daneben stehenden der Fernsignale und den Buchstaben „J“ bezeichnen, der einzeln mit folgendem Schlußzeichen gegeben andeuten soll: „Stoppen Sie,“ oder: „Drehen Sie bei. Es sind wichtige Mittheilungen zu machen.“

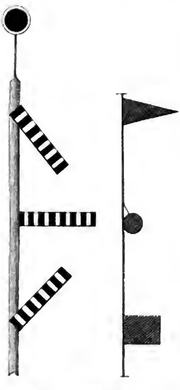


Fig. 5. **„Semaphoren“.**

Die den „Semaphoren“-Stationen von Schiffen zugehenden Depeschen werden nur telegraphisch, nicht brieflich, weiter befördert und die Gebühren von dem Empfänger eingezogen. Die für die Schiffe bestimmten Depeschen jedoch können diesen Stationen sowohl brieflich als schriftlich zugehen; natürlich sind sie stets frankirt und in den Briefen liegen auch die Gebühren für die Mittheilung an das Schiff. Jeder Signalbuchstabe gilt für anderthalb Wort eines Telegrammes.

Eppdrf. Dr. **B. L.**

Zwischen zwei Welten.

„Ich weiß nicht, daß noch Land besteht,
Die Wellen hier sprüh'n Schaum und Funken!
Doch Berg und Wald und Wiese — seht!
Das Alles ist im Meer versunken.“ Freiligrath.

Allmählich versank die felsige Küste Alt-Englands in den Fluthen, ein mattgrauer, mehr und mehr schwindender Streif im Nordosten des Horizonts allein zeigte den Punkt, wo die alte Welt zurückblieb.

Breit in unermeßlicher Fläche lag der Ocean hingestreckt und lustiger als durch Nordsee und Canal, in deren Fahrwasser die peinlichste Wachsamkeit von Capitain, Officieren und Mannschaft gefordert wird, zog der „Neptun“ seine Furche durch das blaue Wasser.

Ueber Backbord hinaus erglänzten in weiter Ferne einige Segel, Segelschiffe, die den kräftig wehenden Nordwest zu südlichem Course benutzten, und hier und da tauchten aus den Wellenthälern kleine einmastige Fahrzeuge auf, welche die Segel halb zugerefft trugen; es sind Fischerboote, die, des schuppigen Fanges gewärtig, Tage und Wochen in den Küstengewässern sich umhertreiben.

Dort voraus, im Westen, wo die Sonne, hinter leichten Schleiern verborgen, sich anschickte hinabzusteigen, dort lagerte allerdings eine dunkle Wolkenwand, nur niedrig und unbeweglich, aber finster drohend. Sie ward von der Commandobrücke aus öfters einer eingehenden Besichtigung gewürdigt, doch senkte sie den Zeiger der meteorologischen Säule in dem wetterfesten Gesicht des Capitains nicht um einen Strich.

Die alte Europa im Rücken, freie Fahrt voraus, da mag es mal hart wehen und uns tüchtig schütteln, wir besitzen eine eiserne Stirn und vertragen einen guten Puff; denn so tüchtig das Schiff, das sich in vielen heiklen Situationen bewährte, so brav und zuverlässig ist seine Besatzung, die unter des Capitains Commando seit mancher Reise steht, und Schiff, Capitain und Mannschaft gehören zu einander, wie Rumpf, Haupt und Glieder eines Körpers.

Aber die dunkle Wand stieg langsam höher, der Wind machte sich dahinter und blies mit vollen Backen in das schwere Gewölk, im Nu kam es in Begleitung von Bruder Wind herangerast und schüttelte seinen Inhalt mit wolkenbruchähnlicher Gewalt über den „Neptun“ aus.

Unter den Passagieren, die, nichts ahnend, dem angenehmsten dolce far niente huldigend, auf dem Hinterdeck frische Luft und zwanglose Unterhaltung genossen, entstand ob der Regenböe großer Schrecken, dem alsbald allgemeiner Rückzug sich anreihte.

„Langsam, langsam, meine Damen — die paar Regentropfen schaden nicht, und immer rückwärts die Treppe hinabgehen, sonst giebt's Fehltritte und Gestolper.“

Der erste Officier sprach's, der eben bis über die Ohren in den Oelrock geknöpft an Deck kam, um sich auf die Commandobrücke zu begeben.

Auch ein ältlicher Herr mit halb ergrautem Bart und wohlwollenden Zügen rüstete sich, in's Trockne zu kommen; aber er war Amerikaner und wußte, was sich Damen gegenüber ziemt; er wartete geduldig, bis Alles, was zur holden Weiblichkeit gerechnet werden konnte, den schützenden Hafen erreicht hatte.

„Onkelchen, bleib' bei mir, ich möchte auf Deck bleiben!“ schmeichelte im Gewühl eine Mädchenstimme an sein Ohr, aber schier erschrocken wandte der Onkel sich zur Seite, wo ein Köpfchen, aus dessen braunen Locken das Wasser rieselte, sich an seine Schulter legte.

„Aber Kind, bei dem Wetter?“

„Gerade, weil es ‚schlecht Wetter‘ giebt, will ich oben bleiben. Ja ja, Onkel Dresing, Du hast nicht umsonst Dein Nichtchen aus Deutschland mitgenommen, man fährt nicht alle Tage über das große Wasser, und wenn ich das Weltmeer durchreise, will ich auch seine Romantik kennen lernen; dazu gehört aber vor allem etwas ‚schlecht Wetter‘. Unter diesem summarischen Ausdruck versteht aber der Seemann — wie mir der hübsche ‚Steward‘ in einer belehrenden Unterredung mitgetheilt hat — Sturm, Nebel, hohen Seegang, kurz —“

„Um Gotteswillen, hör' auf, Kind. Kannst Du Dein romantisches Gelüst denn nicht zu Gunsten meines Rheuma bezähmen?“

„Geh nur, Onkel, geh nur! Jedesmal, wenn ein Wunsch von mir Dir quer kommt, flüchtest Du hinter Dein Rheuma, welches doch in Wiesbaden bleiben sollte. Sonst bist Du freilich der beste, aufmerksamste Onkel von der Welt.“

„Hexe, Du!“

Der braunlockige Querkopf konnte diesmal nicht zum Ziele kommen, Onkel Dresing wollte aller Liebe zum schönen Nichtchen zum Trotz nicht mit sich unterhandeln lassen.

„Nun, dann bleib' ich allein oben,“ erklärte sie, knüpfte ein Tüchlein über das Haar und hüllte sich in den dunklen Mantel.

Hui, wie pfiff die Böe und stürmte die erregte See heran, der Regen hatte seine Wuth rasch erschöpft, desto wilder brausten die Wassermassen der Tiefe, und einige besonders hohe Wellenköpfe brachen über den Bug herein.

Noch blieb die junge Dame in der Thür des Pavillons stehen und überlegte, denn die Sonne war verschwunden und dunkler ward es von Minute zu Minute. Die Signallichter und die Compaßlampen brannten. Aber gerade draußen, wo kein schützend Dach dem Winde wehrt, mit dem Nachthimmel und der brausenden See allein — herrlicher Gedanke; also — husch, husch hinaus. Zu dem Großmast, wo man den Blick nach vorn frei hat? nein, dort gehen die Officiere stets ab und zu, man ist nicht ungestört. Aber nach hinten an dem Officier vorbei, der stumm und reglos am Compaß vor dem Ruderhause steht.

In diesem Augenblicke tönte aus dem Ruderhause, wo vier Mann das Steuer handhabten, in kurzen Unterbrechungen ein viermaliges schrilles Klingeln.

Das junge Mädchen fuhr zusammen.

„Was ist das?“ fragte sie einen vorübergehenden Matrosen.

„Das ist ein Tingeltangel,“ lautete die lakonische Antwort, und der Mann ging weiter.

Ein Tingeltangel! das ist kein salonfähiger Ausdruck, so viel weiß die junge Dame genau, ob aber die ominöse Bezeichnung einen ebenso ominösen Begriff deckt, steht außerhalb ihres Fassungsvermögens, und das verstohlene Lachen auf dem bärtigen Gesicht des Officiers, der sich auf seinen Compaß bückt, sagt auch nichts Deutliches.

Da, hinter dem Ruderhause, fand sich das ungestörte Plätzchen. Der Regen hatte nachgelassen, ebenso die Heftigkeit des Windes, aber die See ging hoch und der Dampfer arbeitete und schlingerte gewaltig. Die junge Dame schien jedoch gefeit gegen die „Krankheit“, und als nun die Mannschaft Segel setzte (der „Neptun“ trug Schoonertakelung), um das Schiff zu stützen und die heftige Bewegung desselben zu mildern, schaute sie dem Manöver gespannt zu. Wie sicher, beinahe militärisch exact bewegten sich die schlanken, schweigsamen Gestalten der Seeleute! Durch das dämmernde Zwielicht auf Deck ward der Reiz erhöht. Und über Bord hinaus die weite gähnende Nacht. Ja, sie war wundervoll, diese Nacht auf dem Ocean. Was er wohl sagen würde, wenn er an ihrer Seite hier stände? Er, der so feines Empfinden für das Walten der Natur besaß?

Er war nämlich ein junger Mann mit kurzkrausem, dunklem Haar und kecken Augen im fröhlichen Antlitz. Er war seines Zeichens Landschaftsmaler, der Studien zu machen nach Nordamerika ging, welches seiner Ansicht nach dem Landschafter eine Fülle der besten Motive bot, und Fräulein Ida's tief innerster Ueberzeugung reichte ein Claude Lorrain, oder der Andreas Achenbach, welchen der Onkel von Düsseldorf mitgenommen hatte, bei weitem nicht an die Kunsterzeugnisse seines Pinsels. Er hatte seinen Platz bei Tafel leider in einer starken Diagonale mit Fräulein Ida, und diese Stellung zweier Gestirne erlaubte kein so häufiges Verschmelzen der beiderseitigen Lichtstrahlen, wie bei der unleugbaren Attraction dieser Sterne wünschenswerth erschien.

Zwei feindliche Gestirne hatten sich in die Bahn geschoben, hüben die „Dame in Grün“, eine nicht mehr ganz frische Schönheit, die allmittäglich, nachdem sämmtliche Tischgenossen bereits Platz genommen, in meergrüner, seidener Schlepprobe hereingerauscht kam, sonst jedoch nur in grauer Regenkapuze sich zeigte, weshalb unter ihren Mitschwestern die Version verbreitet war, besagte beide Kleidungsstücke bildeten ihre ganze Garderobe; — drüben ein verwittweter Engländer, der aus den Trümmern seines häuslichen Glückes nichts gerettet zu haben schien, als einen ungezogenen, vierjährigen Jungen, welcher alle Leute mit staunenswerther Consequenz auf die Füße trat und in Puddings und Pies die unglaublichsten Verwüstungen anrichtete. Mit diesem hoffnungsvollen, liebenswürdigen Sprößling reiste der Vater umher, um — ihm eine neue Mama zu verschaffen. Wenn nicht alle Anzeichen täuschten, war das Ideal entdeckt, wenigstens konnten die starren Blicke, mit welchen Mylord Vater Fräulein Ida unausgesetzt verfolgte, nicht anders gedeutet werden, wie alle Vertreterinnen des schönen Geschlechts in traulicher Zwiesprach eifrigst versicherten.

Da hat nun das Schicksal eine Anzahl Menschen aus vieler Herren Ländern an Bord eines Dampfers zusammengefegt; fremd bis zur Stunde, lebt man mit einander, für einander, theilt Leid und Freud, freundliche und ernstliche Beziehungen entstehen, man ist in Noth und Tod auf einander angewiesen, und ein Band

festester Treue umschließt Alle — bis nach wenigen Tagen die verrinnenden Wellen der Zeit sie aus einander schleudern, und fremd, wie vorher, geht ein Jeder seinen Weg.

Ida stellte sich vor, wie der Schreck von der plötzlich aufspringenden Böe nachwirkte. Die Eine mühsam lesend, die Andere seekrank — und selbst von den Herren fand keiner Courage zu einer flotten Unterhaltung, sie sitzen einzeln umher, sehen die blanken Lampen in ihren Doppelringen schaukeln und hören die brausende See gegen die Schiffswandung klatschen: aber keinem fällt es ein, wie wonnig, wie großartig eine unruhige Nacht auf dem Meere sei.

Goldene Funken sprühten im Kielwasser, verschwanden blitzschnell und glitzerten an anderen Stellen auf. Das junge Mädchen beugte sich über Bord, das Funkenspiel entzückt betrachtend, doch eine Berührung wie die vom Fittich eines Nachtvogels wandte ihren Kopf zur Seite, dort stand eine Männergestalt, deren flatternder Mantel das Mädchen berührt hatte.

Es bedurfte beiderseits keines Wortes, um überzeugt zu sein, die beiden Gestirne, welche bei Tische unglücklicher Constellation halber dem Gesetze der Attraction nicht folgen konnten, seien urplötzlich in jene Nähe gerückt, wo diese Kraft ungehindert wirken könne. So dauerte es denn nicht lange, und die Beiden saßen tief drinnen in jenem Gedankenaustausch, der über die schwierigsten Fragen und Probleme des Lebens Betrachtungen anstellt, der die ernstesten Sachen in sein Bereich zieht, nur nicht die Liebe. Während aber dieser eine Punkt hartnäckig umgangen wird, schickt der beflügelte Schelm seinen Pfeil desto sicherer in die jungen Herzen ab. Halt, so weit waren die Leutchen noch lange nicht.

Die See brauste unter ihnen, und über ihren Häuptern ging der Wind, der „Neptun" stampfte und stieß in dem hohen Seegange, daß manches Wort abgeschnitten wurde, ehe es die Lippe passirte.

Der junge Mann drückte seine Freude aus, in Fräulein Ida eine gleich empfindende Bewunderin der Natur zu finden, und sie dagegen erzählte, sie sei Onkel Dreßing unendlich dankbar, daß er sie aus Deutschland mitgenommen habe. Allein, ohne Vater und Mutter stand sie, als Onkel und Tante Dreßing mit ihren kleinen Mädchen und dem weißen Pinscher aus Boston herüberkamen, um in Wiesbaden für Onkels Rheuma Heilung zu suchen. Schon die Rheinfahrt sei köstlich gewesen, und in Düsseldorf gab's so viele herrliche Bilder zu schauen, daß die Augen schier verwirrt wurden. Schöner aber als alle Bilder sei die schöne Welt selber, und eine Meerfahrt wie diese das Herrlichste von allen.

„Leicht wird der Geist und frei die Seele," rief sie; „ich möchte tauchen können bis zum geheimnißvollen Grunde und fliegen mit dem Sturm um die Wette gen Westen, wo unser Reiseziel."

„Ja, in das Land der Freiheit, des Fortschritts," fiel der Maler ein.

„Reden Sie Amerika das Wort?" fragte die junge Dame neugierig, „ich hörte sagen, die Kunst habe keine Stätte im Lande des Dollars. Onkel Dreßing will das freilich nicht gelten lassen, aber er brachte auch keine Gegenbeweise ein."

„Und wäre es bis jetzt auch so, was thut's?" rief der junge Mann. „Nordamerika ist im Werden begriffen und wird rasch zu dem Höhepunkt des Ideals emporsteigen. Schon haben die Wissenschaften festen Fuß gefaßt in dem jungen Volke, und mächtig durchdringen sie alle Schichten der Bevölkerung. Die Wissenschaften aber sind Vorläufer der schönen Künste. Ist der Geist befriedigt, tritt das schönheitsdurstige Herz in die Schranken. Allbereits regt es sich da und dort. Nordamerika steht im Frühlicht seines Tages, in Europa aber leuchtet die goldene Abendsonne."

„Und wir schaukeln zwischen zwei Welten auf dem unendlichen Meere," sagte Ida nachdenklich. „Werden wir das Land der Verheißung erreichen?"

„Ja, und nochmal ja," rief der junge Mann feurig, seine Hand suchte einen Moment die ihre. „Am Hudson, in den Katskillbergen und den weiten Prairien des Westens werde ich dieser Stunde gedenken. Gedenken auch Sie ihrer?"

Wer weiß, wohin das Pärchen sich verirrt haben würde, wenn nicht in diesem Augenblicke ein langgezogener Ruf durch die Dunkelheit gedrungen wäre.

„Hohei, aufgepaßt, Schiff in Sicht!" schrie eine Stimme vom Ausguck vorn auf der Back, und sofort ward es auf Deck unruhig. Aber es zeigte sich nicht jene gemessene Unruhe, welche jedem wohlberechneten Manöver vorangeht, sondern eine unstete peinliche Bewegung, die dem sicheren Hantiren der Seeleute sonst fremd ist. Zugleich klingelte es wieder einmal schnell hinter einander neben dem Steuerrade.

„Das ist der Tingeltangel," flüsterte das junge Mädchen.

„Wa—a—a—s?" fragte ihr Nachbar.

„Der Tingeltangel, ich weiß es genau," erwiderte Ida.

„Hat der verdammte Kerl keine Lichter außen?" schrie es von der Commandobrücke.

„Nein, kein Licht zu sehen," lautete die Antwort zurück.

Daß der Capitain und erste Officier auf der Brücke die Augen durch die Gläser schier überanstrengten, um Lage und Curs des begegnenden Schiffes zu erkennen, konnten die Beiden hinter dem Heck nicht gewahren, ebenso wenig wie sie die kräftigen Flüche der beiden verantwortlichen Seemänner hörten. Nur daß etwas Außerordentliches vorgehe, daß eine Gefahr drohe, fühlten sie Beide, und ihr Athem stockte.

Wieder ein leiser Klang im Ruderhause, und die beiden Quartermeister am Steuer gaben, unterstützt von zwei Matrosen „Backbord Ruder hart". Ein stummer, erwartungsvoller Augenblick, der das Blut in den Adern erstarren ließ, ein Moment, der über Sein und Nichtsein entschied, und — mit enger Curve Steuerbord ausbiegend — entging der brave „Neptun" der drohenden Collision. Und hohe, ja die höchste Zeit war es gewesen, denn fast streifte der Schnabel des Dampfers den Bug des pflichtvergessenen Seglers, der nun, ohne Signallaternen noch sonstige Beleuchtung zu zeigen, nahe vorbeiglitt. Seine Masten ragten in den schwarzen Nachthimmel unheimlich empor.

„Gewiß ein gottverlassener Spanier, oder gar ein verdammter Türkenhund!" sagte ein alter Matrose, welcher über das Hinterdeck ging.

„Sagt doch, guter Freund, war die Gefahr groß?" redete ihn der Landschafter an.

„Groß genug," brummte der Alte, „daß wir in fünf Minuten Alle mit einander in hundert Faden Tiefe 'nen Contretanz aufführen konnten."

„Noch eine Frage erlaubt! Kurz ehe der Dampfer ausbog, gab es einen — einen Tingeltangel —"

„Ja, was ist ein Tingeltangel?" fiel Fräulein Ida ein.

Der Alte schmunzelte.

„Ein Tingeltangel, meine Herrschaften, ist ein telegraphisches Donnerwetter für Die, welche am Steuer stehen. Es heißt so viel, als: ‚Ihr verfluchten Kerle, wollt Ihr wohl besser auf den Curs passen; wenn Ihr nicht genauer Acht gebt, werde ich Euch 'mal gehörig den Kopf waschen lassen.' Dieses Donnerwetter kommt vom Capitain auf der Commandobrücke, und die Leute am Steuer verstehen es ganz genau. Sonst noch Befehle?"

„Nein, wir danken!"

„Na, dann geh' ich an die Arbeit, der Wind ist herumgegangen, da müssen wir die Röhren versetzen."

Der grauhaarige Seemann begann mit mehreren Cameraden die zahlreich auf Deck verstreut stehenden Röhren, die am andern Ende zu einer riesigen Schallmuschel geweitet schienen, zu drehen und zu wenden.

„Um Gotteswillen," rief Fräulein Ida, „welch neue Gefahr droht, daß die schrecklichen Rohre in Anwendung kommen müssen? O, bleiben Sie bei mir! nein, fragen Sie, was zu befürchten steht; ich eile hinunter, Tante bei den Kindern zu helfen."

Nun that der Officier, welcher an dem großen Compaß beobachtend stand, zum ersten Mal den Mund auf.

„Aengstigen Sie sich nicht, es sind die Ventilationsröhren, die Ihnen in Salons, Kajüten und in alle vier Decks frische Luft schaffen. Der Wind hat sich gedreht, folglich müssen die Röhren auch gedreht werden, um den Wind aufzufangen."

„Ach so," kam es merkwürdig erleichtert aus der Brust des jungen Mädchens. Aber die holde Zwiesprach angesichts des nächtlichen Oceans blieb gestört, außerdem läutete eben die Glocke zum Abendessen.

Einige hundert Meilen weiter westwärts dampfte der „Neptun". Die alte Welt und das Land der Verheißung, beide lagen in gleicher Entfernung tief unter dem Horizonte, auf dem Höhepunkte der Erdkugel schwebte der „Neptun". Heiter strahlte die Sonne



Ball an Bord –

Oelgemälde von Ludwig Blume. Nach einer Ph



...en zwei Welten".
...hie im Verlage von F. Hanfstängl in München.

vom blauen Himmel herab, heiter kicherten und koseten die schäumenden Wogen und heiter glänzten die Gesichter der Passagiere. Nach dem Diner ward es ein Raunen, ein Wispern und Flüstern unter der schönen Hälfte des Geschlechts. Gar so wonnig ist das Leben, losgelöst von den Fesseln der alten Welt, die neue hat die ihrigen noch nicht übergeworfen; so im Schweben zwischen zwei Welten, warum sollte das Leben nicht genossen werden? Der alte Aeolus schien gnädig gestimmt, breit lag er auf der Tiefe und ließ sich in den Schlaf wiegen. Alles lud zur Freude am Dasein ein.

Ida hatte mit Onkel und Tante geflüstert, dann mit der jungen Frau und mehreren jungen und älteren Schönheiten die Köpfe zusammengesteckt. Ehe jedoch das weibliche Corps den Plan gefaßt hatte, ward er durch die Ritterlichkeit des starken Geschlechts ausgeführt — eine Drehorgel erschien an Deck, ein hübscher, strammer Matrose stellte sich dazu, und heidi, nach den lustigen Melodien flogen die Paare im Tanze herum.

Onkel Dresing sieht mit tiefem Behagen das liebe Nichtchen am Arm des schmucken Landschaftsmalers; er blickt von dem Paare hinweg in die blaue, gekräuselte Weite und denkt: „Mein Achenbach ist zwar unübertrefflich, doch ein Stück Poesie auf dem Ocean erleben, ist auch nicht zu verachten."

Tante Dresing freut sich des jungfrischen Wesens und sieht in ferne Zeiten, wo ihre beiden kleinen Mädchen zu eben solchen Blüthen sich entfaltet haben werden. Alles athmet Lust und Freude, nur die „Dame in Grün" hat sich zurückgezogen, und Mylord Vater starrt melancholisch auf die Mädchengestalt, die sich so leicht im Arme des jungen Mannes wiegt; ihm scheint just der Gedanke aufzugehen, sie sei doch nicht die rechte zu seines Sprößlings Mutter.

Der schmucke Matrose an der Drehorgel allein versteht das Lächeln auf Fräulein Ida's Gesicht. So eben flüstert der junge Künstler das Liebeswort in ihr Ohr, welches die beiden Herzen auf ewig bindet, und ein Druck ihrer kleinen Hand giebt die Antwort.

„Ich habe das schon neulich Abend gewußt, als die Beiden hinter dem Ruderhause schwatzten von Sternen und Meerjungfern und Sterben," denkt der junge Seemann und orgelt lustig darauf los.

Der „Neptun" aber dampft weiter, dem Land der Verheißung entgegen.*

H. Pichter.

* Der freundliche Leser sei darauf aufmerksam gemacht, daß L. Munne-Siebert, welcher die Scene vorstehender Schilderung in seinem Bilde „An Bord" in so anmuthiger Weise verkörperte, derselbe Künstler ist, dessen „Tänzchen mit dem Großvater" durch die „Gartenlaube" die weiteste Verbreitung fand.

Die nationale Kochschule in London.

Von Marie Calm.

„Haben Sie denn unsere Kochschule schon gesehen?" fragte mich eine Dame.

„Ihre Kochschule? Ich denke, die Engländerinnen beschäftigen sich nicht mit Kochen?"

„Wir haben es bisher nicht gethan, aber wir wollen es lernen."

Ja, die Engländerinnen wollen kochen lernen! Wie man deutschen Schulunterricht in England einzuführen sucht, so will man der englischen Lady auch einige jener häuslichen Kenntnisse beibringen, durch welche die deutsche Hausfrau so berühmt ist.

Ob es gelingen wird? Ich erlaube mir daran zu zweifeln. So lange die Küche sich im Souterrain des englischen Hauses, zwei Stockwerke unter den Wohnzimmern befindet; so lange eine weiche, weiße Hand mit durchsichtigen, tadellosen Nägeln für ein unerläßliches Attribut einer Lady gilt; so lange die Köchin sich als Alleinherrscherin in ihrem unterirdischen Reiche betrachtet und jeden Eingriff in ihre Autokratie mit Kündigung bestraft — so lange werden die culinarischen Leistungen der englischen Hausfrau wohl nicht allzu bedeutend sein.

Und, man kann nicht umhin zu denken, warum sollte sie sich dafür bemühen? Warum selbst etwas thun, was eine geringere Kraft zu leisten vermag? Wer je für längere Zeit Mitglied eines englischen Hauses war, der weiß, wie behaglich es sich darin lebt, wie trefflich Alles eingerichtet und geordnet ist. Da hört man nichts von dem Knarren der Haushaltungsmaschine, da geschieht Alles geräuschlos und zur rechten Zeit, da steht die Mahlzeit pünktlich auf dem sorgfältig gedeckten Tisch, und die Hausfrau, unberührt vom Küchenrauch, frisch in ihrer erneuerten Toilette, braucht nicht ängstlich jedem kommenden Gerichte entgegenzusehen, ob es nicht noch in der Viertelstunde, seitdem sie die Küche verlassen, verdorben ist, ob auch alle ihre Anordnungen hinsichtlich des Servirens der Schüsseln befolgt sind. Sie kann sich freien Geistes ihren Angehörigen oder ihren Gästen widmen, denn sie weiß, die Köchin versteht ihre Arbeit — sie ist selbstständig.

Dann aber — und das fällt freilich sehr in's Gewicht — ist die englische Küche weit einfacher, als die unsere. Man verspeist im ganzen großbritannischen Königreich dieselben Roastbeefs und Hammelkeulen, dieselben ungefetteten und ungesalzenen Gemüse, dieselben Reispuddings und Rhabarberpies, zum Dessert denselben Käse, höchstens mit der Abwechslung von Chester- und Stiltoncheese, im Winter dieselben Orangen, im Sommer dieselben Erdbeeren.

Das ist einheitlich — freilich oft auch recht einförmig. Unsere verwöhnten Herren würden wahrscheinlich wenig damit einverstanden sein, die erste Hälfte der Woche das Roastbeef (so ausgezeichnet es auch war!) kalt zu essen, das am Sonntag warm servirt wurde, und vom Donnerstag an dieselbe Hammelkeule unwiderruflich erscheinen zu sehen — Samstags vielleicht in Gestalt eines Hachés — bis sie am Sonntag wieder von dem Roastbeef abgelöst wird. Dazwischen vielleicht einmal, wo jene nicht ausreichen, ein Fisch oder ein Huhn zur Abwechslung, begleitet von dem harmlosen Gemüse — und das Menu eines gewöhnlichen englischen Hauses und damit einer gewöhnlichen englischen Köchin ist erschöpft.

„Nein," sagt der Herr Geheimrath, und sieht dabei wohlgefällig an seiner gut gepflegten Gestalt hinab. „Nein, damit wäre ich allerdings nicht zufrieden. Meine gute Frau versteht sich auf die Küche, auf einige kleine Leckerbissen, für die ich ein Faible habe. Ich bin wahrlich kein Gourmand, aber die Zubereitung thut in der Kochkunst sehr viel: mit einer guten Mayonnaise kann man selbst einen alten Hahn noch genießbar machen!"

Und der Herr Geheimrath hat Recht.

Die Zubereitung thut viel und **muß** viel thun, wo das Material nicht so gut und das Haushaltungsgeld nicht so reichlich ist, wie in England. Der gutgespickte englische Geldbeutel — was würden unsere Hausfrauen nicht Alles leisten, wenn sie den besäßen! Indessen beruht der größere Luxus der englischen Haushaltung noch auf einem anderen Grunde, der vielleicht weniger allgemein bekannt ist.

Während vier Jahren, die ich in verschiedenen englischen Familien verlebt, erinnere ich mich nicht, den respectiven Hausherrn mehr als zwei- oder dreimal Abends im Familienkreise vermißt zu haben. Wenn er ausging, geschah es stets mit seiner Frau. Dieselbe Bemerkung machte ich bei zwei in England lebenden deutschen Kaufleuten, bei denen ich kürzlich einige Monate zubrachte. Die beiden Deutschen hatten die englische Gewohnheit, den Tag nach geschlossenem Geschäfte mit ihrer Familie zu verbringen, angenommen.

Natürlich hat der Engländer auch seinen Club, in dem er seine Freunde und politischen Genossen trifft; die großen Entfernungen nöthigen ihn oft, sein Luncheon in der Stadt einzunehmen; aber die deutschen Früh- und Dämmerungsschoppen, die Billard- und Kegelpartien, und wie die Mahlzeiten sonst heißen, die in den Cafés und Restaurants eingenommen werden, kennt er nicht. Die letzteren sind auch gar nicht dafür eingerichtet: man nimmt seinen Trunk, wenn man einmal einen solchen wünscht, am Schalter stehend zu sich, und erhält seinen Imbiß in einer Art Loge servirt, in welche fast überall in England die Speisezimmer parcellirt sind, um dem Gast seine Selbstständigkeit und Un-

genirtheit zu wahren und ihn vor der Gefahr zu hüten, mit einem ihm nicht vorgestellten und vielleicht gar nicht vorstellungswürdigen Individuum zusammen zu sitzen. Zum Vergnügen, für gesellige Zwecke besucht man die Gasthäuser nicht.

Ebenso wenig verzehrt der Engländer viel bei Ausflügen. Mit Ausnahme der Picknits, bei denen die Theilnehmer selbst den Proviant liefern, sucht man es so einzurichten, daß man draußen keiner Mahlzeit bedarf. Es wäre auch oft schwer, eine solche zu erlangen. In den beliebtesten Touristengegenden, bei den berühmtesten An- und Aussichtspunkten kann man zwar die Photographien derselben zu kaufen bekommen, aber kein schäumendes Glas Bier wird dem durstigen Wanderer geboten, kein Duft zweifelhaften Kaffees steigt zum Himmel auf.

„Keine Frucht der süßen Aehren
Ladt zum reinen Mahl ihn ein —"

nur Natur kann da genossen werden — sonst nichts. Gewiß, das würde uns Deutschen, die wir gewohnt sind, in jedem „kühlen Grunde", der zu romantischen Phantasien begeistert, auf jedem halbwüchsigen Berge, der auf den kühlen Grund hinabsieht, von einem einladenden Wirthshausschilde begrüßt zu werden, wenig behagen.

Ich will nun gar nicht darüber streiten, ob dies, ob jenes besser ist: nur constatiren wollte ich, als Resultat jener Einrichtungen, daß der Engländer nicht den vierten Theil von dem, was der deutsche Durchschnittsmensch außer dem Hause verzehrt, in dieser Weise verausgabt, und daß er in Folge dessen im Hause öfter ein Beefsteak essen kann, wo wir uns oft mit den aus verschiedenen Mahlzeitresten kochkunstreich zusammengesetzten „Fricandellen" (Fleischklößchen, Fleischschnitte 2c.) begnügen müssen.

Doch Pardon! Ich habe mir da wirklich eine ganz unverantwortliche Abschweifung von meinem eigentlichen Gegenstande, der Kochschule in Exhibition Road, South Kensington, London, erlaubt. Das kommt aber davon, daß der Weg von Gloucester Place, wo ich wohnte, bis zu Exhibition Road so weit war: sechs oder sieben Stationen unterirdische Eisenbahn, dann noch zwanzig Minuten zu gehen. Endlich stehen wir vor dem Thorweg, über dem mit großen Lettern geschrieben steht:

National Training School
for Cookery.

Das ist nämlich der eigentliche, vollständige Titel der Kochschule. Das „national" deutet an, daß es kein Privatunternehmen ist; das „training", daß nicht nur Laien dort unterrichtet, sondern wirkliche Koch-Künstlerinnen „methodisch" dort ausgebildet werden.

Wir sehen, Mr. John Bull, trotz seiner Vorliebe für sein englisches „Roastbeef" und sein „plain leg of mutton", stimmt doch mit dem Herrn Geheimrath darin überein, daß die bisherige englische Küche etwas zu einförmig war. Auf seinen vielen continentalen Reisen hat er manche Schüssel kennen gelernt, die ihm sehr gut gefiel; Mrs. John Bull ist ganz seiner Ansicht, aber sie hat keine Idee, wie dergleichen zu bereiten ist, und in dem Repertoire der Köchin steht es nicht. Da nun Mr. John Bull die praktische Idee hat, daß jedes Ding gelernt werden muß, so hat er die Kochschule gegründet.

Natürlich gleich in großartigem Maßstab, wie Alles in England, und mit Sang und Klang, das heißt mit hochklingenden Namen an der Spitze. Der Präsident des Unternehmens ist kein geringerer als His Grace, der Herzog von Westminster; unter den übrigen Patronatspersonen befinden sich die Prinzessin Louise und ihr Gemahl, der Marquis von Lorme, die Prinzessin Christian von Schleswig-Holstein, die Prinzeß Mary, Mr. und Mrs. Gladstone, ein halbes Dutzend Earls und Countesses, und eine ganze Reihe anderer berühmter Namen. Ja, auch das ausführende Committee hat einen Herzog und einen Marquis aufzuweisen, verschiedener Majors und Captains gar nicht zu gedenken; erst ganz am Ende der langen, stattlichen Liste finden sich einige weniger erhabene weibliche Namen: eine Oberinspectorin, eine Secretärin, zwei examinirende Damen und fünf Lehrerinnen.

Jedenfalls ein reiches Personal für das Unternehmen. Mit einem jenen großen Namen angemessenen Respect betrat ich also das Sprechzimmer und bat die dort weilende Secretärin, mir die Anstalt zu zeigen.

Sie führte mich zuerst in die „Demonstration-Class", den Vortrags-Saal.

Hier fand ich etwa fünfzehn bis zwanzig junge Mädchen auf amphitheatralisch aufsteigenden Bänken sitzen, jede mit einem Heft und einer Bleifeder in der Hand. Vor ihnen stand ein Tisch, auf den die Lehrerin eben eine Casserole mit einer dampfenden Sauce hingesetzt hatte — augenscheinlich von dem kleinen Herd abgenommen, der sich hinter ihr, zum Zweck der Experimente, befand. Die Lehrerin erklärte nun den Zuhörerinnen, aus welchen Ingredienzien die Sauce bestehe, wie sie zu bereiten sei, was man thun müsse, wenn sie zu dick oder zu dünn ausfalle, kurz Alles, was sich von der Sauce überhaupt sagen ließ. Die Schülerinnen schreiben sich das Alles in ihre Hefte ein, welche nach der Stunde von der Lehrerin durchgesehen und corrigirt werden.

Dann besuchten wir die Küche, einen sehr großen Raum, von einer Bretterwand durchschnitten, in deren Mitte der enorme Herd sich befindet. In der einen Abtheilung wird die einfache Küche, in der andern die feine gelehrt. Durch den gemeinsamen Herd spart man natürlich an Feuerung.

Der Unterricht währt von zehn Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags. Ich kam erst gegen drei Uhr: so war die Hauptarbeit des Tages schon vollbracht. Ich sah nur noch einige Bleche voll Gingerbread (Lebkuchen) zubereiten und überzeugte mich, daß dieselben recht gut schmeckten.

In jeder der beiden Abtheilungen fungirte eine sehr respectabel aussehende Frau als Koch-Lehrerin von sechs oder sieben Schülerinnen; mehr als zehn werden zu einer praktischen Lection nicht zugelassen.

Die letzteren waren meist Mädchen aus den mittleren und unteren Ständen, doch befanden sich auch einige Ladies darunter, mit eleganten Atlashäubchen und reich besetzten Latzschürzchen — ungefähr in dem Costüm, wie eine junge Dame auf der Bühne die Küche besorgen würde. Immerhin ist es viel, daß die sonst so sehr exclusive englische Lady sich herabläßt, eine Arbeit gemeinsam mit Mädchen zu treiben, die vielleicht später in Dienst bei ihr eintreten mögen.

Der Cursus dauert zwanzig Wochen und kostet zwanzig Guineen (420 Mark). Welche deutsche Mutter würde bei solchem Honorar ihre Tochter wohl in die Kochschule schicken? ... Dafür sollen die Schülerinnen aber auch Alles gründlich lernen: von der Behandlung des Feuers, der Einrichtung der Herde, dem Reinigen des Geschirres an bis zu der Bereitung der complicirtesten Schüsseln, der Entrées, Entremets, der Gelées und Crêmes. Die Krankenküche ist natürlich dabei nicht vergessen; auch bekommen die Schülerinnen, wenn sie es wünschen, Anleitung und Gelegenheit, um selbst wieder zu unterrichten — vielleicht der praktischste Theil des Unterrichts, besonders für die jungen Damen, wenn er sie befähigt, ihre Köchinnen später anzuleiten. Jedenfalls bringen sie eine reiche Sammlung von hoffentlich guten und praktischen Recepten mit nach Haus, wodurch der Speisezettel der englischen Küche erweitert und die vorhin beklagte Einförmigkeit gehoben wird.

In einem an die Küche stoßenden Zimmer waren die an dem Tage bereiteten Speisen aufgestellt: Fleischgerichte aller Art, Puddings, Pies, Mayonnaisen, Gelées. Alles sah außerordentlich hübsch und appetitlich aus: die Ausschmückung wahrhaft künstlerisch. Wenn die Speisen den Gaumen ebenso befriedigten, wie das Auge, ließen sie nichts zu wünschen übrig.

Was aber fängt man mit all diesen Herrlichkeiten an? Ich fragte meine Führerin, ob nicht eine Art Restaurant oder ein Mittagstisch für Damen mit der Anstalt verbunden sei? Ich vergaß, daß derartige Einrichtungen in England nicht gebräuchlich sind. Meine Führerin erklärte mir das auch, indem sie hinzufügte, die Speisen ständen allerdings von Nachmittag drei Uhr an dem Publicum zum Verkauf, fänden sie aber keine Liebhaber, so sei das kein Unglück, da die Kosten des Materials durch das Honorar der Schülerinnen gedeckt würden. Ein Theil der Speisen diente außerdem zum Lunch oder Mittagsbrod für diejenigen Schülerinnen, welche zu fern wohnten, um dies Mahl zu Hause einzunehmen; sie haben einen Schilling (eine Mark) dafür zu zahlen. Auch stehe es einer Jeden frei, sich eine der Schüsseln für einen nominellen Preis zu kaufen.

„Deutsche Sparsamkeit ist das trotzdem nicht," dachte ich, indem ich Miene machte, mich zu verabschieden. Ob die Frau Secretärin meinen Gedanken auf meiner Stirn las? Sie bemerkte freundlich, daß ich für das als Probe verzehrte Gingerbread einen Penny (zehn Pfennig) und für den Prospect zwei Pence zu zahlen habe!

Memento mori!

(Mit Illustration Seite 445.)

Mittsommertag — vor seiner Schwüle
Suchst, holde Maid, du Zuflucht hier;
Des alten Friedhofs schatt'ge Kühle
Weht um die heißen Schläfen dir.

Verloren ganz in süßes Träumen
Gingst achtlos du den Pfad dahin;
Geheimes Flüstern in den Bäumen
Nahm dir gefangen Herz und Sinn.

Da plötzlich aus der Blätterwildniß
Ragt auf vor dir ein Leichenstein,
Und einer Jungfrau ernstes Bildniß
Grüßt mahnend dich im Dämmerschein.

Es überrieselt dich ein Schauer:
Dir ist's, als öffne sich ihr Mund
Und thäte dir in herber Trauer
Das Räthsel ihres Daseins kund.

Wo heut du gehst, ist sie geschritten
Im Prunke längst verscholl'ner Tracht;
Sie hat wie du geliebt, gelitten,
Sie hat wie du geweint, gelacht.

Dereinst vor hunderten von Jahren
War sie so jung und schön wie du —
Sie sank mit ungezählten Schaaren
Wie herbstlich Laub zur Todesruh.

Nur eine winzig kurze Spanne,
Da wirst auch du wie diese sein,
Verfallen dem urew'gen Banne —
Noch aber glänzt dein Sonnenschein.

So flieh die bange Todtenklage!
Dir ist die Welt noch reich geschmückt —
Nutz' deines Sommers flücht'ge Tage:
Beglücke — und du bist beglückt!

Ernst Scherenberg.

Das heilig' Dirnd'l.

Von Hermine Villinger (H. Willfried).

Vom Dorf her kam die Boten-Burgl mit dem Moidl (Marie), und sie tummelten sich nicht wenig, denn sie mußten noch vor Einbruch der Nacht über den See, und hinten, aus der Wetterseite stieg ein Gewitter auf.

„Jesses, dös donnert schon!" rief die Frau und bekreuzte sich.

„Mein," grollte das Moidl und warf einen vorwurfsvollen Blick zum behängten Himmel hinauf, „wenn ma amal im Jahr mit herüber darf, gleich donnern's droben! Ich wär so gern noch bei der Lis'l blieb'n — die Bilder, Jesus Maria, und gar noch die farb'gen Heil'gen und die Goldschal'n, Mutter! Ich bitt' schön, nimm mich wieder mit!"

„Dös is nix für Dich, Moidl," entgegnete die Frau. „Du bleibst d'heim und hüt'st 's Vieh, 's taugt nix, wenn die Dirnd'l in Dein' Jahren was Anderscht's im Kopf hab'n, als 's Vieh."

„Je, was kann's halt schad'n, wenn ich an der Lis'l ehnere schöne Sach'n denk! Das möcht ich wiss'n!"

„'s bleibt nit dabei, freili, wenn's dabei blieb! Wo aber a Dorf is, da seind a Bub'n und mit 'm Anschau'n kommt alle Sünd' in d' Welt — mei Gott, Moidl, wann ich's erleb'n thät, daß D' mer d' Buben anschaust und —"

„Ich hab' g'wiß kein nit ang'schaut," betheuerte das Moidl. Und die Alte fuhr fort:

„Denk' an mich — denk' immer an mich — Dein Vater hat mich auch ang'schaut und ich ihn — wie ich aber im Elend war, hat er mich sitz'n lass'n — kein Andrer aber hat mich mehr g'nommen. O Jesses, wann ich dös biss'l Frömmigkeit nit hätt' — ich hätt' mich halt nimmer aus g'wußt vor Herzeleid . . ."

Sie waren mittlerweile unten am See angekommen, dessen Wellen ziemlich bewegt gegen das Ufer schlugen. Burgl winkte einem Schiffer zu, der von drüben kam:

„Grüß Gott, Josef, geht's noch?"

Der Bursche schaute nach dem Moidl, das mit gesenkten Augen hinter der Mutter stand, und sagte dann nach kurzem Besinnen:

„Jo — jo."

Er legte den Nachen an, und die Frauen stiegen ein. Als sie sich mitten auf dem See befanden, brach das Gewitter los. Die Burgl betete aus Leibeskräften ein Vaterunser um's andere, nichts desto weniger sank sie bei jedem heftigen Donnerschlage mit der Nase beinahe bis auf ihre Kniee herab, bei welcher Gelegenheit der Josef dann immer das Moidl zu sehen bekam, das hinter der Mutter saß und sich nicht rührte.

Als sie endlich ganz durchnäßt drüben anlangten, war es so stockfinster geworden, daß man den Weg vor sich nicht sehen konnte. Der führte dicht am See hin und dann steil empor, immer am Wasser entlang.

„Erbarmnuß Gottes," jammerte die Burgl, „da kenn' ich mich ja selbst nit aus — heiliger Josef, steh uns bei!"

„No," meinte der Bursche, „ich glaub', da kann ich schon besser aushelfen, halt Dich nur fest an mir, Burgl, und das Moidl soll sich auch halt'n —"

„Das Moidl halt sich an mir," fiel ihm aber die Alte in's Wort.

Und so gingen sie zusammen den stockdunklen Weg entlang, dicht neben dem rauschenden See hin. Und so oft der Blitz diesen beleuchtete, flog die Burgl mit einem Angstschrei rechts gegen die Felswand, den Josef und das Moidl mit sich ziehend, sodaß sie allemal eine ganze Weile brauchten, bis sie wieder auf den Beinen standen. Da fluchte dann der Josef recht nach Herzenslust, indeß die Alte alle Heiligen des Himmels um ihren Beistand anrief.

Als sie von dem freien Weg in den Wald einbogen, in dem es so unheimlich krachte und dröhnte, da wurde der Burgl noch banger zu Muthe, und sie wollte durchaus in der heiligen Josef-Capelle, die da am Waldesrande stand, liegen bleiben, um im Schutze des Heiligen zu sein. Aber der Josef riß sie mit sich fort:

„Wenn's eini schlag'n will, so schlagt's halt eini, da kann kei Heiliger nix dagegen!"

„O Du gottvergessener Bub," klagte die Frau und humpelte an seiner Seite weiter, „Du red'st uns g'wiß in's Unglück!"

„Sei doch a biss'l g'scheidt, Burgl," meinte der Josef, tüchtig ausschreitend, „wenn D' naß bist bis auf d' Haut, so hilft all's Bet'n nix, aber a trock'nes G'wand'l."

Dagegen ließ sich nun eigentlich nichts einwenden, wenigstens sprach die Burgl nicht weiter, und so kamen sie ohne fer:ren Aufenthalt droben in der kleinen Hütte an.

Die Burgl suchte in der Tasche.

„No, Josef," sagte sie, „Du verdienst schon was Bess'res, als ich Dir halt geb'n kann —"

„Ich nehm' nix nit, Burgl," unterbrach er sie, „'s freut mich, wenn ich auch amal hab' können Ein' a Lieb's thun, bin so a biss'l viel 'rumg'stoß'n word'n in der Welt, da woaß mer, wie's thut."

„Dann vergelt's Gott, Josef!"

„Gut' Nacht," sagte er.

„Gut' Nacht," sagte auch das Moidl.

„Sakra —" fluchte der Bursche und wandte sich noch einmal nach der Hütte um, „jetzt woaß ich, bei Gott, nit amal, was dös Moidl für Augen hat!"

Drinnen in der Hütte aber sagte das Moidl zur Mutter:

„Mei Gott, is dös a treuherziger Bub, a guter —"

„Moidl," rief die Burgl, „was hab' ich D' g'sagt — woher kommt all's Elend der Welt?"

„Ich woaß schon, Mutter," erwiderte das Moidl mit großer Zuversicht, „ang'schaut hab' ich ihn jo auch nit, aber hör'n hab' ich ihn doch müss'n, d' Ohren kann Keiner nit zumach'n." —

Am andern Morgen saß das Moidl droben auf der Alm und hütete das Vieh, aber es hatte noch ganz andere Dinge im



Memento mori!
Originalzeichnung von Wilhelm Ritter.

Kopfe als selbiges. Es saß im Gras an die Braune gelehnt, die behaglich wiederkäuete, und sah gar fröhlich hinauf zum Himmel, mit dem's eben in einer Unterhaltung begriffen war. Denn, daß das Moidl mit seinem Herrgott und allen lieben Heiligen im besten Einvernehmen stand, war so natürlich — mit wem hätte es sich denn sonst unterhalten sollen? Freilich konnt's auch vorkommen, daß es die Bewohner des Himmels recht derb ausschalt, wenn sie zum Beispiel nicht besser aufpaßten und sich eine Kuh verlaufen hatte, oder wenn ihm, dem Moidl, sonst ein Malheur zugestoßen war, das die droben recht gut hätten verhüten können. Am besten aber stand's mit dem heiligen Josef, der nicht weit von der Alm sein Capellchen hatte und dessen hellfarbiges Gewand weit durch die Hecken und Baumäste leuchtete. Für den band's auch heut einen prachtvollen Strauß von Alpenrosen; es war hoch droben gewesen, sie zu holen. Von Zeit zu Zeit wollte die Braune nach den schönen Blumen haschen, die in Moidl's Schooß ausgebreitet lagen, aber dann bekam sie jedesmal Eins auf die Nase.

„Ja, freili, für Dich sein die Ros'n, dumm's Viech!"

Als der Strauß fertig war, lief das Moidl damit hinab zur Capelle.

„Schau," sagte sie und hielt dem heiligen Josef die Blumen unter die Nase, „so a schönen hast lang nit g'habt; ich will aber auch was Richtiges dafür."

Und sie legte die Blumen zu den Füßen des Heiligen nieder, kniete auf die Erde, faltete die Hände und hub an:

„Du woaßt, morgen is Sonntag — da geh' ich zur Kirch'n — schau, mach' daß der Josef zu mer kommt — ich thu' ihn nit anschau'n, g'wiß nit, aber 's ist gar so a treuherziger Bub, so a guter, und ich hör'n für's Leben gern red'n. Acht Tag' kriegst so a Strauß, wennst mich erhörst — hast mer ja sonst all'mal den Will'n than, wenn's Vieh oder d' Mutter krank war, no mei, thu' mer den G'fall'n!"

Sie erhob sich und sah den Heiligen mit ein Paar so schelmischen Augen an, daß es gut war, daß er von Holz war, denn sonst wär er sicherlich um den Verstand gekommen.

Dann eilte sie, ein paar Jodler über den See sendend, zurück zu ihrem Vieh.

Und der Sonntag kam, und das Moidl konnte nicht fertig werden mit seinen Zöpfen; endlich aber ging's doch neben der Mutter einher, hinab in's Dorf. Bei der Capelle des heiligen Josef blieb's einen Augenblick stehen und sagte, indem es ihm einen verständnißinnigen Blick von der Seite zuwarf:

„Vergiß nit drauf, ich bitt' schön!"

Vor der Kirche stand der Josef mit den andern Burschen.

„Jesses nein," dachte er, als das Moidl sein ehrbar neben der Mutter die Gasse einher schritt, „dös Dirnd'l is zum Anbeiß'n, und wann's mich nur a klein Biss'l anschaut, so bandl' ich mit 'm an und wann mer d' Burgl d' Aug'n auskratzt."

Aber das Moidl schaute nicht auf, obwohl ihm das Herz zum Zerspringen klopfte. Sündigen wollte es nicht und vom Anschauen kam die Sünde, und dann war's voller Vertrauen, der heilige Josef wußte, was er zu thun hatte.

Als nun die Kirche aus war und das Moidl neben der Mutter in's Freie trat und halt immer noch die Augen auf das Fürtuch geschlagen hatte, da stieg dem Josef der Kamm und er sagte zu sich selbst:

„Wannst nit magst, so mag ich auch nit, dumm's Dirnd'l, dumm's."

Und er steckte die Hände in die Hosentaschen und schritt pfeifend davon.

Die andern Burschen aber hatten das Moidl auch gesehen und der Weber Hannes rückte plötzlich seine Mütze zurecht, indem er vor sich hin brummte:

„No mei, dö Dirn' wird alleweil saubrer!"

Und er trat zu der Botin und sagte, nach dem Moidl schielend:

„Grüß' Gott, Burgl, ich hab' Dich lang nit g'seh'n."

„Du Nazzi, Du," gab sie ihm zur Antwort, „wo hast Du denn d' Augen — der Weg führt mich doch alle Tag' durch's Ort!"

Das Moidl war beim Nahen des Burschen leise zusammengefahren, nachdem er jedoch den Mund aufgethan hatte, kamen ihm schier gar die Thränen.

„'s ist nit der Recht'," seufzte es, „und ich hab' doch so 'bet' — so 'bet' — und dö schönst'n Blumen hab' ich ihm g'holt!"

Es hörte gar nicht, wie die Mutter den Weber Hannes abfertigte, so vertieft war's in seinen Groll.

Als sie auf dem Rückwege bei der Capelle des heiligen Josef ankamen, hielt die Mutter das Moidl, das sehr eilte, am Arme fest und meinte:

„Laß uns eins bet'n."

„Ich nit," erwiderte die Dirne und warf einen verächtlichen Blick auf den Heiligen.

„Ja," rief die Mutter, „dös möcht' ich doch wiss'n, Du magst nit bet'n, Moidl?"

Dieses wandte sich zum Gehen.

„Dös verstehst nit, Mutter, wir hab'n was z'samm'n."

Die Mutter schüttelte den Kopf, betete zwei Vaterunser statt einem und sagte zum Schluß, indem sie nach dem davoneilenden Moidl deutete:

„Schau, nimm's nit so genau, 's is halt noch so jung."

Aber so jung das Moidl auch war, so kräftig und so nachhaltig konnt's zürnen. Es saß den ganzen Nachmittag vor der Hütte, die Lippen fest zusammengepreßt, und ignorirte den Himmel vollständig, indem es ununterbrochen vor sich hinstarrte.

„A Schand is 's" — stieß es von Zeit zu Zeit aus — „nit amal a paar Wört'ln — und dö schönen Blumen, die ich auf der höchst'n Spitz'n g'holt hab' — da kann mer halt bald sag'n: zu ein'm Ohr 'nein und zum andern 'naus, aber wart' nur — wart' nur."

Mit dem Abend zog wieder ein Wetter über den See; es regnete und stürmte. Das Moidl saß noch immer vor der Hütte. Plötzlich schien ihm eine Idee gekommen zu sein, denn es sprang auf und flog wie von Sinnen den Weg hinab zur Capelle. Den Rock hatte es über dem Haupte zusammen geschlagen, das rosige, zornige Gesichtchen sah daraus hervor und weissagte nichts Gutes.

Und nun trat es in die Capelle, warf den Rock zurück, stellte sich auf die Zehenspitzen und hob ohne langes Besinnen die ziemlich große Statue des heiligen Josef's vom Altar. Vorsichtig trug's dieselbe hinaus und stellte sie in den Regen.

„So, nun kannst halt auch amal fühl'n, wie's thut."

Und damit ließ das Moidl den Heiligen stehen.

Die Nacht brach ein; das Moidl wälzte sich auf seinem Lager und konnte nicht einschlafen. So oft es blitzte, fuhr es mit dem Kopf unter die Decke; es hatte die unklare Empfindung, als ob die im Himmel nicht sonderlich erbaut seien von seinem Thun und Treiben. Aber Strafe mußte sein.

„Auf der höchst'n Spitz'n hab' ich dö Blumen g'holt," beruhigte es immer wieder sein Gewissen.

Mitternacht war vorüber, das Moidle war endlich doch eingeschlafen — nun fuhr es aber plötzlich in die Höhe, ein greller Blitz erhellte die Stube, ein furchtbarer Donnerschlag folgte.

„Jesus Maria!" schrie das Moidl auf, „der heilige Josef!"

Und es fuhr in seinen Rock und lief hinaus, barfuß, das lange blonde Haar aufgelöst, während die Mutter, die sich eines festen Schlafes erfreute, mit dem Grollen des Donners um die Wette schnarchte.

Das Moidl eilte, als ob es Flügel hätte, durch die finstere Nacht hinab zur Capelle des heiligen Josef. Gerade als die Dirne athemlos vor derselben ankam, erhellte der Blitz auf einen Augenblick die Finsterniß. Der Heilige lag auf der Erde. Zitternd richtete ihn das Moidl auf. Da kam wieder ein Blitz, und es zeigte sich, daß die Statue den Kopf verloren hatte. Nun kannte des Moidls Verzweiflung keine Grenzen. Sie warf sich auf die Kniee und umschlang das durch die Nässe klebrig gewordene Gewand des Heiligen.

„O Du lieber, heiliger Josef" — stammelte sie — „dös hab' ich nit g'wollt — dös ganz g'wiß nit — ich will ja gern zu d' heilig'n Schwestern geh'n — nur dös nit — mei Gott — mei Gott!"

Aber so oft sie auch in ihrer Verzweiflung aufblickte, es geschah kein Wunder, der Kopf blieb auf der Erde liegen. Sie hob ihn endlich auf, drückte ihn gegen ihr thränennasses Antlitz und küßte ihn unzählige Male vor Reu' und Herzeleid. Dann versuchte sie das Haupt auf dem Rumpfe zu befestigen, indem sie

unaufhörlich betete und dem Heiligen das Blaue vom Himmel versprach, wenn er nur wieder halten wolle.

Unter dieser Beschäftigung war allmählich der Morgen herein gebrochen. Mit unsäglicher Geduld hatte es das Moidl glücklich so weit gebracht, daß der Heilige sammt seinem Kopfe wieder auf seinem alten Platze drinnen in der Capelle stand. Nach einem inbrünstigen, unendlich reumüthigen Gebete erhob sich das Moidl und trat den Heimweg an. Die Sonne stieg gerade aus dem Osten, als das Moidl aus der Lichtung der Bäume heraustrat, von wo der Weg abwärts zum Dorfe und ebenso hinauf zum Berge führte. Da stand's nun, verweint, vom Sonnengolde umflossen, in der Hand den Lilienstengel des heiligen Josef, den das arme Kind in der Verwirrung und Verzweiflung vergessen hatte, dem Heiligen zurückzustellen. Den Weg vom Dorfe her aber kamen die Holzmacher und mit ihnen der Josef, der sie übergefahren hatte und sie ein Stück Weges heraufbegleitete, blos um vielleicht dem dummen Dirndl, dem Moidl zu begegnen, auf das er einen solchen Zorn hatte, daß er die ganze Nacht über kein Aug' hatte zubringen können. Und die Männer bogen um die Ecke, gerade als das Moidl mit seinem Lilienstengel aus dem Gebüsche trat. Und sieh! der kleinste Bub, der vorauslief, riß blitzschnell die Mütze vom Kopfe und schrie, ganz von Ehrfurcht und heiliger Scheu durchdrungen:

„Jesus Maria, a heilig's Dirnd'l!"

Das Moidl aber ließ seinen Lilienstengel in namenlosem Schrecke zur Erde fallen und floh, beide Hände vor das Antlitz schlagend, den Weg hinauf zur Hütte. Die Männer kamen näher, lachend dem fliehenden Mädchen nachschauend.

„Mein Seel," brummte Einer von ihnen und bückte sich zur Erde, „is dös nit dem heilig'n Josef sein Lilienstengel?"

Sie trugen ihn in die Capelle; diese erzitterte natürlich unter den Tritten der Männer, und so geschah es, daß der Heilige von Neuem den Kopf verlor, der über den Fußboden hinkollerte, den Eintretenden entgegen.

„Herr, mei Gott — Jesus Maria — da schaut's schön aus!" schrieen sie unter einander und hoben den Kopf von der Erde auf, der schier nicht mehr zu erkennen war. „Jo, is denn dös Moidl rein verrückt — dös is jo a schieche G'schicht', a schieche!"

Nur der Josef sprach nicht, sondern lehnte unter der Thür und schaute kopfschüttelnd seinen Namenspatron an.

„A saubers heilig's Dirndl," dachte er, „thut, als könnt's nit fünfe zähl', und schlagt d' Heilig'n z'samm'n!"

Die Männer waren allgemach zu einem Entschluß gekommen. Einer von ihnen nahm den Kopf an sich und winkte dann dem Josef.

„Ich will halt mit'm Herr Pfarrer red'n," meinte er, „der wird sich schon auswiss'n."

Die Andern gingen zur Arbeit. Als Josef mit dem Manne unten am See ankam, saß das Moidl schon im Nachen; es war sonntäglich angezogen, kerzengerade, beinahe feierlich saß es da. Der Josef verfärbte sich ein wenig und nahm dann dem Mädchen gegenüber Platz. Nachdem er es eine Weile unablässig, halb mitleidig, halb zornig angeschaut hatte, sagte er endlich:

„No, Moidl, wo willst dann hin?"

„Zum Herr Pfarrer," gab's ohne aufzublicken zur Antwort.

„Sag', kann ich Dir dann nit helf'n?" fragte der Bursche wieder.

„Mir kann kein Mensch nit helf'n," erwiderte das Moidl.

„Jo, was hast dann aber nur denkt, Moidl?" schrie nun der Josef.

„Dös sag' ich halt an Herr Pfarrer," lautete die Antwort. Darauf waren Beide still. Der Josef schaute grollend in die glitzernden Wogen; das Moidl vor sich nieder. Nach einer Stunde landeten sie drüben. Das Moidl ging rascher, als der alte Mann, der den Kopf des heiligen Josef behutsam im Taschentuche trug, und so trat's denn auch eine gute Weile vor ihm im Pfarrhause ein. Hochwürden memorirten eben eine Predigt, aber sie nahmen's nicht so genau damit und blickten demgemäß auch nicht eben unfreundlich auf, als die schmucke Dirne unter der Thür erschien.

„No, Moidl, was giebt's Neu's?" fragte der alte Herr, der nicht zu den finstern, sondern zu den fröhlichen Dienern Gottes gehörte. „Na, na, grüß' Gott," rief er, da das Moidl schüchtern unter der Thür stehen blieb, „nur näher, näher!"

„Mei Gott, dös darf ich nit," stammelte das Mädchen. „Des wißt's halt nit, Hochwürd'n —" Und sie warf einen so demüthigen, zerknirschten Blick auf den Geistlichen, daß der Josef, der hinter den Reben, welche das Fenster umgarnten, auf einer Leiter hockte, schier gar das Gleichgewicht verlor vor Freuden.

„Dös san a paar Aug'n!" murmelte er, und in Gedanken setzte er hinzu: „Und wenn's alle Heilig'n vom Himmel z'samm'ng'schlag'n hätt', dös Moidl laß ich nimmer aus."

Drinnen in der Stube ging nun die Beichte an.

„Wie ich darzu komm'n bin, Hochwürd'n, so am heilig'n Josef z' handeln," schluchzte das Moidl, „dös soll's erfahr'n — so bös hab' ich's freili nit g'meint, wie's ausg'falle is — g'wiß nit — aber recht hab' ich nit g'than und dös woaß ich. Ich hätt' halt gern g'habt, daß — daß der Josef — der Schiffer-Josef — mit mer g'sproch'n hätt', nach der Kirch'n, und da hab' ich zum heilig'n Josef bet', und Blumen hab' ich ihm 'bracht, von der höchsten Spitz'n, und er hat doch sonst immer auf mich g'hört, wenn ich für's Vieh oder für d' Mutter bet' hab' — halt ja, Hochwürd'n, wie d' Kirch'n aus war, is der Josef nit komm'n, und da war ich so d'rzürnt, daß ich ihn halt g'nommen hab' und außi g'stellt vor d' Capell'n. In der Nacht aber hab' ich kein' Ruh' kriegt nit und wie's Wetter schlimmer word'n is, da bin ich aufg'stand'n — und wie ich hinkomm' — da liegt er halt da — und hat den Kopf verlor'n. Dös is mei Sünd', Hochwürd'n."

Das Moidl weinte bitterlich. Hochwürden aber putzten angelegentlich die Brille, indem sie sich gegen das Fenster wandten, hinter welchem sich der Josef vor Glückseligkeit das Herz mit beiden Händen hielt.

„Jetzt drauß'n auf'm See," dachte er, „und a Jodler, daß d' Berg z'samm'n fall'n!"

„Aber Moidl," sagte endlich der Geistliche und schaute so ernsthaft wie möglich drein, „so a fromm's, brav's Dirndl, als Du immer warst, und jetzt kommst mir mit so 'ner Sach'n."

„Straf's mich," sagte das Moidl, „und da is mei Verspart's —" sie hielt dem Pfarrer ein paar Silberstücke hin, „'s Beten, hab' ich schon g'merkt, bringt die Sach' in kein' Ordnung nit, er muß halt frisch ang'strich'n werd'n, und mit'm Kopf wird der Färber-Seppl g'wiß a B'scheid wiss'n."

Der Pfarrer nahm das Geld.

„Und Dich soll ich halt laufen lassen," meinte er.

Das Moidl schüttelte den Kopf:

„Ich bin schon g'straft — ich woaß nur z'gut, wo's Unglück herkommt — d' Mutter hat recht, wann Oans an d' Bub'n denkt, damit fangt's Unheil an. Ich geh' zu den heilig'n Schwestern, Hochwürd'n."

In diesem Augenblick trat der alte Holzmacher in die Stube und brachte den Kopf des heiligen Josef. Er wollte die Geschichte erzählen, der Geistliche winkte ihm aber zu gehen:

„Laß nur, Peter," sagte er, „ich woaß schon."

Und wie er nun den Kopf des Heiligen mit den in einander geflossenen Farben zu Gesicht bekam, da überfiel ihn mit Gewalt das Lachen, und er sagte nur noch schnell zu dem Mädchen:

„Geh' nur — geh' heim, Moidl, wir reden noch z'samm'n."

Kaum sah er sich allein, warf er sich in seinen Stuhl und lachte Thränen, den übel zugerichteten Kopf vor sich hin haltend. Aber er lachte nicht allein, draußen lachte noch Einer mit und so laut, so kräftig, daß Hochwürden entsetzt aufschnellten und nach dem Fenster starrten, wo das Gelächter herkam.

Da streckte der Josef das Gesicht durch die Reben und rief:

„Sein's nit bös, Hochwürden, aber ich hab' All's g'hört — und nun muß ich dem Moidl nach!"

Und Hochwürden waren nicht bös, sie thaten nur einen ganz schalkig-mitleidigen Blick nach dem heiligen Josef hin und meinten:

„Hast's g'seh'n, so spiel'n die Leut'ln uns mit."

Der Josef hatte das Moidl eingeholt.

„Du, Moidl," sagte er und stieß sie mit dem Ellenbogen an, „ich hab' All's g'hört."

„Jesus Maria!" stammelte sie.

„Dumm's Dirnd'l, dazu hast doch den heilig'n Josef nit z' bitt'n brauch'n — komm, schau mich an."

Aber das Moidl schüttelte energisch den Kopf:

„An einer Sünd' is grad g'nug; laß mich aus."

Da lachte der Josef laut auf.

„Du sakrisch Dirnd'l, Du!“ rief er, „willst mich anschau'n oder nit?“

Und er nahm ihren Kopf zwischen seine beiden Hände und sah sie an. Sie aber stand ganz still, mit geschlossenen Augen vor ihm da, nur der kleine Mund zuckte, als wär ihr das Weinen nahe. Da ließ er sie leise los.

„Schau,“ sagte er, „jetzt hätt' ich Dir leicht a Busserl geb'n könn'n.“

Stillschweigend ging er eine Weile neben ihr her, dann that er plötzlich einen Jodler, daß es weithin über den See tönte und von den Bergen widerhallte.

„Woaßt, was 's Schönst' is auf der Welt?“ sagte er und ließ den Blick voll Zärtlichkeit auf ihrem blonden Scheitel ruhen, „a so a Dirnd'l, dös was auf sich halt.“

Am Ufer stiegen sie in den Nachen und er ruderte sie hinüber. Es wurde nichts weiter zwischen ihnen gesprochen. Aber den beiden jungen Menschen klopfte das Herz zum Zerspringen. Drüben band der Josef seinen Nachen fest und ging dann an des Moidls Seite hinauf zum Berge. Die Burgl kniete unter der Thür der heiligen Josef-Capelle, und die Beiden hörten sie schon von Weitem lamentiren, denn man hatte ihr das Schreckliche mitgetheilt, und sie flehte nun gewiß schon über eine Stunde den Rumpf des heiligen Josef an, er möge ihrem Moidl verzeihen, es sei halt noch gar so jung.

„Schrei nit so, Mutter,“ rief ihr der Josef entgegen, „der heilig' Josef soll schon a frisch G'wandl hab'n und auch a Kopf, dös hoaßt, wann's Moidl mich a biss'l viel gern hab'n will, sonst nit.“

„Jesus,“ schrie die Burgl und schlug die Hände zusammen, „Moidl, Moidl, was hab' ich D' g'sagt!“

Das Mädchen drückte die Hände gegen die hochklopfende Brust:

„Ich hab'n nit ang'schaut, Mutter,“ versicherte es, „g'wiß nit.“

„Nein, Burgl, mit kein' Blick nit,“ betheuerte der Josef, „a Köpferl hat's wie a Nuß — aber jetzt soll's halt nachgeb'n, 's wär Zeit damit.“

„Ja, moanst's denn ehrlich, Du Bub?“ fragte die Burgl, indem ihr die Thränen über die Wangen liefen, „bist denn nit stolz? — d' ärmst Dirn vom Ort.“

„Ob's arm is oder nit,“ unterbrach sie der Bursche, „ich hab's halt gern!“

Und er wandte sich zu dem zitternden, dunkelerglühenden Mädchen und sagte, indem er die Arme weit öffnete:

„Magst?“

Und sie schlug zum ersten Mal den Blick zu ihm auf, und was sie sah, das mußte ihr nicht wenig gefallen, denn sie sank weinend und lachend zugleich und mit dem Ausrufe: „O mein Gott!“ an seine Brust.

Blätter und Blüthen.

Das Ballspiel. Wer erinnert sich nicht gern seiner Jugend, der Zeit, wo ihn noch keine Sorge drückte und wo unter heiteren Spielen mit seinen Altersgenossen das Leben ungetrübt dahin glitt? Gewiß treten einem Jeden unter uns öfters jene frohen Erinnerungen vor die Seele, und namentlich dürfte in der gegenwärtigen Zeit, in der so viel über die körperliche Pflege unserer Jugend geschrieben und immer und immer wieder, und zwar mit Recht, darauf hingewiesen wird, wie hochwichtig für die gesunde Entwickelung des zukünftigen Geschlechts die Pflege von Turnspielen ist, so Mancher an die schönen Spiele im Freien zurückdenken, welche nicht wenig zur Belebung und Kräftigung seiner Gesundheit beigetragen haben, aber leider von der heranwachsenden Jugend der Gegenwart nicht mehr gekannt oder doch nicht gespielt werden, vielleicht aus dem Grunde, weil ihnen eine derartige Beschäftigung zu einfältig erscheint.

Unter allen Spielen, deren ich mich lebhaft erinnere, war keines so beliebt, als das Ballspiel in seinen verschiedenen Nuancirungen, wie Schlag-, Fuß-, Wurf-Ball u. dergl.

Aber nicht allein das interessanteste, es ist auch das älteste und das am weitesten verbreitete Spiel. — Das Wort Ball wird jetzt oft gebraucht, ohne daß man dabei an's Ballspiel denkt. Unser Ball als Tanzvergnügen, unser Ballet erinnern fast alle Tage daran; beide Vergnügungen verdanken aber auch dem Spielball ihren Namen, denn die Einladung dazu geschah früher, anstatt wie jetzt mit Karten, durch Herumsenden eines Balles, und zwar weil wiederum das Spiel mit diesem einen Theil des Tanzes selbst ausmachte, letzterm entweder voranging oder mit ihm verbunden war und abwechselte, wobei das Fangen des in die Höhe geworfenen Balles unter zierlichen, kunstreichen Bewegungen geschehen mußte.

Schon Homer hat eine der reizendsten Schilderungen in seiner „Odyssee“, wo sich die Tochter des Phäakenkönigs, die liebliche Nausikaa, mit ihren Gespielinnen, während die Gewänder trocknen sollen, die sie gewaschen hatten, mit dem Ballspiel belustigt.

Besonders in Italien blieb es häufig eine Unterhaltung der jungen Welt und ergötzt jetzt noch öfters manche große Stadt, indem die junge Welt den Ball schlägt, während die ältere dem fröhlichen Treiben zuschaut. Das Schlagen geschieht mit einer Art Raquet (Maglia), mit welchem der Ball aufgefangen und einem Andern zugetrieben wird, der nun, will er nicht ausgelacht sein, dasselbe in Bezug auf einen dritten thun muß. Aus Italien kam das Spiel nach einem großen Theile Europas, namentlich nach Frankreich und Deutschland und machte im siebenzehnten Jahrhundert einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bei Hof- und anderen Festen aus. Es wurden große Häuser zu dem Zwecke angelegt, um das Spiel bei ungünstiger Witterung in dem darin befindlichen Saale, und bei schönem Wetter in dem geräumigen Hofe treiben zu können.

Ein solches z. B. entstand in Leipzig auf der Reichsstraße schon im Jahre 1624, also während des Dreißigjährigen Krieges, wozu noch 1692 ein anderes auf der Petersstraße erbaut ward. Außerdem schlugen die hohen Herrschaften den Ball auf dem Markte, oder es wurde auch eine Allee dazu bestimmt, und wenn nun zu beiden Seiten derselben im Laufe der Zeit eine Reihe Häuser entstand, so hatte sich auf ganz einfache Weise eine Straße gebildet, die ihren ursprünglichen Namen noch heute hier und da beibehalten hat. So giebt es in Altona eine der schönsten, geradesten Straßen, welche die Palmaille heißt, nicht minder in Utrecht, und ebenso hat London eine der schönsten wie der längsten, die nach dem Haymarket hinführt und Pallmallstraße genannt ist. Beide Bezeichnungen sind nichts als das ganz verdorbene italienische Ballo und Maglia, das heißt der Ball und der Schlägel, das Raquet, womit derselbe geschlagen werden soll. Statt unserer jetzigen Balletmeister gab es damals Ballmeister; denn es forderte besondere Kunst und setzte manche Regel voraus, den Ball aufzufangen oder fortzutreiben und nach einem bestimmten Punkte zu bringen.

Das Ballspiel kam aus Paris nach England, und namentlich nach London vor oder spätestens zu der Zeit Karl's des Ersten, denn schon Jakob der Erste empfahl es als ein fürstliches Vergnügen, und noch früher, 1598, sagt ein englischer Schriftsteller, Robert Dallington, in einer Anleitung zum Reisen:

„Unter allen Exercitien in Frankreich ziehe ich keines der Paille-Maille vor, weil es guten Anlaß und Gelegenheit zur Unterhaltung gewährt, nicht anstrengend ist und einem Herrn wohlansteht.“

Um diese Zeit muß das Spiel in London noch unbekannt gewesen sein, denn er fährt gleich nachher fort:

„Ich wundere mich, daß man unter den vielen läppischen und affenmäßigen Spielen, die man aus Frankreich herübergebracht hat, nicht auch dieses in England einführte.“

In England scheint die Sitte nicht lange vorgehalten zu haben; denn eine Schrift aus dem Jahre 1670 nennt Paille-Maille ein Spiel, das früher in der langen Allee bei St. James üblich gewesen sei. Dagegen weiß man auch, daß Karl der Zweite es noch leidenschaftlich liebte, und ein Gedicht aus seiner Zeit weiß dies nicht genug zu rühmen.

Schon damals standen in der Pallmallstraße in London stattliche Gebäude hinter den Apfelbäumen, womit man die Bahn anfangs bepflanzt hatte, sowie hinter den 140 Ulmen, welche später in einer sehr anmuthigen und regelmäßigen Ordnung gepflanzt worden waren. Viele Männer, deren Namen noch heute berühmt sind, wohnten schon zu jener Zeit in der Pallmallstraße, z. B. der berühmte Arzt Sydenham. Auch der berühmte Feldherr Marlborough hatte später seinen Palast hier, und so hat sich der Name dieser Straße bis auf den heutigen Tag erhalten, ohne daß gerade viele Leute in London wohl den Ursprung desselben wissen, wie dies auch in vielen anderen Städten der Fall ist.

Otto Lehmann.

Kleiner Briefkasten.

Frl. A. W. in **Bamberg**. Von protestantischen Orden, wie Sie dieselben im Sinne zu haben scheinen, ist uns im deutschen Reiche nichts bekannt. Es giebt nur solche Stifte und Verbindungen, welche sich und ihre Insassen der Krankenpflege widmen. Indessen können sich in die Anstalt „Frauenschutz“ in Dresden ledige, protestantische Jungfrauen einkaufen und sich darin einer ihren Fähigkeiten entsprechenden Thätigkeit widmen, sei es nun im Stundengeben an der betreffenden Anstalt oder im Uebernehmen anderer Pflichten des Haushaltes. Wenden Sie sich um Näheres nur: „An den Vorstand des ‚Frauenschutz'“ in Dresden-Neustadt.

Ab. in A. Eine „Anstalt zur Ausbildung weltlicher Krankenpflegerinnen in Magdeburg, Thränsberg 37b“ besteht unter der Direction des Herrn Medicinalrath Dr. Sendler daselbst.

Inhalt: Gebannt und erlöst. Von E. Werner (Fortsetzung), S. 429. — Das deutsche Reichswaisenhaus in Lahr. Von A. Guth. Mit Abbildung: Die Reichsfechtmeisterei und das Reichswaisenhaus in Lahr, S. 432. — Die Weltsprache der Seefahrer. Von Dr. B. L. Mit Abbildungen, S. 435. — Zwischen zwei Welten. Von H. Pichler. Mit Illustration: Ball an Bord — „zwischen zwei Welten“. Von Ludwig Blume, S. 437 u. 438. — Die nationale Kochschule in London. Von Marie Calm, S. 442. — Memento mori! Gedicht von Ernst Scherenberg, S. 444. Mit Illustration: von Wilhelm Ritter, S. 445. — Das heilig' Dirnd'l. Von Hermine Villinger (H. Willfried), S. 444. — Blätter und Blüthen: Das Ballspiel. Briefkasten, S. 448.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 28. Die Gartenlaube. 1883.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.



Gebannt und erlöst.

Von E. Werner.

(Fortsetzung.)

Gregor Vilmut stand noch am Ufer, wo er vorhin gestanden, obgleich die Fluth immer näher herandrängte. Es war das Furchtbarste, was dem energischen Manne auferlegt werden konnte, hier thatenlos zu verharren, während dort seine ganze Gemeinde um ihre Rettung kämpfte. Seiner Hülfe bedurfte man nicht, es waren Arme genug vorhanden, und das Commando hatte jetzt Raimund von Werdenfels, der dort oben auf der Mauer stand, dicht über dem tobenden Strome, und seine Befehle nach allen Richtungen hin gab. Seine Stimme hallte laut durch all das Brausen und Donnern, sein Auge war überall, und die Leute folgten mit einem leidenschaftlichen Eifer, als ob von diesem Blicke und dieser Stimme ihr ganzes Heil abhinge.

Vilmut war Zeuge davon, und er sah auch das Antlitz der jungen Frau, die nur wenige Schritte von ihm entfernt stand. Anna war auf die ausdrückliche Bitte des Freiherrn hier zurückgeblieben, aber ihr Auge hing doch nur an ihm allein. Mitten in dem herandrohenden Verderben sah sie nur ihren Raimund, der in dem Schiffbruche so energisch das Steuer ergriffen hatte und es wie ein Held und Ritter führte, und ihr Antlitz leuchtete wie verklärt von Stolz und Glück. Es war ja ihre Stimme gewesen, die den Träumer wach gerufen hatte, er zeigte es jetzt im Sturm, daß er ein Mann zu sein verstand, und wie ein Mann sühnte er seine Schuld — mit Thaten!

Endlich kam Paul mit Feldberg zurück vom Schlosse; sie brachten den Pulvervorrath, und man bedurfte dieses letzten Mittels. Noch war nicht ein Drittel der Arbeit gethan, und die Gefahr war bereits auf das Höchste gestiegen. Werdenfels ließ schnell die nöthigen Vorbereitungen treffen, und dann zog sich auf seinen Befehl Alles zurück nach der Dorfseite. Als der Letzte außer dem Bereich der Gefahr war, gab er das Zeichen.

Krachend flog die Mine in die Luft, der Boden ringsum bebte und zitterte und Erde, Steine und Rasen wurden nach allen Richtungen hin geschleudert. Die Quadern barsten mitten von einander, ein Theil der Mauer stürzte ein, und ein breiter Spalt klaffte in dem nun endlich bezwungenen Wall.

Die Bauern umgaben in angstvoller Erwartung den Freiherrn. Er stand neben Anna, die an seine Seite geeilt war, als er den Wall verließ, und Beide blickten hinüber nach der nun preisgegebenen Niederung, die dort im Regenschleier lag.

„Jetzt ist der Weg offen!“ sagte Raimund leise. „Es war die höchste Zeit — das Wasser kommt!“

Das Wasser kam in der That, es säumte nicht, den ihm hingeworfenen Raub zu verschlingen. Schon brandeten die Wogen um das aufgewühlte Erdreich, schon züngelten sie gierig nach dem offenen Spalt hin. Jetzt hatten sie den Weg gefunden, und mit donnerähnlichem Getöse stürzte der ganze Schwall hinab in den tief gelegenen Park. Was von den wankenden Mauern noch stand, das erlag diesem Ansturm, sie wurden zerrissen, niedergeworfen, fortgetragen, die Lücke gähnte in entsetzlicher Weite und durch das geöffnete Thor nahm die Zerstörung ihren Lauf.

Die hohen Baumwipfel begannen wie im Sturmwinde zu schwanken, schon sanken einige von ihnen, die anderen im Sturze mit sich reißend, man hörte das Krachen und Brechen der Stämme. In wenigen Minuten waren die prachtvollen Gärten, die drei Generationen mit einem Aufwande von Hunderttausenden geschaffen und gepflegt hatten, in einen wogenden See verwandelt, in dessen Fluthen all die herrlichen Anlagen, Fontainen und Statuen begraben lagen, nichts entging der Vernichtung!

An dem Schloßberge vorbei stürzte das Wasser in die Niederung, wo das Hauptgebiet von Werdenfels lag, die reichsten Besitzungen des Freiherrn. Dort wehrte keine Mauer, da von dieser Seite keine Gefahr drohte. Immer neue Wassermassen stürzten nach und immer weiter dehnte sich der wilde See aus, bis er drüben an dem Höhenzuge, hinter dem Buchdorf lag, eine Grenze fand. Die Felder und Wiesen versanken rettungslos in der dunklen Fluth, die all ihren Segen in Schlamm und Steinen begrub und sie auf Jahre hinaus unfruchtbar machte — das Opfer mußte in seiner ganzen Größe gebracht werden.

Aber es wurde nicht umsonst gebracht. All die Fluthen, die das Gebirg niedersandte, wälzten sich jetzt durch den Park der Niederung zu, im unteren Laufe des Stromes aber begann das Wasser zu sinken. Die Macht der anstürmenden Wogen war zertheilt, gebrochen, sie wichen langsam zurück von dem schwer bedrohten Dorfe — Werdenfels war gerettet!

In fieberhafter Aufregung, schwankend zwischen Furcht und Hoffnung, hatte die Menge der Entscheidung geharrt, jetzt aber, wo die Rettung ihrer Heimath entschieden war, wandten sich alle Blicke auf den Freiherrn. Auch er war bleich vor innerer Aufregung, aber er stand fest und ruhig da und sah zu, wie die Zerstörung, die er selbst entfesselt hatte, sich über seine Besitzungen ergoß. Und als erst einzelne Stimmen, dann immer mehrere jubelnd verkündeten, daß das Wasser dort unten sinke, daß die Gefahr vorüber sei, da leuchtete es sonnenhell auf in Raimund's dunklen Augen, und mit dem tiefen Athemzuge, der sich aus seiner Brust hervorrang, sank auch die schwere Last von ihm, die er jahrelang getragen. —

Es schien in der That, als ob das Unheil durch dies Opfer versöhnt worden sei. Schon während des Arbeitens an der Mauer hatte der Regen nachgelassen, und jetzt plötzlich sprang der Wind um, der seit drei Tagen und Nächten unaufhörlich die schweren Regenwolken herantrieb. Dort hinter den Bergen erschien der erste Lichtblick an dem düsteren Himmel.

Unter den Bauern begann jetzt ein Winken und Flüstern. Sie wollten offenbar ihrem Gutsherrn danken und schämten sich, dem Manne gegenüber, den sie so lange als ihren ärgsten Feind behandelt hatten. Der Gemeindevorsteher, welcher noch am besten mit dem Worte Bescheid wußte, wurde von allen Seiten vorwärts geschoben und mit freundschaftlichen Stößen zum Reden ermuntert.

Ehe es aber noch dazu kam, schritt Gregor Vilmut vom Ufer her langsam auf den Freiherrn zu, es schien, als wolle er sprechen.

Da kam vom Dorfe her ein alter Mann, keuchend und athemlos. Die grauen vom Regen durchnäßten Haare hingen ihm wirr über das Gesicht, das den Ausdruck der vollsten Verzweiflung trug. Es war Eckfried, der in den letzten Tagen krank gelegen hatte. Als die Nachbarn ihm zuriefen, er solle fliehen, das Wasser dringe in das Dorf, hatte er sich mühsam aufgerafft und in das Freie geschleppt, wo die Frauen und Kinder bereits nach dem Schloßberg flüchteten.

Da auf einmal hieß es, der Felsenecker sei dort an der bedrohten Stelle und habe versprochen, das Dorf zu retten. Wie und auf welche Weise, das wußte Niemand, aber man sah und hörte es, wie an der Mauer gearbeitet wurde, und wie sie schließlich in die Luft flog.

Gleich darauf erschien Feldberg und rief den Flüchtenden zu, sie sollten umkehren, der Freiherr habe das Wasser in seine Gärten abgelenkt, es stürze mit voller Gewalt der Niederung zu und das Dorf sei gesichert.

Da hatte der alte Mann einen markerschütternden Schrei ausgestoßen, und ohne Jemand Rede zu stehen, ohne sich halten zu lassen, war er davon gekeucht. Bei jedem Schritte schien er zusammensinken zu wollen, aber die Todesangst trieb ihn vorwärts, bis er die vor dem Dorfe versammelte Menge erreichte. Erst hier verließ ihn die Kraft, und gerade vor dem Pfarrer brach er zusammen.

„Mein Toni!“ schrie er. „Die Fischer am Grundsee! Sie werden ertrinken — und der Toni mit!“

Vilmut zuckte zusammen, und auch Werdenfels und die Andern standen wie vom Blitze getroffen.

In der Aufregung hatte Niemand daran gedacht, daß dort an dem einsamen Grundsee das kleine Fischerhaus lag, das einzige in der ganzen Niederung; es mußte auf das Aeußerste von der Fluth bedroht sein.

„Mein Bub', mein armer Bub'!“ wiederholte Eckfried, dessen Gedanken sich nur um diesen einen Punkt drehten. „Sie haben ihn mir genommen, Hochwürden, Sie haben ihn hingebracht, und jetzt muß er umkommen, elendiglich verderben in dem Wildwasser! Geben Sie mir meinen Toni wieder!“

Auf dem Gesichte Vilmut's lag eine geisterhafte Blässe, und er preßte die Hand gegen die Stirn, auf welcher kalte Schweißtropfen standen. Stumm, keines Wortes mächtig, blickte er auf den alten Mann nieder, der das Leben seines Enkels von ihm forderte — die furchtbaren Lehren dieses Tages wollten nicht enden.

„Nicht so verzweifelt, Eckfried!“ sagte der Freiherr, welcher sich zuerst wieder faßte. „Es wird ja Hülfe möglich sein, wenn sie überhaupt nothwendig ist. Der Fischer hat ja im schlimmsten Falle sein Boot und wird sich mit den Seinen darin gerettet haben.“

„Wenn es noch Zeit gewesen ist,“ warf Paul ein. „Das Wasser ging wie ein Sturmwind hinab in die Tiefe und die Leute ahnten nichts von der Gefahr.“

Jetzt richtete sich auch Gregor auf, die Betäubung des Schreckens wich, und seine alte Energie kehrte zurück. Seine Stimme war völlig klanglos, aber fest, als er sich an den Freiherrn wandte:

„Wir müssen uns Gewißheit verschaffen! Vom Schloßberg aus übersieht man die ganze Niederung, und das Boot steuert jedenfalls hierher oder nach der Buchdorfer Höhe.“

„Ganz recht!“ stimmte Raimund bei. „Es blieb ja keine Wahl, wenn das Dorf gerettet werden sollte, die Mauer mußte fallen, aber das Opfer von drei Menschenleben wäre doch ein furchtbarer Preis! Bleibt zurück, Eckfried, und erholt Euch Es wird alles nur Mögliche geschehen!“

Er eilte fort mit Vilmut und Paul, der sich ihnen anschloß, auch der größte Theil der Dorfbewohner folgte.

Anna war bei Eckfried zurückgeblieben und versuchte ihn zu beruhigen, aber vergebens. Der Alte ließ sich nicht zurückhalten, er wollte selbst sehen und hören, was geschah, man mußte ihm den Willen thun. Von mitleidigen Händen geführt und gestützt, gelangte auch er endlich auf den Schloßberg.

Der Anblick, der sich von dort aus bot, war nun freilich trostlos. Die ganze Niederung stand bereits unter Wasser, das mit jeder Minute stieg, denn durch den Park stürzte noch immer die Fluth, wenn auch nicht mehr mit der alten Wildheit, und sie nahm ihren Weg gerade nach dem kleinen Grundsee.

Man unterschied trotz der Entfernung und des Nebels das Fischerhaus am Strande, aber es war bereits ringsum von Wasser umgeben, das längst durch die Thür und die niedrigen Fenster eingedrungen sein mußte. Ueber das Schicksal der Bewohner ließ sich augenblicklich noch nichts feststellen, man bemerkte nirgends ein Boot auf der öden Fläche.

Nur etwa ein Drittel der Dorfbewohner war zurückgeblieben, um bei einer etwaigen Rückkehr der Gefahr bereit zu sein, der größte Theil befand sich hier oben, ebenso wie die gesammte Dienerschaft des Freiherrn, und Alles sprach und lief in vollster Aufregung durch einander. Paul stand neben den beiden Damen, denn auch Lily war jetzt herbeigeeilt und bemühte sich, ihnen die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit klar zu machen, daß die Fischer sich rechtzeitig in Sicherheit gebracht hätten. Lily glaubte ihm auch unbedingt, Anna dagegen erwiderte keine Silbe auf seine Trostgründe. Ihr Auge hing nur an Raimund, der mit Vilmut auf dem äußersten Vorsprunge stand.

„Die Fluth muß sie überrascht haben,“ sagte Werdenfels, indem er angestrengt durch das Fernglas blickte, das man aus dem Schlosse herbeigeschafft hatte. „Sie haben offenbar nicht mehr Zeit gehabt, das Boot loszumachen, und scheinen auf das Dach des Hauses geflüchtet zu sein. Ich sehe dort etwas, aber deutlich läßt es sich jetzt nicht erkennen bei der trüben, nebeligen Luft.“

Er reichte das Glas dem Pfarrer, der es gleichfalls nach dem See richtete. Die beiden Männer, welche bis zu dieser Stunde Feinde gewesen waren, sie standen jetzt neben einander und tauschten ihre Beobachtungen aus, als ob das selbstverständlich wäre.

„Die Leute sind auf dem Dache,“ sagte Vilmut nach einer kurzen Pause mit Bestimmtheit. „Sie geben Nothzeichen — und da treibt auch das Boot hin — es wird aber nicht zu erreichen sein.“

Er wies auf einen dunklen Gegenstand in der Ferne, der, mit bloßem Auge gesehen, einem treibenden Baumstamme glich Es war in der That das kleine Fischerboot, das die Wellen gleich in den ersten Minuten losgerissen hatten, aber die Strömung hatte es bereits weit weggeführt, nach der entgegengesetzten Richtung, und doch war es das einzige Werkzeug zur Rettung. Wo sollte man sonst ein Fahrzeug hernehmen in dem Gebirgsdorfe, dessen wilder Felsenstrom auch nicht den leichtesten Nachen trug!

„Da bleibt nur Eins!“ sagte Rainer. „Wir zimmern ein Floß: wenn Alle Hand anlegen, kann es bald fertig sein, und mit Tagesanbruch steuern wir hinüber. So lange müssen sie aushalten.“

„So lange halten sie nicht aus,“ erklärte Vilmut. „Ich kenne das Haus, in wenigen Stunden hat die Fluth die morschen Wände eingedrückt, und noch vor Einbruch der Nacht stürzt es zusammen. Jetzt, auf der Stelle muß die Hülfe gebracht werden, wenn sie nicht zu spät kommen soll. Wir müssen hinüber, gleichviel auf welche Weise!“

„Halt!“ rief Werdenfels, von einem rettenden Gedanken durchblitzt. „Auf dem Schloßteiche liegt ja stets ein kleines Boot, das im Winter losgemacht und vor der Witterung geborgen wird. Feldberg, wo ist das Boot?“

„Ich weiß nicht — vermuthlich irgendwo in der Meierei,“ sagte der Verwalter ungewiß.

„So sehen Sie nach und lassen Sie es augenblicklich hierher bringen. Eilen Sie!"

Feldberg eilte davon, nach der Meierei, die, gleichfalls auf der Höhe gelegen, von der Fluth unberührt geblieben war, aber Rainer meinte bedenklich:

„Das wird nichts nützen, solange das Wasser noch so wild ist. Schauen Sie nur, wie das reißt und strudelt! Ich möchte Den sehen, welcher sich da hinauswagt, er kommt nicht lebendig zurück."

Werdenfels erwiderte nichts, aber sein Blick begegnete wie unwillkürlich dem des Pfarrers. Es war eine stumme Frage und eine ebenso stumme Antwort, aber die beiden Männer verstanden sich. Der Freiherr wandte sich ab und sagte ruhig:

„Das wird sich finden, wenn nur erst das Boot da ist."

Aber auch Anna hatte jenen Blick gesehen und verstanden. Als Raimund gleich darauf zu ihr trat, ergriff sie mit krampfhafter Heftigkeit seinen Arm und zog ihn bei Seite.

„Was willst Du thun?" fragte sie athemlos und gepreßt.

„Anna, höre mich!" begann er, aber diesen angstvoll flehenden Augen gegenüber hielt sein Entschluß nicht Stand, er verstummte mitten in der Rede.

„Was willst Du thun?" wiederholte die junge Frau dringender. „Dich in die Todesgefahr werfen und mich der Todesangst preisgeben? Hast Du nicht schon Opfer genug gebracht? Da stehen mehr als hundert, die Du gerettet hast, laß sie die Hülfe bringen!"

„Von Denen wagt es kein Einziger, außer vielleicht —"

„Gregor! Ich weiß es, ich sah es an seinem Auge. So laß ihn allein die Rettung versuchen; er hat zu sühnen, und er wird es thun."

„Habe ich nicht zu sühnen?" fragte Raimund so leise, daß nur sie allein ihn verstehen konnte. „Denke an jene Stunde in Felseneck, wo ich Dir die Vergangenheit enthüllte. Eckfried's Hof wurde das erste Opfer der Flammen und sein einziger Sohn wurde todt aus den Trümmern hervorgezogen. Jetzt ist sein Enkel dort drüben, das Einzige, was der alte Mann noch besitzt, das Einzige, woran er hängt, und ich bin ihm ein Leben schuldig. Laß mich auch den letzten Schatten bannen, der noch aus der Vergangenheit herüberdroht! Du weißt es, ich bin damals in Venedig oft genug allein vom Lido hinausgefahren in die hochgehende See und bin vertraut mit dem Steuer und mit den Wellen."

„Die See war nicht so gefährlich wie diese reißende Strömung und die Trümmer, die sie mit sich führt. Soll ich Dich darin begraben sehen? Bleibe zurück, Raimund! Du wirst nicht gehen, wenn ich Dich bitte, wenn ich Dich anflehe, zu bleiben."

„Wenn Du es verlangst, bleibe ich, aber meine Anna wird das nicht von mir fordern."

„Doch, ich fordere es!" sagte die junge Frau mit verzweiflungsvoller Energie. „Ich habe auch ein Recht auf Dein Leben, es gehört jetzt mir, und ich will es nicht verlieren."

Die Rückkehr Feldberg's unterbrach das Gespräch, er meldete, daß das Boot in einem Schuppen der Meierei gefunden sei, und gleich darauf wurde es auch zur Stelle gebracht. Es war ein kleines, zierliches Fahrzeug, nur dazu bestimmt, auf dem stillen, sicheren Schloßteiche umherzurudern, und wenig geeignet für eine gefahrvolle und ernste Fahrt.

„Das geht nun und nimmermehr!" sagte Paul. „Das gebrechliche Ding hält ja den Wellen nicht Stand, der erste Baumstamm, der dagegen anprallt, bohrt es in den Grund. Gieb den Gedanken auf, Raimund! Es wäre eine Tollkühnheit, sich mit diesem Fahrzeug hinauszuwagen, und es ist eine Unmöglichkeit, damit zurückzukehren."

Die Bauern, die sich um das Boot drängten, waren einstimmig der Meinung des jungen Baron. Es blieb nichts anderes übrig, man mußte auf das Floß zurückkommen und bis zum nächsten Morgen warten. Vielleicht stand dann das Fischerhaus noch, einstweilen mochte der Himmel den Bewohnern gnädig sein.

Da machte sich Eckfried mit wankenden Schritten Bahn durch die Menge.

„Wenn es Keiner wagt, ich thu es!" brachte er mühsam hervor. „Laßt mich hinüber, ich will's versuchen!"

„Bist Du denn toll, Alter?" rief Rainer in seiner derben Weise, indem er ihn zurückzog. „Kannst Dich kaum auf den Füßen halten, kannst kein Ruder heben und willst ein Boot führen! Dazu gehören andere Kräfte."

Eckfried hielt sich in der That kaum aufrecht. Er fühlte selbst seine Ohnmacht, und die Kraft, die ihm die Verzweiflung gegeben, erlosch so schnell, als sie aufflackerte. Mit gerungenen Händen blickte er hülfesuchend im Kreise umher, aber Niemand gab ihm Trost.

Vilmut war zuerst an das Boot getreten und hatte es schweigend, aber sorgfältig untersucht, jetzt war er damit zu Ende und sich aufrichtend sagte er in dem alten befehlenden Tone:

„Weiß Einer von Euch das Steuer zu führen? Die Ruder nehme ich auf mich."

„Sie, Hochwürden?" rief Rainer zurückprallend. „Sie wollten selbst — nein, das geht nimmer!"

„Es muß gehen!" war die kalte, entschlossene Antwort. „Ich habe als Knabe bisweilen das Ruder geführt und etwas wird wohl davon noch übrig geblieben sein. Aber um das Steuer handelt es sich. Ist Niemand unter Euch, der das auf sich nehmen kann und will?"

Allgemeines Schweigen folgte der wiederholten Frage. Die Gebirgsbewohner wußten mit dem Stutzen umzugehen, ein Boot zu lenken hatten sie nicht gelernt. Sie blickten mit einem förmlichen Entsetzen auf ihren Pfarrer, der sich auf das tückische Element wagen wollte, das ihnen eben noch Verderben gedroht hatte, aber kein Einziger machte Miene, seinem Beispiel zu folgen.

„Du siehst, Anna, es findet sich Niemand!" sagte der Freiherr halblaut. „Hältst Du mich noch zurück?"

„Um Gotteswillen, was hast Du vor?" fiel Paul ein, der die Worte gehört hatte. „Du willst Dich doch nicht etwa selbst hinauswagen? Dulden Sie das nicht, gnädige Frau, halten Sie ihn zurück. Er ist ja kaum genesen!"

Anna gab keine Antwort. Sie hatte Raimund vorhin selbst zur Rettung angetrieben, aber jetzt hielt sie mit beiden Händen seinen Arm umfaßt und wollte ihn nicht von sich lassen. Sie hatte ja nicht geglaubt, daß es sich hier für ihn um Leben und Tod handeln werde.

„Ich gebe es nicht zu," fuhr Paul fort. „Eher steige ich selbst in das Boot und versuche —"

Weiter kam er nicht, denn Lily schrie laut auf vor Entsetzen und ihn umklammernd versicherte sie hoch und theuer, sie werde vor Angst sterben, wenn er sie jetzt verlasse.

„Du bleibst, Paul," sagte Werdenfels mit ruhiger Bestimmtheit „Sieh auf Deine Braut, Du hast vor Allem an sie zu denken!"

„Und Du?" fragte der junge Mann vorwurfsvoll. „Bist Du nicht in dem gleichen Falle?"

„Ich?" In Raimund's Augen erschien wieder jenes sonnige, blitzähnliche Leuchten. „Ich will mir meine Braut und mein Glück mit dieser Fahrt verdienen! Anna — forderst Du wirklich, daß ich bleibe?"

Der Blick der jungen Frau irrte über die schäumende Wasserfläche und schweifte dann hinüber nach jener Stelle, wo drei Menschen in Todesangst auf Rettung harrten; langsam, wie einer höheren Gewalt weichend, gab sie Raimund's Arm frei und mit bebenden Lippen flüsterte sie:

„Geh — Gott wird ja barmherzig sein!"

„Dank!" sagte Werdenfels leise und innig und trat dann rasch in den Kreis der Bauern.

„Schafft das Boot hinunter in das Wasser!" befahl er. „Ich werde das Steuer führen."

Einen Augenblick lang standen die Leute in sprachloser Ueberraschung, dann erfolgte allgemeiner stürmischer Protest. Sie wollten weder ihren Gutsherrn noch ihren Pfarrer in die Gefahr hinauslassen, und von allen Seiten wurden Bitten und Warnungen laut, aber Vilmut schnitt ihnen das Wort ab:

„Wir haben keine Minute zu verlieren. Schafft das Boot hinunter! Wenn Sie bereit sind, Herr von Werdenfels — ich bin es auch."

Die Leute sahen ein, daß jeder fernere Widerstand vergeblich war. Zwölf kräftige Arme ergriffen das Boot, und in wenigen Minuten lag es auf dem Wasser. Vilmut war im Begriff, seinen Platz einzunehmen, da im letzten Augenblicke trat Rainer vor.

„Nehmen Sie mich mit, Hochwürden!" sagte er kurz entschlossen. „Ich hab' ein Paar tüchtige Arme und die können Sie brauchen. Sie und der Freiherr zwingen es nicht allein."

„So kommt!" versetzte Vilmut ebenso kurz, indem er ihm einen Wink gab, einzusteigen.

Werdenfels reichte seinem Neffen, der ihm gefolgt war, zum Abschied die Hand.

„Leb wohl, Paul! Und wenn ich nicht zurückkehren sollte — stehe meiner Anna zur Seite. Sie findet ja jetzt einen Bruder an dem Gatten ihrer Schwester."

Der junge Mann antwortete nur mit einem Händedrucke. Es fehlte ihm nicht an Muth, die Gefahr zu bestehen, aber das angstvolle Weinen seiner kleinen Lily konnte er nicht ertragen. Er begriff nicht, wie Raimund sein so schwer errungenes Glück auf das Spiel setzen konnte, um fremdes Leben zu retten, und begriff die Braut nicht, die ihn von ihrer Seite ließ.

Werdenfels winkte noch einen Gruß hinauf zu der Höhe, wo Anna an der Seite ihrer Schwester stand, dann nahm auch er seinen Platz am Steuer ein. Die ersten Ruderschläge trieben das Boot hinaus in das Wasser und nach kurzer Fahrt erreichte es die Strömung, die es sofort ergriff.

Das kleine Fahrzeug schwankte wie vom Sturme erfaßt und drehte sich im Wirbel. Es war in höchster Gefahr umzuschlagen, aber die beiden Rudernden setzten ihre volle Kraft ein, und das Steuer lag in den Händen Raimund's, in diesen weißen durchsichtigen Händen, die so kraftlos aussahen, und die doch die Macht besaßen, den wilden Emir zu bändigen und ihn bei jenem tollkühnen Sprunge über die Schlucht zu zügeln. Sie bewährten sich auch hier. Nach einem minutenlangen Kampfe mit den Wellen hatte das Boot die Richtung gefunden und schoß nun reißend schnell dahin, inmitten von Baumstämmen und Mauertrümmern, die es bei jedem Anprall zerschmettern konnten.

Mit dem Aufhören des Regens war auch die Luft klarer geworden. Die Berge, die man seit drei Tagen nicht gesehen hatte, begannen sich zu entschleiern, aber während dort oben ein Gipfel nach dem anderen emportauchte, sank der Nebel tiefer auf die Niederung und ballte sich dicht zusammen über der Wasserfläche. Das Fischerhaus entzog sich vollständig den Blicken und auch das Boot war nur kurze Zeit noch sichtbar, dann verschwand es gleichfalls in dem schweren, trüben Dunst. Die Zurückgebliebenen hatten nicht einmal den Trost, die kühne Rettungsfahrt verfolgen zu können.

Dagegen kamen vom Dorfe jetzt bessere Nachrichten herauf. Auch oberhalb des Durchbruches wuchs die Fluth nicht mehr, sie schien endlich ihren Höhepunkt erreicht zu haben, und damit hörte auch das wilde Nachstürzen der Wassermassen auf. Sie fingen an, sich zu beruhigen, es war jetzt wenigstens möglich, mit dem Boote zurückzukehren, wenn man die Hauptströmung vermied; ein Wagniß blieb es immer. —

Beinahe zwei Stunden waren vergangen, und schon begannen die ersten Schatten der Dämmerung aufzusteigen. Die ganze Niederung wallte und gährte jetzt im weißgrauen Dunst, und daraus hervor gurgelte und rauschte das Wasser. Vielleicht kämpften dort hinter jenem Nebelvorhang die Bedrohten und die Retter zugleich ihren Todeskampf, und Niemand konnte ihnen zu Hülfe kommen, kein Blick, kein Ruf konnte sie erreichen!

(Schluß folgt.)

Deutschlands merkwürdige Bäume.

3. Der Luther-Baum bei Worms.

Worms ist ein Fleck deutscher Erde, wo ein Blick die Male und Marksteine von Jahrtausenden überschaut und von den Werkstätten einer aufblühenden Gegenwart in das Nebelgrau ungemessener Fernen der mythischen Zeit schweift. Wie lange mag die heilige Keltenstadt sich in den Fluthen des Rheinstroms gespiegelt haben, bevor sie von römischen Pionieren entdeckt wurde! Borbetomagus, Augusta Vangionum, Burgundersitz, Nibelungenstadt, Merovingerresidenz, Karolingerpfalz, Haupt Rheinfrankens, auf bevorzugtem Boden des Ostreichs, wo die deutschen Könige gewählt werden mußten, von wo sie aus-, wohin sie sich zurückzogen, — wohin die Maiversammlung der alten, der Reichstag der späteren Zeit zumeist berufen wurde, auch jener, auf welchem das welterschütternde Wort erscholl: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" — Cultur und Geschichte haben sich hier in großen Zügen eingezeichnet, kein Fleck ohne Ueberlieferung, „kein Stein ohne Namen"! Der geflügelte Drache im Wappen, der Sigfridstein, der Rosengarten und andere Erinnerungen an das Heldenbuch und germanische Urzeit; der romanische Dom in seiner unvergleichlichen Zusammenwirkung von Thürmen, Kuppeln, Thor und Schiff des mächtigen rothen Quaderbaues mit noch unenträthselter Bildnerei und dem Denkmal der fränkischen Nornen, der drei königlichen „Heilräthinnen"; und dort die rothe Sandsteinmauer des Bischofhofes, in welchem der Mönch von Wittenberg vor Kaiser und Reich so herzhaft als folgenreich bei seiner Ueberzeugung beharrte; auch die düstere Synagoge, deren Gewölbe schon zur Zeit der babylonischen Gefangenschaft hier eine Gemeinde Israels gesammelt haben sollen; und so manches Andere macht die auch heute noch so „wunnesame" Stadt am Rheine zu einem Wallfahrtsort für jeden Glauben, jedes Streben.

Und welche Umgebung! Der Strom hat dieselbe, sein altes Bett suchend, verderbenbringend, wie er im Nibelungenlied erscheint, wieder heimgesucht, und ich könnte Einiges berichten von Lorsch und Edigheim, dem alten Otenheim — „da fliezet noch der brunne", wo Sigfrid erschlagen ward — was auf die Nibelungenfrage ein neues Licht würfe; doch weist meine Aufgabe auf eine andere Epoche Wormser Lebens, auf die Reformationszeit.

Gleich am Eingange der Stadt erhebt sich das herrliche Denkmal, von welchem Luther's markige Gestalt in die moderne Welt blickt. Ein anderes Denkmal des großen Glaubenskämpfers verdankt nicht der Kunst sein Dasein und galt drei Jahrhunderte hindurch als das einzige: der Luther-Baum oder die Luther-Ulme bei dem nahen Dorfe Pfiffligheim. Man gelangt dahin mit der Bahn in wenigen Minuten, aber auch zu Fuß braucht man keine halbe Stunde. Worms, einst die volkreichste deutsche Stadt, breitet sich jetzt als kräftig wachsender Sitz der Großindustrie immer weiter im alten Weichbild aus, rückt auch dem Luther-Baum immer näher. Vor Jahren, da ich diesen zum ersten Mal sah, stand er noch außerhalb des Dorfes im fruchtbaren Gelände mit der Aussicht auf die alte Stadt, den Odenwald mit dem Melibocus. Aber auch heute noch hat man von dem Ruhesitz unter seinem Laubdach den alten Dom gerade vor sich.

Wie anderwärts die Linde, so wird ringsum im Gebiet der Vangionen (dem alten Wonnegau, aus welchem genau nach Westen der Donnersberg seinen „Elephantenrücken" über den Pfrimmgrund erhebt) die Ulme oder Rüster als Weihbaum vor den Dörfern, auf Kirchhöfen und an denkwürdigen Stätten angepflanzt. Dafür zeugt die 150 Fuß hohe Riesenulme bei Guntersblum und so manche andere, auch die sturm- und wettergewohnte Ulme über dem Königskreuz bei Göllheim (wo im Anblick des Donnersbergs Adolf von Nassau im ritterlichen Kampf mit dem Gegenkaiser fiel), obwohl ihr der Gott des nahen mons Jovis (Berg des Donnergottes Jupiter) mit seinen Blitzen den besten Theil der Krone zerschmettert hat.

Alle überragt jedoch an Alter, Größe und Berühmtheit die Pfiffligheimer Luther-Ulme. Sie übertrifft an Stammumfang nicht blos die großen, wipfeldürren Rüstern am Kuhthurm bei Leipzig um mehr als das Doppelte, sondern auch die bekannte Rüster von Hampstead in Middlesex, welche Roßmäßler, und nach ihm alle Welt, als die größte Ulme bezeichnet hat, um mehrere Fuß. Denn der Umfang des Stammes über dem Boden beträgt elf Meter und mißt weiter oben, über dem Geländer, noch immer neun Meter. Vor Jahren erfüllte mich der Anblick der ehrwürdigen Rüster mit Staunen, nicht blos deren gewaltige Stammesstärke, sondern die himmelstürmende Höhe, der hochragende Wipfel des majestätischen Baumes — und wie kein anderer hat mir die Luther-Ulme das Bild des heiligen Weltbaumes der Edda vergegenwärtigt.

Schon an sich ist die Rüster, wenn auch ungesellig, keineswegs der trübe und mürrische Baum, wie ihn empfindsame Naturschilderung dargestellt hat, sondern zumeist von malerischer Schönheit. Die durchfurchte, zerrissene Rinde und die derbknorrige



Die Luther-Ulme bei Worms. Nach einer Photographie gezeichnet von Rudolf Cronau.

Verzweigung macht sie aus einiger Ferne der Eiche ähnlich. Allerdings gewährt die hinsichtlich der Blattform und Größe außerordentlich wechselnde und abweichende Belaubung, besonders vom Winde bewegt, einen etwas krausen Anblick, aber stets macht der Baum den Eindruck üppiger Derbheit, großer Lebensfülle und Triebkraft. Und er besitzt diese auch, wie kaum ein anderer.

Und darin wurzelt denn die älteste protestantische Legende, welche der Ulme von Pfiffligheim den Namen gegeben, indem sie dieselbe mit dem Helden der Reformation in Verbindung setzt. Wird doch Uhland durch eine andere Ulme, die von Hirsau, welche in keiner erkenntlichen Beziehung zu dem großen Reformator steht, an diesen erinnert:

„Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß,
Der brach mit Riesenästen
Zum Klausendach heraus."

Wie erwähnt, galt die Ulme von Pfiffligheim als das einzige Luther-Denkmal, bevor das prachtvolle aus Erz in Worms errichtet wurde. Von altersher führte sie ihren Namen, und alle den Baum umrankende Sagen und Ueberlieferungen knüpfen an jene stürmischen Lenztage an, da Luther von Oppenheim her in Worms einzog.

Die Augen der Welt waren damals hierher gerichtet, wo der glänzendste Reichstag stattfand, Stadt und Umgebung überfüllt war von dem Gefolge der Kurfürsten und aller Reichsstände, von dem Geleite des Reichsoberhauptes selbst aus Hispanien, Sicilien und Flandern. Sechsundsechszig Fürsten, an hundert Grafen nebst sechszig Deputirten der freien Städte hatten sich eingefunden, außerdem eine unzählige Menge von Prälaten, Domherren, Rittern, fremden Botschaften, Doctoren, wälschen Krämern, Händlern, Junkern und Neugierigen aus Dorf und Stadt, die sich der tollen Fastnachtslust unter den Augen des jugendlichen Kaisers selbst („Carle von Gent") erfreuten. Neben ihm, dem Weltherrscher, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, fesselte die Aufmerksamkeit der Menge für eine Weile der erste Indianer auf deutschem Boden, ein „nach Zigeunerart verschleierter" Eingeborener Mexicos, den Cortez seinem Könige zur Huldigung über's Weltmeer geschickt hatte.

Aber die Theilnahme an diesen glänzenden und fremdartigen Erscheinungen erlosch, als man erfuhr: Dr. Martin Luther, der herzhafte Augustiner und Professor zu Wittenberg, sei von Kaiser und Reich zur Verantwortung gefordert und — werde kommen. Die deutschen Fürsten waren nämlich auf das Machtwort der vom Legaten verlesenen päpstlichen Bulle nicht eingegangen und bestanden unter Friedrich's des Weisen Führung darauf, daß man Luther höre, bevor man verdamme. Und muthig setzte sich der citirte Mönch mit seinem Anwalte und einigen Freunden in das Rollwäglein, das der Wittenberger Magistrat gestellt hatte, und fuhr dem Unbekannten entgegen an den Rheinstrom. In Oppenheim noch gewarnt, sprach er das Wort: wenn in Worms so viel Teufel als Ziegel auf den Dächern, wolle er doch hin.

Die ganze deutsche Welt war in Aufregung, Worms in fieberhafter Spannung. Viele vom Reichsadel ritten zum Willkomm entgegen und gaben dem bleichen, von Krankheit und Ermüdung abgezehrten Mönche ein stattlich ritterliches Geleit. Bescheiden lehnte er ab, auch Sickingen's Schutz auf der Ebernburg. Am 16. April zehn Uhr Morgens kam er unter ungeheurem Volkszulaufe nach Worms hinein und stieg im deutschen Ordenshause ab, wo auch einige edle sächsische Räthe und der Reichserbmarschall von Pappenheim ihre Herberge hatten. Der weitere Verlauf ist bekannt.

Vor seinem Einzuge in Worms kam der Reformator zu der Stelle der Ulme von Pfiffligheim, denn die Heerstraße von Oppenheim her, die alte „Hessenstraße", führte vor der Erbauung der napoleonischen Kaiserstraße über die Anhöhen und den flachen Pfrimmgrund nach dem Dorfe herüber und bog erst beim Luther-Baume in die gerade Richtung nach Worms ein. Nach einer Ueberlieferung — und die Annahme hat Wahrscheinlichkeit für sich, wenn auch kein Chronist es bekundet — habe nun Luther die Gelegenheit zu kurzer Rast hier im Schatten der Dorfulme ergriffen, wo bei der Biegung des Wegs die thurmreiche Stadt, in welcher sein und seiner Lehre Schicksal entschieden werden sollte, in Sicht lag. Die Aussicht mag ihm wohl Herzklopfen verursacht haben, wenn er auch keinen Augenblick an Widerruf dachte. Denn er selbst hat als Urkunde seines damaligen beunruhigten Gemüths nachträglich jenes leidenschaftliche Gebet aufgezeichnet, jenen Aufschrei zu Gott (seinem „Schutz" und „Schirm", seiner „festen Burg"), mit welchem er die Ruhe und Klarheit seines Geistes wieder gewann.

Während der zehn Tage seiner Anwesenheit in Worms — meldet eine weitere Tradition — sei der rüstige Glaubenskämpfer heraus zur Dorfrüster gekommen, um hier dem zusammenströmenden Landvolke eine jener populären, packenden und erschütternden Predigten zu halten, von denen er selbst gelegentlich zu Bucer sprach, wie er sich dabei dem Verständnisse und der Anschauungsweise des gemeinen Mannes anbequeme, um ihn zu erheben. Luther unter der Dorfrüster den rheinischen Bauern predigend — ein urdeutsches, poetisches Bild!

Auch bei seinem Abzuge von Worms, am Vormittage des 26. April, wo am Oberrhein schon Alles grünte und blühte und die Ulme im lenzfrohen Laubschmuck stand, habe der Reformator — so wird angenommen — von hier den letzten Blick nach der Stadt zurück geworfen, wo Gott durch ihn so Großes vor der Welt verrichtete. „Ist's Menschenwerk, wird es von selbst vergehen; ist's von Gott, so wird es bestehen."

Andere erzählen: Hier bei der Ulme habe der Gottesmann die ritterliche Schaar getroffen, die zu seinem Troste und Schirm von Worms ausgeritten war. Frundsberg sei an das Rollwäglein herangetreten, und auf des Kriegshelden Wort: „Mönchlein, Du thust einen schweren Gang!", habe Doctor Martinus auf ein schwaches Bäumlein am Wege deutend geantwortet: „Wie dies Reislein zum Baume erwächst, werden sie meine Lehre nicht dämpfen!"

Indeß erinnert diese Fassung der Sage doch zu sehr an die moderne Weise, historische Thatsachen in novellistischen Zusammenhang zu bringen. Und so entschied sich die Meinung der nüchternen und verständigen Leute dahin, daß die Ulme einfach zur Erinnerung an Luther's Anwesenheit in Worms und sein muthiges Auftreten daselbst gepflanzt worden sei.

Allein die Größe des Baumes weist auf höheres Alter hin. Obwohl man stattliche Rüstern von mehr als hundert Fuß Höhe findet, die kaum zweihundertfünfzig Jahre stehen mögen, wie die noch im Alter breiten Jahresringe darthun konnten, so kennt man doch auch solche, denen urkundlich ein weit höheres Alter nachgewiesen ist. Immerhin thut Gerock in seinen Reimen auf unsere Luther-Ulme des Guten wohl zu viel, wenn er meint: „wuchs auf zur Nibelungenzeit, eh' noch erstand der Wormser Dom!" Die eigentliche Volkssage und bekannteste Legende vom Luther-Baum kümmert sich jedoch nicht um solche Wahrscheinlichkeitsberechnungen und hat eine sinnigere Deutung, indem sie ganz im Zeitgeiste der Reformation ein Motiv benutzt, das am bekanntesten aus der Tannhäuser-Sage herausklingt.

Man erinnere sich, daß die Reformation kein zusammenhangloses Ereigniß ist, sondern das Ergebniß von Stimmungen war, die durch das ganze Mittelalter wirksam blieben und schon die erste Glanzperiode unserer Literatur durchgeistigten. Wenn Walther von der Vogelweide auch nach seinem Abschied von der „Frau Welt" noch in seinen Liedern den Papst befehdet, selbst Wolfram von Eschenbach seine Heidenfreundlichkeit in keinem Epos verleugnet und Freidank geradezu der Grausamkeit des Papstes das Erbarmen Gottes gegenüberstellt, so hat sich auch das eigentliche Volkslied ganz in demselben Sinne der Sage vom Tannhäuser bemächtigt.

Ein fahrender Sänger dieses Namens, den wir aus der Manesse'schen Sammlung kennen, hat, nachdem er sein Leben lang der weltlichen Minne in frivolen Liedern gefröhnt, in einem Bußliede gleich Herrn Walther Abschied von der „Frau Welt" genommen und voll Erhörungszuversicht zu Gott um Vergebung seiner Sünden gefleht. Nun sang das Volk von ihm in einer dem Sänger eigenthümlichen Strophe: wie Ritter Tannhäuser Abschied nahm von der heidnischen Göttin im Venusberg, um seine Wiederversöhnung mit Gott zu erstreben. Aber kein Priester wollte dem Reuigen seine Sünden vergeben, auch der heilige Vater in Rom nicht. Der Papst Urban (der Vierte) hatte einen weißen dürren Stock in der Hand und sprach verdammend:

„So wenig dieser Stab grünen mag, kommst du zu Gottes Gnaden!"

An Christi und Mariens Milde verzweifelnd, wendet sich Tannhäuser wieder in den Berg, wo ihn die „Fraue zart" mit Huld willkommen heißt. Nun fängt des Papstes dürrer Stecken an zu grünen; erschrocken schickt der Papst Boten in alle Lande aus, wo der Tannhäuser hingekommen wäre. Der war und blieb im Berg.

Dies tiefsinnige Volkslied war vor und beim Beginn der Reformation in verschiedenen Texten und Weisen verbreitet und beliebt, das Motiv des dürren Stabes allgemein bekannt und wegen der Pointe gegen den Papst sehr volksthümlich. Die Legende von der Luther-Ulme hat sich seiner in folgender Weise bemächtigt.

Zur Zeit, wo Luther in Worms und alle Welt für oder wider ihn war, kamen auch zwei Marktweiber von der Stadt her des Weges nach Pfiffligheim. Die Eine stritt für den Doctor Martinus, die Andere aber stieß zornig ihren Stock in die Erde, mit heftiger Widerrede eifernd:

„Hätte der Luther Recht, würde eher dieser dürre Stecken zum Baum!"

Und siehe, der Stock wurzelte, schlug aus und wuchs zum Luther-Baum heran. — Bei der außerordentlichen Triebkraft des Ulmenholzes wäre das Wurzeln und Grünen des „Stockes" kein besonderes Wunder. Die Sage wird nur bedeutungsvoll durch die Benutzung des volksthümlichen Tannhäuser-Motivs mit Bezug auf Luther.

Seitdem also kannte man die Luther-Ulme. Unter ihr sammelte sich in Freud und Leid zu Ernst und Scherz das Landvolk, zu ihr wallte an Feierabenden die singende Dorfjugend, sie gewährte dem Wanderer schattige Rast Jahrhunderte hindurch. Mit Ehrfurcht lauschte der Rastende dem geheimnißvollen Flüstern in der Krone, dem Eulenruf, Rabenkrächzen oben, dem mächtigen Sausen in der Höhe, wenn unten kein Laut, kein Lüftchen sich regte. So schauerte schon der Ulme grüner Wipfel, als am nahen Georgenberg die Pfälzer Bauern von der vereinigten Macht der Fürsten, denen bereits Sickingen erlag, niedergehauen wurden, daß die Pfrimm roth von Blut vorüberfloß, während die Landsknechte unter der Luther-Ulme um ihre Gefangenen knöchelten. Und wieder nach hundert Jahren sah sie Dorf und Feld verödet, Spanier und Croaten gleich Wölfen des Weges kommen, die Finnen- und Smaländer-Regimenter Gustav Adolf's vorüberziehen, die Lederkanonen der schwedischen Artillerie vorbeirasseln. Und eines Pfingsttages hielten die Dragoner Melac's unter ihrem Laubdach Rast, des heulenden Land- und Stadtvolkes höhnend, da Worms auf Geheiß des allerchristlichen Königs vor ihren Augen in einem Flammenmeer aufging. Und abermals nach hundert Jahren zogen die republikanischen Cohorten, Custine's Husaren und Houchard's schnauzbärtige Chasseurs à cheval aus Worms vorüber, zur Eroberung von Mainz. Das Alles hat die Luther-Ulme gesehen, Sturm und Dürre erduldet, auch daß von guten und schlechten Dichtern die Sage ihrer Entstehung in zahllose Reime gebracht wurde.

Die Luther-Ulme galt als ein Symbol, gleichsam als der heilige Baum, der Schicksalsbaum des Protestantismus. Vom Blitz getroffen, vom Wetter geschädigt, war auch ihr mächtiger Stamm im Lauf der Jahrhunderte morsch und hohl geworden. Dennoch schlug die Krone alljährlich im Lenze wieder mächtig aus, rauschte freudig noch 1870 den nach Frankreich ziehenden Colonnen zu; und als Sieg auf Sieg gemeldet ward, glaubte sie wohl den Stürmen nicht länger trotzen zu müssen. Am Vorabend der Capitulation von Metz (26. October 1870) brach und warf ein Orkan die Krone vom Stamme. Erschüttert stand das Volk. Es schien vorbei zu sein mit dem ehrwürdigen Wahrzeichen. In der Höhe von acht Metern über dem Boden war die Krone mit allem Astwerk herniedergeschleudert. Gebrochen, geborsten, astlos, kahl und klaffend hohl stand nur noch der niedrige Stumpf.

Als Bonifacius im frommen Eifer die Axt an Donar's Eiche bei Geismar anlegte, ward das Holz wieder zum Bau einer Capelle zu Ehren Sanct Peter's verwendet, um unsere heidnischen Vorfahren sacht zum neuen Glauben hinüberzuleiten. Der Protestantismus baut den Heiligen keine Capellen. Aber das Astwerk des Luther-Baumes sollte nicht im Feuer aufgehen, denn Ulmen liefern ein geschätztes Werkholz und deren Maser die beliebten „Ulmer" Pfeifenköpfe. Als sich die Kunde vom Fall des Luther-Baumes verbreitete, beeilte sich die Nachbarschaft, Andenken von demselben zu holen, und rasch war das Holz vergriffen. Vieles kam in die Hand eines Speculanten, welcher Falzbeine, Federhalter u. dergl. m. davon fertigen und am Luther-Denkmal in Worms verkaufen ließ. Das interessanteste Stück befindet sich jedoch im Besitz des Herrn Reiß, königl. Verwalters der Kreis-Armen- und Kranken-Anstalt zu Frankenthal in der Pfalz. Derselbe hat sich aus dem Holze vom Luther-Baum einen großen schönen Blumentisch mit Aquarium und Heronsbrunnen anfertigen lassen, zugleich aber die Vorsicht gebraucht, sich amtliche Ursprungszeugnisse zu verschaffen, damit dem werthvollen Familienstück, einem Unicum, der antiquarische Werth unbestritten bleibe.

Unterdeß stand der mächtige Stumpf des Luther-Baumes in seinem trostlosen Zustande, wüst, zerrissen, mit klaffender Höhlung, wie ein verfallender, halbeingestürzter Schornstein, anscheinend allen Lebens bar. Aber die Pfiffligheimer und ihr wackerer Bürgermeister Ott gaben das ehrwürdige Denkmal, den Stolz ihres Dorfes, die Zierde des Wonnegaues, nicht so leicht verloren. Durch Ausfüllung und Schließung des völlig hohlen Stammes suchten sie dem Todtwunden beizuspringen. Und der Erfolg war verblüffend, nahezu ein neues Wunder. Der Baum hat sich zur Freude Aller vollständig verjüngt, wie man uns schreibt. Aus den Bruchrändern sproßten neue Zweige hervor, die jetzt wieder zu starkem Astwerk herangewachsen sind und eine schöne, geschlossene Krone bilden. Wer mit der Bahn vorbei, dem Donnersberg entgegen, fährt, kann den immer noch großen Baum nicht übersehen. Aber das Staunen wird zur Ueberraschung, tritt man der Luther-Ulme näher und erblickt den Riesenstamm, zu welchem die Krone trotz ihrer Größe in sehr unrichtigem Verhältniß steht.

Trägt der Baum seinen Laubschmuck, so ist von der Bruchstelle nichts mehr zu sehen. Der Stamm selbst aber mißt bei einem Umfang von neun bis elf Meter nur noch sechs Meter Höhe. Indeß ist die Lebenskraft des Verjüngten so rege, daß ihm mit voller Sicherheit von jetzt ab noch ein hohes Alter in Aussicht gestellt werden kann. Mächtige Aeste setzen sich wieder an in üppiger Verzweigung, der Baum wächst, allerdings mehr in die Breite als in die Höhe. Die Laubkrone des Luther-Baumes ist, wenn auch nicht so hochragend wie einst, doch so kraus, dicht und frisch als je. Es quillt und schwillt von neuem Leben in diesem ehrwürdigen Wahrzeichen des Protestantismus.

A. B.

Carrara und seine Marmor-Industrie.

Eng verbunden mit der Geschichte der Bildhauerkunst ist der Name „Carrara"! Wer kennt nicht den carrarischen Marmor"? Seit vielen Jahrhunderten behauptet er seine Bedeutung als vorzüglichstes Material für die Ausübung einer der edelsten Künste; überall wird er geschätzt und gesucht, und die großartigsten Kunstwerke, verbreitet über die ganze Erde, sind Zeugen seines Werthes.

Zwischen dem Golf von La Spezia, dem Hauptkriegshafen des Königreichs Italien, und der Mündung des Arno in das Mittelländische Meer tritt der Gebirgsstock der Apenninen nicht so unmittelbar an's Meer heran, wie weiter nördlich: eine wohlangebaute Ebene von außerordentlicher Fruchtbarkeit zieht sich längs der Küste, dahinter erheben sich Vorberge von geringer Höhe, vielfach mit Oelbäumen und Kastanien bewachsen; dann erst steigt eine gewaltige Bergkette nackt und schroff zu imposanter Höhe empor.

Dort liegt die Stadt Carrara mit ihren Marmorgruben, etwa dreißig Kilometer östlich von La Spezia, vierundfünfzig Kilometer von Pisa; sie bleibt dem Auge des auf der Eisenbahn längs der Küste Reisenden verborgen, weil zwischen den Bergen gelegen; doch ist von der Station Avenza aus ein Bahnstrang nach Carrara gelegt worden, welchen der Zug in zehn Minuten durcheilt. Außerdem führt eine zweite, nur zum Transporte des Marmors bestimmte Eisenbahn bis an's Meer und zugleich über Carrara hinaus, immer bergauf, bis dicht an die Gruben hinan.

Dieselbe wurde im Jahre 1876 eröffnet und hat ein Länge von fünfzehn Kilometern; sie ist ein Actienunternehmen und zwar ein recht kostspieliges, da beim Bau große Schwierigkeiten zu überwinden waren, sodaß sich auf der geringen Strecke mehrere Viaducte und Tunnel befinden, unter letzteren ein besonders interessanter: er ist durch den Marmor gesprengt, ohne jedes Mauerwerk. Dicht dabei befindet sich im Felsen ein halbkreisförmiger Ausschnitt antiken Ursprungs; ganz deutlich erkennt man die Stellen, wo der römische Sclave einst den Meißel ansetzte.

Die Bahn führt in die Thäler von Colonnata und Torano, die hauptsächlichsten Fundstätten des Marmors, und überschreitet dicht bei der Stadt Carrara den Bach Carrione, welcher das Thal von Torano durchfließt; in diesem Thale sind die bedeutendsten Gruben, und daselbst wird der reinste Marmor gefunden. Dort, wo der Bach Carrione in's Meer mündet, befindet sich die Marina di Avenza, wo der Marmor, welcher über



Ansicht von Carrara.

Nach einer Photographie.

See befördert werden soll, verladen wird. Zwei mächtige Docks sind zu diesem Zwecke, das eine von Engländern, das andere von Einheimischen, erbaut worden; beide sind mit doppelten Geleisen versehen und ragen fast bis dreihundert Meter in's Meer hinein. An schönen Tagen liegen immer eine Menge Schiffe bereit, die kostbare Ladung aufzunehmen, und ein reges Leben entfaltet sich am Strande, wo die ausgedehnten Depots für Marmor durchschnittlich einen Werth von mehreren Millionen Franken in sich bergen.

Vom Meeresufer bietet sich ein prächtiges Panorama dem Auge dar; während sich nach Süden zu das Mittelmeer in schimmerndem Blau ausdehnt, wird der Norden vom mächtigen Gebirgskamme der Apenninen begrenzt, über welchen hinaus viele Bergspitzen gen Himmel ragen; die höchste derselben, der über 5000 Fuß hohe Monte Sagro, ist mit seinen weiß glänzenden Flecken den Schiffern ein weithin sichtbares Wahrzeichen.

Die Landstraße nach Carrara ist in ihrer ganzen Länge von einer starken halben Stunde trotz des Bestehens der Eisenbahn außerordentlich belebt von Fuhrwerken aller Art. Den bei Weitem überwiegenden Theil derselben bilden die Karren für Beförderung der Marmorblöcke, meist mit nur zwei plump, doch überaus dauerhaft gearbeiteten Rädern versehen und mit den breitgehörnten grauen Stieren bespannt. Die kolossalen Lasten haben der Straße tiefe Spuren eingedrückt, und ihr Zustand erscheint durch den ununterbrochenen Verkehr dieser schwerbeladenen Karren trotz fortwährender kostspieliger Reparaturen doch als ziemlich verwahrlost.

Die Stadt Carrara liegt auf classischem Boden, ihre Gefilde waren schon zu einer Zeit der Cultur erschlossen, als die Gründung Roms noch in weiter Ferne lag. Nicht ganz eine deutsche Meile von Carrara entfernt befinden sich nicht weit von der Landstraße und nahe dem Meere die Ueberreste der uralten Stadt Luna, bei den Griechen Selene, jetzt Luni genannt, wonach noch heutzutage die ganze Landschaft den Namen „La Lunigiana" trägt.

Die Stadt Carrara zählt mit ihren Vorstädten etwa 27,000 Einwohner, welche zum größten Theile von der in bestem Fortschritte befindlichen Marmorindustrie leben.

Sehr interessant sind einige alte Häuser aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert in Via Finelli und anderen Straßen, nach damaliger Manier an Thür und Fenstern mit zierlichen Säulchen geschmückt; so das Gebäude, welches Michel Angelo bei seinen wiederholten Besuchen zu Ende des fünfzehnten und Anfang des sechszehnten Jahrhunder's beherbergte; der Dom, im gothischen Stile des dreizehnten Jahrhunderts erbaut, steht unter dem Schutze des Staates, der jährlich zur Unterhaltung und Restauration desselben beisteuert; von modernen Bauten sind erwähnenswerth einige Privatgebäude und das zwar kleine, doch geschmackvolle Theater. Die Hauptplätze der Stadt sind mit Statuen geschmückt, so steht auf Piazza Alberica das Monument der Maria Beatrice d'Este und auf Piazza del Duomo die Statue des Andrea Doria. Die Akademie der schönen Künste enthält viele Gypsabgüsse classischer Werke und zu Luna gefundene Römerarbeiten; zu ihren Ehrenprofessoren gehörten unter Anderen Rauch und Thorwaldsen. Eine Menge Bildhauerwerkstätten sind des Besuches werth, zum Beispiel diejenigen der Professoren Lazzerini, Carusi, Baccà und vieler Anderer, wo fleißige Hände fortwährend Meißel und Hammer führen und die reizendsten Kunst-

werke entstehen. An Material fehlt es ihnen nicht, denn eine halbe Stunde hinter der Stadt beginnt das Reich der „Cave“, der Marmorgruben.

Die Cave von Carrara waren schon vor der Herrschaft der Römer bekannt und wurden, wenn auch in geringem Maßstabe, ausgebeutet.

Für das außerordentliche Gedeihen der Marmorindustrie in der Neuzeit bilden den besten Beleg die statistischen Nachrichten der Handelskammer von Carrara, welche den folgenden Angaben als Grundlage dienen.

Im Bezirke der Commune Carrara befinden sich 645 Cave



In den Marmorbrüchen von Carrara.
Nach einer Photographie.

Dies geht aus den ältesten uns überlieferten Nachrichten lateinischer Schriftsteller hervor. Carrara und das nahe gelegene Dorf Colonnata, neben Torano Mittelpunkt der Marmorgruben, wurden früh römische Colonien, und der damals sogenannte Lunensische Marmor wurde dazu verwandt, die Monumente des republikanischen und kaiserlichen Rom zu schmücken, indem er bald den berühmten Marmor vom Pentelikon und den Parischen Marmor von der ersten Stelle verdrängte.

Mit dem Verfall der römischen Macht nahm die Marmorindustrie in den Bergen von Carrara mehr und mehr ab und sank zu völliger Unbedeutendheit unter der Herrschaft der Gothen und Longobarden, sodaß im frühesten Mittelalter nur wenige Denkmäler aus jenen Gruben hervorgegangen sein mögen. Sie hob sich erst unter der Herrschaft des Hauses Malaspina, welches auf alle Weise zu ihrer Förderung beitrug und nur geringe Abgaben von den Pächtern der Cave forderte, sodaß letztere im sechszehnten Jahrhundert jährlich nur die Summe von 450 Goldgolden entrichteten. Zur damaligen Zeit ließ unter Anderen der arabische Herrscher von Fez auf der Rhede von Avenza mehrere Schiffe mit dem kostbaren Gestein befrachten, welches damals schon seinen Weg über die Alpen fand und nach Deutschland, Frankreich, England und Spanien befördert wurde.

di Marmo, Marmorgruben, wovon über 400 im Betrieb sind. Die bedeutendsten und lohnendsten derselben sind im Thale von Torano gelegen, dann in demjenigen von Colonnata und endlich in den kleineren Seitenthälern und ziehen sich mehrere tausend Fuß am Gebirge hinauf. Man greift kaum zu hoch, wenn man die Zahl der in den Gruben beschäftigten Arbeiter auf etwa 5000 angiebt. Zum Zertheilen der Blöcke dienen über 60 Sägemühlen mit etwa 300 Rahmen und 400 Arbeitern. Gegen 30 Beutelkasten zum Schleifen des Marmors beschäftigen etwa 70 Personen. Der dazu erforderliche Sand muß von Viareggio herbeigeschafft werden, weil derjenige der Gebirgsbäche als zu kalkhaltig keine Verwendung finden kann. Das jährlich verbrauchte Eisen erreicht das Gewicht von 2400 Centnern, und die Kosten für das Sägen der Blöcke betragen mit Einrechnung der Ausgaben für Sand und Eisen circa 18 Franken pro Cubikmeter. Die Zahl der Kunstwerkstätten für Sculptur, Architektur und Ornamente, welche gegenwärtig in Carrara existiren, beträgt 106 mit gegen 250 Arbeitern, ohne von den außergewöhnlichen Arbeiten zu sprechen: wenn solche vorliegen, vereinigt sich die nöthige Anzahl von Künstlern zu gemeinsamem Schaffen, wie z. B. letzthin behufs Decoration einer großen Kirche von Rio de Janeiro.

Der jährliche Ertrag der Cave von Carrara beträgt nicht weniger als etwa 220,000 Tonnellate, gleich 2,200,000 Centner Marmor, theils in rohen Blöcken, theils gesägt und verarbeitet. Dieses kolossale Quantum repräsentirt einen Werth von etwa 10 Millionen Franken und wird zu Lande und Wasser nach allen Himmelsrichtungen ausgeführt. Nur die Ausfuhr nach Amerika hat, in Folge des dortigen hohen Eingangszolls, in den letzten Jahren bedeutend nachgelassen.

Wiewohl das Gebirg nicht nur weißen Marmor, sondern auch farbigen und bunten enthält, so ist doch die Production der letzteren verschwindend gering gegenüber den ungeheuren Massen weißen Marmors, welche in den Cave von Carrara gebrochen werden. Man unterscheidet hier mehrere Qualitäten, je nachdem der Marmor sich zur Verarbeitung eignet und äußeren Einflüssen zu widerstehen vermag. Die erste Stelle nimmt der Marmo statuario ein, der wieder nach Glanz und Feinkörnigkeit in drei Qualitäten geschieden wird; dann folgt der Bianco-Chiaro, auch ein vorzüglicher Marmor von herrlich weißem Glanze, doch schon minder brauchbar, als der erste, um die Wunder der Bildhauerkunst hervorzuzaubern. Ihm schließt sich der Venato oder geäderte Marmor und der Ordinario oder gewöhnliche an.

Der Marmo statuario ist von vorzüglich feiner Structur und einem so reinen, glänzenden Weiß, daß man sich fast geblendet fühlt bei Betrachtung eines frischgebrochenen, von der Sonne grell beschienenen Stückes: er ist weiß, wie frischgefallener Schnee. Er findet sich in großen Knoten im Gebirge und ist von intensiv gefärbtem Gestein umgeben, welches die Marmorgräber mit dem Ausdrucke „Madremacchia“ oder Mutterfleck bezeichnen; dieser Mutterfleck ist nichts anderes, als alle Art von Unreinigkeit, welche, ursprünglich im Kalkstein enthalten, sich in Folge des Krystallisationsprocesses abgesondert und zusammengefunden hat und in ihrem Innern den reinen Marmor von absoluter Weiße, ohne den kleinsten Flecken enthält.

Wenn daher die Cavatori oder Marmorgräber einen Block Marmo statuario von beträchtlicher Größe losgebrochen haben, so hüten sie sich, die Madremacchia völlig abzulösen: sondern sie lassen dieselbe daran haften, damit so der etwaige Käufer sich von der absoluten Reinheit des Inneren und der ausgezeichneten Qualität des Marmors überzeugen kann. Der Laie steht allerdings überrascht vor einem solchen ihm als Marmor bester Güte bezeichneten Blocke, wenn er ihn theilweise mit großen häßlichen, schwarzen Flecken bedeckt sieht.

In nur etwa dreißig Gruben wird dieser Marmor gefunden, während die bei Weitem meisten Cave den Marmo Bianco Chiaro und die anderen Qualitäten produciren.

Sehr lohnend ist ein Gang durch die Berge, welche die wichtigsten Gruben enthalten, und in dieser Beziehung bietet am meisten das Thal von Torano, so genannt nach dem von Carrara etwa vierzig Minuten entfernten Dorfe Torano und durchflossen vom Bache Carrione, dessen Wasser unterwegs viele Sägen zu treiben hat, in welchen rastlos das Eisen durch die Riesenblöcke knirscht. Die tiefgefurchte Straße und die zum Transporte des Marmors erbaute, oben schon erwähnte Eisenbahn bilden den besten Wegweiser: denn hier münden die steilen Abstürze von allen Seiten ein, auf welchen die losgelösten Blöcke zu Thal kommen. — Schon lange vor Sonnenaufgang eilen die kraftvollen Männer zu ihren betreffenden Gruben, und um fünf Uhr früh beginnt gewöhnlich die schwere Arbeit in den Cave, um bis drei Uhr fortgesetzt zu werden. Wahrlich ein saures Brod, das manchen Schweißtropfen kostet, der von den gebräunten Stirnen der Arbeiter rinnt; ernst und schweigsam verrichten dieselben ihre Arbeit, welche nicht nur die ganze körperliche Kraft in Anspruch nimmt und oftmals auf's Höchste anstrengt, sondern auch unausgesetzte Aufmerksamkeit und Vorsicht erfordert, da zuweilen eine kleine Unachtsamkeit sowohl das eigene Leben, wie auch das der Gefährten bedrohen kann.

Und wirklich kommen täglich unter jenen Tausenden von Arbeitern Unglücksfälle vor, sodaß Arm- und Beinbrüche nichts Seltenes sind, in der Regel obenein mit schweren Complicationen verbunden, mit starken Anschwellungen der verletzten Glieder, da sie in den meisten Fällen von dem zermalmenden Gewichte der Marmorblöcke herrühren; durchschnittlich fallen Jahr aus Jahr ein circa zwanzig Menschenleben der gefährlichen Arbeit zum Opfer. Nicht nur in den Gruben selbst, sondern auch auf dem Transporte sind diese traurigen Folgen meist ungenügender Vorsicht häufig und mancher in der Vollkraft stehende Mann wird mitten in seinem Wirken von einem plötzlichen Tode ereilt.

Der Tagelohn des gewöhnlichen Arbeiters beträgt drei Franken und mehr; die intelligenteren und mit der Beaufsichtigung ihrer Cameraden und Anordnung der auszuführenden Verrichtungen betrauten Leute erhalten bis zu sechs Franken. Wenn über die regelmäßige Zeit hinaus gearbeitet wird, so werden zwei, drei Stunden mit eineinhalb Franken bezahlt. Das ist nicht viel, wenn man die theueren Preise der Lebensmittel in Betracht zieht. Denn wenn auch das Territorium von Carrara reich ist an Wein, Oel und Früchten und den Vortheil einer reichlichen Bewässerung besitzt, so genügt doch die Production an Korn kaum zur Hälfte für den Bedarf der Bevölkerung, weshalb eine starke Einfuhr stattfindet. Die Zahl der Landwirthschaft treibenden Bewohner ist gering, weil eben Alle größeren Verdienst bei Bearbeitung des Marmors suchen, und so wird der Acker spät, in Hast und Eile bebaut von denjenigen, deren Hauptbeschäftigung in den Bergen zu suchen ist. Ueberdies erwächst den Leuten eine nicht zu unterschätzende Mehrausgabe für Kleidung und besonders für Schuhwerk, welches auf unglaubliche Weise in den Gruben und auf dem scharfkantigen Gesteine ruinirt wird. Alles dies in Erwägung gezogen, ist der Tagelohn eines „Cavatore“ (Grubenarbeiters) wahrlich nicht zu hoch bemessen.

Die Marmorgruben sind ausnahmslos „al ciel aperto“, unter freiem Himmel, angelegt, ohne Herstellung von Schachten und Tunnels. Der Meißel und Hammer für Losbrechen und das Pulver für Lossprengen der Blöcke sind die Hauptfactoren bei der Arbeit in den Gruben. Von allen Seiten hört man den Schlag des Hammers: rastlos fällt er auf den Meißel nieder; doch oft wird dieses eintönige Geräusch unterbrochen durch langgezogene Hornsignale; dies ist das Zeichen, daß eine Mine angezündet werden soll, und nun heißt es, sich möglichst aus dem wahrscheinlichen Bereiche ihrer Wirkung entfernen. Mit fürchterlichem Knalle, dem ein dröhnendes Echo der Berge nachfolgt, springt die Mine; Felsstücke werden emporgeschleudert und rollen unaufhaltsam in die Tiefe, in ihrem Gefolge das kleinere Gestein. Der Marmorblock verfolgt unbeirrt seinen Weg bergab, bis die Steilheit des Berges sich verflacht.

„Hurtig mit Donnergepolter entrollet der tückische Marmor.“

Die Stelle, wo der Block liegen geblieben ist, dient ihm vorläufig als Ruhestätte; er ist, wie der Cavatore sich ausdrückt, „al poggio“ („am Berge“) angekommen. Dort wird er einigermaßen hergerichtet, er wird in Form gebracht, meist viereckig behauen und vom schlechten Gesteine befreit: mit einem Worte, er macht hier schon einigermaßen Toilette, um sich würdig der noch tief unter ihm liegenden Welt zu präsentiren.

Der so hergerichtete Block wird nun mit Hebestangen und Brecheisen behutsam bis zur gebahnten Straße weiter bewegt. Wo die Steigung des Abhanges alsdann wieder eine so starke wird, daß man befürchten könnte, der Block würde durch seine eigene Schwere zur Tiefe gezogen und sowohl unten Unheil anrichten, wie auch selbst im Sturze beschädigt werden, ist abermals die größte Vorsicht geboten; er wird sorgsam mit starken Seilen umwunden und, an diesen gehalten, allmählich herabgelassen. Das ist ein gefährliches Stück Arbeit, denn oft müssen seinen Weg hemmende Steine bei Seite geschafft und ihm Luft gemacht werden. Zu diesem Behufe steigen Arbeiter mit Brecheisen hinab und beseitigen die Hindernisse; das darf nur behutsam und unter beständiger Aufmerksamkeit der den Block an den Seilen Haltenden geschehen, um dem Zerquetschtwerden der unten Befindlichen vorzubeugen.

Die Bahn, auf welcher die Blöcke theils geschoben, theils rutschend und zurückgehalten aus einer Grube zur fahrbaren Straße oder zur Eisenbahn gefördert werden, heißt die „Lizza“, die Arbeiter, welchen diese Aufgabe obliegt, die „Lizzatori“. Je schwerer der betreffende Block und je tiefer im Gebirge die Grube liegt, desto zeitraubender und gefährlicher ist selbstverständlich die Arbeit, und man kann sich kaum einen Begriff machen von der Mühe, welche das Zuthalschaffen eines Blockes von mehreren hundert Centnern Gewicht verursacht; eine schwere Verantwortlichkeit ruht auf den Schultern der Aufseher, deren Anordnungen sich die Arbeiter unbedingt zu fügen haben.

Solche besonders werthvolle Blöcke bleiben in vielen Fällen hier am Fuße des Berges ruhen, bis sie einen Käufer gefunden

haben, was meist nicht lange dauert, da die Nachfrage eine sehr rege ist.

Die Mehrzahl der Blöcke, welche sich nicht durch besondere Größe auszeichnen, werden, bald nachdem sie die gebahnte Straße erreicht haben, weitergeschafft. Dies besorgen die Carratori oder Karrenführer mit mehreren hundert Paar Stieren; sie führen die Blöcke entweder bis zur Eisenbahn oder zu den Sägemühlen oder zur Rhede von Avenza.

In den Sägemühlen, welche ganz nach dem Muster der Holzsägemühlen eingerichtet sind, werden die Blöcke zu Platten geschnitten. Andere Blöcke werden handwerksmäßig zu aller Art Geräthschaften verarbeitet, und selbst auf den Straßen Carraras kann man die fleißigen Einwohner bei dieser Beschäftigung beobachten. Mir fiel besonders eine Straße auf, in welcher ich ein halbes Hundert ganz und halbfertiger Badewannen wahrnahm, jede von einem geschickten Arbeiter eifrig mit Hammer und Meißel für ihre einstige Bestimmung hergerichtet. Eine große Anzahl Blöcke wandert in die Ateliers der Meister und die Bildhauerwerkstätten der Copisten, welche unermüdlich nach den Gypsmodellen von Antiken oft künstlerisch vollendete Arbeiten herstellen. Der Rest endlich, abgesehen von dem Marmor, der auf Bestellung in's Ausland geht, findet sich auf der Rhede von Avenza in großartigen Depôts zusammen, daselbst auf Käufer harrend.

Der Marmo statuario erster Qualität wird auf der Rhede von Avenza bis zu 1600 Franken pro Cubikmeter bezahlt, derjenige zweiter Qualität bis über 500 Franken, der dritter Qualität bis 300 Franken; der Preis für Bianco-Chiaro bewegt sich zwischen 150 und 250 Franken, der von Marmo Venato zwischen 180 und 250 Franken, während der Ordinario ebenso hoch wie der schlechteste Bianco-Chiaro bezahlt wird. Es giebt natürlich Blöcke von Marmo statuario, für welche sich ein fester Preis nicht bestimmen läßt; so wurde in der einem Herrn Fabricotti gehörigen Grube del Polvaccio im Jahre 1864 ein Block besten Marmors von 300 Cubikmeter ausgegraben, welcher mit 50,000 Franken bezahlt wurde. Ueberhaupt wird der Marmor aus einigen renommirten Gruben, deren Erzeugnisse sich bereits bewährt haben, z. B. durch ihre Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsse der Witterung, mehr gesucht, als solcher aus weniger bekannten Gruben, und deshalb auch höher geschätzt.

Noch an vielen anderen Orten des Gebirges findet sich Marmor, und bedeutende Gruben werden in der Nähe von Massa und Seravezza ausgebeutet. Allein das Gebiet des besten Marmors von unvergleichlicher Schönheit beschränkt sich im Großen und Ganzen auf das Thal von Torano. Es ist eine unermeßliche Fundgrube des edlen Steines; ganze Berge desselben sind im Laufe der Jahrhunderte losgebrochen worden; doch fragt man die Marmorgräber von Carrara, ob denn der Vorrath nicht etwa bald ein Ende nehmen könnte, so zeigen sie lächelnd und unter Kopfschütteln auf den Monte Crestola, dabei erwidernd:

„O Signore, an jenem dort wird noch mancher Meißel stumpf gemacht werden!“

B. A. Martini.

Der „arme Reisende“.

Beiträge zur Geschichte des Vagabondenthums und der Mittel zu seiner Abwehr.

Von Fr. Helbig.

I.

Statistische Erhebungen aus der Jetztzeit. — Die fahrenden Leute des Mittelalters. — Die Bettlerzunft. — Specialitäten: der Staudenkönig; der Allerweltskunde; der Hopfenkönig. — Deutsche Zigeuner. — Das Hausirgewerbe. — Die Macher. — Handwerksregeln. — Stadt und Land. — Sommer und Winter. — Der Vagabondenhumor. — Die Herbergen (Pennen).

Die unheimliche Vermehrung des Geschlechts der „armen Reisenden“, das zur ungewöhnlichen Höhe emporgestiegene Vagabondenthum bildet schon längst das vielfach erörterte Thema in den Leitartikeln unserer Tagesblätter, hat eine große Anzahl von Flugblättern und Broschüren auf den Markt gebracht, die Tagesordnung socialpolitischer Versammlungen ausgefüllt und hält die Energie und Erfindungskraft der Verwaltungsbehörden beständig in Athem. Auch die „Gartenlaube“ ist dem Thema bereits mannigfach nahe getreten (vergl. die Artikel: „Die Ordensbrüder der Klopfer“, Jahrgang 1866, „Der Vagabondenrichter“, Jahrgang 1877, „Almosenschleuderei und verständige Armenpflege“, Jahrgang 1879).

Schon einige statistische Ziffern vermögen die Größe der Gefahr zu bezeugen, die hier heranwächst, sowie daß die Furcht vor derselben keine blos illusorische ist. Die Zahl der im deutschen Reiche arbeitslos umherziehenden Vagabonden beträgt nach amtlichen Ermittelungen mehr als 200,000. Im Jahre 1880 erfolgten im Königreiche Sachsen nach einer Zusammenstellung des statistischen Bureaus in Dresden 22,337 Bestrafungen von Bettlern und Landstreichern; in Baiern im Jahre 1879 108,911, doppelt so viel als im Jahre 1872; im Landgerichtsbezirk Schwerin erfolgten vom 1. October 1879 bis zum 31. December 1880 6210 Verurtheilungen. In der Stadt Bielefeld reisten im Jahre 1880 allein 12,315 Gewerbsgehülfen durch. In der Stadt Köln wurden im Jahre 1880 bis 1881 zusammen 1034 Landstreicher bestraft, in Aachen 432, in Trier 407, in Düsseldorf 947 ꝛc.

Nach angestellten Beobachtungen fällt es aber einem einigermaßen gewandten Fechtbruder nicht schwer, in größeren Städten täglich 3 bis 4 Mark zusammenzubetteln. Ein Schmied in einem oberrheinischen Dorfe bot einem durchreisenden Fachgenossen Arbeit an, worauf dieser höhnisch entgegnete:

„Heute Morgen bin ich von M. weggegangen; es ist jetzt fünf Uhr und ich habe unterwegs schon fünf Mark ‚verdient‘. Das können Sie doch keinem Gesellen auslegen!“ Sprach's und verschwand.

Bei einem in ein Düsseldorfer Gefängniß eingelieferten Stromer fand man einen Beutel mit 906 einzelnen Geldstücken, welche zusammen einen Werth von 16 Mark 98 Pfennig repräsentirten. Diese Summe hatte der Mann in drei Tagen zusammengefochten, abzüglich dessen, was er bereits verbraucht hatte.

Auf dem platten Lande beträgt der tägliche Erlös des „Geschäfts“ immer noch 2 bis 3 Mark. Schon das Abbetteln von ein oder zwei größeren Orten erzielt meist einen Gewinn von 1,30 bis 1,50 Mark. Das macht nach jetzigen Arbeitsverhältnissen beinahe den Tageslohn eines rechtschaffenen Arbeiters aus, der dabei im Durchschnitt täglich zehn Stunden arbeiten muß, während das Abbetteln kaum drei bis vier Stunden beansprucht. Demnach beläuft sich die Summe dessen, was jährlich im lieben Vaterlande zusammengefochten wird, auf nahezu eine halbe Million Mark. So viel wird also der redlichen Arbeit entzogen, um damit das Nichtsthun zu prämiiren! Dazu tritt dann noch der Betrag der Kosten, welche dem Staate, den Gemeinden, den Armenverbänden aus der Detention, Strafverfügung, Verpflegung in Krankheitsfällen und an Almosen erwachsen. Sie stiegen z. B. in der Provinz Hannover von 1872 bis 1880 von 18,759 Mark auf 243,535 Mark, in der Rheinprovinz auf dieselbe Zeit um 139 Procent, in Westfalen um 135 Procent.

An sich ist das Vagabondenthum kein Product der Neuzeit, es ist so alt wie die menschliche Gesellschaft, so alt wie der in derselben bestehende Gegensatz von Arm und Reich, von Arbeit und Nichtsthun.

Das Vagantenwesen hat sogar, wie Alles, was in der Geschichte fortlebt, eine gewisse typische Physiognomie, einen corporativen Charakter, eine gegliederte Organisation angenommen und sich erhalten. Es schließt sich dabei eng an das Gaunerthum an und geht viel in dasselbe über. So wird der reisende Handwerksbursche im zweiten Stadium zum Stromer und Vagabonden und im dritten zum Gauner und Dieb. Beide, Gaunerthum und Vagabondenthum, leihen sich denn auch gegenseitig ihre Handwerksregeln, ihre Kniffe und Schliche, Zeichen und Sprache.

Die „fahrenden Leute“ des Mittelalters, die Herren der Landstraße, setzten sich zusammen aus Bettlern, Gauklern, Spielleuten und Hausirern. Anfangs genossen sie noch das Gastrecht auf Burgen und Höfen. Mit steigender Vermehrung verfielen sie

der Entartung und wurden zur verheerenden Landplage. Am ärgsten war dies der Fall in der Zeit nach dem demoralisirenden Dreißigjährigen Kriege. Dann war es besonders die Menge der vielen Territorialgrenzen, welche das freie Umherziehen ungemein begünstigte, weil es die Verfolgung erschwerte und unter Umständen den Uebertritt in's andere Land sogar amtlich begünstigte.

So konnte man schon am Ausgange des Mittelalters von einer Bettlerzunft sprechen, die zwar keinen bestätigten Zunftbrief noch eine obrigkeitliche Matrikel besaß, gleichwohl aber in ihrer Verfassung und Gliederung dem Vorbilde der ordentlichen Handwerkszunft genau entsprach. Da gab es wie im Handwerk abgegrenzte Branchen. So unterschied man unmaskirte Bettler und maskirte oder freie Bettler. Zu diesen zählten die Steigbettler, welche mit wirklichen oder künstlich erzeugten Gebrechen auf das Mitleid zu wirken suchten. Unter diesen galten als besondere Art diejenigen, welche von Galgen und Rad die halbverwesten menschlichen Gliedmaßen stahlen und an den Kirchthüren und Stadtthoren sitzend sie als ihre eigenen vorzeigten. Die Butzschnurrer verstanden sich darauf, Unglücksfälle zu erdichten und sie mit kläglichem Antlitze von Haus zu Haus weiter zu verbreiten. Auch die Kaste der Stapler (Stabuler) war schon im fünfzehnten Jahrhunderte bekannt und hatte ihre Eintheilung in gemeine Stapler, Hochstapler und Reichsstapler. Die ersteren zogen unter der Maske von Pilgern, Wallfahrern, aus der Gefangenschaft befreiten Christensclaven umher, während die Hochstapler schon als größere Herren, asiatische Prinzen, Fürsten vom Libanon, vornehme Weltpriester, Officiere und Brandbettler auftraten. Der Besitz reichsfürstlicher Päffe machte sie zu Reichsstaplern. Sie hielten zu bestimmten Zeiten ihre Generalversammlungen, die „geistlichen" zu Regensburg, die weltlichen zu Fürth.

Auch neuerdings noch cultivirt das Landstreicherthum gewisse Specialitäten. So haben es die Staudenbettler, deren hervorragendster sogar den Namen eines Staudenkönigs führt, darauf abgesehen, Stauden, das heißt Hemden zu betteln, indem die Vagabondensprache diesen Ausdruck für das betreffende Kleidungsstück führt. Der Staudenkönig würde es unter seiner Würde halten, Geld zu betteln. Er befolgt dabei seine eigene Taktik. Will er, wie der technische Ausdruck lautet, „in's Geschäft steigen", so zieht er, sei es Winter oder Sommer, das Hemd aus und öffnet beim Eintritt in die Wohnung die bloße Brust. Diese drastische Berufung auf das Mitleid schlägt ihm selten fehl. Ein Mensch, der nicht einmal das Nothwendigste, nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe trägt, wie bejammernswerth ist derselbe, meint die gutherzige Hausfrau und öffnet mitleidig die Wäschtruhe. So bringt der geübte Staudenbettler bis zum Abend leicht ein halb Dutzend zusammen, und für Hemden finden sich leicht Käufer. Lachend über die leichte Täuschung eines Frauengemüths verjubelt er den Gewinn noch an dem Tage in Branntwein.

Ein Anderer hat sich den Beinamen „Allerweltskunde" erworben, weil er, von Haus aus den besseren Ständen angehörend und nicht ohne Intelligenz, auf alle möglichen Geschäfte dressirt ist, welche heutzutage noch ihren Fachgenossen kleine Reisegeschenke zu geben pflegen. So ist er an einem Tage Kaufmann, Mechaniker, Uhrmacher, Klempner, Gürtler, Instrumentenmacher &c. Er führt auch für jedes Metier die passende Legitimation mit, denn er versteht sich trefflich auf das Graviren von Stempeln und die Veränderung seiner Handschrift.

Wieder ein Anderer läßt sich den „Hopfenkönig" schelten. Er war früher Kaufmann, ist aber seit Jahren ohne Beschäftigung und geht jetzt regelmäßig jedes Jahr auf weiten Umwegen zur Hopfenernte nach Spalt in Baiern. Mit der Kundgebung dieses redlichen Zweckes ködert er überall das Mitleid.

Eine besondere Kategorie versteht sich darauf, „Fallen zu machen", das heißt allerlei falsche Vorspiegelungen, Aufträge von Verwandten und Bekannten zu fingiren, angebliche Verwandtschaften zu erklügeln, und was dergleichen mehr, um sich in das Vertrauen der Leute einzuschleichen.

Der reisende Kellner, der sehr oft in den reisenden Commis überspringt, sucht besonders durch Frechheit und ein dreistes Auftreten zu imponiren. — Vagabondirende Fleischergesellen reisen namentlich in katholischen Ländern gern als Scharfrichterknechte, vor denen die Leute auf dem Lande eine abergläubische Scheu haben.

Und mit der Furcht erzielt der Vagabond oft mehr, als mit dem Mitleid; daher lieben es die Stromer, besonders auf dem Lande, in ganzen Rotten aufzutreten, wobei zugleich, wie es in einer Polizeistatistik heißt, die Raffinirten die weniger Routinirten unter ihre Flügel nehmen.

„Die schlimmsten Vagabonden," heißt es in einer anderen statistischen Zusammenstellung über das Bettelwesen der Rheinprovinz, „sind die sogenannten ‚deutschen Zigeuner' (Korbflechter), welche in Karawanen umherziehen in Begleitung einer großen Anzahl unmündiger Kinder und liederlicher Weibspersonen. Mit der größten Frechheit werden die schlechten, von ihnen fabricirten Körbe und Anderes aufgedrungen und nebenbei die Kinder zum Betteln geschickt."

Zu ihnen gesellen sich dann noch Besenbinder, Kessel- und Regenschirmflicker. Da sie oft Gefährt haben, so bezeichnet man sie wohl als das „Vagabondenthum im Reisewagen". Mit dem von ihnen gelösten Gewerbescheine decken sie sich der Polizei gegenüber.

Denselben breiten Deckmantel der Bettelei bildet vielfach das Hausirgewerbe. So zieht der in der Vagabondenwelt bekannte „Wurzelfried", von Haus aus Schneider, mit allerlei Wurzeln umher, die er den Landleuten als Mittel für Zahnschmerzen, Kopfreißen und vieles andere Gebreste verkauft. Ein Anderer bietet gelbe Seife als Arcanum gegen alles Mögliche aus, welcher er durch eine parfümirte Emballage aus Silberpapier eine besondere Anziehungskraft verleiht. Dabei ist es aber weit weniger auf den Absatz der Waare, als auf den Gewinn eines Zehrpfennigs abgesehen.

Eine gefährliche Gattung der Vagabonden sind die sogenannten „Macher". Sie bauen ihre Pläne auf die Vertrauensseligkeit und Unerfahrenheit der Jugend und haben es daher vornehmlich abgesehen auf die jungen Handwerksburschen, die mit den Markstücken des Vaters im Beutel und den Segenssprüchen der Mutter im Herzen ihren ersten Wandergang machen. Es sind alte ausgediente Fechtbrüder. Sie reisen meist in Gruppen. Einer unter ihnen ist der Schlepper, der die Opfer ausspürt und zuführt. Ein Anderer spielt den Unparteiischen, der, wenn das „Geschäft gemacht", das heißt das aufgespürte Muttersöhnchen, der „Affe", gehörig bei Zeche und Spiel gerupft ist, das Opfer fortschafft („verschiebt"). Die Macher sind äußerlich nobel, sowohl in der Kleidung als im Auftreten, tragen Uhren und Ringe, wenn auch keine echten, und wissen durch Vorzeigen pappener Goldstücke und gefälschter Markscheine, in der Gaunersprache „Blüthen" genannt, den noch unerfahrenen Wanderburschen zu imponiren.

Sie wissen sich auch der Polizei gegenüber gut zu stellen, indem sie auf gute „Flaggen" (Reisepapiere) halten, und haben besonders unter den Herbergswirthen Freunde und Helfer, da diese von ihnen bei der Ausbeutung ihrer Opfer den besten Vortheil haben.

Das durch das Zusammenleben genährte und erzogene Standesbewußtsein, sowie das durch corporatives Zusammenwirken geförderte Geschäftsinteresse haben dem Vagabondenthume schon früh zu einer Organisation verholfen, die wenigstens von den alten Fachmeistern festgehalten wird. Wenn da so ein Trupp dem anderen auf der Landstraße begegnet, begrüßen sie sich mit einem:

„Guten Tag!"

„Kunden?" fragt dann der eine Theil.

„Kenner," entgegnet der andere Theil, und die Zugehörigkeit beider Theile zur großen reisenden Bettlerzunft ist damit festgestellt.

„Welche Religion?" fragen sie sich dann gegenseitig und meinen damit, welches Geschäft Jeder treibe.

Da ist nun der Eine ein „Sonnenschmied" (Klempner), der Andere ein „Elementarfärber" (Brauer), der Dritte ein „Schwarzkünstler" (Schornsteinfeger), viele Andere sind „Galgenposamentierer" (Seiler), „Herumtreiber" (Böttcher), „Fettläppchen" (Tuchmacher), „Katzkoffer" (Fleischer), „Licht- und Dichtmacher" (Glaser) und „Piependreher" (Cigarrenmacher), lauter Namen, bei denen der Humor Gevatter stand.

Nun folgt eine Ausfrage nach den Dörfern („Kaffs") bis zur nächsten Stadt. Dann werden Erfahrungen ausgetauscht über die Orte und Districte, wo es „heiß" ist, das heißt wo die Polizei sehr wachsam und scharf ist; ob die Stadt gut oder „warm" ist; ob die „Trauten" (Meister) Geschenke geben; ob Ortsgeschenke



Eingeregnet!
Nach dem Oelgemälde von R. Genzmer.

ausgetheilt werden; ob es dort Vereine gegen Hausbettelei giebt; welches die besten Herbergen sind, und was der Dinge mehr. Dann trennt sich der Haufen wieder mit Handschlag und einem „Lebe wohl, Kunde“ und setzt im Einzelnen seine Wanderschaft fort. Dabei gehen aber immer zwei bis drei zusammen.

Die Wanderschaftsgenossen halten gute Cameradschaft; alles erfochtene Geld kommt in eine gemeinschaftliche Casse und wird dann redlich getheilt. Kommt der Trupp in ein Dorf, so wird zunächst möglichst unbefangen Erkundigung eingezogen, ob der „Deckel“ (Gensd'arm), auch „Klenguers Karl“ genannt, da ist. Ist die Luft rein, so wird nunmehr der „Kaff mitgenommen“ (abgebettelt). Kein Bauer wird „liegen“ gelassen, nur die kleinen „Binden“ (Häuser) bleiben verschont. Vor Allem aber werden der Pfarrer („Gallach“) und Schulmeister („Schallach“) in Angriff genommen.

Das erste Augenmerk richtet sich auf das Einheimsen der Magenbedürfnisse, Brod („Hanf“), Käse („Leiche“), Kaffee. Ist der Vagabondenbeutel genügend damit versehen, so wird nun um Geld („Draht“) gefochten, um zum Frühstück den nöthigen Schnaps („Sauf“) zu haben. Ist das Dorf durchgefochten und hat eine nennenswerthe Beute geliefert, so wird nunmehr im Freien, hinter demselben, Halt gemacht und Frühstück gehalten. In den Städten wird die Taktik in so weit geändert, als da jeder allein auf die Fahrt geht, da das Doppeltgehen leicht Aufsehen erregen würde und das Terrain so auch leichter beherrscht wird. Es giebt Vaganten, welche nur in den Städten fechten und es nicht für der Mühe werth erachten, die „Kaffs“ abzuklappen, während andere wieder ihren Wirkungskreis nur auf das platte Land beschränken.

Die beste Zeit für den armen Reisenden ist natürlich der Sommer. Da wird bei einigermaßen günstiger Witterung „Platte gerissen“, das heißt im Freien übernachtet, um das Nachtquartier zu sparen, und der „Rauscher“ (das Strohlager) ist in dieser Zeit in den Herbergen oft besser, als das beste Bett („Sänftling“). Abends giebt es „Rundlinge“ (Kartoffeln) nebst „Schwimmling“ (Häring), und an Brod („Hanf“) ist auch kein Mangel. Ist Heu- oder Kartoffelernte, so wird wohl auch eine Zeit lang gearbeitet, schon um Arbeitsscheine zu erhalten. Da giebt es auch gewisse allgemeine Arbeitsplätze. So treffen in dem bereits erwähnten baierischen Orte Spalt, dem Centralpunkte des Hopfenbaues, die „Kunden“ aus allen Gegenden zusammen und geben sich dort ein durch die reelle Arbeit des Hopfenabblättlens geschütztes Rendezvous. Ueberhaupt gilt nach unserm Gewährsmanne, einem Eidevant-Kunden, dessen auf eigene Erfahrungen gestützten Angaben* wir hier folgen, der deutsche Süden, besonders Baiern und Württemberg, als das Eldorado der wandernden Reisenden, weil da der Lebensunterhalt billiger ist und die Leute gutmüthiger sind, als im deutschen Norden. Der Altbaier und der Tiroler verleugnet auch dem Vagabonden gegenüber seinen alten Zug der Gastfreundschaft nicht. Nur der Mecklenburger Landmann und der Bauer der Marschen steht mit seiner guten Kost, seinen Schinken und Eiern, bei den Herren der Landstraße noch in gutem Rufe, wobei freilich die unwirthliche Lüneburger Haide mit in den Kauf genommen werden muß.

Der Winter ist die schwerste Zeit für unseren armen Reisenden. Hier kommt der Mangel in der bittersten Gestalt zu ihm. Da geht ihm mit der Kälte auch der Humor aus, und die Noth treibt ihn dann oft der sonst so geflissentlich gemiedenen Polizei freiwillig in die Arme, und das verhaßte Gefängniß, „Kittchen“ muß ihm Obdach und Nahrung geben.

Auch der Humor fehlt dem Vagabondenleben nicht. Er prägt sich schon in der Sprache aus, ebenso in den Spitznamen, welche die einzelnen hervorragenden Kunden in den Kreisen ihrer Genossen führen. Er tritt zu Tage in den schauspielerischen Gesten und der kunstvollen Mimik, mit welchen der Einzelne seinen Bittgang begleitet. Er ruft dem zur Arretur Gekommenen ermunternd zu:

„Hat Dich auch der Putz (der Polizist) am Kragen,
Kunde, darfst doch nicht verzagen.“

Freilich kommt dieser Humor manchmal arg in's Gedränge. So in dem Falle, als ein alter Kunde bei einem Dorfpfarrer mit frommer Miene und kläglichen Ausdrücken um ein abgelegtes Hemd bat, und ihm auf einmal die Worte entgegentönten:

„Lieber Kunde, ‚der Kohl‘ (die Rede) war gut, aber der ‚Gallach‘ (Pfarrer) hippt nicht.“

Der Pfarrer war nämlich früher Anstaltsgeistlicher gewesen und hatte dabei Gelegenheit gehabt, die Gaunersprache zu lernen und sich mit den Kniffen der Kundschaft bekannt zu machen. Der verblüffte Staudenbettler nahm hierauf schleunigst Reißaus. Der Humor prägt sich auch in der Fopplust aus, welche sich nicht blos unter den eigenen Genossen, sondern gegenüber den feindlichen Mächten der Polizei geltend macht. So erging es jenem Mecklenburger Landhusar gar eigen. Am Raine der Landstraße trifft er zwei Kunden im bequemen dolce far niente. Da sie keinen genügenden Ausweis haben, arretirt er sie, ist aber mitleidig genug, den Einen, welcher ganz contract ist und lahme Füße hat, auf sein Pferd zu heben, auf dem er gebrochen und wie eine halbe Leiche herabhängt, indeß sein Gesell mit dem Husaren nebenher geht. Als die Karawane in die Nähe eines Waldes kommt, reckt der vermeintliche Kranke sich plötzlich auf und beginnt das Pferd in Trab zu setzen. Der überraschte Gensd'arm läuft im Galopp hinterdrein und vergißt dabei ganz den fußgängerischen Collegen des Ausreißers. Dieser läuft querfeldein in den Wald, und der Reiter schwingt sich, nachdem er einen tüchtigen Vorsprung erhalten, vom Pferde, auch er eilt mit flinkem Fuße dem schützenden Walde zu. Dahin kann der gefoppte Landhusar den wieder brüderlich Vereinten mit seinem Rosse nicht folgen. Grollend und fluchend reitet er heim, indeß die beiden Durchbrenner lachend und jodelnd davonziehen.

Dahin gehört auch die Geschichte von dem bettelnden Schornsteinfeger, der den ihn beobachtenden Gensd'arm dadurch täuscht, daß er in zehn Läden einkehrt und immer für einen Pfennig Stecknadeln kauft. Derlei lustige Vagabondenstreiche à la Robert und Bertram bilden denn Abends in den Herbergen das Hauptthema der Unterhaltung.

Die Herbergen (Pennen) haben wesentlich mit dazu beigetragen, das Vagabondenthum wach zu erhalten. Sie sind, wie es in den angeführten Berichten heißt, die Sammel- und Berathungsorte der Stromer; sie bilden die Stamm- und Hauptquartiere, von wo die ganze Gegend abgeklopft wird. Abends kehrt man mit der erworbenen Beute heim; die Victualien werden in Spirituosen umgesetzt und die baaren Pfennige verjubelt. Die Herberge, heißt es an einer anderen Stelle, ist die Hochschule des moralischen Herunterkommens und die Durchgangspforte zum Gefängniß. Dort werden namentlich junge Leute von solider Anlage mit in das Compagniegeschäft gezogen und ihnen im Fechten genauer Unterricht gegeben. Dort liegen nicht selten, oft von den Herbergsvätern selbst geführt, vollständige Orts- und Namensverzeichnisse aus, worin die Namen und Wohnungen der Geber verzeichnet sind.

„Ich wünschte lebhaft,“ schreibt unser Gewährsmann, „Sie könnten sich einmal eine solche Fremdenstube in den Herbergen ansehen, die oft nichts weniger ist als eine Stube. Hier sitzen auf Bänken und Stühlen umher gleichzeitig wohl an die vierzig Mann; der Eine ohne Stiefeln (‚Trittchens‘), der Andere ohne Mütze, wieder ein Anderer mit zerrissenen Beinkleidern und die meisten mit defecten Röcken (‚Wolmuth‘). Viele haben gar kein Hemd an, nur Wenige eine Weste (‚Kreuzspanne‘), aber alle wenig oder gar kein Geld. Was jedoch Keinem fehlt, das ist die Schnapsflasche.“

Der eine Theil vertreibt sich die Zeit mit Kartenspiel, der andere mit frivolen Späßen und der Mittheilung von Bettlerfahrten. Viele sind schon wochenlang hier, so lange das Fechtgeld vorhält; nur ein Theil davon hat Nachts über ein Bett zu verfügen, die meisten sind auf „Bankarbeit“ angewiesen, das heißt sie schlafen in der Wirthsstube auf Tischen und Bänken. Der Herbergswirth, von den Gästen kurzweg „Boos“ genannt, herrscht in dem Reiche wie ein König. Er versteht nicht blos die Kunden

* Im Redactionsbureau der „Gartenlaube“ erschien vor einiger Zeit ein äußerlich sehr herabgekommener junger Mann, der dringend um Errettung aus der Noth bat, in die er unverschuldet gerathen sei. Er war Kaufmann, aus guter Familie, aber durch Stellenlosigkeit so weit gebracht, daß er, um das Leben zu fristen, zum Vagabondenthum hinab sank. Mit Kleidern und Geld so weit versehen, daß er in einem anständigen Gasthause Aufnahme finden konnte, schilderte er uns in einem Aufsatze seine Erlebnisse und Erfahrungen während seiner Stromerzeit, und diese Niederschrift ist es, die wir unserem verehrten Mitarbeiter, dem Verfasser obiger Artikel, zur Verfügung stellten. Das dem jungen Manne für seine schriftlichen Mittheilungen gewährte Honorar setzte ihn in den Stand, wieder ein neues, besseres Leben anzufangen.

gut zu unterhalten, sondern vor Allem auch ihnen das Geld aus der Tasche zu locken, sobald er nur spürt, daß solches vorhanden ist. Faule Fechter jagt er frühzeitig auf die Fahrt, das heißt zum Bettelngehen. Er weiß sich auch nöthigenfalls mit der an der Küchenwand hängenden Peitsche Respect zu verschaffen. Daneben ist er den Gästen vielfach bei dem Vertriebe erfochtener Sachen behülflich und weiß dabei für sich immer ein gutes Verdienst herauszuschlagen.

Viele dieser Herbergswirthe geben neuerdings sogar gedruckte Empfehlungskarten ihres „Hôtels“ den Reisenden zur Verbreitung mit, in denen namentlich nicht verfehlt wird, auf den „guten Nordhäuser“ aufmerksam zu machen. Auch empfehlen sich die Wirthschaften unter einander, und man hat bei verhafteten Landstreichern, außer einer Anzahl jener gedruckten Empfehlungskarten, förmliche Reiserouten aufgefunden.

In einem nächsten Artikel werden wir uns mit den Ursachen dieser modernen Landplage und den Mitteln zu deren Abwehr und Erdrückung beschäftigen.

Blätter und Blüthen.

Vermißte (Neue Folge). Wir wiederholen hier die schon mehrfach ausgesprochene Bitte, daß diejenigen, welche von ihren vermißten Angehörigen Kunde erlangt haben, uns sofort davon Nachricht geben, damit wir den so vielfach beanspruchten Raum unseres Blattes nicht zu vergeblichen Aufrufen verschwenden müssen.

1) Hermann August Paul Schütz, Seemann aus Berlin, 1845 geboren, ging 1863 über Stettin zur See, kam auf dem Schiffe „John Watt“ Februar 1865 nach St. Helena. Die letzte briefliche Nachricht von ihm datirt vom 26. April 1865 aus Hallmouth. Seitdem verschollen.

2) Im November 1869 brachte der Eisenbahnsecretär W. Felix, damals in Saarbrücken, seinen achtzehnjährigen Sohn Heinrich Felix, welcher Seemann werden wollte, nach Hamburg, wo derselbe als Schiffsjunge auf den Dreimastschooner „Ernst“, Capitain Jacobsen, kam. Nach einer zweiten Fahrt mit diesem Schiffe nach Valparaiso verließ er dasselbe und fuhr seitdem auf chilenischen, nordamerikanischen und englischen Schiffen und schrieb von verschiedenen See-Orten, zuletzt, am 20. März 1877, von Capstadt aus, von wo er mit dem Schiffe „Caernarvon Castle“ nach London zurückkehrte und am 10. October 1877 ausgemustert wurde. Letztere Nachricht erhielten die Eltern durch das deutsche Generalconsulat in London. Seitdem ist Felix verschollen.

3) Vor acht Jahren verließ der Matrose Theodor Georg Becker Hamburg auf einem nach Südamerika segelnden Schiffe. 1877 erhielt sein Vater die Nachricht, daß sein Sohn gefangen gehalten werde; auf Veranlassung der deutschen Regierung wieder frei gegeben, schrieb er, daß er heimkehren wollte. Seine damalige Adresse lautete: „Senor Carlos Weiss para entregar à Teodoro Becker. Las Flores, Republica Argentina“. Alle unter dieser Adresse abgesandten Briefe blieben bis jetzt erfolglos.

4) Joseph Bell von Luzern begab sich im October des Jahres 1867 nach Argentinien, Santa Fé. Die letzten Nachrichten von ihm datiren vom October 1869; seither konnte trotz aller Nachforschungen nichts von ihm vernommen werden.

5) Wer den Aufenthalt des Graveurs Julius Hermann Bergmann weiß, wird gebeten, denselben seiner in der größten Dürftigkeit lebenden, kranken Frau in Görlitz, Pragerstraße 4, anzuzeigen, damit selbige von ihm die Erlaubniß erhalten kann, seine monatliche Pension zu erheben.

6) Eine halberblindete Wittwe sucht ihren Sohn! Derselbe, Hermann Brodel, gebürtig aus Ohlau in Schlesien, diente von 1873 bis 1876 als Unterlazarethgehülfe in Bautzen. Neujahr 1880 hat derselbe von Liegnitz in Schlesien aus zum letzten Male geschrieben. Der Vermißte ist seiner Profession nach Barbier.

7) Ein junger Deutscher, Hieronymus Brenner, der längere Zeit in Amerika lebte und vor circa einem Jahre eine Stelle in Liverpool als Kellner einnahm, kam Ende vorigen Jahres in Streit mit dem Koch des Hauses, wollte seine Kraft mit jenem messen, wurde aber bezwungen und hingeworfen und fiel so unglücklich, daß er nach wenigen Stunden starb. Ein nach Berlin an die Eltern des jungen Mannes gerichteter Brief kam als unbestellbar zurück. Der Wohnort der Eltern wird behufs Auslieferung der Hinterlassenschaft des Verstorbenen gesucht.

8) Der Bäckergeselle Anton Tettki aus Rössel in Ostpreußen, der vor einigen Jahren seine Vaterstadt verließ und seit zwei Jahren nichts mehr von sich hat hören lassen, wird gebeten, seinen Eltern Nachricht von sich zu geben, respective selbst nach Hause zu kommen. Da die Mutter schwer krank darniederliegt und der Vater sehr schwach ist, so soll er die Bäckerei seines Vaters übernehmen.

9) Der Schlossergeselle Gustav Dittmann aus Halberstadt war im Jahre 1878 bis 1879 beim Schlossermeister Herm. Sandes in Köln in Arbeit. Darauf ist er nach Ruhrort a. Rh. und dort auf einem Schlepper angestellt gewesen. Im Juli 1879 haben seine Eltern den letzten Brief von Ruhrort erhalten. Alle Nachforschungen nach ihm sind bis jetzt fruchtlos gewesen.

10) Die Wittwe Joh. Drieſcher in M.-Gladbach in Rheinpreußen sucht ihren Sohn, den Klempner Friedrich Wilhelm Drieſcher. Derselbe ist 1851 in Rheydt geboren. Sein letzter Brief datirt aus Dresden, 1875; er schreibt darin, er würde noch an demselben Tage mit seiner Braut abreisen, ohne Angabe wohin; nach Aussagen einiger seiner Freunde soll er den Vorsatz ausgesprochen haben, nach Japan auszuwandern. Seine Braut soll Adele Weisborn heißen und Verwandte in Japan haben.

11) Der Bäckergeselle Johann Buch, geboren 1862 in Neuwied, ging im Mai 1882 auf die Wanderschaft, arbeitete zuletzt im Badischen und schickte vor einem halben Jahr seine sämmtlichen Kleider nach Hause mit dem Bemerken, daß er auf seiner Durchreise dieselben wieder in Empfang nehmen wollte. Dies ist bis jetzt noch nicht geschehen und fürchtet die arme, alte Mutter, daß ihm ein Leid zugestoßen sei.

12) Rudolf Eiberger aus Mondsee im Salzkammergute, 1853 geboren, ging nach Abdienung seiner Militärjahre zur Marine, seit 1874 verschollen.

13) Alfred Eiberger, ebenfalls aus Mondsee, 1854 geboren, war bei der Marine, wurde 1875 zur Infanterie commandirt, desertirte kurze Zeit darauf, schiffte sich in Triest auf einem Kauffahrteischiffe ein. Sein letzter Brief datirt von 1878 aus einem englischen Hafen.

14) Eduard Ender, 1830 geboren zu Warmbrunn in Schlesien, Buchhalter, begab sich October 1864 von Breslau nach Russ. Polen, um sich dort eine Existenz zu gründen. Seitdem verschollen. Seine alten, bekümmerten Eltern bitten um Nachricht.

15) Hugo Engel, geboren 1850, Seemann, wird von seinem Vater gesucht. Die letzten Nachrichten datiren vom 18. Aug. 1878 aus Cadix und theilte er damals mit, daß er auf sieben Monate von einem nach Rio Grande in Brasilien fahrenden englischen Schiffe gedungen worden sei.

16) Der Sattler Friedrich August Vogel aus Leubsdorf, der seinen Bruder am 1. Januar 1881 zum letzten Male besucht, wird von seinen Geschwistern um Nachricht gebeten.

17) Lucie Pabst. Signalement: Alter: 20 Jahre, Größe: 1,60 M., Statur: schlank, Haare: hellblond, Stirn: gewölbt, Augenbrauen: blond, Nase und Mund: gewöhnlich, Kinn: rund, Gesicht: etwas länglich. Gesichtsfarbe: gesund. Lucie Pabst, die einzige Tochter eines geachteten Bürgers von Quedlinburg, entfernte sich am Abend des 29. November gegen 8 Uhr aus der elterlichen Wohnung, um angeblich in einem Hôtel, wo das junge Mädchen zur Erlernung der Küche thätig war, sich noch mit der Anfertigung von Weihnachtsarbeiten zu beschäftigen. Lucie Pabst ist jedoch nicht in dem betreffenden Hôtel gewesen, und bis jetzt noch nicht zu ihren Eltern zurückgekehrt, auch trotz aller Nachforschungen noch Nichts über ihren etwaigen Aufenthalt ermittelt.

18) Heinrich Stammerjohann, geboren 1846, auf Grevenkóper-Riep bei Krempe in Holstein, reiste als Seemann von 1865 an nach Südamerika, China, Californien, Mexico, England und von da nach Rio Grande in Brasilien, von wo er 1870 zuletzt geschrieben hat. Seitdem verschollen. Seine Mutter und seine Geschwister bitten um Nachricht.

19) Am 3. Juli 1881 hat sich der Bäckerlehrling Otto Junker heimlich aus Barmen entfernt. Trotz aller Bemühungen des bekümmerten Vaters konnte bis jetzt nichts über seinen Aufenthaltsort in Erfahrung gebracht werden.

20) Eine unglückliche Frau bittet die „Gartenlaube“, ihren Mann zu suchen. Derselbe, der Schriftsetzer Karl Kegler, hatte, da er an zeitweiliger Geisteskrankheit litt, acht Wochen im Irrenhaus zu Dalldorf verbracht, war dann wieder entlassen worden und zu seiner Frau zurückgekehrt. Nach vierwöchentlichem Aufenthalt in Berlin unter der Obhut derselben, verschwand er aber am 11. Februar 1882 plötzlich; es ist bis jetzt noch nicht die geringste Spur von ihm aufgefunden worden. K. ist 56 Jahre alt, von kleiner Gestalt, hat dunkelblonde mit grau vermischte Haare, dunkelblaue Augen.

21) Seit vierzehn Jahren warten die Eltern des Kaufmanns Friedr. Ferd. Robert Schlippe auf eine Nachricht von ihrem Sohn. Derselbe, 1848 geboren, lernte in Leipzig die Kaufmannschaft, verließ aber 1868 plötzlich Leipzig, um, wie er seinen Eltern schrieb, in China eine Stelle anzunehmen. Am 3. April schrieb er nochmals aus London, resp. vom Bord eines Schiffes. Seitdem fehlt jede Spur und Nachricht.

22) Der Tapezierer H. Sahlmann aus Kiel sucht seine einzige Schwester Katharine Sahlmann, geboren in Kiel, 43 Jahre alt. 1862 war sie bei einem Kaufmann in Berlin (Prinzessenstraße) angestellt, seitdem der Aufenthalt unbekannt.

23) Der Bäckergeselle Paul Alban Richter aus Zwönitz, geboren 1863, ging 1880 auf die Wanderschaft und schrieb das letzte Mal an seine Eltern Ende April 1880 aus Schlesien. Seit dieser Zeit ist der Mann verschollen. Die tief betrübten Eltern, welche beide noch leben, erwarten sehnsüchtig Auskunft über den Vermißten und setzen ihre letzte Hoffnung auf die „Gartenlaube“.

24) Adolf Rahn, geboren 1865 zu Mohrin bei Königsberg, welcher zuletzt als Knecht in Krukow in Mecklenburg gedient hat, wird von seiner bekümmerten Mutter aufgefordert, Nachricht zu senden.

25) „August Oss! Der Du vor zwanzig Jahren nach Rio gingst, gieb Deiner alten achtzigjährigen, allein noch lebenden Mutter, die täglich Deiner gedenkt, ein Lebenszeichen! Dorothea Oss.“ Die Adresse der bittenden Greisin theilt die „Gartenlaube“ mit.

26) Hans Jacob Nommensen, geboren auf der Hallig Gröde, Provinz Schleswig-Holstein, 1848, ist, nachdem er in der deutschen Marine als Einjähriger gedient, 1872 als Matrose mit einem Hamburger Schiff „Atalanta“ nach Hongkong abgegangen. Unsicheren Nachrichten zufolge, sollte er in Hongkong bei einem Hamburger Namens Peter Schmidt logirt haben, dann an Bord eines anderen Schiffes, welches an der chinesischen

Küste fuhr, gegangen sein. Alle von den alten Eltern angestellten Nachforschungen blieben resultatlos.

27) Im Januar 1882 hat sich der fünfzehn Jahre alte Hermann **Roe** von seinem Lehrherrn, dem Bäckermeister Schwarz in Apolda, heimlich entfernt, ohne bis jetzt etwas von sich hören zu lassen. Nachrichten von oder über ihn werden durch die „Gartenlaube“ von seinen Eltern erbeten.

28) Joseph **Müller**, Maschinenschlosser, reiste 1870 von Werschetz in Ungarn nach Rußland, wo er in Elisabethgrad bis 1873 beschäftigt war und im Juli das letzte Mal geschrieben hat. Indirecten Nachrichten zufolge, soll J. M. sich 1876 in Kaukasien aufgehalten haben. Sein Vater bittet um Nachricht.

29) Anna **Matt**, geboren 1862 in Wolfach, verließ 1877 ihre Mutter, um in der Schweiz eine Stelle zu suchen; nachdem sie in Zürich bis 1879 gedient, erhielt ihre Mutter einen Brief aus St. Etienne in Frankreich, wohin Anna Matt sich einer Stelle wegen begeben; da sie dieselbe nicht erhalten, so befand sie sich in der traurigsten Lage. Auf an sie gerichtete Briefe und Geldsendungen erhielt die Mutter keine Antwort. Bis jetzt ist noch keine Spur ihres Aufenthalts entdeckt worden.

30) Ende der vierziger Jahre wanderte ein gewisser Friedrich von Lueders aus Thüringen nach Amerika aus. In seiner Heimath hinterließ er einen Sohn Namens **Wilhelm Lueders**. Der Aufenthalt desselben wird von seinem in Amerika geborenen Bruder Robert Lueders gesucht.

31) Maria **Lauer** aus Essen an der Ruhe wird gebeten, ihre Adresse an ihren Bruder, Fr. Lauer, Essen, Herkulesstraße 70, einzusenden.

32) Heinrich Georg **Hauck**, geboren 1864 zu Stötteritz bei Leipzig, hat sich am 1. September 1882 heimlich mit seinem Arbeitsbuche entfernt. Alle Nachforschungen vergeblich. Sein besorgter Vater bittet alle, die Näheres von ihm wissen, um Nachricht.

33) Karl Moritz **Lange**, geboren 1862 zu Lützen, arbeitete als Stellmacher in Dresden und Meißen. 1880 wieder nach Dresden zurückgekehrt, gab er seinen Koffer seinem Onkel zum Aufbewahren und ging in die Fremde mit dem Versprechen, bald zu schreiben und seine Sachen nachkommen zu lassen. Seitdem ist alle Nachricht von ihm ausgeblieben. Seine besorgte Mutter bittet um Nachricht über ihn oder seinen Aufenthalt.

34) Robert **Ziegler** aus Neustadt a. d. Haardt verließ 1868 im Alter von siebenzehn Jahren die Heimath; schrieb dann einmal von Buenos-Ayres, später noch einmal von England, darnach niemals wieder. Sein Bruder sucht ihn.

Der deutschen Burschenschaft Denkmalfest in Jena. Die „Gartenlaube“ hat in Nr. 25 ihres vorigen Jahrgangs eine Abbildung des Denkmals gebracht, welches die alten und jungen Burschenschafter der Gegenwart der Gründung und den Gründern der deutschen Burschenschaft zu Ehren auf dem Eichplatz zu Jena errichtet haben und dessen Enthüllung und Weihe an den Tagen vom 1. bis zum 3. August abermals die Gelegenheit zu einem **deutschen Nationalfeste** bietet, das Beachtung und Würdigung von Seiten des ganzen deutschen Volkes verdient.

Wenn Robert Keil seine Schilderung des neuen Denkmals mit den Worten einleitet: „Die Geschichte der Burschenschaft gehört für alle Zeit zu den glänzendsten Blättern der deutschen Geschichte,“ so hat er eine unumstößliche Wahrheit ausgesprochen, an welcher alle mäkelnden Einwendungen aus gegnerischen Lagern nichts ändern können. Es ist und bleibt Geschichte, daß die mannhafte, in den Befreiungskriegen gestählte akademische Jugend es war, daß Lützow's Kämpfer und Ritter des Eisernen Kreuzes es waren, welche zuerst in Jena aus den alten Studentenverbindungen den neuen Bund schufen, um den Vaterlandsgedanken, der 1813 endlich das ganze deutsche Volk erfüllt und zu Siegen und Ehren geführt hatte, nun auch in dem damals verrohten und zerrissenen Studentenleben zur Geltung zu bringen und es dadurch zu veredeln. So entstand die „Burschenschaft“, und „Freiheit, Ehre, Vaterland“ ward ihr Wahlspruch. Aus den Burschen erwuchsen Männer, welche den Vaterlandsgedanken, das Streben nach Deutschlands Einheit und Macht, Freiheit und Ehre, wieder in das Volk übertrugen, in welchem Bundestag und Souveränetätseifer ihn nach Möglichkeit erdrückt hatten. Und das deutsche Volk war dankbar. Schon in den Bewegungen nach der Julirevolution erhob es die Studentenfahne der Burschenschaft als deutsche Fahne: das Jahr 1848 aber pflanzte sie als Fahne des deutschen Reichs auf den Bundespalast, auf alle Fürstenschlösser und Rathhäuser Deutschlands. Unter der schwarz-roth-goldenen Fahne tagte das erste deutsche Parlament, unter ihr erfocht die junge deutsche Flotte ihren ersten Sieg, unter ihr schwur das deutsche Volk auf seine Reichsverfassung —, und als die Reaction sie wieder herabriß und zertrat, erreichte sie ihre höchste Ehre: sie ward die Fahne des deutschen Geistes und vereinigte am Tage des Schiller-Festes alle Deutschen rings um die ganze Erde zu **einer** Nation ohne Gleichen. Und wenn auch, als endlich, im Heldenjahre 1870, der Vaterlandsgedanke gesiegt, das Reich die Einheit und seinen Kaiser zugleich errungen hatte, ein anderes Banner das des deutschen Reiches ward: die Fahne des deutschen Geistes ist die alte geblieben! Unter ihr wird heute in Oesterreich der schwerste Kampf gekämpft; nicht blos der österreichisch-deutsche Burschenschafter, das ganze deutsche Volk im alten deutschen Kaiserreich an der Donau erhebt sie als Symbol der Treue, mit welcher es sein deutsches Wesen vertheidigt gegen unerhörte Angriffe und die äußerste Gefahr der Unterdrückung in alten deutschen Heimstätten.

Ein Studentenbund, dessen Fahne eine solche Vergangenheit und Gegenwart aufzuweisen hat, ist keine vorübergehende Erscheinung: die Burschenschaft **hat** ihren Ehrenplatz in der deutschen Geschichte und wird ihn behalten.

Darum darf aber auch ein Fest der Burschenschaft, das ihre Gründung und ihre ersten Begründer feiert, Anspruch auf allgemeine Theilnahme im vaterlands- und freiheitstreuen Theil der Nation erheben, und eben darum sprechen wir die Einladung des Jenaischen Festcomités auch in der „Gartenlaube“ aus, die seit ihrem Bestehen jeder Zeit das treue Organ der Burschenschaft war.

Das Fest beginnt am 1. August 1883 Abends mit der Begrüßung der Gäste im Paradies bei Jena. Am 2. August: Morgenfeier an Scheidler's Grab, dann Festzug, hierauf Festrede (von Robert Keil) und Enthüllung des Denkmals; am Abend Festcommers auf dem Marktplatz von Jena. Am 3. August Volksfest auf dem Forst. Das specielle Festprogramm und Festzeichen wird in Jena gegen fünf Mark Feststeuer ausgehändigt. Anmeldungen und Anliegen jeder Art richtet man an den Burschenschaftlichen Festausschuß zu Jena.

Die Worte, mit welchen 1817 zum Wartburgfeste aufgefordert wurde, sie mögen abermals allen Genossen und Freunden der Burschenschaft zugerufen sein:

> „Frisch auf! Frisch auf zur Burschenfahrt,
> Ihr Jungen und ihr Alten!
> Wir wollen hier nach unserer Art
> Den großen Festtag halten!“

Wir freuen uns, mit der obigen Hinweisung auf die Tage dieses Festes zugleich die auf eine Schrift verbinden zu können, welche, wenn auch schon früher erschienen, jetzt in zweiter Auflage und als Festschrift zu dieser Enthüllungsfeier neu bearbeitet wurde. Das Buch hieß in erster Auflage: „**Die Gründung der Burschenschaft in Jena. Von Robert und Richard Keil**“ — die zweite Auflage hat den Zusatz: neu bearbeitet von **Robert Keil**“.

Wie vereinsamt kommt uns heute dieser Name vor, den wir in allen burschenschaftlichen Werken der beiden Brüder nur mit dem Anderen verbunden sahen! Der Andere ist todt. „Ein deutscher Burschenschafter“ ist die Ueberschrift des Nachrufs, den ihm, dem treuen Bruder, die „Gartenlaube“ in Nr. 12 des Jahres 1880 widmete. Wir erachten es als unsere Pflicht, gerade vor diesem Feste, für dessen Ermöglichung Richard Keil so begeistert gearbeitet, an den Dahingeschiedenen zu erinnern. Sein Geist lebt noch in dem Buche, das nun sein Bruder allein veröffentlichen mußte, und so wird auch sein Andenken so treu bewahrt bleiben, wie er selbst sein Leben lang der Sache der Burschenschaft ergeben war. (Das Werk ist in Friedr. Mauke's Verlag [E. Schenk] in Jena erschienen.)

Der Nordamerikanische Turnerbund. Wo immer Deutsche sich in der Fremde niedergelassen haben, da ist auch das deutsche Lied und das deutsche Turnwesen mit ihnen gezogen; in den Vereinigten Staaten haben sich beide den Bürgerbrief erworben und sich zur vollsten Geltung gebracht. Als der Secessionskrieg ausbrach, zählten die deutschen Turner zu den Ersten, die zur Erhaltung der Union und zur Aufhebung der Negersclaverei zu den Waffen griffen. Vor uns liegt nun der letzte, vom 1. Mai 1882 bis 1. Mai 1883 datirende „Jahresbericht des Vororts des Nordamerikanischen Turnerbundes“, und wir glauben im Sinne unserer alten Freunde zu handeln, wenn wir aus diesem Berichte einzelne Punkte in der „Gartenlaube“, die stets gern in den Kreisen deutsch-amerikanischer Turner gelesen wird, veröffentlichen. — Im Jahre 1883 gehörten zum Nordamerikanischen Turnerbund folgende 28 größere Bezirke: New-York, Indiana, St. Louis, Neu-England, Wisconsin, Chicago, Südöstlicher Bezirk, Philadelphia, New-Jersey, Central New-York, Pittsburg, Missouri Valley-Bezirk, Minnesota, Oberer Mississippi-Bezirk, Rocky Mountain-Bezirk, New-Orleans, Central Illinois, Pacific-Bezirk, Nordwestlicher Bezirk, Connecticut, Nord-Indiana, Süd-Atlantischer Bezirk, Lake Erie-Bezirk, Long Island, West-New-York, Ohio, Oberer Missouri-Bezirk und Central Michigan. Aus dieser Liste erhellt, daß sich das deutsche Turnwesen so ziemlich über das ganze weite Gebiet der Vereinigten Staaten ausgebreitet hat, von den Küsten des Atlantischen Oceans bis zum Stillen Meer und von den Canadischen Seen bis zum Golf von Mexico. Die Zahl der Mitglieder des Turnerbundes war im Januar dieses Jahres 17,537; davon waren 13,918 Bürger der Vereinigten Staaten; 224 Fechter, 236 Schützen und 1252 Sänger. Turnschüler gab es 10,312, Turnschülerinnen 3,185, Turnlehrer 111. Der Werth des Turnerbesitzthums belief sich zu der gedachten Zeit auf 2,038,179 Dollars, das schuldenfreie Vermögen betrug 1,371,551 Dollars. Auch auf geistigem Gebiete war man verhältnißmäßig nicht unthätig; eine ganze Anzahl von Vorlesungen und Vorträgen wurde veranstaltet, und die Bibliotheken wiesen 36,706 Bücher auf. Fast alle Bezirke haben Tag-, Abend- und Sonntagsschulen eingerichtet. In der Stadt Milwaukee besteht ein Turnlehrerseminar. An der Spitze des Turnerbundes steht ein aus neun Mitgliedern bestehender Vorort; das Organ des Bundes ist die „Turnzeitung“.

Rudolf Doehn.

Inhalt:
Inhalt: Gebannt und erlöst. Von E. **Werner** (Fortsetzung), S. 449. — Deutschlands merkwürdige Bäume. 3. Der Luther-Baum bei Worms. Mit Illustration der Luther-Ulme, gezeichnet von **Rudolf Cronau**, S. 452. — Carrara und seine Marmor-Industrie. Von V. R. **Martini**, S. 455. Dazu die Illustrationen: Ansicht von Carrara, S. 456; In den Marmorbrüchen von Carrara, S. 457. — Der „arme Reisende“. Beiträge zur Geschichte des Vagabondenthums und der Mittel zu seiner Abwehr. Von Fr. **Helbig**, I. S. 459. — Blätter und Blüthen: Vermißte (Neue Folge), S. 463. — Der deutschen Burschenschaft Denkmalfest in Jena, S. 464. — Der Nordamerikanische Turnerbund, S. 464.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. **Friedrich Hofmann** in Leipzig. — Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

Nº. 29. Die Gartenlaube. 1883.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Gebannt und erlöst.

Von E. Werner.

(Schluß.)

Anna stand noch an demselben Platze, wo Werdenfels sie verlassen hatte. Sie hörte nichts von all den Tröstungen, mit denen Paul und Lily sie zu ermuthigen suchten, sah nichts von der ganzen Umgebung. Bleich und stumm starrte sie immer hinaus in den Nebel, wo Raimund verschwunden war, in die Fluth, die ihn vielleicht schon deckte. An ihrer Seite kniete Eckfried und betete, und all die Anderen standen rathlos und thatlos ringsum, mit jeder Viertelstunde, die verfloß, sank ihnen mehr der Muth.

Da plötzlich zuckte die junge Frau zusammen und beugte sich weit vor. Sie hatte entdeckt, was noch Niemand sah. Dort in dem Dunste regte sich etwas, noch dunkel und unbestimmt, aber es kam immer näher, wurde immer deutlicher. Jetzt unterschied man schon die Umrisse des Bootes und endlich erkannte man auch die Gestalten darin. Es war Leben und Rettung, was aus jenem Nebelmeere auftauchte.

Langsam glitt das kleine Fahrzeug daraus hervor, das nur mit unsäglicher Mühe vorwärts kam. So weit es auch seitwärts steuerte, es mußte doch jetzt gegen die Strömung ankämpfen, die es vorhin getragen hatte. Am Boden, zwischen den schwer arbeitenden Männern kauerten zwei Menschen, erstarrt von Nässe und Kälte, betäubt von der ausgestandenen Todesangst — der Fischer und sein Weib, und zu den Füßen des Freiherrn, der mit beiden Händen das Steuer hielt, saß ein Kind, das ängstlich seine Kniee umklammerte und sein Gesicht daran verbarg, um das schäumende Wasser nicht zu sehen.

Bei diesem Anblick stürzte Alles hinunter, den Ankommenden entgegen. Die Männer sprangen rücksichtslos in das Wasser, und von allen Seiten streckten sich helfende Hände dem Boote entgegen, das mit stürmischem Jubel empfangen und bewillkommnet wurde.

„Da bringen wir sie alle drei!“ rief Rainer, der zuerst heraussprang. „Es war Zeit, daß wir kamen, das Haus wankte schon, als wir abstießen, und hinter uns fiel es zusammen. Aber das war eine Arbeit zurückzukommen! Ich dachte, wir würden es nicht zwingen gegen den Strom, doch der Freiherr und unser Pfarrer haben ausgehalten, als wären sie von Eisen!“

Vilmut unterstützte die Fischersleute, die kaum ihre Glieder regen konnten, während Werdenfels, der ja der Letzte war, den kleinen Toni emporhob. Das Kind fürchtete sich jetzt nicht mehr vor dem „Felsenecker“, dessen Arme es von dem wankenden Gebälk losgerissen und sicher durch Nebel und Wogen geführt hatten, es umklammerte mit beiden Händen seinen Hals und wollte ihn nicht wieder loslassen.

Raimund grüßte nur mit einem Blick und einem Lächeln seine Braut, die ihn am Ufer empfing, dann wandte er sich zu dem alten Manne an ihrer Seite und mit einer Stimme, in der die tiefste Bewegung zitterte, sagte er:

„Hier, Eckfried, ist Euer Toni! Ich lege ihn heil und gesund in Eure Arme — nehmt ihn zurück!“

Es waren dieselben Worte, die Eckfried ihm einst in wildem Hohne entgegengeschleudert hatte, als er bei jener Brandstiftung ergriffen wurde. In den Zügen des alten Mannes zuckte es seltsam, starr und wortlos blickte er den Freiherrn an, und wie mechanisch streckte er die Arme aus nach seinem Enkel. Erst als sich Toni's blonder Krauskopf an seine Brust schmiegte und die blauen Augen aus dem verweinten Gesichtchen ihn anblickten, erst da schien auch Eckfried Leben und Bewegung wieder zu finden. Er riß das Kind an sich und mit einem Aufschrei, der halb einem Jauchzen und halb einem Weinen glich, sank er in die Kniee vor dem Manne, den er so lange und glühend gehaßt hatte.

Anna hatte sich unbekümmert um all die Zeugen an Raimund's Brust geworfen, und er hielt sie umfaßt, als seien sie allein auf der Welt. Da trat Gregor Vilmut heran, sein Auge glitt düster, aber ruhig über die Beiden hin, es stand nichts mehr von Haß darin. Jetzt, wo er selbst zum Retter und Helfer geworden war, fanden die Lippen des stolzen Priesters endlich die Worte, die er vorhin nicht hatte aussprechen können, und er sprach sie so laut, daß alle Umstehenden sie hörten:

„Ich danke Ihnen, Herr von Werdenfels, im Namen des Dorfes, das Sie gerettet haben. Ohne Ihre hochherzige That war es verloren und seine Bewohner waren dem Elend preisgegeben.“

„Sie haben ja auch gerettet, Hochwürden, was ich im Drange der Gefahr preisgab und preisgeben mußte,“ sagte Raimund tiefernst. „Wir haben zwei Stunden lang Seite an Seite gekämpft um drei Menschenleben, und sind wie durch ein Wunder bewahrt geblieben — ich denke, wir kehren nicht wieder zu der alten Feindschaft zurück.“

Er streckte die Hand aus, aber als Vilmut die seinige hineinlegte, rief Anna erschrocken:

„Gregor, was ist das? Deine Hände sind ja voll Blut!“

„Von der Arbeit!“ erwiderte Gregor gelassen.

Die inneren Handflächen waren in der That blutig von der

ungewohnten Anstrengung, und doch hatte er mit diesen wunden, schmerzenden Händen das Ruder weitergeführt, wie Rainer mit seinen harten Fäusten.

„Raimund, soeben kommt aus dem Dorfe die Meldung, daß auch im oberen Laufe des Stromes das Wasser zu sinken beginnt," sagte Paul herantretend. „Wir haben nichts mehr zu fürchten, der Umschlag der Witterung ist ein vollständiger."

Er wies nach den Bergen, die sich immer mehr entschleierten. Soeben tauchte auch das schneegekrönte Haupt der Geisterspitze hervor aus den Wolken und blickte nieder auf all das Unheil, das sie angerichtet hatte. Sie hatte einst jenen Sturm herabgeschickt, der die Flammen von Haus zu Haus trug und Werdenfels in Asche legte, sie hatte auch diesmal die Gletscherströme herabgesandt, die ihm Verderben drohten. Aber jetzt lag das Dorf sicher und unversehrt, die Fluthen deckten nur die reichen Besitzungen des Herrn von Werdenfels, und in diesen Fluthen erlosch der letzte Widerschein jenes Brandes, erlosch das alte, drohende Flammenzeichen mit all seinem Bann und Fluch.

Vom Dorfe her tönte das Abendläuten. Die Glocken, die seit Tagesanbruch so schauerlich gestürmt und um Hülfe gerufen hatten, setzten wieder ein mit dem alten feierlichen Klange, sie mahnten zum Danke.

Die Werdenfelser sahen es alle, wie ihr Gutsherr, der gefürchtete, verfehmte Felsenecker, als der Erste auf die Kniee niedersank und sein Haupt beugte, wie seine Braut und selbst Paul und Lily seinem Beispiel folgten, da folgten sie alle, es blieb kein Einziger zurück, als Gregor Vilmut in ihre Mitte trat. Voll und mächtig zogen die Glockenklänge durch die Luft und einten sich mit dem Rauschen des jetzt gebändigten und bezwungenen Elementes. Sonst war kein Laut vernehmbar. Selbst der Priester schwieg, als er die Hände emporhob, die blutig und zerrissen noch die Spuren der schweren Rettungsarbeit trugen, und mit diesen Händen segnete er die knieende Gemeinde.

— — —

Es war Sommer geworden, und in dem hellen Sonnenschein eines Junitages flatterte die Fahne lustig von dem Dache des Schlosses Werdenfels, das heute seinen Herrn und seine Herrin erwartete.

Die Trauung Raimund's und Anna's war in aller Stille vollzogen worden, und die Neuvermählten hatten die ersten Wochen ihrer Ehe in Felseneck zugebracht. Heute aber wurden sie von dort zurückerwartet, und Werdenfels hatte einen großartigen Empfang vorbereitet. In Ehrenpforten, Laubgewinden und Fahnen war wirklich Unerhörtes geleistet, und die ganze Dorfschaft war auf den Beinen, um ihren Gutsherrn und dessen junge Gemahlin zu begrüßen.

Auch das Schloß hatte sich zum feierlichen Empfange gerüstet. Baron Paul war schon in aller Frühe von Buchdorf herübergekommen, um die Anstalten selbst zu leiten, und seine Braut, die bisher in Rosenberg unter dem Schutze von Fräulein Hofer geblieben war, und nun zu ihrer Schwester nach Werdenfels übersiedeln sollte, befand sich ebenfalls seit einigen Stunden dort.

Auch Justizrath Freising hatte sich eingefunden, zur geheimen Verwunderung Paul's, der sich dies plötzliche Auftauchen des rechtsgelehrten Herrn nicht recht erklären konnte, aber dieser war nun einmal da und wollte gleichfalls seinen „hochgeehrten Clienten" begrüßen, und einstweilen unterhielt er sich sehr angelegentlich mit Fräulein Hofer, die Lily begleitet hatte.

Mit jener Begrüßung hatte es indessen seine eigene Bewandniß. Seit jenem Abenteuer auf der Bergstraße befand sich der Justizrath wieder im Banne jener Empfindung, die er nun schon fünfmal durchgemacht hatte, allerdings immer mit verschiedenen Objecten.

Seine Besuche in Rosenberg wurden immer häufiger, und seine früheren Streitigkeiten mit Fräulein Hofer verwandelten sich immer mehr in die vollkommenste Uebereinstimmung. Emma mußte endlich einsehen, daß sie der nunmehrige Gegenstand dieser Besuche und Aufmerksamkeiten war. Ob nun Lily mit ihrer übermüthigen Behauptung doch nicht so ganz Unrecht hatte, oder ob die glücklich geretteten Acten einen geheimen magnetischen Rapport herstellten, genug, die Dame zeigte sich nicht ganz unzugänglich, und die Hoffnungen des Justizraths flammten hell auf.

Er fuhr mit dem verhängnißvollen Frack und dem üblichen Bouquet zum dritten Male als Freier nach Rosenberg. „Jetzt oder nie!" dachte er, als er die Gitterthür öffnete — und erfuhr von dem alten Ignaz, daß Fräulein Hofer sich mit ihrer Schutzbefohlenen in Werdenfels befand, wo man heute den Freiherrn und dessen Gemahlin erwartete.

Der arme Freising stand wie vom Donner gerührt. Im ersten Augenblicke war er wirklich geneigt, an ein Fatum zu glauben, das ihn zur Ehelosigkeit verdammte, dann aber faßte er einen heroischen Entschluß. Umzukehren und das Bouquet verwelken zu lassen, wäre ihm als die schlimmste aller Vorbedeutungen erschienen, und seit der wunderbaren Einmischung der Geisterspitze in seine Angelegenheiten war er keineswegs mehr ein so ausgemachter Freigeist. Er beschloß deshalb, das tückische Schicksal zu zwingen, befahl dem Kutscher umzuwenden und fuhr gleichfalls nach Werdenfels, wo er sich ganz unbefangen als Theilnehmer an dem Empfange vorstellte.

Die Schloßterrasse trug den reichsten Blumenschmuck, und auch die Gebüsche des Schloßberges prangten im frischen Grün, aber die Gärten, die Werdenfels sonst wie ein blühender duftender Kranz umgaben, waren verschwunden. Monate der Arbeit hatten die Zerstörungen einer einzigen Stunde nicht tilgen können, und wenn auch ein Theil der alten Bäume noch stand und man alles aufgeboten hatte, um wenigstens in der unmittelbaren Umgebung des Schlosses die Spuren der Verwüstung zu beseitigen, die stundenweiten, mit fürstlicher Verschwendung geschaffenen Parkanlagen mit ihrer seltenen, kostbaren Flora waren unwiederbringlich dahin.

Drüben in der Niederung sah es noch trostloser aus. Die Fluren deckte Schlamm und Geröll, aus dem entwurzelte Bäume und riesige Felssteine emporragten. Die verheerenden Muhren hatten sich hoch aufgethürmt und in ihrer zähen, undurchdringlichen Schicht lagen Wiesen und Felder begraben. Das einst so reiche Gebiet von Werdenfels war zur Wüste geworden, und wenn es wirklich noch zu retten war, so blieb sein Ertrag doch auf Jahre hinaus verloren für den Gutsherrn.

Um so freundlicher lag das Dorf da, inmitten seiner Wiesen und Gärten, hier war auch nicht ein Fußbreit verloren gegangen, und in seinem Festgewande nahm es sich heute doppelt stattlich aus.

Der Haushofmeister musterte noch einmal die Dienerschaft, die in voller Gala auf der Terrasse versammelt war, und trat dann zu Arnold, der soeben aus dem Schlosse kam.

Arnold, in seiner Eigenschaft als Kammerdiener und Vertrauter seines jungen Herrn, hielt es natürlich unter seiner Würde, sich den anderen Dienern anzuschließen. Der Haushofmeister hatte diese Ausnahmestellung auch stets anerkannt und behandelte ihn fast als seines Gleichen.

„Jetzt ist alles bereit," sagte er. „In einer halben Stunde können die Herrschaften hier sein, der Empfang im Dorfe wird freilich einige Zeit beanspruchen."

„Vermuthlich, denn er wird großartig," versetzte Arnold mit Genugthuung. „Jetzt freilich wissen sie sich nicht zu lassen vor Dankbarkeit und möchten ihren Gutsherrn in den Himmel erheben, und was für Niederträchtigkeiten haben sie früher gegen ihn ausgeübt!"

„Ja, unsere Werdenfelser haben harte Köpfe, aber ich denke, der Herr wird trotzdem jetzt mit ihnen fertig werden."

„Das glaube ich auch. Der gnädige Herr Onkel" — Arnold hielt diese Bezeichnung hartnäckig fest, wenn er von dem Freiherrn sprach — „haben eine ganz wunderbare Art, die Menschen nur mit den Augen zu maltraitiren. Es ist gar nicht nöthig, daß er den Mund öffnet, man hat vollständig genug an dem Blick."

„Nun, an der That hat er es auch nicht fehlen lassen. Die Fahrt, die er damals beim Hochwasser mit dem Herrn Pfarrer unternahm, thut ihm Keiner so leicht nach. Sogar der junge Baron blieb am Ufer."

„Natürlich blieb er!" sagte Arnold würdevoll. „Der Chef der Familie hat überall den Vortritt. Wir sind die jüngere Linie, wir stehen zurück — selbst in der Gefahr."

„Wie steht es denn eigentlich mit der Hochzeit?" erkundigte sich der Haushofmeister, der in der Feststimmung des heutigen Tages ungewöhnlich gesprächig war. „Sie soll wohl erst in einem Jahre stattfinden."

„Im nächsten Frühjahr. Unter uns gesagt, die jungen

Herrschaften müssen erst noch vernünftiger werden; der gnädige Onkel hat das auch eingesehen, und einstweilen läßt er uns das Herrenhaus in Buchdorf ganz neu und sehr glänzend einrichten. Herr Paul soll sich erst als Gutsherr bewähren, und die Kleine — ich wollte sagen unsere künftige gnädige Frau wird bis dahin doch noch etwas größer werden. Glauben Sie nicht, daß man mit sechszehn Jahren noch wachsen kann?"

„Gewiß, das glaube ich. — Und Sie bleiben also in Buchdorf?"

Arnold sah den Fragenden mit unermeßlichem Erstaunen an; er begriff nicht, wie man so etwas überhaupt fragen konnte.

„Selbstverständlich! Was sollten denn die jungen Herrschaften ohne mich anfangen? Ueberdies habe ich der seligen Frau Baronin auf dem Sterbebette versprochen —"

„Ja, das weiß ich, das haben Sie mir schon einige Male erzählt," fiel der Haushofmeister ein, aber Arnold hätte sich schwerlich von seinem Lieblingsthema abbringen lassen, wenn nicht in diesem Augenblick die „jüngere Linie" erschienen wäre.

Paul führte seine Braut am Arme, die zur höchsten Befriedigung des alten Dieners in ihrem Festkleide mit der langen Schleppe etwas größer aussah als sonst. Sie musterten die Empfangsanstalten, und der junge Baron wandte sich an den Haushofmeister.

„Wir werden den Freiherrn und seine Gemahlin schon am Wagen begrüßen. Sie nehmen Ihren Platz wohl hier am Eingange, an der Spitze der Dienerschaft ein; Du bleibst gleichfalls hier, Arnold."

Der Haushofmeister folgte natürlich der Anordnung, und Arnold that ebenso natürlich das Gegentheil, indem er sich seinem Herrn anschloß, der mit Lily weiter ging.

„Ich bleibe in Ihrer Nähe, Herr Paul," erklärte er mit einer Entschiedenheit, gegen die sich schlechterdings nichts einwenden ließ. „Das ist mein Platz, und übrigens macht es sich auch besser."

„Müssen Sie denn immer widersprechen, Arnold?" sagte Lily ungeduldig. „Haben Sie den Rosenstrauß in das Wohnzimmer meiner Schwester auf den kleinen Sophatisch gestellt, wie ich Ihnen befahl?"

„In das Wohnzimmer der Frau Baronin — jawohl, gnädiges Fräulein — die Rosen stehen auf dem Schreibtische."

„Aber ich sagte Ihnen doch ausdrücklich, auf den Sophatisch! Weshalb haben Sie das nicht gethan?"

„Weil sie sich auf dem Schreibtische besser ausnehmen, viel besser."

„Ich will sie aber an jener Stelle haben!" rief Lily, mit dem Füßchen stampfend.

„Arnold, Du stellst augenblicklich die Blumen dorthin, wo meine Braut befiehlt!" mischte sich Paul mit strenger Miene ein.

„Auf dem Schreibtische machen sie mehr Effect," behauptete Arnold mit unerschütterlicher Ruhe. „Sie stehen dort gerade vor dem Bilde des gnädigen Herrn, die gnädige Frau Baronin wird das als eine zarte Aufmerksamkeit empfinden, der gnädige Herr Onkel wird auch dieser Meinung sein, und das gnädige Fräulein wird sicher nicht darauf bestehen —"

„Um Gotteswillen — nein, nein!" rief Lily verzweiflungsvoll. „Stellen Sie die Rosen meinetwegen u n t e r den Tisch, aber hören Sie nur auf mit Ihren Gründen und Ihren ewigen Titulaturen."

Sie zog Paul fort, und Arnold behauptete als Sieger das Feld. Er blickte mitleidig seiner Herrschaft nach, die die merkwürdige Angewohnheit hatte, ihm befehlen zu wollen. Er ließ sich allenfalls von den Augen des gnädigen Onkels maltraitiren, weil dieser der einzige Mensch war, der ihm überhaupt imponirte, aber die jüngere Linie versuchte es ganz vergeblich, gegen ihn aufzukommen, und sie sah das selbst ein.

„Paul," sagte Lily halb lachend, halb ärgerlich. „Wir stritten uns neulich, wer in unserem Hause das Scepter führen sollte, und Keiner wollte es dem Andern lassen. Es ist gar nicht nöthig, daß wir uns den Kopf darüber zerbrechen, Dein Arnold schwingt es über uns Beide."

„Ja, mit diesem alten Familienerbstück ist nun einmal nichts anzufangen," stimmte Paul gleichfalls lachend ein. „Du beugst Dich auch schon seiner Tyrannei. Raimund müßte ihn einmal vier Wochen lang in seinen persönlichen Dienst nehmen, ich glaube, das wäre das einzige Mittel, ihm Gehorsam beizubringen. Komm, Lily, von dort aus übersieht man den Weg. Feldberg commandirt drüben die Böller, und sobald der Wagen in die Allee des Schloßberges einbiegt, krachen die Schüsse."

„O, bis dahin haben wir noch Zeit, und ich muß vorher noch eine Entdeckungsreise anstellen. Ich bin nämlich dem Onkel Justizrath auf der Spur, der mir sehr verdächtig erscheint mit seinem Frack und seinem Bouquet. Ich weiß nun nachgerade, was dieser feierliche Aufzug bedeutet."

„Was meinst Du? Mich hat Freising's Erscheinen allerdings überrascht. Er steht doch Keinem von uns so nahe —"

„Nein, aber er möchte endlich irgend Jemandem nahe stehen, und das ist ihm wirklich nicht zu verdenken, der Arme hat ja bisher nichts als Hochachtung durchgemacht, und das muß schrecklich sein. Ich habe es deutlich gesehen, das Bouquet enthält diesmal nur Nelken, in allen Farben und Schattirungen — und das ist die Lieblingsblume Fräulein Hofer's. Ich muß durchaus wissen, wie die Sache sich entwickelt. Schlägt sie wieder zum Unglück aus, dann — ja, Paul, ich kann Dir nicht helfen — dann nehme ich den Onkel Justizrath noch nachträglich aus Mitleid; denn mit sechs Körben kann er unmöglich existiren. Das hält kein Mensch aus!"

Paul protestirte sehr nachdrücklich gegen diese menschenfreundliche Absicht seiner Braut und war überhaupt der Meinung, man müsse auf der Terrasse bleiben, um zum Empfange der Erwarteten bereit zu sein, aber Lily bestand auf ihrem Willen. Sie hatte gesehen, wie der Justizrath und Fräulein Hofer in einem kleinen Pavillon verschwanden, der an der Rückseite des Schlosses lag, und ging sofort dieser Spur nach.

Der Pavillon, der eigens für die Bergaussicht erbaut war, lag sehr hoch, sodaß es unmöglich blieb, durch die Fenster einen Einblick zu gewinnen, und die Thür, die vorhin weit offen stand, war jetzt verdächtiger Weise geschlossen. Die junge Dame unternahm also zunächst einen Recognoscirungsgang um das kleine Gebäude, das heute ebenfalls einen Fahnenschmuck trug, und wurde dabei vom Zufall begünstigt.

An der rechten Seitenwand, die von dichtem Weinlaube umrankt war, stand eine Leiter, die man wahrscheinlich beim Befestigen der Fahne gebraucht und dann vergessen hatte. Lily war ganz entzückt über diesen Fund, sie hörte nicht auf Paul's Einwendungen, der ihr folgte, sondern nahm ihre Schleppe zusammen und stieg schleunigst empor bis zur Fensterhöhe, wo sie mit unendlicher Neugier durch die Scheiben blickte, gerade wie Arnold es bei ihrer Verlobung im Gartenhause gethan hatte.

„Sie sind wirklich drinnen!" rapportirte sie mit gedämpfter Stimme. „Sie befinden sich alle Drei auf dem Sopha, der Justizrath, das Bouquet und Fräulein Hofer. Schade, daß die Fenster geschlossen sind, ich kann nur sehen, und damals hinter der Salonthür konnte ich nur hören, aber die heutige Stellung ist etwas unbequemer."

„Aber das ist ja Spionage," wandte Paul ein. „Wenn man Dich nun von innen bemerkt oder wenn irgend Jemand von der Dienerschaft auf diese Seite des Schlosses geräth, was sollen sie denken!"

„Sei still, Paul, und halte die Leiter!" befahl die junge Dame. „Die ganze Dienerschaft ist drüben auf der Terrasse, und das Weinlaub ist so dicht, daß ich unmöglich entdeckt werden kann. Wie gesagt, hören kann ich nichts, aber ich sehe die ganze Pantomime. Der Onkel Justizrath zeigt eine sehr elegische Miene, er erzählt gewiß von seinen fünf Körben — wenn er nur nicht den sechsten erhält, Emma ist noch ganz Hochachtung — aber nein, jetzt lächelt sie — Gott sei Dank, nun kommt die Sache in Gang."

„Lily, ich bitte Dich, komm' herunter!" bat Paul. „Wenn uns Jemand in dieser Situation überrascht — es schickt sich wirklich nicht."

„Störe mich nicht und achte auf die Leiter, damit sie nicht umfällt," lautete die etwas ungnädige Antwort. „Nun rückt das Bouquet in's Feuer, der Onkel Justizrath fängt stets mit der Blumensprache an. Bei Anna begann er damals: die Rosen — der Rose! Und jetzt sagt er gewiß: die Nelken — der Nelke!"

Freising mußte in der That etwas Aehnliches gesagt haben, denn Fräulein Hofer erröthete und schlug die Augen nieder, während er mit vollem Pathos fortfuhr:

„Nie werde ich jene Stunde vergessen, wo ich in Schnee und Einsamkeit, mit einem verrenkten Fuße und von aller Welt verlassen auf der Landstraße saß. Sie retteten meine Acten —"

„O, das war ja nicht der Rede werth!" lehnte Emma bescheiden ab.

„Bitte, es war sehr der Rede werth. Es waren die Urkunden von sechszehnhundertachtzig —"

„Werdenfels contra Werdenfels?"

„Ganz recht. Ohne Ihre muthige Dazwischenkunft wären sie ein Opfer dieser tückischen Geisterspitze geworden."

„Glauben Sie denn an die Geisterspitze, Herr Justizrath?" fragte Emma überrascht.

Freising warf einen scheuen Blick durch das Fenster, wo das „weiße Ungethüm" in der Entfernung deutlich sichtbar war. Es schien ihn an das Gelübde zu mahnen, das er damals in höchster Noth gethan hatte, als auch ihn, den Freigeist, der Aberglaube packte. Aber eingestehen konnte er das unmöglich, und so antwortete er denn mit einer kühnen Wendung:

„Ich glaube, daß die Geisterspitze mir in jener Stunde ein Glück gezeigt hat, das ich bis dahin nicht erkannte. Emma, darf ich diesen Glauben festhalten?"

Die Sache entwickelte sich jetzt ziemlich rasch, aber die beiden Hauptpersonen hatten keine Ahnung davon, daß sie von zwei Seiten beobachtet wurden. Rechts drückte Lily ihr Gesicht an die Scheiben, und links blickte die Geisterspitze majestätisch in das Fenster, sie assistirte gleichfalls der Verlobung, die sie ja eigentlich gestiftet hatte.

Fräulein Hofer hielt den Nelkenstrauß in den Händen und blickte erröthend darauf nieder, während der Justizrath seinen Antrag vorbrachte, den er nun nachgerade auswendig wußte, und nach fünf Minuten hielt der Justizrath Fräulein Hofer in den Armen. Er kam sich wie ein Erlöster vor, als er endlich empfing, was ihm ein grausames Geschick so lange verweigert hatte — das kleine, kurze, nette Ja!

Da krachten draußen die Böller. Der Wagen des Freiherrn mußte in Sicht sein, denn die erste Begrüßungssalve donnerte von der Terrasse nieder in das Thal, und das Echo der Berge gab rollend die Schüsse zurück.

Das neue Brautpaar fuhr erschrocken aus einander, Fräulein Hofer war sonst nichts weniger als nervös, bei dieser ebenso unerwarteten als lärmenden Gratulation der Werdenfelser Geschütze erlaubte sie sich aber doch einen kleinen Ohnmachtsanfall. Sie schwankte und machte Anstalt, zu sinken, als der Justizrath sie natürlich umfaßte und in seinen Armen aufrecht erhielt.

„Erhole Dich, Emma!" sagte er mit feierlicher Zärtlichkeit. „Ich bin an Deiner Seite."

Und Emma erholte sich! —

Fast gleichzeitig bog Arnold in höchster Eile um die Ecke des Schlosses. Er suchte seinen jungen Herrn und dessen Braut, die auf unbegreifliche Weise verschwunden waren.

„Herr Paul, der Wagen kommt! Herr Paul, wo sind Sie?"

Er verstummte plötzlich und hob Augen und Hände zum Himmel, bei dem Anblick, der sich ihm darbot. Da stand Fräulein Lily, in der langen Seidenschleppe mit dem Spitzenbesatz, hoch oben auf der Leiter und guckte in den Pavillon, während Herr Paul unten stand und mit größter Sorgfalt die Leiter hielt, und Beide waren so vertieft in ihre Beschäftigung, daß sie den Ruf ganz überhörten.

In diesem Augenblicke gaben die Böller das Begrüßungszeichen. Lily fuhr auf, sprang mit einem Satze von der Leiter und geradewegs in Paul's Arme, der sie auffing, und nun hatte der alte Diener den noch weit schrecklicheren Anblick, wie der Gutsherr von Buchdorf die künftige gnädige Frau bis auf die Terrasse trug. Hier sprang Lily wie ein junges Reh von seinem Arme und nun liefen Beide um die Wette bis zu der großen Freitreppe, wo sie athemlos anlangten. Die junge Dame hatte kaum noch Zeit, ihre Schleppe wieder in Ordnung zu bringen, als der Wagen schon in die Allee einbog.

„Und diese Kinder wollen nun heirathen!" sagte Arnold wehmüthig. „Und da fragt der Haushofmeister noch, ob ich in Buchdorf bleibe! Ein vernünftiger Mensch muß doch wenigstens da sein, und leider bin ich dieser einzige!"

Der alte Diener war mit feinem Entsetzen über dies Preisgeben aller Würde von Seiten der jüngeren Linie noch nicht fertig geworden, als der Justizrath und Fräulein Hofer an ihm vorbeisausten, Arm in Arm und mit ganz verklärten Gesichtern, sie liefen gleichfalls, um den Empfang nicht zu versäumen. Dies Stürzen des sonst so würdigen rechtsgelehrten Herrn und sein seliges Lächeln brachten Arnold um den letzten Rest seiner Fassung.

„Ich glaube, ganz Werdenfels steht heute auf dem Kopfe!" seufzte er, während er sich anschickte zu folgen, um wenigstens den Effect seiner Stellung hinter dem jungen Herrn nicht einzubüßen.

Werdenfels schien wirklich auf dem Kopfe zu stehen, und die Werdenfelser zeigten sich gerade so maßlos in ihrer Dankbarkeit, wie früher in ihrem Hasse. Empfang, Begrüßung und Reden hatten programmmäßig im Dorfe stattgefunden, aber die halbe Dorfschaft begleitete den Freiherrn und seine Gemahlin nach dem Schlosse. Der jüngere Theil dieser Begleitung leistete im freudigen Lärmen das Aeußerste, und der älteste Sohn Rainer's — derselbe, der sich damals an dem Attentat gegen die Orangerien betheiligt hatte — schrie jetzt so lange und so energisch Hoch, bis er kirschbraun im Gesichte war.

Jetzt nahte der Wagen, und inmitten dieses stürmischen Jubels, unter flatternden Fahnen und endlosen Böllerschüssen hielten Raimund und Anna ihren Einzug in das Schloß.

Auch hier wurde beim Empfange nicht ganz die beabsichtigte Feierlichkeit eingehalten. Nur der Haushofmeister stand steif und feierlich an der Spitze der Dienerschaft und sorgte dafür, daß Niemand sich rührte, bis er das Zeichen dazu gab. Bei der Begrüßung an der Freitreppe aber war Arnold der Einzige, der seine Würde behauptete. Der Justizrath und Fräulein Hofer hatten eine wahre Manie, heute aller Welt die Hand zu schütteln, und die jungen Herrschaften setzten nun vollends jede Etiquette bei Seite.

Lily warf sich stürmisch an die Brust ihrer Schwester und ließ sich dann von ihrem Schwager umarmen, sie schien nicht mehr zu fürchten, daß er ihr den Hals umdrehen werde. Paul dagegen wurde doch ernst, als er seiner nunmehrigen Schwägerin die Hand küßte.

Für einen Moment verblich das rosige, lachende Gesicht seiner Lily vor der Erinnerung an jene Meeresfahrt, wo er ein anderes Antlitz so kalt und ernst und doch so hinreißend schön gesehen hatte, im zauberischen Mondesglanz. Jetzt spielte das Sonnenlicht auf den goldschimmernden Haaren und sonniger Glanz lag in den großen braunen Augen.

In dem Herzen des jungen Mannes wollte wieder das alte Weh aufwachen, aber er überwand schnell die unwillkürliche Regung, er sah ja, daß jene Augen nur Raimund's Blick suchten. Dem Freiherrn gelang es jetzt endlich, sich los zu machen, und der verneigenden Dienerschaft freundlich zuwinkend, führte er seine junge Frau in das Schloß seiner Väter ein.

Paul und Lily schlossen sich ihnen an, und die letztere gab leider wieder einen Beweis, wie wenig sie feierliche Momente begriff, denn noch auf der Schwelle flüsterte sie ihrer Schwester zu:

„Denke nur, Anna, der Onkel Justizrath bekommt endlich eine Frau! Er heirathet Emma Hofer, und als er das kleine, nette Ja erhielt, schossen unsere sämmtlichen Böller Victoria!" —

Es war einige Stunden später. Der Jubel des Empfanges war verrauscht und auf der nun wieder völlig einsamen Terrasse stand Anna von Werdenfels und blickte hinüber nach den Bergen, wo sie die erste Zeit ihrer Ehe verlebt hatte, wo ein so lang ersehntes, so schwer errungenes Glück endlich zur Wahrheit geworden war.

Der Pfarrer von Hochdorf hatte in der Schloßcapelle von Felseneck die Trauung vollzogen. Gregor Vilmut befand sich damals gerade in der Residenz, wohin amtliche Angelegenheiten ihn riefen. Er hatte die nunmehrige Baronin Werdenfels erste heute wiedergesehen, wo er an der Spitze des Dorfes mit einigen kurzen ernsten Worten sie und ihren Gatten begrüßte. Die eigentlichen Reden überließ er dem Gemeindevorsteher und Rainer, welche denn auch eine ganz wunderbare Leistung zu Stande brachten. Er selbst sprach nur das Nothwendige, aber er that es mit ruhiger Würde und zog sich, sobald der Wagen vorüber war, in das Pfarrhaus zurück.

Jetzt aber erschien er dort auf der Freitreppe und näherte sich der jungen Frau, die ihm überrascht entgegen trat.

„Du bist es, Gregor? Ich hoffte gar nicht, Dich heute noch zu sehen."



Kolkrabe und Hase.
Originalzeichnung von C. F. Deiker.

„Ich komme, um Dir Lebewohl zu sagen! Meine Abreise ist auf übermorgen festgesetzt."

„So plötzlich? Du solltest Deine neue Stellung in M. ja erst im Herbste antreten."

„Das hat sich geändert. Das dortige Pfarramt ist verwaist und bedarf dringend eines Vertreters, während mein Nachfolger in Werdenfels jede Stunde bereit ist. Ich nehme bereits morgen Abschied von meiner Gemeinde, aber wenn Du auch der kirchlichen Feierlichkeit beiwohnst, so werde ich doch schwerlich Gelegenheit finden, Dich allein zu sprechen, und deshalb komme ich heute!"

Anna's Augen ruhten betroffen und forschend auf den Zügen des Pfarrers, endlich sagte sie:

„Diese unerwartete Beschleunigung ist Dein Werk, Gregor! Du gehst, weil Raimund kommt."

Gregor widersprach nicht, und die junge Frau fuhr mit leisem Vorwurf fort:

„Ich glaubte, die alte Feindschaft sei zu Ende seit jener Fahrt auf Leben und Tod, welche Ihr zusammen unternommen habt?"

„Wir sind keine Feinde mehr," erwiderte Vilmut fest. „Gegner bleiben wir immer, denn hier handelt es sich um Ueberzeugungen, die Keiner opfert. Du solltest mir den Entschluß danken, den ich gefaßt habe. Bliebe ich, so würde der Kampf von Neuem beginnen, müßte beginnen, denn ein wirklicher Ausgleich ist nicht möglich."

„Und Du räumst einem Gegner das Feld? Das sieht Dir nicht ähnlich."

„Ich räume einen Platz, auf dem ich nicht mehr fest und unerschütterlich stehe, wie einst. All die stürmischen Proteste, die gegen meine Entfernung laut wurden, all die Bitten, zu bleiben, täuschen mich nicht darüber. Vor meiner ganzen Gemeinde hat mir Rainer den Vorwurf zugeschleudert, ich hätte das Dorf in das Verderben gebracht, und die Anderen stimmten ihm bei. Das ist nicht auszulöschen, weder für sie noch für mich, und darüber hilft auch keine Anhänglichkeit hinweg. Sie glauben nicht mehr an mich, und sie müssen diesen Glauben an ihren Priester haben, wenn sein Wirken nützen soll."

„Also ist diese Berufung nach M. auf Deine Veranlassung geschehen? Ich ahnte es! Aber Deine Gemeinde wird Dich schwer vermissen."

„Glaubst Du, daß mir die Trennung von Werdenfels leicht wird, mit dem ich seit zwanzig Jahren verwachsen bin, wo ich eine ganze Generation erzogen und eine andere geleitet habe? Aber es muß sein! Ich ertrage nun einmal nichts Halbes, und mit voller ungebrochener Kraft kann ich nur in einen neuen Wirkungskreis eintreten."

Es lag wieder die alte, unbeugsame Energie in diesen Worten — und Anna fühlte zu sehr deren Wahrheit, um Widerspruch zu erheben.

„Willst Du Raimund sprechen?" fragte sie. „Er ist im Schlosse, wenn Du ihn dort —"

„Wozu das? Ich habe ihn heute begrüßt, als er nach Werdenfels kam, und er wird mir dieselbe Rücksicht erweisen, wenn ich Werdenfels verlasse. Für seine, wie für meine künftige Stellung wird diese öffentliche Versöhnung von Nutzen sein, vertraulich haben wir nichts mit einander zu verhandeln. Ich wollte von Dir Abschied nehmen, Anna, da unsere Wege sich jetzt trennen."

„Doch nicht für immer?" sagte die junge Frau zögernd. „M. ist freilich sehr fern."

„Und wenn es auch näher läge, unsere Beziehungen würden doch zu Ende sein. Meine Vormundschaft über Lily ist nur noch eine Form, seit ihre Vermählung beschlossen ist. Im nächsten Jahre trägt auch sie den Namen des Geschlechtes, dem Du jetzt angehörst — aber ich suchte heute nicht die Gemahlin des Freiherrn von Werdenfels, ich wollte Anna Vilmut noch einmal sehen, die ich als Kind in meine Obhut nahm. Leb' wohl, Anna — für immer!"

Das Auge der jungen Frau verschleierte eine Thräne, als sie ihm die Hand reichte.

Gregor's Auge blieb trocken, aber es haftete lang und düster auf ihrem Antlitz, als wolle er das Bild mit sich nehmen in die Ferne. Er drückte noch einmal ihre Hand, dann ging er festen Schrittes davon, ohne sich wieder umzuwenden.

Anna blickte ihm lange nach. Das Eine, was unausgesprochen zwischen ihnen blieb, war jetzt überwunden, sie hatte es in seinem Blick gelesen, aber sie las auch darin, was diese Ueberwindung ihn gekostet hatte.

Da tönten nahende Schritte, und als Anna sich umwandte, gewahrte sie ihren Gatten, der aus dem Schlosse gekommen war.

„Hast Du auf mich gewartet?" fragte er. „Ich konnte Eckfried nicht so schnell verabschieden, er ist eigens mit seinem Toni vom Mattenhofe gekommen, um heute in Werdenfels zu sein."

„Ja, der Toni stand im Dorfe an der Spitze der Kinderschaar und überreichte mir einen riesigen Strauß Alpenblumen," sagte die junge Frau lächelnd. „Aber er vergaß den eingelernten Vers zur Hälfte und half sich damit, daß er mir mit ungeheuerem Stolz erzählte, er und der Großvater hätten jetzt ein Pferd und ein Wägli, in dem sie gekommen seien und auch wieder heimfahren würden."

„Das ist ihm allerdings etwas Neues. Es war ein glücklicher Gedanke, als Du mir riethest, den verschuldeten Mattenhof zu kaufen und dem Knaben zu verschreiben, der ihn ja eigentlich von den Eltern hätte erben sollen."

„Es galt, den Starrkopf Eckfried's zu beschwichtigen, der für sich selbst vielleicht nichts angenommen hätte. Er ist freilich wie verwandelt, seit Du ihm damals seinen Enkel in die Arme legtest, und er erhob auch keine Einwendung, als Du das Recht in Anspruch nahmst, für das gerettete Kind zu sorgen."

„Nun, vielleicht erlebt er es noch, den Buben heranwachsen und den Hof antreten zu sehen! Die wenigen Wochen da oben haben ihn förmlich verjüngt. Es war allzu hart für den ehemaligen Bauer, bei Fremden als Knecht arbeiten zu müssen, jetzt kann er wieder auf eigenem Grund und Boden wirthschaften und für seinen Enkel schaffen, das verlängert sein Leben um zehn Jahre."

„Gregor war vorhin bei mir," sagte Anna nach einer Pause. „Er kam, um Abschied zu nehmen. Er bleibt nicht bis zum Herbste, wie wir voraussetzten, sondern geht schon übermorgen."

„Ich weiß es, Eckfried theilte es mir mit. Ich habe nie gezweifelt, daß Vilmut sobald als möglich gehen werde. Er hat eingesehen, daß für uns Beide nicht Platz in Werdenfels ist, und er weiß, daß ich nicht wieder von dem Platze weichen werde, den ich einmal errungen habe."

„Du thust Gregor Unrecht. Er weicht nicht Dir, sondern jener Stunde, in der das Hochwasser über das Dorf hereinbrach. Wenn er die Schuld auch männlich gesühnt hat, ein Vorwurf bleibt es immer, und er mag ja Recht haben, der Glaube seiner Gemeinde an ihn ist einmal erschüttert, das könnte verhängnißvoll werden für sein späteres Wirken."

„Besser, er geht in Frieden von uns," entgegnete Raimund ernst. „Friede wäre doch nicht geblieben, wenn er nach wie vor an der Spitze des Dorfes stand; zwei Herren taugen nicht an einem Orte, und nach dem, was geschehen war, konnten wir uns doch nicht wieder feindlich gegenüberstehen. Auch nach seiner Entfernung werde ich noch genug mit meinen Werdenfelsern zu kämpfen haben, sobald die Feststimmung dieser Tage erst verrauscht ist. Es liegt eine vierzehnjährige Entfremdung zwischen uns, und in all diesen Jahren hat Gregor Vilmut sie beherrscht und geleitet. Aber sie haben Vertrauen zu mir gelernt in der Stunde der Noth, und ich vertraue ihnen. Auf diesem Grunde, denke ich, wird sich eine Zukunft erbauen lassen."

Anna deutete auf die einst so blühende und jetzt so wüste Umgebung des Schlosses.

„Sie haben es ja täglich vor Augen, was Du für sie gethan hast, und die Mahnung wird fruchten. Es thut mir doch weh, daß unsere schönen Gärten so ganz vernichtet sind, und dort drüben in der Niederung liegt noch unendlich mehr begraben. Du hast beinahe die Hälfte Deines Vermögens zum Opfer bringen müssen."

Raimund's Blick folgte der angedeuteten Richtung, aber es war ein heller, muthiger Blick.

„Ja, es wird Zeit und Arbeit kosten, die Verwüstungen jenes Tages zu tilgen. Verloren gebe ich meine Besitzungen trotzdem nicht, wenn ich mir sie auch erst wieder erobern und jeden Fußbreit Boden der Verheerung abtrotzen muß. Vielleicht

ist das die beste Schule für den Träumer, der sich erst im Leben zurechtfinden muß. Meinst Du nicht, Anna?"

Er legte den Arm um seine Gattin, die ihm mit einem strahlenden Lächeln antwortete.

„Raimund, ist es nicht besser, mit den Menschen zu leben, besser, selbst mit ihnen zu kämpfen, als in öder Einsamkeit sich selbst und der Welt verloren zu sein?"

„Schilt mir mein Felseneck nicht," sagte Raimund innig. „Du bist dort mein geworden, und in seinen Mauern haben wir Beide die ersten Wochen unseres Glückes durchlebt und durchträumt. Aber Du hast Recht, man darf nicht immer träumen, auch im Glücke nicht, deshalb habe ich mich losgerissen von unserer Bergeseinsamkeit und trete mit Dir in die Welt und in das Leben!"

Sein Auge verlor sich noch einmal in die Ferne, wo die Geisterspitze in ihrer stolzen, eisigen Majestät aufragte, aber heute schien sie zu schwimmen in dem goldenen Dufte, der das ganze Gebirge umfloß. Der Sommertag war auf seiner Mittagshöhe, tiefblau wölbte sich der Himmel und Sonnenglanz füllte die Luft.

Die Wellen des Bergstromes rauschten und funkelten wieder in ihrer bläulich grünen Gletscherpracht, als hätten sie niemals den Menschen Verderben und Unheil bereitet. Und dieselben Wogen hatten doch das Brandmal getilgt, das die Schuld des Vaters heraufbeschworen, und die Ketten gesprengt, die auch den Sohn an jenes Verhängniß fesselten. Der alte Bann versank, wie die Nebel und Wolken jener stürmenden Frühlingstage, und ein erlöstes, befreites Leben rang sich daraus empor!

Der „arme Reisende".

Beiträge zur Geschichte des Vagabondenthums und der Mittel zu seiner Abwehr.

Von Fr. Helbig.

II.

Strafgesetze. — Correctionsanstalten. — Das belgische System. — Die Selbsthülfe der Gesellschaft. — Vereine gegen Hausbettelei. — Gemeinde- und Bezirksinstitute. — Canstatter Thesen. — Das Armenwesen in Württemberg. — Die Arbeitscolonie Wilhelmsdorf. — Genossenschaftshülfe. — Die Herbergen zur Heimath. — Die Wendung zum Bessern.

Wenden wir uns nun zu den Maßnahmen, welche darauf hinzielten, das Vagabondenthum zu unterdrücken, so hat der Staat es sich schon früh angelegen sein lassen, im Wege der Strafgesetzgebung und des polizeilichen Zwanges den alten Feind der gesellschaftlichen Ordnung zu bekämpfen. Seine Macht hat sich aber auf keinem Gebiete so ohnmächtig gezeigt, wie auf diesem. Gegen Betteln und Landstreichen bestanden früher die schwersten Strafen: Zuchthaus, Staupenschlag, Brandmarkung, Verweisung des Landes auf ewige Zeiten. Aber die Klagen über Ueberhandnehmen der Vagabonden nahmen nicht ab. Sie begleiteten jede neue Strafordnung.

Der Kurfürst von Mainz gebot sogar mit Patent vom 1. Juni 1723, daß „an den Zigeunern, Vagabonden und anderem liederlichen Gesind, ohne einziges Nachsehen an den Ort, wo sie ertappet, die Todes-Straff exequiret und sie an den nächsten Baum aufgehängt werden sollten."

Auch das half nichts. Das Bettelunwesen blieb dasselbe nach wie vor. Es wurde namentlich, wie schon gedacht, begünstigt durch die Zerstückelung Deutschlands in eine Menge Herrschaften.

Neuerer Zeit sind die Strafgesetze gegen Bettler und Landstreicher immer milder geworden. Das deutsche Reichsstrafgesetzbuch hat auch noch die früheren Strafschärfungen — Dunkelarrest, hartes Lager, Entziehung der Kost — beseitigt und setzt auf Betteln und Landstreichen nur eine Strafe bis zu sechs Wochen Haft. Diese Strafe wird für die Stromer, besonders zur Winterzeit, geradezu eine ersehnte Wohlthat. Eine Arbeit ist mit dieser Strafe gewöhnlich nicht verbunden, da die Amtsgerichtslocale darauf nicht eingerichtet sind; sie ist somit eine Zeit des Nichtsthuns und der bequemen zeitlichen Versorgung. „Hafttage sind Ruhetage". Es ist daher nicht selten vorgekommen, daß Vagabonden den Richter, statt um eine Herabsetzung, um eine Verdoppelung der vom Amtsanwalt beantragten Strafe gebeten haben.

Weit mehr gefürchtet ist die durch die Landespolizeibehörden verfügte Unterbringung in Strafarbeits- (Corrections-) Anstalten, auf welche nach Umständen zugleich mit erkannt werden kann, denn hier herrscht der Arbeitszwang. Nach einer ziemlich allgemeinen Erfahrung ist der Erfolg, der in diesen Anstalten erzielt wird, indeß ein nur wenig segensreicher. Der durch die gemeinsame Arbeit geförderte Verkehr der guten mit den schlechten Elementen wirkt entsittlichend; die oft harte Behandlung stumpft ab oder erbittert. Die religiöse Einwirkung erzieht schlechte Naturen leicht zu Heuchlern. Das Brandmal, das der Sträfling von dort mitnimmt, erschwert ihm beim Wiedereintritt in die bürgerliche Gesellschaft wesentlich das Fortkommen.

Eine Ausnahme bilden hier nur die wahrhaft musterhaften Anstalten im Königreich Belgien. Bei denselben ist eine möglichste Gliederung der verschiedenen Arbeiterclassen und eine Berücksichtigung der individualen Anlage in's Auge gefaßt. Es giebt dort besondere Anstalten für die Jugend, für jedes Geschlecht, für die Erwachsenen und unter ihnen wieder für die Gesunden wie für die Kranken und Gebrechlichen.

In den Anstalten für jugendliche Vagabonden steht das erziehende Element im Vordergrunde, dessen Grundsatz die Gewöhnung an ein bedürfnißloses Leben mit harter Arbeit ist. Es sind keine Gefangenanstalten, sondern landwirthschaftliche Colonien, welche durch ihre Lage abseits der großen Städte die Zöglinge von der Berührung mit schlechten Elementen der Außenwelt schützen, ihre körperliche und geistige Entwickelung fördern.

Die Anstalten für erwachsene und arbeitsfähige Vagabonden haben zwar Gefängnißreglement, aber die Hauptbeschäftigung der Sträflinge besteht in der Bebauung des sehr umfangreichen zur Anstalt gehörigen Areals. Jeder verurtheilte Landstreicher hat dort mindestens einen Monat, beim Rückfall ein Jahr zu bleiben. Die Anstalt gestattet auch den freiwilligen Eintritt für subsistenzlos gewordene Personen, die von jenen getrennt werden. Die Anstalt in Brügge für altersschwache und arbeitsunfähige Personen trägt ganz den Charakter eines Hospitals. Daneben besteht das Gesetz, daß jede über vierzehn Jahr alte gesunde, beim Betteln oder Vagabondiren betroffene Person nach zuerkannter Strafe der Regierung überwiesen wird. Diese Einrichtungen haben sich in Belgien so segensreich erwiesen, daß schon im nächsten Jahre nach dem Erlasse des Gesetzes die Zahl der betreffenden Verurtheilten sich um fünfunddreißig Procent minderte.

An die Stelle der unzulänglichen Hülfe des Staats trat sehr bald die Selbsthülfe der Gesellschaft. Trug sie, die Gesellschaft, doch auch einen wesentlichen Antheil daran, daß das Vagabondenthum sich so üppig ausgebreitet hatte. Denn gerade der an sich so löbliche Sinn für Mildthat und Wohlthun hatte das Aufgehen und Fortwuchern der bösen Saat unfreiwillig gefördert. Man war ja weit entfernt, das Stromerthum durch die Gaben zu unterstützen, man wollte immer nur dem „armen Reisenden" von Ehedem geben, aber im Moment, als die Bitte an den Einzelnen heran trat, konnte man das gute und schlechte Element nicht von einander unterscheiden, und um nicht das erstere durch das letztere leiden zu lassen, gab man unterschiedslos Jedem.

Zunächst ging man nur darauf aus, das Wandern von Haus zu Haus zu beseitigen. Man gründete Vereine gegen Hausbettelei durch Verabfolgung von Ortsgeschenken, und machte die letztern wohl noch abhängig von dem Besitze von Legitimationspapieren und dem Ablaufe einer Zeit seit der letzten Gabe. Eine Zeit lang wurde damit auch der Hausbettelei Einbruch gethan, aber die Sache hielt sich gewöhnlich nicht lange. Meist war es das gute Menschenherz selbst, das die vom Verstande geschaffene Satzung durchbrach. Was der Mann consequent durchführte, vereitelte in vielen Fällen die Frau, und der pfiffige Wanderbettler lernte allmählich an dem in der Hausflur hängenden Blechschilde vorübergehen, ohne es einer Beachtung zu würdigen. Er holte sich das Ortsgeschenk und bettelte noch obendrein.

Die Sache hatte sogar noch ihre sehr schlimme Seite, denn

man beobachtete alsbald, daß die Wandernden ihre Marschrouten nach den vorhandenen, ihnen wohl bekannten Vereinen einrichteten und oftmals einen besonderen Abstecher per Bahn machten, um sich das Ortsgeschenk zu holen. Die Unterstützung betrachteten sie als eine berechtigte Forderung. Es wurden daher Stimmen laut, welche in den Vereinen geradezu eine amtlich beglaubigte Unterstützung des Vagabondenwesens erblickten. Mit der Zeit gingen auch viele Mitglieder wieder ab und die Vereine zumeist ihrer Auflösung entgegen.

Da in den Händen der Privaten die Sache nicht einschlagen wollte, so kam man in einigen Gegenden dahin, diese Antibettelvereine in Gemeinde-Institute zu verwandeln. Die Gemeindebehörden zahlten aus dem durch freiwillige Beiträge der Einwohner erweiterten Fonds der Ortsarmencasse kleine Geldgeschenke an die armen Reisenden. Ein Ortsanschlag verkündete den letzteren gleich beim Eintritt in's Dorf — die Einrichtung wurde namentlich von Landgemeinden angenommen (als ob die Vagabonden dies nicht längst gewußt hätten!) — daß das Betteln verboten sei. Allein auch hier trat die Unzuverlässigkeit der Privaten und der Mangel einheitlicher Durchführung störend dazwischen. Die ohnedies nicht scharfe Ortspolizei wurde lässig und „die armen Reisenden wurden bald wieder Herren der Lage und lachten bei ihren Schnapsgelagen in den Herbergen über die dummen Bauern, welche ihnen noch aus der Gemeindecasse Geld zu einem lustigen Abende gewährten".

Man suchte nun das Institut zu seiner besseren Kräftigung auf ganze Bezirke auszudehnen. Dies geschah zuerst im Königreich Sachsen, in den Jahren 1880 und 1881. Dort nahmen einzelne Amtshauptmannschaften die Sache in die Hand und organisirten das Geschenkwesen für ihre Bezirke theils durch freie Vereinigung der Gemeinden, theils dadurch, daß sie die Unterstützung zu einer Angelegenheit des Bezirks machten. Um Mißbrauch zu verhüten, werden die Gaben an beschränkten, in einer Entfernung von etwa zwei Stunden von einander getrennten Gabestellen verabfolgt; der Aufwand wird als eine Art Bezirkssteuer aufgebracht und auf die Gemeinden repartirt. Voraussetzung für die Unterstützung ist Bedürftigkeit und der Besitz einer genügenden Legitimation. Zur Sicherstellung der Einrichtung gegen den Wankelmuth des Publicums wurde dem letzteren die Verabreichung von Gaben an Bettler verboten.

Durch diese Einrichtung wurde der Hausbettelei in den betreffenden Districten fast ganz gesteuert; die Zahl der armen Reisenden ging zwar nach einem vorliegenden Berichte vom Jahre 1882 nicht erheblich zurück, aber die Qualität derselben wurde besser, das heißt die professionirten Stromer mieden die Bezirke. Dadurch wurden diese Bezirksvereine freilich gewissermaßen zu Abwehranstalten, welche die Reisenden in andere Bezirke trieben.

Der Hauptmangel auch dieser Einrichtung ist aber der, daß die Geschenke mit wenigen Ausnahmen in Geld gegeben wurden. Geld bleibt in der Tasche des Vagabonden aber immer ein bedenklicher Besitz, denn er wird es in den meisten Fällen nicht zu Kost und Kleidung, sondern zu Trunk und Spiel verwenden. Die Erkenntniß der Gefährlichkeit der Geldunterstützung hat in einzelnen Gegenden, namentlich in Württemberg, die Einrichtung der Naturalunterstützung für die armen Reisenden hervorgerufen. Ihrer Einführung ging eine Versammlung der Bezirkswohlthätigkeitsvereine und der weltlichen und geistlichen Bezirksbehörden aller Oberämter in Cannstatt voraus. In dieser, am 24. November 1880 abgehaltenen Landesversammlung wurden auf Grund der gewonnenen Erfahrungen eine Anzahl sehr beherzigenswerther Thesen aufgestellt, von denen wir nur folgende hervorheben:

1) Die Unterstützung Durchreisender hat ausschließlich nur durch Gewährung der unmittelbaren Lebensbedürfnisse und, soweit ausführbar, gegen Arbeitsleistung zu geschehen. Unmittelbare Geldspenden müssen unbedingt aufhören.

2) Diese Unterstützung soll nicht von einzelnen Einwohnern verabreicht werden, sondern in erster Linie von der Gemeinde oder einer Unterstützungsstation.

3) Kost und Nachtquartier sind zu gewähren gegen eine dem Bittenden eingehändigte Marke in einer hierzu bestimmten Speise-Anstalt und Herberge.

4) Kleidung soll nur gegen entsprechende Arbeitsleistung abgegeben werden, um den Wiederverkauf derselben zu verhüten.

5) Zur Beschaffung von Arbeit empfiehlt sich ein Nachweisbureau von offenen Arbeitsstellen.

Die Organisation der Naturalverpflegungs-Einrichtungen erfolgte nunmehr nach zwei Systemen. In einigen Bezirken wurde das Gemeindesystem, das heißt die gemeindeweise Unterstützung, in anderen das Stationssystem eingeführt, bei welchem die Naturalverpflegung in einer Anzahl im Bezirke eingerichteter Stationen erfolgte. Die Verpflegung geschieht dabei in folgender Weise:

Die durch öffentliche Anschläge vor Bettel und Umschau gewarnten Reisenden haben sich an den Ortsvorsteher oder an einen besonderen Anweisungsbeamten zu wenden, ihre Legitimationspapiere vorzuweisen und Karten oder Marken in Empfang zu nehmen, welche auf Speise oder Nachtquartier oder auf beides lauten. Die Verpflegung geschieht theilweise in den christlichen Gesellenherbergen oder Herbergen zur Heimath, meistens aber in sonstigen Wirthshäusern. Den Wirthen ist bei Conventionalstrafe verboten, für die Anweisungskarten oder Marken geistige Getränke abzugeben. Die Verrechnung mit den Wirthen geschieht auf Grund der erhaltenen Anweisungskarten, welche der Anweisungsbeamte nach seinem Verzeichnisse controlirt. Außerdem wird durch Arbeitsnachweisungsbureaus und die Karten- oder Markengeber dafür gesorgt, daß die Reisenden eine bei den Gewerbetreibenden oder Landwirthen vorhandene Arbeitsgelegenheit erfahren.

Auch diese Württemberger Einrichtung hatte die besten Erfolge. Die schlechteren Elemente der armen Reisenden wurden fern gehalten; die Schnaps- und Bierorgien in den Herbergen hörten auf; die Hausbettelei verschwand, und die öffentliche Sicherheit nahm zu.

Doch macht man auch diesem System den Vorwurf, daß es die Gewährung der Naturalunterstützung nicht von der Leistung der Arbeit abhängig macht, sondern die letztere nur anbietet. Es könne namentlich bei schlechter Lage des Arbeitsmarktes dennoch vorkommen, daß sich der Reisende ohne eine Gegenleistung längere Zeit, wandernd von Ort zu Ort, ernähren lasse. Das könne auf dessen Charakter keinesfalls günstig einwirken. Deshalb stellten neuere Versammlungen von Fachmännern den theoretisch jedenfalls richtigen Grundsatz auf, daß das rechte Mittel zur wirksamen Bekämpfung des Vagabondenthums sei: organisirte Unterstützung durch Naturalverpflegung gegen Arbeitsleistung.

Vereinzelt hatte man schon die Forderung einer Arbeitsleistung als Voraussetzung der Unterstützung aufgestellt, so namentlich in einzelnen Antibettelvereinen. Man hatte z. B. den Empfang einer Freikarte des Vereins davon abhängig gemacht, daß Jeder anderthalb Stunden lang Holz zerkleinere oder Steine klopfe. Dadurch hatte man jedoch erreicht, daß die Freikarten weniger Abnehmer fanden, ein dauernder Effect hätte nur erzielt werden können bei einer Organisation im Großen, durch Errichtung von Centralarbeitsstellen, namentlich auf dem Lande, und durch Nachweisungsbureaus in den Städten.

Ein praktisches Beispiel für die Durchführung dieses Gedankens bildet die auf Anregung des Pastors Bodelschwingh in Bielefeld in's Leben gerufene Arbeitscolonie Wilhelmsdorf. Sie hat den Zweck, arbeitslustige und arbeitslose Männer jeden Alters, jeder Confession und jeden Standes, so weit sie wirklich noch arbeitsfähig sind, so lange in ländlichen und anderen Arbeiten zu beschäftigen, bis es möglich geworden ist, ihnen anderweitig lohnende Arbeiten zu beschaffen und ihnen so die Hand zu bieten, vom Vagabondenleben los zu kommen, und damit zugleich arbeitsscheuen Vagabonden jede Entschuldigung abzuschneiden, daß sie keine Arbeit hätten.

Zu diesem Zwecke wurden durch die Provinzialstände Westfalens zunächst drei Bauernhöfe in der Senne von circa fünfhundert Morgen angekauft. Die Arbeit besteht vorzüglich in Spatencultur und dem Anbau von Handelsculturpflanzen und Gartenfrüchten; zur Winterszeit im Urbarmachen des unbebauten Sennelandes und Aufbrechung des Ackers, sowie in Wiesenbauten; für die kurze Zeit, wo die ländliche Arbeit feiert, in Flechten von Matten und Körben. Mit jedem Eintretenden wird nach dem Maße seiner Leistungsfähigkeit ein Lohncontract gemacht. Hat der Arbeiter soviel verdient, daß er wieder eine saubere Kleidung und eigenes Arbeitszeug besitzt, so wird möglichst dafür gesorgt, daß er außer der Anstalt Arbeit bekommt, durch ein mit dieser verbundenes Arbeitsnachweisebureau.

Kleine Bilder aus der Gegenwart.

Nr. 2. Der Brand in Aachen am 29. Juni dieses Jahres.

Wer kennt nicht den Zauber, welchen die Geschichte frühester Jahrhunderte um die ehrwürdige Stadt Aachen wob und welchen die Ueberlieferung und die Sage auf spätere Geschlechter übertrug? Im grauen Nebel römischer Zeit verliert sich die Gründung der Stadt, schon Chlodwig hielt hier einen Reichstag ab, und Theodorich wählte im Jahre 514 Aachen zu seiner Residenz. Zwei Jahrhunderte später erblickte in Aachens Mauern Karl der Große das Licht der Welt, hier weilte er, sobald es ihm die Regierungsgeschäfte seines weiten Reiches erlaubten, hier baute er die Bäder, das berühmte Rathhaus und den kunstvollen Dom, hier schloß der erste deutsche Kaiser seine müden Augen und fand seine letzte Ruhestätte.

Und später! Seit Ludwig dem Frommen, dem dritten Sohne Karl's des Großen, viele Jahrhunderte hindurch bis zu Ferdinand dem Ersten (1531), war Aachen die Krönungsstadt des deutschen Reiches und siebenunddreißig Kaiser erhielten hier die kirchliche Weihe. Kein Wunder also, daß Aachen im Mittelalter die für damalige Zeiten stattliche Zahl von 100,000 Einwohnern aufweisen konnte und seine Bürger durch viele Privilegien eine geachtete Stellung im Reiche einnahmen. Alle diese Erinnerungen bewegten auf das Tiefste die deutschen Gemüther, als am 29. Juni der Telegraph die schmerzliche Nachricht verbreitete, ein großer Brand herrsche in Aachen, das Rathhaus stehe in Flammen und von den benachbarten Städten hätte Hülfe requirirt werden müssen.



Das Rathhaus zu Aachen vor dem Brande.

Nach einer Photographie.

Das Aachener Rathhaus! Einfach, aber würdig erhob es sich auf dem Marktplatze als stolzes Wahrzeichen der Stadt. An demselben Orte stand einst die kaiserliche Pfalz*, vom Kaiser Karl in den Jahren 780 bis 785 erbaut. Auf den Trümmern derselben wurde um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts das Rathhaus aufgeführt, in welches viele Theile der alten Pfalz aufgenommen wurden. Selbst als dieser Bau in dem großen Brande von 1656 zu Grunde gegangen war und unter der Leitung des städtischen Zimmermeisters Gerhard Kraus das heutige Rathhaus entstand, blieben unzweifelhaft einzelne Theile des alten Mauerwerks erhalten, sodaß wir in demselben die werthvollen Ueberreste der ältesten deutschen Baukunst erkennen müssen.

Neben dem 170 Fuß langen und 60 Fuß hohen Gebäude erhoben sich, wie wir auf unserer Abbildung sehen, zwei 180 Fuß hohe Thürme. In dem westlichen halbrundgeformten befindet sich die ehemalige Haupttreppe zu dem großen Krönungssaale, an der nordwestlichen Seite erblicken wir noch ein kleines Erkerthürmchen, von dem eine Treppe in die Nähe des kaiserlichen Thrones führte. Der zweite an der Ostseite gelegene Thurm ist dagegen viereckig und mit Schießscharten versehen.

Die beiden großen Thürme waren mit einem hohen Dachaufsatze und Gallerien versehen, von denen das Auge das Aachener Thal weit überschauen konnte.

Diese beiden „Holzhelme“ wurden nun nebst dem Dachstuhle von dem Flugfeuer, welches sich über einen Theil der Stadt von dem Brandherde, dem Magazin der Rohnheim'schen Fabrik, ausbreitete, ergriffen, und sind in kurzer Zeit ein Raub der Flammen geworden.

Wiewohl der eine Thurm zusammenbrach und seine Trümmer auf das Rathhaus niederstürzten, so hielten dennoch die mächtigen Bogen des Kaisersaales den wuchtigen Anprall aus, bis es gelang, die Gefahr von dem Hauptgebäude abzuwenden.

So ist, wie wir aus unserer zweiten Abbildung ersehen können, nur der Verlust des Daches und der Thürme zu beklagen: das Rathhaus selbst aber mit seinen unersetzlichen Archivschätzen, seinen reichen Bildergallerien, den berühmten Fresken des Kaisersaales, die von Rethel's Künstlerhand gemalt wurden, ist gottlob! erhalten; selbst der reiche Schmuck der Frontwand ist unversehrt geblieben.



Das Rathhaus zu Aachen nach dem Brande.

Nach einer Skizze von Georg Marco.

Bekanntlich hat der Brand auch in anderer Beziehung die Stadt hart geprüft, da an jenem verhängnißvollen Tage nicht weniger als dreißig Brandstellen vorhanden waren, aber die Aachener hielten tapfer Stand und mit Hülfe der Stolberger, Eupener, Langerweher, Düsseldorfer und Kölner Feuerwehr gelang es ihnen schließlich, des Feuers Herr zu werden, und man tröstete sich im Unglück vor Allem damit, daß kein Menschenleben verloren ging. Das frühzeitige Erscheinen der auswärtigen Feuerwehren mit bespannten Spritzen und Zubehör in der bedrängten Stadt gehört wohl zu den charakteristischen Zügen unserer Zeit, die durch Dampf und elektrischen Funken, durch die gebändigten Elemente, gegen die entfesselte Macht derselben anzukämpfen weiß. Hätte wohl Jemand noch vor fünfzig Jahren an die Möglichkeit gedacht, daß in kaum sechs Stunden nach Ausbruch des Brandes in Aachen die Feuerwehren von Düsseldorf und Köln mit Spritzen und Geräthewagen an Ort und Stelle erscheinen könnten?

* „Pfalz“, von dem lateinischen Palatium abgeleitet, = Palast.

Ein wesentliches Abwehrmittel gegen die Entartung der reisenden Handwerksburschen ist die Neubegründung handwerksgenossenschaftlicher Verbände zum Ersatze des Zunftverbandes. So hat der „Verein deutscher Buchdrucker“ durch seine Unterstützungsagenturen den Genossen seines Faches wesentliche Dienste gethan. Dasselbe gilt von den vom Pfarrer Kolping gegründeten „Katholischen Gesellenvereinen“, abgesehen von ihrer confessionellen Tendenz. Im Jahre 1881 zählte man deren fünfhundert.

Einen ganz besonderen Antheil an der Fürsorge für Besserung der Verhältnisse des wandernden Arbeitspersonals darf die Innere

Mission in Anspruch nehmen. Sie zählt dieselben zu ihren Hauptaufgaben. Sie hat vor Allem die „Herbergen zur Heimath" in's Leben gerufen und dadurch den verderblichen Einflüssen der Pennenwirthschaft, von welcher unser erster Artikel ein Bild zu geben bestrebt war, mit Erfolg entgegengearbeitet. In diesen „Herbergen zur Heimath" — schon der Name ist gut gewählt — sollte den armen Reisenden in eigens geschaffenen Gasthäusern ein menschenwürdiges Unterkommen geboten werden; statt der dumpfen Löcher gute Zimmer; statt Diele und Strohlager reinliche Betten. Speise und Getränke werden controllirt und vor Allem der Branntwein ganz von der Liste der Getränke gestrichen; das Kartenspiel wurde verpönt und durch eine strenge Hausordnung alle Ungebühr unterdrückt. Die Centralleitung der ersten sogenannten christlichen „Herbergen zur Heimath" ging vom „Rauhen Hause" in Horn bei Hamburg aus. Dahin muß jede einen bestimmten jährlichen Beitrag abliefern. Die Direction des „Rauhen Hauses" ernennt die Hausväter. Jeden Monat wird über die Vorkommnisse in Haus und Familie Bericht erstattet. Dem entsprechend hat das religiöse Element einen starken Antheil an der Hausordnung. Morgens und Abends werden regelmäßige Andachten abgehalten, von denen keiner der jeweiligen Insassen sich ausschließen darf. Anfangs nahm man sowohl im Publicum, wie in den Kreisen der armen Reisenden die Einrichtung nicht ohne Mißtrauen auf, und es waren erfahrungsgemäß nicht die Besten und am wenigsten die wahrhaft kirchlich Gesinnten, welche dort Einkehr nahmen. Die Einrichtung erwies sich aber in ihren Grundgedanken als so segensreich, daß dieselbe auch außerhalb des Bannes strenger Orthodoxie Verbreitung fand, und dürfte jetzt kaum mehr eine größere protestantische Stadt zu finden sein, in welcher nicht eine solche „Herberge zur Heimath" oder ein dem ähnliches Institut errichtet wurde. Der Besuch derselben Seitens unserer armen Reisenden ist in stetem Zunehmen begriffen, sodaß in vielen Städten schon Erweiterungsbauten haben vorgenommen werden müssen. Vielfach haben sich die oben geschilderten Unterstützungsvereine mit denselben in Verbindung gesetzt, indem sie ihre Pfleglinge dahin verwiesen. —

Aus dem Allen geht hervor, daß, so groß auch die socialen Schäden sind, an denen unsere Zeit krankt, so groß doch auch ihre Humanität und Menschenliebe, ihr Geschick und ihre Macht sind, diese Schäden zu heilen. Daß dies nicht mit einem Male geschieht, daß immer erst die Erfahrung das rechte Mittel findet, das ist das Loos alles menschlichen Thuns. Statistische Nachweise haben ergeben, daß die Krankheit bereits ihren Höhepunkt erreicht hat, und daß die Zeit nicht mehr fern sein wird, wo der arme Reisende das Vagabondenthum abstreift und zu der alten Harmlosigkeit zurückkehrt, in welcher die Hand keine Versündigung an der Gesellschaft mehr begeht, wenn sie ihm einen Zehrpfennig zusteckt.

Die Theater in Paris.

Von Rudolf von Gottschall.

Paris ist eine echte Theaterstadt; nicht blos die Hochfluth des Fremdenbesuchs strömt in die Theater der Weltstadt. Freilich, über die eigentliche Pariser Bevölkerung breitet sich eine große europäische und amerikanische Schicht, die auf den Boulevards und in den Theatern sich am meisten bemerkbar macht und den Pulsschlag der Weltstadt zu einer fast krankhaften Regsamkeit steigert; doch auch die Theater an den äußeren Boulevards, in Batignolles und anderen Gemeinden, ja selbst in Belleville, dem Hauptsitze der Revolutionairs, Theater, in welche die Neugierde nur selten einmal einen Fremden lockt, beweisen, daß die Theaterlust in allen Kreisen der Pariser Bevölkerung heimisch ist.

Und haben die Pariser Poeten nicht das echte Theatergenie? Man muß es doch glauben, wenn man unsere deutschen Directoren jahraus, jahrein nach der Seinestadt wallfahren sieht, um sich dort mit dem nöthigen Repertoirefutter zu verproviantiren. Glücklich, wer das goldene Vließ in der Tasche mit nach Hause bringt, wer seinem Gegner glücklich zuvorgekommen ist oder ihn durch ein größeres Gebot geschlagen hat; denn was deutsche Directoren den deutschen Dichtern nie bewilligen, das bewilligen sie den französischen: eine oft sehr bedeutende Prämie für das Aufführungsrecht, ganz abgesehen von den hohen Tantièmen. Und muß man an dies überlegene Theatergenie der Pariser nicht glauben, wenn man die deutschen Kritiken liest, in denen jedes französische Stück als ein classisches Meisterwerk bewundert und mit einer Sorgfalt zergliedert wird, als handle es sich um eine Schöpfung, welche es verdiente, deutsches Nationaleigenthum zu werden? Und wie über die deutsche Bühne, so gehen die französischen Stücke auch über die englische, russische, italienische, spanische; Paris ist die Hauptstadt des europäischen Theaters.

Zwar von der großen Oper geht nicht mehr der Glanz aus wie zu den Zeiten Rossini's, Auber's und des deutsch-französischen Meyerbeer; neuerdings beginnt die Richard-Wagner-Oper ihr eine internationale Concurrenz zu machen. Dagegen haben die Operetten von Offenbach und Lecocq alle Bühnen Europas wie im Sturm erobert: von den kleinen Bouffes Parisiennes, diesem bescheidenen Nachbartheater der Italienischen Oper, wo zuerst Offenbach's ironische Violinen kicherten und bacchantische Trommeln wirbelten, überkam ganz Europa die hunderttausend Teufel und Teufelchen des musikalisch-dramatischen Champagnerrausches, dieser prickelnden und trippelnden Vergnüglichkeit, die ihre Sache auf nichts gestellt hat. Und die Lorbeern Offenbach's ließen die deutschen Capellmeister nicht schlafen; mit mehr Glück als die deutschen Lustspieldichter ahmten sie die französischen Vorbilder nach und hatten gleiche Erfolge: mehr als hundert Aufführungen an den Operettenbühnen der Hauptstädte.

Und welchen Kreis beschreiben die Dramen Augier's, Sardou's, des jüngeren Dumas', Pailleron's? Zugstücke überall, Lieblingsstücke der deutschen gastirenden Künstlerinnen, beengen sie nicht nur das deutsche Repertoire; sie rufen schwache Nachahmungen hervor, welche die Kritik schonend behandelt oder glänzend verherrlicht, weil auch sie sich ganz im Fahrwasser der französischen Muse befindet. Die Autoren jenseits des Rheins haben das echte Theaterblut: es circulirt auch in der Hauptstadt. Freilich, die Theater allein reichen dafür nicht aus; sie braucht große Schau- und Spectakelstücke; sie braucht nicht blos einen Talma, sondern auch einen Napoleon.

Die neue Republik ist wenig theatralisch — und das ist ihre Achilleus-Ferse. Gambetta hatte wenigstens theatralische Gesten und Attitüden; er wußte die Toga in Falten zu legen; doch auch das letzte darstellende Talent der französischen Haupt- und Staatsactionen ist hinter den Coulissen verschwunden, um nie auf die Bühne wiederzukehren.

Ein Pariser Theater bietet im Allgemeinen einen etwas anderen Anblick dar, als ein deutsches: das Parquet, les stalles d'orchestre, gehört ausschließlich den Herren, die Damen sitzen in den Logen und Baignoires, in den großen Theatern, besonders in der Italienischen Oper, in der elegantesten Toilette. Das Pariser Feuilleton erwähnt, wenn es sich um erste Aufführungen handelt, die hervorragenden Damen, mögen sie nun der Aristokratie, der reichen Bourgeoisie, der Künstlerwelt oder der Halbwelt angehören, und versäumt es nicht, die Kritik mit dem Modebericht zu verknüpfen, indem es diese Toiletten schildert. Und dabei läßt sie ihre Sonne aufgehen über Gerechte und Ungerechte, und eine schöne Courtisane erhält reicheres Lob, als eine minder schöne Prinzessin.

Die galanten Verehrer finden sich in den Logen ein; jeder bringt eine kleine Gabe, Confitüren, Apfelsinen, und manche der Damen macht den Eindruck, als säße sie an einer Verkaufsstelle in einer Wohlthätigkeitsausstellung. Doch ist diese Sitte in der Republik etwas eingeschlafen; man ist nicht mehr so galant, wie unter dem Kaiserthum: es gehört dies vielleicht zur republikanischen Tugend, von der man sonst in Paris, trotz Montesquieu, jetzt wenig genug bemerkt.

Im Zwischenact werden die Pariser Theater lebendig: da finden sich die Ausrufer ein, welche Erquickungen jeder Art, Theaterzettel und „le livre" feilbieten. Das Buch: es ist dies eine

gute Pariser Sitte, von welcher das Publicum wie der dramatische Dichter den gleichen Vortheil hat. Das im Buchhandel erschienene Drama, das auf den Brettern gespielt wird, kann dadurch in den Besitz eines Jeden gelangen, welcher schon während der Aufführung sich die genauere Kenntniß des Stückes verschaffen oder nach derselben sich noch einmal in den Zusammenhang des Ganzen und die einzelnen Wendungen vertiefen will. Der Preis dieser Bücher ist durchaus kein geringer und nicht entfernt mit demjenigen zu vergleichen, mit welchem die Hefte der Reclam'schen Universalbibliothek bezahlt werden, die jetzt auch an manchen Theatercassen zum Verkauf ausliegen, wenn das Stück gegeben wird, das sie enthalten.

Während sich im Theater selbst ein lärmender Jahrmarkt entwickelt, geht ein großer Theil des Publicums in den Foyers spazieren. Nur das Foyer der Großen Oper macht indeß einen imposanten Eindruck; hier promenirt fast alles in Gesellschaftstoilette; Fracks und weiße Halsbinden trifft man öfter; obligatorisch ist aber in allen Foyers, auch der zweiten Theater, der Cylinderhut für die Herren. Dort baarhäuptig zu wandern, wäre ein Verstoß gegen die übliche Sitte.

Das Foyer des Théâtre Français besteht aus einer Reihe von Zimmern, die mit den Bildern und Statuetten schauspielerischer oder schriftstellerischer Berühmtheiten geschmückt sind. Auch in den andern Theatern sind es nur größere oder kleinere Salons, in denen man hin und her spaziert. So schöne große und geschmückte Rundgänge, wie das Foyer des Leipziger Stadttheaters, findet man dort nirgends. Dagegen können mit den großen prachtvollen Säulen- und Spiegelhallen des Opernhauses nur die Wiener Oper und einigermaßen die Foyers in den großen Theatern von Dresden und Frankfurt a. M. concurriren.

An allen Pariser Theatern sind die ersten Aufführungen neuer Stücke am besuchtesten; das fashionable und urtheilsfähige Paris giebt sich hier ein Rendezvous. Ein solcher erster Abend gehört fast ganz den Autoren: sie vertheilen die große Mehrzahl der Billets selbst. Eine première ist stets ein Ereigniß; die Kritik bespricht nicht blos das Stück und die Schauspieler, sondern auch das Publicum. Im Ganzen ist die Kritik, neuen dramatischen Erzeugnissen gegenüber, bei weitem wohlwollender, als in Deutschland, wo oft verunglückte Dramatiker oder Schriftsteller aus den niederen Rängen der Literatur das große Wort führen. In den großen Theatern der deutschen Hauptstädte wird zwar eine première auch seitens des Publicums mehr beachtet; doch an mittleren Bühnen bewahrt dasselbe eine mehr abwartende Haltung; man ist da frei von jedem Ehrgeiz in Bezug auf literarische Dinge und schont sein Geld, bis die Kritik sich darüber ausgesprochen, ob das Stück wirklich sehenswerth sei.

Der Erfolg der ersten Aufführungen in Paris ist nicht vom Beifall der Claque abhängig, denn diese wohlorganisirte Claque thut immer gleichmäßig ihre Schuldigkeit. Die chevaliers du lustre, die Ritter des Kronleuchters, versammeln sich unter kundiger Führung; doch sie beschränken sich nicht auf enthusiastisches Beifallklatschen und auf die Ausbrüche lärmender Fröhlichkeit, durch welche sie das Publicum in die gleiche Stimmung zu versetzen suchen; sie gebieten über eine große Menge feinerer Kunstgriffe. Schon das Weinen ist schwieriger als das Lachen: der moucheur, der in Augenblicken der Erregung zum Schnupftuch greift, der sangloteur, der sich bei rührenden Situationen auf das Schluchzen versteht, das für zartbesaitete Gemüther eine unwiderstehliche Ansteckungsfähigkeit besitzt: das sind schon Claqueurs von feinerer Kunstbildung, die aus der Masse hervorragen.

Auch Frauen wirken mit, wenngleich nicht unter dem Kronleuchter; sie finden sich als Kränzewerferinnen auf den Gallerien ein, oder als pâmeuses in den Logen des ersten Ranges. Eine pâmeuse ist eine Jüngerin der Claque, welche die Verpflichtung übernommen hat, an geeigneter Stelle in Ohnmacht zu fallen. In dem interessanten Rodenberg'schen Skizzenbuche: „Paris bei Sonnenschein und Lampenlicht", wird eine ergötzliche Anekdote von einer solchen pâmeuse erzählt: Sie tritt als Zeugin vor Gericht auf und der Präsident fragt sie nach ihrem Beruf; sie antwortet: „je m'évanouis!" („ich falle in Ohnmacht!"). Der Präsident ruft nach Wasser und läßt ihr einen Stuhl bringen. Sie trinkt und setzt sich. Nach längerer Pause wiederholt der Präsident die Frage nach ihrem Beruf: sie ertheilt dieselbe Antwort: „je m'évanouis!" „Schon wieder?" ruft der Präsident, auf's Höchste erstaunt, bis ihn ein jüngerer Secretär über diesen Beruf der pâmeuses aufklärt.

Auch über ein anderes, höchst geniales Kunststück der Claque berichtet Rodenberg:

„Neulich wurde ein Stück zum ersten Mal gegeben. In einer Loge des Prosceniums hatte ein Vater mit seiner ganzen Familie, Frau, Töchter und Söhne, Platz genommen. Mitten im Act, bei einer anstößigen Stelle, erhebt sich der Vater sehr brüsk: er murmelt ziemlich laut, daß es empörend sei, dergleichen einer honneten Familie zu bieten. Geräuschvoll erheben sich die Frau, die Töchter, die Söhne: die Loge wird leer und bleibt leer. Alle Welt ist aufmerksam geworden und alle Blätter erzählen am andern Morgen, daß in dem und dem Theater eine neue Pièce zur Aufführung gekommen, welche so unanständig sei, daß mitten im Act ein Familienvater mit Frau, Töchtern und Söhnen sich gezwungen gesehen habe, das Theater zu verlassen. Das wirkte. Ganz Paris wollte das unanständige Stück sehen, und der Erfolg desselben war im voraus für hundert Abende gesichert."

Wenn man von der Napoleonischen Kirche, der Madeleine, die Boulevards entlang geht, so öffnet sich zur Linken bald der Platz der Großen Oper, und dies Prachtgebäude mit seiner monumentalen Treppe, seinen drei mächtigen Portalen, der Loggia des Foyer, den Marmorgruppen der Seitenthore fesselt den Blick. Im Innern, im Treppenhause unter der Kuppel, steigen Marmortreppen mit dem carrarischen Geländer empor; es fesseln den Blick die Gänge des Treppenhauses mit ihren kleinen Balcons, und über der Haupttreppe hoch oben der sein Viergespann lenkende Neptun. Auch das Foyer schimmert von Gold und hat schöne Plafondbilder. Der Plafond des Zuschauerraums mit dem Stundentanz, und der prachtvolle Kronleuchter bilden einen seltenen Schmuck des Gebäudes. Und welche Dimensionen hat die Bühne!

Als ich im letzten Herbst in Paris war, sah ich den „Freischütz" aufführen, nicht ohne einige bedenkliche Regiestriche, mit einer glänzenden, aber durchaus nicht stimmungsvollen Inscenirung. Das Wilde, Gespenstige der Wolfsschlucht kam weniger zur Geltung: freilich, es war wie ein verzauberter Wald, magische Gestalten überall, im Gebüsch, in den Wipfeln, an den Felswänden, eine Uebervölkerung mit traumhaften Bildern; doch es war dies mehr wie ein Feengarten, alles gebannt vom Zauber wie die Bilder eines Wachsfigurencabinets, nicht die wilden vom Sturm gescheuchten Gestalten.

Und fragt man überhaupt, welche künstlerische Perle in dieser prachtvollen Muschel sich findet, so kann die Antwort nur ein bedauerliches Achselzucken sein. Die Große Oper hat seit dem Bestehen des grandiosen Kunsttempels keinen einzigen Erfolg mit einer neuen Schöpfung aufzuweisen, ebenso wenig Künstler von phänomenaler Bedeutung. Sie lebt von den Reprisen der Meyerbeer'schen und Gounod'schen Opern. Nur einmal wagte sie es, eine Novität zu bringen, die „Jeanne d'Arc" von Mermet, welche im Jahre 1877 über die Bühne ging, aber das Publicum in hohem Maße langweilte, trotz des patriotischen Stoffes oder vielleicht wegen desselben; denn im Opernhause will man keinen Patriotismus, da herrschen andere Götter. Eine große Rolle spielt hier das Ballet; aber zu voller Selbstständigkeit hat es sich auch hier nicht emporgerungen: es darf nie den Abend füllen. Sonst hat ihm die bildende Kunst, die das Opernhaus schmückte, zahlreiche Huldigungen zu Theil werden lassen. Die etwas kecke Tänzergruppe Carpeau's am Eingange, die Bilder, in denen Boulanger die verschiedensten Tänze im Foyer de la danse, dieser glanzvollen großen Börse des Kunst- und Skandalgesprächs hinter den Coulissen, dargestellt hat, beweisen zur Genüge, daß Terpsichore hier eine bevorzugte Rolle spielt.

Weiterhin auf dem Boulevard steht das neue Theater de Vaudeville, das sich früher gegenüber der Börse befand. Es ist dies nächst dem Gymnasetheater die beste Vorschule für das Théâtre Français, eine vorzügliche Lustspielbühne: hier sind viele Stücke von Sardou zum ersten Male gegeben worden. Ich sah in diesem eleganten Schauspielhause ein höchst ergötzliches Stück: „Tête de linotte", das unter dem Titel: „die Confusionsräthin" am Wiener Stadttheater in Scene ging, ohne sonderlich zu gefallen. Es ist dies begreiflich, denn die Voraussetzungen der Handlung sind ganz aus dem Pariser Leben gegriffen und für ein deutsches Publicum etwas anstößig.

Auf dem Boulevard des Italiens hat sich ein neues Operetten-

theater aufgethan, das Théâtre des Nouveautés, welches mit seinen Zugstücken große Erfolge erringt.

Das Gymnasetheater auf dem Boulevard Bonne-Nouvelle hebt sich von demselben durch eine Vortreppe etwas stattlicher ab. Hier haben Scribe und sein Nachfolger Sardou ihre hauptsächlichsten Erfolge errungen. Daß hier die Darsteller des feinsten Conversationstons mächtig sind, bewies mir eine Darstellung der „Heloïse Paranquet", der ich beiwohnte; es war dies eine Reprise jenes zusammengequälten Dramas, welches das in Frankreich so beliebte Thema der „unwürdigen Mütter" behandelt.

Vorbei an den Triumphbogen der Porte Saint-Denis und Saint-Martin und an zwei neuen Operettenbühnen, von denen das Renaissancetheater in seinem Innern ein wahres Schmuckkästlein ist, führt uns der Weg zum altberühmten Theater der Porte-Saint-Martin, wo früher die großen romantischen Trauerspiele, später die wunderbarsten Feerien, Revuen und Spectakelstücke gegeben wurden. Hier ist auch die Stätte für das patriotische Drama, wo die Helden sich an die Brust schlagen und „La France" mit Begeisterung in die freudig wiederhallenden Räume des Hauses schleudern. Mag das Stück in China, Kamtschatka und am Nordpol spielen: immer spielt ein Franzose mit, der die große Nation mit Heldenmuth und Edelmuth und volltönenden Phrasen vertritt. So war's auch in Dennery's „Michel Strokoff", einem großen Ausstattungsstücke, das ich dort sah. Da fehlte es nicht an brennenden Städten, an Schlachtfeldern, die mit Leichen bedeckt sind, an Naphthaflüssen, Tatarenfesten, an Sensationsscenen, indem z. B. ein russischer Courier geblendet wird, aber das Augenlicht wieder erhält durch ein psychologisches Wunder. Doch auch der tapfere, edle Franzose fehlt hier nicht, der, als Kriegsjournalist mit einem drolligen Engländer gleichen Berufs im Bunde, die merkwürdigsten Abenteuer erlebt.

Weiterhin am Boulevard liegt das Ambigu-Comique, ein Volkstheater, das sich während meiner Anwesenheit in Paris vorzugsweise damit beschäftigte, die Streiche des wackeren Cartouche seinem Publicum vorzuführen.

Auf der andern Seite der Boulevards liegt das Théâtre des Variétés, eine Lustspiel- und Opernbühne, die Vieles und Allen Etwas bringt, und an der Place Favard, nicht weit von der Großen Oper, die Opéra comique, die Stätte, wo Auber's, Boieldieu's und Thomas' Lorbeern blühen.

Es ist unmöglich, in dem beschränkten Raume meiner kurzen Skizze alle Pariser Theater Revue passiren zu lassen; wir erwähnen nur noch das Gaîté-Theater an der Place des Arts et Metiers, das mit Ausstattungs- und Conversationsstücken wechselt, das größte Theater von Paris, das Châtelettheater, welches über 3300 Zuschauer faßt und in welchem wir zur Zeit des second empire eine prachtvolle Aufführung des französischen „Aschenbrödel" („Cendrillon") sahen, und das ihm gegenüberliegende Théâtre Lyrique, wo früher vorzugsweise die deutsche Oper gepflegt wurde. Die neuesten Schicksale dieser beiden Bühnen sind mir unbekannt. Thatsache ist das Ueberwuchern der Operette im letzten Jahrzehnt, welche jetzt mit drei bis vier Bühnen den Boulevard beherrscht. Doch wo bleibt das Trauerspiel? Die Comédie Française, die es eigentlich nicht im Wappen führt, hat Corneille und Racine auf ihrem Repertoire, bringt auch gelegentlich Victor Hugo eine Huldigung durch Aufführung eines seiner Trauerspiele dar, aber die neueste dramatische Dichtung höheren Stils findet hier nur selten ein Asyl: Ponsard war der letzte namhafte Poet, den dies Theater begünstigt hat. Die andern flüchten sich auf die Versuchsbühne des Quartier Latin, das Odéon, wo Stücke in gereimten Alexandrinern noch den Beifall des akademischen Publicums finden. Dort hat Louis Bouilhet seine Lorbeern geerntet. Wer der Aufführung classischer Trauerspiele am Théâtre Français beigewohnt hat, der wird erstaunt sein über das eigenthümliche Pathos, mit welchem die Darsteller hier die Verse der unsterblichen Dichter in's Publicum lanciren und das in so auffallendem Contraste steht zu der großen Lebenswahrheit und künstlerischen Feinheit, mit welcher sie die moderne Komödie spielen. Allen Respect vor der Darstellungskunst der Sociétaires der ersten Bühne Europas; aber ihre dramaturgische Einsicht kann mir nicht imponiren. Ich hatte das Unglück, allzu oft Stücke zu sehen, welche Fiasco machten und es zu machen verdienten: vor Jahren einmal „Le fils" von Vacquerie, jetzt „Les Corbeaux" von Becques, ein Schauspiel ohne jeden künstlerischen Aufbau, von krasser Lebenswahrheit und verletzendem Abschlusse.

Das Theater von Paris ist nach wie vor das Welttheater; aber die Weltbühne selbst, die Bühne, wo sich die Geschicke Europas entscheiden, ist nicht mehr an der Seine zu suchen.

Bilder aus der Hygiene-Ausstellung.

2. Volksküche und Kochschule.

„Wie komme ich am besten nach der Volksküche?" fragte ich einen Beamten der Hygiene-Ausstellung, nachdem ich mich einige Zeit im Hauptgebäude aufgehalten und dann einen Spaziergang durch die davor befindlichen Gartenanlagen gemacht hatte. Es war am Tage nach der vorläufigen Eröffnung der Ausstellung, die officielle Einweihung in Gegenwart des Kronprinzen sollte erst am nächsten Tage stattfinden, es war daher nur von einer kleineren Anzahl von Besuchern zu erwarten, daß sie sich bereits völlig orientirt hätten, trotzdem mußte in meiner Frage etwas Befremdendes liegen. Bei aller Höflichkeit, mit welcher der Mann sich anschickte, mir Antwort zu geben, malte sich in seinem Gesichte ein Ausdruck, der, in Worte übersetzt, vielleicht gelautet hätte:

„Wie kann man nicht wissen, wo die Volksküche liegt! — Die Volksküche, die den im Schweiße ihres Angesichtes schaffenden und sorgenden Beamten und Arbeitern schon Freundin und Ernährerin geworden ist, ehe noch die Pforten der Ausstellung dem schau- und lernlustigen Publicum aufgethan worden sind!"

Schnell wie der Gedanke ging aber der staunende Blick in einen mitleidigen über. Es war Mittagszeit, vielleicht war auch ich eine Hungrige, die zu den Fleischtöpfen der Volksküche wallfahrten wollte — und ich vermochte den Weg dahin nicht zu finden!

„Gehen Sie durch den Stadtbahnbogen, dann über die Brücke, und — nun, dann werden Sie schon sehen."

Der letzte Satz des Bescheides war mir zwar nicht ganz klar, indeß ich folgte der Weisung, gelangte in's „Seegebiet", eine anmuthige Parkanlage mit einem breiten Wasserspiegel, ging an dem rasengrünen, mit Turngeräth versehenen Spielplatz vorüber und sah die Gebäude der Separat-Ausstellungen vor mir liegen, gleichzeitig verstand ich aber auch, was mit dem: „dann werden Sie schon sehen", gemeint war. Eines Wegweisers nach meinem Ziele brauchte es nicht. Ich durfte mich nur dem Strome anschließen, welcher ihm zustrebte, und der sich zum größeren Theile nicht nur aus Schau-, sondern aus Eßlustigen zusammensetzte: einer der ersten Stimmführer in der socialen Frage, der Magen, lenkte ihre Schritte. Und diese Frage wird hier gelöst in einer Weise, die ebenso zuträglich für die Gesundheit, wie schonend für das Portemonnaie ist.

Es war, wie bereits erwähnt, Speisezeit, und in der Küche entfaltete sich das regste Leben. Das links am Eingange befindliche Comptoir der Markenverkäuferin war dicht belagert, man beeilte sich, seine fünfzehn Pfennig gegen eine Marke umzutauschen und diese dann wieder an dem die eigentliche Küche vom Publicum trennenden Schalter in einen Napf voll Sauerkohl und Erbsen mit einem Stück Fleisch und Brod dazu, oder in einen eben solchen Napf voll Reis sammt Fleisch und Brod zu verwandeln und sich an einem der rechts und links vom Eingange aufgestellten Tische niederzulassen, um die Portion mit gutem Appetite zu verzehren, der allerdings schon ein recht guter sein muß, wenn er das verabreichte Quantum bewältigen will.

Es war eine bunte und im besten Sinne des Wortes gemischte Gesellschaft, die sich hier zusammengefunden hatte. Dicht neben mir stand ein commandirender General, die Gemahlin am Arme, beide kosteten herzhaft von der ihnen dargereichten Schüssel und erklärten die Speisen für vortrefflich. Hatte die Excellenzen auch nicht der Hunger in die Volksküche geführt; war es dem berühmten Künstler, der sich nach ihnen mit der verdienstvollen



Die Berliner Volksküche und Kochschule auf der Hygiene-Ausstellung.
Originalzeichnung von H. Lüders.

Gründerin und Leiterin, Frau Lina Morgenstern, in ein Gespräch einließ, mehr um das buntfarbige Bild als um die Kost zu thun; wollte dieser Arzt und jener Vorstand einer großen Verpflegungsanstalt, welche die unermüdlich und unverdrossen Auskunft gebende Frau mit Fragen bestürmten, mehr ihre Wißbegierde stillen als für ihres Leibes Nothdurft sorgen: so war es doch der überwiegend größte Theil der Anwesenden, die der Wunsch nach Sättigung hergeführt.

Besucher der Ausstellung, den besten Gesellschaftskreisen angehörig, nahmen die Gelegenheit wahr, sich für beispiellos wenig Geld eine reiche schmackhafte Mahlzeit zu verschaffen, Beamte der Ausstellung, Mitglieder des zahlreichen Aufsichtspersonals der einzelnen Aussteller, die im Gebäude und im Garten beschäftigten Arbeiter, wer zählt, wer kennt sie Alle, die während der Zeit von ein bis drei Uhr täglich hier ihr Mittagsmahl nehmen, um alsdann schleunigst für Andere Platz zu machen. Der Raum, der gleichzeitig kaum fünfzig Speisende zu fassen vermag, wird jeden Tag von circa sechs bis achthundert aufgesucht, die in der musterhaftesten Ordnung kommen und gehen.

Rechnet man die der Neu- oder Wißbegierde halber einmal eine Mahlzeit einnehmenden Besucher der Ausstellung ab, so sind die Gäste der Volksküche auf der Ausstellung im Großen und Ganzen dieselben, welche man in den Volksküchen in der Stadt, jetzt vierzehn an der Zahl, findet. In letzteren überwiegen die Arbeiter allerdings noch mehr als in der Ausstellung, dennoch wäre es unrichtig, zu glauben, daß diesen allein die Einrichtung zugute käme: auch der Stand der kleinen Beamten, der Handel- und Gewerbetreibenden, der Lehrenden &c. sendet in seinen männlichen und weiblichen Vertretern täglich zahlreiche Stammgäste in die Volksküche.

Die Physiognomie der Besucher und vielleicht ein etwas kleinerer Maßstab der Koch- und Speiseräume ist jedoch das Einzige, wodurch sich die Volksküche auf der Ausstellung von denen in der Stadt unterscheidet, sonst ist sie eine völlig getreue Nachbildung derselben. Hier sind die gleichen, als gut und praktisch erprobten Kochherde wie dort, die Kessel und Töpfe, die tiefen, inhaltreichen Näpfe, die hölzernen Stühle, Bänke und Tische, hier sind sogar die Sprüche an den Wänden, mit denen Frau Morgenstern alle jene Räume ausgeziert.

„Arbeit, Mäßigkeit und Ruh
Schließt dem Arzt die Thüre zu,"

liest man in schön verzierter Schrift — ein sehr geeignetes Motto für die Hygiene-Ausstellung.

Wie ihre Ausstattung, so giebt auch die Verwaltung ein getreues Bild des Geistes freier, werkthätiger Menschenliebe, aus welchem die Volksküchen im Jahre 1866 während ernster schwerer Zeit entstanden sind, in welchem sie sich fortentwickelt haben und eine Pflanzstätte ähnlicher Unternehmungen in allen größeren und mittleren Städten Deutschlands, in Oesterreich, Holland, Belgien, Rußland geworden sind.

Von den Damen des Centralvorstandes ist täglich eine zur Ueberwachung und Repräsentation anwesend, die Vorsteherinnen der vierzehn Küchen übernehmen der Reihe nach mit ihrem aus jüngeren Frauen und Mädchen bestehenden Hülfspersonal den freiwilligen Dienst in der Ausstellungsküche, und wahrlich, es heißt, sich hier tüchtig rühren, um die Speisen zu vertheilen, die in der durch eine Barrière vom Speiseraum geschiedenen Küche von dem Küchenpersonal bereitet, von der Wirthschafterin vorgelegt werden.

Neben der Küche befinden sich noch einige Gelasse zur Aufbewahrung von Vorräthen und zum Reinigen des Geschirres, sowie ein kleines sehr einfach eingerichtetes Zimmer, in das sich die Vorstandsdamen zur Berathung und zu einer kurzen Rast zurückziehen können; ob ihnen aber für die letztere je schon Zeit geblieben ist oder jemals bleiben wird, möchte ich nach den bei wiederholten Besuchen gemachten Erfahrungen stark bezweifeln.

Es ist eine überaus anstrengende Thätigkeit, die diesen Damen zugemuthet wird, denn wenn auch die größte Lebhaftigkeit sich innerhalb der Speisestunden entfaltet, so nehmen die Vorbereitungen für das Mahl, so nimmt das Ordnen nach demselben eine ungleich größere Zeit in Anspruch; noch ehe die Ausstellung geöffnet wird, beginnt die Arbeit, und wenn Abends um sechs Uhr Besucher und Aufsichtspersonal in die Anlagen strömen, dann muß hinter den geschlossenen Schaltern der Volksküche noch überlegt, gesorgt, gerechnet werden für den nächsten Tag.

Und doch, was ist dieses Ueberlegen, Sorgen, Rechnen gegen die Mühen und Sorgen, unter welchen das segensreiche Unternehmen groß gezogen ward! Die Volksküche auf der Ausstellung giebt wohl ein treues Bild der Anstalten, wie sie jetzt sind, wie sie sich zum Segen für das Allgemeine, getragen von der Gunst der Wohldenkenden aller Parteien, als fester Bestand in unseren socialen Verhältnissen eingebürgert haben: aber wie sie geworden sind, das kann man nur an der Hand einer eingehenden Geschichte ihrer Entstehung, Bedeutung und Organisation erfahren, wie sie denn in der That auch von der Begründerin geschrieben worden ist.*

Hier sei nur darauf hingewiesen, daß die Volksküchen, wie bereits erwähnt, im Jahre 1866 zunächst als ein Ergebniß der durch den ausbrechenden Krieg verursachten Noth in's Leben traten und Gefahr liefen, mit dem Frieden, als für Friedenszeiten ungeeignet, wieder beseitigt zu werden. Der Energie und rastlosen Thätigkeit der Schöpferin dieses Institutes und eines Kreises von Frauen und Männern, die gleich ihr die eminente wirthschaftliche Bedeutung des Unternehmens erkannten, gelang es, diese Gefahr davon abzuwenden und es durch noch andere gefährliche Klippen und Brandungen zu steuern, bis es glücklich alle Kinderkrankheiten überwunden hatte und nicht allein selbsterhaltend dastand, sondern ein Vermögen erwarb und erwirbt, das es ermöglicht, immer neue Küchen zu eröffnen und es zu ertragen, wenn eine dieser Anlagen sich nicht als prosperirend erweisen sollte.

In den Jahren 1870 und 1871 entfaltete der „Verein der Berliner Volksküchen von 1866", wie er sich nennt, eine großartige Wirksamkeit für die Verpflegung der Truppen auf dem Niederschlesischen Bahnhof, sein eigentlicher Schwerpunkt ruht aber doch in dem, was täglich durch seine Anstalten geschieht. In den Jahren 1866 und 1867 wurden in 4 Küchen 192,735 ganze und 351,404 halbe Portionen verabreicht, im Jahre 1882 lieferten 14 Küchen in Berlin 102,359 ganze und 1,252,629 halbe Portionen, wobei zu bemerken ist, daß davon noch eine größere Anzahl von Personen gespeist haben, da wohl selten Jemand im Stande sein dürfte, eine ganze Portion (à 30 Pfennig) zu vertilgen. Diese ganzen Portionen werden denn auch zumeist abgeholt und von den Betreffenden in ihrem Hause mit der Familie verzehrt, wogegen die halben Portionen zum allergrößten Theile in der Volksküche selbst verspeist werden.

Erst von der Einrichtung der dafür nothwendigen Räume, die getrennt für Frauen und Männer vorhanden sind, datirt der eigentliche Aufschwung der Volksküchen, denn erst damit war dem Bedürfnisse der arbeitenden Bevölkerung Rechnung getragen. Als ein weiterer Beweis für die Richtigkeit und Nothwendigkeit dieser Maßregel ist es ferner anzusehen, daß Volksküchen nicht in den sogenannten Arbeitervierteln den größten Zuspruch haben, sondern in denjenigen Stadttheilen, nach denen die Leute sich zur Arbeit zu begeben pflegen, und wo sie alsdann auch gern Mittag halten.

Während eines sechszehnjährigen Bestehens haben die Berliner Volksküchen 28,520,399 Portionen geliefert. Welch eine Summe von freiwilliger Thätigkeit im Dienste der Humanität ist in diesen Zahlen enthalten, welch eine Summe von Gesundheit, Kraft und Wohlbehagen ist den ärmeren Schichten der Gesellschaft dadurch zugeführt worden, nicht als Almosen, sondern wohlerworben und bezahlt durch den Ertrag der eigenen Arbeit!

Die Jury der Hygiene-Ausstellung hat in Anerkennung der außerordentlichen Verdienste der Volksküchen um die gesunde Ernährung der Massen ihnen die goldene Medaille zuerkannt; Kaiserin Augusta, die eifrige Beschützerin aller Bestrebungen auf diesem Gebiete, wendet den Volksküchen ihre ganz besondere Theilnahme zu, besucht sie häufig, bescheidet die Vorsitzende und Begründerin zu sich und zeichnete sie beim Besuch der Ausstellung kürzlich noch aus.

Auch ist die goldene Medaille nicht der erste Preis, den die Volksküchen davon getragen; wo sie auf einer Ausstellung erschienen, ward auch ihr Werth anerkannt, und nicht lange wird es dauern, so wird die Einrichtung, je nach Erforderniß etwas verändert, aber in ihrer Grundform doch gleichbleibend, durch alle civilisirten Länder verbreitet sein. Ein schönes, erhebendes Zeugniß dessen, was geleistet werden kann, wenn sich Menschen,

* Die Volksküchen von Lina Morgenstern. Berlin, Stuhr'sche Buchhandlung, 1883.

getragen von einer Idee, ohne Unterschied des Geschlechtes, des Glaubens und des Standes, zu einem guten Werke die Hände reichen.

Doch die Begeisterung hat mich durch Zeiten und Länder getragen, und ich vergaß, daß ich an Ort und Stelle noch Pflichten zu erfüllen habe — vergaß — nicht oft mag das im Leben geschehen — über der Großmutter die keineswegs mehr in den Windeln liegende, sondern auch schon recht stattlich herangewachsene Enkelin. Sie hat in geringer Entfernung von der Volksküche, nur getrennt durch den Pavillon von carne pura, ihr Zelt aufgeschlagen und nennt sich „Kochschule des Hausfrauenvereins“.

Die Enkelin der Volksküchen habe ich die Kochschule genannt, denn sie ist eine Tochter des Berliner Hausfrauenvereins, und dieser wiederum ward in's Leben gerufen in einer Generalversammlung des Vereins der Berliner Volksküchen am 20. November 1873 durch einen Vortrag der Frau Lina Morgenstern: „Was vermögen die vereinigten Hausfrauen gegen die Vertheuerung der Lebensmittel?“

Der Hausfrauenverein hat während seines jetzt bald zehnjährigen Bestehens mancherlei Anfechtungen erfahren, es ist ihm aber gelungen, eine ganze Reihe von Anstalten zu begründen, die vereint und einzeln recht wichtige Factoren auf dem Felde socialer Wirksamkeit, wie der Bestrebungen für die Verbesserung der weiblichen Erziehung geworden sind. Es gehören dahin die Verkaufsstellen von Lebensmitteln zu Engrospreisen im Einzelnen für die Mitglieder, die Unterstützungscasse für Nothleidende, die Casse für Prämiirung und Altersunterstützung treuer Dienstboten der Mitglieder, die von Frau Lina Morgenstern redigirte „Hausfrauenzeitung“, die unentgeltliche Stellenvermittelung, und endlich die Kochschule, mit welcher wir es hier vorzugsweise zu thun haben.

Die Anstalt hat den Zweck, junge Mädchen aus den gebildeten Ständen für ihren künftigen Beruf, sei es als Leiterin eines Hausstandes, sei es als Gehülfin in einem solchen, auszubilden und sie in Küche und Speisekammer nicht in empirischer Weise, sondern an der Hand der Wissenschaft, mit Berücksichtigung der Chemie und Gesundheitslehre einzuweihen. Es werden zu diesem Behufe Vorträge gehalten, an vorhandenen Wachsapparaten wird der Bau des menschlichen Körpers erklärt, die Lebensmittel werden auf ihren Nährgehalt, auf ihre Einwirkung auf den menschlichen Organismus, auf ihren Werth und ihre Verfälschung geprüft.

Indeß „grau, theurer Freund, ist alle Theorie, und grün ist nur des Lebens goldner Baum“. Was nützte es, wären die Köpfe mit all diesem Wissen angefüllt und die Hände verstünden doch die der Gesundheit zuträgliche Speise nicht schmackhaft zu bereiten? Daß die Kochschule dieser Aufgabe gerecht wird, davon können sich sämmtliche Sinne Derjenigen überzeugen, welche das von der Lehranstalt auf der Ausstellung bezogene kleine Haus besuchen.

Dasselbe ist ein überaus behaglicher Raum, der eine vollkommene bürgerliche Kücheneinrichtung enthält. Unter der Aufsicht einer Vorstandsdame und der Leitung der Kochlehrerin sind eine Anzahl junger Damen in einfacher Kleidung, angethan mit blendend weißen Schürzen, emsig mit Zubereitung der Speisen beschäftigt. Da wird gerührt, abgeschäumt, Schnee geschlagen, da wird Gemüse geputzt, der Braten begossen und umgewendet, da kreischt in der Pfanne die Butter, da schmort und brodelt es vielverheißend in Töpfen und Tiegeln. Liebliche Düfte steigen gleich Opferduft zum Aether hinauf, und mit glühenden Wangen walten die Priesterinnen ihres Amtes, mit dem sie es so ernst nehmen, daß sie sogar die beschwerliche Arbeit des Heizens der Kochmaschine eigenhändig verrichten.

Das Werk — oder vielmehr die Werke loben dann aber auch Meister und Schülerinnen. Kunstvolle Aspics, leckere Braten und Fische, kräftige Suppen, süße Speisen, eingesottene Früchte, verführerisch duftendes Backwerk, kurz — Herz, was begehrst du — gehen aus den Händen der jungen Kochkünstlerinnen hervor. In einem angrenzenden Speisezelt, das mit einem äußerst sauberen, praktischen Fußboden und Glasfliesen ausgestattet ist, stehen Tische bereit, an welchen die Auserwählten sich niederlassen und ein Diner von sechs Gängen einnehmen dürfen.

Die Auserwählten, sage ich, nicht sowohl deshalb, weil der Preis eines solchen Diners 2,50 Mark beträgt, was sich immerhin nur eine Minderheit leisten kann, sondern weil das Monopol des Herrn Bauer es nöthig macht, unter dieser Minderheit noch eine Auswahl zu treffen. Nur fünfundzwanzig Converts dürfen täglich verabreicht werden, und diese Zahl ist im Nu erreicht. Wer zu spät kommt, muß sich mit dem Anblick begnügen, wenn ihm nicht eine milde Hand einen Leckerbissen spendet, den er, wie es sich gerade schicken will, stehend oder sitzend verzehrt und für den er sich durch eine der Unterstützungscasse dargereichte Gabe erkenntlich zeigt.

In der Kochschule befindet sich ferner noch eine Collectivausstellung von Nahrungs- und Genußmitteln, von Kücheneinrichtungen und Haushaltungsgegenständen, die sich theils, wie das schöne Geschirr aus Gußeisen von Ravené in Berlin, der gesammten Ausstattung einfügen, theils, wie der Pumpernickel, das Brod, die Conserven ꝛc., mit servirt werden, theils mit ausführlichen Gebrauchsanweisungen zur Ansicht ausgestellt sind. Endlich ist auch noch eine reiche Literatur aus dem Bereiche der Kochkunst und der Ernährungsfrage vorhanden, an welcher die Leiterin und Begründerin der Kochschule, Frau Lina Morgenstern, in hervorragender Weise betheiligt ist.

Die Volksküche und die Kochschule auf der Hygiene-Ausstellung bilden ein organisches Ganzes, nicht blos weil ihr Ursprung auf dieselbe Quelle zurückzuführen ist, nicht nur, weil sie in Personal-Union von einem Kopfe regiert werden, sondern auch, weil sie beide dazu bestimmt sind, eine nachhaltige und segensreiche Einwirkung auf die Ernährung und Gesundheitspflege breiter Schichten der Bevölkerung zu üben, und weil sie die Frau für ihre hochwichtige Stellung in der Gesellschaft als Verwalterin der Güter, als Haushälterin, als Pflegerin der Gesunden und Kranken, der Armen und Schwachen, der Greise und Kinder, ausbilden und sie an den ihr in dieser Beziehung gebührenden Platz stellen. Von einer Frau für Frauen und mit Frauen gegründet, nehmen sie eine hoch beachtenswerthe Stelle ein im Haushalte der Nation.

Jenny Hirsch.

Blätter und Blüthen.

Raben auf der Hasenjagd. (Mit Illustration auf Seite 469.) „Das Leben der Hasen,“ sagte einst unser geschätzter Mitarbeiter Adolf Müller, „ist fast eine ununterbrochene Kette der Drangsal, der Noth und des Leidens, denen die Geschwister Wachsamkeit und Vorsicht zwar auf dem Fuße folgen, welchen aber auch das allbekannte, weniger bemitleidete als verspottete Kind, die Hasenfurcht, gleichsam riesig über den Kopf wächst. Schickt doch das ganze Heer unserer einheimischen Raubthiere unter Säugern und Vögeln die Spione, Schleicher, Wegelagerer und Raubmörder hinter dem Friedlichen und Wehrlosen her, das stille Eden seiner Fluren und Wälder in einen Plan der Bedrängniß und des Todes umzuwandeln.“

Diese vogelfreie Stellung in der Natur war es, welche schon zu der Zeit, da kaum ein richtiger Waidmann auf die Hasenjagd ging, die Dichter unsern Lampe zum Sinnbild der verfolgten Unschuld erheben ließ. Und doch ist der Hase keineswegs so harmlos, wie man glaubt. Schlechte Behandlung erzeugt bei Menschen schlechten Charakter, warum sollte dasselbe nicht auch im Thierleben der Fall sein?

Und in der That sind im Laufe der Zeit gar schlimme Charakterzüge bei denen vom Lampegeschlechte beobachtet worden. So lesen wir in Brehm's „Thierleben“ einen Satz von Dietrich aus dem Winckell, wonach das größte Laster des Hasen seine Bosheit sei, die er nicht allein durch Kratzen und Beißen, sondern durch Verleugnung der elterlichen Liebe und oft durch Grausamkeit gegen junge Häschen in empörendster Weise bethätigt.

Geben wir hier nur ein Beispiel, wie der Hasenvater beschaffen ist. Der obengenannte Gewährsmann berichtet darüber wörtlich:

„Ich hörte einst einen jungen Hasen klagen, glaubte aber, da es in der Nähe des Dorfes war, ihn in den Klauen einer Katze und eilte dahin, um dieser den Lohn mit einem Schusse zu geben. Statt dessen aber sah ich einen Rammler vor dem Häschen sitzen und ihn mit beiden Vorderläufen von einer Seite zur andern unaufhörlich so maulschelliren, daß das arme Thierchen schon ganz matt geworden war. Dafür mußte aber der Alte seine Bosheit mit dem Leben bezahlen.“

Und die Hasenmutter! Sie ist bekanntlich eine sehr lose und leichtfertige Person und kümmert sich darum wenig um ihre Jungen. Sie wirft ja die Jungen manchmal auf den flachen Boden und giebt sich überhaupt keine Mühe, ein richtiges Lager zu bereiten. Nach fünf bis sechs Tagen verläßt sie ihre Kinder, und wenn ihnen schon früher Gefahr drohen sollte, so eilt sie in der Regel davon. Nur selten hat man beobachtet, daß sie sich gegen Feinde aus Mutterliebe zur Wehr setzte, und einen solchen Ausnahmefall hat der geniale Thiermaler Deiker heute unsern Lesern in der lebenswahrsten Darstellung vor Augen geführt.

Der Feind der Lampefamilie ist hier ein Rabe. Der alte Jacob ist bekanntlich auch kein guter Charakter. Den scharfen Verstand, den ihm die Natur verliehen, benutzt er nur zu allerlei schlechten Streichen, und er ist ein Dieb und Räuber erster Classe.

Früher glaubte man, daß er nur an angeschossenen Hasen sich vergreife, aber genauere Beobachtungen haben das Gegentheil erwiesen. Unser Rabe geht geradezu mit leidenschaftlicher Vorliebe auf die Hasenjagd. Der treffliche Beobachter des Thierlebens, Graf Wodzicki, hat mehrmals Gelegenheit gehabt, Raben auf solchen Streifzügen zu ertappen, und wir geben im Folgenden nur eine dieser „Jagdgeschichten“ wieder, welche die Ueberlegung und List des Raubvogels besonders kennzeichnet.

„Im December 1847,“ erzählt der genannte Forscher, „ging ich bei hohem Schnee mit einem Gefährten auf die Hasenjagd. Obgleich wir schon einige Male geschossen hatten, erblickten wir doch an einer Schlucht des gegenüberliegenden Berges zwei Raben. Der eine saß ruhig am Rande und blickte hinunter, der andere, welcher etwas niedriger stand, langte mit dem Schnabel vorwärts und sprang behend zurück. Das wiederholte er mehrere Male. Erst als wir uns ihnen bis auf einige Schritte genähert hatten, flogen die Räuber auf, setzten sich aber in einer Entfernung von wenig Schritten wieder nieder, wie es schien, in der Hoffnung, daß auch wir, wie sonst die Bauern, vorbeigehen würden, ohne ihnen Schaden zu thun. An der Stelle nun, wo wir sie beobachtet hatten, saß an der Schneewand, etwa sechszig Centimeter tief, ein großer alter Hase. Der eine Rabe hatte denselben vorn vorn angegriffen, um ihn zum Aufstehen zu zwingen, der andere hatte mit Schnabel und Krallen von oben ein Loch in die Schneewand gebohrt, augenscheinlich in der Absicht, den Hasen von oben herauszujagen. Dieser war aber so klug gewesen, sitzen zu bleiben, und hatte durch Brummen und Fauchen den Raben zurückgescheucht.“

Auch in Schaaren verfolgen die Raben den fliehenden Hasen, der ihnen alsdann bald unterliegt, und suchen sogar manchmal, den Jagdhunden gleich, die Hasenspur auf.

Brehm hat in sein Thierleben eine ganze Reihe ähnlicher Beobachtungen aufgenommen, und wer sich dafür besonders interessirt, wird das Buch sicher nicht ohne innere Befriedigung aus der Hand legen.

Der Ausgang des Zweikampfes auf unserem Bilde ist nach dem Gesagten leicht vorauszusehen. Kommen dem Angreifer noch andere Genossen zur Hülfe, so fällt auch die alte Häsin ihnen zum Opfer. Auf alle Fälle aber bleiben dem Galgenvogel die im Grase versteckten Jungen ein sicherer Raub.

Eine Säcular-Erinnerung. Es war im Herbste 1783, als der junge Barnabitenmönch Karl Leonhard Reinhold* — um dem Widerspruche, in welchen er nach seiner philosophischen und religiösen Ueberzeugung zu den Gelübden und Regeln des Ordens getreten war, durch Abschüttelung peinlichster Fesseln ein Ende zu machen und sich der wissenschaftlichen Forschung ganz und frei hinzugeben — dem Barnabitenkloster in Wien entfloh und zunächst nach der protestantischen Universität Leipzig, dann aber nach Weimar, unter Karl August's Schutz, zu Wieland sich wandte, dessen Genosse in der Redaction des „Deutschen Mercur“ er wurde und dessen Tochter Sophie er bald darauf zur Gattin nahm. Als erster und bedeutendster Schüler und Commentator des großen Königsberger Philosophen Kant erwarb er sich um die Einführung, Verbreitung und Fortbildung der kritischen Philosophie unsterbliche Verdienste. Mit dem Augenblick, als er, der geistreiche Gelehrte, der vertraute Herzensfreund Wieland's, der treue Freund Schiller's, den philosophischen Lehrstuhl in Jena einnahm, begann für die thüringische Universität die in der Geschichte der Universitäten einzig dastehende große Glanzperiode, und mit der Einführung und Fortentwickelung der kritischen Philosophie die durchgreifende Reform des Denkens und Strebens auf allen Gebieten der Wissenschaft.

Im Herbst dieses Jahres vollendet sich seit jener Flucht vom Herbst 1783 ein Jahrhundert. Wohl ziemt es der deutschen Wissenschaft, ja jedem Gebildeten, des bedeutungsvollen Tages in dankbarer Verehrung des großen deutschen Gelehrten zu gedenken. Der Enkel desselben, Herr Landgerichtsrath Dr. Reinhold in Weimar, hat die Veröffentlichung der noch erhaltenen werthvollen Nachlaßpapiere des Großvaters freundlichst gestattet. Ein Theil davon, die interessanten Briefe der Wiener Jugendfreunde (der Gelehrten und Dichter von Born, Alxinger, Leon und Haschka) enthaltend, wird soeben von Unterzeichnetem unter dem Titel: „Wiener Freunde 1784 bis 1808; Beiträge zur Jugendgeschichte der deutsch-österreichischen Literatur“ in Wien herausgegeben. Der übrige handschriftliche Nachlaß Reinhold's, darunter Briefe des letzteren selbst, sowie die Briefe Wieland's, Fichte's, Jacobi's, Erhard's, Niethammer's, Schiller's, Lavater's, E.'s von der Recke, der Familie Reimarus und Anderer an Reinhold, wird demnächst als größeres Werk unter dem Titel: „Wieland und Reinhold“, mit einer Lebensskizze des großen Philosophen veröffentlicht werden. Mögen beide Publicationen zur Feier seines Andenkens dienen und jedem Freunde deutschen Geisteslebens, deutscher Wissenschaft willkommen sein.

Weimar, im Juli 1883. Robert Keil.

* Vergl. „Gartenlaube“ 1869, S. 568: „Zwei Mönche einer protestantischen Hochschule“. „Ein Jesuitenzögling“ ꝛc. A. d. R.

April in Californien.*

Es erweckt der April im deutschen Land
In Jedem des Aergers Gewalten.
Ein falscher Geselle wird er genannt
Von den Jungen sowohl wie den Alten;
Und lächeln die Falten seines Gesichts,
Falsch ist er und bleibt er — es hilft ihm nichts!

Gewiß verdroß ihn das ew'ge Geschelt,
Als wär' er voll Laster und Sünden.
Drum kam er herüber zur Neuen Welt,
Eine bessere Heimath zu finden,
Und eilte durch Berge, Wüsten und Plan,
Bis er schaute den westlichen Ocean.

Mir schien's, als wär' er der wonnige Mai,
Der Juni, mit leuchtenden Blicken,
Als jüngst ich ihn sah an Pablos Bai
Bunt schimmernde Blumen pflücken,
Als er lächelnd grüßte Sonómas Thal
Und Napa mit goldigem Sonnenstrahl.

Die Fluren kleidet' er all' in Smaragd
Und schmückte in zaubrischem Bilde
Mit orangenglühender Blumenpracht
Die von Eichen umsäumten Gefilde.
Auf die Berge legt' er mit Künstlerhand
Von Ultramarin ein festlich Gewand.

Zu den Gärten streute der Pfirsich schon
Von den Zweigen die rosigen Blüthen,
Und Fuchsien prangten und bunter Mohn;
Aus den Büschen am Boden glühten,
Als wären's Karfunkeln mit rothem Strahl,
Die Erdbeeren, reif zum würzigen Mahl.

Auf den Feldern standen in endlosen Reih'n
Die Rebenstöcke und tranken
Mit Lust den strahlenden Sonnenschein.
Es schwoll der Saft in den Ranken
Und drängte zum Licht sich, mit heißem Blut
Auf's neu' uns zu spenden der Sonne Gluth.

Die Lerchen sangen aus blauer Luft
Ihr Lied in die blühenden Lande,
Die Sträucher athmeten wonnigen Duft
Im festlichen Frühlingsgewande,
Und deutsche Männer, mit frohem Gesang,
Die zechten beim tönenden Gläserklang.

Diesen Becher mit feurigem Napawein,
Ihn will ich heute zu Ehren
Des heitern April auf blumigem Rain
In durstigen Zügen leeren.
Hoch sei er gepriesen, der lachende Fant,
Der Liebling vom Californialand!

* Wir entnehmen dieses Gedicht, in dessen frischem Duft und Glanz die Naturschönheit des Goldlandes sich widerspiegelt, dem soeben erscheinenden Buche: „Balladen und Neue Gedichte von Theodor Kirchhoff (in San Francisco)“ (Altona, Schlüter'sche Buchhandlung — und New-York, E. Steiger u. Comp.). — Unseren Lesern ist der Name des Dichters kein fremder; sie kennen ihn als einen Mitarbeiter der „Gartenlaube“, der seit achtzehn Jahren sie durch treffliche Belehrungen und Schilderungen über amerikanisches Leben erfreut hat; sie werden, wie dem Schriftsteller, auch dem Dichter ihre Theilnahme, und gewiß zu ihrer eigenen Genugthuung zuwenden.

Kleiner Briefkasten.

Zehn Postkartensender. Ein Druckfehler kann einen wahren Sturm erregen, und warum nicht mit Recht? Der Verfasser unseres Artikels „Die Krönungsburg des Czaren“ hatte das Gewicht der Kölner Kaiserglocke zu etwa 29,000 Kilo angegeben; gewöhnlich nimmt man sie nur zu 26,250 Kilo an. Darüber hätte sich noch rechten lassen; da muß die 2 vor 9000 übersehen und vergessen werden, und der schwere Verstoß ist da. Möge diese Notiz ihn beseitigen!

B. R. in Z. Bevor Sie uns Vorschläge machen und ausführliche Antwort verlangen, wollen Sie sich zunächst gütigst überzeugen, ob Artikel über die betreffenden Themata in unserm Blatte bereits erschienen sind. Sie würden dann sich und uns Zeit ersparen. Es ist die Pflicht eines Jeden, der als Mitarbeiter an einem Blatte wirken will, daß er dieses Blatt liest, um den Geist und die Bedürfnisse desselben kennen zu lernen. Ueber die in der „Gartenlaube“ von 1853 bis 1880 behandelten Gegenstände belehrt das „Generalregister“ derselben.

Inhalt:
Gebannt und erlöst. Von E. Werner (Schluß), S. 465. — Der „arme Reisende“. Beiträge zur Geschichte des Vagabondenthums und der Mittel zu seiner Abwehr. Von Fr. Helbig. II., S. 471. — Kleine Bilder aus der Gegenwart. Nr. 2. Der Brand in Aachen am 29. Juni d. J. Mit Illustrationen: 1) Das Rathhaus zu Aachen vor dem Brande. — 2) Dasselbe nach dem Brande, S. 473. — Die Theater in Paris, von Rudolf von Gottschall, S. 474. — Bilder aus der Hygiene-Ausstellung. 2. Volksküche und Kochschule. Von Jenny Hirsch, S. 476. Mit Illustration von H. Lüders, S. 477. — Blätter und Blüthen: Raben auf der Hasenjagd (mit Illustration auf S. 469), S. 479. — Eine Säcular-Erinnerung. Von R. Keil. — April in Californien. Gedicht von Theodor Kirchhoff. — Kleiner Briefkasten, S. 480.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 30. 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Heiße Stunden.

Ein Idyll aus Bayreuth von Wilhelm Käſtner.

Nach Wochen unaufhörlich strömenden Regens schien die langvertriebene Augustsonne endlich wieder einmal auf die kleine fränkische Stadt herab, in welcher der große Meister der Töne auf den Wink seines Tactstockes die motivbegierige Menschheit um den Gral versammelte. In den Bahnhof dieses modernen Olympia, der für solche eventuelle Völkerwanderungen in großstädtischer Weitläufigkeit und Eleganz errichtet ist, brauste soeben, mit der herkömmlichen königlich baierischen Gemüthlichkeitsverspätigung von einer guten halben Stunde, der von Neumark kommende Mittagszug ein, und Schaaren neuer Ankömmlinge entströmten aufathmend den sonnendurchglühten Coupés. Während ein Theil der Reisenden sich der vor dem Bahnhof harrenden stattlichen Anzahl von Droschken bemächtigte, eilten Andere vorerst in das wenige Schritte entfernt liegende Haus des Banquiers F., um da in dem „Bureau des Verwaltungsrathes“ den schuldigen Tribut von dreißig Mark zu entrichten und dagegen die Einlaßkarte für das Bühnenweihfestspiel einzutauschen.

Unter den Letztgenannten befand sich auch ein junger, etwa fünfundzwanzig Jahre zählender Mann von stattlicher Gestalt und frischen, einnehmenden Zügen. Sein Reisekofferchen in der einen, die errungenen Theater- und Quartierbillets in der anderen Hand, trat er als der letzten Einer wieder auf den inzwischen menschenleer gewordenen Bahnhofsplatz heraus, wo nur noch eine einzige Droschke melancholisch in der heißen Mittagssonne briet. Er hatte bereits das Gefährt erreicht, den eingeschlafenen Kutscher angerufen und den Schlag geöffnet, um sich und sein Kofferchen hineinzuschwingen, als von der anderen Seite her zwei Damen, gefolgt von einem schwerbeladenen Gepäckträger, auf den Wagen zugeeilt kamen.

„Ach, Mama, wie schrecklich! Dieser letzte Wagen ist schon besetzt,“ rief die Eine, Verzweiflung und Enttäuschung in der jugendlichen Stimme.

Die etwas corpulente Mama aber kam trotzdem vollends heran und sagte dann erst ungläubig, gedehnt: „So —?“ als der höfliche junge Mann, wie man von ihm nicht anders erwarten konnte, sein Kofferchen mit einem „Bitte, meine Damen,“ wieder zurückzog.

„Komm doch, Rosa!“ ermuthigte sie die zögernde Tochter, während sie sich bereits ganz bequem im Fond zurechtsetzte.

Einen Augenblick später rollten Beide davon, und der junge Mann, der grüßend seinen Hut zog, erhielt von der Mama ein gnädiges Lächeln, von dem blonden Töchterchen aber unter dem aufgespannten Sonnenschirm ein schüchternes „Danke sehr!“ und ein allerliebstes Kopfnicken zum Lohn dafür, daß er nun an der Seite des übriggebliebenen Gepäckträgers zu Fuß und im Schweiße seines Angesichts die Wohnung aufsuchen mußte, welche ein löbliches Bayreuther Wohnungscomité ihm gütigst angewiesen hatte. —

Zwei Stunden darauf sehen wir unsern jungen Reisenden die buntbelebte Straße hinauswandern, an deren Ende der weltberühmte Festtempel aus sanftgeschwungenen waldigen Hügeln und grünen Matten hervor winkt und lockt. Ein endloser Zug von Wagen aller Arten und Rangstufen bewegte sich in der Mitte der Straße, ein unabsehbares Gewimmel auf den Fußwegen zu beiden Seiten vorwärts.

Es ist Somtag Nachmittag, und so sind in der Menge nicht nur die Fremden, die, festliche Spannung auf dem Gesicht, den kommenden Genüssen mit Ungeduld entgegen sehen, sondern auch die biedere Bevölkerung von Bayreuth, Alt und Jung, strömt neugierig mit hinaus, um wenigstens das bunte Schauspiel draußen, vor und zwischen dem „Bühnenspiel“, sich entfalten zu sehen.

Immer dichter wird der Menschenknäuel auf dem Festplatze, immer stärker der Andrang der Wagen — da schweben plötzlich feierlich-ernste Trompetenklänge über das Gewühl hin und laden zum Eintritt in die Hallen der Kunst. —

Es giebt bisweilen ebenso freundliche, als merkwürdige Zufälle in diesem Leben, wer wollte das leugnen? Just auf Reisen spielt der launische Glücksgott so manchen liebenswürdigen Streich, und Niemand wird daher besonders erstaunt sein, zu hören, daß unser junger Bekannter, den wir von jetzt an bei seinem Namen, Alfred Berger, nennen wollen, der Nachbar eben jener zwei Damen wurde, welchen er vor einigen Stunden einen kleinen Dienst zu leisten Gelegenheit gehabt hatte.

Als er sich mühsam durch die enge Sitzreihe an denselben vorüberzwängte, um zu seinem Platz zu gelangen, erkannte er die junge Blondine sogleich wieder, obschon sie inzwischen den grauen Reise-Anzug mit einem zarten, rosenfarbenen Gewand vertauscht hatte, in welchem sie, wie Alfred Berger sich innerlich gestand, geradezu entzückend aussah.

Auch sie erkannte offenbar den jungen Mann, denn sie erwiderte seinen Gruß mit einem freundlichen Neigen ihres lockigen Blondköpfchens. Selbst die Mama blickte einen Moment grüßend von der Partitur des „Parsifal“ auf, in der sie gleich darauf eifrig weiter las und blätterte.

Während sich Alfred Berger, nicht unzufrieden über den angenehmen Zufall, den bevorstehenden Genüssen an der Seite einer so reizenden Nachbarin entgegen sehen zu dürfen, auf seinem

Platze zurecht rückte und sich neugierig in dem Theater umsah, das er heute zum ersten Mal betreten, hörte er die ältere der Damen sagen:

„Sieh, Rosa, das ist die himmlische Stelle im Vorspiel, auf die ich Dich besonders aufmerksam mache. Hier — die Figur in As-dur, 4/4 Tact mit der Tremolandobegleitung — hast Du es? O, ergreifend!"

Der zarte Spitzenfächer, den Rosa unablässig bewegte, ruhte einen Augenblick, während sie sich gehorsam nach der Seite der Mama über das Buch beugte und die gefeierte Stelle mit den Augen suchte, aber matt und klagend kam es von ihren Lippen:

„Ah, es ist so furchtbar heiß hier!"

„Nun, Rosa, das ist doch in diesem Augenblick Nebensache," wurde vorwurfsvoll erwidert.

Der Fächer spielte weiter, und Rosa seufzte leise, Alfred Berger aber ließ sich diese vorzügliche Gelegenheit zum Anknüpfen eines Gespräches nicht entgehen und wagte eine bestätigende Bemerkung über die Temperaturverhältnisse. Er wurde durch eine kleine Erwiderung beglückt in der halb befangenen, halb reservirten Weise, die sehr junge, wohlerzogene Damen bei der Annäherung Fremder anzunehmen pflegen. Weitere Conversation wurde jetzt unwillkürlich gehemmt, als plötzlich tiefe Dunkelheit das zuvor glänzend erleuchtete Haus überschattete. Die angenehme Kühle, welche anfangs in dem riesigen Raume herrschte, war, nachdem die Tausende von draußen hereingeströmt, längst entflogen, und unter schwüler, erstickender Hitze begannen aus der unsichtbaren Tiefe des Orchesters die ersten geheimnißvoll fesselnden Töne des Vorspiels zum „Parsifal" aufzuschweben.

Doch wer hat noch Sinn, an irdische Drangsal, an Hitze und Mattigkeit zu denken, wenn die weihevollen Klänge des Gralmotives, siegreich die elegische Klage der Schuld und des Leidens bekämpfend, erschallen, wenn endlich der Vorhang vor der Bühne sich getheilt und Gurnemanz-Scaria mit der mächtig tönenden Stimme die schlummernden Knappen erweckt hat? Wohl dauert er einunddreiviertel Stunden, der erste Act des „Parsifal", aber Zeit und Raum sind verschwunden für die athemlos lauschende und schauende Menge, welche den „thörichten Reinen" in die Wunderwelt des Gralheiligthums begleitet.

Sowohl Alfred Berger, wie seine jugendliche Nachbarin hatten von Anfang bis zu Ende in höchster Spannung das auf der Bühne Dargebotene verfolgt, und Mamas Gesicht strahlte in höchster Begeisterung, als der Vorhang sich schloß und das blendende Gaslicht den Zuschauerraum wieder überfluthete, aus dem jetzt Alles hinaus eilte.

„Ach bitte, liebe Mama, laß uns schnell fort," drängte Rosa, da erstere noch beschäftigt war, allerlei geheimnißvolle Manipulationen mit den Blättern der Partitur vorzunehmen.

„Gleich, gleich, Kind. Ich breche nur schnell die Seiten ein, auf denen die schönsten Stellen vorkommen, damit wir sie gleich nachlesen können, so lange sie uns noch frisch im Gehör sind."

„Vor allen Dingen wollen wir zusehen, daß wir etwas zu trinken bekommen, denn ich verschmachte beinahe," jammerte das Töchterchen, während Beide in dem hinausfluthenden Gedränge mit fortgeschoben wurden.

Gaslicht und Theaterraum erweckten unwillkürlich die Illusion, draußen, wie nach sonstigen Vorstellungen, Dunkelheit und Kühle zu finden, und erst als man auf den von grell heißem Sonnenlicht durchglühten Festplatz trat, erinnerte man sich halb verwundert, halb enttäuscht, daß ja die Uhr kaum die sechste Nachmittagsstunde zeigte.

Der von allen Treppen und Thüren hervorquellende Menschenstrom hatte gleich nach dem Verlassen des Gebäudes Alfred Berger von seinen Nachbarinnen getrennt, und dieser wandelte nun belustigt einige Zeit unter dem bunten, alle Sprachen und Nationalitäten vereinigenden Gewühl umher, in dessen einzelnen Gruppen allerwärts die eben gehabten Eindrücke in erregtem Meinungsaustausch, mit enthusiastischen Lobsprüchen, oder auch hier und da mit kopfschüttelndem Tadel, besprochen wurden. Nachdem er in einem der beiden Restaurationszelte mit Mühe einen frischen Trunk erobert hatte, schlenderte er auch hinüber nach dem größeren und eleganteren Restaurant des Festplatzes.

Hier entdeckte er, an einem Seitentischchen der Veranda, die beiden bekannten Damen, die Mutter schon wieder über die unvermeidliche Partitur gebeugt, indeß die Tochter eben mit matter, schüchterner Stimme einem Kellner nachrief, dessen Frackschöße bereits um die nächste Ecke verschwanden.

Sofort trat der junge Mann an den Tisch und frug, mit höflichem Anstand seinen Hut ziehend:

„Kann ich Ihnen vielleicht zur Erlangung einer Erfrischung behülflich sein, mein Fräulein?"

„Ach ja, ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie diese Güte haben wollten. Die Kellner stürzen immer so schnell vorbei und hören nicht, wenn man sie ruft."

Die schwarzen Frackfittige flatterten soeben in geringer Entfernung vorüber, wendeten aber augenblicklich und nahmen ihren Flug auf Alfred Berger zu, als dieser in männlich befehlendem Tone ein „Kellneeer!" donnerte.

Nach kurzer Besprechung mit der jungen Dame:

„Schnell eine Flasche Selterwasser und eine Flasche Rothwein, aber sogleich, die Damen warten schon seit einer Viertelstunde!"

In weniger als einer halben Minute stand das Verlangte auf dem Tische. Alfred mischte selbst den Trank und sah mit andächtiger Befriedigung zu, wie das arme durstige Kind dankbaren Blickes das Glas ergriff und es hastig leerte. Selbst die Mama ließ sich jetzt durch das Sprudelmotiv der Flaschen aus ihren musikalischen Forschungen reißen und nahm einen Trunk.

„Sehr freundlich von Ihnen, mein Herr, daß Sie uns schon wieder zu Hülfe gekommen sind," bemerkte sie. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?"

Der liebenswürdige Zufall hatte nämlich für einen dritten, leerstehenden Stuhl gesorgt.

„Erlauben die Damen zuvor, daß ich mich Ihnen vorstelle: Alfred Berger, Referendar aus Leipzig."

„Commerzienräthin Jung aus Berlin, — meine jüngste Tochter Rosa."

„Also Rosa Jung," dachte Alfred. „Sie trägt ihren Namen in der That, denn jung ist sie, und wie ein Röschen ist sie mir gleich erschienen."

Die Unterhaltung wurde nun von der Commerzienräthin mit einigen Präludien über die Aufführung eingeleitet, wobei sich Alfred mit verschiedentlich eingestreuten „Wundervoll!" „Ganz ausgezeichnet!" „Wirklich ergreifend!" abzufinden suchte, da er sich der Motivkenntniß der partiturfesten Dame durchaus nicht gewachsen fühlte. Er war, wie wir vorhin gehört, seines Zeichens ein Jurist, mit liebevollem Interesse und leidlichem Verständniß für Musik im Allgemeinen und Wagner-Opern im Besonderen begabt. Auf einer Ferienreise nach der Schweiz begriffen, die ihn in nächster Nähe an Bayreuth-Olympia vorüber führte, wollte er sich die gute Gelegenheit nicht entgehen lassen, eine Aufführung in Richard Wagner's viel berühmtem und besprochenem Bühnentempel anzuhören. Wie viele Andere, gehörte er zu der Classe jener harmlos Neugierigen, welche bereit sind, die in Augen und Ohren fallenden Schönheiten Wagner'scher Bühnenspiele freudig anzuerkennen, ohne daß sie in die tiefsten Geheimnisse symphonischer Ton- und Themataverschlingungen eingedrungen wären. Auch Fräulein Rosa schien in diesem Punkte noch nicht auf der Höhe des Verständnisses und des Enthusiasmus angelangt, denn sie erklärte der Mama, als diese behufs weiterer Auseinandersetzungen die Partitur wieder öffnete, sie wolle die Pause lieber zur Erholung benutzen, da sonst ihre Kräfte und namentlich ihre Augen für die kommenden Stunden nicht ausreichen würden.

„Ich glaube, Sie gebrauchen das Opernglas zu häufig und anhaltend, gnädiges Fräulein," erlaubte sich Alfred Berger zu bemerken.

„Dieses junge Geschlecht kann doch gar nichts aushalten," schalt die Commerzienräthin dagegen. „Nimm Dir ein Beispiel an mir, Kind, die ich bei solchen Genüssen weder an Speise und Trank, noch an Hitze und Müdigkeit denke."

„Ja, liebe Mama, Du hast aber auch während der Fahrt die ganze Nacht geschlafen, während ich leider im Eisenbahnwaggon nie ein Auge schließen kann," wandte Rosa ein.

„Wie, die Damen sind die vorhergehende Nacht durch und dann wohl gar noch den halben Tag gefahren?" frug Alfred erstaunt. „Es ist allerdings eine starke Anforderung an zarte weibliche Nerven, gleich darauf sechs Stunden im Theater zubringen zu müssen."

„Und bei solcher Hitze!“ wurde von Rosa bestätigt.

„Es machte sich nicht gut auf andere Weise mit unserer Fahrt von Tölz, wo wir uns einige Wochen aufgehalten haben.“

„Aber übermorgen ist doch wieder eine Vorstellung,“ wagte Alfred zu erwähnen, bereute aber die voreilige Einwendung, als die Commerzienräthin mit unverkennbarem Mißfallen im Ton erwiderte:

„Halten Sie es für möglich, daß wir den heutigen Nachmittag unthätig in der Stadt zugebracht hätten, während hier der ‚Parsifal‘ in Scene geht? — Rosa, es ist Dir wirklich nicht gut, so viel zu trinken, nachdem Du den Tag über fast noch nichts gegessen hast, denn das Mittagsmahl hast Du ja kaum angerührt. Wahrhaftig, die Flaschen sind beide fast leer!“

„O, und mein Durst ist trotzdem noch nicht gestillt!“

„Werden die Damen in der nächsten Pause nicht soupiren?“ frug Alfred. „In diesem Falle wäre es gut, einen Tisch zu belegen und den Kellner zu instruiren.“

„Sie haben Recht, Herr Referendar. Werden wir auch das Vergnügen Ihrer Gesellschaft haben?“

„Wenn Sie gestatten, gnädige Frau —“

„Gewiß, gewiß — sehr angenehm. Wir müssen Ihnen nur dankbar sein, daß Sie sich unser so freundlich annehmen, um so mehr, als wir vorläufig noch allein hier sind. Unsere Herren, mein Mann und ein Verwandter, kommen erst morgen an. — Aber horch! Das ist schon das Trompetensignal. Wir müssen eilen!“

Alfred bestand natürlich darauf, die Sorge für die Shawls und Hüte der Damen zu übernehmen, und nachdem er alles in der Garderobe abgeliefert hatte, mußte er sich schleunigst auf den Platz neben Rosa drängen, da schon das Gaslicht erlöschte und das Klopfen des Capellmeisters zur Stille ermahnte.

Die düster wogende Orchestereinleitung des zweiten Actes paßt durchaus nicht zu seiner befriedigt angeregten Stimmung, und mit einem kühnen Sprunge fliegt sein Geist über die dämonischen Melodien, die auf und ab wogenden chromatischen Gänge, die schneidenden Wehlaute der Amfortas-Klage hinweg, nach dem eben verlassenen Restaurationszelte zurück, wo er in der Eile nochmals dem Kellner einschärft, das lauschige Eckplätzchen auf der Veranda um keinen Preis einer anderen Gesellschaft zu überlassen.

Selbst das Erscheinen Klingsor's auf der Bühne und die grauenvolle Beschwörungsscene der Kundry vermögen nicht, ihn seinen privaten Gedanken zu entziehen. Erst die aufsteigende Pracht des Zaubergartens und die unwiderstehliche Anmuth der lockenden und kosenden Blumengestalten fesseln Blick und Ohr wieder so vollständig, daß er nur noch mit innerer Befriedigung die Bemerkung macht, wie Fräulein Rosa, wahrscheinlich auf seinen Rath hin, die Hand mit dem Opernglase gar nicht mehr erhebt.

Wäre es nicht so dunkel gewesen, so würde er wahrgenommen haben, daß tiefe Blässe das Antlitz seiner reglos sitzenden Nachbarin überzogen hatte, während die langen seidenen Wimpern sich immer tiefer über ihre Augen senkten.

Das arme, ermüdete Kind sah und hörte bereits nichts mehr von Rosenmädchen und Schmeichelgesang, sondern kämpfte mit der drückenden Hitze in dem menschengefüllten Raum um sie her, und der bleiernen Schwere, welche sich als Nachwirkung des rasch genossenen Weines über ihre Glieder legte, einen hoffnungslosen Kampf.

Ein Traum begann schon ihre Sinne mit der teuflischen Vorspiegelung zu umfangen, daß sie nicht hier, im Bühnentempel, im „Parsifal“, sondern zu Hause in dem jungfräulichen Schlafgemache weile, wo das kühle, weiche, spitzenbesetzte Kissen auf ihrem Lager sie mit magischer Gewalt zu sich herabzog. — Jetzt schlossen sich die Lider vollends, jetzt neigte sich ihr Körper, instinctiv den erträumten Ruheplatz suchend, zur Seite.

„Parsifal, bleibe!“ lockte unten aus Rosengebüschen Kundry's Stimme mit schmeichelndem Wohllaut.

Da sank das Köpfchen Rosa's in seliger Weltvergessenheit an die Brust des Referendarius Alfred Berger.

Es war so dunkel im Zuschauerraum, daß dieser die süße Last anfänglich nur fühlte. Glücklicher Weise gelang es ihm, eine rasche Bewegung des Erstaunens zu unterdrücken, die unfehlbar die Schlummernde wieder aufgeschreckt hätte. Nach und nach fing sein Blick an das Halbdunkel zu durchdringen, und er konnte deutlich die Umrisse des feinen Köpfchens mit dem im Nacken geschlungenen Goldhaar und den Löckchen an den Schläfen unterscheiden. Das Opernglas aus Elfenbein wurde nur noch lässig von der einen Hand gehalten und drohte, im nächsten Augenblick polternd zur Erde zu gleiten, wie Alfred mit Entsetzen entdeckte.

Seinen linken dem Störenfried nächsten Arm durfte er nicht bewegen, weil Rosa's Schulter an demselben ruhte. Mit größter Vorsicht und Anstrengung gelang es ihm, den rechten Arm unvermerkt zu erheben und das Glas leise aus ihrer Hand zu nehmen, worauf er es, zu einstweiliger Unterbringung, in seine Rocktasche gleiten ließ. Kaum war dieses schwierige Geschäft unter ängstlicher Vermeidung aller unnöthigen Bewegungen ausgeführt, so zeigte sich, daß der Fächer in Rosa's anderer lässig an der Seite herabhängenden Hand die gleiche erdbodensuchende Tendenz hatte, wie vorher das Opernglas.

Der Angstschweiß trat unserem Referendarius auf die Stirn, während er unter äußerster Anspannung seiner Muskeln auch diesen gefahrdrohenden Gegenstand glücklich mit den Fingerspitzen erfaßte.

Nun aber, nachdem auch der Fächer in die bergende Rocktasche gewandert war, konnte sich unser junger Freund mit Ruhe dem Genuß hingeben, den Schlummer seiner reizenden Nachbarin zu bewachen. Er empfand deutlich die sanften, gleichmäßigen Athemzüge, die ihre Brust hoben und senkten, und ein ungekanntes, seliges Gefühl durchschauerte ihn.

Zum ersten Mal in seinem Leben überkam ihn die Ahnung und das Verlangen, wie süß es sein müsse, solch ein zartes, hingebendes Wesen sein Eigen nennen, es auf jedem Schritt hegen und pflegen zu dürfen. Mußte er sich auch vor jeder Bewegung hüten, so konnten doch seine Augen, die sich immer mehr gewöhnten, das Halbdunkel zu durchdringen, ungehindert hinunter schweifen auf das lockige Haar, das sich so weich um den schlanken Hals und das kleine reizende Ohr schmiegte, auf die mädchenhafte Gestalt, die mit Grazie und Nachlässigkeit an seiner Schulter lehnte. Er hätte ewig so verharren, ewig diese liebliche Rosenknospe schirmen und halten mögen mit seinem starken Mannesarm.

Und Parsifal? Und Kundry?

Für Alfred Berger waren sie und die übrige Welt augenblicklich im Nichts versunken. Zwar verschmolzen, ihm selbst unbewußt, die liebedurstigen Töne und Worte, in denen Kundry den reinen Jüngling zu umstricken sucht, mit seinen eigenen Träumereien, aber die Klänge kamen wie aus weiter, dämmernder Ferne an sein Ohr.

Erst als Parsifal-Winkelmann, durch den Liebeskuß der schönen Sünderin aufgeschreckt aus seiner knabenhaften Unschuld, plötzlich „wissend“ wird und mit voller Stimme einsetzend „Amfortas! Amfortas!“ ruft, wandte Alfred sein Auge erschrocken und indignirt dem Sänger zu, dessen ungebührlich laute Töne seine schöne Schläferin zu erwecken drohten. Zum Glücke zeigten ihre ruhigen Athemzüge an, daß ihr Schlummer noch immer tief und fest sei. Aber Alfred sah jetzt mit Schmerz den Moment kommen, wo er selbst die Ursache ihres Erwachens werden mußte. Aus der Lectüre des Textbuches erinnert er sich, daß der Schluß des zweiten Actes herannahte, und er darf natürlich das Schließen des Vorhanges und das Hellwerden des Hauses nicht abwarten, ehe er sie stört.

Wahrhaftig, da versinkt schon der Zaubergarten Klingsor's in die Tiefe! Könnte er doch mit versinken sammt seiner süßen Last!

Noch einen letzten Blick auf das holde Kind in seinem Arme — noch einen Athemzug, der ihn wonnig durchschauert — dann macht er plötzlich eine starke Bewegung mit dem linken Arme — und während er nun mit der rechten Hand krampfhaft das nach der Bühne gerichtete Opernglas vor die Augen hält, fühlt und sieht er, wie sie jäh in die Höhe schreckt und sich tiefaufathmend die Löckchen aus der Stirn streicht. Nun wendet sie den Kopf erstaunt nach seiner Seite, dann nach der Bühne, und jetzt — jetzt ist ihr offenbar das Bewußtsein von Zeit und Ort zurückgekehrt, denn mit einem heftigen Rucke legt sie die weiteste Entfernung zwischen sich und ihren Nachbar, die ihr momentan gestattet ist; das heißt, sie rückt auf dem schmalen Sitze, wie er dem Musentempel Richard Wagner's leider eigen ist, um einige

Zoll näher zu der Mama hin, welche, versunken in Begeisterung und Genuß, weder hiervon noch von der vorangegangenen Schlafscene ihrer Tochter das Geringste bemerkt hat. Alfred Berger dagegen fühlt den Entfernungsruck schmerzlich genug, wenn er auch noch immer unverwandt die Trümmer des Zaubergartens zu besichtigen scheint, unter denen auch für ihn die Seligkeit der letzten halben Stunde unwiederbringlich begraben ist.

Der losbrechende Beifallssturm zeigt ihm das erfolgte Schließen des Vorhanges an, und da er annehmen zu können glaubt, daß Fräulein Rosa inzwischen Zeit genug gehabt hat, sich von etwaiger Bestürzung und Verlegenheit zu erholen, befreit er endlich sein Gesicht von dem Opernglase und will sich mit erkünstelter Unbefangenheit zu seiner Nachbarin wenden. Das ist aber vorläufig vergebene Mühe, denn sie kehrt ihm energisch die Rückseite ihrer rosenfarbenen Gestalt zu und scheint plötzlich von dem Enthusiasmus der Mama mit erfaßt zu sein, die, gleich dem übrigen Publicum tapfer applaudirend, nach der Loge Wagner's hinaufschaut, wo indeß der Meister mit der ihm eigenthümlichen Zurückhaltung der Menge den Anblick seiner vergötterten Persönlichkeit — nicht gewährt. Unter Ausrufen der Entrüstung hierüber beginnt man schließlich, da nichts Anderes übrig bleibt, in's Freie zu strömen, wo die inzwischen eingetretene abendliche Kühlung zur Erholung ladet.

Alfred Berger hatte mit rühmlicher Schnelligkeit die Garderobe der Damen erobert und genoß das Glück, die Commerzienräthin in ihren Mantel hüllen zu dürfen. Rosa hatte ihren Spitzenshawl hastig und wortlos von seinem Arme genommen und so schnell umgeschlungen, daß er ihr nicht mehr dabei behülflich sein konnte. Er glaubte in den Zügen der jungen Dame eine tiefe Verstimmung zu bemerken und mußte sich sogar für die Ursache derselben zu halten anfangen, da sie es consequent zu überhören schien, wenn er versuchte, eine Bemerkung an sie zu richten, während sich alle Drei nach dem Restaurant begaben.

Die Commerzienräthin dagegen strahlte vor Behagen und Wohlwollen. Anfänglich behauptete sie zwar, zu begeistert und aufgeregt zu sein, um essen zu können, widerstand jedoch schließlich nicht länger, als man an dem reich besetzten Ecktische Platz nahm.

Wie hatte sich unser junger Freund auf die gegenwärtige halbe Stunde gefreut, und wie wenig erfüllte sie seine Erwartungen! Fräulein Rosa vermied seinen Blick und dankte nur kurz, in eisigem Tone, wenn er ihr eine Schüssel reichte oder ihr Glas füllte. Im Uebrigen verhielt sie sich fast immer schweigend. — Sie schien ihm wirklich ernstlich zu zürnen. Aber worüber denn? Weil sie, an seinen Arm gelehnt, eingeschlafen war? Das ist doch wahrhaftig nicht seine Schuld!

O lieber, unschuldiger, unerfahrener Referendar, und fast möchte ich sagen: reiner Thor! Ahnst du denn gar nicht, welche gerechte Ursache das liebliche Kind hat, dir zu zürnen? Kann sie dir denn je vergeben, daß ihr Köpfchen eine halbe Stunde lang an deiner, eines fremden Mannes, Brust geruht hat? Sie schämt sich ja so ungeheuer darüber, daß sie es nicht einmal der Mama anvertrauen möchte! Es ist zu entsetzlich! — Und du wagst noch zu fragen, ob es deine Schuld sei? —

„Nun sagen Sie selbst, Herr Referendar. War dieser zweite Act nicht von einer hinreißenden Schönheit? Ich begreife nicht, wie einige ihn zu lang finden können," rief jetzt die Commerzienräthin.

Der also Angeredete betheuerte im Gegentheil, daß der zweite Act für seinen Geschmack eher zu kurz sei, und daß er gern noch eine Stunde länger im Zaubergarten geweilt haben würde. Diese Anspielung wurde von Fräulein Rosa leider verstanden und mit einem indignirten Aufblick bestraft, der sich aber schnell wieder auf den Teller senkte, noch ehe er Alfred's Auge begegnet war.

„Du bist ja noch ganz still und ergriffen, Kind, von dem herrlichen Genuß. — Warst Du nicht auch ganz entzückt davon, wie z. B. die Solostimmen über dem Kosegesang schwebten?"

Rosa gestand mit leichtem Erröthen ein, sie erinnere sich nicht, dies besonders bemerkt zu haben.

„Nicht? Unbegreiflich! Aber Du mußt doch wissen, welche Stelle ich meine? Hier —" und damit erschien die Partitur wieder auf dem Tisch, als eben die Fanfare zum letzten Act rief.

„Mama, hast Du mein Opernglas und meinen Fächer aufgehoben?" fragt Rosa plötzlich erschrocken.

„Ich, Kind? Wie käme ich dazu? Vielleicht liegen sie dort unter dem Mantel."

Alfred zog die vermißten Gegenstände aus seiner Tasche und überreichte sie lächelnd der Suchenden mit einer Verbeugung, besann sich aber während dieser Handlung plötzlich, daß es Fräulein Rosa wahrscheinlich sehr unangenehm sei, auf diese Weise an einen Moment erinnert zu werden, in dem sie nicht fähig war, das Verschwinden ihres Eigenthums zu bemerken.

„Bitte, Fräulein — ich dachte — ich wußte nicht — ich habe die Sachen — einstweilen eingesteckt," stotterte er dunkelroth vor Verlegenheit.

Fräulein Rosa hatte den Zusammenhang offenbar sogleich begriffen, denn auch sie war tief erröthet, und in ihren Augen blitzte sogar eine kleine Thräne des Zornes und der Scham, als sie die stummen Zeugen der Vergangenheit in Empfang nahm. Beider Blicke hatten sich dabei eine Secunde lang getroffen, Alfred hatte zu seinem tiefsten Bedauern die verrätherische Thräne bemerkt und nahm sich vor, das arme Kind durch einige Worte, etwa eine Versicherung ewigen Stillschweigens über das Geschehene, oder eine Bemerkung, daß die Sache ja gar nichts zu bedeuten habe, zu beruhigen.

„Ich kann Ihnen versichern, gnädiges Fräulein —" fing er gutmüthig und immer noch sehr verlegen an.

„Hast Du gesehen, Mama, daß Geheimrath Hofmann's, da drüben in der Ecke, uns gegrüßt haben?" fiel Rosa kühl ein, indem sie, Alfred's Anrede gänzlich überhörend, das Köpfchen schnell nach der bezeichneten Seite wandte.

Verblüfft und schweren Herzens folgte er den Damen, die jetzt den Weg nach dem Theater einschlugen.

Während des letzten Actes des „Parsifal" ließ Fräulein Rosa's Kunstinteresse nichts zu wünschen übrig. Sie saß steif und gerade auf ihrem Platz und nahm das Opernglas fast nie von den Augen, sodaß ihr Nachbar, wenn er einen forschenden Blick nach der Seite schweifen ließ, nur die kleine, von elegantem Handschuh bedeckte Hand statt des Gesichtes zu sehen bekam. Er hatte daher vollkommen Muße, den Vorgängen auf der Bühne seine Aufmerksamkeit zu schenken. Namentlich widmete er dem siechen König Amfortas die regste Theilnahme. Brennt nicht auch in seinem Herzen jetzt eine Wunde, die nie, das fühlte er, wieder heilen wird?

(Fortsetzung folgt.)

Im Congoland.

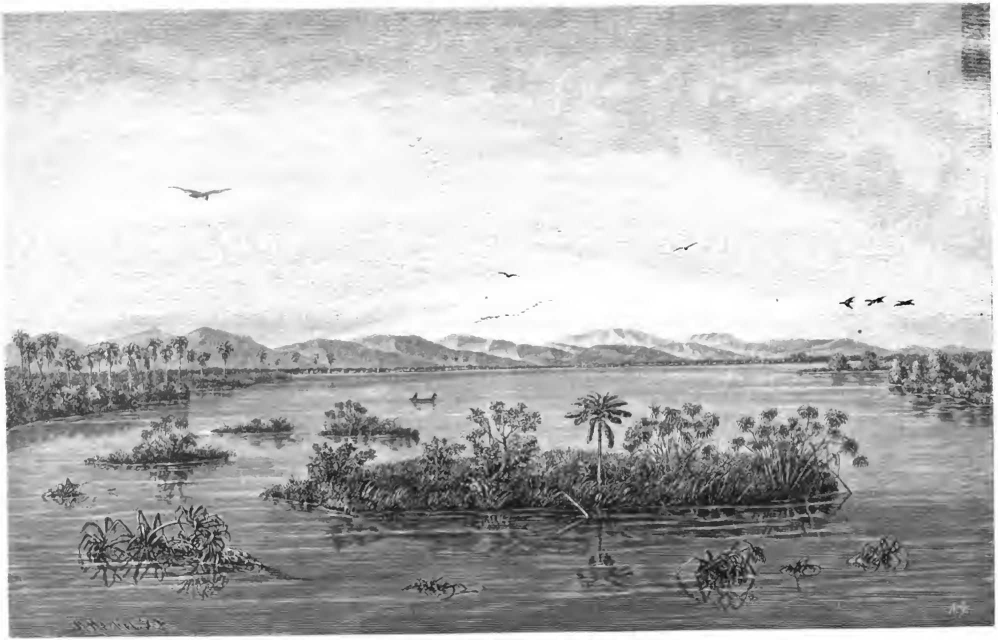
Von Dr. Pechuel-Loesche.

2. Europäische Handelsplätze in der Congoniederung.

Eine wochenlange einförmige Reise auf dem englischen Postdampfer führt den Congofahrer größtentheils in solcher Nähe an der Küste von Westafrika entlang, daß diese sich wie ein Panorama vor ihm aufrollt. Von Kabinda an nähert sich endlich der bis dahin viele Küstenpunkte berührende Dampfer in ununterbrochener Fahrt dem Congo; gefährliche Bänke zwingen ihn jedoch, wie alle tiefgehenden Fahrzeuge, vom Lande abzuhalten. In dieser Gegend wurden in den Jahren 1863 und 1868 von den englischen Kreuzern die letzten Sclavenschiffe aufgebracht.

Mißfarbige Gewässer, schwankende Strömungen und unruhiger Wellenschlag künden die Nähe des Congo an; der Dampfer pflügt quer hindurch, denn er pflegt den Fluß von der Südseite anzulaufen. Die bisherige Küstenlinie schwindet mehr und mehr, zugleich aber tauchen gerade voraus Bestände von Mangroven* und Fächerpalmen auf, welche die südliche Landmarke, Point Padrao, in Besitz genommen haben. Ausgedehnte Strecken von niederem, dicht bewaldetem, sowie nach innen von

* Eine Baumart, die in tropischen Küstengegenden auf Bodenstrecken gedeiht, welche von Brackwasser überspült werden. Der Stamm der Mangrove wird von einem oft grotesk gestalteten Wurzelgerüst getragen, welches bis mehrere Meter hoch über dem Schlamm frei emporragt. Von dem Gezweig hängen Luftwurzeln nieder, die jedoch nicht, wie vielfach geschildert wird, zu neuen selbstständigen Pflanzen auswachsen.



Schwimmende Inseln und die Hochlande des Congo.

Nach Originalaufnahmen Dr. Pechuel-Loesche's auf Holz gezeichnet von Prof. A. Goering.

Altwassern und Lagunen labyrinthisch durchzogenem Schwemmlande treten in Sicht.

Hier, an einer leider nur sehr schwierig aufzufindenden Stelle, hat in den letzten Tagen des Jahres 1484 der Entdecker der Congomündung, der portugiesische Seefahrer Diego Cao, als Zeugen seines Erfolges einen der ihm mitgegebenen Steinpfeiler (Padrao) aufgerichtet. Als der erste erblickte mit dem portugiesischen Entdecker auch ein Deutscher den Congo: Martin Behaim, ein weitgereister, einem Nürnberger Patriciergeschlechte entsprossener Mann, welcher die Expedition als „Kosmograph“ begleitete.

Noch ehe der Dampfer zur eigentlichen Mündung gelangt, blinkt vor den jenseitigen, weit zurückliegenden Uferhöhen eine Linie weißer Punkte auf, welche das geübte Auge als eine lange Reihe blendend weißer Gebäude erkennt, die vor einem dunklen Hintergrunde von Mangroven scheinbar auf dem Wasser schwimmen. Es ist Banana, der Centralplatz des Congohandels sowohl wie eines großen Theiles des Küstenhandels weiter Landstriche im Norden und Süden.

Erst wenn der Dampfer hinüberkreuzt, entdeckt man, daß die zahlreichen stattlichen Gebäude auf einer sehr niedrigen und schmalen Landzunge liegen, auf einer öden Nehrung, die, einige Kilometer weit vom Nordufer vorspringend, auf der einen Seite von einem breiten Nebenarm des Congo, auf der anderen vom Meere bespült wird. Solchergestalt von unruhigen Gewässern umflossen und ursprünglich von ihnen aufgebaut, ist sie wiederum der Gefahr ausgesetzt, von innen oder außen durchbrochen zu werden. Die gerade an jenen Stellen angesessenen Holländer haben, wie ihre wackeren Landsleute daheim, schon öfters mit dem ihre Existenz gefährdenden Elemente mühsam zu kämpfen gehabt. Mit Pfahlwerken und aus ziemlicher Entfernung herbeigeholten Steinen, die sie an den bedrohten Punkten aufwallen, haben sie bisher ihr Besitzthum erfolgreich behauptet.

Mit voller Kraft hat der Dampfer die mächtige Strömung durchschnitten und läuft in den breiten Arm des Congo ein, der sich zwischen der Nehrung und dem oberhalb liegenden Inselgewirr öffnet. Der Begrüßungsschuß dröhnt über das Wasser und weckt das Echo in den Mangrovenbeständen; der Anker fällt, und von den Factoreien eilen Boote heran, um Nachrichten von der Heimath sowie Güter in Empfang zu nehmen.

Wer auf der Reise verschiedene Küstenpunkte besucht und bereits einen Einblick in afrikanische Handelsverhältnisse gewonnen hat, erkennt sogleich, daß Banana ein wichtiger Platz sein muß. Segelboote und größere Fahrzeuge, sowie kleine und mittlere Dampfer, welche den Güterverkehr auf dem Flusse und an der Küste besorgen, beleben kommend oder gehend die Wasserfläche oder liegen an den Bollwerken vertaut; zeitweilig ankern auch große Seeschiffe in der Nähe, welche die hier angehäuften Producte nach Europa führen, und viermal im Jahre liegt der stattliche neue Dampfer „Afrikaan“ des holländischen Hauses an der Landungsbrücke. Er vermittelt die directe Verbindung zwischen Banana und Rotterdam.

Die südliche Hälfte der langgestreckten Nehrung befindet sich im Besitze des holländischen Hauses, dessen Baulichkeiten und Gehöfte den größten Theil des Raumes einnehmen. Unmittelbar benachbart liegt eine französische Factorei. Dann folgt eine Strecke theilweise versumpften Bodens, noch eine Nebenfactorei der Holländer und auf diese ein ursprünglich portugiesisches Gehöft, das im vorigen Jahre in die Hände einer englischen Gesellschaft übergegangen ist. Am weitesten nördlich und ziemlich abgelegen hat die englische Livingstone-Mission sich eine Heimstätte geschaffen.

Diese Ansiedelungen zusammengenommen bilden Banana. Wenn man jedoch schlechthin von Banana spricht, so ist in der Regel das holländische Haus gemeint. Nicht nur steht es allen übrigen weit voran an Großartigkeit der Anlage, sondern es gewährt dem Ankömmling auch liebenswürdige Aufnahme und Gastfreundschaft, ohne welche sich Niemand in diesen Gegenden aufhalten könnte, so lange er nicht unter eigenem Dache wohnt. Die deutschen Expeditionen in Loango wie Angola waren von jeher auf das holländische Haus angewiesen. Nicht als ob etwa Vertreter anderer Nationen weniger zuvorkommend wären! Wer jene Küstenstriche bereist hat, wird der opferfreudigen Gastfreundschaft und thatkräftigen Hülfe aller Europäer, seien es Portugiesen, Holländer, Engländer, Franzosen, Deutsche, allezeit dankbar gedenken müssen, denn wo immer er sich hingewendet, wurde er willkommen geheißen.

Das holländische Haus und das englische Hatton und Cookson besitzen jedoch die meisten Factoreien, die ausgedehntesten Beziehungen und bedeutendsten Verkehrsmittel, sodaß vor Allem der Forschungsreisende durch deren rückhaltlos gewährte Benutzung in seinen Unternehmungen gefördert wird.

Wer genügend lange an vielen Orten der Küste gelebt hat, um nach eigener Erfahrung urtheilen zu können, darf sich der Verpflichtung nicht entziehen, ungerechtfertigte Anschauungen zu widerlegen. Westafrika ist nicht eine Freistätte für den Abschaum der Menschheit. Wohl wird man dort, wie überall, sympathische und unsympathische, brave und weniger gut geartete Menschen finden; wohl geht dort mancher Mann durch eigene Schuld zu Grunde, und manches ist geschehen, was nach Recht und Gesetz nicht hätte geschehen sollen. Derartiges ereignet sich jedoch selbst da, wo nicht wie in fernen, der Cultur noch unerschlossenen Gebieten die eigenartigen Zustände und Lebensbedingungen größere Anforderungen an die moralische Kraft des Individuums stellen.

Ein Land für Abenteurer ist Westafrika am allerwenigsten. Wer daselbst, und zwar unter viel ungünstigeren äußeren Verhältnissen, nicht arbeitet, wie er daheim arbeiten sollte, der vermag nicht zu existiren. Reichthümer wird Niemand dort spielend erwerben, und zu einem erfolgreichen Geschäftsbetrieb bedarf man geschickter und thätiger Männer.

In Banana lernt' man den Handelsbetrieb in unerwarteter Großartigkeit kennen. Das holländische Haus ist der bedeutendste Stapelplatz sowohl für europäische Tauschwaaren, als auch für Producte des Congogebietes und der Länder im Norden und im Süden. Dem entsprechend zerfällt das Etablissement in zwei Abtheilungen. In der südlichen sind die zur Verschiffung nach Europa bereiten Landesproducte, in der nördlichen die für den Tauschhandel eingeführten Güter aufgestapelt. In der nördlichen Abtheilung befindet sich zugleich auch die Hauptbuchhalterei. Zwischen beiden, auf der schmalsten Strecke der hier etwa zweihundert Schritte breiten Nehrung, sind die schwarzen Arbeiter des Hauses angesiedelt. Ihre Zahl beträgt etwa vierhundert. Sie wohnen nach Landessitte in kleinen, reihenweise angeordneten, aus Papyrusschäften und Palmfiedern erbauten Hütten, welche von der frischen Seebrise mit voller Kraft bestrichen werden.

Die beiden, durch die originelle Arbeiterstadt getrennten Centralfactoreien bestehen aus riesigen, von eingeführten Backsteinen, Holz oder Eisen construirten Magazinen, sowie schmucken Wohnhäusern. Letztere sind mit breiten schattigen Veranden versehen und enthalten viele hohe luftige Zimmer, die theilweise leer stehen zur Aufnahme gelegentlicher Besucher.

An diesen fehlt es selten in Banana; sei es, daß Beamte oft entlegener Factoreien in Geschäften oder auf einer Erholungsreise eintreffen, sei es, daß Leidende Herrn Dr. Rabe, den seit Jahren in Banana wirkenden, aus Mecklenburg stammenden Arzt des Hauses, consultiren wollen. Alle Gebäude sind blendend weiß gestrichen und den gesunden Seewinden zugänglich. Die weiten Höfe sind mit reihenweis geordneten noch jungen Cocospalmen und mit einer aus Südafrika zur Küste gebrachten Baumart (Spondias lutea) bepflanzt. Künstlich angelegte feste Wege auf dem nachgiebigen, das Gehen ungemein erschwerenden Sande verbinden die wichtigsten Baulichkeiten mit einander.

Die Gehöfte beherbergen europäische und afrikanische Thiere. Da sind ein Paar wohlgepflegte Sattelpferde der beiden Chefs des Hauses, eine Anzahl trefflicher, durch mancherlei charakteristische Eigenthümlichkeiten ausgezeichneter Reitesel und Ziegen, Schafe, Schweine verschiedener Länder. Zahlreiche Hühner, Tauben, Truthühner und Pfauen beleben das Gehöft. Mancherlei Antilopen fesseln den Blick in einem kleinen Park, und Affen ergötzen durch ihr Treiben in einem großen Gitterhaus. Auch ein breitgehörnter Reitochse aus dem Süden wandelt beschaulich umher. Dazu kommen noch die Lieblinge der Beamten des Hauses: ein riesiger Neufundländer, ein stockiger Jagdhund und verschiedene Hündchen, eine Anzahl Katzen, eine überaus zahme, überall auftauchende drollige Manguste (Ichneumon), die nirgends fehlenden klugen Graupapageien und anderes kleines Gethier.

Des Tages über herrscht eine rastlose Thätigkeit in den weiten Gehöften. Unter luftigen Schuppen schaffen die Küfer, unter anderen wird an Schiffen gezimmert; aus der Schmiede dröhnen

Hammerschläge. Singend und rufend tummeln sich Hunderte von Schwarzen an den Bollwerken und Landungsbrücken, entladen und beladen Fahrzeuge, schaffen Güter von und nach den Magazinen, verpacken Waaren oder säubern die Niederlagsräume. Allenthalben überwachen Europäer die Arbeiten. Boten eilen mit Zetteln hin und her und halten gewissermaßen eine engere Postverbindung zwischen den verschiedenen Dirigenten aufrecht, denn die Verwalter der einzelnen Magazine verlassen ihre so verführerische Schätze enthaltenden Räume nicht, so lange diese dem Verkehre offen stehen. Dem von der Cultur beleckten Afrikaner erscheint Alles als rechtmäßige Beute, was er in Factoreien bei Seite schaffen kann.

Mit einer Unterbrechung um die Mittagszeit währt die vielartige Thätigkeit vom Morgen bis zum Abend. Dann tritt Ruhe ein, obwohl in der Hauptbuchhalterei nothwendige Arbeiten auch noch bei Licht bewältigt werden. An diese Geschäftsräume, von wo aus das ganze Unternehmen geleitet wird, stößt eine große offene Halle, wo die Europäer, mit Ausnahme einiger, welche im südlichen Gehöft leben, ihre Mahlzeiten einnehmen. Sie speisen an zwei langen Tafeln: an der einen und größten haben die höheren Beamten und Gäste ihre Plätze, an der zweiten essen die übrigen Angestellten, die nach Beendigung der Mahlzeit die Halle verlassen.

An der Haupttafel dagegen, namentlich wenn Gäste anwesend sind, rücken später die Herren zwanglos zusammen und pflegen bei einem Glase des in diesem Klima so wohlthätigen, sogar nothwendigen portugiesischen Landweines und einer Pfeife Tabak anregender Unterhaltung. Der Chef des Hauses und sämmtlicher dazu gehöriger Factoreien, Herr A. de Bloeme, und sein Vertreter Herr de la Fontaine-Verwey, sowie die Vorsteher der verschiedenen Departements: die Herren Anema, Gray, Consul van Wettern, W. Develle (ein Landsmann aus Köln) leisten den Gästen in liebenswürdigster Weise Gesellschaft. Besucher von anderen Factoreien finden sich ein sowie Capitaine und Ingenieure von eingekommenen Schiffen. Zur günstigen Zeit trifft man in Banana auch wohl Beamte des Hauses, die sonst in fernen Factoreien und Plätzen leben: Herrn Greshoff aus Boma, Abtheilungschef der Factoreien am oberen Congo, Herrn Consul Riemann, die gleiche Stellung zu St. Paul de Loanda in Angola bekleidend; Herrn Reis aus Ponta da Lenha, früher am Kuilufluß; Herrn Kamerman aus Ambriz, einst getreuer Nachbar unserer Station Tschintschotscho; Herrn Chaves von Muanda, den unverwüstlich fröhlichen Sänger der Küste. So begegnet man unverhofft wieder manchen lieben alten Bekannten, darunter lebensfrischen Männern, die länger denn ein Jahrzehnt an der Küste heimisch sind und von Afrika nicht lassen. Unter solchen Umständen wird die Unterhaltung ungemein lebhaft. Zustände und Ereignisse der Küste werden besprochen, Abenteuer erzählt, Erinnerungen ausgetauscht. Nicht selten herrscht in dem fröhlichen Kreise ein wunderbares Sprachgewirr, da oft holländisch, portugiesisch, deutsch, englisch, französisch zugleich gesprochen wird. Wer anderweitige Vergnügungen liebt, begiebt sich nach einem Nebengebäude, wo in großem lustigem Gesellschaftszimmer ein Billard und Pianino locken.

Auf unwillkommene Gäste ist das holländische Haus ebenfalls eingerichtet, wie eine an der Hafenseite verdeckt stehende kleine Batterie von Schiffsgeschützen beweist. Zur Zeit des Sclavenhandels haben die Eingeborenen trefflich gelernt, Raubzüge zu unternehmen. Noch vor drei Jahren wagten sie, eines Morgens in Canoes heranschleichend, einen Ueberfall auf die der holländischen unmittelbar benachbarte französische Factorei. Als Flußpiraten liegen sie immer auf der Lauer, um abgelegen im Fluß ankernde oder auf den Grund gerathene Handelsfahrzeuge zu plündern. Selbst wohlbewaffnete Schiffe haben sie anzugreifen sich erdreistet, und die Chronik des Congo berichtet von manchen Beraubungen und blutigen Vorgängen. Derartige Uebelthaten zu strafen und Sicherheit für den Handel zu schaffen, sind englische Kriegsschiffe zuletzt in den Jahren 1875 und 1877 mit Waffengewalt auf dem Congo vorgegangen.

Freilich läßt sich damit nicht viel erreichen. Denn das von Wasseradern durchzogene versumpfte Waldland der Niederung bietet dem mit Canoes, Steinschloßflinten und Pulver reichlich versehenen Raubgesindel ausgezeichnete Verstecke, sowie zahllose Wege zur Flucht. Durchstreift man zu Boote die Niederung oder befährt auf Dampfern den Hauptstrom, so lernt man die Schwierigkeiten der Aufspürung und Verfolgung vollauf würdigen.

Den Altwasserarm einige Kilometer weit hinabfahrend und dann um den mit stattlichen Mangroven bestandenen Bulambemba Point (etwa: Echospitze) nach Osten biegend, hält sich der Dampfer an der Nordseite der vier bis acht Kilometer breiten Wasserfläche, die zu beiden Seiten von dunklen Wäldern begrenzt wird. Als schlanke, dreißig Meter hohe Bäume oder als undurchdringliches Gebüsch beschatten Mangroven den Sumpfboden, alle übrigen Holzgewächse ausschließend. Pandanusforste umsäumen die wirren Bestände. Auf Strecken festeren Bodens, wo das Schwemmland über den mittleren Stand des Wassers emporgewachsen ist, haben sich an Stelle der zu Grunde gegangenen Rhizophoren buschreiche Waldwiesen gebildet, geschmückt mit Gruppen anmuthiger wilder Dattelpalmen und stattlicher Wollbäume; selbst breitästige Affenbrodbäume haben hier und dort Raum gefunden. Schön blühende Hybiscusbüsche und großblätterige Ficusarten umkränzen das Ufer und hängen ihr Gezweig in das rasch strömende Wasser. Schlinggewächse überspinnen Busch und Baum. Allenthalben öffnen sich Buchten und Einschnitte an den nur durch die Vegetation kenntlich gemachten Uferstrecken, und Seitenwasser zweigen sich ab, die man in der Regel erst entdeckt, wenn Canoes in dem Pflanzengewirr ein- und ausschlüpfen.

In ruhiger Fahrt immer dem Nordufer folgend, passirt der Dampfer zwei dem Ufer angeschmiegte Inselchen, die Kalb- und Bulleninsel; auf letzterer sieht man im glücklichen Fall das erste Krokodil, ein wohlbekanntes, ziemlich großes Thier, welches die westliche Sandspitze seit vielen Jahren zu seinem Ruheplatz erwählt hat.

Man bemerkt überhaupt auffallend wenige Thiere. Affen zeigen sich kaum noch an den Verkehrswegen in der Niederung, die Hippopotamen haben sich in entlegene Canäle zurückgezogen. Selbst die Vogelwelt ist recht arm. Der gemeine angolensische Adler hockt hier und dort auf einem Aste oder streicht trägen Fluges über den Fluß, etliche Gänse und Enten ziehen vorüber, ein Schlangenhalsvogel oder Reiher wird aufgetrieben. Lärmende Graupapageien kreuzen, namentlich des Morgens, von Ufer zu Ufer, und ein Schwarm grüner Tauben schwirrt gelegentlich am Waldrande hin. Oberhalb der Mangrovenbestände, wo der Fluß inselreicher, die Landschaft offener wird, erscheint vor allem das Wassergeflügel zahlreicher und man erblickt öfters abseits rastende, jedoch sehr wachsame Krokodile, die in der Regel eilig in das Wasser gleiten.

Nichtsdestoweniger bleibt die Reichhaltigkeit des Thierlebens hinter aller Erwartung zurück, und wer die Jagd mit einigem Erfolge betreiben will, muß zu Boote die Seitengewässer aufsuchen, obwohl auch dort alles Wild sich scheu verbirgt und schwierig zu erlegen ist.

Stromauf von der Bulleninsel tauchen an beiden Ufern im gelichteten Walde neu angelegte kleine Factoreien auf. Die Oertlichkeiten, von Wasser und Sumpf umgeben, besitzen nichts Einladendes. Vor zwei Jahrzehnten noch standen an diesen Stellen die Gehöfte von Sclavenhändlern. Von hier aus konnten sie den Congo bis zur Mündung überblicken und, wenn englische Kreuzer ihnen den Weg versperrten, ihre mit Menschen befrachteten Fahrzeuge durch Canäle der nördlichen Niederung ungesehen bis an das Meer schaffen.

Nun beginnen Bänke und Inseln das Fahrwasser zu beschränken, und der Dampfer hat Umwege einzuschlagen. Die Lage der Untiefen verändert sich überdies rasch und wechselt fast mit jedem Hochwasser; selbst Inseln verschwinden in wenigen Jahren und entstehen wieder ebenso schnell an anderen Orten. Von den schwindenden Inseln und Bänken wie von unterwaschenen Uferstrecken heben die Fluthen die des Haltes beraubte Vegetation ab und tragen sie mit sich hinaus in das Meer. So entstehen die vielgenannten schwimmenden Inseln des Congo, die zuweilen bis hundert Schritt im Durchmesser halten mögen, in der Regel aber viel kleiner sind. Es sind in der Hauptsache hohe Gräser und Büsche, die, durch ihr Wurzelgewebe verbunden, aufrecht wie sie wuchsen von dannen treiben. Größere Bäume finden natürlich in der schwimmenden Pflanzendecke keinen Halt, sondern sinken um; doch sieht man bisweilen über armdicke Bäume Wind und Wellen zum Trotze das Gleichgewicht bewahren.

Flache, mit hohen Gräsern und verstreutem Gebüsche bestandene Inseln zur Rechten lassend, läuft der Dampfer in den nördlichen Arm des Hauptstromes, der hier immer noch die Breite

des Rheins bei Köln besitzt. Das nördliche Ufer trägt vielartiger werdende Bewaldung, die namentlich reich an Wein- und Oelpalmen ist. Zur Rechten erscheinen am Uferrand der grasigen Insel drei einsame Oelpalmen; ihnen gegenüber, noch hinter einer Waldecke verborgen, liegt Ponta da Lenha: der Holzort. Es wird, je nach Wind und Wasserstand, in vier- bis fünfstündiger Fahrt von Banana erreicht. Bis dorthin können große Seeschiffe bequem gelangen; im Jahre 1874 dampfte ein deutsches Kriegsschiff bis zu diesem Punkte: die „Gazelle", unter Freiherrn von Schleinitz.

Zur Zeit des blühenden Sclavenhandels zählte Ponta da Lenha über ein Dutzend großer Gehöfte, die in langer Reihe am Flusse auf einer künstlich erhöhten und durch Pfahlwerke geschützten Uferleiste errichtet waren. Gegenwärtig finden sich daselbst noch drei Factoreien.

Trotz der starken Verpfählungen unterwäscht der Strom das Ufer; vor einigen Jahren wurde ein Theil einer portugiesischen Factorei plötzlich hinweggerissen, und ein französisches Haus, das gleiche Schicksal befürchtend, hat vor anderthalb Jahren den Platz verlassen. Ponta da Lenha ist von Wasser und Sumpf umgeben und wird nicht selten überfluthet; Morast und Wasserläufe trennen die einzelnen Häuser, sodaß der Verkehr sich gewöhnlich auf Booten oder Canoes vollzieht.

Trotz der bedenklichen Lage ist der Ort nicht in besonderem Grade ungesund, weil vom Flusse her frische Luft die Baulichkeiten durchstreift. Aber seine goldenen Tage sind vorüber; die Stätte ist leer geworden, und nur die Tradition berichtet noch von dem übermüthigen Treiben, das einst hier herrschte.

Der schmucken, durch eine schöne Bananenallee ausgezeichneten holländischen Factorei liegt die englische von Hatton und Cookson unmittelbar benachbart. In letzterer haust Herr Cobden Phillips, ebenfalls ein altbewährter Freund der deutschen Loango-Expedition. Er ist ein Gelehrter und Künstler in der Wildniß, der nach des Tages Arbeit frisch und fröhlich nach seinen Büchern und Instrumenten oder nach der geliebten Geige greift. Gar wunderbar muthet es an, wenn in stiller Abendstunde von der Veranda die verständnißvoll vorgetragenen Weisen unserer Classiker über den leise rauschenden Strom und in den Sumpfwald hinausklingen. Dann halten wohl auch passirende Eingeborene mit Rudern inne und lauschen im treibenden Canoe den Tönen eines Concertes von Mendelssohn oder einer Violinsonate von Bach, wo zur Sclavenzeit der Zecher wüster Lärm erschallte.

Von dieser Gegend aufwärts theilen mehrere Inselreihen den Congo in drei Hauptarme, die Fahrzeugen mittlerer Größe hinreichende Tiefe bieten. Die Dampfer verfolgen in der Regel den in der Mitte liegenden, um in abermals vier bis fünf Stunden Boma zu erreichen. Eine große Anzahl kleiner Factoreien liegt versteckt an den Seitengewässern.

Man erblickt hier die letzten Mangroven, die bereits recht kümmerlich aussehen, weil das Wasser, das ihre Wurzeln umspült, kaum noch brackisch ist. Auch der geschlossene Urwald tritt zurück; nur hier und dort ziehen sich Waldstreifen entlang oder erheben sich Baumgruppen, während die Ufer noch vielfach mit dichtem Gebüsch bekleidet sind.

Aber auch dieses wird spärlicher und an seine Stelle treten die hohen Halmgräser, die den größten Theil des flachen Geländes in unbestrittenen Besitz genommen haben; unter ihnen zum ersten Male der classische Papyrus, dessen unzugängliche Horste die versumpften Bodenstrecken beherrschen, dessen geschmeidige Schäfte das treffliche landesübliche Baumaterial bilden. Die waldscheue, vom Meeresstrande bekannte Fächerpalme findet hier wiederum die Bedingungen ihres Gedeihens und überragt vereinzelt oder in lockeren Hainen die hohen Grasbestände. Allenthalben treiben schwimmende Inseln, deren hauptsächliche Geburtsstätte zur Zeit des Hochwassers gerade in diesem Gebiete zu suchen ist.

Fast unbehindert schweift der Blick weithin über die von unzähligen großen und kleinen Wasseradern durchzogenen Gelände der breiten Niederung bis zu den fernen Uferhöhen. Diese leiten ostwärts zu den Hochlanden des Congo über, die nach kurzer Fahrt oberhalb Ponta da Lenha in Sicht treten. Diese Landschaft ist auf dem beigegebenen Bilde dargestellt.

Nicht wie ein mächtiges Gebirge, sondern als Ketten gerundeter Hügel begrenzen sie die Landschaft, deren Hauptreiz lediglich der vielfache Wechsel zwischen Festem und Flüssigem sowie die ausgeprägte Herbststimmung bildet, welche ihr während der Trockenzeit die mit Ausnahme des Papyrus abgestorbenen Gräser verleihen.

Zur Erinnerung an Hedwig Reicher-Kindermann.

Verrauscht, verklungen für ewig ist die herrliche Stimme, die mit ihrem süßen Wohllaut, ihrer unendlichen Kraft und Fülle Tausende von Herzen im Sturm erobert! Erde, kalte, feuchte Erde deckt die hohe Gestalt unserer Reicher-Kindermann, keine geliebte Heimatherde, sondern fremde: der Adria sonnig blauer Himmel wölbt sich über ihrem Hügel.

Wer nur einmal mit dieser wunderbaren Frau persönlich verkehrt hat, dem wird es schwer, an ihren Tod zu glauben, eine solche Lebensfülle und Gefühlsmächtigkeit trat Jedem mit ihr entgegen. Man kann sich eben das hohe schöne Weib nicht todt denken, und doch reden's uns alle Zeitungen seit dem 2. Juni täglich vor, und die Nachrufe und Erinnerungen haben noch heute kein Ende. Um so mehr zieht uns nun Alles an, was aus ihrem Leben erzählt wird. Und gerade weil ihr großer öffentlicher Künstlerlebensgang nur eine kurze Spanne von Jahren umfaßt, geht man gern ihrer früheren Vergangenheit nach, um den Ursprung ihrer Größe und die Quellen der Leiden zu erkunden, die beide sich in ihr Leben getheilt zu haben scheinen.

Hedwig Kindermann konnte die Anwartschaft auf ein glückliches Leben nicht augenscheinlicher in die Wiege gelegt werden. Sie war an Leib und Seele trefflich beanlagt und hochbegabt und vom Schicksal mit Eltern gesegnet, deren Bildung und Mittel geeignet waren, ihr den Pfad von der Kindheit bis zum Beruf so freuden- und hoffnungsreich wie möglich zu machen. Ihr Vater ist bekanntlich der berühmte Sänger August Kindermann in München; von der Liebe zu ihrer Mutter zeugen viele später veröffentlichte Briefe. Hedwig muß als Kind und Backfisch eine reizende Erscheinung gewesen sein in ihrer Anmuth, Kraft und Natürlichkeit. Es wird erzählt, daß, wenn sie mit der Küchenschürze geschmückt der Mutter am Herde half, ihre fröhlichen Lieder zum Küchenfenster herausschallten und die Leute auf der Gasse stehen blieben und lauschend sagten: „Das ist Kindermann's Hedwig! Wie die singt!" — Und doch soll, nach allen Berichten, der Vater erst durch den Professor an der Münchener-Musikschule, Franz Wüllner, auf den Werth der Stimme seiner Tochter aufmerksam gemacht worden sein.

Er nahm sie nun in seine Schule und bildete sie so weit aus, daß sie, sehr jung schon selbstständig, die dornenvolle, aber durch den winkenden Lorbeer unwiderstehlich verlockende Künstlerbahn betreten konnte. Von da an beginnen Kampf und Leid und mit den Triumphen die Gefahren für das junge Leben. Wer die Energie anerkannte, durch welche die entzückende Soubrette sich bis zur höchsten Stufe ihrer Kunst emporrang und die Bewunderung aller Kunstenthusiasten in Deutschland, Oesterreich, England, Frankreich und Italien bis zur Vergötterung zu steigern vermochte, der darf auch nicht vergessen, daß dieselbe Gewalt der Seele, mit welcher sie die peinigendsten körperlichen Schmerzen bezwang, wenn die Pflicht ihrer Kunst es forderte, auch im Dienst ihrer Leidenschaften stand.

Von diesen körperlichen Schmerzen schildert uns ein Beispiel die langjährige Freundin Hedwig's, Adelheid Bernhardt, in ihrem inhaltreichen „Erinnerungsblatt"* S. 7, wie folgt:

„In München (wo Hedwig zuerst an der Hofbühne auftrat) war es auch, wo ihr Leiden begann, denn in den wenigen Wochen unseres Zusammenseins litt sie fast täglich an den entsetzlichsten Krämpfen. Ich erinnere mich eines Abends gegen fünf Uhr, daß sie von Krämpfen befallen wurde. Ich war allein mit ihr und der Aufwartung. Gegen sonstige Anfälle war sie diesmal merk-

* „Erinnerungsblatt an Hedwig Reicher-Kindermann nebst deren Briefen an eine Freundin". (Dresden. Commissions-Verlag von E. Pierson's Buchhandlung. 1883.) Verehrern und Freunden der großen unglücklichen Sängerin ist dieses Schriftchen, dem wir die werthvollsten Mittheilungen verdanken, auf das Wärmste zu empfehlen.



Hedwig Reicher-Kindermann als „Brunhilde".

Nach einer Photographie im Verlage von Loescher und Petsch in Berlin auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

würdig ruhig zu leiten, denn oft gehörte die Gewalt von vier Personen dazu, um sie vor einem Sprung aus dem Fenster zu schützen. Diesmal legte sie sich unbewußt auf das Bett, ich öffnete die Fenster, um Luft hereinströmen zu lassen, nachdem ich sie genügend verstellt, und schickte zu Herrn Baron von Perfall, um die Oper abzusagen, da sie ‚Amneris' singen sollte. Sie hörte dies und sagte: ‚Nein, Adelheid, ich werde singen.'

Sie sang wirklich, und so wunderbar hinreißend, wie ich sie nie wieder gehört; jeder ihrer Töne zog mich mächtig zu ihr hinauf; seit jenem Tage war es mir klar, daß solcher Gesang noch ganz Deutschland in Bewegung setzen müsse."

Und so ist es denn auch geschehen. Doch begann ihre *große* Zeit erst mit ihrem Auftreten bei den Bayreuther Festspielaufführungen 1876, wo sie in der obwohl untergeordneten Partie der „Erda" im „Rheingold" eine so Alles bewältigende Meisterschaft bewies, daß ihr Beruf, die vollkommenste Darstellerin der Wagner'schen Schöpfungen zu werden, von diesem Augenblick an bei allen Fachmännern feststand.

Jetzt regten sich auch die Bewerbungen um sie. Zunächst folgte sie einem Rufe Pollini's an das Hamburger Stadttheater. Im Jahr 1878 finden wir sie am Hofopernhaus in Wien, und dort drückt die Nachricht vom Tode ihrer Mutter sie tief darnieder. Von dort schrieb sie am 15. Juli, ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstage, an Adelheid Bernhardt: „Ich muß furchtbar viel studiren, da ich sehr ehrenvolle Anträge nach London und Petersburg, sowie nach Mailand (Scala) und Paris an die Große Oper habe. Natürlich muß alles italienisch studirt werden. Aber ich ersinge mir halt ein Vermögen und schlage Capital aus dem Talent, welches mir vom Schöpfer verliehen ist."

Der schöne Traum! Als ob die für jede Bitte immer offene Hand dieser Künstlerin je zum Dienste des Mammon hätte geeignet sein können!

Schon im September desselben Jahres datiren ihre Briefe wieder aus München, wo sie abermals mit ihrem Vater vereinigt ist. Ihn singen zu hören und heimlich ihm Kränze zu werfen, ist ihre höchste Lust. — Aber auch neue dunkle Schatten treten jetzt auf. „Ich werde Dir," schreibt sie an die Freundin, „in Form eines Tagebuchs mein ganzes Leben beschreiben, all meine Erfahrungen und Enttäuschungen, und Du wirst staunen. In der einfachen, wahren Erzählung wirst Du einen Roman finden. Noch

ist mir das Schlimmste nicht widerfahren! Ich muß noch immer erwarten, daß mich ein entsetzlicher Schlag trifft, den ich nur ahne, vor dessen Eintreffen ich aber jetzt schon zittere."

Welcher Schlag dies sein könne, läßt aus späteren Briefen an Adelheid Bernhardt sich nur ahnen. Hedwig hatte, noch sehr jung, sich mit Reicher, Schauspieler am Gärtnerplatztheater, vermählt, eine Ehe, die ihren Vater in Sorgen und Trauer versetzt haben soll. Sie gebar einen Sohn, ihren „Franzl", an dem sie mit aller Liebe ihres leidenschaftlichen Herzens hing bis zu ihrem letzten Augenblick. Während dieser Münchener Zeit ist noch kein Schatten über ihrer Ehe zu bemerken. Sie schreibt um diese Zeit an die Freundin: „Seit ich von meinem theuren Mann fort bin, lebe ich nicht mehr, ich vegetire nur!" Später (im December) meldet sie: „Mein Manderl hat Engagement in Weimar, Erfurt, Eisenach. Ich bin sehr glücklich darüber." Im Januar 1879 schreibt sie: „Ich trachte jetzt einen zehnjährigen Vertrag zu erhalten mit Gatten und mit zwei oder drei Monaten Urlaub." Und im Juni 1879: „Wirke für meinen Mann eine schöne Stellung aus, Berlin, Leipzig, Dresden, dadurch machst Du mich glücklich."

Schließlich (wohl 1882) wurde die Ehe doch getrennt, aber so wunderliche Herzen waren beide, daß sie kurz nach der Scheidung den Wunsch gehegt haben sollen, nach einem Jahre still sich wieder zu vereinigen. Das Kind war durch das Gericht dem Vater zugesprochen worden; doch davon später.

Aus den Münchener Briefen müssen noch einige für die Kenntniß von Hedwig's Seelenleben bedeutende Stellen hier mitgetheilt werden. Am 8. December 1878 schreibt sie der Freundin: „Baron von Perfall ist mir der gütigste Vater. Er hat mich in sein Herz geschlossen, weil er mich kennt, und er hilft mir aus meiner schlimmen Lage! — Ich vergesse es ihm nie! Ewig werde ich ihm dankbar dafür sein! Ich reiche ihm meine Kunst dafür, es ist ja das Einzige, was ich wirklich mein nennen darf."

Ein glücklicher Augenblick dictirte ihr (am 23. Juni 1879) die Worte: „Meine Ortrud ist mit kolossalem Erfolge vorbei. ich habe schön gesungen, gespielt und ausgeschaut, so sagt man mir wenigstens."

Aber nur zwei Tage später eröffnet sie uns einen erschreckenden Einblick in ihr Inneres: „Meine Ortrud-Leistung," meldet sie der Freundin, „ist Seiner Majestät durch seinen Secretär und Regierungsrath Bürkel bekannt gemacht worden, ich bin heute zu Bürkel bestellt und stürze mich tout-de-suite en grande toilette. Wie gut, daß ich noch hier bin und höchstwahrscheinlich hier bleibe, obwohl ich schwere Ahnungen habe und die Folgen dieses Hierbleibens eine unabsehbare Reihe von Kummer und Herzweh sein wird. Ich werde eine große Künstlerin werden, wenn ich so weiter meinem inneren Leben folge, ich werde die Mitmenschen durch die Gewalt meiner Töne, durch das Gefühl hinreißen, begeistern, mein Herz aber wird von eben diesen Menschen zerrissen. Ich weiß, daß Du mich für närrisch hältst, nachdem Du diesen Brief gelesen. Immer glauben die Leute dasjenige für wahnsinnig, was sie nicht mehr begreifen. Ich lasse nur meine Seele sprechen, bringe die tausend Stimmen zu Papier, die in mir sich mächtig hören lassen. Ich muß all meine Geistes- und Körperkräfte zusammenraffen, um nicht wieder meinen unheilvollen Geistern zu verfallen, die mich peinigen, verfolgen."

Und abermals zwei Tage darnach: „Ich erwarte meinen Mann mit Franzl! Hab' ich nur erst meinen Bubi wieder!"

Im October desselben Jahres ist Hedwig in Paris. „Ich bin im Begriff, eine große Carrière zu machen," jubelt sie am 29. Sie hatte beim Probesingen an der Großen Oper so gefallen, daß ihr ohne Gastspiel sofort ein Antrag gestellt wurde. „Ich habe einen dreijährigen Vertrag abgeschlossen, man lobt vor Allem meine auffallend schöne Aussprache im Singen!" — Aber diese Stellung konnte sie so wenig antreten, wie die am 8. April 1880 von Mailand angezeigte, von wo sie schrieb: „Hier sitze ich als Cantatrice della Scala, engagirt für drei Saisons, im Frühjahr mache ich meine erste Tour nach Amerika, Buenos-Ayres für 60,000 Franken und Benefiz in fünf Monaten." Aus Gesundheitsrücksichten mußte sie alle diese lachenden Pläne aufgeben und nach München zurückkehren, von wo sie am 26. April der Freundin mittheilt, daß sie seit ihrer Pariser Reise an einem constanten nervösen Schmerz leide. „Ich litt unsäglich und habe buchstäblich seit October keine Nacht geschlafen, der Schmerz wuchs, der Zustand drohte verhängnißvoll für meinen Beruf zu werden." Trotz alledem blieb auch jetzt noch guter Rath von ihr unbeachtet, denn der Brief schließt mit den Worten: „Mein Doctor kommt, wenn er mich schreiben sieht, wird er böse!" —

Wenige Monate später begrüßen wir sie in Leipzig. Hier, wo damals unter der Oberleitung Angelo Neumann's die Oper zu seltener Kunsthöhe emporblühte, stieg auch Hedwig Reicher-Kindermann wie im Sturme zur Höhe ihrer Leistungsfähigkeit und ihres Ruhmes hinan. In kurzer Zeit hatte sich das ehrendste gegenseitige Verhältniß zwischen dem Publicum und ihr gebildet: sie belohnte die aufrichtige Bewunderung der Leipziger mit ihrer innigen Zuneigung und Liebe: ihre „große Familie" nannte sie dieselben, und die Stadt war ihr so theuer, wie eine zweite Vaterstadt.

Nachdem unsere Künstlerin auf ihrem öffentlichen Lebensgange bis hierher geführt ist, gestatten mir nun die Leser, sie auch in die hiesige Häuslichkeit derselben zu führen, indem sie einem Besuche dorthin folgen. Bei einer solchen Größe sind auch kleine Beobachtungen ihrer Persönlichkeit und Umgebung der Theilnahme werth.

Vor mehr als Jahresfrist war es mir vergönnt, die nun geschiedene Künstlerin persönlich kennen zu lernen, und ihr Bild hat sich mir, sowie Allen, die sie gekannt, unauslöschlich eingeprägt. — Es war an einem Nachmittage des April vorigen Jahres, als ich mit meiner Freundin, die Frau Kindermann Grüße von einer ihrer Schwestern bringen sollte, an der einfachen, aber bekränzten Thür ihrer Wohnung am Schletterplatz klingelte. Ein weißes Schild an der Thür zeigte die Inschrift: „Hedwig Reicher-Kindermann, Opernsängerin." Ein sauberes Dienstmädchen öffnete und ließ uns eintreten. In dem kleinen Vorsaal standen Schränke, auf denen eine Menge verdorrter Bouquets lagen. Das Mädchen führte uns in ein nicht sehr großes Zimmer, das in seiner originellen Drapirung der Wände mir unvergeßlich ist. Zahllose Lorbeerkränze schmückten das Heim der Künstlerin, sie bedeckten die Wände des Zimmers vollständig, hingen über dem Claviere und lagen auf demselben. Große Bilder der Künstlerin, sie als Isolde, Brunhilde, Carmen 2c. darstellend, hingen an den Wänden, vom Lorbeer fast verdeckt, oder lagen auf Stühlen, eines lehnte sogar am Ofen. Blumen schmückten die Fenster, alles blühte und duftete.

Während wir noch unsere Umgebung betrachteten, ging die Thür leise auf, und Hedwig Kindermann erschien auf der Schwelle. Ein dunkelblauer Schlafrock, mit bunten Kanten verziert, umhüllte die hohe Gestalt. Das dunkle Haar war schlicht zurückgestrichen. Zuerst war die Künstlerin furchtbar stolz und unnahbar. Sie nöthigte uns, Platz zu nehmen, und setzte sich dann zu uns. Ich saß dicht neben ihr und hatte Muße, denn ich brauchte ja die Grüße nicht zu bestellen, das schön gezeichnete Profil in der Nähe zu betrachten. Frau Kindermann hörte, zuweilen mit dem Kopfe nickend, ernst und schweigsam auf Das, was meine Freundin vorbrachte. Mir wurde dieser starren Ruhe gegenüber ganz unheimlich zu Muthe, und ich wäre am liebsten davon gelaufen. Wie bald änderte sich jedoch mein Sinn, denn plötzlich wurde sie eine Andere, ein ganz anderes Wesen, und ich saß, wie gebannt von der bezaubernden Liebenswürdigkeit der berühmten Sängerin, nun um so fester!

Ich wundere mich heute noch, woher Frau Hedwig Kindermann so plötzlich das Vertrauen nahm, mit dem sie uns, die ihr Fremden, von denen sie kaum den Namen wußte, nun in ihr Leben einweihte. Das Herz mußte ihr doch ganz voll davon sein, sodaß ein Ausströmen desselben ihr eine Wohlthat war. Vieles von dem oben Dargelegten, das mir freilich damals größtentheils unbekannt war, theilte sie uns so süß plaudernd, so offen und treuherzig mit, daß ich mich in eine ganz wunderbar gehobene Stimmung von Trauer, innigster Theilnahme und tiefer Ehrfurcht versetzt fühlte.

Sie erzählte uns mit ihrer tiefen, melodischen Stimme von ihrem guten Vater, ihrer todten Mutter, ihren Schwestern, ihrem Gatten und dem Kinde. Ihre Heirath mit Reicher erwähnte sie nur kurz, und ihre Stimme zitterte, als sie voll Wehmuth hinzufügte: „Mein Vater sagte damals zu mir: damit hast Du mir den größten Schmerz angethan!"

Am aufgeregtesten wurde sie, als sie von ihrem Kinde erzählte! Wie würde ich erst von ihrer Klage ergriffen worden sein, wenn ich damals schon den Brief gekannt hätte, den sie wenige

Tage vor unserm Besuch, während einer Gastspielreise nach Bremen, von dort an Adelheid Bernhardt geschrieben:

„Was wissen die Menschen, die meine Kunst bewundern, wie es in mir aussieht! Wer kann es begreifen, wenn ich beklatscht und bewundert da oben stehe, daß ich schlaflos die Nächte verbringe und nur eben mein Herzeleid mich der Kunst so voll und ganz in die Arme warf! Wenn nicht die liebevolle aufopfernde Pflege meiner jüngsten Schwester Toni wäre, wo wäre ich jetzt! Sie ist es, die mich dem verhaßten Leben erhalten hat — kann ich ihr's danken?! Du weißt, Adelheid, wie ich litt unter unseren Verhältnissen! Wie dem auch sei — ich schreibe Dir aufrichtig, wie ich fühle! Nie kann ich mehr hoffen, glücklich zu sein: Ich habe meinen Franzl verloren! Das ganze Weltall müßte zusammenstürzen, während ich diese Worte niederschrieb — Worte, welche der Aufschrei einer verzweifelnden, sich in Sehnsucht verzehrenden Mutter sind. — — Da hast Du mein Herz! So sehe ich aus, bedaure mich, wenn Du es vermagst."

Dieser wilde Sturm des Schmerzes brach jetzt nicht wieder hervor. Sie erging sich in allerliebsten Erzählungen von ihrem „Bubi", aber mit Thränen im Auge klagte sie wieder über die Trennung und seufzte tief auf: „Und ich habe mein Kind doch so sehr lieb!" Mir wurde ganz weh um's Herz, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich ihr um den Hals gefallen und hätte ihr die Thränen weggeküßt.

Auch von ihrer schweren Krankheit im Centralhôtel zu Berlin sprach sie, wo vier Aerzte das Bett der Typhuskranken umstanden hätten. Auf ihr kurz geschnittenes glattes Haar deutend, sagte sie lächelnd: „Das ist auch noch eine Errungenschaft jener schweren Zeit."

So sprach sie noch viel, und aus Allem klang ihre große Herzensgüte, ihr mildes Urtheil und ihre begeisterte Liebe zur Kunst. „Es giebt ja oft Tage und Stunden, wo ich keine Silbe rede, aber wir Künstler sind einmal so, das muß eben unsere Umgebung ertragen lernen," sagte sie, als sie uns von der Güte ihrer Schwester Toni erzählte, die wir nun ebenfalls kennen lernten, denn sie kam in's Zimmer und wandte sich so reizend naiv an die Schwester mit der Bitte:

„Hedwig, schenk' mir zwanzig Pfennig!"

Hedwig lachte mit uns, befriedigte die Schwester und trug ihr noch auf, ja den Vogelbauer nicht zu vergessen. Sie bestellte ihr Haus noch, ehe sie ihre Reise nach England antrat!

Von London aus, wo sie als Brunhilde in „Walküre" und „Götterdämmerung", wie überall, unerhörte Erfolge erregt hatte, schrieb sie (am 26. Mai 1882) unter Anderem: „Das Neueste ist also, daß Neumann wahrscheinlich im October-November wieder hier und dann drei Monate in Amerika — New-York und Boston — sein wird. Trotzdem halte ich fest an meinem Vorhaben, nach Leipzig zurückzukehren. Denn mein Leipzig ist mir an's Herz gewachsen und gäbe es nur ein Hoftheater, das ist München, wo ich wegen Papa gern wäre."

Nach der Rückkehr von dieser Reise sollte sie doch nur gar zu bald ganz von Leipzig scheiden. Der Abschied ist ihr schwer geworden. „Ach, jedes Blumentöpferl thut mir leid, was da bleibt, und ich muß fort!" sagte sie, ihre schönen Blumen betrachtend.

Wir waren endlich aufgestanden und bewunderten die erstaunliche Fülle der Lorbeerkränze. „Ja," sagte sie, „das ist auch mein Stolz." Und nun zeigte sie uns mehrere, die sie von ihr besonders theuren Personen oder bei besonders denkwürdigen Veranlassungen empfangen hatte, und schloß endlich lächelnd: „Ach, und da habe ich noch Körbe voll zu Hause."

Eine nicht ganz gelungene Kreidezeichnung lehnte auf einem Stuhl, sie stellte sie als Isolde vor. Frau Kindermann erzählte uns, sie habe das Bild einem armen Schlucker für dreißig Mark abgekauft. Da aber manches auf dem Bilde nicht gut sei, so bessere sie es selbst aus. So war sie immer die Herzensgüte selbst! Man könnte davon unzählige Beispiele anführen, wie kein Armer ohne ein Mittagsbrod von ihrer Thür ging, wie sie einem armen Betteljungen fünf Groschen gab und dann entzückt ausrief: „Schauen's nur das glückliche Gesicht, was der Jung' macht!"

Und sobald schon mußte dies schöne Wesen sein Leben lassen! Seit diesem Besuche kann ich nicht an Hedwig Kindermann denken, ohne daß mir Schiller's Vers vor Augen stände: „denn der Mächtigste von allen Göttern ist der Augenblick." Wenn je in erschütterndster Weise, hat sich die Wahrheit dieses großen Dichterwortes an Hedwig Kindermann dargethan. Sie lebte nur mit dem Augenblick: sie beherrschte ihn, wenn ihre Kunst es gebot, sie besiegte jeden Schmerz, wenn die Pflicht rief, sie errang ihre höchsten Triumphe durch ihre Herrschaft über den Augenblick; — aber ebenso gewaltig war der Sieg des Augenblicks über sie, wenn sie von der Bühne in's Leben zurücktrat. Sie ließ sich vom Augenblick in den tiefsten Jammer wie zur äußersten Lust führen. Wohin er sie aber auch geführt, da hielt sie ihn fest. Ein solcher festgehaltener Augenblick der Freude war es, der sie nach ihrem letzten Triumph als Erda an jenem Abend in Triest beim „prächt'gen Krügel Pilsener" in der tückisch schmeichelnden Mailust gefangen hielt, bis der Schüttelfrost ihr den letzten Augenblick verkündete. Augenblicke um Augenblicke — aber die ihrer Kunst werden noch strahlen, wenn die andern längst verwischt sind.

Der Name Hedwig Reicher-Kindermann wird ewig in leuchtenden Lettern am Kunsthimmel prangen und weiter leben im Herzen Aller, die ihre bezaubernde Stimme gehört — ob auch der Leib in Staub zerfällt, im Herzen Tausender bleibt Hedwig Kindermann ewig unvergessen.

E. H.

Wo kommen unsere gefiederten Hausfreunde her?

Schilderung von Dr. Karl Ruß.

Vor nahezu zwei Jahrzehnten schrieb mir Herr Karl Hagenbeck in Hamburg, Inhaber der größten Handelsmenagerie der Welt, zum ersten Mal, ich möge an einem bestimmten Tage im Monat Mai dort eintreffen, weil dann ein großes Schiff von Australien mit reicher Ladung an Schmuckvögeln anlange. Seitdem habe ich fast Jahr für Jahr einer derartigen Ankunft beigewohnt, und eine solche ist in der That bedeutsam und anregend genug, daß es sich wohl verlohnt, um ihretwillen eine Reise nach Hamburg zu unternehmen.

Je nach der Gegend, beziehentlich dem Welttheil, aus welchem das Schiff hergekommen, ergiebt sich der Anblick jedesmal als ein absonderlicher. Hier haben wir gegen zwei Dutzend große, stattliche Kakadus, in verhältnißmäßig engen Kasten zusammengedrängt, vor uns, und wenn wir ihnen zu sehr nahen oder durch eine rasche Bewegung sie erschrecken, so klappen sie ihre buntfarbigen Federschöpfe helmartig auf, und ihre ausdrucksvollen dunkeln Augen blicken so sprechend, daß wir uns wahrlich nicht zu wundern brauchen, wenn diese Vögel menschliche Worte verlauten lassen. Dort schwirrt und tobt es stürmisch durch einander; es sind rothe Cardinäle, deren sonst so sauberes, purpurnes Gefieder jetzt recht abgestoßen und angeschmutzt erscheint und unser Bedauern erregt. Jenen Versandkäfig bevölkern Hunderte von Prachtfinken, welche auf stufenweise angebrachten Stangen vor uns sitzen, uns sämmtlich die Köpfchen zuwenden und förmlich erwartungsvoll anschauen. Wiederum in einem andern Kasten kommen uns die Insassen, sobald wir nahen, schnatternd und meckernd entgegen; es sind kleine Sittiche, Schmalschnäbel und Andere, und wehe uns, wenn wir die Hand hinein halten wollten, sie würden sofort alle vereinigt auf den Feind losgehen und uns mit ihren Kneifzangenschnäbeln gar empfindlich zusetzen. Vor einer besonders werthvollen Vogelsendung stehend, wird uns die Liebhaberei zunächst arg verleidet; Graupapageien empfangen uns nämlich mit solchem durchdringenden schrillen Geschrei, daß ungewöhnlich kräftige Nerven dazu gehören, um es ertragen zu können.

Jedes Schiff bringt, natürlich seinem Abfahrtsort entsprechend, verschiedene Arten von Vögeln mit, ja manchmal ganz unerwartete, denn die einander begegnenden Schiffe treiben, wie mit mancherlei anderen Dingen, auch mit den lebenden Vögeln unterwegs Kauf und Tausch. So habe ich selber gesehen, daß ein von Brasilien zurückkehrender Dampfer Webervögel aus Südafrika, ein Schiff von New-York Sonnenvögel aus China mitführte 2c. Darin liegt erklärlicher Weise für den Liebhaber und Kenner ein ungemein

großer Reiz, ein gleicher Ansporn aber auch für die Händler. Wenn seltene Widafinken vom Cap, Papagei-Amandinen von Ostindien, besonders schöne und kostbare Prachtfinken von Afrika oder von Australien oder die seltensten Plattschweifsittiche und andere beliebte kleine Papageien zu erwarten sind, da giebt es einen gar erregten Wettstreit, und die Händler fahren dem Dampfer wohl viele Meilen weit in die See entgegen, um einander nicht allein den recht hübschen Ertrag, sondern auch die Ehre der Einfuhr streitig zu machen.

Zunächst wollen wir aber unsere Blicke in die Wildnisse lenken, in denen die Vögel gefangen oder sonst wie erbeutet werden. Die meisten von ihnen, wie die großen Schwärme von Wellensittichen, manchen Plattschweifsittichen, vielerlei Prachtfinken, auch kleinere Schaaren von Cardinälen, Staarvögel in zahlreichen Arten und andere mehr werden mit Netzen vornehmlich an der Tränke oder bei anderen Gelegenheiten eingefangen. Große, sprechenlernende Papageien, der Jako, die vielartigen Amazonen und andere werden von den Eingeborenen aus den Nestern gehoben oder doch als ganz junge Vögel aufgegriffen, dann, bis zum völligen Flüggewerden, besonders mit gekautem Mais aus dem Munde, aber auch mit Bananen und allerlei anderen Früchten aufgefüttert. Im Uebrigen betreibt man den Vogelfang in den fernen Gegenden mit all den Vorrichtungen und Hülfsmitteln, welche bei uns im Gebrauch sind; also mit Vogelleim, Schlingen, Netzen, Fallen. Manche kleine Papageienarten lassen sich dupfen, das heißt sie sind so harmlos, daß man vermittelst einer an eine Stange gebundenen Schlinge oder Leimruthe einen nach dem andern herabholen kann, ohne daß die übrigen verscheucht werden, bis die ganze Schaar im Käfig sich befindet. Die eingefangenen oder aus den Nestern geraubten und aufgefütterten Vögel werden sodann nach den Küstenstädten zum Verkauf gebracht. Wo es sich verlohnt, harren ihrer besondere Aufkäufer, die sie in möglichst großer Anzahl nach Europa bringen, so erwirbt man z. B. die Graupapageien in Afrika und die Wellensittiche in Australien. Ueberall anderwärts aber hängt der Handel vom Zufall ab. Das Schiffsvolk, die Matrosen, der Steuermann, der Koch und selbst die Officiere, ebenso die Reisenden, Jeder erhandelt in den Küstenstädten, beziehungsweise den verschiedensten Plätzen des Handelsverkehrs überhaupt, allerlei Gefieder. Nach den Hauptpunkten des derartigen Verkehrs senden heutzutage die Großhändler von Europa aus schon ihre Agenten, und dieser ganze Vogelhandel entfaltet eine Rührigkeit, die man in der That mit Staunen betrachten muß.

Hoch obenan unter den Großhändlern des Thierhandels im Allgemeinen steht Karl Hagenbeck und neben ihm seine Schwester Christiane Hagenbeck, welche schon seit einer langen Reihe von Jahren den Vogelhandel dieses Geschäfts in der Hand hat. Dann folgen in ziemlich gleicher Bedeutung Chs. Jamrach, A. H. Jamrach und J. Abrahams in London, William Croß in Liverpool, H. Fockelmann, H. Wucherpfennig und H. Möller in Hamburg, J. H. Dieckmann in Altona, R. Welsch in Bremerhafen. C. Reiche in Alfeld bei Hannover, welcher einen großartigen Canarienausfuhrhandel nach Nordamerika betreibt und eine Filiale in New-York besitzt, importirt amerikanische Vögel in großer Anzahl, und ähnlich, wenn auch nicht in demselben Maße, L. Ruhe, gleichfalls in Alfeld. Dazu kommen dann noch eine Anzahl von Händlern, welche von den west- und südamerikanischen Hafenstädten aus Vögel importiren, so namentlich mehrere Firmen in Bordeaux, Marseille und G. Singer in Triest. Weiter führen die Händler, welche alljährlich in mehr oder minder großer Anzahl Canarien nach Rußland verhandeln, auch wiederum Vögel von dort, wie Lasurmeisen, Carmingimpel, Hakengimpel und andere mehr, mit. Den Beschluß in diesem ungemein regsamen Verkehr machen die sächsischen und böhmischen Händler, welche Singvögel aus dem Südosten zu uns nach dem Norden und Nordwesten alljährlich in beträchtlicher Anzahl überbringen, so Stein- und Blaudrosseln, Orpheus- und andere Grasmücken, dann namentlich Sprosser, Nachtigallen, Schwarzköpfchen und andere.

Die Vogelhandlung von Chr. Hagenbeck empfängt allein jährlich 50,000 bis 60,000 Köpfe fremdländischer Vögel, und mit ihr wetteifern alle übrigen genannten Großhandlungen, während noch zahlreiche kleinere Händler in den Hafenstädten, unter denen ich wenigstens G. Lintz in Hamburg erwähnen will, im Ganzen sicherlich gleichfalls 50,000 Köpfe jährlich erlangen. Wenn wir sodann die in Frankreich, Holland, Italien und Südösterreich thätigen Importeure berücksichtigen und die Gesammteinfuhr überblicken, von den gemeinsten Prachtfinken, welche in Schiffsladungen zu 1000 Köpfen und mehr ankommen, bis zum seltensten Papagei, der in einem Exemplare zum ersten Mal herüber gebracht wird, so dürfen wir die alljährlich in den Handel gelangenden fremdländischen Vögel auf mindestens 500,000 Köpfe veranschlagen. Diesen außerordentlich großartigen Verkehr vermittelt für Deutschland, Oesterreich, die Schweiz und zum Theil auch für Holland und Belgien meine Zeitschrift „Die gefiederte Welt" (Berlin, Louis Gerschel), für Frankreich „L'Acclimatation" (Paris, Deyrolle), für Belgien „L'Acclimatation Illustrée" (Brüssel, Ed. de Wael); auch sämmtliche Geflügelzeitungen in Deutschland bringen beiläufig bezügliche Annoncen, dasselbe thun auch einige ornithologische Vereinsblätter und dann gelegentlich die englischen Sportzeitungen.

Bedeutsam für den Handel mit fremdländischen Vögeln, wie für den Thierhandel überhaupt, sind die alljährlich zweimal stattfindenden öffentlichen Versteigerungen der „Société d'Acclimatation" von Antwerpen. Als Hauptorte des Vogelhandels zweiter Hand sind Berlin, Wien, Leipzig, Dresden, Prag zu nennen. Wenn ich beiläufig darauf hinweise, daß der Ertrag der Canarienvogelzüchtung in Deutschland im Durchschnitt jährlich 300,000 bis 450,000 Mark beträgt, daß dazu eine Summe von mindestens 20,000 bis 30,000 Mark als Ertrag der Züchtung von Wellensittichen, mancherlei anderen Papageien und namentlich mannigfachen Prachtfinken hinzukommt, so darf ich den Umsatz des gesammten Vogelhandels wohl zweifellos auf 800,000 bis 1,000,000 Mark jährlich schätzen.

Aber nothgedrungen müssen wir auch einen Blick auf die düsteren Punkte im Vogelhandel werfen. Gefahren und Trübsal beginnen für den Vogel von dem Augenblick des Einfangens an, dann folgen sie noch mehr beim Transport aus dem Inneren nach der Küste und im höchsten Maße während der langen Seefahrt. Aus dem Innern her werden die Vögel meistens auf weiten Reisen und unter großen Beschwerden in Behältern, in welchen sie nichts weniger als wohl sich fühlen können — so z. B. die Graupapageien in langen, röhrenförmigen Körben, welche die Neger über der Schulter tragen — nach den Hafenstädten gebracht. Hier sperren sie die Aufkäufer sodann meistens in schmutzige, enge Behälter, und noch viel schlimmer ist dieses Verhältniß in der Regel auf der Seefahrt. In recht ungeeigneten Versandvorrichtungen werden die Vögel übergeführt; aus einfachen Holzkisten, die zum Verschicken von irgend welchen Waaren nach jenen fernen Ländern gedient haben, stellt man in der Weise Käfige her, daß die vordere Seite herausgeschlagen und durch ein Drahtgitter ersetzt wird, oder man hat auch besondere, aber nicht minder einfache Holzkisten aus rohen Brettern, ebenso blos an der Vorderseite vergittert. Damit die Vögel beim Füttern nicht entweichen können, werden ihnen die Schwingen an einem, manchmal auch an beiden Flügeln verschnitten. Dies geschieht fast regelmäßig bei den meisten Papageien, und bei ihnen gerade ist es besonders zu bedauern, weil die Federstümpfe schwer ausfallen und die neuen Schwingen sehr langsam nachwachsen. An den Versandkäfigen mangelt fast immer eine Vorrichtung zur Reinigung, nur bei wenigen ist an der Vorderseite eine bewegliche Leiste zum Oeffnen vorhanden, sodaß vermittelst eines eisernen Hakens der Koth herausgekratzt werden kann. Zu bedauern ist es auch, daß die meisten derartigen Versandkästen gar nicht einmal Futtergefäße haben, sondern daß die Nahrung für die Vögel ohne weiteres auf den schmutzigen Boden geschüttet wird. Aus alledem ergeben sich bereits Uebelstände, welche nur zu unheilvoll wirken.

Auf dem Schiffe kommen nun noch weitere Beschwerden hinzu. In der Enge, in welche die bedauernswerthen Vögel zusammengepfercht sind, entsteht zunächst eine unheilvolle Schwüle, welche im Schiffsraum, insbesondere auf den Dampfschiffen, durch die Hitze der Maschine, durch Qualm und Dunst gesteigert wird, oder die Vögel stehen ganz draußen auf dem Verdeck und sind allen Unbilden der Witterung preisgegeben. So lange die aus den Tropen mitgenommenen Futtermittel, welche die Vögel von Jugend auf kennen, ausreichen und in gutem Zustande bleiben, geht es noch, dann aber beginnt entweder die Einwirkung verdorbenen Futters oder die nur zu schwierige Gewöhnung an Ersatzmittel, welche den Thieren meistens nicht einmal zuträglich sind. Sodann macht sich auch der Einfluß des fremden Klimas geltend, und die nun beginnende Sterblichkeit erreicht den höchsten Grad,



Dudelsackpfeifer.

Nach dem Gemälde von Conrad Grob.

sobald die Vögel bei den Händlern zweiter Hand und schließlich bei den Liebhabern an noch andere, wenn auch durchaus zuträgliche Futtermittel und an fremdes Trinkwasser gewöhnt werden.

Dies gilt im Wesentlichen nur von den großen sprachbegabten Papageien, insbesondere von dem Jako oder Graupapagei; alle übrigen Vögel oder doch fast alle, nur mit Ausschluß einer geringen Anzahl, ertragen die geschilderten Reisebeschwerden in wahrhaft staunenswerther Weise, sterben nur in verhältnißmäßig unbedeutender Anzahl, erholen sich dagegen, wenn sie auch noch so zerlumpt im Gefieder und beschmutzt ankommen, auffallend schnell, mustern sich auf das Beste heraus und beginnen nach überraschend kurzer Frist ihre höchste Lebensthätigkeit, eine fröhliche und erfolgreiche Brut.

Seit langen Jahren führe ich in meiner Zeitschrift „Die gefiederte Welt" und in meinen Hand- und Lehrbüchern einen ernsten Kampf gegen die erwähnten unseligen Verhältnisse, aber nur allmählich läßt es sich erreichen, daß im Lauf der Zeit Bildung und Kenntniß und damit dann auch Humanität, milde und liebevolle Behandlung der Thiere bei jenen rohen Menschen, durch deren Hände der Handel mit unseren gefiederten Lieblingen geht, geweckt werden.

Eine unbegründete Voreingenommenheit herrscht übrigens im Allgemeinen gegen die Händler. Selbst in manchen naturgeschichtlichen Werken wird ihnen noch vorgeworfen, „daß ihre Buden von Schmutz starren, daß sie die Vögel roh und grausam behandeln und schlecht verpflegen" — wer aber dergleichen behauptet, kennt die Verhältnisse nicht. Es würde in der That einem Händler große Verluste bringen und sein Geschäft nur zu bald dem Verfall entgegenführen, wenn er derartig verfahren wollte. Vielmehr ist es eine Lebensfrage für ihn, daß er die Vögel zweckmäßig halte und mit aufmerksamer Beachtung aller im Lauf der Zeit gewonnenen Erfahrungen verpflege. Eine andere Handlungsweise würde ihm, zumal die Concurrenz jetzt auf diesem Gebiet eine außerordentlich regsame ist, wohl schnell gründlich verleidet werden. In der That darf ich sagen, daß die Vogelhändler in Deutschland und auch in allen übrigen genannten Ländern die eifrigsten Leser meiner Bücher und folgsamsten Schüler meiner Anleitungen zur praktischen Vogelpflege sind. In Hamburg u. a. finden wir heutzutage bereits elegant und geschmackvoll ausgestattete Vogelhändlerladen, und selbst diejenigen, welche man als Schmierbuden zu bezeichnen pflegt, ergeben sich für den verständnißvollen Blick doch als zweckmäßig eingerichtet, mindestens aber werden in allen Fällen die Vögel gut behandelt und sorgfältig verpflegt.

In jeder Wochennummer der „Gefiederten Welt" sehen wir im Anzeigentheil viele Dutzend Arten und Hunderte von Exemplaren ausgeboten und zwar so, daß jede Jahreszeit ihre bestimmten Vögel zur Geltung bringt. Ebenso bietet dieser Vogelmarkt zu regelmäßiger Zeit den massenhaften Ertrag der Canarienvogelzucht, ferner die Züchtungsergebnisse fremdländischer Finkenvögel und Papageien, sodann einheimische Vögel, von den Sprossern der Bukowina, den Nachtigallen, Schwarzplättchen und mancherlei anderen aus den österreichischen Landen bei uns zum Verkauf kommenden vorzüglichen Sängern, den abgerichteten Dompfaffen aus Thüringen, bis zu Hänfling, Zeisig und Stieglitz aus dem nächsten Hain.

Bei dieser Aufzählung erschrickt wohl mancher begeisterte Vogelfreund und empfindsame Thierschützer und schreit Ach und Wehe über den Vandalismus, der in solchem Vogelhandel liege — aber jedes Ding hat doch seine zwei Seiten, und bevor man ohne weiteres den Stab bricht, wolle man mir, der doch im Laufe von einem Vierteljahrhundert für den praktischen und thatsächlichen Vogelschutz gewirkt hat, einmal das Wort gestatten.

Vor Allem halte ich mich an den alten Ausspruch: Thatsachen reden — in diesem Falle nämlich haben wir die Thatsache vor uns, daß zunächst jene vielen Tausende der in den Handel gebrachten Vögel stets ihre eifrigen Abnehmer finden, ferner daß die Käufer die Vögel keineswegs mehr, wie es wohl in früherer Zeit geschah, lediglich als Spielzeug betrachten, denn dazu haben dieselben ja heutzutage doch zu hohe Preise, sondern sie vielmehr stets und überall liebevoll und mit Verständniß auf Grund ausreichender Kenntnisse verpflegen.

Sodann aber hat der Stubenvogel in der Häuslichkeit anerkanntermaßen einen hohen erziehlichen Werth, indem er den Sinn der Jugend zu naturgeschichtlichen Dingen hinlenkt, Neigung für die Natur erweckt und schließlich zum ernsten Studium führt. So bilden die Vögel nicht allein einen Schmuck, sondern auch einen beachtenswerthen Gegenstand der Anregung und Belehrung in der Familie. Ferner giebt es viele Leute, welche durch kenntnißvolle und erfolgreiche Züchtung von Stubenvögeln oder durch Zähmung und Abrichtung von sprachbegabten Papageien sich einen bedeutsamen Nebenerwerb zu verschaffen vermögen. Weiter sind die Vögel dadurch, daß sie zu geringen Preisen in ihren Heimathsländern eingekauft, dann hier durch zweckmäßige Behandlung am Leben erhalten, eingewöhnt und nun für hohe Preise verkauft werden können, zu einem wichtigen Handelsgegenstande geworden. Schließlich ist es gewiß nicht zu unterschätzen, daß einerseits durch den Vogelhandel zahlreiche Arten überhaupt erst zu uns und in die wissenschaftlichen Sammlungen gelangten, und daß andererseits durch die Züchtung solcher bisher kaum bekannten Vögel deren Lebensweise, Nest, Eier, Nest- und Jugendkleid, Winter- und Sommerkleid, Geschlechtsunterschiede ꝛc. beschrieben und also Forschungen gemacht werden konnten, zu denen die Reisenden in den fernen Weltgegenden vielleicht noch in vielen Jahrzehnten nicht gelangt wären. Das zoologische Museum von Berlin hat im Laufe der Jahre aus meiner Vogelstube viele Arten im Jugendkleide und zugleich eine beträchtliche Anzahl von lebend eingeführten Vögeln, welche es überhaupt noch nicht besaß, empfangen.

Im fernen Westen Nordamerikas, tief in der Wildniß und weit ab von jeder Civilisation, haben sich eine Anzahl Deutscher versammelt, welche meistens aus großen Entfernungen herbeigekommen sind. Vor ihnen steht ein Vögelchen aus der alten Heimath, ein deutscher Dompfaff oder Gimpel, dessen eingelernte Lieder, „Die Wacht am Rhein" und „Ein Sträußchen am Hute" Erinnerungen wecken und den bärtigen Männern Thränen in die Augen locken. So trägt ein Vögelchen deutsche Gemüthlichkeit in die weite Ferne, stärkt den Sinn für deutsche Sitte bei Denen, die vom alten Vaterlande losgerissen und in die Prairie oder den Urwald verschlagen sind!

Ein Gründer des sechszehnten Jahrhunderts.

Von Dr. Roderich Irmer.

Es liegt nahe, daß die große kirchliche Revolution des sechszehnten Jahrhunderts und die mit derselben im engsten Zusammenhange stehenden politischen Unruhen des Bauernaufstandes, sowie des Württembergischen und Schmalkaldischen Krieges auch einen wesentlichen ungünstigen Einfluß auf den Handel Deutschlands gehabt haben. Die großen süddeutschen Handelsfirmen, wie die Fugger und die Welser in Augsburg, welche noch im ersten Drittel des sechszehnten Jahrhunderts fast den gesammten ausländischen Import nach Deutschland beherrschten, verloren bedeutend an Einfluß und mußten denselben den holländischen und englischen Kaufleuten überlassen. An Stelle der gerühmten deutschen Solidität der guten alten Zeit trat mit dem Niedergange des deutschen Handels die Speculation und zwar gleich in so gefährlicher Form, daß unsere modernen Gründer gegen die jener Zeit noch als lichte Engel erscheinen.

Als Mittelpunkt des Binnenhandels im obersächsischen Kreise galt damals Leipzig, und Magistrat wie Staatsregierung gaben sich redlich Mühe, ihm diesen Ruf zu erhalten. Im Frühling des Jahres 1578 kam der Inhaber einer bedeutenden importirenden Firma der Stadt Augsburg, Conrad Roth, nach Dresden, um Kurfürst August von Sachsen zur Unterstützung einer großen kaufmännischen Unternehmung, die für den Aufschwung des sächsischen Handels von hervorragender Bedeutung werden sollte, zu bestimmen. Der Fürst ließ zunächst durch seinen Gesandten im Haag, Hubert Languet, genaue Erkundigungen über Roth einziehen, und da diese sehr günstig für denselben ausfielen, so lehnte er zwar eine staatliche Beihülfe ab, versprach aber seine Betheiligung an dem Unternehmen mit Privatmitteln und wies den Kaufmann an einen der reichsten Leute der Stadt, an den kurfürstlichen Kammermeister Hans Harrer, dem jener seine Pläne eingehend aus einander setzte. Darnach hatte Roth — und an dieser Thatsache läßt sich in keiner Weise zweifeln — mit dem Könige Sebastian von Portugal einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem er demselben 400,000 Gulden, die zur Bestreitung der Expedition des portugiesischen Königs gegen Marokko nöthig waren, zahlen sollte; als Aequivalent für diese Leistung hatte Portugal die Lieferung ganz enormer Quantitäten Gewürze, namentlich Nelken, Muscat und Pfeffer an Roth übernommen.

Dieser selbst hatte bereits aus eigenen Mitteln dem Könige 100,000 Gulden vorgestreckt, worüber die portugiesischen Originalquittungen zur Prüfung vorlagen, und dafür mehrere Schiffsladungen Pfeffer erhalten, die theils noch in Häfen Portugals, theilweise schon in Augsburg lagerten. Es handelte sich nun für Roth darum, Theilnehmer, welche die übrigen 300,000 Gulden aufbrächten, für sein großartiges Unternehmen zu gewinnen, das, wenn es glückte, dem Anscheine nach von außerordentlicher Rentabilität sein mußte. Harrer, der die Augsburger Firma Conrad Roth seit Jahren als zahlungsfähig und solid kannte und durch die glänzenden Referenzen, welche der Kaufmann bei sich führte, bestochen wurde, erklärte sich bereit, mit 300,000 Gulden der zu gründenden Handelsgesellschaft als Actionär beizutreten.

Nun begab sich Roth nach Leipzig und trat in gleicher Weise mit den Directoren der großen Thüringischen Handelsgesellschaft in Unterhandlung. Dieses für den sächsischen Handel außerordentlich segensreiche Consortium hatte es sich zur Aufgabe gestellt, Sachsen und die angrenzenden Länder mit überseeischen Producten zu versorgen, und es gelang daher Roth, der mit der genannten Handelsgesellschaft schon früher in Handelsbeziehungen gestanden hatte, leicht, auch sie zur Theilnahme an dem großen Actienunternehmen, wie wir es heute nennen würden, zu bestimmen. Wir erwähnen dies ausdrücklich, um unseren Lesern zu zeigen, daß es keineswegs einfältige und beschränkte Leute waren, die Roth zum Opfer fielen, sondern die gewiegtesten Großhändler und Fachleute von Ruf und Ansehen. Auch der Kurfürst selbst sprang nunmehr mit einer größeren Summe als Theilnehmer ein.

Als Hauptstapelplatz für die einzuführenden Gewürze wurde Leipzig bestimmt, und der Magistrat der Stadt ließ im Gewandhause, dem berühmten großartigen Leipziger Kaufhause, in Anbetracht der großen Wichtigkeit des Roth'schen Unternehmens gewölbte Hallen zur Niederlage sowie für den Verkauf der Gewürze herstellen. Nach einigen Monaten trafen denn auch mehrere Trains mit Pfefferladungen ein, welche selbst die ängstlichsten unter den Actionären der portugiesischen Gesellschaft vollkommen beruhigten und wegen der ausgezeichneten Qualität der Waaren und ihrer Wohlfeilheit einen so bedeutenden Absatz erzielten, daß die alten Handelsfirmen, welche bisher den Import der überseeischen Gewürze für die Leipziger Messen besorgt hatten, mit dem großartigen neuen Unternehmen nicht mehr Schritt halten konnten und sich theilweise ganz vom Markte zurückziehen mußten.

Wie großartig aber und umfassend Conrad Roth sein kaufmännisches Unternehmen auffaßte, geht daraus hervor, daß derselbe, mit der bisherigen langweiligen Postverbindung nicht zufrieden, die Einrichtung einer neuen Post für Personen, Briefe und Handelsgüter mit größerer Fahrgeschwindigkeit für alle bedeutenderen Handelsplätze Deutschlands vorschlug und die Kosten der gesammten Anlage auf eigene Rechnung übernehmen wollte. Leipzig sollte der Mittelpunkt dieser neuen Poststraßen werden, von dem nach Nürnberg und Augsburg 25 Stationen, nach Hamburg und Lübeck 19, nach Prag 12, nach Lyon durch die Schweiz 35, nach Danzig und Königsberg 49 führen sollten; Oesterreich, Dänemark, Schweden und Italien sollten ebenfalls in diese Postrouten hineingezogen werden, und ein Brief nach den meisten Orten Mitteldeutschlands, wie Braunschweig, Magdeburg, Berlin, sollte nur einen halben Groschen, nach Wien, Hamburg, Lübeck, Frankfurt am Main nur anderthalb Groschen kosten! Der Kaiser aber, an den sich der Kurfürst mit der Bitte um Genehmigung der neuen Posteinrichtung wandte, lehnte den Antrag mit dem Hinweis auf die Zerrüttung des kaiserlichen Postwesens, die nothwendig durch die Einrichtung neuer Poststraßen herbeigeführt werden würde, ab.

Bis zu diesem Zeitpunkte kann man das Unternehmen Conrad Roth's, der sich nach Allem, was wir von ihm bisher gehört haben, als Kaufmann von großer Gewandtheit, ungewöhnlichem Unternehmungsgeist und weitsichtigem Blick gezeigt hatte, wenn es auch auf gewagter Speculation basirte, nicht gerade als ein unsolides bezeichnen. Der erste große Erfolg hatte ungefähr dieselbe verlockende Wirkung auf die Capitalisten jener Zeit, wie die Auszahlung der hohen Dividenden der Gründer in unseren Tagen; man drängte sich von allen Seiten zur Theilnahme an dem lucrativen Geschäft, und die Warnungen der besonneneren Leute verhallten unbefolgt. Da trat ein Ereigniß ein, welches außer der kaufmännischen Berechnung lag und das, je unerwarteter es kam, desto stärker den trügerischen Boden eines solchen Geschäftes erschüttern mußte.

Der große Kriegszug, welchen König Sebastian von Portugal gegen die mohammedanischen Bewohner Marokkos unternommen hatte, schlug zu Ungunsten der christlichen Waffen aus; der heldenmüthige Führer der Expedition selbst und die Edelsten des Landes fielen in einer mörderischen Schlacht, und Philipp der Zweite, dem nach dem Tode des Cardinals Heinrich das herrenlose Königreich von Portugal nach alten Verträgen zufiel, ließ dasselbe durch den Herzog Alba für die Krone von Spanien in Besitz nehmen.

Die Folge dieser Ereignisse war, daß Handelsstockungen in den portugiesischen Häfen eintraten und auch für die Leipziger Importgesellschaft der fernere Bezug der Gewürze aus Portugal aufhörte, da das neue Regiment in Lissabon nicht gewillt schien, den Verpflichtungen des todten Königs gegen seine Gläubiger nachzukommen. Natürlich erhielt auch der Credit der Firma im Gewandhause in Leipzig einen argen Stoß, und die Theilnehmer derselben bestürmten in der Panik, unter deren Macht sie standen, ihren Dirigenten ängstlich, Mittel und Wege zu schaffen, die sie vor dem drohenden Falliffement retten könnten. Conrad Roth, welcher bei seiner Speculation so unglückliche Begebenheiten, wie die eingetretenen in Portugal, nicht in Betracht gezogen hatte und der mißlichen Lage der Dinge keineswegs gewachsen war, wußte sich selbst keinen Rath, tröstete aber, so gut er vermochte, die ungestümen Dränger damit, daß er von Augsburg, wo er sich damals gerade aufhielt, nach Lissabon gehen wolle, um seine Sache in Portugal selbst zu vertreten.

Wenige Tage darauf traf am kurfürstlichen Hofe die Nachricht ein, daß Roth plötzlich gestorben sei, und dieselbe stand bald, trotz aller gegentheiligen Gerüchte, unzweifelhaft fest. Nachdem der Kaufmann den ganzen Tag über in seiner Schreibstube zu Augsburg beschäftigt gewesen, habe er des Abends auf sein Pult beim Fortgehen geschrieben: „Morgen früh will ich verreisen!" Beim Morgengrauen sei er auch wirklich mit seinem portugiesischen Diener weggeritten, aber nur bis zu einem Dorfe in der Nähe von St. Gallen gekommen und hier in der Nacht nach seiner Ankunft plötzlich gestorben. Der Rath von Augsburg jedoch habe in der Vermuthung eines Selbstmordes und zur Sicherstellung der Thatsache seines Todes einen vereidigten Arzt nach dem Dorfe geschickt, der die wieder ausgegrabene Leiche untersucht und gefunden habe, daß Roth an Gift gestorben sei. Der Kaufmann hatte sich aus Verzweiflung über seine mißglückte Speculation den für ihn unlösbar gewordenen Verpflichtungen durch einen freiwilligen Tod entzogen. Die Insolventerklärung der Firma Roth folgte, wie sich unsere Leser denken können, diesem Ereignisse auf dem Fuße.

Die meisten unserer Leser werden sich wohl noch der Schreckenstage erinnern, die der jähe Zusammenbruch der meisten schwindelhaften Actienunternehmen der Gründerzeit in Deutschland hervorrief, und des unsäglichen Elends, welches damit über so viele reelle Handelshäuser hereinbrach. Aehnlich muß es damals auch in Sachsen und namentlich in Leipzig gewesen sein, als die furchtbare Nachricht vom vollkommenen Zusammenbruche des Roth'schen Unternehmens und von dem Tode des Conrad Roth aus Augsburg ankam. Wir können leider keine Auskunft darüber geben, wie viele Opfer dieser ersten Gründung gefallen sind, nur das können wir an der Hand unserer Quellen nachweisen, daß ihre Zahl nicht unbeträchtlich gewesen sein kann. Von der großen thüringischen Importgesellschaft, die auf sehr soliden Grundlagen ruhte, wissen wir, daß sie die Verluste, welche sie durch den Zusammenbruch der Gründung Conrad Roth's erlitt, aushielt und noch lange Zeit zum Segen der Elb-, Mulde- und Saalegegend arbeitete. Ueber einen Capitalisten aber, der sich mit dem Augsburger Kaufmanne am tiefsten eingelassen und auch bei dem Sturze desselben die meisten Verluste erlitten hatte, finden wir genauere, archivalische Nachrichten, nämlich über den Kammermeister des Kurfürsten August von Sachsen, Hans Harrer. Dieser, der für den reichsten Mann Sachsens galt, war nicht stark genug, um den Verlust seines Vermögens und dazu noch die täglichen Vorwürfe seines Herrn, des Kurfürsten, zu ertragen. In seiner Verzweiflung schloß er sich Nachmittags in die kurfürstliche Silberkammer ein und schnitt sich den Hals ab. Nach dem grausamen Brauche der Zeit wurde die Leiche des unglücklichen Mannes Nachts um zwölf Uhr durch den Diebesheuker zum Fenster hinausgestürzt, auf einen Schinderkarren geworfen und unter dem Galgen eingescharrt. Der Kurfürst zog die Hinterlassenschaft Hans Harrer's, in welcher sich namentlich sehr reiche Silberschätze befanden, an sich und machte sich für seinen Verlust, den er bei dem ominösen Pfefferhandel Roth's erlitten hatte, so gut er konnte, bezahlt.

Uebrigens bemühte sich August vermittelst seiner diplomatischen Beziehungen in Spanien, den Niederlanden und Italien durch Arrestationen auf Roth'sche Güter, die hier und dort noch in den Häfen lagerten, seinen Unterthanen den erlittenen Verlust nach Möglichkeit zu verringern. Das Pfefferlager in Leipzig kaufte ein Augsburger Handelshaus für nahezu 100,000 Gulden an.

Wie gewaltig aber der moralische Eindruck über den Zusammenbruch dieser ersten deutschen Gründung im Volke war, läßt sich daraus schließen, daß sich um den Namen Conrad Roth's ein ganzer Sagenkreis geschlungen hat, der ihn als einen zweiten Rattenfänger von Hameln erscheinen läßt. Die Historie des Kurfürstenthums Sachsen sowie die Meißnische Chronik, welche kaum 100 Jahre später verfaßt sind, erzählen schon ganz grausige Geschichten von Roth.

Nach ihnen schlug der Speculant den Leipziger Kaufleuten vor, ihm eine Anzahl junger Leute aus den Familien der am meisten betheiligten Actionäre zur Begleitung nach Lissabon mitzugeben, damit dieselben sich selbst an Ort und Stelle von den großen Vorräthen von Gewürzen, die für ihn in den portugiesischen Häfen lagerten, überzeugen könnten. Man ging in Leipzig auf den Vorschlag ein, und Roth reiste mit seinen Begleitern nach Portugal ab. Dort angekommen lockte er die unerfahrenen jungen Leute auf ein Schiff, fuhr mit ihnen, um eine vor dem Hafen liegende Insel zu besuchen, auf die hohe See hinaus und — kehrte mit den Schiffsleuten allein auf einem Boote nach Lissabon zurück. Das Schiff, so lautete die Erzählung Roth's, sei leck geworden und mit seinen Insassen untergegangen, nur er und die Schiffer hätten sich noch rechtzeitig auf ein Boot retten können.

Die Wahrheit aber, wie sich durch die Aussagen eines seiner Spießgesellen ergeben hätte, den man später in Augsburg henken ließ, wäre die gewesen, daß der raffinirte Bösewicht in der Nacht, als die Aermsten im ersten Schlafe gelegen, das Schiff anbohren lassen und sich selbst mit den Schiffsleuten, die in seinem Sold gestanden, auf ein Boot gerettet hätte. Conrad Roth wäre darauf katholisch geworden und hätte sich mit seinem Gelde in ein portugiesisches Kloster geflüchtet!

Ganz so schlimm war nun Conrad Roth, wie die Leser der „Gartenlaube" gesehen haben, noch nicht gewesen, aber die gute Stadt Leipzig und ganz Sachsen hatte doch auf Jahrzehnte mit dieser ersten Probe einer „Gründung der guten, alten Zeit" genug!

Blätter und Blüthen.

Der welsche Sackpfeifer. (Illustration S. 493.) Der Künstler unserer Illustration, Genremaler **Conrad Grob**, ist, wie er selbst kein Jüngling, auch unsern Lesern kein Neuling mehr. Schon im Jahrgang 1860 der „Gartenlaube“ (Seite 653) brachten wir von ihm ein „Gefängniß in Neapel“ und im folgenden Jahrgang (Seite 173) die Festung „Gaeta“, dann seine „Maler auf der Studienreise“ 1873 (Seite 467). In den beiden ersten Bildern zeigte der Künstler sich noch in den Jahren seiner Entwickelung, im letzten bereits auf der Höhe seiner Leistungen. Conrad Grob ist ein Schweizer, 1828 zu Andelfingen im Canton Zürich geboren, eines Bauern Sohn. Seine Künstlerlaufbahn wurde ihm nicht leicht gemacht. Nachdem er drei Jahre lang, von 1842 bis 1845, in Winterthur einen guten Grund in der Kunst hatte legen können, war er genöthigt, die Mittel, die ihm die Thore einer Kunstakademie öffnen sollten, sich selbst zu erwerben. Er griff muthig zum Wanderstab und ging ohne Weiteres nach Italien, wo er nun seine doppelte Aufgabe, zu lernen und zu gleicher Zeit zu verdienen, mit aller Beharrlichkeit verfolgte. Dennoch war es ihm erst 1865 vergönnt, in München sein Ziel zu erreichen; er ward Zögling der Akademie und Schüler des Professors Arthur von Ramberg. Außer den obengenannten Bildern werden von seinen späteren Erzeugnissen hervorgehoben: „Die gefangene Maus“, „Italienische Bettelkinder“, „Die Portraitirung eines Bauernmädchens“, „Der Besuch auf der Leiter“, „Sonntagnachmittag in der Schweiz“, „Vater Pestalozzi“ etc. Wie schon diese kurze Aufzählung andeutet, sucht Conrad Grob am liebsten seine Stoffe in den ländlichen Volkskreisen, die er voll Leben und Anmuth darzustellen weiß. Ein wahrhaft herzerfreuendes Beispiel dafür ist das vorliegende Bild seines italienischen Sackpfeifers. Diese Kindergruppen können der lieblichsten Erscheinung im Leben nicht sorgfältiger abgelauscht werden, und wie zart und sinnig hat er in der Scene, die nur einen freudigen Eindruck auszuüben bestimmt ist, auch eine stille und doch deutlich genug sprechende Klage angebracht: der traurige Blick, den das arme welsche Kind auf den dickbackigen Knaben wirft, der mit so sichtlichem Behagen in sein großes Butterbrod beißt. An der Tracht des großen Mädchens oben auf der Treppe erkennt man, daß dieses Stückchen Kinderlust auf Schweizerboden spielt.

Neuer Versuch zur Enthüllung eines alten Geheimnisses. Die „Gartenlaube“ hat im Jahrgang 1863 (S. 300 u. 309) in dem illustrirten Artikel „Ein geheimnißvolles Grab“, ferner 1866 (S. 379) in dem Artikel „Zwei fürstliche Geheimnisse neuerer Zeit“ und endlich 1867 (S. 416) in der Notiz „Ein Ruck am Schleier des Geheimnisses“ die unheimliche Geschichte von dem Menschenpaar erzählt, das über ein Menschenalter lang in tiefster Abgeschlossenheit von aller Welt erst in, dann bei Hildburghausen in einem Dorfschlosse (Eishausen) lebte, das zwar nunmehr längst, die Frau 1837, der Mann 1845, gestorben ist, aber durch den mächtigen Reiz des Geheimnißvollen einen förmlichen Sagenkreis hinterließ und eine Reihe von poetischen und von historisch untersuchenden Schriften veranlaßte, die das Dunkel, welches über dem jahrelangen Erledniß schwebt, eher vermehrten als aufhellten.

Wir sind in Folge unserer Nachforschungen damals zu der Ansicht gelangt, daß diese Abgeschlossenheit von aller Welt weder von Seiten des Mannes noch der Frau eine freiwillige, daß sie vielmehr eine nothgedrungene, ja ängstlich gehütete war, und daß wir in dem weiblichen Wesen eine Bewachte, in dem Manne aber den Wächter derselben erkennen mußten. Da der Letztere, der sich Vavel de Versay nannte, als reicher, vornehmer Herr auftrat, so wurde er — man weiß nicht wann und von wem zuerst — der „Herr Graf“ genannt und die Dame die „Frau Gräfin“; seinen Namen „Vavel“ machte das Landvolk in und um Eishausen sich mundgerecht, indem es ihn „Pfaffel“ hieß. Erst nach dem Tode der Frau ward es bekannt, daß sie nicht seine Gemahlin gewesen, in der kirchlichen Todtenliste steht sie als „Sophie Botta, ledig, bürgerlichen Standes, aus Westfalen, 58 Jahre alt“. Von dem Manne aber ward es später bekannt, daß er neben dem genannten Namen auch den eines „Leonardus Cornelius van der Valck“ führte.

Von der „Gräfin“ weiß man, daß sie während der dreißig Jahre ihres Gefangenenlebens nur zweimal mit einem anderen Menschen, als dem „Grafen“ gesprochen hat, und zwar in deutscher Sprache. Der „Graf“ stand vierzehn Jahre lang mit dem Geistlichen von Eishausen (dem Vater des als Director der Musterschule in Frankfurt a. M. berühmt gewordenen Pädagogen Kühner) in tagtäglichem brieflichem Verkehr und hat doch jede persönliche Berührung mit ihm vermieden, nie ein Wort mit ihm gesprochen. Im Nachlaß der „Gräfin“ fand man die feinste Pariser Garderobe, in dem des „Grafen“ eine ausgewählte und reichhaltige Bibliothek wissenschaftlicher Werke in verschiedenen Sprachen. Sind diese wenigen Andeutungen nicht schon hinreichend, immer frischen Eifer zur Enthüllung dieser geheimnißvollen und noch so nahen Vergangenheit zu erwecken?

Dies ist in der That geschehen. Vor uns liegt der erste Theil eines neuen Werkes: „Der Dunkelgraf von Eishausen. Erinnerungsblätter aus dem Leben eines Diplomaten von R. A. Human, Dr. jur. et phil. Mit Abbildungen des Portraits des Dunkelgrafen und des Schlosses von Eishausen.“ (Hildburghausen, Kesselring, 1883.) Da dieser erste Theil sich vorzugsweise mit dem „Grafen“ beschäftigt und erst der zweite die Nachforschungen über die „Gräfin“ enthalten wird, so versparen wir unsere Mittheilungen über das Resultat der fleißigen und geistvollen Arbeit für später, empfehlen aber das interessante Buch Allen, die der Reiz des Geheimnißvollen anlockt.

Ein deutsch-amerikanisches Jubiläum in Philadelphia. Die ersten Jahrzehnte nach dem Dreißigjährigen Kriege sind mit Recht für unser deutsches Vaterland als die Periode seines tiefsten geistigen und materiellen Verfalles bezeichnet worden; verlor Deutschland doch auch in jener Zeit alle politische Initiative und sank zum ohnmächtigen Schleppenträger des Auslandes herab. Erst ein volles Menschenalter nach dem westfälischen Frieden wagte das gedrückte Volk seine scheuen Blicke behufs Verbesserung seiner elenden Lage in die Ferne zu richten, und als unter Pastorius im Jahre 1683 die erste größere Auswanderung nach Amerika stattfand, war sie nicht der Ausdruck nationalen Könnens und Wollens, sondern weh- und demüthige Unterordnung unter die Macht Englands. Jetzt ist dies nun allerdings anders geworden; Deutschland nimmt gegenwärtig im Rathe der Völker eine leitende Stellung ein, und seine im Auslande lebenden Söhne können in vieler Hinsicht stolz auf ihr altes Vaterland sein. In diesem Sinne soll denn nun auch am 6. October 1883 in Philadelphia die Wiederkehr des zweihundertsten Jahrestages gefeiert werden, wo deutsche Auswanderer zuerst in größerer Anzahl über den Ocean gingen und den Grund legen halfen für die große transatlantische Republik.

Nach längeren Berathungen hat sich eine Anzahl deutscher Vereine in Philadelphia dahin geeinigt, daß die geplante Feier eine möglichst öffentliche sein soll, die sich vor den Augen des amerikanischen Volkes abspielt und an der sich das deutsch-amerikanische Element in Masse betheiligen kann. Es soll den nichtdeutschen Bürgern der Vereinigten Staaten anschaulich gemacht werden, was das Deutschthum im Laufe der Zeit für die Union gewesen ist, zugleich aber soll auch dargethan werden, daß die jetzige Generation der Deutsch-Amerikaner sich des Ruhmes ihrer Vorfahren würdig bewiesen hat und stets würdig beweisen wird zur Ehre und zum Heile der Republik. Die Deutschen Philadelphias betrachten sich gewissermaßen als die Repräsentanten des gesammten Deutschthums in den Vereinigten Staaten und wollen sich bestreben, durch ihre Feier allen ihren Stammesgenossen im Lande Ehre zu machen. Andererseits geben sie sich der Hoffnung hin, daß auch in anderen Städten der Union ihre Stammesgenossen eine ähnliche Feier veranstalten oder sich wenigstens an dem Feste in Philadelphia betheiligen.

Concerte, Processionen und Picknicks sind zwar nichts Neues, aber sie sind und bleiben wohl noch lange die einzigen Feierlichkeiten, welche irgend ein Fest zu einem allgemeinen Volksfest gestalten können. Und dies erscheint als die Hauptsache bei dem geplanten Jubiläum. Das Concert soll das künstlerische Wesen der Deutschen, ihr Wirken in Musik und Gesang vorführen. Der historische Umzug wird ein Bild dessen geben, was sie in Krieg und Frieden geleistet haben: der Vereinszug ein Bild ihres geselligen Lebens und der Gewerbezug ein Bild ihres großartigen Antheils an der Industrie der Union. Das Picknick endlich vereinigt Alle zur lebhaften Betheiligung an dem fröhlichen Feste. Man ist auch der Frage näher getreten, ob sich aus der beabsichtigten Feier nicht der Grund zu irgend einem dauernden Monumente oder zu einer Stiftung zum steten Gedächtnisse an den historischen Tag erzielen läßt. Doch soll die Entscheidung über diese Frage bis nach dem Ablauf der Jubelfeier verschoben werden.

R. D.

Das Mädchen aus der Fremde. Das „liebliche Räthsel“, welches Schiller in dem genannten Gedichte dem deutschen Volke geschenkt hat, scheint noch heutzutage die Gemüther der aufmerksamen Leser unseres großen Dichters lebhaft zu beschäftigen. Das beweisen uns u. A. auch drei Briefe, die wir in letzter Zeit erhalten haben und in welchen eine und dieselbe Frage an uns gestellt wird: „wen Schiller in diesem Gedichte mit der Persönlichkeit des Mädchens gemeint hat?“ Den Neugierigen könnten wir einfach den Rath ertheilen, in dem Werke: „Schiller's lyrische Gedichte. Erläutert von Heinrich Düntzer“ (Leipzig, Ed. Wartig 1874) den betreffenden Abschnitt nachzuschlagen. Da wir aber nicht annehmen können, daß dieses rein wissenschaftliche Werk Jedem leicht zugängig ist, so glauben wir den Inhalt der Düntzer'schen Erklärung hier in aller Kürze wiedergeben zu dürfen.

Das Gedicht erschien demnach auf dem ersten schon Ende Juli 1796 abgedruckten Bogen des Musenalmanachs auf 1797, und ist wahrscheinlich während Goethe's Anwesenheit zu Jena, im Anfange des Monats, entstanden: das Mädchen repräsentirt die Dichtkunst, und diese Beziehung hat Schiller selbst dadurch angedeutet, daß er mit „dem Mädchen aus der Fremde“ die erste Sammlung seiner Gedichte eröffnete. Wie in einem anderen Gedichte Schiller's der Frühling als schöner Jüngling auftritt, so hier die Dichtung als ein Mädchen, dessen höheren Ursprung der erste Theil (Strophe 1 bis 3), wie der letzte ihre lieblichen Gaben darstellt, die sie jedem gern darbietet. Das Ganze wird märchenhaft eingekleidet, als eine Sage aus vergangener Zeit.

Inhalt: Heiße Stunden. Von **Wilhelm Kästner**, S. 481. — Im Congoland. Von Dr. **Pechuel-Loesche**. 2. Europäische Handelsplätze in der Congoniederung. S. 481. Mit Illustration: Schwimmende Inseln und die Hochlande des Congo, gezeichnet von Prof. A. **Goering**, S. 485. — Zur Erinnerung an Hedwig Reicher-Kindermann, S. 488. Mit Portrait, S. 489. — Wo kommen unsere gefiederten Hausfreunde her? Von Dr. **Karl Ruß**, S. 491. — Ein Gründer des sechszehnten Jahrhunderts. Von Dr. **Roderich Irmer**, S. 494. — Blätter und Blüthen: Der welsche Sackpfeifer (mit Illustration auf S. 493). — Ein Versuch zur Enthüllung eines alten Geheimnisses. — Ein deutsch-amerikanisches Jubiläum in Philadelphia. — Das Mädchen aus der Fremde, S. 496.

Für die Redaction bestimmte Sendungen sind nur zu adressiren: „An die Redaction der Gartenlaube, Verlagsbuchhandl. **Ernst Keil** in Leipzig“.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. **Friedrich Hofmann** in Leipzig. — Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig. — Druck von **Alexander Wiede** in Leipzig.

Nº. 31. 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ueber Klippen.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

Auf dem Thurme der Pfarrkirche in einem rings von hohen Bergen umschlossenen Thale Tirols läutete es zur Messe. Laut und feierlich hallten die Glockentöne durch den ruhigen, frischen Herbstmorgen hin, sie brachen sich an einer nahen Felswand und da klang es, als ob jeder Glockenschlag noch einen singenden Nachklang habe.

Es war Sonntag, und auf dem Kirchwege kamen Jung und Alt langsam daher zur Messe. Vor dem nahen Wirthshause stand ein Trupp junger Burschen und Männer, um zu plaudern, ein Glas Wein zu trinken und ihre kurze Pfeife auszurauchen, ehe sie in die Kirche gingen.

Manche von ihnen waren erst vor wenigen Tagen von den hochgelegenen Almen, auf denen sie fast den ganzen Sommer zugebracht, heimgekehrt, und da oben hatte es keinen Wein gegeben, und ihre Bekannten waren auch nicht dorthin gekommen. Lauter als sonst ging es deshalb unter ihnen zu, es fehlte nicht an derben Späßen, und wenn ein neuer Bekannter hinzu trat, so hielten ihm zehn Hände das volle Weinglas entgegen, und es wurde ihm die Rechte so kräftig geschüttelt, daß eine zartgebaute Hand unter dem Drucke gebrochen sein würde.

Es waren kräftige, arbeitgehärtete und wettergestählte Gestalten. Die frische Bergluft und die schwere Arbeit ließen keine Schwächlinge aufkommen.

Die kurze Joppe aus grobem Loden, der breite, zum Theil gestickte Ledergurt, die mit Nägeln beschlagenen Bergschuhe, das Alles ließ die Gestalten noch fester erscheinen. Nur der kleine schwarze Hut mit dem Gemsbart und der verwegenen Hahnenfeder, sowie die frische Blume, die an keinem fehlte, gaben ihnen ein lustiges und keckes Aussehen.

Eine Gestalt fiel vor Allen unter ihnen auf. Das war der David Unterburgsteiner. Fast um Kopfeslänge ragte er über die Anderen hinaus; sein Körper hatte etwas Reckenhaftes, und unter seinen buschigen Brauen blitzen ein Paar unruhige, stechende Augen hervor.

Er war der lauteste von Allen und führte das große Wort. Weil er von seinem Vater vor ungefähr einem Jahre ein großes Gehöft am Berge, den Unterburgstein, und einige tausend Gulden geerbt hatte, glaubte er ein Recht dazu zu haben. Und die anderen Burschen ließen sich dies gefallen, weil sie seine Kraft fürchteten. Noch hatte er im Ringen Jeden geworfen, und er liebte es zu raufen.

Es lag in seinem ganzen Wesen und in dem Tone seiner Stimme etwas Herausforderndes und Rohes. Er wußte, daß er wenig Freunde hatte, lachend rief er:

„Er brauche keine Freundschaft, denn was er erreichen wolle' könne er selbst durchbringen."

Ein Bursche trat zu den Dastehenden; es war Sepp Plankensteiner.

„Gestern Abend ist der Hansel Haidacher heimgekehrt," sprach er. „Sie haben ihn in Wien ein Jahr früher von den Soldaten losgelassen, als er selbst erwartet hatte. Seine Führung muß eine gute gewesen sein."

Die Nachricht schien die Meisten zu erfreuen, die Umstehenden bestürmten den Ueberbringer mit Fragen.

Der Unterburgsteiner allein zuckte unwillig mit den Augen und biß erbittert auf die Pfeifenspitze.

„Sepp, weißt Du das mit der guten Führung so genau?" rief er mit höhnendem, herausforderndem Tone.

„Ich weiß es nicht, aber es wird schon so sein, wie ich sage, denn wen sie einmal unter den Soldaten haben, dem schenken sie so leicht nichts," entgegnete der Gefragte ruhig.

„Und ich sage, dem wird nicht so sein!" rief David laut. „Haha! Es kehrt Mancher auch vor der Zeit heim, weil mit ihm nichts anzufangen ist! Doch mir kann es gleichgültig sein, was den Welschen zurückgeführt hat. Was geht's mich an!"

Er stürzte lachend ein volles Glas Wein hinab.

Die Umstehenden schwiegen, so sehr sie sich auch über die Worte ärgerten, denn den Hansel Haidacher hatten sie alle gern. Der Unterburgsteiner hatte ihn in wegwerfender Weise einen Welschen genannt, weil Hansel's Mutter eine Italienerin war, aber so sehr Hansel in seinem Aeußeren auch die Abstammung seiner Mutter verrieth, im Herzen war er ein echter Tiroler, genügsam und heiter wie ein Kind.

„Ich gönne es dem Haidacher, daß er den Hansel wieder hat," sprach ein schlank aufgewachsener Bursche, der Franz Steger. „Dem Alten ist's schlecht ergangen in den letzten Jahren. Er ist krank und schwach. Drei Kühe sind ihm auf der Alm verunglückt, sein bestes Stück Land ist durch den Bergsturz verschüttet, er allein wäre nicht im Stande gewesen, das zu überwinden. Der Hansel wird's durchführen!"

„Kannst ihm ja helfen!" fiel David mit höhnendem Lachen ein. „Bezahl die Schulden, die auf dem Gehöft haften, und führe ihm einige von Deinen Kühen in den Stall, aber Du mußt nicht vergessen, das Futter mitzunehmen."

Ein lustiger, hell durch die Morgenluft hallender Juchzer unterbrach den Unterburgsteiner. Aller Augen wandten sich nach einer Felswand hoch über ihnen und gleichzeitig riefen die Meisten:

„Der Hansel!"

Da stand oben auf der jäh abstürzenden Felsenwand eine junge, kräftige Männergestalt und schwenkte grüßend den Hut. Ein lauter, freudiger Gruß drang aus dem Thale zu ihm hinauf. Dann eilte der Obenstehende auf einem von unten kaum bemerkbaren und nur für geübte und schwindelfreie Bergsteiger möglichen Pfade, der sich an der Bergwand hinzog, hinab. In vollem Laufe, jeden den Weg versperrenden Felsen wie eine Gemse leichtfüßig überspringend, kam er thalwärts. Selbst die mit dem Wege und den Gefahren vertrauten Burschen verfolgten den Tollkühnen mit den Augen, nicht ohne daß ihre Herzen schneller schlugen, denn keiner unter ihnen hätte gewagt, ihm dies nachzumachen.

In wenigen Minuten war der Hansel unten und mit dem lustig klingenden Gruße: „Grüß Gott!" trat er in den Kreis seiner Freunde, die er seit Jahren nicht gesehen.

Zwanzig Hände streckten sich ihm entgegen, volle Weingläser wurden ihm hingehalten und lachend leerte er einige.

„Ich bin warm und durstig geworden," sprach er, indem er den Hut abnahm und mit der Hand über die feuchte Stirn hinfuhr.

Es war eine auffallend hübsche Erscheinung. Mittelgroß und kräftig gebaut und doch leicht in jeder Bewegung. Das Gesicht verrieth deutlich das italienische Blut, welches in seinen Adern war. Seine Wangen waren selbst durch den schnellen Abstieg kaum geröthet, seine großen, schwarzen Augen blickten lustig, unbefangen. Den Kopf bedeckte ein dunkles, lockiges Haar.

Alle Bekannten drängten sich an ihn heran, um ihm die Hand zu schütteln, nur der Unterburgsteiner kehrte ihm den Rücken zu und bezahlte dem Wirthe den getrunkenen Wein.

„Hansel, wie bist Du frei gekommen vor der Zeit?" fragte einer seiner Freunde.

„Ich hab' Glück gehabt!" entgegnete der Gefragte, dessen Brust von dem schnellen Abstiege noch immer heftig athmete. „Es ist mir als Soldat gut ergangen, und ich wüßte nicht, worüber ich hätte klagen sollen, es ist auch schön in Wien, aber wie hier ist's doch nicht. Es fehlen die Berge, und es fehlt die Luft. Es legt sich dort etwas schwer auf die Brust; was es ist, weiß ich nicht."

„Es wird das Heimweh sein," warf Sepp ein.

„Ich weiß es nicht," fuhr Hansel fort. „Ich hatt' mich auch darein ergeben, noch ein Jahr zu dienen, denn ändern konnt' ich's nicht. Vor einigen Wochen setzten wir zur Uebung in großen Booten über die Donau. Vorn an der Spitze meines Bootes stand der Oberst und ertheilte die nöthigen Befehle. Da stürzt' derselbe rücklings in den Strom und das Wasser schlug über ihm zusammen. Bestürzt fuhren Alle empor. Ich warf schnell mein Käppi fort und stürz' mich ihm nach. Und wie ich tauch', sehe ich ihn vor mir im Wasser hintreiben, es gelingt mir, ihn zu erfassen, und dann arbeite ich mich mit ihm empor. Als ich auftauche, waren wir wohl fünfzig Schritte vom Boote entfernt und die Strömung riß mich weiter, denn ich mußte alle Kraft zusammen nehmen, um den Oberst über Wasser zu halten, der kein Lebenszeichen von sich gab. Aber das Boot kam uns schnell nach, wir wurden Beide gerettet. und nach kurzer Zeit kam auch der Oberst wieder zu sich. Ein Schwindelanfall hatte ihn erfaßt und er wußte kaum, was mit ihm geschehen war. Nach zwei Tagen wurd' ich zu ihm in seine Wohnung befohlen. Er lag krank darnieder, als ich aber an sein Bett trat, streckte er mir die Hand entgegen. Dann fragt' er mich, ob ich Lust hab', weiter zu dienen, dann soll' es mir nicht fehlen, daß ich weiter rück'. Offen sagt' ich ihm, daß es mich heim zieh' und daß mein Vater, der schwach und krank sei, meiner bedürf'. Er ließ sich erzählen, woher ich stamm' und was ich sei. Dann gab er mir zehn Gulden und hieß mich gehen. Vor wenigen Tagen ließ er mich wieder zu sich rufen. Da gab er mir einen Urlaubsschein für den Rest meiner Dienstzeit und fünfzig Gulden als Reisegeld. Er fügt' hinzu, daß ich mich an ihn wenden solle, wenn es mir einst schlecht ergeh', aber ich solle mich brav halten. Nun bin ich da!"

„Und kein Wort hast hierher geschrieben," warf Franz Steger ein.

„Glaubst, ich hätt' mir Zeit dazu genommen?" rief Hansel, dessen große dunkle Augen den Freund lustig und glücklich anlachten. „Was sollt' ich schreiben? Ich wußt' schon, daß es meinem Vater und meiner Mutter am liebsten sei, wenn ich ihnen selbst das Alles erzähl'. Nun gebt mir einen Wein."

Zehn Gläser wurden ihm entgegengehalten.

Der Unterburgsteiner hatte seine große Gestalt an die Thür des Wirthshauses gelehnt, auf seinem Gesicht lag ein spöttisches, geringschätzendes Lächeln. Kein Wort, welches Hansel gesprochen, war ihm entgangen, aber er gab sich den Schein, als ob derselbe gar nicht für ihn da sei.

„Nun, Hansel, ich glaub', es ist noch etwas andres, was Dich hierher getrieben hat!" rief Sepp. „Die Moidl wirst schwerlich vergessen haben!"

Dunkle Röthe übergoß das Gesicht Hansel's, ehe er aber antworten konnte, ertönte die Orgel in der nahen Kirche, und die Burschen gingen in die Messe.

David folgte ihnen langsam. Er hatte die Lippen fest auf einander gepreßt, und seine Faust hatte sich unwillkürlich geballt. Vor der Kirchthür blieb er zögernd stehen, als ob er unschlüssig sei, was er thun solle.

„Er soll wagen, mir meinen Weg zu kreuzen!" rief er halblaut, dann trat er in die Kirche.

Zwei Jahre war Hansel fortgewesen. Ehe er das Thal verlassen, war es kein Geheimniß gewesen, daß er die Moidl, die Tochter des Oberburgsteiners, gern hatte, und die ihm wohl wollten, konnten es ihm nicht verargen, denn sie war das hübscheste Mädchen im ganzen Thal.

Aber auch David liebte das Mädchen, deshalb haßte er Hansel.

Noch war es ihm nicht gelungen, Moidl's Herz zu gewinnen. Wenn er ihr auf dem Wege zur Kirche begegnet war, oder ihren Vater, dessen Gehöft wohl noch fünfhundert Fuß höher am Berge lag, als sein eigenes, besucht hatte, dann hatte er sich ihr stets in der freundlichsten Weise genaht, aber Moidl war ihm gegenüber stets ruhig und kalt geblieben, und selbst durch seine Späße war er nicht im Stande gewesen, ein Lächeln auf ihrem Gesichte hervorzurufen.

Das hatte ihn zwar geärgert, aber nicht beunruhigt, denn wenn sein Trauerjahr verflossen war und er um ihre Hand werben konnte, dann mußte sie doch die Seinige werden, denn so thöricht konnte sie nimmer sein, ihn, den reichsten Bauer im ganzen Thal, zurückzuweisen.

Daß die Moidl den Hansel gern gehabt hatte, wußte er auch. Der Bursche war indessen schon zwei Jahre fort und mit seinem Vater ging es von Jahr zu Jahr rückwärts. Sein Gehöft war verschuldet und konnte kein Mädchen verlocken, Herrin desselben zu werden.

Das hatte er sich oft genug gesagt, nun der Hansel aber unerwartet zurückgekehrt war, war seine Zuversicht doch in's Wanken gerathen.

In der Kirche schwand sein Groll nicht. Er sah, daß Hansel sich so aufgestellt hatte, daß er die Moidl sehen konnte, und sie hatte ihn auch bereits bemerkt, denn ihr Gesicht war mit Gluth übergossen.

Wohl beugte sie sich nieder auf das Gebetbuch, sobald sie indessen die Augen aufschlug und dieselben dem Blicke Hansel's begegneten, schoß ihr auf's Neue das Blut in die Wangen.

David wandte nicht eine Minute lang den Blick von den Beiden. Es gährte und kochte in ihm. Er hätte vorstürzen und den Welschen, wie er Hansel stets nannte, niederschlagen mögen.

Ehe die Messe beendet war, verließ er die Kirche. In dem nahen Wirthshause suchte er das verzehrende Feuer in seiner Brust durch Wein zu löschen. Dann lachte er wild auf. Er lachte über den Welschen, der es wagte, seinen Weg zu kreuzen, er wollte ihm bald die Lust für immer verderben. Heftig schlug er mit der Faust auf den Tisch.

Als die Messe beendet war und die Leute aus der Kirche traten, blieb Hansel neben der Thür stehen. Und als die Moidl kam, trat er zu ihr und streckte ihr die Hand entgegen.

„Guten Tag, Moidl!" rief er, und seine Augen leuchteten.

Wieder erröthete das Mädchen, aber sie legte ihre Hand in die seinige und bemerkte es kaum, daß er dieselbe festhielt.

„Guten Tag, Hansel," entgegnete sie mit leise bebender Stimme. „Wie geht's Dir?" fügte sie fragend hinzu.

„Fragst noch!" rief der Bursche mit heiterem Lachen. „Wie

kann mir's anders ergehen als gut, nun ich wieder hier bin! Und noch viel schöner bist Du geworden, Moidl," fügte er leise hinzu.

„Moidl, komm!" rief ihr Vater, der aus der Kirche trat, mit strengem Tone.

Das Mädchen zuckte zusammen und entzog Hansel ihre Hand, aber nicht ohne schnellen, innigen Druck.

Hansel hätte aufjauchzen mögen.

„Guten Tag, Oberburgsteiner!" wandte er sich an des Mädchens Vater und streckte ihm die Hand entgegen.

„Guten Tag," entgegnete der Bauer, den Kopf halb abwendend und die dargereichte Hand nicht annehmend. „Komm," wandte er sich an seine Tochter und schritt weiter.

Er war eine große, hagere Gestalt. In seinen Zügen lag etwas Hartes und Strenges, nichts von dem heiteren Sinne der Tiroler. Spät hatte er sich verheirathet. Seine Frau war ihm schon nach wenigen Jahren, nachdem sie ihm die Tochter geschenkt, gestorben. Allein war er nun durch das Leben gegangen. Mit einigen Knechten und Mägden hatte er die Arbeit getheilt, und er kannte nichts Anderes als arbeiten und erwerben. Seine Tochter war wie ein Edelweiß allein und sich selbst überlassen aufgewachsen, und wie ein Edelweiß blühte sie.

Und die Besitzung des Bauern hatte das Ihrige dazu beigetragen, ihn von den Menschen zu entfremden. Hoch oben am Berge, mehr denn tausend Fuß über der Thalsohle, lag sie bereits in dem Bereiche der Wolken. Tagelang war sie in Nebel gehüllt, wenn im Thal der Sonnenschein sich lagerte, und im Winter war sie durch Schnee oft wochenlang völlig abgeschlossen.

Im Sommer stieg der Bauer nur Sonntags den beschwerlichen Weg hinab, um die Messe zu hören, und nach derselben in dem nahen Wirthshause, dem „Elephanten", seinen Wein zu trinken und mit den Bekannten zu plaudern.

Ohne zur Seite zu blicken, schritt er an dem Wirthshause vorüber.

„Willst Du nicht einkehren?" fragte die Moidl, die an seiner Seite schritt.

„Nein, ich will heim und Du gehst mit," gab der Oberburgsteiner mit strengem Tone zur Antwort.

Moidl schwieg. Wie ein trüber Schatten legte es sich auf ihr hübsches, frisches Gesicht. Sie wandte noch einmal den Kopf zurück, und als sie sah, daß der Hansel in der Thür des Wirthshauses stand und ihr nachblickte, da athmete ihre Brust leichter, denn sie wußte, daß er sie nicht vergessen hatte.

„Der Oberburgsteiner hat Deinen ‚Guten Tag' kaum erwidert," sprach der Sepp zu dem Hansel.

„Kann ich's hindern?" entgegnete der Letztere mit heiterem Tone. In Moidl's Augen hatte er gelesen, daß sie ihn noch liebe, der Druck ihrer Hand hatte es ihm bestätigt — mehr wünschte er nicht. „Wem mein Gruß nicht gut genug ist, der muß sich einen besseren suchen."

Er zog den Sepp mit in das niedrige Gastzimmer und ließ sich mit dem Steger und mehreren Freunden an einem Tische nieder. An einem Nebentische saß David mit mehreren Bauern.

Hansel bestellte Wein.

„Heut müßt Ihr mit mir trinken," sprach er zu seinen Freunden. „Es hat mich oft verlangt, mit Euch wieder zusammen zu sitzen, und nun ist es früher gekommen, als ich gehofft hab'."

Der Wirth brachte den Wein, und die jungen Burschen stießen an.

„Haha! die wenigen Gulden werden auch ein Ende nehmen! Es ist nur gut, daß dann von den Bergen Wasser genug fließt!" rief der Unterburgsteiner am Nebentische mit lauter, herausfordernder Stimme.

Besorgt blickten Sepp und Franz auf den Hansel, denn auch dieser hatte einen leicht erregbaren Kopf und sie befürchteten, daß er mit David an einander gerathen könne.

Aber Hansel stimmte in das Lachen des Unterburgsteiners ein.

„Hast Recht!" rief er mit lustigem Tone zu dem Tische hinüber. „Das Wasser möcht ich weniger missen als den Wein! Es hat den Vorzug, daß es nichts kostet und den Kopf klar erhält!"

Er hatte die Lacher auf seiner Seite.

David schwieg. Er war ein verschmitzter Kopf, aber zu schwerfällig, um es in Wortgeplänkel mit dem Hansel aufzunehmen. Er hatte ohnehin in seinem Grolle hastig getrunken, und der Wein hatte sein Gesicht geröthet und seine Gedanken verwirrt.

Still saß er da und starrte brütend vor sich hin. Er horchte auf jedes Wort, welches Hansel sprach, und es grollte in ihm, weil er keinen Anlaß fand, ihm entgegen zu treten.

Hansel schien sich um seinen Gegner nicht im Geringsten zu kümmern. Lustig erzählte er von dem Leben in Wien, von den prächtigen Bauten und dem Reichthume, der dort herrsche, von dem Glanze des Hofes, den er als Wache geschaut hatte.

„Hast Du nicht auch mit dem Kaiser gegessen?" rief David, der den in ihm nagenden Groll nicht länger bändigen konnte.

„Nein," entgegnete Hansel ruhig. „Aber gesehen hab' ich ihn oft, und wenn Du besser weißt, wie er aussieht, dann erzähl Du!"

„Ich brauch das nicht zu wissen, denn hier wird er mir doch nimmer begegnen," gab David zur Antwort. „Es ist ein Pfarrer nach Rom gereist, der hat seinen Hund mitgenommen, und der Hund hat den Papst gesehen, aber der Papst nicht ihn!"

„Hat der Hund dies Dir selbst erzählt?" fragte Hansel, und wieder hatte er die Lacher auf seiner Seite.

Das Gesicht des Unterburgsteiners röthete sich vor Zorn.

„Schweig!" schrie er und schlug mit der Faust so heftig auf den Tisch, daß die Gläser umstürzten.

„Wer hier seinen Wein bezahlt, kann auch schwatzen," gab Hansel zur Antwort. „Frag den Wirth, der wird Dir's sagen."

Der Unterburgsteiner sprang auf.

„Willst mit mir raufen?" rief er. „Auf ein großes Mundwerk bin ich freilich nicht eingerichtet."

„Nein, ich raufe nicht mit Dir!" entgegnete Hansel. „Du hast Groll gegen mich, und wenn ich raufe, soll es nicht in Feindschaft geschehen."

„Ich wüßt nicht, weshalb ich Dir grollen sollt!" rief David. „Haha! Das kann Jeder vorschützen, dem es an Muth fehlt!"

Hansel sprang empor. Mit einem Schritte stand er dicht vor dem Unterburgsteiner, dessen Gestalt ihn um mehr als Kopfeslänge überragte. Das Blut war aus seinem Gesichte gewichen, jeder seiner Nerven schien zu zucken.

„An Muth fehlt es mir nicht — ich will mit Dir raufen," rief er.

Seine Freunde sprangen auf und suchten ihn zurückzuhalten, denn den Unterburgsteiner hatte noch Keiner geworfen.

„Laßt mich gewähren!" rief Hansel erregt. „Daß mir der Muth fehlt, soll mir Niemand nachsagen."

Mehrere ältere Männer wandten sich an David, um ihn zurückzuhalten.

„Laßt ihn doch seine Kraft mit mir messen!" entgegnete er mit höhnendem Lachen. „Mit dem Munde allein läßt sich das nicht ausmachen."

Alle begaben sich auf den Hof des „Elephanten". Hastig warfen David wie Hansel ihre Hüte fort und zogen die Joppen aus. Sie streiften die Hemdärmel empor, und wer die kräftigen, reckenhaften Arme des Unterburgsteiners sah, konnte über den Ausgang kaum im Zweifel sein.

Die Männer und Burschen hatten um die beiden Gegner einen Kreis gebildet, der hinreichend Raum ließ. Eine ernste und besorgte Stimmung herrschte unter ihnen; denn dies war kein Ringen, in dem zwei übermüthige Buben ihre Kräfte maßen, es war der Kampf zweier Gegner, die sich haßten.

Einen Augenblick standen David und Hansel einander regungslos gegenüber, Auge im Auge; Jeder schien dem Andern eine Schwäche in der Stellung abzulauern. Auf dem Gesichte des Unterburgsteiners lag der Hohn und die Zuversicht eines sicheren und leichten Sieges.

Endlich fuhren sie auf einander los. Es war das Werk eines Augenblicks, aber Beide hatten sich regelrecht erfaßt. Das Ringen begann. David bot all seine Kraft auf, um den Gegner mit einem Rucke niederzuwerfen, aber er hatte denselben unterschätzt. Durch das Gewicht seines reckenhaften Körpers suchte er ihn niederzudrücken, aber Hansel's Sehnen schienen während des Kampfes zu schwellen, er gab seinem Gegner nicht um einen Zoll nach.

Lautloses Schweigen herrschte ringsum. Nur mit den Augen gaben Hansel's Freunde sich ein Zeichen, daß auch sie sich über die Kraft des Freundes getäuscht hatten.

Man hörte das laute Athmen der Kämpfenden, man sah, wie ihre Brust wogte. Der Eine suchte den Andern zurückzudrängen, aber Hansel's Fuß hatte sich ebenso fest in den Erdboden gestemmt, wie der nägelbeschlagene Schuh des Unterburgsteiners. David's Gesicht röthete sich mehr und mehr, der Zorn, einen Gegner gefunden zu haben, den er unterschätzt hatte, beengte seine Brust. Hier stand Kraft gegen Kraft, der Ausgang schien allein von der Ausdauer abzuhängen.

Da raffte Hansel sich zusammen, er drängte den Gegner zurück, die Umstehenden wichen zur Seite, jede Muskel seiner Arme trat scharf hervor, noch einmal zuckten sie, da warf er den Unterburgsteiner zu Boden.

Unwillkürlich athmeten alle Umstehenden erleichtert und erfreut auf.

Die beiden Gegner lagen zu Boden. Ihre Brust rang nach Athem, ihre Kräfte schienen erschöpft zu sein. Ihre Augen, die kaum eine Handspanne von einander entfernt waren, ruhten starr und voll Haß in einander.

„Du hast es gewollt!“ rief Hansel, ließ den Gegner los und richtete sich empor.

Einen Augenblick lang blieb der Unterburgsteiner regungslos liegen. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er geworfen war. Er schloß die Augen, und seine Brust rang nach Athem. Dann griff seine Rechte nach einem Steine, er sprang empor, und Alles vergessend, drang er auf Hansel ein.

Noch hatte dieser von der Anstrengung sich nicht erholt. Als er indessen den Gegner erblickte, als er sah, wie derselbe den Arm erhoben, um mit dem Steine seinen Kopf zu zerschmettern, zuckte er wie vom Blitze getroffen zusammen. Mit einem einzigen Sprunge hatte er ihn unterlaufen und erfaßt, mit der Kraft der Verzweiflung hob er den riesigen Körper empor und schleuderte ihn zu Boden.

Der Unterburgsteiner schrie wild auf vor Schmerz und Wuth. Er raffte sich taumelnd empor, riß ein Messer aus der Tasche und wollte mit demselben auf Hansel eindringen, aber mehr denn Zehn sprangen auf ihn ein, umklammerten seine Arme und entwanden ihm das Messer.

Fast ohnmächtig brach die große Gestalt zusammen, und nur zwei von Allen blieben bei ihm, um ihn zu beruhigen und fortzuführen.

Bleich und von der Anstrengung erschöpft stand Hansel da.

„Ihr hättet ihn ruhig gewähren lassen sollen, denn ich hätte auch sein Messer nicht gefürchtet,“ sprach er zu den Freunden, die jubelnd auf ihn einstürmten.

Sie Alle hatten den Unterburgsteiner gefürchtet und unter dem Drucke desselben gelitten, mit einem Male war dieser von ihnen genommen. Der Große war von einem Burschen geworfen, dem es Niemand zugetraut hatte; laut jubelten sie auf. Triumphirend zogen sie Hansel in das Gastzimmer zurück. Jeder rief nach Wein, um den Helden freizuhalten.

Hansel allein schien über seinen Sieg wenig erfreut zu sein. Erschöpft und vor sich hinstarrend saß er da.

„Ich habe mir heute einen Feind erworben, den nichts versöhnen wird,“ sprach er.

„Du brauchst ihn nicht mehr zu fürchten, er wird Dir ausweichen,“ rief Sepp Plankensteiner.

„Die Feinde, die uns offen entgegentreten, sind nicht die schlimmsten,“ entgegnete Hansel. Die Besorgnisse die ihn erfüllten, wurden indessen bald durch den Wein verdrängt, und kaum eine halbe Stunde später ging's in der Wirthsstube so lustig zu wie seit Jahren nicht.

Währenddem stieg der Besiegte langsam den steilen Pfad zu dem Unterburgstein empor. Er hatte den Weg manch tausendmal gemacht, und nie war ihm derselbe beschwerlich erschienen, jetzt mußte er mehr denn einmal still stehen, um Athem zu schöpfen und den Schweiß von der Stirn zu wischen, und doch schien die Sonne nicht warm, sondern ein frischer, kühler Wind wehte von Norden her.

(Fortsetzung folgt.)

Das erste allgemeine deutsche Kriegerfest in Hamburg.

Von Harbert Harberts.

Als im vergangenen Jahre Alldeutschlands Sänger nach **Hamburg** strömten und die guten Hamburger ihre Gäste mit der wärmsten Gastfreundschaft bei sich aufnahmen, da hatte noch Niemand eine Ahnung davon, daß dem schönen Feste bereits in diesem Jahre ein anderes allgemeines deutsches Fest folgen würde, und zwar ein Fest, das durch seine Bedeutung und sein glänzendes Gelingen verdient, in die Annalen der Zeitgeschichte eingetragen zu werden: ein allgemeines deutsches Kriegervereinsfest.

Die Zahl der deutschen Kriegervereine erreicht so ziemlich die der Städte und größeren Ortschaften im deutschen Reich, denn jede Stadt, jedes Städtchen, ja fast jedes Dorf hat seinen Kampfgenossen- oder Militärinvalidenverein. Den Anfang dieser Vereine haben wir über ein halbes Jahrhundert zurück zu suchen, und ihre Wiege steht im Sande der Altmark.

Dort lebte auf seinem adligen Gute ein pensionirter Officier, welcher sein redliches Theil mit dazu beigetragen, die deutsche Erde von den Schaaren des corsischen Welteroberers zu säubern, und der in den ruhmvollen Befreiungskriegen sein Haupt mit Ruhm und seinen Leib mit Narben bedeckt hatte. Er starb, und seine Cameraden in der Nähe, die mit ihm die Strapazen und die Gefahren des Feldzugs getragen hatten, traten zusammen, um ihn mit militärischen Ehren zur Gruft zu geleiten. Die nächste Garnison stand weit entfernt, und so legte man selber die als Heiligthümer aufbewahrten Uniform- und Armaturstücke wieder an, und in ihnen gab man dem Verstorbenen das letzte Geleite. Man trug dem Sarge auf einem Kissen das eiserne Kreuz und den russischen Annenorden nach, die einst die Brust des Helden geschmückt hatten, und über des Kriegers Grab krachten die üblichen drei Ehrensalven.

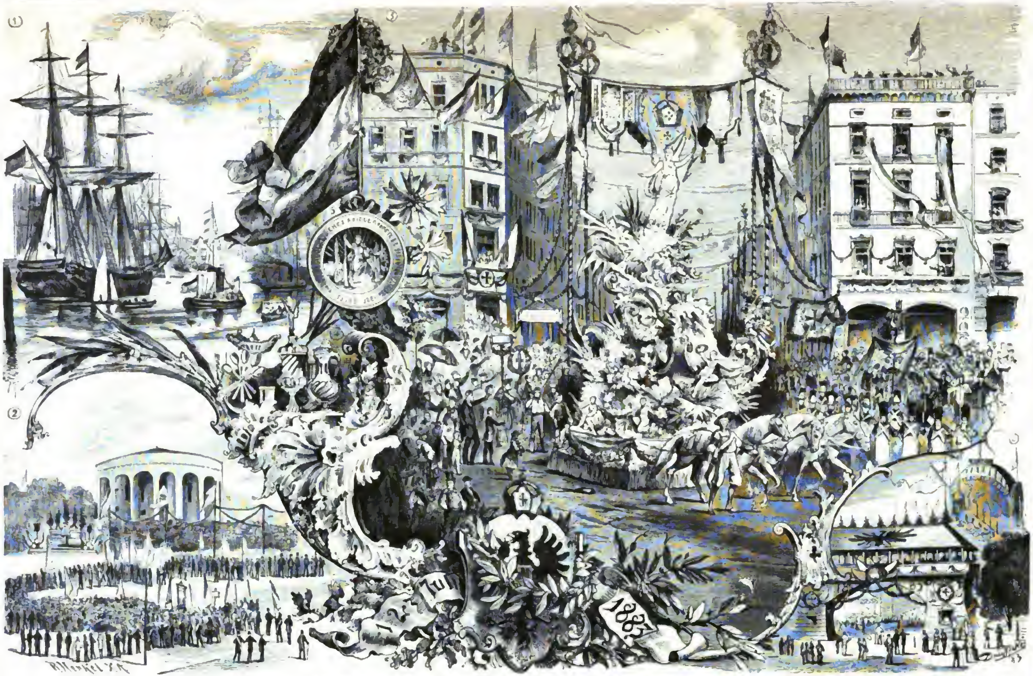
Die Cameraden aber, die in solcher Weise den Verstorbenen begraben hatten, gaben sich, als sie sich wieder trennten, um ihren täglichen Beschäftigungen von Neuem nachzugehen, das Wort darauf, daß sie Jedem unter sich, im Falle des Ablebens, dieselben Ehren erweisen wollten. Aus diesem äußeren Anlasse entstand der erste Kriegerverein.

Das Beispiel aber fand Nachahmung; in Preußen wie in Baiern und Sachsen entstanden solche Vereine, die sich bald Veteranen-, bald Kampfgenossen-, bald Militärbegräbnißvereine nannten. In Preußen wurden diesen Vereinen besondere Vergünstigungen verliehen; eine königliche Cabinetsordre vom 22. Februar 1842 gestattete ihren Mitgliedern das Tragen von Waffen und einer vollständigen, derjenigen der preußischen Infanterie ähnlichen Uniform. Es lag in der Natur des Verlaufes der Geschichte, daß diese Kriegervereine keine besondere innere Stärke gewinnen konnten, denn den Befreiungskriegen folgte eine lange Friedenszeit, und die alten Mitkämpfer aus den glorreichen Jahren von 1813 und 1814 nahmen an Zahl immer mehr ab.

Da fielen in unsere Zeit die Feldzüge des Jahres 1864 gegen die Dänen, des Jahres 1866 gegen Oesterreich und der heißen Jahre 1870 und 1871 gegen Frankreich. Was damals in Deutschland zum Kriegsdienst verpflichtet war, das stand im Felde, und als der furchtbare Kampf zu Ende war und das Heer wieder heimzog, da kehrten Tausende von den Männern der Reserve und Landwehr zugleich zu ihrem bürgerlichen Berufe zurück, und sie waren es, die der alten Cameradschaft weiter im bürgerlichen Leben gedachten und sich zu Vereinigungen zusammenthaten, denen man im Allgemeinen den Namen Kriegervereine beilegte.

Der ideale Zweck dieser Vereine ist, patriotisches Leben und Streben in deren Schooße zu fördern, und damit wird der praktische Zweck verbunden, sich in der Noth echt cameradschaftlich hülfreich beizuspringen.

Die einzelnen Kriegervereine thaten sich wieder zu Kriegerverbänden zusammen; so „Sachsens Militärvereinsbund“, der den König Albert von Sachsen, und „Baierns Veteranen-, Krieger- und Kampfgenossenbund“, der den König Ludwig den Zweiten von Baiern, sowie der „Württembergische Kriegerbund“, der den



Das erste allgemeine deutsche Kriegerfest in Hamburg. Originalzeichnung von P. Duyffcke.

1. Hafenfahrt. 2. Feldgottesdienst. 3. Festwagen der Friedensgöttin. 4. Ehrenpreise. 5. Festmedaille. 6. Eingangspforte.

Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar, den Schwager des Königs Karl von Württemberg, zum Protector hat. Die beiden ersten Verbände haben je 80,000, der letzte circa 30,000 Mitglieder.

Nicht ganz so glücklich weht der Geist der Einigung durch die Kriegervereine des Königreichs Preußen. Wohl beschäftigt man sich dort seit Jahr und Tag mit der Idee, einen allgemeinen deutschen Kriegerverband zu schaffen, aber die beiden dermalen an der Spitze stehenden Körperschaften sind über die Mittel und Wege zur Erreichung dieses Zieles nicht einig, und jede von ihnen marschirt die eigene Straße. Die beiden Rivalen nennen sich der „Deutsche Kriegerbund" und das „Cartellverhältniß der Land-, Provinzial- und Gauverbände". Der Präsident der letzteren Körperschaft, Hofrath Hugo Dinckelberg, berief im August des Jahres 1874 einen allgemeinen deutschen Kriegertag nach Leipzig, um die Bildung einer „Allgemeinen deutschen Kriegerkameradschaft" in Angriff zu nehmen, allein der „Deutsche Kriegerbund" schloß sich aus. Auch der „Deutsche Kriegerverband", der am zehnjährigen Gedenktage des Frankfurter Friedens gegründet wurde, hat es nicht vermocht, alle deutschen Krieger unter einen Hut zu bringen. Trotzdem ist die Hoffnung nicht ausgeschlossen, daß dieses Ziel noch einmal erreicht werde. Vorerst wirken indessen die Kriegervereine in ihren Specialverbänden eifrig darauf hin, ihre patriotischen und humanitären Aufgaben zu erfüllen, und eine Reihe von zum Theil gutgeleiteten Genossenschaftszeitschriften unterstützt diese Bestrebungen auf das Lebhafteste. So z. B. „Der Kamerad" in Dresden, der „Deutsche Kriegerbund" in Zittau, die „Deutsche Kriegerzeitung" in Sondershausen, der „Veteran" in München, die „Württembergische Kriegerzeitung" in Stuttgart, die „Parole" in Berlin u. a. m.

Das Hamburger Fest-Comité hatte mit staunenswerther Emsigkeit und Energie die nöthigen Vorarbeiten gemacht, die erheblichen Mittel beschafft und diese theilweise, wie Moses das Wasser, aus sterilem Felsen geschlagen, auch für das Festkleid der Stadt gesorgt. Als Festplatz war, wie im vorigen Jahre beim Sängerfeste, die sogenannte Moorweide vor dem Dammthore erkoren und auf derselben als Festhalle die daselbst stehende permanente Ausstellungshalle.

Die künstlerische Ausschmückung des Festplatzes und der Festhalle wurde dem noch in jungen Jahren stehenden Architekten J. Schwartz, einem Mitkämpfer im letzten französischen Kriege, übertragen, und dieser Künstler hat sich seiner Aufgabe in geradezu genialer Weise entledigt. Als Eingang zum Festplatze stellte er ein altdeutsches Burg- oder Stadtthor auf (Nr. 6 der Illustration), und in gleich anmuthender Weise waren die den weiten Platz umrahmenden Bier- und Restaurationszelte, die Musikpavillons, der Gabentempel im Innern der Festhalle ꝛc. erbaut, und der äußere Schmuck an grünen Guirlanden, bunten Fahnen und Emblemen gab dem Ganzen ein einheitlich prächtiges Gepräge. Besonderer Erwähnung bedarf der kolossale Reichsadler, welcher die eine innere Wand der Festhalle über dem Eingange schmückte. Derselbe war nach den Angaben des Architekten Schwartz von dem Maler Bartelmann aus Hunderttausenden von kleinen grünen Tannenzweigen gebildet.

Die beiden dem ersten Festtage vorangehenden Tage hindurch wurde mit Zuhülfenahme der Nächte eifrig an der Ausschmückung der inneren Stadt gearbeitet, und als die heiße Sommersonne am 1. Juli über Hamburg aufging, da prangte die alte Hansastadt wie eine junge Braut am Hochzeitstage.

Ein Zapfenstreich hatte den Vorabend des Festes für die Bevölkerung und für die Tausende der aus Nah und Fern herbeigeeilten Krieger eingeleitet, und Morgens in aller Frühe ertönten auf den Straßen die Klänge der Reveille. Um sechs Uhr fand als würdigste Weihe für das Fest eine einfache Gedenkfeier an dem Kriegerdenkmal auf der Esplanade statt, bei welcher Holzapfel, der Präses des Festcomités, tief empfundene Worte zum Gedächtniß der für's Vaterland Gefallenen sprach.

Vormittags wurde dann ein allgemeiner Feldgottesdienst abgehalten. Auf der Bürgerweide zwischen dem Lübecker und Berliner Thor war vor dem daselbst befindlichen Wasserreservoir mit der Front gegen die Straße ein hoher, weithin sichtbarer Altar errichtet. (Nr. 2.) An den Stufen, die zu demselben hinaufführten, waren Pyramiden von Trommeln und Kanonenkugeln angebracht und das Altarblatt, auf dessen Spitze ein mächtiges Kreuz sich erhob, war ganz aus lebenden blauen Kornblumen und weißen Rosen gebildet. Nachdem die Festtheilnehmer in dichten Schaaren um den Altar Aufstellung genommen hatten, sang die Menge unter Begleitung der Musik den Choral: „Großer Gott, wir loben dich!" und mächtig flutheten die Klänge zum blauen Himmel empor. Dann bestieg Pastor Bett von der Hamburger St. Jacobi-Kirche, ein ehemaliger Divisionspfarrer, die Kanzel und hielt eine die Herzen bewegende Rede über den Text aus 2. Mose 15, 2: „Der Herr ist meine Stärke und mein Lobgesang und mein Heil." Nach Beendigung der prächtigen Rede sang die imposante Versammlung: „Nun danket alle Gott", und dann sprach der Geistliche den Segen, womit die erhebende Feier ihren Abschluß fand.

Mittlerweile war die Sonne höher und höher geklommen und die Hitze erreichte jene tropischen Höhegrade, die unseren heurigen Sommer in so bemerkenswerther Weise ausgezeichnet haben, aber die Straßen, auf welche die Königin des Tages mit wahrhaft sengender Gluth ihre Strahlen herabsandte, füllten sich immer dichter und dichter mit Neugierigen, denn nun galt es, die Krone des Festes an sich vorbei defiliren zu lassen. Die Krone des Festes! Fürwahr, diese Bezeichnung gebührte dem Zuge wegen seiner Mannigfaltigkeit und Pracht im vollsten Maße.

Das ganze Arrangement des Zuges und die Entwürfe der in demselben fungirenden köstlichen Gruppen verdankten gleichfalls ihren Ursprung dem schon vorhin erwähnten Architekten J. Schwartz, und der treffliche Zeichner unserer Illustration (S. 501), der Maler Paul Duyffcke, hat den ganzen Zug in einem in Farbendruck herausgegebenen eigenen „Festzug-Album" für kommende Zeiten festgehalten.

Unser Bild deutet in seiner Mitte (Nr. 3) die stolzeste Gruppe, den Friedenswagen, an. Unter den zahlreichen allegorischen Gruppen zeichnete sich ganz besonders auch der Wagen der Hammonia und der der Provinz Schleswig-Holstein aus. Nicht minderen Beifall erwarben sich die Wagen einzelner Gewerke, so der Schlachter, der Schlosser und Tischler, sowie der des St. Pauli-Hafenvereins, der ein vollständig aufgetakeltes und ausgerüstetes Schiff darstellte. Dazwischen bewegten sich historische Gruppen, Krieger aus früherer Zeit.

Ganz besonderen Effect rief die Abtheilung der früheren Hamburger Bürgergarde hervor, die 1866 der neuen Wehrverfassung des damaligen Norddeutschen Bundes zum Opfer fiel und mit der zwischen Hamburg und Preußen abgeschlossenen Militärconvention aufgelöst wurde. Der Hamburger hängt noch immer mit zäher Liebe an seiner alten Bürgergardenherrlichkeit, und als dieselbe im Festzuge wie geisterhaft dem Grabe der Vergangenheit entstieg, als die alten, lieben Gestalten, die stämmigen Sappeurs, die biederen Gardisten, die flotten Reiter, die flinken Schützen und die strammen Kanoniere, in ihren alten Uniformen wieder vorüberzogen im hellen Lichte des Tages, da hat sich in manches Männerauge leise, leise eine Thräne der Wehmuth gestohlen, und Keiner brauchte sich derselben zu schämen, denn es ist immer schön und lobenswerth, Pietät zu üben und alte Erinnerungen heilig in der Brust zu bewahren.

Eine Zierde des Zuges, die wir nicht unerwähnt lassen dürfen, bildete auch die glänzende Cavalcade, die der rühmlichst bekannte Circusdirector Ernst Renz gestellt hatte und die aus nicht weniger als hundert Pferden, von Herren und Damen in reichen phantastischen Costümen geritten, bestand.

Ueberall, wohin der Zug, der vom Steinthor aus sich durch eine Reihe von Straßen nach dem Festplatz bewegte, kam, da waren die Fenster der Häuserfronten von unten bis oben dicht mit Menschen besetzt; ja sogar auf den Giebelfenstern hatten kühne Zuschauer Platz genommen, und überall fand der Zug enthusiastische Aufnahme; überall schwenkten schöne Hände ihm weiße Tücher zum Gruße entgegen und ließen duftige Blumen auf ihn herabregnen. Trotz der sengenden Hitze hielt Alles tapfer aus, bis der letzte buntgekleidete Herold und der letzte Fußgänger des Zuges vorüber war. Es ist bei der herrschenden Temperatur selbstredend zu nennen, daß die Theilnehmer des Zuges ermattet und halb verdurstet auf dem Festplatze, der sich leider in eine einzige Staubwolke gehüllt hatte, anlangten, und daselbst wurde denn auch an den kühlen Quellen des braunen Bieres mancher mächtige Tiefschluck gethan.

Und mancher mächtige Tiefschluck wurde ferner des Abends gethan, als sich die Krieger in der mit elektrischem Lichte strahlend

beleuchteten Festhalle zum Festcommers vereinigten, den das Comitémitglied S. Steinberg mit einem Hoch auf den deutschen Kaiser, den obersten Kriegsherrn, eröffnete. Das zweite Hoch brachte in begeisterter Rede der Hofrath Dinckelberg auf die gastfreie Feststadt aus. Er schloß: „Unsere liebenswürdige Gastgeberin, die alte Stadt Hamburg, die Vorkämpferin des Deutschthums im Auslande, die Schützerin deutschen Wesens an den Nordküsten des Reiches — hurrah! hurrah! hurrah!“

Dann folgte ein Kriegssalamander, den allerdings ein commentgläubiger deutscher Student höchst seltsam finden und nur widerwillig mitreiben mußte.

Den weiteren Theil des Abends füllten patriotische Reden, deren Wortlaut jedoch größtentheils in dem sich allmählich entwickelnden Trubel unverstanden blieb, und deutschthümliche Lieder, unter denen „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ und „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ hervorragende Stellen behaupteten. Dabei wurde natürlich das Pokuliren nicht vergessen. Die deutschen Krieger erwiesen sich in dieser Beziehung als würdige Nachkommen ihrer alten Vorfahren, die in grauer Vergangenheit, als die christliche Zeitrechnung erfunden wurde, auf ihren Bärenhäuten auf beiden Ufern des Rheines lagen. Sie machten es wie diese und tranken immer noch Eins. „Zum Abgewöhnen,“ sagt der vorsichtige Zecher. Auf dem Festplatze aber herrschte noch bis spät in die Nacht hinein buntes Leben und Treiben.

Damit schloß der erste und mit ihm der Hauptttag des Festes.

Am Montag und Dienstag, die diesem Hauptttage folgten, wurde das Festprogramm in getrennten Gruppen erledigt. Ein Theil der Gäste probirte in Barmbeck auf dem Schützenhofe vor den Schießständen von Neuem in allerdings friedlicher Weise die alte Kunst, die Kugel des Rohres sicher in's Ziel zu senden. Hier war es nur das Schwarze der Scheibe; einst war jenes Ziel das Herz des Feindes. Den besten Schützen winkten gleißende Ehrenpreise, die man in der Festhalle im Gabentempel verlockend zur Ansicht gebracht hatte (Nr. 4). Hier erwähnen wir auch der Festdenkmünze, welche in Nr. 5 dargestellt ist. — Ein anderer Theil der Festgenossen besah sich die vielen Sehenswürdigkeiten der Stadt, während die Delegirten der vertretenen Kriegervereine in der „Ernst Merck-Halle“ des Zoologischen Gartens sich zum ernsten Rath versammelten. Was dort besprochen wurde, gehört nicht mehr in den Rahmen dieses Artikels. Wieder Andere unternahmen lohnende Elbfahrten durch den mit Seeschiffen besetzten Hafen den breiten Strom hinunter, den Segel aller Nationen beleben. Auch dorthin hat unser Zeichner die Gäste begleitet und in der oberen Ecke unseres Bildes (Nr. 1) werden wir auf den Elbstrom versetzt, wo im Hintergrunde ein Stück der gigantischen Eisenbahnbrücke zu sehen ist, die beide Ufer der Elbe mit einander verbindet. Den Schluß des Festes bildeten Fahrten nach Helgoland, nach Kiel und dem deutschen Reichskriegshafen.

Die Tausende von deutschen Kriegern, die sich nach den froh verlebten Tagen wieder nach allen Seiten in die Heimath zerstreuten, werden hoffentlich allesammt neu gestärkt sein im Gefühl der alten Cameradschaft, und damit ist der Zweck des Festes erreicht. Das deutsche Reich, das unter den Staaten Europas emporragt in majestätischer Schöne wie ein gothischer Tempelbau, hat viele Neider und Feinde, und wer weiß, wie bald es wieder roth aufzuckt am Horizont in blutigen Flammen! Wer weiß, wie bald von Neuem die Trommel auf den Gassen ruft zu Krieg und Streit! Dann aber gilt es, wie zu jeder Zeit, Schulter an Schulter einzustehen für das heilige Land der Väter; einträchtig wie Brüder, denn die Eintracht macht stark.

Eine wenig Beachtete.

Wer an warmen Frühlings- oder Sommertagen an einem Teich oder Bach vorbeiging, der hat sich gewiß gefreut über das Leben und Treiben der zierlichen Wasserjungfern, die mit ihren schlanken blaugefärbten Leibern in anmuthigen Bewegungen über bunte Blumen und zwischen hochgeschossenem blühendem Grase dahinschwirrten. Unbemerkt aber bleibt von den Meisten eine etwas entfernte Verwandte dieser schillernden Libelle, die nicht gleich ihr im Sonnenlichte tanzt, sondern während des Tages in unscheinbarem, einfarbigem Gewand mit anliegenden Flügeln still dasitzt an den Halmen des Röhrichts und der Binsen, oder an den Zweigen des niederen Erlen- und Weidengebüsches. Dies ist die eine oder andere der in Deutschland in mehreren Arten vorkommenden Köcherjungfern (Phryganeodea).

Erst gegen Abend, wenn die Sonne von Wasser- und Wiesenflächen gewichen, wenn die Dämmerung beginnt sich langsam auf Wasser und Wiesenflur zu senken, wenn der schmetternde Vogelgesang des Tages verstummt und nur der gleichförmige Ruf der Wachtel aus nahegelegenen Feldern vernehmbar ist, da verläßt dies einfach gefärbte und besser zur Dämmerung als zum hellen Lichte des Tages passende Insect das Plätzchen, an welchem es den Tag über fast regungslos gesessen, um die Flügel auszubreiten und lautlos dahinzufliegen über Wasserspiegel und Wiesenflur.

Und doch bietet das stille Leben dieses unscheinbaren Geschöpfes dem fleißigen Beobachter der Natur soviel des Interessanten, daß es sich wohl verlohnt, auch weitere Kreise auf das Treiben dieser Wassermotten aufmerksam zu machen.

Ihre Larve schwimmt nicht wie andere im Wasser lebende Insectenlarven, wie z. B. die der Libellen und Wasserkäfer, frei umher, sondern sie erbaut sich aus verschiedenen ihr erreichbaren Stoffen ein köcherartiges Häuschen, in welches sie sich jederzeit zurückziehen und sich so vor Gefahr schützen kann. Dieser Eigenthümlichkeit der Larve verdankt das Thier seinen Namen „Köcherjungfer“.

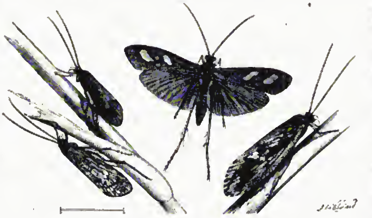
In den Frühlingsmonaten findet man die kleinen sonderbaren Gehäuse dieser Thiere fast in allen Teichen und Wassergräben, auch in Bächen, theils an der Oberfläche schwimmend, theils auf dem Boden dahin kriechend. Die Gestalt und noch mehr die verwandten Baustoffe der Gehäuse weichen ziemlich von einander ab, denn die Größe des Hauses wird bestimmt durch die Art, welcher die Larve angehört. Bei der Wahl des Baumaterials richtet sich das Thier natürlich nach dem, was die Oertlichkeit bietet. In schilfbewachsenen Teichen sind es hauptsächlich kleine Röhrichtstücke, in Bächen die in's Wasser gefallenen Rindentheile von Erlen, die zur Verwendung kommen, in Wiesengräben werden kleine, von den Thieren theilweise selbst zugeschnittene Blatttheile von Wassersternen, Wasserminzen und ähnlichen Pflanzen benutzt. Mitunter sind auch kleine Muscheln und Wasserschnecken am Gehäuse befestigt. Manche Arten bauen ihre Köcher nicht aus Pflanzenstoffen, sondern aus kleinen Steinen und Sandkörnern. Die verschiedenen aus vegetabilischen Stoffen erbauten Wohnungen bilden fast ausnahmslos eine beinahe cylinderförmige, an beiden Enden offene, hinten indessen etwas enger verschlossene Röhre, welche inwendig mit einem starken seidenartigen Stoff, ähnlich dem, welchen die Raupen unserer Nachtfalter beim Verpuppen bilden, ausgekleidet ist.

Einige der Arten, welche Sand und Steinchen verwenden, bauen ein kleines nur wenige Millimeter langes Gehäus in Form eines kunstvollen Hörnchens. Das links auf unserer Abbildung (S. 512) dargestellte Gehäuse, welches aus Tennessee in Nordamerika herstammt, wurde sogar lange Zeit für das Erzeugniß einer Schnecke gehalten, während es in der That von einer Köcherfliege, Helicopsyche Shuttleworthi, gebaut wird.

Das eigenthümliche Leben aller dieser kleinen Hausbesitzer läßt sich nun am besten beobachten, wenn man dieselben mit nach Hause nimmt und in's Aquarium setzt. Hier bemerkt man alsbald, wie aus dem kleinen Gehäuse ein Kopf und nach und nach sechs Beine hervorkommen, wie die grünlich gefärbte Bewohnerin desselben bemüht ist, sich durch Rudern fortzuarbeiten, wie sie sich bei drohender oder vermeintlicher Gefahr in ihr Haus zurückzieht und dasselbe langsam zu Boden sinken läßt, nach kurzer Zeit aber wieder heraufsteigt, um die Blätter und Ranken der Wasserpflanzen zu erreichen, sich an denselben festzuklammern und sie zu benagen. Dadurch richten freilich die Larven der Köcherjungfern im Aquarium ziemliche Verheerungen an, denn Wasserpflanzen bilden, wie es scheint, ihre einzige Nahrung. Dazu nagen sie an denselben oft ganze Aestchen durch und erlangen in dieser Zerstörungsarbeit, dank ihren am Kopf befindlichen Zangen, bald ziemlich beträchtliche Resultate.

Im übrigen lassen sie alle Mitbewohner unbehelligt, und

wenn sie auch nicht gerade zu den durch lebhaften Farbenglanz, zierlichen Gliederbau oder große Beweglichkeit hervorragenden Insassen des Aquariums gehören, so tragen sie doch durch die oft wunderbarsten Formen ihrer Gehäuse dazu bei, die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu vergrößern. Besonders abenteuerlich erscheint es, wenn die auf unserer Abbildung wiedergegebenen, aus Schilfstückchen, Moos und Muscheln erbauten Gehäuse langsam auf- und niedersteigen, oder wenn die hinten mit zwei lang hinausragenden Aestchen oder Würzelchen verzierten Köcher auf dem Boden dahinkriechen.



Köcherfliegen.
Originalzeichnung von E. Schmidt.

Im Aquarium hat man auch die beste Gelegenheit, die Art und Weise, wie von diesen Larven ihre Häuser gebaut werden, zu beobachten. Die Larven sind nämlich nicht in denselben festgewachsen, sondern können leicht aus denselben ausgetrieben werden, wenn man an der hinteren Oeffnung des Gehäuses vorsichtig eine abgerundete Stricknadel einschiebt und auf diese Weise die Larve zum Herauskriechen zwingt. Bringt man das Thier nun in ein mit Wasser gefülltes Gefäß, dessen Boden mit Holzstückchen, Moosresten und anderen Pflanzenstoffen bedeckt ist, so beginnt es ziemlich bald mit dem Baue eines neuen Hauses. Soweit ich beobachten konnte, verfährt es dabei in folgender Weise. Anfangs kriecht die Larve scheinbar planlos zwischen dem Baumaterial



Larven der Köcherfliegen und deren verschiedene Gehäuse.
Originalzeichnung von E. Schmidt.

umher, faßt ein Hölzchen oder Blättchen mit ihren Füßen und Zangen, bis sie etwa aus drei bis vier Hölzchen oder Blättchen um ihren Kopf einen Kranz gelegt hat, den sie nun etwas nach hinten schiebt, einen neuen Kranz daran fügt, diesen wieder rückwärts schiebt, und so ein neues Haus zu Stande bringt. Zu dieser Arbeit sind etwa eine bis zwei Stunden erforderlich. Läßt man das Thier nun ungestört, so bessert es noch eine Zeit lang an seiner neuen Wohnung aus. Die Bildung des erwähnten inneren Gespinstes erfolgt erst nach vollendetem äußerem Baue.

Die Lebenszeit der Larve dauert etwa bis Ende Mai oder Mitte Juni. Alsdann ist sie völlig erwachsen und denkt daran, sich zu verpuppen. Sie schließt nun die beiden Oeffnungen ihrer Wohnung mit Moos, hängt sich an Wasserpflanzen fest oder verarbeitet sich förmlich, wie ich es an einer Art zu beobachten Gelegenheit hatte, mit Vorliebe in dichtes Moos, welches am Rande des Teiches unter dem Wasserspiegel wächst.

Die Puppenruhe dauert etwa zwei bis drei Wochen, nach welcher Zeit die Jungfer ausfliegt, während das leere Gehäus entweder am Moos hängen bleibt, oder auf der Oberfläche des Wassers umher treibt und zerfällt.

Die Größe der einzelnen Arten von Köcherjungfern ist verschieden; mit ausgebreiteten Flügeln messen die größeren drei bis vier Centimeter. Die Färbung ist bei allen Arten unscheinbar, die größeren Oberflügel sind braun oder grau oder gar fast durchsichtig, nur stellenweise mit einem mattfarbigen Anflug oder eben solchen Zeichnungen versehen; die kleineren Unterflügel, welche beim Sitzen verdeckt bleiben, sind farblos. Auf unserer obenstehenden Abbildung ist rechts die bekannteste, rautenfleckige Köcherfliege dargestellt, links zwei seltenere Arten (Phryganea grandis und reticulata).

Die unansehnliche Färbung, die, wenn man so sagen darf, zurückgezogene Lebensweise unserer Jungfer, ferner die Aehnlichkeit der Gehäuse der Larve mit in's Wasser gefallenen Aestchen oder abgestorbenen Pflanzenresten tragen dazu bei, daß diese Thiere, welche ja ohnehin weder nutz- noch schadenbringend in das Leben der Menschen eingreifen, von den Meisten unbemerkt und unbeachtet bleiben. Von ihrem Dasein und Leben wissen etwas Näheres nur Die, welche sich für das stille Treiben lebender Wesen im und am Wasser besonders interessiren, welche Genuß finden an der Erkenntniß der unendlichen Schöpferkraft der Natur und ihrem tausendfältigen Leben und Weben.

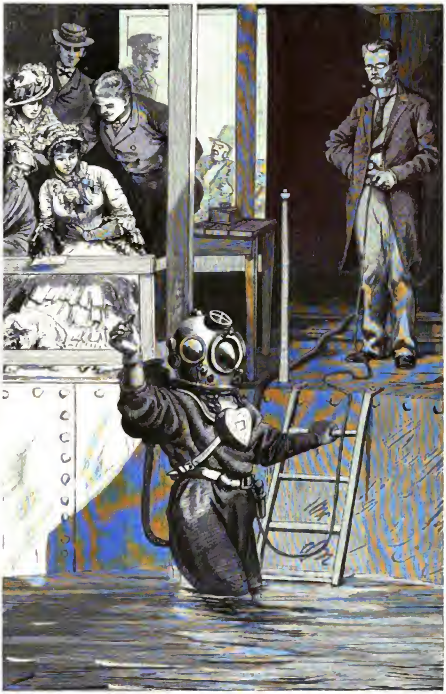
Kleine Bilder aus der Gegenwart.

Nr. 3. Im Taucherpavillon der Hygiene-Ausstellung in Berlin.

Es war ein glücklicher Gedanke, dem schaulustigen Publicum der so trefflich gelungenen Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen einen Einblick in die Geheimnisse der modernen Taucherkunst zu gewähren, und in der That übt der nördlich von der Stadtbahn gelegene achteckige Pavillon eine seltene Anziehungskraft auf die Neugierigen der Herren- und Damenwelt. Das kann uns nicht wundern, denn für die Taucherkunst wird seit langer, langer Zeit in Deutschland eine der erfolgreichsten Reclamen gemacht, und der Reclamemacher ist kein Geringerer, als der erklärteste Liebling des Volkes, Friedrich Schiller. Wir glauben entschieden, daß es gerade sein „Taucher" ist, der die Meisten dazu veranlaßt, für dreißig Pfennig besonderes Eintrittsgeld einen Zunftgenossen jenes hochherzigen Jünglings, welcher in der Charybde verschwand, zu schauen.

Aber alle, die dort Bank an Bank gedränget sitzen, gelangen in kurzer Zeit zu der Ueberzeugung, daß auch in diesem Falle zwischen Dichtung und Wahrheit eine unendlich tiefe Kluft liegt, und daß die Ausübung der modernen Taucherkunst wohl ein hartes, aber auch poesieloses Stück Arbeit bildet.

Nehmen auch wir auf einer der Bänke Platz! Da sehen wir zu unsern Füßen ein im Durchmesser fünf Meter großes Wasserreservoir, dessen Tiefe, wie uns mitgetheilt wird, vier Meter beträgt. Das ist der Ocean im Kleinen, auf dessen Grund und Boden der Taucher alltäglich in der Zeit von elf Uhr Vormittag bis fünf Uhr Abends allerlei Arbeiten verrichtet. Am oberen Rande des Bassins befindet sich eine kleine eiserne Treppe, auf welcher der Taucher in die Tiefe hinabsteigt.



Aus der Hygiene-Ausstellung: Im Taucherpavillon.

Originalzeichnung von A. von Roeßler.

Die Vorstellung beginnt. Der kräftige Mann tritt vor und macht unter Leitung des Tauchermeisters John Kock seine Toilette mit den gewichtigen Kleidungsstücken, welche die Firma L. von Bremen u. Comp. in Kiel zu diesem Zwecke geliefert hat. Der Rock, den er vor unsern Augen anzieht, ist durchaus wasserdicht, denn sein Stoff besteht aus einer doppelten Lage starkgewebten, mit Gummi getränkten Zeuges, und außerdem befinden sich zwischen den beiden Lagen sorgfältig eingelegte Gummiplatten. An den Aermeln dieses Anzuges sind starke Kautschukmanschetten, die luftdicht das Handgelenk umschließen, und Gummi-Armbänder angebracht. Den Manschetten entspricht am oberen Theile des Anzuges ein starker Gummikragen, welcher an den Taucherhelm luftdicht befestigt wird.

Der letztere bildet das wichtigste und interessanteste Ausrüstungsstück. Er besteht, wie wir das deutlich auf unserer Abbildung sehen, aus zwei Theilen, dem Kragen und einem gerundeten Aufsatze, die beide aus Kupfer geschmiedet sind. Von den vier Glasfenstern, die in ihm angebracht sind, kann das oberste abgeschraubt werden, und wird erst dann zugemacht, wenn der Taucher in's Wasser steigt. Der Helm selbst ist durch eine fest angeschraubte Röhre mit dem auf dem Rücken des Tauchers befindlichen Luftregulator verbunden, und von dem letzten führt endlich ein starker Schlauch zu der Luftpumpe, welche dem von der Außenwelt hermetisch abgeschlossenen Manne die nöthige Luft liefert. An dem Regulator befindet sich auch das Ventil, durch welches die vom Taucher ausgeathmete Luft entweicht.

Die etwa zwei Centner schwere Ausrüstung des Tauchers wird noch durch zwanzig Pfund wiegende, mit Bleisohlen versehene Taucherschuhe und zwei Gewichte vervollständigt. Das eine derselben wird an seinem Rücken befestigt, das andere herzförmige und 21 Pfund schwere an seiner Brust. Pro forma wird auch hier das Dolchmesser mitgenommen und die Signalleine nicht vergessen.

Jetzt wird das verschiebbare Glas des Helmes zugeschraubt, und der Taucher ist zum Abstieg fertig. Sofort tritt die Luftpumpe, an der zwei Mann arbeiten, in Thätigkeit und liefert in der Minute fünfundachtzig Liter Luft. Nun heißt es: „Hochherziger Jüngling, fahre wohl!"

Da unten ist es aber gar nicht so fürchterlich, und wer sich davon überzeugen will, der braucht nur in das untere Geschoß des Pavillons hinabzusteigen, wo er durch eins der im Bassin angebrachten Gucklöcher unsern Tausendkünstler in völliger Thätigkeit beobachten kann. Er schreibt dort unter Wasser, spaltet Holz, dessen einzelne Scheite von selbst an die Oberfläche steigen &c. Zum Schluß hat auch für ihn das Handwerk einen lucrativen Boden, welcher zwar nicht aus Gold, aber wenigstens aus Nickel oder gar Silber besteht, denn die Gäste da oben im Amphitheater werfen manchmal in Erinnerung an die Becher und Ring spendende Majestät kleine Münzen in die Tiefe hinab, welche der Taucher an das rosigte Licht fördert. Manchmal überrascht er auch das Publicum durch sein plötzliches Erscheinen an der Wasseroberfläche, das er „aus eigener Kraft" bewerkstelligt. Um dies zu ermöglichen, führt er die eingeathmete Luft nicht mehr durch den Mund in das Ausathmungsventil, sondern bläst sie durch die Nase in seinen Anzug hinein.

So bietet denn dieser Taucherpavillon dem Laien Gelegenheit, sich über die moderne Taucherkunst einen richtigen Begriff zu bilden, und spiegelt im Kleinen ein Bild der menschlichen Thätigkeit wieder, welche in der Gegenwart zu immer höherer Vollendung und Bedeutung gelangt.

Heiße Stunden.

Ein Idyll aus Bayreuth von **Wilhelm Kästner**.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Vorstellung unter stürmischen Beifallsbezeigungen zu Ende gegangen war, beschloß Alfred die mannigfachen Ritterdienste dieses Tages mit der Aufsuchung des Wagens, der die Damen nach ihrem Hôtel, der „Sonne", zurückbringen sollte.

Am anderen Morgen erachtete er es als seine erste Pflicht, nach dem Bureau des Verwaltungsrathes zu stürzen, um sich seinen Platz für die nächste Vorstellung, den kostbaren Platz an Rosa's Seite zu sichern — Frau Commerzienräthin ließ ja die Plätze im Theater für die nächsten zwei Vorstellungen reserviren. Dann wurde ein Clavierauszug des „Parsifal" von ihm erworben und möglichst ostentativ unter dem Arm getragen, denn Alfred wollte sich auf alle Fälle die Gunst der Mutter erhalten, da sie nach alter Erfahrung den Weg zum Herzen der Tochter bahnt.

Mit dem beruhigenden Gefühl, die weitere Belagerung der Feste in zweckentsprechender Weise eingeleitet zu haben, schlenderte er nun den Rennweg auf und ab, sich in nächster Nähe der „Sonne" haltend. Der sehnlichst erwartete goldblaue Sonnenstrahl erschien jedoch nicht, wohl aber nach Verlauf einer halben Stunde die Frau Commerzienräthin, glänzend und behaglich wie immer. Und wahrlich, der Clavierauszug verhalf ihm zum Sieg.

So sah man denn auch den Referendar Nachmittags im Garten der „Sonne", bei einer Tasse Kaffee, seinen Clavierauszug geöffnet auf den Tisch legen, während die Commerzienräthin, mit der Partitur und einigen Leitfäden und Erklärungen bewaffnet, ihm gegenüber Platz nahm und nun erläuternd und vergleichend ihren Redestrom zwischen den Büchern durchfließen ließ. Von einem benachbarten Tische klang das fröhliche Lachen Rosa's zu ihm herüber, denn sie mied ihn augenscheinlich und hatte sich nach dem Mittagessen einer befreundeten Damengesellschaft angeschlossen, während er einige Dutzend Motive aufsuchen, umkehren, bewundern mußte.

Mit Mühe bezwang er sich, diese Seelenqual zu ertragen, weil er immer hoffte, Rosa würde nach einiger Zeit an dem Tische erscheinen, aber auch in dieser Hoffnung sah er sich getäuscht, da gegen vier Uhr die Commerzienräthin ihren Vortrag mit dem Bemerken schloß, daß sie sich mit neuangekommenen Freunden zu einer Spazierfahrt verabredet habe. Als er im Begriff war, sich zu verabschieden, überbrachte ein Kellner der Commerzienräthin ein Telegramm. Fräulein Rosa's scharfe Augen mußten dies bemerkt haben, denn sie kam sogleich herbeigehüpft und frug eifrig:

„Kommen sie endlich?"

„Ja, morgen mit dem Mittagszug, wie ich sehe."

„Wie ich mich freue!" rief Rosa.

„Wir haben Papa auch wirklich sehr lange nicht gesehen."

„Und ich freue mich auch sehr auf Max."

„Mein Mann," berichtete die Commerzienräthin dem bescheiden wartenden Alfred, „kommt morgen hier an. Er war vorher zur Cur in Karlsbad, mußte Geschäfte halber auf einige Tage nach Berlin zurück und bringt nun von da noch einen sehr lieben Verwandten von uns, Herrn Max Hillmann, mit."

„Ich begreife gar nicht, wie es Max ausgehalten hat, so spät erst hierher zu kommen," meinte Rosa.

„Es war sehr freundlich von ihm, auf Papa zu warten, denn wer weiß, ob dieser sonst nicht unter dem Vorwand von Geschäften in Berlin sitzen geblieben wäre. Und es liegt mir doch so viel daran, daß Dein Papa den ‚Parsifal' kennen lerne."

„Der arme Papa! Es wird ihm freilich recht heiß dabei werden," seufzte Rosa. Dann wurde sie plötzlich sehr roth und sah einen Moment scheu zu Alfred hinüber, dessen hübsches Gesicht gleichfalls verlegene Röthe überzog, obgleich er sich stellen wollte, als dächte er an gar nichts bei dieser unbedachten Ideenverbindung von Parsifal — und Hitze.

„Der Wagen wartet sicher schon seit einer halben Stunde auf uns," mahnte jetzt die Mama. „Adieu, Herr Referendar, lassen Sie sich morgen bei Zeiten sehen," rief sie diesem noch in gewohnter Leutseligkeit zu.

Alfred schaute dem davonrollenden Wagen eine Weile nach, ehe er sich anschickte, den Rest des Nachmittags und den Abend allein in dem fremden Städtchen zu verleben. Große Fortschritte, sagte er sich dabei, hatte er heute in der Gunst des Fräuleins nicht eben gemacht, aber doch auch keine weiteren Rückschritte. Ja, eine innere Stimme flüsterte ihm sogar zu, daß sie ihn einige Male unvermerkt sehr freundlich angesehen habe. — —

Auf dem Rennweg standen und promenirten am nächsten Tage die Fremden zahlreich umher, aber die Damen Jung konnte er zu seinem Verdruß nicht unter ihnen entdecken. Der ganze Vormittag verstrich unter fruchtlosem Warten und Suchen, bis ihm kurz vor ein Uhr einfiel, daß jetzt die Damen wahrscheinlich auf dem Bahnhof sein würden, um die Ankommenden zu empfangen. Es war zu spät für ihn, jetzt noch vor dem Eintreffen des Zuges dahin zu gelangen, und er zog daher vor, nochmals in der Nähe des Hôtels Posto zu fassen, da ihm so die Erwarteten nicht entgehen konnten.

Nach kurzer Zeit begannen Wagen und Omnibusse vom Bahnhof heranzurasseln, denen bald zahlreiche Fußgänger folgten. Auch Familie Jung schien bei dem kühlen, trüben Wetter, das heute herrschte, eine Wanderung zu Fuß einer Fahrt vorgezogen zu haben. Sie wurde soeben, die Straße herankommend, sichtbar, voran der Commerzienrath, ein gutmüthig aussehender dicker Herr, am Arm seiner Gattin, hinter ihnen ein zweites Paar, bei dessen Erblicken unserem Referendar ein Stich durch das Herz ging. Der schöne, hochgewachsene Mann von etwa dreißig Jahren, mit blondem Vollbart und etwas träumerisch blickenden grauen Augen, konnte nur der oft erwähnte „Vetter Max" sein, denn Fräulein Rosa hing, vertraulich plaudernd und oft eifrig zu ihm empor sehend, an seinem Arm.

Ob sie Alfred's tödtlichen Schrecken auf seinem blassen, verstörten Gesichte las? Wer kann die Gedanken errathen, die hinter solchen krausen blonden Stirnlöckchen in einem achtzehnjährigen Mädchenkopfe wirbeln? Gewiß ist nur, daß sie Alfred mit plötzlich aufstrahlendem Lächeln einen Gruß zunickte, wie er ihm so holdselig und verbindlich noch nie von der kleinen Schönen zu Theil geworden, worauf sie, immer noch mit dem strahlenden Lächeln, zu dem großen blonden Vetter hinaufsah.

Die Commerzienräthin wollte mit ihrem Manne in den Thorweg des Hôtels einbiegen, als sie Alfred, welcher in der Nähe stand, bemerkte, ihn zu sich heranwinkte und ihm eilig zurief:

„Wo stecken Sie denn den ganzen Morgen, Herr Referendar? Wir glaubten, Sie auf unserem Spaziergange in der Stadt irgendwo zu treffen. Ich habe Sie wieder zu uns decken lassen, wenn es Ihnen recht ist. Wir kommen sogleich nach dem Speisesaale."

Dort hatte die vorsorgliche Dame die Plätze am Ende der Tafel belegen lassen, sodaß man, als Alle erschienen waren, sich sehr behaglich gruppiren konnte. Der Commerzienrath saß obenan, seine Gattin und Alfred Berger zu seiner linken, Rosa und Vetter Max an der rechten Seite. Die Commerzienräthin stellte Alfred vor und erzählte rühmend, wie er ihr und der Tochter vom Augenblicke der Ankunft an fortgesetzt die liebenswürdigsten Gefälligkeiten erwiesen habe. Der Commerzienrath machte bald die Entdeckung, daß der junge Mann der Neffe seines besten Jugendfreundes, eines Justizrath Berger sei, und diese glücklich entdeckte Verwandtschaft bildete eine vortreffliche Grundlage für Alfred's ferneren Verkehr mit der Familie Jung, der er, wie der Commerzienrath versicherte, als Neffe eines Jugendfreundes kein Fremder mehr sei. Die Unterhaltung bei Tisch wurde zwanglos und allgemein. Auch Fräulein Rosa nahm an dem Gespräche Theil, lachte herzlich mit und war überhaupt in so vergnügter Stimmung, daß sie ihren vorherigen Groll gegen Alfred ganz vergessen zu haben schien und ihn über den Tisch hinüber gelegentlich freundlich anblickte. Das wäre nun Alles ganz erfreulich für Alfred gewesen, wenn er sich dabei nicht mit innerer Wuth gesagt hätte, daß diese Umwandelung doch augenfällig erst seit dem Erscheinen des hübschen Vetters eingetreten war. Es blieb ihm indeß jetzt nicht Zeit, viel darüber nachzudenken, denn die Commerzienräthin mahnte zum Aufbruche nach dem Theater.

Draußen auf dem Festplatze hing sich Rosa wieder eilig an den Arm des Vetters und sagte, sich zur Mama wendend, wobei sie vermied, Alfred anzusehen:

„Ich habe Papa gebeten, mir heute den Platz neben Max zu überlassen. Ich möchte wissen, ob man von da besser sehen kann, da er um einige Reihen tiefer ist, als die anderen."

„Wie Du willst, Kind, aber störe Max nicht etwa durch Schwatzen und Unaufmerksamkeiten."

„Ha ha, liebe Mama, Du weißt sehr wohl, daß er sich nicht stören läßt bei solcher Gelegenheit. Im Gegentheil, ich hoffe von seiner Andacht und Versunkenheit angesteckt zu werden. Nicht wahr, Max, Du hast nichts dagegen, wenn ich neben Dir sitze?"

„Wie? Was sagtest Du? Stören? Ganz und gar nicht, Röschen," erwiderte dieser zerstreut. „Aber laß uns endlich eintreten."

Da saßen sie nun, um wenige Sitzreihen tiefer, dicht vor Alfred, der zähneknirschend auf sie hinabschaute.

Es war ja ganz klar, daß sie in diesen Vetter verliebt, wahrscheinlich schon mit ihm verlobt war, denn er nahm ja die Huldigungen der reizenden Cousine mit souverainem Gleichmuth, wie etwas Selbstverständliches hin. Dafür also war er hier geblieben, um, neben dem dicken Commerzienrath eingepreßt, einer Aufführung beizuwohnen, für die er in seinem jetzigen Zustand weder Stimmung noch Verständniß haben konnte. Und da sah sie sich auch noch von Zeit zu Zeit nach ihm um, als ob sie ergründen wollte, welchen Eindruck ihr Benehmen auf ihn gemacht habe. Nun, sie sollte wenigstens nicht den Triumph genießen, ihn noch länger schmachten zu sehen. In der Vorstellung mußte er noch aushalten, aber dann ging ja wohl ein Nachtzug, den er benutzen konnte, um endlich sein eigentliches Reiseziel zu erreichen und in den Schweizer Bergen bald die ganze Episode zu vergessen.

Als man nach dem Schluß des ersten Actes wie gewöhnlich das Haus verließ, nahm sich Alfred vor, die Zwischenzeit nicht mit der Familie Jung zu verbringen. Unter dem Vorwande, er habe sie im Gedränge plötzlich aus den Augen verloren und nicht wieder finden können, wollte er seinen gekränkten Gefühlen wenigstens die Qual ersparen, Rosa beständig am Arme des verhaßten Vetters neben sich zu sehen. Er war im Begriff, unbemerkt um eine Ecke zu verschwinden, als die junge Dame sich gewandt zu ihm und dem Papa durchdrängte und rief:

„Wenn es Ihnen recht ist, Dir, Papa, und Herrn Berger, so schließe ich mich hier an, denn auf Maxens Ritterdienste kann ich augenblicklich nicht zählen. Sieh nur, wie er auf Mama losgestürzt ist und es kaum erwarten kann, bis er all seinen Enthusiasmus in ihr mitfühlendes Herz ausgeschüttet hat! Ich denke, wir Drei gehen ein wenig hinüber nach der anderen Seite des Platzes, wo es nicht so gefüllt ist. Sie werden uns jetzt nicht vermissen."

Der Papa folgte gutgelaunt den Anordnungen des Töchterchens, und auch Alfred konnte nicht widerstehen, so sehr er sich innerlich ob dieser Schwäche schalt. Veranlaßt durch die reizende Aussicht, welche sich vom Festplatz aus bietet, gerieth das Gespräch auf die lieblichen Umgebungen von Bayreuth.

„Hast Du mit Mama schon eine Fahrt nach der ‚Fantasie' gemacht?" frug der Commerzienrath die Tochter.

„Nein, noch nicht. Wir warteten, weil Mama meinte, Du würdest gern dabei sein. Weißt Du, Papa, wir sollten morgen dahin fahren; und Du solltest Herrn Berger einladen mit uns zu kommen. Nicht wahr, Sie kennen die berühmte ‚Fantasie' auch noch nicht?" wandte sie sich mit ihrem bezauberndsten Lächeln zu Alfred, der plötzlich vergaß, daß er noch heute, mit dem Nachtzug, aus dem Banne dieser schelmischen Augen entfliehen wollte.

Der Commerzienrath versicherte, Herr Berger sei selbstverständlich auch bei dieser Gelegenheit als Gast willkommen. Dieser zögerte noch einen Augenblick, nahm aber schließlich die Einladung dankend an, worüber Fräulein Rosa sichtlich in die Stimmung gerieth, die sie durch erhöhte Liebenswürdigkeit bethätigte.

Aber besonders gut erging es ihm am folgenden Tage, auf der verabredeten Fahrt nach dem Schlößchen „Fantasie", eben nicht. Herr und Frau Commerzienrath nahmen den Fond des bequemen, offenen Landauers ein, Max und Rosa den Rücksitz und unserem Referendar fiel, als dem Jüngsten in der Gesellschaft, der Platz neben dem Kutscher zu.

Da saß er nun, in stillem Ingrimm vor sich hinstarrend, während hinter seinem Rücken Rosa's Stimme von Zeit zu Zeit mit einem „Lieber Max" oder „Bester Vetter" und dergleichen Süßigkeiten an sein Ohr schlug. Dann geriethen sie wieder auf musikalisches Gebiet.

„Finden Sie nicht die Gegend hier sehr hübsch, Herr Berger?" erklang es auf einmal hinter Alfred.

Aha, jetzt ließ sie sich herab, auch ihm zur Abwechselung einen Brocken der Unterhaltung zuzuwerfen!

Er stellte sich, als habe er nichts gehört, und blieb unbeweglich sitzen.

„Herr Berger!" flötete es wieder, dringlicher, und da er noch immer taub blieb, erhielt er einen ganz kleinen Schlag mit dem Sonnenschirm auf die Schulter, sodaß er nicht mehr umhin konnte, sich umzusehen.

Der Commerzienrath lag, resignirt und widerstandslos, mit geschlossenen Augen in seiner Ecke, im Begriff, ein Schläfchen zu machen. Die Gemüther der beiden göttlichen Streiter dagegen waren so erhitzt, daß sie unversehens, nachdem ihr eigentlicher Gegner den Kampfplatz geräumt hatte, sich in Meinungsverschiedenheiten über die Bedeutung einiger Motive verwickelten und tapfer weiter stritten.

Fräulein Rosa lehnte, vermuthlich gelangweilt von diesem Thema, nach Alfred umgewandt auf ihrem Sitz und sah voll zu ihm auf, was ihr so gut stand, daß dieser vergaß, sich wieder abzuwenden.

Von den Bemerkungen über Gegend, Wetter und dergleichen, die Beide, in ihren Stellungen verharrend, wechselten, hätte Alfred am Ende der Fahrt den Inhalt nicht angeben können. Er wußte und fühlte nur, wie er berauscht in die blauen Augensterne dicht vor ihm sah, in denen es oft so schelmisch und warm zugleich aufblitzte. Waren seine Blicke endlich der jungen Dame zu beredt geworden? Jedenfalls wählte sie ein gründlich wirkendes Abkühlungsmittel dafür. Vetter Max, der in der Hitze des Gefechts bereits den Hut abgenommen und neben sich gelegt hatte, vertheidigte soeben in steigender Erregtheit einen neuen Satz gegen die Angriffe seines weiblichen Feindes. Da legte sich ein zartes Händchen schmeichelnd auf sein blondes, lockiges Haupt.

„Ruhig, ruhig, Du Wilder! Hörst Du noch immer nicht auf zu streiten? Sieh doch, wie Du Mama aufgeregt hast. Machen wir dazu eine Spazierfahrt?"

„Ja, Du hast Recht, Röschen. Wir wollen es auch nun lieber ruhen lassen," seufzte der Angeredete tief auf, faßte dabei das Händchen, das ihn streichelte, und führte es galant an seine Lippen.

Alfred fuhr zurück, wie von einer Natter gebissen, und wandte den Kopf nicht wieder bis zum Ende der Fahrt.

„Auf Wiedersehen, lieber Herr Berger. Auf morgen!" sagten Herr und Frau Jung herzlich, als man am Abend im Begriff stand, sich zu trennen.

„Ich werde mir allerdings morgen noch erlauben, Ihnen vor meiner Abreise Lebewohl zu sagen," entgegnete Alfred mit einem plötzlichen, heftigen Aufschwung zu männlicher Entschlossenheit, die ihn selbst überraschte.

„Wie, Sie wollen fort? Wie schade! Ich dachte, Sie würden uns noch nach Nürnberg begleiten. Sie müssen doch Fräulein Malten noch als Kundry sehen!"

Alfred blieb fest und versicherte, er habe schon allzu lange seine geplante Ferienreise verzögert.

Die Commerzienräthin wandte mit Nachdruck ein:

„Aber um welchen Preis auch, Herr Referendar! Nach der Schweiz können Sie noch jedes Jahr reisen, Bayreuth und ‚Parsifal' dagegen —"

„In der nächsten Aufführung bitte ich wieder um meinen alten Platz. Er gefiel mir doch besser, als der neben Max," sagte auf einmal Fräulein Rosa mit der harmlosesten Miene von der Welt, und als ob sie, in halblauter Unterhaltung mit dem Vetter begriffen, von dem übrigen Gespräch nichts gehört habe.

(Schluß folgt.)

Mode und Kleiderreform in England.

Eine gesellschaftlich-hygienisch-sittengeschichtliche Skizze.

Von Leopold Katscher in London.

1. Das Uebel.

„Geh' doch! Gott hat dir eine Gestalt gegeben und du machst dir eine andere."
Shakespeare.

„Die Mode bekümmert sich nicht um die Physiologie." „The Lancet".

Die Männer haben längst erkannt, daß den sinn- und zwecklosen Wandlungen der launischen „Göttin Mode" keine erhebliche Rolle gebührt in den ernsten Beschäftigungen eines menschenwürdigen Lebens; sie sind daher in ein Stadium relativer Eintönigkeit und Stetigkeit in Sachen der Kleidung eingetreten, wenn es auch unter ihnen noch Ausnahmen giebt, die gewissen Thorheiten nachgehen. Bei den Damen trifft gerade das Entgegengesetzte zu: unter ihnen giebt es nur wenige, die vernünftig und muthig genug sind, das Joch übertriebener Eitelkeit abzuschütteln.

Die Weiber des civilisirten Abendlandes sind in Sachen der Kleidung ärger als die Wilden. Die erste Idee von einem Bekleidungswesen ging nicht aus der Nothwendigkeit eines Schutzes oder aus einem Bedürfniß nach Bequemlichkeit, sondern aus Putzsucht hervor und äußerte sich im Tättowiren, im Bemalen des Körpers, im Tragen von Federn oder Perlen. Je civilisirter der Mensch wurde, desto mehr sah er bei seiner Kleidung auf Bequemlichkeit, Gesundheit und Schutz, desto weniger auf Verzierung. Der Wilde, dem der Begriff „Kunst" aufdämmert, beeilt sich noch heute, sie zu einem Theil seiner eigenen Person zu machen, sei es, daß er sich Wunden beibringt, um in bestimmter Anordnung eine Reihe von Narben aufweisen zu können, sei es, daß er die Kunst des Malers oder die des Bildhauers an seinem Körper ausübt. Der civilisirte Mensch dagegen hat gelernt, die Kunst von seiner Person zu trennen und sie als separate Darstellung zu bewundern. Er hängt in seinen Zimmern Bilder und sogar Vorhänge und Draperien auf; es fällt ihm aber nicht ein, diese Dinge an sich zu tragen. –

Und doch halten viele Frauen eine solche wildenähnliche Schaustellung an der eigenen Person nicht für unwürdig, machen ihre Kleidung zu einem Mittel, das die Aufmerksamkeit auf sie lenken soll, und erziehen sich daher selbst zur Unbescheidenheit, Eitelkeit und Gefallsucht. Sie denken bei der Wahl ihrer Kleidung weniger an deren Hauptzwecke — Schutz, Gesundheit, Bequemlichkeit — und mehr an den äußeren Putz und Tand. Die meisten thun es unbewußt, weil sie zu unwissend sind, und diejenigen, die zu einer besseren Erkenntniß gelangt sind, haben nicht den Muth ihrer Ueberzeugung, wagen nicht, sich zu emancipiren von der Tyrannei der Mode. Und so bleibt es dabei, daß die Frauen Kleider tragen, die ihrer Gesundheit dauernd schaden und mithin ihre mechanische Arbeitsfähigkeit, sowie das Maß ihrer geistigen Leistungsmöglichkeit herabsetzen.

Der ewige Modenwechsel wäre noch kein so arges Unglück, ließe sich nur wenigstens sagen, daß die Wandlungen aus einer gesunden Wurzel herauswüchsen. Aber das läßt sich eben leider in keiner Weise sagen — ganz im Gegentheil. Darum wollen wir uns hier nicht weiter mit den freilich streng zu verdammenden Wandlungen der Möde, sondern ausschließlich mit den allen Moden der Jetztzeit zu Grunde liegenden allgemeinen Principien beschäftigen. Von der Art, wie man sich kleidet, hängt so unendlich viel ab, daß diese Frage unbedingt zu den wichtigsten gehört, mit denen ein Menschenfreund sich würdig beschäftigen darf und — soll.

Zahlreiche Männer sind der Ansicht, daß es nicht Männersache sei, sich um Frauentoiletten zu bekümmern; das ist falsch. Wo es sich um die Gesundheit von Gattinnen, Schwestern und Töchtern handelt, hat jedes Mitglied des starken Geschlechts das Recht und noch mehr die Pflicht der Intervention, um so eher als von der Lösung dieses Problems zum Theil ja auch das Wohl oder Wehe seiner Enkel und Urenkel abhängt.

Die weibliche Tracht der civilisirten abendländischen Kreise ist keine nützliche Dienerin, sondern eine strenge Herrin, die ihre Unterthaninnen zwingt, sich den Leib zu kasteien, das heißt zu quälen und zu verunstalten. Die jetzigen Moden stehen zur Vernunft etwa in demselben Verhältniß, wie der Aberglaube zu einer geläuterten Naturreligion. Ein seltsamer Etiquettencodex, eine merkwürdige, inconsequente „sociale Kleiderordnung" wird schablonenhaft und gedankenlos befolgt. Man geht z. B. auf den Ball oder auf eine Soirée ohne Unterschied des Wetters, selbst im Winter, stark decolletirt, während es für unstatthaft gilt, vor sechs oder sieben Uhr, im eigenen Familienkreise, selbst am heißesten Sommertage, sich in einem ausgeschnittenen Kleid zu zeigen.

Der Hauptgrund, warum die verkehrte Eitelkeit, die falsche Sucht nach nicht vorhandener Schönheit den Sieg über die Vernunft davongetragen, ist wahrscheinlich der Umstand, daß die Lenker des Modenwesens schlechte Anatomen sind oder aber es sein wollen. Sie haben die Beschaffenheit des menschlichen Körpers total außer Acht gelassen. Die Frauen bewundern die Darstellungen der weiblichen Gestalt, wie sie in Bilder- und Sculpturengallerien zu sehen sind, als Kunstleistungen, mit denen die lebenden Damen der Wirklichkeit nichts zu schaffen haben. Sie scheinen diese Venus-Leiber für mythologische Gebilde zu halten, deren Maßstab nicht an sie selbst angelegt werden kann. Die zu kleidende Gestalt ist in ihren Augen eine ganz andere, und zwar die der glockenförmigen, wespentailligen Probirmamsellen, die sie in den „Kunstateliers" ihrer Schneiderinnen sehen und die allerdings nichts mit classischer Schönheit gemein haben. Offenbar wollen die Damen den Herren die Ehre anthun, zu glauben, daß die männliche Gestalt vollkommener sei als die weibliche und daß diese, um vollkommen zu werden, erst nach Modevorschrift gedrückt und gepreßt werden müsse! Zweifellos sind die Damen physisch von Natur etwas schwächer angelegt, aber gerade darum sollten sie sich nicht noch mehr schwächen, ihre Nerven und Muskeln nicht noch durch unpassende Kleidungsstücke schädigen.

Welches sind die Hauptnachtheile der üblichen Kleiderordnung? In welchen Beziehungen sündigen die Damenschneiderinnen und ihre freiwilligen Opfer am meisten? Der wichtigsten Nachtheile und Sünden, die wir im Auge haben, sind drei:

1) Mangel an Freiheit der Bewegung. Hieran tragen hauptsächlich die Unterröcke und Ueber- oder Schooßröcke die Schuld; selbst bei schönem Wetter sind sie jeder lebhafteren Bewegung, jeder gesundheitlichen Leibesübung hinderlich; bei Wind, Regen und Straßenmorast sind sie aber geradezu peinlich.

2) Gewichtigkeit der Toiletten bei ungleicher Vertheilung des Gewichts. Auch hier spielen die Unter- und Schooßröcke eine große Rolle; sie sind schwer und hängen von den Hüften herab, wodurch sie überdies die Mitte des Körpers erhitzen, während sie die unteren Theile der Beine verhältnißmäßig unbedeckt lassen, sodaß oft genug auch eine ungleiche Vertheilung der Wärme platzgreift. Aber auch der Oberkörper ist gewöhnlich zu schwer gekleidet. Abgesehen von zu schwerem und zu reichlichem Stoffe, tragen die vielen unnützen — oft noch dazu häßlichen — Verzierungen, wie Puffen, große Mengen Knöpfe und Schmelzperlen, Schleifen, Quasten u. dergl., zur Erhöhung des Gewichts bei. Oft sieht man ein zartes Mädchen, dessen schwaches Rückgrat nur mühsam den Kopf und die Schultern aufrecht erhalten kann, eine Toilette tragen, die 10 Pfund und mehr wiegt. Bei einer Fangballpartie gelang es einmal dem Major Wingfield — der dieses Spiel in England eingeführt hat — nur mit größter Mühe, eine Dame zu schlagen; er ließ nachträglich ihre und seine Gewandung wiegen und fand, daß die ihrige 10, die seinige aber blos 4½ Pfund wog, worauf er erklärte, sie hätte das Spiel gewinnen müssen, wäre sie nicht durch das Gewicht ihres Anzuges gehemmt gewesen. Aber weit ärger als das Gewicht selbst wirkt dessen unpraktische Vertheilung — das heißt die Concentrirung auf die Hüftengegend — auf die Gesundheit ein.

3) Druck auf mehrere Körpertheile, namentlich die Brust, das Herz, die Lungen, die Hüften, die Füße. Dies ist der weitesttragende Vorwurf, den man der modernen Frauentracht machen kann. In die das Wachsthum der Organe schädigende Einpressungsarbeit theilen sich das Schnürleibchen, der sogenannte „Pariser" Schuh mit seinem hohen, stark vorgeschobenen Absatz,



Dorfstraße. Oelgemälde von Paul Meyerheim.
Nach einer Photographie im Verlage der „Photographischen Gesellschaft in Berlin“.

seiner schmalen Sohle und seinem spitz zulaufenden Vorderende, der zu eng anliegende Leib (Gilet, Jacke, Polonaise rc.) des Ueberkleides und das Festbinden des Schooßrockes, der Unterröcke und der Unterbeinkleider.

Wir wollen nicht nur des Festmiederns gedenken, das bekanntlich schon vielen Damen das Leben verkürzt hat und dessen Folgen ein schlechter Magen, eingefallene Wangen, ein feuerrother und unreiner Teint, ein verkrümmter Rücken und das Schwinden aller körperlichen und geistigen Spannkraft sind; nicht nur des Engschnürens, das die inneren Organe verrückt, den Brustkasten und die Taille verunstaltet, das Athmen erschwert, jede gesundheitliche Bewegung zur Qual macht, die Herzthätigkeit und die Verdauung schwächt, das Gehirn und das Blut verschlechtert und eine Menge von Leiden herbeiführt, bei deren Auftreten man die Ursache gewöhnlich in allen anderen Umständen eher sucht, als in dem stählernen oder fischbeinenen Ungeheuer. Wir wollen auch von dem lose getragenen Mieder sprechen und betonen, daß dasselbe ebenfalls verwerflich ist, denn die Schwere der Kleider läßt es von seinem richtigen Platze herabgleiten und auf das Becken drücken, also einen Schaden ermöglichen, der das ganze Lebensglück zerstören kann, abgesehen davon, daß die meisten Mädchen, selbst wenn ihr Wille gut ist, sich über das Maß der Lockerheit zu täuschen pflegen; man messe den Körperumfang nur während tiefen Einathmens, und man wird sehen, daß es am besten ist, gar kein Schnürleibchen zu tragen. (Elastische Mieder sind freilich nicht so arg wie die üblichen, allein wie wenige tragen sie!) *

Aber selbst das genügt nicht, so lange das Ueberkleid (Gilet, Jacke, Polonaise rc.) zu eng ist, und ist auch dies nicht der Fall, so stiftet das Festbinden der Wäschstücke und des Schooßrockes noch immer genug Unheil, indem es ebenfalls zu Verwachsungen führt. Manche Mädchen sind so schlank, daß Wäsche und Kleider, so lange man sie überhaupt bindet und nicht knöpft, eng gebunden werden müssen, sollen sie nicht über die schmalen Hüften hinabfallen.

In Mädchenschulen vorgenommene Messungen haben ergeben, daß bei drückender Kleidung innerhalb sechs Monaten die Höhe und der Brustumfang um je 1 bis 2 Zoll zunahm, die Taille aber gar nicht wuchs, während dort, wo kein Druck gestattet war, der Brustumfang um $1\frac{1}{2}$ bis 2, der Vorderarm um $\frac{3}{4}$, der Arm um 1 bis $1\frac{1}{2}$ und die Taille um $3\frac{1}{2}$ bis 4 Zoll größer wurde, abgesehen davon, daß die allgemeine Gesundheit und der Grad der Stärke in den beobachteten Fällen viel befriedigender waren, wo kein Körpertheil eingepreßt werden durfte.

Vielen Müttern, die nicht die Absicht haben, ihre Töchter zu verkrüppeln, mißlingt ihr Plan, weil sie beim Maßnehmen vergessen, daß, was bei einer gewissen Haltung locker ist, bei einer anderen zu eng wird. Beim Maßnehmen steht das Mädchen aufrecht; in dieser Stellung und wenn die Lungen verhältnißmäßig leer sind, mißt es um die Taille, nehmen wir an, 21 Zoll; dasselbe Mädchen wird aber sofort um $1\frac{1}{2}$ Zoll mehr messen, wenn es eine tiefe Einathmung vornimmt, und beugt es sich auch noch vor, so kommen weitere $1\frac{1}{2}$ Zoll Taille- oder Brustumfang hinzu. In der Schule sitzen Mädchen aber vielfach vorgebeugt, sodaß ihnen Kleider zu eng werden, die während des Stehens weit genug sind.

Was schließlich die Fußbekleidung betrifft, so ist das Uebel nicht so erheblich, weil das Tragen von schädlichen, widernatürlichen Schuhen doch wohl nicht so allgemein ist, wie das von verwerflichen Kleidungsstücken anderer Art; allein die Anzahl der Sünderinnen ist auch in diesem Punkte immerhin eine ungeheure. Um wie viel schöner, eleganter und — bequemer ist ein natürlicher Fuß im Gegensatz zu dem erkünstelten, verwachsenen Ergebniß des Tragens von „Pariser" Schuhen! Wie bitter rächt sich diese falsche, an die chinesischen Lächerlichkeiten erinnernde Eitelkeit durch Hühneraugen — sollen diese etwa elegant sein? —, durch Schmerzen beim Auftreten und durch die Unmöglichkeit, rasch und lange zu gehen! Wie blöde, den Schwerpunkt zu verlegen und das Gewicht des Körpers auf die Zehen zu concentriren! Um wie viel besser, schöner, gesunder sind den Geboten der Natur angepaßte Schuhe!

Wir haben gesehen, welche Nachtheile die moderne Frauenkleidung im Gefolge hat. Wir haben gesehen, daß das Blut durch ungenügendes Athmen verschlechtert, daß in Folge dessen das Hirn geschädigt wird, daß als weiteres Ergebniß die Lungen ihr Blutreinigungswerk nicht gehörig besorgen können und daß auf Grund all dessen jede anstrengendere mechanische und geistige Arbeit überflüssiger Weise ungemein erschöpfender gemacht wird, als sie es unter anderen Verhältnissen wäre. Kurz, im Vorstehenden haben wir von dem Uebel „Mode" gesprochen; und nun wollen wir uns mit der Abhülfe beschäftigen.

2. Die Abhülfe.

„Aller Anfang ist schwer".

Bekanntlich ist die „Frauenfrage", von Nordamerika abgesehen, in keinem Lande so sehr fortgeschritten wie in England. Seitdem die Frauen nicht mehr ausschließlich als Sclavinnen oder Puppen betrachtet werden, seitdem sie mehr und mehr darnach streben, ihr Brod selber zu verdienen, ist das Bewußtsein von der Wichtigkeit der Kleiderfrage beträchtlich gestiegen. Sie sind sich des Uebels der modernen Kleidung bewußt, haben aber in der Regel nicht den Muth, nach ihrer Ueberzeugung zu handeln.

Glücklicher Weise giebt es immerhin eine gewisse Anzahl vorurtheilsloser Damen, die sich nicht fürchten, eine Reform anzustreben. Wenn diese Bestrebungen bisher erfolglos geblieben sind, so hat das seinen Grund nicht nur in der Verstocktheit der Modethörinnen und in der Vorliebe der meisten Menschen für den lieben „alten Schlendrian", sondern auch darin, daß die Umwälzungscandidatinnen es nicht verstanden haben, Vorschläge zu machen, die radical gewesen wären und zugleich die angeborene Gefallsucht des schönen Geschlechts genügend berücksichtigt hätten. Man hat nämlich hauptsächlich vorgeschlagen, die Frauen sollten Männerkleider tragen; diese aber dünken der Damenwelt nicht genug geschmückt und verziert. (Nur zur Annahme der häßlichsten und unangenehmsten aller männlichen Toilettestücke, des Cylinderhutes, den selbst die meisten Männer schmähen, haben sich die Damen entschlossen!)

Die zuweilen von Aerzten gegebenen Winke hinwiederum sind unbeachtet geblieben, weil sie sich in der Regel nur auf unbedeutende Details bezogen, ohne das Uebel bei der Wurzel zu fassen, das heißt eine gründliche Aenderung der der Frauentracht zu Grunde liegenden unheilvollen Principien zu fordern. Die Amerikanerin Mistreß Bloomer, die vor einiger Zeit eine männerähnliche, aber der Männerkleidung doch nicht ganz gleichkommende Tracht erfand, scheiterte, weil diese wirklich häßlich war.

Aus alledem geht hervor: erstens, daß es sehr schwierig ist, bei einer solchen Reform das Richtige zu treffen; zweitens, daß jede neue Tracht, wenn sie dem Uebel gründlich abhelfen soll, auf durchaus anderen Grundsätzen beruhen muß, als die jetzigen Moden; drittens, daß kein Reformvorschlag auf allgemeine Annahme rechnen kann, der nicht bei aller Gesundheit, Bequemlichkeit und Zeitersparniß die Gesetze der Schönheit im Auge behält, denn die meisten Weiber werden zu allen Zeiten den Wunsch hegen, sich zu putzen, sei es mit Beachtung oder mit Außerachtlassung der Forderungen der Vernunft. Es giebt Frauen genug, die kein Schnürleibchen tragen und denen nichts am Schnitte ihrer Kleider liegt, so lange diese nur recht lose sind; aber dieses Beispiel findet nicht allgemeinere Nachahmung, weil die betreffenden Kleider

* Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf den im Jahrg. 1855 erschienenen Artikel „Die weibliche Kleidung" von Prof. Bock, in welchem unter Anderem Folgendes zu lesen ist: „Sollen nun die großen Nachtheile, welche das Zusammenschnüren der Oberbauchgegend nach sich zieht, wegfallen, dann muß das Corset so eingerichtet werden, daß es nur unterhalb dieser Gegend und oberhalb der Hüften den Leib zusammenschnürt, wodurch auch die Taille verbessert und dem Unterleibe ein sicherer Halt gegeben wird. Deshalb dürfte das hier abgebildete Schnürleibchen empfehlenswerth sein. Es wird nur an einer kleinen Stelle (b) geschnürt, darüber (c) und darunter (d) locker gebunden; am Hüftausschnitte (a) läßt sich nach Belieben eine künstliche Hüfte ansetzen, um die Unterkleider tragen zu helfen; an jedem Seitentheile ist ein breiter elastischer Streifen (e) eingesetzt, um das Ausdehnen der Oberbauchgegend zu erleichtern." D. Red.



Das Schnürleibchen wie es sein soll.

häßlich sind und ihre Trägerinnen darin „schlampig" aussehen; überdies sind diese „Vernünftigen" fast immer ältliche Personen, während jüngere gegen die Nettigkeit in der Toilette nicht so leicht gleichgültig werden.

Jede richtige Reformbestrebung muß also sowohl die natürliche Gestalt des Körpers wie auch die Gebote der Wohlgefälligkeit berücksichtigen. Das erstere wäre mit Hülfe der Anatomie leicht zu erreichen, viel schwieriger aber das zweite, denn die Begriffe von Schönheit und Geschmack sind bekanntlich sehr verschieden. Die neuesten Reformatorinnen sind bemüht, „anmuthige" Zukunftstrachten zu ersinnen; allein die Anschauungen von weiblicher „Anmuth" sind durch die „süße Gewohnheit" des Anblicks falscher „Ideale" längst in Verwirrung gerathen. Doch man muß einmal einen Anfang machen, muß versuchen, den verderbten Geschmack zu läutern, und durch die Vorhaltung einfacherer, aber edlerer Muster zu erziehen.

Diese Aufgabe haben sich zwei Vereine gestellt, die sich in London vor etwa anderthalb Jahren bildeten und deren Bestrebungen augenblicklich recht viel von sich reden machen. Die Anregung zu ihrer Begründung gab der relativ günstige Erfolg, den eine vor ungefähr acht Jahren von mehreren amerikanischen Damen in Scene gesetzte Agitation — bestehend aus einer Serie von fünf Vorträgen weiblicher Aerzte, gehalten in vielen Städten der Union — in den Vereinigten Staaten erzielt hat. Der eine Verein heißt „National Dreß Society", der andere „National Dreß Association": beides heißt: „Gesellschaft für rationelle Kleidung". Beide Vereine bezwecken, wie es in den Statuten heißt, „die Förderung der Annahme einer auf Rücksichten der Gesundheit, Bequemlichkeit und Schönheit beruhenden Kleiderordnung"; beide „mißbilligen die ewigen Modewandlungen"; beide wollen ihr Ziel durch Veranstaltung von Versammlungen, Vorträgen und Ausstellungen, durch Abfassung und Verbreitung von Anzeigen, Flugschriften &c., sowie durch die Erfinnung und den Verkauf von Papiermustern „rationeller" Toiletten zu erreichen suchen; beide sind der Ansicht, daß jede richtige Reform eine Verbesserung sein sollte, statt der Thorheit, Trägheit, Unwissenheit und Laune einfach eine neue Abwechslung zu bieten; beide stimmen darin überein, „eine wirklich schöne Toilette lasse sich" — wir citiren aus einer „Rationelle Kleidung und ihre Wirkungen" betitelten englischen Broschüre der Mrs. E. M. King, Schriftführerin der „R. D. Association" — „ohne das Behängen der Taille mit Vorhängen herstellen"; die Wohlgefälligkeit „hänge nicht ausschließlich davon ab, daß der Körper mit einer Menge Stoffs überladen werde, sondern sei auch mit der vollkommenen Entwickelung des Leibes, mit leichter Beweglichkeit und mit Elasticität vereinbar: die Welt müßte an ihren Schönheitsforderungen keine Einbuße erleiden und die Damen könnten dennoch eine gesunde und angenehme Tracht tragen". Beide Vereine „protestiren gegen jede Mode, die die Gestalt verkrümmt, die freie Bewegung des Körpers hemmt und die Gesundheit schädigt, gegen Mieder, eng anliegende Kleider, enge Schuhe mit hohen Absätzen, schwere Unterröcke, allzu gewichtig aufgeputzte, überladene Schooßröcke, vulgäre, entstellende Crinolinen und Crinoletten".

Man sollte glauben, daß es am besten wäre, wenn zwei so gleichgesinnte Vereine sich mit einander verschmelzen würden, um mit vereinten Kräften zu arbeiten; leider müssen wir bemerken, daß diese beiden Gesellschaften es umgekehrt gemacht haben: sie waren anfänglich eine Körperschaft; diese theilte sich erst später — vor einem halben Jahre — in zwei Gruppen. Den Anlaß zu dieser im Interesse der guten Sache bedauerlichen Spaltung gaben Meinungsverschiedenheiten über die Natur der anzustrebenden Reformen. Mrs. King war mit der Vicomtesse Harberton — der Präsidentin der jetzigen „Society" — darüber einig, daß die üblichen Unterröcke abzuschaffen seien, daß kein Mieder getragen werden dürfe, daß die Wäsche nicht gebunden, sondern geknöpft werden sollte, daß die Fußbekleidung auf den Geboten der Hygiene beruhen müsse, daß das Gewicht und die Wärme der Kleidung gleichmäßig über den ganzen Körper zu vertheilen, kurz, die Damen waren über alles einig, nur nicht über den einen, allerdings sehr wichtigen Punkt: was an die Stelle der Unterröcke zu treten habe.

Lady Harberton befürwortet einen sogenannten „zweitheiligen Rock", das heißt eine Art ungeheuer weiter Pluderhosen, über denen ein gewöhnliches (nur nicht zu bindendes, sondern zu knöpfendes) Ueberkleid zu tragen wäre, unter dem zwei bis drei Zoll der Hosen hervorgucken würden.

Mrs. King dagegen behauptet, das sei nicht radical genug; die Hosen dürfen nicht übermäßig weit sein, wenn sie nicht zu schwer sein sollen; die Beibehaltung des Schooßrockes würde das Uebel „Behinderung freier Bewegung" fortbestehen lassen und das Princip, daß der Schooßrock nur zur „Zierde" da sei, nicht zum Durchbruch bringen; vorderhand müsse man, um nicht durch Ueberstürzung alles zu verderben, mit geringen Anfängen einer Reform zufrieden sein, auf die Dauer aber müsse man weiter gehen — während Lady Harberton bei ihrem „Zweitheiligen" stehen bleiben will —, und zwar werde es früher oder später zu einer Tracht kommen, bei der ein Mittelding zwischen türkischen Weiber- und abendländischen Männerhosen ohne darüber zu tragenden Schooßrock die Hauptrolle spielen dürfte.

Sollen sämmtliche Bedingungen einer gründlichen und nützlichen Reform erfüllt werden, so ist es allerdings kaum zweifelhaft, daß irgend eine Art von zweibeinigem Kleidungsstück die gestaltlosen Unterröcke wird ersetzen müssen, womit nicht gesagt ist, daß die Frauen Männerbeinkleider tragen werden oder sollen. Das Princip — Berücksichtigung des Körperbaus — ist freilich für Damen und Männer ein gemeinsames; aber der Schnitt und die Verzierungen können die Weiberhose vielfach von dem männlichen Beinkleid unterscheiden; das eigentliche Kleidungsstück soll permanent, die Draperie darf veränderlich — nur nicht schwer — sein. Ueber das Wie und Was der Reform herrscht noch keine Klarheit.

Um die Herbeiführung der letzteren zu fördern, sowie um dem Schneidergewerbe Veranlassung und Gelegenheit zu bieten, die Reformfrage aufzugreifen und an ihrem Fortschritt theilzunehmen — aus diesen Ursachen veranstaltete die King'sche „Association" im Juni 1883 zu London eine „Ausstellung rationeller Kleidung". Um die spröden Modistinnen anzulocken, wurde für geeignete Ausstellungsobjecte — das heißt „vernunftgemäße" Muster von Zukunftsroben — eine Reihe von Geldpreisen ausgeschrieben. Die Betheiligung war denn auch eine recht lebhafte, seitens der Fachschneider sowohl als der Dilettanten im Publicum, und wir bemerkten auf der recht interessanten Ausstellung manche sehr befriedigend entworfene Tracht nach dem löblichen Ideal der leitenden Reformatorinnen.

Eine Beschreibung dieser handgreiflichen Umwälzungsvorschläge oder Heilungssymptome wäre hier nicht am Platze; wir müssen uns mit der Bemerkung begnügen, daß es nicht unwahrscheinlich ist, daß diese Ausstellung von praktischen Ergebnissen begleitet sein wird. Sie dürfte die Auffindung einer wirklich guten und schönen Zukunftstracht erleichtern; wenigstens aber hat sie das Gute zur Folge, daß die Presse und die weitesten Gesellschaftskreise auf die Bewegung aufmerksam geworden sind. Vorderhand haben die beiden Vereine schon den wichtigen Erfolg aufzuweisen, daß zahlreiche Modenfirmen sich bereit erklärt haben, die Schnittmuster der Reformatoren in ihren Schaufenstern auszustellen und darnach Roben anzufertigen, während früheren Bitten der Vereine nach dieser Richtung von keiner einzigen Firma entsprochen wurde.

Weitere Schritte sind geplant; Frau King beabsichtigt nämlich, eine der Bewegung zu widmende Monatsschrift herauszugeben, sowie in verschiedenen Provinzstädten Vorträge über die Anforderungen an rationelle Toiletten zu halten. Vorläufig, wie gesagt, will sie „nur langsam voran"; durch anfänglich kleine, dann immer größere Abweichungen von dem „alten Schlendrian" will sie allmählich einen Kleidungsstil herbeiführen, „der unserer Person und unserer Lebensweise angepaßt sein soll".

Es giebt noch eine dritte Gruppe von Reformfreundinnen: die Anhänger des „dem modernen Gebrauch angepaßten griechischen Gewandes". Diese Gruppe, die allerdings keinen Verein gebildet hat und am unthätigsten ist, wird von einer hervorragenden englischen Dichterin mit deutschem Namen geleitet: von Mrs. Emily Pfeiffer, die schon vor fünf Jahren über ihre Idee schrieb und neuerdings — im Juni dieses Jahres — eine vom Nationalen Gesundheitsverein veranstaltete Hygiene-Ausstellung beschickte; von ihr und zwei anderen Damen war da je ein sehr graziöses Kleid dieser Art zu sehen. Das Princip ist: ein ganz einfach gemachtes Kleid der sogenannten, allenthalben bekannten „Prinzessen"-Gattung — Leib und Schooß in Einem Stück — aus beliebig feinem oder ordinärem Stoff irgend welcher Art, und darüber eine in

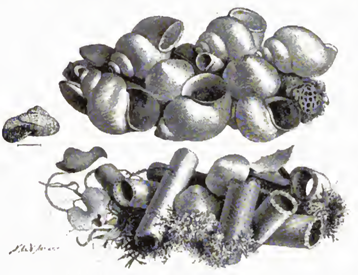
schöne Falten zu legende Toga (Pallium, Shawl) aus ganz weichem Stoff. Diese Kleider nehmen sich sehr gefällig aus, eignen sich aber weder für alle Welt noch für alle Umstände und Beschäftigungen; sie üben auf keinen Körpertheil Druck aus, aber im Punkte der Bewegungsfreiheit sind sie nicht besser als die jetzigen Moden.

Die Entdeckung, praktische Verwerthung und allgemeine Anerkennung aller richtigen Grundsätze und Details einer definitiven Umwälzung wird selbstverständlich viel Nachdenken und eine sehr lange Zeit beanspruchen; aber sicherlich wird es über kurz oder lang zur Verwirklichung der menschenfreundlichen Reformbestrebungen kommen; die blöden Straßenschleppen und manche andere Unsinnigkeiten sind bereits verschwunden — hoffentlich wird die Vernunft bald auch in anderen Einzelheiten triumphiren und schließlich einen vollständigen Sieg erringen. Die Sache ist zu wichtig, als daß wir glauben könnten, sie werde im Sande verlaufen, und wir wünschten, daß sich einige deutsche Frauen bereit fänden, die hier begonnene Bewegung auf den heimathlichen Boden zu verpflanzen; wie das Uebel international ist, sollte auch die Abhülfe international werden.

Vorläufig, bis sich die Ansichten über die Zukunftstrachten ein wenig geklärt haben werden, müssen wir mindestens versuchen, die gegenwärtig im Schwange befindliche Art der Bekleidung unschädlicher zu machen, als sie es ist.

Blätter und Blüthen.

Unsere Illustration auf Seite 509, Paul Meyerheim's Bild einer Dorfstraße, bedarf keiner Erklärung. Auch über den Künstler hat die „Gartenlaube“ ihren Lesern im Jahrg. 1869 (S. 814) so ausführliche Mittheilungen gemacht, daß wir hier nur auf die beiden früher in unserem Blatte in Holzschnitt wiedergegebenen Gemälde des trefflichen Meisters in der Darstellung von Menschen- und Thiergestalten hinzuweisen brauchen: auf seine Savoyardenkinder (1869) und seine Königstiger-Familie (1880). Hinsichtlich des vorliegenden Bildes möchten wir besonders auf die beiden Kindergruppen aufmerksam machen. Das „Zusehen“ gehört bekanntlich zu den Hauptfreuden der Kinderwelt, und daß ein Kesselflicker im Dorfe dazu Gelegenheit bietet, ist offenbar. Eine gleich große Kinderfreude ist's, auf dem Erntewagen mit heimzufahren, und darum konnte der vor uns von dem mächtigen Rindergespann gezogene gar nicht schöner geschmückt werden, als mit den fröhlichen Kindern. Auch der alte Kesselflicker und das junge Mädchen, das ihm neue Arbeit bringt, sind eine beachtenswerthe Gruppe. Paul Meyerheim, der schon 1876 bei der Ausstellung in Paris die große goldene Medaille erhalten hat, ist Mitglied der Akademie in Berlin und der Belgischen Gesellschaft der Aquarellisten.



Gehäuse der Köcherfliegen-Larven (vergrößert).
Originalzeichnung von E. Schmidt.

Zum Besten des Schulze-Delitzsch-Denkmals ist soeben im Verlage von Ernst Keil in Leipzig erschienen: „Das Begräbniß des Anwalts der deutschen Genossenschaften, Reichstagsabgeordneten Dr. Schulze-Delitzsch. Dargestellt von Dr. F. Schneider, stellvertretendem Genossenschaftsanwalt.“ Preis 30 Pfennig. — Vielen Verehrern des großen Volksmannes wird es ohne Zweifel erwünscht sein, nicht nur eine Schilderung der ergreifenden Leichenfeier, sondern auch den wortgetreuen Abdruck der am Sarge Schulze's gehaltenen Reden zu besitzen, und so dürfen wir wohl hoffen, daß das Büchlein den im Interesse der guten Sache erwünschten Absatz finden wird.

Hoffe!

Ist das Glück ein Sonnenstrahl,
Muß das Leid die Wolke sein,
Die mit Thränen ohne Zahl
Hüllt das Glück in Schatten ein.

Ewig kann in Purpurpracht
Nicht die goldne Sonne stehn.
Wolken kommen wie die Nacht —
Wolken müssen weiter gehn.

Meinst du auch, ein herb Geschick
Brach dein junges Glück entzwei;
Hoffe auf der Sonne Blick,
Denn die Wolke — geht vorbei. —

J. F.

Die Fremden in Paris. Die großen Städte üben auf Auswanderungslustige stets eine mächtige Anziehungskraft aus, und in jeder derselben bilden die Ausländer einen nicht unbedeutenden Theil der Bevölkerung. Aber keine Stadt dürfte so stark mit fremden Elementen durchsetzt sein, wie die Hauptstadt der französischen Republik. Während z. B. in Berlin auf 1000 Seelen 13 Ausländer kommen, entfallen in Paris 75 Ausländer auf je 1000 Einwohner. Die Statistik weist ferner nach, daß von den Parisern kaum der dritte Theil in Paris selbst geboren wurde. Nach den vor Kurzem veröffentlichten amtlichen Berichten der Volkszählung von 1881 hatten in der Stadt ihren festen Wohnsitz: 45,281 Belgier, 31,190 Deutsche, 21,577 Italiener, 20,810 Schweizer, 10,789 Engländer, 9250 Holländer, 5927 Amerikaner, 5786 Russen, 4992 Oesterreicher und 3616 Spanier. Die Zahl der Deutschen ist in den letzten Jahren besonders stark gewachsen, denn noch im Jahre 1876 betrug sie nur 19,024. In demselben Jahre belief sich die Zahl der Ausländer überhaupt auf 119,349, und sie stieg in der Zeit bis zum Jahre 1881 auf 164,038. Diese 44,689 Ausländer bilden aber nicht weniger als den fünften Theil des Gesammtzuwachses der Bevölkerung von Paris in den genannten Jahren. — Daß aber diese amtlichen Zahlen nicht ganz zuverlässig sind, ist unseren Lesern aus dem im vorigen Jahre (Nr. 52) in der „Gartenlaube“ erschienenen Artikel: „Deutsches Vereinsleben in Paris“ bekannt, in welchem Max Nordau nachwies, daß viele „Deutsche aus beklagenswerther Feigheit sich als solche nicht bekannten“, sondern die betreffende Rubrik in dem ihnen zugeschickten Zählblättchen unausgefüllt ließen, oder sich für Oesterreicher &c. ausgaben. Die in Frankreich naturalisirten Deutschen wurden aber als Franzosen mitgezählt. Max Nordau berechnete die Zahl der deutschsprechenden Einwohner von Paris auf etwa 100,000, und so wäre der Antheil der Ausländer an der Entwickelung und dem Ruhme der französischen Hauptstadt noch größer, als dies schon aus der amtlichen Statistik erhellt.

Kleiner Briefkasten.

D. K. in D. Ihre anonymen Anfragen liegen im Papierkorbe und werden so lange unbeachtet bleiben, bis Sie sich der von uns nun oft genug erbetenen Ordnung fügen, uns Ihre Adresse anzugeben. Der Schluß Ihrer Zuschrift: „Bitte bestimmt um gefälligen Aufschluß“ klingt für ein Gesuch um eine Gefälligkeit fast ebenso kühn wie Ihre Anfrage selbst: „Welches ist der directeste Weg respective Route von München nach Jerusalem?“

A. J. in G. Wenden Sie sich an die städtische Sparcasse in Darmstadt mit der Bitte um das nöthige Material. — Glück auf!

K. E. in C. Altersasyl betreffend. Wir bitten um die Adresse, um unser Asylverzeichniß senden zu können.

F. H. Die Wiederholung des historischen Festspieles in Rothenburg ob der Tauber (vergl. „Gartenlaube“ 1882, S. 492 und 508) wird am 13. August dieses Jahres stattfinden.

Inhalt: Ueber Klippen. Erzählung von Friedrich Friedrich, S. 497. — Das erste allgemeine deutsche Kriegerfest in Hamburg. Von Harbert Harberts, S. 500. Mit Illustration von P. Duyffcke, S. 501. — Eine wenig Beachtete, S. 503. Mit Abbildungen von E. Schmidt, S. 504 und 512. — Kleine Bilder aus der Gegenwart. Nr. 3. Im Taucherpavillon der Hygiene-Ausstellung in Berlin, S. 505. Mit Abbildung von A. von Roeßler, S. 505. — Heiße Stunden. Von Wilhelm Kästner (Fortsetzung), S. 506. — Mode und Kleiderreform in England. Von Leopold Katscher, S. 508. Mit Abbildung S. 510. — Blätter und Blüthen: Unsere Illustration (mit Illustration von Paul Meyerheim auf S. 509). — Zum Besten des Schulze-Delitzsch-Denkmals. — Hoffe! — Die Fremden in Paris. — Kleiner Briefkasten, S. 512.

Für die Redaction bestimmte Sendungen sind nur zu adressiren: „An die Redaction der Gartenlaube, Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig“.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



No. 32. 1883.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis $2\frac{1}{2}$ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ueber Klippen.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Noch an demselben Tage lief die Kunde, daß der Unterburgsteiner durch Hansel Haidacher geworfen sei, fast durch das ganze Thal hin. Aber sie fand nicht überall Glauben, so sehr auch die Meisten dem großen Bauer eine solche Niederlage gegönnt hätten. Manche hielten es für unmöglich, denn sie kannten David's überlegene Kraft, Andere glaubten, das Ringen könne kein ehrliches gewesen sein und Hansel werde eine List gebraucht haben, um seinen Gegner zum Sturz zu bringen.

Dem traten freilich Diejenigen, welche Zeugen des Raufens gewesen waren, entschieden entgegen, und selbst die Freunde des Unterburgsteiners mußten zugeben, daß das Ringen ein regelrechtes gewesen sei und Hansel sich keines unerlaubten Mittels bedient habe. Sie mußten auch einräumen, daß David den Heimgekehrten gereizt und zum Raufen aufgefordert habe.

Am wenigsten von Allen freute Hansel sich selbst über den Sieg, denn er wußte wohl, daß er einen schlimmen und unversöhnlichen Feind sich dadurch erworben hatte.

Am Abend zuvor war er heimgekehrt, und der Abend brach wieder herein, als er langsam zu dem Gehöfte seines Vaters, welches in einer Höhe von mehr denn tausend Fuß über der Thalsohle am Berge lag, emporstieg. Der Kopf war ihm vom Weine schwer.

Auf der Mitte des Weges ließ er sich auf einem Felsblocke nieder. Ihm gerade gegenüber an dem Bergabhange lag die große Besitzung des Unterburgsteiners. Wie stattlich sie sich ausnahm! Haus und Stallungen waren neu gedeckt. Sanft abfallende Aecker umgaben das Gehöft ringsum, und er wußte nur zu gut, wie prächtig dort das Getreide wuchs, wie reiche Ernten die Wiesen oberhalb der Besitzung gaben und wie weit der Wald, der zu der Besitzung gehörte, am Berge hinaufreichte.

Dann richtete er den Blick höher hinauf, und hoch oben, fast dem Bergesgipfel nahe, lag der Oberburgstein. Stolz blickte er von seiner Höhe in das Land hinein. Während das Thal tief unten längst im Schatten lag, vergoldete die scheidende Sonne noch die Fenster dort oben. So deutlich sah er sie, daß er die Moidl erkannt haben würde, wenn sie vor die Thür getreten wäre; so nahe erschien ihm das Haus, daß ein lauter, lustiger Jauchzer zu ihm hallen mußte; aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt, denn er dachte daran, wie kalt und unfreundlich der Oberburgsteiner seinen Gruß erwidert hatte.

Langsam stieg er den Berg hinan. In dem elterlichen Hause angelangt, plauderte er noch kurze Zeit mit seinem Vater und seiner Mutter, dann legte er sich zur Ruhe. Er war müde. Nicht die Anstrengung des Ringens, sondern die Aufregungen und Eindrücke des Tages hatten ihn erschöpft.

Früh am folgenden Morgen stand er auf. Er schritt durch das Haus in den Stall. Zwei elende, abgemagerte Kühe standen in demselben, der Heuschober war nicht zur Hälfte gefüllt. Was er enthielt, reichte nicht einmal für die beiden Kühe aus. Das Haus war baufällig. Der Sturm hatte einen Theil des Daches fortgerissen und der Schaden war nicht wieder ausgebessert. Langsam schritt er weiter. Seine Mutter hatte ihm vor einem Jahre geschrieben, daß durch einen Bergsturz eine Wiese und ein Stück Feld verschüttet seien, daß sein Vater jedoch hoffe, beide wieder frei zu machen. Er erschrak, als er die Steinmassen, welche Feld und Wiese bedeckten, erblickte, denn so schlimm hatte er es sich nicht vorgestellt. Noch war nichts geschehen, um den Felsschutt fortzuräumen, sein Vater war ja schwach und krank, und hier entsank ihm der Muth und das Vertrauen auf seine eigene Kraft.

Ihn verlangte nach Arbeit. Während der Heimfahrt auf der Eisenbahn hatte er sich ausgemalt, wie er mit kräftiger, frischer Hand eingreifen werde, um das väterliche Gehöft wieder emporzubringen, er traute sich zu, mehr auszurichten, als zwei Knechte — hier stand er vor einer Arbeit, die ihm Bangen einflößte. Es gehörte die Arbeit von Monaten dazu, um nur die Wiese freizumachen, und dann hatte er noch nicht die geringste Sicherheit, daß nicht beim nächsten Regengusse oder im Frühjahre, wenn der Schnee aufging, die oberhalb liegenden Steinmassen Alles wieder verschütteten.

Er ging in den Wald, der seinem Vater gehörte. Den Bestand desselben hatte er nie als einen guten gekannt, aber so gelichtet wie jetzt war er vor zwei Jahren nicht gewesen. Das Herz sank ihm vor die Füße, denn auf den Wald hatte er seine Hoffnung gebaut, die war nun auch dahin. Sein Vater hatte all die besten Bäume fällen lassen, um die Zinsen der Hypotheken, die auf der Besitzung hafteten, zu decken und das Leben zu fristen. Kein Vorwurf stieg in ihm auf, denn er wußte wohl, daß nur die Nothwendigkeit seinen Vater dazu getrieben hatte; in ihm zehrte nur der Gedanke, wie seine Hoffnung, das Mädchen, welches er so innig liebte, erringen zu können, mit jedem Schritte geringer wurde.

Konnte er jetzt noch wagen, vor den Oberburgsteiner hinzutreten und um die Hand seiner Tochter zu werben? Der Mann

würde ihn mit höhnendem Lachen zurückweisen. Konnte er hoffen, daß des Mädchens Herz in Liebe ausharren werde, da er bei allem Fleiße Jahre nöthig hatte, um das väterliche Gut etwas wieder emporzubringen? Das war es, was ihm die Brust zusammenschnürte.

Er blickte hinüber zum Oberburgstein, der lag in vollem Morgensonnenglanze da. Von seiner Esse stieg eine graue, gerade Rauchsäule zum Himmel empor. Das Alles lag so hell und nahe da. Weshalb hatte er nicht Flügel, um sich hinüber zu schwingen, aber so tief wie das Thal war, welches zwischen ihm und dem Oberburgstein lag, so tief war auch die Kluft, welche ihn von dem stolzen Bauer trennte.

Nur kurze Zeit gab er sich diesen trüben Gedanken hin, dann raffte er sich auf, denn das Kopfhängen konnte ihm am wenigsten nützen. Er kehrte zum Gehöfte zurück und ging frisch an die Arbeit, die sich ihm von allen Seiten aufdrängte. Er wollte thun, was in seiner Kraft stand. Eins konnte ihm doch Niemand wehren, daß er jeden Tag und zu jeder Stunde hinüber schaute zum Oberburgstein, daß er Grüße hinübersandte und hoffte, daß auch die Moidl sein gedenken werde. —

Der Unterburgsteiner hatte sein Gehöft mehrere Tage lang nicht verlassen. Es hatte ihn mächtig gepackt, daß er im Raufen geworfen war. Er würde dies ruhiger ertragen haben, wenn es nicht durch den Welschen, durch den, den er so glühend haßte, geschehen wäre. Und er konnte sich nicht einmal mit dem Gedanken beruhigen, daß er eine schwache Stunde gehabt habe, denn er fühlte noch, wo ihn die eisernen Hände des Welschen ergriffen. Wie einen Ball hatte derselbe ihn erfaßt und zur Erde geschleudert.

Schlimme Gedanken fuhren ihm durch den Kopf hin, während er in seiner Stube saß und brütend vor sich hinstarrte. Wenn er dem Welschen auflauerte und ihn niederschlug, wenn er ihn von einem Felsen hinabstürzte, wer konnte dann dem zerschmetterten Körper ansehen, daß er ihn hinabgestürzt? Er schreckte vor dieser That selbst nicht zurück, aber ein Bedenken stieg doch in ihm auf. Sollte nicht doch der Verdacht auftauchen, daß er den Gegner aus dem Wege geräumt habe, und konnte er dann hoffen, daß die Moidl je die Seinige werde?

Das war es, was ihn zurückhielt. Vergebens marterte er seinen Kopf, um einen andern Weg zu finden, auf dem er Hansel entfernen konnte.

Als noch einige Tage geschwunden waren, da wuchs auch sein Muth wieder. Des Mädchens Vater war stets freundlich gegen ihn gewesen und wies seine Werbung sicher nicht zurück. War der Oberburgsteiner auch ein strenger und finsterer Mann, so konnte er für seine Tochter doch keinen reicheren Mann begehren. Beide Besitzungen grenzten an einander, und wenn sie in einer Hand vereinigt wurden, so konnte sich kein Mann in dem ganzen Thale mit dem Besitzer messen.

Am nächsten Morgen zog er seine Sonntagsjoppe an, steckte von den Winternelken, die in seinem Fenster blühten, eine frische Blume auf seinen Hut und stieg zum Oberburgstein hinauf.

Als er dem Gehöft sich näherte, sah er die Moidl am Fenster stehen, aber schnell trat sie zurück, als sie ihn erblickte. Er hatte durch ein tüchtiges Glas Holderbranntwein sich zu dem schweren Gange gestärkt, sein Muth hielt deshalb Stand.

„Guten Tag, Oberburgsteiner," sprach er, als er zu dem Bauer in das Zimmer trat.

Der Angeredete, der auf einer Bank am Fenster saß, erhob sich langsam und streckte ihm die Hand entgegen.

„Setz' Dich," erwiderte er, indem er einen Schemel an den Tisch rückte. „Ich hab' in das Land geschaut und mein', es ist gut, daß das Vieh von den Almen zurück ist, denn es steckt Schnee in der Luft."

„Der Himmel ist klar und der Wind kommt aus Norden," warf David ein.

„Um so schlimmer, dann wird der Winter gleich mit dem ersten Schnee eintreten," fuhr der Bauer fort. „Es ist heuer zeitig, aber mir kann's recht sein. Da können meine Knechte das Holz, was sie gefällt haben, noch vor dem Christfest zu Thal bringen. Du hast's bequemer und kannst, was Du brauchst, jederzeit hinabschaffen."

„Ja, der Unterburgstein liegt günstiger," entgegnete David, der auf seine Besitzung stolz war.

„Das will ich nicht gesagt haben," warf der Bauer ruhig, aber mit ernstem Gesichte ein. „Wer hier oben geboren ist und gelebt hat, der hält's unten nicht lange aus. Wenn ich in's Thal hinabsteig', dann ist es mir stets, als ob etwas auf meiner Brust läg' und drücke."

„Im Thal hielt ich's auch nicht aus," rief David. „Du kommst selten zu mir, deshalb weißt Du nicht, daß sich auf dem Unterburgstein auch gut leben läßt. Luft und Wind hab' ich allzeit genug. Aber ich hoff', Du wirst dies kennen lernen."

„Was meinst?" fragte der Bauer, die Augen forschend auf den jüngeren Mann richtend.

„Daß ich's offen heraus sage," gab David zur Antwort. „Ich komm' zu Dir, um die Moidl zu werben. Ich brauch' eine Frau, und ich wüßt' keine, die auf den Unterburgstein besser paßte, als die Moidl."

Der Bauer verzog keine Miene.

„Hast es so eilig?" fragte er.

„Ja. Ich wüßt' nicht, worauf ich noch warten sollt'; die Stätte für eine Frau ist bereit."

„Hast schon mit der Moidl gesprochen?" fragte der Bauer weiter.

„Nein, ich wollt' zuerst wissen, wie Du denkst," gab David zur Antwort. „Ich hoff', die Moidl wird nichts dagegen haben, Herrin auf dem Unterburgstein zu werden, wenn es Dein Wille ist."

Ueber das Gesicht des Bauern glitt ein genugthuendes Lächeln.

„Du hast klug gehandelt, denn ohne meinen Willen wär' es nicht gegangen," sprach er. „Du hast mir Deine Meinung offen gesagt, und offen sollst Du die meinige hören. Mir ist's recht, und ich hab' nichts dagegen, wenn sie bald dort unten als Deine Frau einzieht. Es ist vielleicht gut so!"

Er streckte David seine Rechte entgegen, und freudig schlug dieser ein, denn er hatte kaum auf ein so williges Entgegenkommen bei dem finsteren Manne gerechnet.

„Bestimm' Du, wenn die Verschreibung sein soll!" rief er. „Wie hoch mein Gehöft zu schätzen ist, weißt Du, und was die Moidl mitbringt, darnach frag' ich nicht, denn ich würde sie zum Weibe begehren, selbst wenn sie nichts hätte."

„Eine Bettlerin ist sie nicht," entgegnete der Oberburgsteiner nicht ohne Stolz, denn seit Jahren hatte er nur für seine Tochter gespart und gearbeitet. „Sie braucht sich ihrer Mitgift auch nicht zu schämen. Ehe ich aber die Verschreibung festsetz', will ich ihr sagen, daß Du um sie geworben."

Er öffnete die Thür und rief laut den Namen seiner Tochter.

Einige Minuten später trat die Gerufene ein. David hatte sie nie so schön gesehen, denn ihre Wangen waren geröthet, und aus ihren großen Augen leuchtete ein Gefühl der Befangenheit.

Ruhig begrüßte sie den Unterburgsteiner.

„Moidl," sprach ihr Vater, „der David hat um Deine Hand geworben, ich habe ihm dieselbe zugesagt und denk', es wird Dir recht sein, wie es mir recht ist."

Das Mädchen fuhr unwillkürlich zusammen. Es hatte dies vorausgesehen und doch erschrak es. Das Blut wich aus seinen Wangen, es preßte die Hand auf die Brust und schien sprechen zu wollen, aber die Lippen versagten ihm den Dienst.

Dies Alles war dem Oberburgsteiner nicht entgangen, und seine buschigen Brauen zogen sich zusammen.

„Gieb eine Antwort," mahnte er.

Moidl rang nach Athem. Aengstlich und bittend zugleich blickte sie zu ihrem Vater auf.

„Nie — nie! Ich kann die Seinige nicht werden!" rief sie dann.

„Moidl, ich hab' Dich so lieb!" rief David.

„Laß mich reden," unterbrach ihn der Bauer streng. „Sprich, weshalb Du meinem Willen entgegentrittst," wandte er sich an seine Tochter. „Sprich!"

„Ich lieb' ihn nicht," gab die Moidl zur Antwort.

„Haha! Die Lieb' wird kommen, wenn Du erst sein Weib bist!"

„Nie — nie! Ich will gar nicht heirathen — ich will bei Dir bleiben!"

„Moidl, ist Dir's zu gering, Herrin auf dem Unterburgstein zu werden?" warf David ein.

„Ja, wenn mein Herz nicht mitziehen kann, ist mir's zu gering!" rief das Mädchen. „Und Dir wird mein Herz nie gehören — nie!"

„Hab' ich Dir je ein Leid zugefügt?" fragte David aufspringend.

„Laß das Fragen," unterbrach ihn der Bauer ärgerlich. „Du hast mein Wort, und die Moidl kennt meinen Willen, ich hab' beides noch immer durchgesetzt."

„Diesmal nicht, Vater!" rief das Mädchen entschlossen. „Mein Herz kannst Du nicht zwingen, und ehe ich des David's Weib werde, sterb' ich!"

„Es stirbt sich nicht so schnell!" rief der Bauer. „Du kennst meinen Willen! Auf dem Oberburgstein gelt' ich, so lang' ich leb'! Nun fort, Du wirst schon lernen, daß mein Wille gilt!"

Das Mädchen eilte aus dem Zimmer.

Verblüfft blickte David darein, denn er hatte nicht erwartet, auf einen so entschiedenen Widerstand zu stoßen. Er sprach dies aus.

„Genügt Dir mein Wort nicht?" entgegnete der Bauer ärgerlich.

„Wohl, wohl," gab David zur Antwort. „Aber wenn die Moidl auf ihrem Kopfe besteht?"

„Wart' es ab, wessen Kopf der härtere ist!"

David bewegte bedenklich den Kopf hin und her, denn er hegte wenig Vertrauen, daß der Bauer seinen Willen durchsetzen werde.

„Sie liebt einen Andern," bemerkte er.

„Wen meinst Du?" fragte der Oberburgsteiner ruhig, obschon er sehr wohl wußte, wen seine Tochter im Herzen trug.

David zögerte mit der Antwort, er konnte Hansel's Namen nicht über die Lippen bringen.

An das Fenster tretend zeigte er mit der Hand auf das Gehöft Haidacher's, welches so grau und düster drüben an dem Berge lag.

„Den dort," sprach er.

Der Bauer lachte höhnend auf.

„Haha! Den Hansel!" rief er. „Er mag Dich beim Raufen geworfen haben, meinen Kopf kriegt er nicht unter!"

Das Blut schoß in das Gesicht des Besiegten. Es erbitterte ihn, daß der Oberburgsteiner ihm die Schmach so offen in's Gesicht warf, er wollte heftig antworten, aber er bezwang sich.

„Ich will Dir sagen, wie ich denk'," fuhr der Bauer fort. „So lang' noch zwischen dem Gehöft des Haidacher und dem Oberburgstein das Thal liegt, so lang' werden der Hansel und die Moidl auch nicht zusammen kommen — wenigstens so lang' ich lebe, nicht," fügte er hinzu. „Was der Bub' dort drüben denkt, weiß ich nicht, die Moidl hat ein hübsches Gesicht, das mag es ihm angethan haben — aber ich glaube nicht, daß er je wagen würde, seinen Fuß hierher zu setzen und um ihre Hand zu werben."

„Und wenn er es thut?" warf David ein.

Der Bauer richtete seine Gestalt stolz und gerade empor, aus seinen Augen leuchtete es.

„Ich bin zu alt, um mit ihm zu raufen," rief er mit erregter Stimme, „aber noch hab' ich Kraft genug, ihn von meiner Besitzung zu werfen! Nun geh'! Du hast das Wort des Oberburgsteiners!"

David drückte dem Bauer die Hand und verließ das Haus. Er sah indessen nicht aus wie ein glücklicher Freier, der sich vom Vater ein Jawort geholt hat. Wohl kannte er den festen und zähen Sinn des Bauers, der nicht aufgab, was er einmal beschlossen hatte, aber hing es denn allein von seinem Kopfe ab? Hatte er die Macht, seine Tochter zu zwingen? Dies fuhr ihm durch den Kopf hin und beugte seine große Gestalt, die sonst so selbstbewußt auftrat.

Seitwärts von dem Gehöfte, ungefähr hundert Schritte von demselben entfernt, halb versteckt unter hohen Kiefern und zugleich geschützt durch dieselben vor den Stürmen, die hier oben mit voller Wildheit herrschten, lag eine kleine Capelle. Der Vater des Bauers hatte sie errichtet, um im Winter, wenn er eingeschneit war und Wochen lang nicht zu Thal steigen konnte, um die Messe zu hören, einen Ort zu haben, an dem er Sonntags seine Andacht verrichten konnte.

Es war nur ein enger und einfacher Raum. Vor einem grob aus Holz geschnitzten und mit grellen Farben überstrichenen Crucifix befand sich ein einfacher Betschemel.

Zu dieser kleinen Capelle richtete David seine Schritte, fast ohne Absicht. An ihr vorüber führte ein Weg durch den Wald nach seinem Gehöft.

Als er sich der Capelle näherte, sah er die Thür derselben geöffnet. Auf dem Betschemel kniete eine weibliche Gestalt — die Moidl. Er wollte vorüberschreiten, aber schnell besann er sich eines Andern. Vorsichtig trat er näher.

Die Betende hörte ihn nicht: erst als er den schweren Bergschuh auf die zu der Capelle führende Steinstufe setzte, wandte das Mädchen den Kopf um. Erschreckt sprang sie auf, das Blut war aus ihren Wangen gewichen.

„Was willst Du hier?" rief sie, und furchtlos ruhte ihr Auge in dem des jungen Mannes.

„Ich wollt' Dich nicht stören," gab David zur Antwort. „Mein Weg führte mich hier vorüber, ich sah Dich hier knieen, und da wollt' ich Dich bitten . . . ."

„Warum?" fragte die Moidl ruhig.

Es wurde der großen Gestalt nicht leicht, die rechte Antwort zu finden.

„Ich will Dich allezeit gut halten, wenn Du die Meinige wirst," sprach er. „Die reichste Bäurin im ganzen Thal kannst Du werden, ich gelob' Dir, daß Du keiner nachstehen sollst!"

„Such' Dir eine Andere für die Ehe, denn meine Antwort kennst Du schon," entgegnete das Mädchen. „Ich paß auch nicht für Dich, David. Aber eine Bitt' hab' ich an Dich, und ich will Dir es Dank wissen, so lange ich leb'. Gieb jeden Gedanken an mich auf und sag' meinem Vater, daß Du Deine Werbung zurückziehest."

„Nimmermehr! Ich hab' sein Wort!"

„Sag' ihm, Du seiest zu stolz, ein Mädchen zu begehren, das Dir nicht willig entgegenkomme," fuhr Moidl bittend fort. „Sag' ihm, ein Unterburgsteiner brauch' nicht zu bitten, denn ihm ständen hundert andere Thüren offen, wenn er anpoche, — sag' ihm, ich sei nicht gut genug für Dich — ich will Dir für Alles danken."

„Ich verlang' den Dank nicht, denn ich geb' Dich nicht auf!" rief David.

„Aufgeben mußt Du mich dennoch, denn die Deinige werde ich nicht."

„Du wirst Dich noch besinnen und fügen, Moidl."

„Ich brauch' mich nicht mehr zu besinnen, und zwingen kann mich auch mein Vater nicht. Wer will mich halten, wenn ich mich vom Felsen stürze?"

Das Blut stieg dem Unterburgsteiner zu Kopf, denn des Mädchens Widerstand ärgerte ihn.

„Haha! Du hoffst auf den Welschen!" rief er erbittert. „Verrechne Dich nicht, dem ist der Weg zum Oberburgstein zu steil, und er dürft' zu Falle kommen, ehe er oben anlangt."

Hastig und unerschrocken trat das Mädchen einen Schritt vor, in ihren dunklen Augen zuckte es.

„Hab' ich Dir gesagt, auf wen ich hoff'?" rief sie. „Dein Weib werd' ich nie, das hab' ich hier vor dem Gottesbild geschworen und meinen Schwur brech' ich nicht!"

Sie eilte an David vorbei und dem Hause zu.

Der Unterburgsteiner preßte die Zähne erbittert auf einander und ballte die Hand. Ohnmächtige Wuth zehrte in ihm, und sie war nicht größer gewesen, als er von Hansel geworfen war.

„Den Welschen kriegst Du nie!" rief er der Davoneilenden nach, aber sie vernahm seine Worte nicht, denn sie war bereits im Hause verschwunden.

Langsam stieg er zu seinem Gehöft hinab.

Der Oberburgsteiner hatte Recht gehabt, schon am folgenden Tage stellte sich Schnee ein, und an den Bergen blieb er liegen, wenn auch die Sonnenstrahlen ihn an manchen Stellen im Thale wieder fortleckten. Er war der erste Bote des Winters.

Noch vor dem Schnee hatte Hansel das Dach des väterlichen Hauses und der Stallung wieder in Stand gesetzt. Er hatte sich daran gemacht, den verschütteten Acker von dem Steingeröll zu reinigen, und wenn auch am ersten Tage die Größe und Schwierigkeit der Arbeit, die vor ihm lag, ihm den Muth genommen hatte,

derselbe war wiedergekommen, als er nach einigen Tagen sah, wie viel er ausgerichtet hatte.

Vom frühen Morgen bis zum Abend war er thätig, und die schwere Arbeit that ihm wohl, weil sie ihm nicht Zeit ließ, seinen Gedanken nachzuhängen. Und Eins hielt seine Kräfte frisch, er brauchte nur den Kopf zu heben, dann sah er den Oberburgstein liegen und die Moidl mußte ihn erkennen und schauen, wie er arbeitete.

Sein Vater suchte ihm zu helfen, die schwachen Kräfte desselben hielten jedoch nicht lange Stand.

„Du bringst es bis zum Frühjahr nicht fertig," sprach Haidacher mehr als einmal.

„Wollen sehen, wer Recht hat," gab Hansel mit lustigem Muthe zur Antwort. „Es muß mir sogar noch Zeit zum Holzfällen übrigbleiben."

Die Woche über war er nicht in's Thal gegangen, um so mehr freute er sich auf den Sonntag. Dann sah er die Moidl wieder, wenn sie zur Messe ging.

Und als der Sonntag kam, schmückte er sich mit besonderer Sorgfalt und eilte jubelnd in das Thal.

Die meisten seiner Freunde traf er bereits in dem „Elephanten" an. Sie empfingen ihn mit Jubel und machten ihm Vorwürfe, daß er nicht an einem einzigen Abende in's Dorf herabgekommen sei.

„Ich hab' keine Zeit," entgegnete er. „Es giebt viel Arbeit bei mir oben, da bin ich müd' am Abend."

„Ich hab' schon geglaubt, Du fürchtest Dich vor dem David," rief Sepp Plankensteiner lachend.

„Ich fürcht' Niemand und den Unterburgsteiner am wenigsten," gab Hansel zur Antwort.

„Du hast es aber mit dem Wirthe verdorben," warf Franz Steger ein. „David war sein bester Gast, und er hat sich hier nicht wieder sehen lassen."

Hansel zuckte mit der Schulter.

„Ich hab' ihm den Weg nicht vertreten," entgegnete er. „Dies Zimmer hat für Zwanzig Raum, und wenn er sich dort an jenen Tisch setzt, mich soll es nicht stören."

Die Burschen begaben sich in die Kirche.

Vergebens suchten Hansel's Augen die Moidl. Ihr Platz war leer. Sollte sie sich verspätet haben? Unter den Männern erblickte er ihren Vater. Weshalb war sie nicht gekommen? Der Schnee konnte sie nicht gehindert haben, denn er lag noch nicht hoch. Sollte sie krank sein?

Seine Unruhe wuchs mit jeder Minute. Die Freude, auf welche er die ganze Woche über gehofft hatte, die seine Kräfte bei der schweren Arbeit frisch erhalten, war vernichtet. Wie ein schwerer Druck lag es auf seiner Brust.

Als die Messe beendet war, trat David an der Seite des Oberburgsteiners aus der Kirche. Ohne zur Seite zu blicken, schritten sie an dem „Elephanten" vorüber und begaben sich nach dem weiter im Dorfe gelegenen Wirthshause „Zur Post", um dort ihren Wein zu trinken. Hansel wollte seinen Freunden nicht verrathen, was in ihm vorging, er trat mit ihnen in das Wirthshaus, er bestellte Wein, aber er war nicht im Stande, denselben über die Lippen zu bringen.

Die Eintracht David's mit dem Oberburgsteiner fuhr ihm durch den Kopf hin. Früher waren sie einander möglichst aus dem Wege gegangen.

Es litt ihn nicht in dem Wirthshause. Alles Zureden seiner Freunde war nicht im Stande, ihn zurückzuhalten. Er kehrte zu dem Gehöfte seines Vaters zurück, von dort konnte er wenigstens zu dem Oberburgstein hinüber schauen.

Wieder brachte er eine lange Woche bei der Arbeit zu. Sie wurde ihm nicht mehr so leicht, aber sein kräftiger Körper hielt aus. Er hatte wenig Hoffnung, das geliebte Mädchen am nächsten Sonntage zu sehen, aber als der Sonntag kam, schmückte er seinen Hut doch mit einer frischen Blume, ehe er zur Messe ging. —

(Fortsetzung folgt.)

Ein abschreckendes Beispiel der „guten alten Zeit".

Daß unsere Altvordern an dem Uebel der Nervenschwäche stark gelitten hätten, wird schwerlich Jemand behaupten wollen. Braucht man doch nur einen Blick zu werfen in jene zum Theil noch jetzt wohlerhaltenen Folterkammern mancher deutschen Städte — die von Nürnberg dürfte unseres Wissens die reichhaltigste sein —, um sich von dem absolutem Ungrunde jener Annahme ein für allemal zu überzeugen. Daumenschrauben, Eiserne Jungfrau, Streckleitern und wie die Marterwerkzeuge alle heißen mochten, waren die Hülfsmittel, deren die hochnothpeinliche Strafjustiz damaliger Zeit sich bediente, um wirkliche oder vermeintliche Verbrecher zu einem „Geständnisse" zu bewegen. Ein wahrer Schauder ergreift uns Kinder eines erleuchteteren und menschenfreundlicheren Jahrhunderts beim bloßen Anblick jener Folterkammern, und freier athmen wir auf, sobald wir den düsteren und unheimlichen Gemächern, in denen unser Ohr noch heute das Angstgestöhn unmenschlich Gequälter zu vernehmen glaubt, den Rücken gekehrt haben.

Es mag paradox klingen, aber es ist darum nicht minder wahr: ein Stück von Humor — dieses köstlichen, wenn schon kaum definirbaren Angebindes, durch welches die Vorsehung das Germanenthum vor allen übrigen Rassen ausgezeichnet hat — ein Stück davon zieht sich wie ein rother Faden auch durch die sonst so barbarische Strafrechtspflege des deutschen Mittelalters hindurch. So enthalten denn die Folterkammern hier und da auch so manche seltsame Sächelchen, die offenbar ganz und gar nicht auf die Erzeugung körperlicher Schmerzen berechnet waren, sondern die dem düstern Antlitz der gestrengen Frau Themis einen gewissen unverkennbar humoristischen Zug einfügten.

So findet sich z. B. in manchen Folterkammern ein wunderliches Geräth vor, welches etwa wie eine Tonne aussieht, außen mit bunten Bildern bemalt und auf der oberen Seite mit einem Loche versehen ist, groß genug, um einen menschlichen Kopf hindurchzustecken. Dieses Instrument hieß „der Schandmantel" und war vorzugsweise bestimmt, bösen Weibern, die sich an ihren Eheherren vergriffen hatten, zur Strafe um Hals und Schultern gelegt zu werden. Sonntags mußten die Unglücklichen, mit diesem Umwurf angethan, zum Gespött der ganzen Gemeinde an der Kirchenthür stehen.

Uebrigens galt dieser Schandmantel noch für eine verhältnißmäßig gelinde Strafe; häufig ahndete man körperliche Mißhandlungen, mit welchen eine böse Sieben sich gegen ihren Ehemann vergangen hatte, ungleich empfindlicher.

Eine solche härtere Bestrafung gewaltthätiger Eheweiber bildete namentlich der sogenannte „Eselsritt", eine Execution, die wir unseren Lesern gleichzeitig im Bilde veranschaulichen. Es war dies ein sehr weitverbreiteter Brauch, und noch bis zum Jahre 1604 bestand derselbe z. B. in St. Goar am Rhein. Hier erhielt der Besitzer der Gröndelbacher Mühle alljährlich zwei Klafter Holz gegen die Verpflichtung, den Esel zu stellen, auf welchem die Weiber, „so ihren Mann geschlagen", rücklings durch die Stadt reiten mußten, während der Amtsdiener auf öffentlicher Straße das betreffende Urtheil vorlas, nachdem der Tambour mit seiner Trommel dem Manne des Gesetzes das nöthige Gehör verschafft hatte. Dann zog die Menge johlend und schreiend, von den Stadtknechten nur mit Mühe von Angriffen auf die ohnedies hart genug Bestrafte zurückgehalten, durch alle Straßen und Gassen des Ortes bis zum Gefängniß zurück.

Auch in Darmstadt und den umliegenden Katzenellnbogen'schen Besitzungen begegnet uns diese Sitte des Eselsrittes noch bis in's siebenzehnte Jahrhundert hinein. Hier hatten die Herren von Frankenstein auf Bessungen ein förmliches „Esels-lehen", das heißt das vererbliche Recht, gegen angemessene Vergütung den Esel zu der betreffenden Execution zu liefern. Zugleich aber tritt uns hier dieser Brauch noch mit einer scharfsinnigen Unterscheidung, wir möchten sagen: mit einer feineren Nüance, entgegen. Hatte nämlich die Frau ihren Mann, sozusagen, in offener, ehrlicher Rauferei „untergekriegt", so mußte letzterer den Esel am Zügel führen; hatte dagegen die Frau ihren Eheherrn hinterrücks überfallen, so übernahm der Frankensteiner Bote diese Führerschaft.



Bestrafung des häuslichen Unfriedens im Mittelalter.
Nach dem Oelgemälde von Graf Woldemar Reichenbach.

Uebrigens harrte auch der Ehemänner, wenn sie ihre Frauen allzu hart geschlagen hatten, die wohlverdiente Strafe. In solchen Fällen trat in den früheren Jahrhunderten des Mittelalters eine Art Gottesgericht in Kraft, eine höchst eigenthümliche Art von Zweikampf, wie wir dies in dem Artikel „Altfränkisches Eherecht und Kampfgericht", im Jahrgang 1869 (Seite 357), in Wort und Bild dargestellt haben. Zur Ehre unserer Vorfahren muß gesagt werden, daß das Fortbestehen jener Unsitte über das zwölfte oder höchstens das dreizehnte Jahrhundert hinaus kaum nachzuweisen sein dürfte.

Um jedoch nochmals auf den eigentlichen Fall unserer Darstellung, den, wo eine Frau ihren Mann geschlagen hatte, zurückzukommen, so galt solche That unsern Altvordern von jeher als ein ganz besonderer Gräuel. Ein solcher Mann erschien der gesammten Gemeinde gewissermaßen als ehrlos, und oft genug zwang man ihn, sammt seiner bestraften Ehehälfte den bisherigen Wohnort zu verlassen und sich anderswo ein neues Domicil zu suchen.

Es ist gewiß erfreulicher, aus dem Leben unserer Vorfahren Edles und noch heute Erhebendes dem Auge der Gegenwart vorzuführen, und es geschieht dies ja, so oft sich uns die Gelegenheit dazu bietet; es hieße aber der Wahrheit schlecht dienen, suchten wir aus Verherrlichungssucht der Lichtseiten jener Tage über die Schatten derselben den Mantel der Vergessenheit zu breiten. Was wir oben geschildert haben, erscheint wohl unserem Auge roh und unmenschlich, aber es hat bestanden, diese Bestrafungsweise befriedigte lange Zeit das Gerechtigkeitsgefühl des gesammten Volkes, und doch waren die Menschen damals nicht schlechter, als heute, geschahen so gute, edle und große Thaten, wie heute. Es war deutsches Volk, von gesundem Kern, nur die Schale war rauher. Die naturwüchsigen Aeußerungen jenes Rechtsgefühls in voller Wahrheit dargestellt zu haben, ist ein Verdienst unseres Künstlers; er läßt uns eine Volksscene der „guten alten Zeit" in ihrer vollsten Lebendigkeit belauschen, aber ohne in uns den Wunsch ihrer Wiederkehr anzuregen. Solche Bilder sind gar wohl geeignet, durch Vergleichung alter und neuer Zustände manche Unzufriedenheit zu mildern und trotz all der Schatten, welche über vielen unserer Verhältnisse liegen, doch mit der Gegenwart zu versöhnen.

Wie und wo entstehen die „Schulkrankheiten"?

Von Dr. L. Fürst.

Die pädagogisch-hygienischen Reformbewegungen. — Landläufige Ansichten über die Ursachen der Schulkrankheiten. — Das Verhältniß zwischen Hausarzt, Familie und Lehrer. — Schule und Haus als Quelle der Erkrankungen. — Wie wird die Gesundheitspflege der Kinder in der Familie gewahrt? — Die Kurzsichtigkeit der Schüler. — Gefahren der Spielschulen und Kindergärten. — Schuld der Eltern an Erkrankung von Schulkindern.

Es giebt gewisse „Fragen" der Gesundheitspflege, welche von dem Geiste der Neuzeit erst „geschaffen" worden sind. Erst aus einer im Gegensatz zu früher sorgsameren Beobachtung hygienischer Gesetze, wie der Versuch und die Erfahrung sie festgestellt haben, konnten diese „Fragen" auftauchen. Aerzte und Pädagogen haben sie aufgeworfen und zu beantworten versucht, und das bessere Element des Laien-Publicums, besonders solche Eltern, welche selbst schulpflichtige Kinder haben und deren Entwickelungsgang mit liebevoller Umsicht überwachen, nehmen lebhaften Antheil an den Verhandlungen über das „Für" und „Wider".

Das Interesse der weitesten Kreise für Alles, was das Schulkind betrifft, ist erklärlich und erfreulich. Unser eigen Fleisch und Blut, um dessen Wohl oder Wehe es sich handelt, unsere Kinder — was sollte uns mehr interessiren? Und ist es nicht erfreulich zu sehen, wie lebhaft sanitäre Fragen — man denke nur an die Feriencolonien für schwächliche, an die See-Heilstätten für kränkliche Schulkinder — von allen Seiten aufgegriffen und unterstützt werden? Die „Schulbankfrage", die Angelegenheit der Schulspiele, die Frage der „Ueberbürdung der Schulkinder", der „Geisteskrankheiten im Schulalter" wurden zu ebenso vielen Ausgangspunkten gewaltiger Bewegung in Wort und Schrift, welche ihre mächtigen Wellen bis in die ärmliche Tagelöhnerhütte, bis in den Saal der Volksvertretung unseres Reiches sendete und weit über die Grenzen Deutschlands dahinbrandet. Die Heizung, Beleuchtung und Lüftung der Schulbauten sind keine trockenen Fragen für Fachmänner, welche etwa nur am „grünen Tisch" ihre Erledigung finden, in Acten ihr Dasein hinbringen und dem sogenannten „beschränkten Unterthanenverstand" ein Buch mit sieben Siegeln bleiben sollen.

Es sind Früchte des praktischen Sinnes unserer Zeit, gezeitigt an „des Lebens goldnem Baum". Wie verfolgte man die zahllosen Untersuchungen über die Beschaffenheit der Augen von Schulkindern mit Ueberraschung! Mit welcher Begeisterung wurde die Einführung des Turnens und der Körperübungsspiele aufgenommen!

Es giebt kaum ein Gebiet der Schulhygiene, wo nicht jedes Wort der Sachverständigen ein lebhaftes Echo in der Brust der Eltern geweckt hätte, denn über allen derartigen Fragen schwebt wie ein Zauber der Hauch der Worte: „Es gilt unseren Kindern," Worte, welche nur dem Hagestolz gleichgültig sein können.

In den meisten die Schulhygiene betreffenden derartigen Tagesfragen ist ein berechtigter Kern enthalten, und die „Schulkrankheiten", denen in den letzten Jahrzehnten der Krieg erklärt worden ist, sind keine Phantasiegebilde überängstlicher Mediciner, die man mit dem einfachen Hinweis, daß es in der guten alten Zeit selbst mit mangelhaften Einrichtungen und ohne Schädigung unserer Voreltern ganz gut gegangen ist, in Nichts zerfließen lassen kann. Daß bestimmte Krankheiten dem Schulalter eigenthümlich sind und in einem Zusammenhange mit dem Schulbesuche stehen, dies gemeinsame Kennzeichen hat den „Schulkrankheiten" jedenfalls zu ihrem seitdem geläufig gewordenen Namen verholfen, und seitdem steht es bei der oft gedankenlos nachbetenden Menge fest wie ein Dogma, daß alle derartigen Krankheiten nicht nur während der Schuljahre, nicht nur im Zusammenhange mit der Schule zu Stande kommen, sondern in der Schule, durch die Schule. „Die moderne Schule ist die Quelle der Schulkrankheiten", von dieser Ueberzeugung durchdrungen, ist man befriedigt, nunmehr für mannigfache zu Tage getretene Schädigungen den Sündenbock gefunden zu haben, und mit seltener Uebereinstimmung erheben sich von ärztlicher und nichtärztlicher Seite die Klagen über die Mißbräuche, die Mängel und Schattenseiten unseres Schulwesens, welche allein viele Erkrankungen unserer Schuljugend verschuldet haben sollen.

Das „Publicum" ist davon fest überzeugt und wenig geneigt, sich zu fragen, ob diese Ansicht richtig ist.

Um wie Vieles bequemer erscheint es, mit dem Strome zu schwimmen und die Quelle aller Uebel in den Räumen des Schulhauses zu suchen! Das Publicum hat im Ganzen und Großen zwar eine große Gabe zur Opposition, aber wenig Talent zur Kritik. Mit wenigen rühmlichen Ausnahmen selbstständig Denkender nimmt es gewisse Aussprüche als unumstößliche Wahrheiten auf und baut auf diesem Grunde jahrelang, jahrzehntelang weiter, bis es sich zeigt, daß dem Gebäude, so ansprechend es ist, der feste Boden fehlt.

Es erben sich eben nicht blos „Gesetz und Rechte", sondern auch einseitige Ansichten „wie eine ewige Krankheit" fort.

Seitdem von namhaften Aerzten, Hygienikern und Pädagogen gewisse „Schulkrankheiten" in ihrem Wesen erkannt und schärfer festgestellt sind, fragt das Publicum nur noch: Welche Reformen sind für die Schule zur Verhütung der „Schulkrankheiten" nöthig? Aber selten fragt Einer: Was verschuldet das Haus, die Familie hierbei?

Solche rühmliche Ausnahmen können nichts an dem bekannten Worte ändern:

„Ich hoffe, das nimmt Keiner krumm,
Denn Einer ist kein Publicum."

Wenn man, wie der Verfasser Dieses in jahrelanger praktischer Thätigkeit als Kinderarzt, gerade der Entstehung der „Schulkrankheiten" ein besonderes Interesse gewidmet hat, muß man mehr und mehr zu der Ueberzeugung kommen, daß es eine Pflicht der Heilkunde ist, nach Kräften ein Unrecht wieder gut machen zu helfen, welches in Folge eines Vorurtheils jahrelang dem

Unterrichtswesen zugefügt worden ist. Die Kinder-Hygiene könnte allerdings von dem Lehrerstande wesentlich mehr verstanden, gewürdigt und gefördert werden: es würde dies auch geschehen, wenn man, anstatt sich in eine Art Gegensatz zu den Pädagogen zu stellen und die Kinder gewissermaßen vor deren zu weit gehenden Anforderungen schützen, vor ihren der Gesundheitspflege nicht entsprechenden Einrichtungen hüten zu wollen, Hand in Hand mit ihnen ginge.

Der Hausarzt, die Familie, der Lehrer — dies Kleeblatt ist naturgemäß dazu bestimmt, eine geschlossene Einheit in Bezug auf die wichtigste Frage, das leibliche und geistige Wohl der Kinder, zu bilden. Nur schwer kann man es begreifen, wie eines dieser drei ohne die anderen, oder gar im Widerstreit mit den andern darnach streben kann, die Hygiene der Schulkinder zu verbessern. Daß hier ein einseitiges Vorgehen wenig Erfolg haben kann, liegt auf der Hand.

Man fordert in der That zu viel von der Schule, welche ja in den wenigen Stunden, in denen die Kinder daselbst verweilen, nur die gröbsten Schädigungen verhüten kann.

Man vergißt, daß das Kind während viel größerer Zeit jeden Tag dem Einflusse der Schule gänzlich entzogen und den Bedingungen seiner häuslichen Verhältnisse unterworfen ist.

Was zu dreiviertel der Zeit im Familienkreise versäumt und versehen wird, kann das einviertel der täglichen Stundenzahl im Schulhause nicht gut machen. Die Kenntniß und Verwirklichung der häuslichen Gesundheitspflege steht — das darf behauptet werden — gegenwärtig sogar der sehr hoch entwickelten Schul-Hygiene nach.

Der Arzt sieht in dem täglichen Verkehr mit der Familie wohl die Mängel und sucht sie nach Kräften zu beseitigen; allein nur zu häufig, und je mehr er in die ärmeren Volksschichten herabsteigt, desto mehr begegnet er, schon aus Gründen der Mittellosigkeit und der bedrängten socialen Lage, der einfachen Unmöglichkeit, seinen Ansichten und Rathschlägen Geltung zu verschaffen. Und wie steht es in den glücklicher situirten Familien? Hier sind zwar die Bedingungen der häuslichen Hygiene befriedigend erfüllt; aber es fehlen die Berührungspunkte, der Ideen-Austausch, das einheitliche Vorgehen zwischen Haus und Schule. Jedes geht seinen eigenen Weg, verfolgt seine eigenen Grundsätze; ob dieselben harmoniren, ob sie sich ergänzen und unterstützen oder widerstreben und aufheben, darnach wird nur von besonders sorgsamen Eltern gefragt. Ja, die wenigsten wissen etwas von dem, was der Lehrer seinen Schulkindern zu ihrem Besten vorschreibt, wie der gebildete Pädagoge der Neuzeit planmäßig bemüht ist, täglich, stündlich die Arbeit mit der Erholung, die geistige Arbeit mit Anschauung, das Stillsitzen mit dem Umhertummeln, die Beschäftigung am Schreibtisch mit dem Turnen und Singen abwechseln zu lassen. Die Regierungen, die Schulbehörden stellen daraufhin die Lehrpläne zusammen; die Lehrer führen das System der zeitweisen Entspannung des Geistes, der Sinnesorgane und des ganzen Körpers durch, soweit dies in einer Schule möglich ist. Aber, daß man selbst in den sogenannten „guten“ Häusern Fühlung mit der Schule behielte und — wir müssen es leider sagen — die Schule auch mit den Familien, kommt nur selten vor. Meist hat man im Hause keine Vorstellung von den hygienischen Bestrebungen der Schule, in der Schule keine Ahnung von den berechtigten Wünschen des Hauses, und während die Sphären dieser beiden Welten, zwischen denen das Schulkind täglich hin und wieder wandert, sich nur lose berühren, bleibt das Kind hier oder dort gewissen ihm speciell ungünstigen Bedingungen unterworfen, die sich, wenn „das einende Band“ nicht fehlte, leicht beseitigen ließen.

Niemand kann von der Schule fordern, daß sie jedem Individuum, jeder häuslichen Gepflogenheit gerecht wird, oder in vollkommener Weise die Gesetze der Kinder-Hygiene erfüllt.

Sie würde ihren Aufgaben, ihren Lehrzielen und der nöthigen Disciplin kaum entsprechen können, wollte sie, die einen umfassenden Blick nicht entbehren kann, sich zu sehr in's Einzelne verlieren. Aber die Familie kann individualisiren; sie kann und soll in möglichster Vollkommenheit, systematisch und vernunftgemäß auf die regelmäßige physische und psychische Entwickelung der Kinder hinwirken. Wenn die häusliche Gesundheitspflege mehr Würdigung und Verbreitung fände, dann würden, wie wir im Folgenden sehen werden, nicht nur Krankheiten verhütet, sondern auch rechtzeitig erkannt werden. Es würden dann die „Schulkrankheiten“ an Zahl und Bedeutung überhaupt wesentlich verlieren. So aber steht der Arzt, der willkommene Freund der Familie und der oft unwillkommene Berather der Schule, machtlos zwischen Beiden und muß, indem er zwischen Scylla und Charybdis hindurch rudert, froh sein, sein Fahrzeug glücklich gerettet zu haben, ohne an einer der Klippen zu scheitern.

Daß die meisten Kinder ärmerer Volkskreise zu Hause viel ungünstiger leben, als in der Schule, daß die Schulstunden, die sie in den heutigen lustigen, hellen, gesunden Schulgebäuden unter steter Aufsicht verbringen, für sie eine wahre Wohlthat sind, gegenüber dem, was der Kleinen daheim in den oft überfüllten, dumpfigen oder düsteren Wohnungen harrt, wo Licht, Luft und Sauberkeit, diese Lebenselemente, nur eine kümmerliche Rolle spielen — wer kann es mehr, als der Arzt, der in diese Quartiere kommt, beurtheilen?

Wo sind hier, in den oft dicht besetzten Wohn- und Schlafräumen jene fünfeinhalb Cubikmeter Raum, die man für jeden Schüler verlangt? Wie unzweckmäßig und unzureichend ist die Beleuchtung, wie verdorben die Luft, wie irrationell die Heizung! Wie häufig schreibt das Kind zu Haus an hohem, steilem Tische, auf unpassendem Stuhle, schief sitzend! Wie oft liest das Schulkind zu Haus in der Dämmerung, in fast unglaublichen Stellungen, in Büchern von miserabelstem Druck! Alles das geschieht — zu Haus; geschähe es in der Schule, welches Geschrei würde sich ob solcher Mißstände erheben! In der Familie, in den eigenen vier Wänden wird es nicht bemerkt, oder trotz seiner anhaltend nachtheiligen Wirkungen, nicht beachtet.

Ganz besonders derjenige Arzt, der sich den Kinderkrankheiten widmet, deren Entstehung und Verbreitung nachspürt und — gleich dem Lehrer die Kinderwelt zu seiner Specialität erwählt hat, kann es täglich beobachten, wie die Quellen der sogenannten „Schulkrankheiten“ in vielen Fällen mit Sicherheit nicht in der Schule zu suchen sind. Möge immerhin die Schuljugend durch die von dem Wesen der Schule unzertrennliche Vereinigung vieler Kinder in geschlossenen Räumen, durch einen gewissen, für alle gleichmäßigen Zwang zu mehrstündigem Sitzen, durch verstärkte Inanspruchnahme des Gehirns und der Sinnesorgane mehr gefährdet sein; mag der Schule der Vorwurf, zu Zeiten der Boden für Fortpflanzung mancher Ansteckungen zu sein, nicht erspart bleiben — viel wichtiger wird es sein, nicht „in die Weite zu schweifen“, während „das Gute“ — in diesem Falle die Lösung der Schulkrankheitenfrage — „so nahe liegt“. Man suche die Ursache der Schulkrankheiten **vor** der Schulzeit und **außerhalb** des Schulhauses auf, und man wird finden, daß der Procentsatz der wirklichen Schulkrankheiten viel geringer wird, als man ihn bisher angenommen.

Es ist durch sehr viele Untersuchungen erwiesen, daß von den Sinnesorganen besonders das Auge des Schulkindes in immer zunehmendem Grade leidet. Nicht nur, daß die Kurzsichtigkeit mit jeder höheren Classe mehr Kinder ergreift, auch die Kurzsichtigkeit der einmal ergriffenen erreicht mit den Schuljahren höhere Grade. Seit James Ware (1812) zuerst hierauf hingewiesen, sind in Folge officieller Anordnungen, sowie durch einzelne Augenärzte von Bedeutung zu wissenschaftlichen Zwecken viele Tausende von Kindern der verschiedensten Schulen und Alter in Bezug auf ihre Augen untersucht worden. Das Resultat war überraschend und erschreckend. Von Classe zu Classe steigt die Zahl der Kurzsichtigen; während in der Sexta nur etwa 12 von 100 kurzsichtig sind, beträgt die Zahl der Kurzsichtigen in der Prima schon 56 von 100.

Sprechen schon diese Zahlen deutlich für die Entstehung dieses Uebels während der Schulzeit, so ergiebt sich nicht minder aus dem Charakter der Schule ein Einfluß auf die Kurzsichtigkeit. In der Dorfschule ergreift sie blos 1 Procent, in den Mädchenschulen nur 10 bis 20 Procent, in den Gymnasien bis 60 Procent der Schüler. Solche Zahlen müssen zu denken geben und zunächst zu der Annahme führen, daß lediglich die Schule es ist, in welcher eine solche Calamität wurzelt. Man muß hierin bestärkt werden, wenn man sich erinnert, daß Jäger schon 1824 nachgewiesen hat, wie das neugeborene Kind kurzsichtig ist. Die starke Krümmung seiner Hornhaut flacht sich gegen das Schulalter

zu ab, sodaß im Beginne dieser Zeit die meisten Kinder die anfängliche Kurzsichtigkeit verloren haben. Die dem kindlichen Auge bekanntlich eigene Fähigkeit, ebenso in größter Nähe wie in weiter Ferne scharf zu sehen, zumal auch die feinsten, kleinsten Gegenstände zu erkennen, diese große Accommodationsbreite erhält sich freilich bei dem Leben und den Anforderungen unserer Cultur nicht lange. Das Dorfkind behält sie am längsten. Das Kind des Städters, das, in der Straßen erdrückender Enge lebend, oft wochenlang kein freies Feld, keinen weiteren Horizont hat, um seinen Augen eine Uebung zu erhalten und im wahrsten Sinne eine „Augenweide" zu verschaffen, dies Kind, das möglichst früh, möglichst viel und einen möglichst großen Theil des Tages lernen soll, muß seine Augen mehr und mehr für die Nähe einrichten. Die Gestalt seiner Augäpfel durch anhaltende Wirkung der Augenmuskeln verlängert sich und da gleichzeitig im Gehirn und dem Auge der Blutgehalt sowie der Blutdruck zunehmen, so entsteht durch dies überwiegende Nahesehen ein kurzsichtiger Bau des Auges, der sich mehr und mehr steigert.

Es leuchtet ein, daß die Schule hierbei recht ungünstig wirken muß. Schon das Schreiben auf der schwarzen Schiefertafel, welches aus optischen Gründen von Fachmännern verurtheilt wird und erst neuerdings zu der Erfindung weißer Schreibtafeln (vergl. „Zwanglose Blätter" Nr. 3, Beilage zur „Gartenlaube", 1883, Nr. 5) geführt hat, sodann aber die anhaltende Anstrengung der Sehkraft, der in vielen Fällen zu kleine, zu enge oder zu matte Druck der Schul- und Lesebücher, zuweilen auch die nicht zweckmäßige Beleuchtung des Schulzimmers und die trotz aller Ermahnungen des Lehrers schlechte Haltung des Kopfes und Oberkörpers — alles dies wirkt ja in der Schule vereint zur Verschlechterung der Sehkraft mit.

Aber — und das wird viel zu wenig betont — in fast noch höherem Grade wird während der Jahre, wo das Kind die Schule besucht (und während der Universitätszeit ist es nicht viel besser) daheim gesündigt und gefehlt.

Schon vor der Schulzeit werden die Kinder in manchen Spielschulen und Kindergärten mit kleinen Handarbeiten und sonstigen feineren Fertigkeiten geradezu zur Kurzsichtigkeit erzogen.

Doch sind auch hier die Eltern nicht frei von Schuld, da sie von ihren Kindern nicht früh genug selbstgearbeitete Gaben verlangen können und die Kindergärtnerinnen zur Aufgabe der verschiedensten Geburtstags- und Weihnachtshandarbeiten förmlich drängen.

Die Bilder- und Lesebücher sind oft von einer empörend schlechten Ausstattung. Zwar bieten demjenigen Verleger, welcher die Minimalgrenze in der Größe von Buchstaben, in ihrer Entfernung von einander, in der Buchstabenzahl jeder Zeile und in dem Abstand der Zeilen, kurz die Verhältnisse, unter welchen ohne Schädigung der Augen nicht herabgegangen werden darf, kennen lernen will, die Angaben des berühmten Augenarztes Professor Cohn in Breslau genügenden Anhalt. Allein was kehren sich gewissenlose „Fabrikanten" von Kinderbüchern daran!

Für diese ist die Parole: „Billigste Herstellung" — und dieser entsprechend zerfällt der Einband in acht Tagen, die löschpapierartigen Blätter werden mürbe; nur der enge, mangelhafte Druck, durch welchen Raum und Geld gespart werden soll, bleibt bis zur völligen Abnutzung des Buches von unverminderter Schädlichkeit.

Und wie liest das Kind zu Haus? Bald hält es das Buch zu nahe, bald läßt es dasselbe (in höchst ungünstigem Winkel für die Sehachse) horizontal auf dem Tisch liegen. Wieder in anderen Fällen liest es im Sonnenschein oder Dämmerlicht, oder so, daß die Schrift völlig beschattet ist. Keinem fällt es ein, in den kühnen Lieblingsstellungen', die manches Kind dabei stundenlang einnimmt, etwas Unpassendes zu finden, und doch würde keine, auch nicht die ärmlichste Schule die Art der Lectüre dulden, wie sie uns der Stift des Meisters Pletsch, treu nach dem Leben, darstellt.

Die häusliche Ueberwachung ist, obgleich sie gerade in dem Alter, wo die Kinder Lust am Lesen gewinnen, geschärfter sein müßte, im Gegentheil viel inconsequenter und oberflächlicher, als die in der Schule; aber für den Ruin des Auges wird letztere verantwortlich gemacht.

Nur nebenbei sei übrigens erwähnt, daß ein Theil der kurzsichtigen Schulkinder von Geburt an kurzsichtig war und blieb, zuweilen auf Grund einer von Eltern und Großeltern sich forterbenden Anlage hierzu. Alle solche Kinder „verderben die Statistik", wie man zu sagen pflegt. Ungünstige angeborene Anlagen, ungünstige Einwirkungen vor dem Schulalter und in der schulfreien Zeit mögen gewiß einen Theil von kurzsichtigen Schulkindern schaffen. Ein anderer Theil würde durch rechtzeitiges Erkennen und durch entsprechende Ueberwachung im Beginne des Leidens wieder hergestellt werden können.

Aber wie wenige Eltern machen es sich zum Grundsatze, mit ihren Kindern regelmäßig „hinaus in die Ferne" zu ziehen, in Wald und Feld sie zum Blick in die Weite anzuhalten und die Wohlthat der freien Natur auf sie einwirken zu lassen. Uffelmann in Rostock, dem wir neben Jacobi in New-York und Baginsky in Berlin wohl die beste Darstellung der Kindeshygiene verdanken, sagt in diesem Werke hierüber:

„Aus alledem folgt nicht, daß die Schule ganz allein die Myopie (Kurzsichtigkeit) verschuldet. Ich bin sogar überzeugt, daß an der Entstehung der Letzteren auch das Haus einen nicht unbeträchtlichen Antheil hat."

Und an anderer Stelle sagt er:

„In der Regel bleibt es ganz unberücksichtigt, daß das Haus die Kurzsichtigkeit verschulden kann und thatsächlich oft verschuldet."

Diesen Worten kann sich der Verfasser nur aus voller Ueberzeugung anschließen; ja er hält es für eine Gewissenssache, auch weitere Kreise auf die bessere Pflege der „edlen Himmelsgabe", des Auges, hinzuweisen, besonders des so viel besungenen „Kindesauges".

(Fortsetzung folgt.)

Heiße Stunden.

Ein Idyll aus Bayreuth von **Wilhelm Kästner**.

(Schluß.)

Wie kam es nun, daß Alfred am nächsten Morgen doch schon wieder in dem Bureau des Verwaltungsrathes stand, um sich ein gewisses Billet mit einer gewissen Nummer darauf zu sichern? Kaum hatte er die gewünschte Karte in der Hand, so bereute er seine Schwäche und wandte sich mißvergnügt zum Gehen.

Auf den Stufen, die hinausführten, stieß er, in seine Gedanken vertieft, an einen aufgespannten Regenschirm, den eine Dame im Begriff stand zu schließen.

Eine Entschuldigung murmelnd, wollte er vorüber. Da klappte das regentriefende Dach zusammen, und Rosa Jung's Antlitz kam strahlend und reizend darunter zum Vorschein.

„Ah, Herr Berger, Sie sind es? Was thun Sie hier? Sie haben sich ein Billet genommen? Ich glaubte verstanden zu haben, Sie wollten heute abreisen," redete sie ihn in einem muthwillig neckenden Ton an. „Welch angenehmer Zufall, daß ich Sie hier treffe!" plauderte sie weiter und erzählte mit fast zutraulicher Geschwätzigkeit, daß sie ebenfalls die Billets für morgen und namentlich für die bisherigen hübschen Plätze geholt, daß Mama daheim auf dem Kanapee sich für den Empfangsabend in „Wahnfried" stärke. „Ich werde dahin nicht mitgenommen," schloß sie, „worüber ich aber gar nicht traurig bin."

Sie waren inzwischen auf die Straße gelangt, wo Alfred den Regenschirm schützend über sie hielt.

„Wollen Sie so freundlich sein, mich in eine Buchhandlung zu begleiten, Herr Berger?"

Natürlich wollte er das, mit dem größten Vergnügen. Das gemeinschaftliche Aussuchen eines Buches für Fräulein Rosa war ein zu amüsantes Geschäft, als daß man es sehr schnell abgemacht hätte.

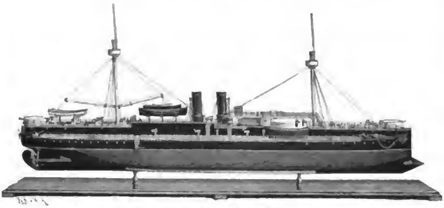
„Ach, ich will doch noch etwas für Max aussuchen," rief sie plötzlich voll Eifer. „Er sprach gestern von einer neuen Broschüre über ‚Parsifal', die er gern lesen möchte."

Kleine Bilder aus der Gegenwart.

Nr. 4. Die chinesische Panzercorvette „Ting Yuen“.

Die gegenwärtig im Hafen von Swinemünde vor Anker liegende Panzercorvette „Ting Yuen“ — „Der ewige Friede“ — welche für die chinesische Regierung auf der Werft der Stettiner Maschinenbau-Actiengesellschaft „Vulcan“ gebaut worden ist und neuesten Nachrichten zufolge in nächster Zeit nach den chinesischen Gewässern abgehen wird, ist ein so hervorragendes Werk deutschen Gewerbfleißes und deutscher Kunst, daß wir wohl mit gerechtem Stolz auf dasselbe blicken können. Mit dieser Panzercorvette hat sich die deutsche Schiffsbaukunst mit einem Mal ebenbürtig an die Seite der berühmten Schiffsbauwerften Englands und Amerikas gestellt, wie dies nicht nur von ersten fachmännischen Autoritäten Deutschlands, sondern auch Frankreichs anerkannt worden ist.

Der „Ting Yuen“ ist das erste größere, auf einer deutschen Werft gebaute Kriegsschiff, welches für das Ausland bestimmt ist. Es entspricht den für die deutsche Reichsmarine gebauten Panzercorvetten der sogenannten Sachsenclasse und hat folgende Dimensionen: $91_{,00}$ Meter Länge in der Wasserlinie, $18_{,30}$ Meter in der Breite, $6_{,00}$ Meter Tiefgang und 7355 Tonnen à 1000 Kilogramm Rauminhalt (Deplacement). Die Maschine von 6000 indicirten Pferdekräften giebt dem Schiffe vermittelst eines Zwillingschraubenpaares eine Geschwindigkeit von $15_{,36}$ Seemeilen in der Stunde, während nach dem von der Gesellschaft „Vulcan“ mit der chinesischen Regierung abgeschlossenen Vertrage das Schiff nur eine Geschwindigkeit von $14_{,5}$ Seemeilen zu erreichen brauchte. Die contractliche Geschwindigkeit ist also um nahezu 1 Seemeile per Stunde überschritten worden, wie sich bei der zweiten Probefahrt der Corvette, die am 5. Juli von Eckernförde aus stattfand, herausgestellt hat. Acht große Kessel mit je drei Feuerungen erzeugen den erforderlichen Dampf von fünf Atmosphären Druck. Selbstverständlich ist die Maschine mit den neuesten Einrichtungen versehen. Die Armirung des Schiffes besteht in der Hauptsache aus vier Krupp-Geschützen von $30_{,5}$ Centimeter im Durchmesser, welche zu je zweien in einem Panzerthurm in der Art Aufstellung gefunden haben, daß jedes einzelne Geschütz fast den ganzen Horizont zu bestreichen vermag. Das einzelne Geschoß, welches mit einer Ladung von 91 Kilogramm prismatischen Pulvers abgefeuert wird, wiegt 329 Kilogramm.



Die chinesische Panzercorvette „Ting Yuen“.

Nach einem Modell.

Außer den genannten Geschützen schwersten Calibers befinden sich am Bord auf dem Vordertheil und auf dem Hintertheil noch je ein Krupp'sches Geschütz von 15 Centimeter Caliber und sechs Hotchkiß Revolvergeschütze (vergl. „Gartenlaube“ Nr. 13), letztere zur Abwehr von Torpedo-Angriffen bestimmt. Um selbst Torpedos abschießen zu können, besitzt das Schiff vier Torpedolancir-Apparate. Die Torpedos sind von der Berliner Maschinenbau-Actiengesellschaft (vormals L. Schwarzkopf) geliefert. Diese Fabrik fertigt diese gefährlichste aller Waffen im Seekriege aus Phosphorbronze, einer Metalllegirung, welche bei größter Zähigkeit den Vortheil des Nichtoxydirens besitzt, während die aus Stahl hergestellten Torpedos leicht rosten und demzufolge bei ihrem complicirten Mechanismus leicht unbrauchbar werden. Durch einen 36 Centimeter starken Stahl- und Eisenpanzer sind die Maschinen, Kessel und die Geschützmannschaften gegen die feindlichen Geschosse geschützt. Ein vollständiger in viele kleine Zellen eingetheilter Doppelboden ist dazu bestimmt, das Schiff bei Verletzungen der Außenhaut, seien solche durch einen Torpedotreffer oder durch ein unglückliches Stranden verursacht, am Sinken zu verhindern.

Das Material des Schiffes ist durchweg deutschen Ursprunges. Das Eisen stammt aus deutschen Bergwerken, die Stahl- und Eisenplatten des Panzers hat die Dillinger Hütte geliefert, und der „Vulcan“ hat seine Ehre darein gesetzt, in der ganzen Ausführung des Baues das Vorzüglichste zu leisten. Die innere Einrichtung entspricht derjenigen, welche auf den deutschen Kriegsschiffen üblich ist; sie ist einfach, entbehrt aber keineswegs der Eleganz. Die Räumlichkeiten für Capitain, Officiere und Mannschaften sind bequem und sehr gut ventilirt. Hierzu trägt die in allen Theilen des Schiffes eingerichtete elektrische Glühlicht-Beleuchtung nicht wenig bei.

Der „Ting Yuen“ wurde im Januar 1881 von dem kaiserlich chinesischen Gesandten in Berlin bei der Stettiner Actiengesellschaft „Vulcan“ zu Bredow bei Stettin in Bestellung gegeben. Am 28. December desselben Jahres fand bereits unter regster Theilnahme Seitens der Mitglieder der deutschen Reichsbehörden und des Publicums der Stapellauf des Schiffes statt. Am 2. Juni erfolgte die schon oben erwähnte Probefahrt in Eckernförde, welche den Beweis lieferte, daß die neue Panzercorvette die Panzerschiffe aller maritimen Mächte von annähernd gleicher Größe an Offensivkraft und Defensivkraft übertrifft und an Schnelligkeit vielleicht nur von dem englischen Panzerschiffe „Agincourt“ übertroffen wird, das, allerdings um die Hälfte größer, in einer Stunde $15_{,430}$ Seemeilen zurücklegt. Am 7. Juni lief der „Ting Yuen“ wieder in den Hafen von Swinemünde ein.

Zum chinesischen Commandanten des Schiffes war der Capitain zur See Loo bestimmt, der mit dem früheren französischen See-Officier Prosper Giquel, dem Erbauer des Marine-Arsenals zu Fuchen, der zweiten Probefahrt in Eckernförde beiwohnte, bei welcher der Geschwaderchef der deutschen ostasiatischen Flottenstation, Capitain zur See Freiherr von der Goltz, als Unparteiischer fungirte. Während der Bauzeit des Schiffes waren auf dem „Vulcan“ eine beträchtliche Anzahl dahin commandirter chinesischer Officiere und Ingenieure mit Erfolg beschäftigt, mit der Handhabung aller Schiffseinrichtungen sich vertraut zu machen.

Ursprünglich sollte der „Ting Yuen“ durch Officiere und Mannschaften der deutschen Reichsmarine nach China überführt werden; in Folge der kriegerischen Verwickelungen zwischen Anam, dessen souverainer Staat China ist, und Frankreich hat die deutsche Reichsregierung, welche die stricteste Neutralität zu wahren bestrebt ist, davon Abstand genommen, und das Schiff wird nunmehr voraussichtlich unter deutscher Nationalflagge von deutschen Kauffahrteimannschaften, die von dem chinesischen Gesandten geworben worden sind, nach China überführt werden. Inzwischen hat die chinesische Regierung, die von der vorzüglichen Beschaffenheit und Leistungsfähigkeit der Panzercorvette sich überzeugt hat, ein Schwesterschiff des „Ting Yuen“ und außerdem ein Panzerschiff anderer Construction, sowie einen großen Dampfbagger und einen Krahn, welcher Lasten bis zu 1200 Centner heben kann, bei dem „Vulcan“ in Bestellung gegeben. Und so ist denn wohl zu erwarten, daß künftig auch in den chinesischen Meeren Zeugniß von deutscher Thatkraft und deutscher industrieller Tüchtigkeit abgelegt werden wird.

H. Steinitz.

Es war wirklich nicht hübsch von ihr, den Vetter gerade jetzt, da sie ihn während der letzten halben Stunde vergessen zu haben schien, in solchem fürsorgenden, liebevollen Tone zu erwähnen. Sie mußte doch wissen, daß das für Alfred unangenehm sei.

Er zog sich denn auch sofort verstimmt in den Hintergrund des Ladens zurück und blätterte mechanisch in den dort aufgestellten Büchern, da er keine Lust hatte, für „Max“ etwas finden zu helfen. Er griff nach einem Bändchen in Goldschnitt — Mirza Schaffy's liebliche Dichtungen — und schlug ein kleines Gedicht auf, das ihm alle diese Tage in den Ohren geklungen hatte, ohne daß er sich des Wortlautes genau erinnern konnte.

Da standen sie, die sechs Zeilen, die den glühenden Wunsch seines Herzens so duftig-zart ausdrückten; er las sie mit brennenden Augen wieder und wieder. Rosa mußte ihn dabei schon einige Zeit beobachtet haben, denn sie sagte plötzlich:

„Darf man fragen, was Sie so eifrig lesen?“ indem sie hinter ihn trat, um über seine Schulter in das Buch zu sehen. Noch ehe sie dazu gelangt war, schlug es der junge Mann hastig zu und steckte es an seinen Platz zurück.

„Solch ein Geheimniß machen Sie aus Ihrer Lectüre?“ lachte sie. „Wenigstens will ich mir den Verfasser ansehen. Es war dieses Bändchen hier, in rothgoldenem Einband; ich habe genau Acht gegeben, als Sie es fortlegten.“

Draußen vor dem Laden kam ihnen unerwartet der Commerzienrath entgegen. Der alte Herr, welcher für Alfred große Vorliebe gefaßt hatte, entführte ihn zu einem Frühtrunk und versuchte nun bei einem ausgezeichneten Spatenbräu den Referendar zu bewegen, daß er mit der Familie Jung von Bayreuth aus die Ausstellung in Nürnberg besuche.

„Hillmann und ich werden uns, als Geschäftsleute, auf der Ausstellung und auch in den Nürnberger Fabriken manches sehr

genau ansehen müssen," bemerkte er. „Sie könnten sich ein großes Verdienst erwerben, wenn Sie inzwischen meine Damen etwas beschützten. Und die Abende verbrächten wir dann gemeinschaftlich und vergnügt."

„Wenn man nur endlich einmal wüßte, was es mit diesem Max Hillmann für eine Bewandtniß hat!" dachte Alfred, und frug in anscheinender Verwunderung:

„Ist Herr Hillmann Kaufmann? Ich hielt ihn für einen Musiker von Fach."

„Hahaha! Wirklich? Das wird Rosa amüsiren, die immer behauptet, er habe etwas von einem Künstler an sich. Nein, da haben Sie sich getäuscht! Er ist ein tüchtiger Kaufmann, jetzt noch Procurist und nächstens Theilhaber meines Geschäftes. Ein lieber, braver Mensch, mit einem Herzen wie ein Kind. Nur so lange er bis über die Ohren im Wagner-Cultus steckt, ist er nicht zu gebrauchen. Ich weiß nicht recht, ob meine Frau ihn damit angesteckt hat, oder er sie. Wenn ich ihn erst wieder in Berlin hinter seinem Pulte habe, ist er ganz vernünftig und zugänglich."

Alfred zuckte zusammen bei dem leicht hingeworfenen „nächstens", das ihm von der ganzen Rede allein noch in den Ohren klang. „Nächstens" bedeutete natürlich: sobald er der Mann meiner Tochter wird! Diese Heirath war jedenfalls eine längst beschlossene, praktische, solide Verbindung auf geschäftlicher Grundlage, und der lange, blonde Max pflückte sein Rosenknöspchen, das sich, allem Anschein nach, nicht ungern von ihm pflücken ließ, mit der größten Gelassenheit und Seelenruhe.

Jetzt stand der Entschluß bei ihm fest, Bayreuth sofort zu verlassen, und in der That traf er am Abend die wenigen Vorkehrungen zur Abreise mit dem Nachtzuge.

Nach Einbruch der Dunkelheit hörte er zahlreiche Wagen unten vor seinen Fenstern vorbeirollen und erinnerte sich, daß jetzt die zum Empfang Geladenen vermuthlich nach dem „Wahnfried" fuhren.

Ob Rosa wohl in der That allein im Hôtel geblieben war? Er nahm seinen Hut und begab sich, um ein Restaurant für sein Abendessen aufzusuchen, auf die Straße. — Richtig, die zwei Fenster im ersten Stock des Hôtels waren erleuchtet!

Und welcher Liebende an seiner Stelle hätte da der uralten, ewig neuen Versuchung widerstehen können, nach dem Schatten der Geliebten zu spähen? Vorläufig war jedoch nichts davon zu entdecken. Sie mochte wohl, in ihr Buch vertieft, in der Mitte des Zimmers am Tisch sitzen. Nach einer langen Zeit vergeblichen Harrens wanderte er weiter, verzehrte melancholisch in der Ecke eines lärmenden Wirthshauszimmers sein einsames Mahl und begab sich dann auf den Heimweg.

Sein Blick fiel im Vorübergehen auf das erleuchtete Fenster eines Blumenladens, in dem ein ganzes Bouquet frischer, zarter Moosrosenknöspchen prangte. Mit einem unwillkürlichen raschen Entschluß trat er hinein, kaufte den duftenden Strauß, eilte nach der „Sonne" und übergab ihn hastig dem lächelnden Portier, mit der Weisung, ihn sofort auf Zimmer Nr. 2 zu Fräulein Jung zu tragen.

„Sie mag errathen, daß es mein Abschiedsgruß ist," dachte er dabei. Dann eilte er nach der gegenüberliegenden Seite der Straße. Er erkannte am Schatten, wie sich Jemand in dem erleuchteten Zimmer erhob, wahrscheinlich auf das Klopfen des Portiers hin. — Jetzt mußte sie die Thür geöffnet — jetzt die Blumen in Empfang genommen haben, denn der Portier war schon wieder in dem hellen Thorweg erschienen. Es vergingen einige Minuten, in denen sich der Schatten lebhaft hin- und herbewegte. Dann verdunkelte er auf einmal das Fenster, und jetzt — jetzt konnte Alfred deutlich in dem erleuchteten Rahmen die Umrisse einer schlanken, weiblichen Gestalt wahrnehmen, die nach der dunklen Straße hinaus zu blicken schien. Er verharrte unbeweglich auf seinem Platz, ohne zu wissen, wie lange er so hinaufgeschaut hatte. Endlich wandte sich die Gestalt ab, und er fühlte sich zusammenschauernd allein in der feuchten, kalten Nachtluft.

Hatte er sie jetzt wirklich zum letzten Mal gesehen? In der nächsten Stunde schon sollte ihn eine immer wachsende Entfernung von ihr trennen? Was hinderte ihn denn, ihr morgen noch die Hand zum Abschied zu drücken und dann erst zu scheiden? Es kam ihm plötzlich so sonderbar und auffallend vor, wenn er ohne persönlichen Abschied den Familienkreis verließ, der ihn so freundlich aufgenommen hatte. Er sagte sich, daß es viel männlicher sei, ein letztes Zusammensein mit Rosa, ein mündliches Lebewohl gefaßt und äußerlich ruhig zu ertragen, als feige zu flüchten.

Lange zögerte er am nächsten Vormittag, ehe er den schweren Gang zu dem Abschiedsbesuch antrat. Unten im Thorweg der „Sonne" stand der dicke Commerzienrath, die Hände in den Taschen, plaudernd mit Max Hillmann zusammen.

„Morgen, morgen, Herr Berger! Nun sagen Sie mir, warum Sie sich gestern nicht wieder sehen ließen? Sie waren doch nicht unwohl? Erbärmlich blaß sehen Sie allerdings aus," rief er Alfred besorgt und freundlich entgegen.

„Danke, Herr Commerzienrath, nein, ich bin ganz wohl. Aber ein Brief von zu Hause, den ich gestern erhalten habe, nöthigt mich —"

„Was, Sie haben doch nicht etwa betrübende Nachrichten von Ihrer Familie?"

In diesem Augenblicke öffnete sich in der ersten Etage ein wohlbekanntes Fenster, Fräulein Rosa's blondes Köpfchen beugte sich aus demselben hervor und nickte freundlich grüßend zu Alfred hinunter, der seinerseits im Hinaufschauen fast den Gruß vergaß.

„Ach, hör' mal, Röschen, habe ich nicht den Brief von meiner Frau oben bei Euch liegen lassen?" rief da plötzlich Max Hillmann neben ihm vernehmlich hinauf. „Bitte, sieh doch nach, er muß auf dem Tische liegen," versuchte er noch hinzuzufügen, aber das Fenster war jäh zugeschlagen worden und das Gesicht von Fräulein Rosa spurlos verschwunden.

Vor Alfred's Augen flimmerten und tanzten die Häuser des Rennweges bunt durch einander, während er den Commerzienrath sagen hörte:

„Hat Deine Frau heute Morgen geschrieben? Wie geht es dem Jungen? Hat er glücklich seinen Zahn?"

Dann klopfte er Alfred liebevoll auf die Schulter:

„Nein, sagen Sie doch, lieber Berger, haben Sie wirklich etwas Betrübendes von zu Hause gehört? Doch nicht eine Erkrankung —"

„Ganz im Gegentheil, Herr Commerzienrath," brach jetzt Alfred endlich mit einem so strahlenden Gesicht los, daß ihn die beiden Herren erstaunt von der Seite ansahen. „Im Gegentheil, ich habe die besten, angenehmsten, erfreulichsten Nachrichten, die ich wünschen kann. Es geht Alles sehr gut, ganz ausgezeichnet, wirklich wundervoll!"

„Desto besser, lieber Freund. Freut mich sehr, zu hören. Aber warum kamen Sie gestern nicht?"

„Weil ich mich verirrt hatte, bester Herr Commerzienrath. Ich begreife jetzt selbst nicht mehr, wie es geschehen konnte, aber ich war in der That auf eine ganz falsche Spur gerathen."

„In dem kleinen Bayreuth verirrt?" frug Max Hillmann ungläubig.

„Jawohl, in Bayreuth, Herr Hillmann. Können Sie es glauben? Ich weiß gar nicht, wo ich Augen, Kopf und Ohren gehabt haben muß."

Es war ein behagliches, durch Heiterkeit gewürztes Mahl, das die drei Herren vereinte, während die Damen wegen eines leichten Unwohlseins der Frau Commerzienräthin auf ihren Zimmern blieben, um ihre Kräfte für die letzte Vorstellung zu schonen. Alfred, der heute von Lebenslust und Frohsinn übersprudelte, fand plötzlich großes Wohlgefallen an dem stillen, ernsten Max Hillmann, mit dem er bisher stets nur die unumgänglichsten Höflichkeitsphrasen gewechselt hatte. Namentlich schien er sich für dessen intimere Familienverhältnisse merkwürdig zu interessiren, denn er brachte das Gespräch alle Augenblicke auf „Frau Hillmann", oder: „Ihr Söhnchen, Herr Hillmann."

Klopfenden Herzens stand Alfred vor dem Hôtel an dem Wagen, der ihn und die Familie Jung zum letzten Male in das Bühnenweihfestspiel fahren sollte, und erwartete den Moment, da Rosa ihm nicht länger ausweichen konnte. Sie kam hinter der Mama die Treppe herab, versenkten Auges, liebliche Verwirrung auf dem reizenden Gesichte. An ihrer Brust leuchtete aus dem Spitzenschmucke ihres Kleides ein Sträußchen frischer Rosenknospen hervor, die Alfred mit geheimer Freude nur zu wohl erkannte. Welche Fertigkeit haben schöne junge Mädchen darin, mit halbgeschlossenen Lidern zu verharren, den Blick, der sie sucht, standhaft zu vermeiden, und doch vermuthlich Alles zu sehen, was um sie vorgeht!

Man saß wieder drinnen im Theater, umgeben von brausendem Stimmengewirre. Noch war Alfred weder Blick noch Wort von seiner Nachbarin zu Theil geworden, die, halb abgewandt von ihm, mit der Mama im Gespräche war. Er sah, daß sie noch bemüht war, die unzähligen Knöpfchen des eleganten Handschuhes an ihrer linken Hand zu schließen.

„Wollen Sie mir nicht erlauben, Ihnen zu helfen?“ fragte Alfred.

Sie reichte ihm folgsam, wortlos den Arm hin, der ein wenig zitterte, und während er, über denselben gebeugt, ziemlich ungeschickt die angebotene Hülfe zu leisten suchte, begann er, um einen Anknüpfungspunkt verlegen, in unsicherem Tone:

„Fräulein Rosa“ — so hatte er noch nie gewagt sie anzureden — „ich bin Ihnen noch die gestern verweigerte Auskunft über das bewußte Gedicht schuldig. Mögen Sie noch wissen, was es war?“

„Nun wohl?“ erwiderte sie leise.

„Sie kennen ohne Zweifel die reizenden Zeilen Mirza Schaffy's: ‚Neig', schöne Knospe, dich zu mir —'“ seine gedämpfte, von verhaltener Bewegung zitternde Stimme stockte, als sie ihm rasch ihren Arm zu entziehen suchte. Zugleich aber schlug sie, halb widerstrebend, die Augen zu ihm auf in demselben Moment, da die Gasflammen im Hause verdunkelt wurden.

Wie ein einziger Sonnenstrahl hatte ihn ein verheißungsvoller, zärtlich scheuer, seliger Blick getroffen, ehe er in dem plötzlich eintretenden Dunkel erlosch. Einen Ausruf des Jubels gewaltsam zurückdrängend, haschte er nach ihrer rechten, noch unbedeckten Hand und beugte sich tief hinunter, um seine Lippen in heißem Kuß darauf zu drücken.

In der Pause nach dem Schluß des Actes war es höchst merkwürdig, wie schnell Fräulein Rosa Jung und Herr Alfred Berger in der Abenddämmerung draußen durch das Menschengewühl von dem übrigen Theile der Gesellschaft getrennt wurden. Als sie nach Verlauf einer guten halben Stunde endlich wieder auf die besorgten Eltern und Vetter Max stießen, nach denen sie natürlich die ganze Zeit über eifrig gesucht hatten, glühten ihre Wangen und ihre Augen strahlten in ungewöhnlichem Glanze. Ob er inzwischen die übrigen Zeilen des Gedichtes recitirt hatte? Ob er ihr dann eine veredelte Schilderung von der Seelenqual der letzten Tage entworfen? — Ob sie behauptete, ganz unschuldig an seinem Irrthum wegen Vetter Max zu sein, oder ob sie ihm gestanden, daß sie eine kleine Bestrafung des Verbrechens am ersten „Parsifal“-Abend für unumgänglich nothwendig gehalten habe?

Mit Sicherheit läßt sich nichts darüber behaupten. Wohl aber darf man berichten, daß Alfred Berger am nächsten Morgen in Begleitung der Familie Jung nach Nürnberg reiste, nachdem er vorher dem Herrn und der Frau Commerzienrath eine feierliche und inhaltschwere Visite abgestattet hatte, deren Erfolg zierlich bedruckte Karten für die gesammte Verwandt- und Freundschaft zweier bald in engste Verbindung tretenden Familien nothwendig machte.

So war es geschehen bei der Bayreuther „Parsifal“-Aufführung im vorigen Jahre. Wir dürfen es dem Leser wohl verrathen, daß bei dem diesjährigen Bühnenweihfeste in Bayreuth einzelne Familien-Scenen des vorigen Jahres im Zuschauerraume sich wiederholten. Wieder saß eine ältere Dame mit der „Parsifal“-Partitur da, und abermals neben ihr ein junges Paar, welches, auf seiner Hochzeitsreise begriffen, es nicht versäumen wollte, „Parsifal“ als seinem Ehestifter seine dankbare Huldigung darzubringen, und zwar zum stillen Entzücken der Frau Mama, welche das stolze Bewußtsein im Busen trug, dem Genius Richard Wagner's zwei ewig treue Verehrer gewonnen zu haben.

Bilder von der Ostseeküste.

Nr. 3. Land und Leute in Kurland.

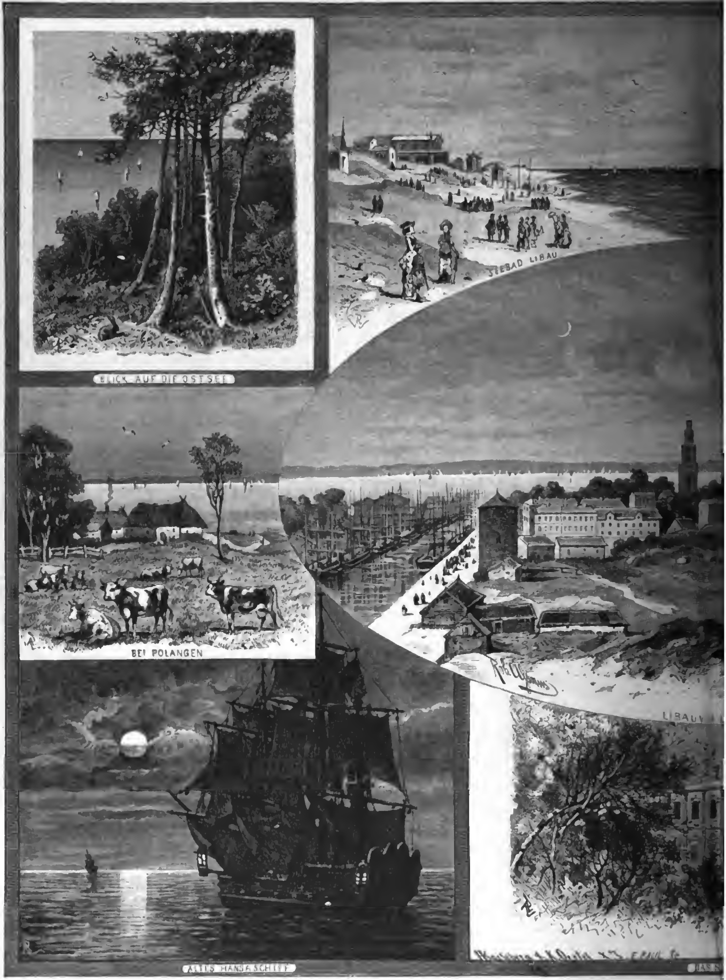
Ein schmucker Dampfer trägt uns leicht durch die grünen Wellen der Ostsee nach dem Norden. Schon haben wir Memel, die letzte größere Stadt des deutschen Reiches, hinter uns, schon sind die durch ihre sonderbaren Namen jedem Reisenden auffallenden russisch-preußischen Grenzorte Nimmersatt und Immersatt, schon ist Polangen mit seinen noch jungen Bade-Anlagen und seiner Bernsteinfabrik passirt; wir fahren bei herrlichem Wetter und günstigem Wind in russischem Gewässer längs der waldbesäumten kurischen Küste; der wettergebräunte, stumme Mann am Steuer hält steil auf Nord. Da tauchen fern am Horizonte, von den Strahlen der Nachmittagssonne beglänzt, Thurmspitzen und langsam kreisende Windmühlenflügel auf; einige bleiche, verstörte Gestalten, die trotz der günstigen Fahrt doch dem erderschütternden Beherrscher der nassen Pfade ihren Tribut gezollt, erscheinen unsichern, zögernden Schrittes und schauen mit Sehnsucht nach dem Endpunkt ihrer Leiden aus; ein Lootse klimmt an Bord und führt uns glücklich über die Barre und durch die scheerenartig in's Meer vorspringenden Molen in den Hafen der „Wunderstadt“ Libau.

Langsam schwebt unser Steamer an dem schlanken, gußeisernen Leuchtthurm, an dem unförmlich dicken Lootsenthurm, auf dem unsere Ankunft schon signalisirt ist, vorbei und hält vor dem neuen stattlichen Zollgebäude. Bald sind die unerläßlichen Zollmanipulationen vorbei; wir haben keine unziemliche Quantität von Branntwein und Tabak, keine Spielkarten, keine Seidenkleider, auch keine verbotenen Schriften eingeschmuggelt, unser Paß ist in Ordnung, Petroleum und Dynamit führen wir nicht — so bleibt uns noch volle Muße, die seit einigen Jahren auch in Deutschland vielgenannte „Wunderstadt“ zu besehen.

Wir erinnern uns der prophetischen Geringschätzung, mit der der deutsche Reichskanzler ihr vor wenigen Jahren eine gedeihliche, für die ostpreußischen Hafenplätze gefahrdrohende Entwickelung kurzweg absprach, wir halten dagegen die seither immer wieder kehrenden Memoriale und Denkschriften der Memeler und Königsberger Kaufmannschaften, die mit banger Sorge von der unheimlich steigenden Concurrenz Libaus reden, und finden beim Anblick des mit dichtem Mastenwald besetzten, neu ausgebauten Hafens, der kolossalen, neu errichteten Speicher, des bergehoch auch auf den Quais aufgethürmten Getreides und des ameisenartigen Gewimmels die Sorge der letztern nicht unbegründet.

Ein einheimischer Freund, der uns erwartet, bestätigt unsere Wahrnehmungen und fügt mit stolzer Freude hinzu, daß in dem letzten Decennium die Einwohnerzahl der Stadt um's Dreifache (von 10,000 auf 30,000), der Handelsumsatz, der jetzt 44 Millionen Rubel betrage, um's Zehnfache, die Zahl der auslaufenden Schiffe (gegen 2000) um's Fünffache gestiegen sei. „Freilich,“ sagt er und kratzt sich dabei etwas unbehaglich hinter dem Ohre, „wir haben auch unsern Krach gehabt, große Handelsfirmen und Banken sind gefallen, der Credit unseres Platzes war zeitweise erschüttert, das Speculationsfieber, das vor vier Jahren hier Jung und Alt, Arm und Reich erfaßte, hat seine Opfer gefordert“ — hier hustete er etwas —; „das amerikanische Wachsthum der Stadt, das uns so überraschend kam, hat manchen Schaden im Gefolge gehabt, und der Uebergangszustand von der Kleinstadt zur Großstadt“ — hier reckte er sich unwillkürlich — „hat seine Schattenseiten, aber wir sehen doch getrost in die Zukunft. Haben wir doch unsern prächtigen, eisfreien Hafen — die Barre vor demselben ist allerdings etwas eklig,“ flüsterte er mir in's Ohr, „doch das wird sich machen lassen — und wenn während des langen Winters unsere baltischen, finnischen und russischen Nachbarhäfen vom Eise blockirt sind, bilden wir die einzige Seepforte des großen russischen Reiches an der Ostsee — denn was will Windau sagen!“ meinte er achselzuckend — „und führen auf langem Schienenstrange aus der Kornkammer Rußlands immense Massen Getreide uns und dem Auslande zu.“ Hier unterbrach ich seinen handelspolitischen Vortrag und bat ihn, mir die Stadt ein wenig zu zeigen. Dazu erklärte er sich denn auch bereit, und so wurde bald ein „Furio angehoit“, das heißt eine Droschke herangerufen.

Langsam fuhren wir durch die wogende Menschenmasse den Quai hinauf, mein Freund zeigte mir mit sichtlicher Genugthuung die beiden neuen stattlichen Hafenbrücken, von denen die eine dem Stadtverkehre, die andere der Eisenbahn dient; dann bogen wir, die Speicher, den Hafen und die ganze Welt Mercur's hinter uns lassend, in Libaus Hauptverkehrsader, die „große Straße“, ein, und mein ortskundiger, patriotischer Führer zeigte mir die ver-



Bilder von der Ostseek

Für die „Gartenlaube" nach der



Libau und Umgebung.

…zeichnet von Robert Aßmus.

schiedenen Kirchen (deutsch-lutherische, lettisch-lutherische, polnisch-katholische, russisch-griechische) und die Synagoge, das neue Bankhaus, die vielen zum Theil recht geschmackvollen privaten Neubauten der letzten Jahre, machte mich auf die reinlichen Märkte, die asphaltischen Trottoirs, die vielen in der Stadt trotz aller Bauwuth noch erhaltenen Gärten aufmerksam und rief endlich dem Kutscher zu: „nach den Anlagen!"

Durch eine hübsche junge Anpflanzung, die, dichtbesäet mit bald niedlich kleinen, bald anspruchsvoll decorirten Villen mit allen möglichen und unmöglichen fremdländischen Namen und allen möglichen und unmöglichen fremdartigen Stilarten, den Eindruck einer lebensfrohen Villeggiatur macht, führt uns der Rosselenker in das Nicolaibad, wo wir uns mit einem kräftigenden Seebad bei herrlichem Wellenschlag stärken. Dann schlendern wir in dem festen, weißen Ufersande durch eine fröhliche und geputzte Menge von Badegästen und Einheimischen zum stattlichen Curhause, auf dessen Terrasse wir unter den Klängen der wohlbesetzten Badecapelle, vor uns die göttliche Salzfluth, rechts „der Schiffe mastenreicher Wald", links das bunte Badeleben, Platz nehmen. Ein schwarz befrackter Tschelowjäk (Kellner) bringt uns eine Flasche edeln Rheinweins, mein redseliger Cicerone lehnt sich behaglich zurück, räuspert sich und beginnt:

„Libau, lettisch Lepaja, die Lindenstadt, auf der schmalen, fast zwei Meilen langen Nehrung zwischen der ‚offenbaren' See und dem kleinen See, erhielt seine Stadtrechte 1625 durch Herzog Friedrich, seinen jetzigen Hafen 1697 durch Herzog Friedrich Casimir auf die Bitten der ‚Ehrsamen und Weisen, auch Ehrbaren, Unseren lieben Getreuen, Bürgermeister, Voigt, Rath, Eltermann, Eltesten und gantzen Kaufmannszunft'. Das Curhaus, vor dem wir sitzen, mit den Anlagen ist wie so Vieles in unserer guten Stadt das Werk des für ihr Wohl unermüdlich thätigen Altermann's der großen Gilde Ulich, der vor wenigen Jahren in hohem Greisenalter ge— Aber Du hörst ja gar nicht," unterbrach er etwas gekränkt seinen Führersermon. Statt aller Entschuldigung wies ich schweigend auf das bunte Treiben um uns her: hier eine Schaar lustwandelnder, dunkeläugiger, lebhaft conversirender Potinnen mit ihren eleganten Cavaliers, dort am Tische eine Gruppe blonder, hochgewachsener kurischer Edelleute mit ihren nicht minder blonden und hochgewachsenen Damen; unten am Strande promenirende Flottschiks (Flottenofficiere), schleppfüßig einherwandelnde, tabakkauende holländische und englische Schiffscapitaine, dazwischen muntere Kinder mit ihren französischen und englischen Bonnen, hier lustige Gymnasiasten, dort hinter einer ungezählten Batterie von Bierflaschen dörptsche „Bursche" mit ihren bunten Farbendeckeln — und das summte zwischen dem Rauschen des Meeres und den Tönen der Musik so vielsprachig, so lebensfroh durch einander: hier ein akademischer Witz mit viel Behagen in der vollkräftigen, barschen kurischen Mundart vorgetragen und von homerischem Gelächter begleitet, dort polnisches Liebesgeflüster, hier französische und englische Mahnworte an die lieben Kleinen, dort ein kräftiger russischer Fluch, im Hintergrunde lettischer Wortwechsel oder unverständlich jüdisch-polnisch-litauisch-deutscher Jargon der Kuscher — kurz, es war ein so babylonischer Wirrwarr von Sprachen und Nationalitäten, dabei ein so buntes Bild allseitigen Wohlbehagens und frohen Lebensgenusses, daß mein Freund seinen historischen Notizenkram schleunigst einsteckte und mir verständnißinnig zunickte: „Ja, ja, unser Libau ist ein fideler Ort."

Die Wahrheit dieser psychologisch feinen Bemerkung bestätigte sich denn auch im weiteren Verlaufe des Abends vollkommen, und als wir nach längerem Verweilen durch die ambrosische Sommernacht, deren klare, reizvolle Schönheit nur der Nordländer kennt, in die Stadt zurückkehrten, scholl uns noch von überall her Musik und frisches Leben entgegen. Unter den Klängen einer heiteren Musik aus dem Hôtelgarten gaukelte mich denn auch Morpheus in die lieblichsten Träume.

Am anderen Morgen fuhr ich nach Mitau. Die Eisenbahnlinie führt durch fruchtbare, wohlgepflegte Ländereien mit oft unabsehbar großen wogenden Getreidefeldern, schönen Waldungen, die sich leider immer mehr lichten, vorbei an stattlichen Edelhöfen und strohgedeckten wohnlichen Gesinden (Bauernhäusern). Letztere sind auch in ihrem Aeußeren bedeutend von den oft noch armseligen Behausungen der Bauern in Esthland und esthnisch Livland verschieden.

Hier in Kurland finden wir überall Schornsteine auf den meist noch strohgedeckten Dächern, die Fenster sind größer und zahlreicher, manche Gesinde sind mit einem Garten umgeben — kurz, das Ganze macht einen behaglichen, behäbigen Eindruck. Bietet die Gegend auch gerade keine landschaftlichen Reize, so ist doch ein Abstecher von Preculn, der zweiten Station hinter Libau, in die sogenannte „kurische Schweiz", das heißt die Gegend von Amboten, nicht ohne Genuß, namentlich wenn man den Zweck hat, sich Land und Leute etwas genauer anzusehen, als dies auf einer Eisenbahnfahrt möglich ist.

Eine Fußpartie in die Gegend ist namentlich für den Sonntag zu empfehlen, wo von allen Seiten festlich geputzt, zum Theil noch in schmucker Volkstracht, zu Roß, zu Wagen und zu Fuß das lettische Landvolk zur Kirche zusammenströmt, und angenehm überrascht schweift das Auge des Wanderers, der aus dem Wald auf der Höhe zur Lichtung tritt, über das sanft gewellte Terrain mit seinen weiten Getreidefeldern, saftigen Wiesen und herrlichen Wäldern: vor uns liegen das alte Ordensschloß Amboten auf stolzer Höhe, unweit davon, ebenfalls auf einem Hügel, weit in's Land schimmernd die Kirche und rings vereinzelt, aber in einer für kurische Verhältnisse geringen Entfernung eine Menge wohlgepflegter, stattlicher Edelhöfe.

Eine kurze Strecke führt uns die Eisenbahn durch lithauisches Gebiet (Gouvernement Kowno), das sich sofort durch die hohen Kreuze und Heiligenbilder an den Straßen und Dörfern als ein katholisches Land von dem streng lutherischen Kurland abhebt: bei Moscheiki biegen wir nach Nordosten und befinden uns bald wieder im echten, rechten, unverfälschten „Gottesländchen", wie die Kurländer ihre Heimath so gern nennen. Die frühere Residenz desselben, Mitau, ist zunächst das Ziel unserer Reise.

Sofort fällt uns der Unterschied zwischen dem kürzlich verlassenen Libau und dem eben betretenen Mitau auf. Jenes eine moderne, aufstrebende und aufsteigende Handelsstadt mit frisch pulsirendem Leben — dieses eine an alten Erinnerungen aus herzoglichen Zeiten reiche, ruhige Beamten- und Literatenstadt, die mit Ausnahme der namentlich in früheren Jahren sehr bewegten Marktzeit um Johanni und der vom Landadel rauschend gefeierten Wintersaison wenig Leben bietet, und theils von der mächtig emporgeblühten benachbarten Metropole Riga erdrückt, theils von der jüngeren Schwesterstadt Libau an Bedeutung bei weitem überflügelt worden ist.

Früher war Mitau der Mittelpunkt des kurischen Lebens, und die glänzende Hofhaltung der kurischen Herzöge verlieh ihr namentlich in den Augen des Adels besonderen Reiz. Zwei Zeugen der herzoglichen Zeit, die mit der Einverleibung Kurlands in's russische Reich (1795) ihren Abschluß bekam, wollen wir hier kurz erwähnen: das Gymnasium in der „Palaisstraße" und das Schloß. Jenes, 1775 von dem letzten kurischen Herzoge Peter nach einem Entwurf des bekannten Philosophen Sulzer als Akademie gegründet, ist neben den Gymnasien in Libau und Goldingen die Hauptbildungsstätte des Landes, die nicht nur der kurischen Landesjugend, sondern auch zahlreichem Zufluß aus Polen und Lithauen die classische Bildung vermittelt.

Das für eine so kleine Residenz und ein so kleines Land (Mitau zählt etwa 25,000 Einwohner, Kurland bei circa 500 Quadratmeilen gegen 700,000 Einwohner, enthält also an Flächeninhalt soviel wie Württemberg [335] und Hessen [140] zusammen, ohne die Bevölkerungsziffer dieses letzteren Landes [940,000] zu erreichen) großartig zu nennende Schloß, von dem schon Hippel in seinen „Lebensläufen" sagt, daß „es so wenig Verhältniß zu dem übrigen Theil der Stadt habe, als das Mitausche Pflaster zur Regelmäßigkeit und Ordnung", liegt, von hübschen Anlagen umgeben, etwas außerhalb der Stadt, am Ufer der Aa. Es wurde 1738 unter dem auch außerhalb der specifisch kurischen Geschichte bekannten Herzog Ernst Johann Biron durch Graf Rastrelli, den Erbauer des Winterpalais in Petersburg, begonnen und unter großem Kostenaufwand nach vielen Stockungen in edlem Stil und kolossalen Dimensionen 1772 vollendet.

Das imposante Gebäude, ein stummer und doch beredter Zeuge früheren Glanzes, das, beiläufig bemerkt, auch Ludwig dem Achtzehnten zweimal zu mehrjährigem Aufenthalt (1798 bis 1800 und 1805 bis 1807) gedient hat, ist jetzt der Sitz verschiedener Behörden, und nur die Gruft mit den wohlerhaltenen

Leichen der Herzöge und ihrer Familienmitglieder zeugt noch von längst verschwundener Pracht.

Libau und Mitau sind die bedeutendsten Städte Kurlands; die übrigen sind von weit geringerer Größe und Bedeutung. Kurz mögen noch Goldingen, die frühere zweite Residenz, und Windau erwähnt werden; letzteres, an der Mündung der Windau gelegen, ist der zweite Seehafen Kurlands, dem durch gute Eisenbahnverbindung mit dem großen Reiche vielleicht noch ein ähnlicher Aufschwung bevorsteht wie Libau. Schon einmal hat Windau in der Geschichte Kurlands eine bedeutende Rolle gespielt. Hier hat nämlich Herzog Jakob (1642 bis 1681), glorreichen Andenkens, jener geniale Fürst, der zu groß für sein kleines Land war, eine Flotte von vierundvierzig wohlausgerüsteten, mit über vierzehnhundert Kanonen versehenen Kriegsschiffen und über sechszig Handelsschiffen gebaut, armirt und von Stapel laufen lassen; von hier aus fuhren die kurischen Handelsschiffe unter sicherem Geleit nach seinen Colonien und Factoreien an der Küste von Guinea und auf der Antillen-Insel Tabago; doch die Herrlichkeit dauerte nicht lange und die kurische Flagge, der schwarze Krebs auf rothem Grund, verschwand nach kurzer Existenz für immer aus den Gewässern des Weltmeeres.

Aber das echte kurische Leben spielt sich nicht im Schooße der Städte ab, sondern auf dem Lande, und kaum ein Fünftel der Bewohner Kurlands befindet sich in den Städten. Was Tacitus von den alten Germanen sagt: „Sie wohnen zerstreut und getrennt, wie gerade ein Quell, ein Feld, ein Gehölz zur Siedelung ladet" — das paßt noch heute auf Kurland, das hierin mit Westfalen, dem Stammlande seiner meisten Adelsgeschlechter, Aehnlichkeit hat.

Dörfer sind hier unbekannt, mit alleiniger Ausnahme von Dondangen und der sieben Freidörfer der sogenannten kurischen Könige in der Goldingenschen Gegend, die schon seit der Ordenszeit 1320 in unabhängigem, erblichem Besitze ihrer bäuerlichen Ländereien sind und sich von den übrigen lettischen Bauern streng abscheiden und fernhalten. Schon Hippel sagt: „Ueberhaupt scheinen die Kurländer zu keiner Stadt Lust und Liebe zu haben. Sie gehören auf's Land, wo sie auch Geschmack anzubringen wissen."

Die Richtigkeit dieses letzteren Satzes bestätigt man gern, wenn man so stattliche und schön gehaltene Schlösser und Rittergüter wie Zieren, Katzdangen, Autz, Edwahlen &c. zu Gesicht bekommt. Sind auch nicht alle Güter so groß wie Dondangen am Eingang des Rigaschen Meerbusens, das mit seinen sechszehn Quadratmeilen das Fürstenthum Schwarzburg-Sondershausen übertrifft, freilich aber bei weitem nicht den zehnten Theil von dessen Einwohnern aufweist — so sind doch die meisten Güter von so respectabelen Dimensionen, daß sie in Deutschland auffallen würden.

Hier auf den einsamen Edelhöfen, fern vom Getriebe der Städte und in innigem Zusammenleben mit der Natur des kalten, nordischen Klimas, entwickelt sich der Kurländer zu jener Originalität und Eigenartigkeit seines Wesens, die ihn ebenso sehr von der gesellschaftlich und diplomatisch feineren Art des Livländers, wie von der etwas sentimental und künstlerisch angelegten Natur des Esthländers unterscheidet und die uns in ihrer kraftvollen Unmittelbarkeit, in ihrer urwüchsigen Derbheit, in ihrer beinahe unerschöpflichen Lebenskraft an Gestalten längst verschwundener Zeiten gemahnt.

Wenn hier von Kur-, Liv- und Esthländern die Rede ist, so sind damit die baltischen Deutschen, die Nachkommen der zu Ordenszeiten und seither eingewanderten Colonisten zu verstehen, welche bei all ihrer unverbrüchlichen Loyalität und Treue gegen Rußlands Kaiser und Reich, dem sie politisch angehören, doch unentwegt durch die schlimmen Stürme der Gegenwart allezeit das Banner deutscher Sprache, deutschen Glaubens, deutschen Rechts und deutscher Sitte hochhalten. Allerdings fällt ihnen dies zumal in einer Periode des Nationalitätsschwindels einerseits und des zerfressenden Nihilismus und des herrschenden Uniformitätsprincips andererseits wahrhaftig nicht leicht.

Auch Kurland, das „Gottesländchen", das einst und vor gar nicht langer Zeit durch das herzlich patriarchalische Verhältniß der deutschen Gutsherren zu der eingeborenen lettischen Bauernbevölkerung, durch die stetige erfreuliche Entwickelung der letzteren in materieller und geistiger Wohlfahrt einen so erfreulichen Anblick gewährte, ist jetzt ein Tummelplatz wild entfesselter Leidenschaften geworden. Gewissenlose Volksverführer lassen es sich, leider oft mit nur zu viel Erfolg, angelegen sein, den ursprünglich guten und braven Sinn des Landvolkes zu vergiften. Und doch kann sich die kurische Bauernschaft, was Wohlstand und Sicherheit der Existenz anbetrifft, getrost neben jede Bauernschaft Deutschlands stellen, und das Aufblühen des Landvolkes in materieller wie in geistiger Hinsicht ist doch beinahe einzig und allein das Werk der von den Demagogen jetzt so angefeindeten Barone und Pastoren, deren kräftige, oft derb realistische Gestalten uns so prächtig von Hippel schon im vorigen Jahrhundert vorgeführt wurden. Besser als dieser hat die Kurländer Niemand ergründet; ja man braucht seinen Kurländern nur das Costüm der herzoglichen Zeiten auszuziehen und man hat den Kurländer, wie er jetzt noch leibt und lebt. „In den Kurländern," sagt ein baltischer Schriftsteller, Jul. Eckardt, „hat sich der baltische Typus am originellsten ausgeprägt." Die in unübertrefflicher Lebenswahrheit von Hippel geschilderte echt kurische Pastorin, die „von väterlicher Seite fünf, von mütterlicher Seite vier Ahnen aus dem Stamme Levi und darunter zwei Pröpste und einen Superintendenten, welcher über die Seelen zu regieren hat, wie der kurische Herzog über die Leiber", aufzuzählen vermag; der humane und geistreich-derbe Gutsbesitzer, Herr von Geldern, sein Sohn, der nur für Pferde, Hunde und Jagd schwärmende Junker — das sind echt kurische, markige Gestalten, die dem Leser greifbar vor Augen stehen. Und es ist wohl nicht zufällig und bedeutungslos, daß Lessing seinen Tellheim, das Ideal stolzer Männlichkeit und Ehrenhaftigkeit, aus Kurland stammen läßt.

Des Kurländers Leidenschaft ist die Jagd, und stimmungsvoll hat der Künstler der obigen Bilder aus Kurland ein mächtiges Elenn, das stolze Jagdthier kurischer Wälder, wie es vorsichtig schnuppernd aus der Lichtung zur Tränke schleicht, mit aufgenommen. Und Hippel's Jagdjunker, der „erst Gewehr, dann Bücher" haben will, der mit aller Welt „Leib und Seel', nicht Seel' und Leib" sagt (wie der Literatus), der mit seinem zukünftigen Pastor für die Universität wie für das spätere Leben den Plan entwirft: „du studiren, ich jagen" — ist auch heutzutage noch keine ausgestorbene Species.

Der Ruf der kurischen Jagdgründe und Universitätsfreundschaft mit kurischen Jagdfreunden hat ja auch den eisernen Kanzler in früheren Zeiten in dies Eldorado der Nimrode gelockt, das bis vor Kurzem noch wohl das letzte europäische Land mit „fliegender Jagd" war, das heißt mit der Berechtigung des Adels, überall auch auf fremdem Grund zu jagen, sodaß ein solcher Jagdzug oft vom Unterland bei Libau beginnend bis Dünaburg einige hundert Werst durchmaß, einige Wochen dauerte und die kurische Gastfreiheit auf den Gütern stark in Anspruch nahm.

Von den deutschen Gutsbesitzern und Pastoren auf dem Lande hebt sich eine andere Gruppe deutscher Elemente, die der sogenannten Literaten, das heißt der Leute mit akademischer Bildung und gelehrtem Berufe in der Stadt, scharf ab. Stehen sich diese beiden Gruppen auch gesellschaftlich oft nur zu schroff und abweisend gegenüber, in der Liebe zum Lande und in dem Kampf für das Deutschthum stehen sie fest zusammen. Der Literat in Kurland ist eine ganz eigenartige Erscheinung, die in ähnlicher Weise sich kaum in den baltischen Schwesterprovinzen, Liv- und Esthland, noch viel weniger in Deutschland ausgeprägt findet. Schroff und „forsch" im Auftreten, wohl vertraut mit Hieber und Pistole, birgt er unter oft rauher Hülle ein warmes, heißblütiges Herz.

Die Deutschen, welche als Vertreter der höheren Cultur bisher trotz aller Anfechtungen noch immer den ausschlaggebenden Theil der Bevölkerung bilden, sind numerisch allerdings schwach und werden nicht viel mehr als etwa ein Achtel der Gesammtbevölkerung ausmachen. Das Hauptcontingent der aus vielen Nationalitätssplittern (Russen, Weißrussen, Polen, Lithauern, Juden, Zigeunern, den letzten Resten der aussterbenden Liven und Kreewingen) zusammengesetzten Bevölkerung bilden die Letten. Dies Volk, neben den Lithauern (und den im siebenzehnten Jahrhundert ausgestorbenen Altpreußen) zur lithauischen Familie der indogermanischen Sprachengruppe gehörig und in seinem Idiom zwischen den deutschen und slavischen Sprachen, den letzteren jedoch näher stehend, umfaßt in Kurland, dem lettischen Livland und in der Diaspora kaum anderthalb Millionen. Aehnlich den czechischen, slavischen und magyarischen Consolidationsbestrebungen hat es seit

einigen Decennien der Traum eigener nationaler Größe erfaßt und in seinen Volksführern dem früher so eifrig gesuchten Germanenthum abhold gemacht.

Der Germanisationsproceß, der ungezwungen und als naturgemäßes Resultat der Einwirkung höherer Cultur bisher langsam aber stetig um sich griff, wird perhorrescirt und mit dem Slaventhum geliebäugelt, das die „Stammesbrüder“ natürlich mit offenen Armen aufnimmt, ohne aber auch nur im Entferntesten daran zu denken, ein specifisch lettisch-lithauisches Volksthum zu fördern. Illusionen in dieser Richtung sind unmöglich, wenn man die Stellung des Russenthums zur lithauischen Nation nur einigermaßen in's Auge faßt. Doch dies erkennen die lettischen Streber nicht oder wollen es nicht erkennen und treiben so in süßen Hoffnungen auf eine dereinstige mächtige Entwickelung nationaler Eigenartigkeit unaufhaltsam dem Russenthum in ganz andere Arme, als die ihres nationalen Traumes.

Es sind dies Verhältnisse, die im Allgemeinen in Deutschland ziemlich unbekannt sind. Die lebendige Fühlung mit dem Mutterlande, die früher eine so innige und starke gewesen ist — man denke nur an die vielfachen Beziehungen deutscher Geistesheroen, wie Herder, Hippel, Haman, Kant &c. zu Kurland — hat mit der Einverleibung Kurlands in's russische Reich (1795) bedeutend nachgelassen. Nach der Gründung der so rasch aufgeblühten baltischen Landesuniversität Dorpat (1802), diesem Entrepot und Vermittelungspunkt deutscher Cultur für den Osten, schickt Kurland seine Söhne nicht mehr auf deutsche Universitäten, wo sie z. B. in Königsberg, Jena, Göttingen &c. eigene starke Landsmannschaften bildeten. Die deutschen Pionniere an der Ostsee stehen allein in ihrem Ringen gegen die Uebermacht, in ihrem Kampf um die heiligsten Güter, dessen Verlauf und Ausgang allerdings das Herz jedes Deutschen mit banger Sorge erfüllen muß.

F. W.

Blätter und Blüthen.

Wie soll ich mich photographiren lassen? Die Photographie hat in unserer Zeit großartige Fortschritte gemacht, und sei es im Portraitfache, sei es zu technischen Zwecken oder im Dienste der Wissenschaft, immer ist sie im Stande, Vorzügliches zu leisten. Dem gegenüber ist das Publicum, welches den Photographen aufsucht, so ziemlich das alte geblieben und erschwert durch sein Benehmen dem modernen Lichtkünstler ungemein die Erfüllung seiner Aufgabe. Darum ist es wohl angezeigt, den Photographielustigen mit denjenigen Winken und Rathschlägen an die Hand zu gehen, durch deren Beachtung man ein gutes Bild — vorausgesetzt, daß man einen geschickten Photographen aufsucht — sicher erzielen wird.

Die meiste Last erwächst dem Photographen — abgesehen von Kinderaufnahmen — durch die verehrlichen Vertreterinnen des schönen Geschlechts. Die Damen stellen oft Ansprüche an den armen gequälten Lichtkünstler, die zu erfüllen oder denen nur einigermaßen zu entsprechen außer dem Bereiche seiner Macht liegt. Hier ist es auf dem Bilde ein Bändchen, dort eine Schleife, dort zwei oder gar — es ist thatsächlich vorgekommen — ein Härchen, oder ein nicht ganz senkrecht herabhängendes Medaillon, welches den ganzen Zorn der Damen auf den gegenüber solchen Argumenten oft rath- und hoffnungslos dastehenden Photographen schleudert, trotzdem die Damen meist Zeit genug hatten, vor dem Spiegel im Empfang- oder Toilettenzimmer alles hinreichend zu ordnen.

Doch das ist das Wenigste; jetzt geht es daran, die Position einzunehmen. Der Photograph zeigt die ungefähr zu ergreifende Stellung und bittet nun die Anzunehmende, gefälligst an seinen Platz treten und die Stellung annähernd nachmachen zu wollen.

„Wenden Sie, bitte, den Kopf ein wenig zur Schattenseite.“

Jawohl! Eine solche Zumuthung ist der Dame in ihrem Leben noch nicht vorgekommen. Sie hat ja ihr Haupt für die rechte Seite frisirt und nun soll die linke zur Verwendung kommen? Unmöglich!

Aber die rechte Seite ist nicht zu gebrauchen, weil die Dame dann nach der Lichtseite sehen müßte, was jedoch unvermeidlich Mangel an Modellirung und somit Unähnlichkeit zur Folge hätte. Der einzige Ausweg ist also aufzuspringen und vor dem Spiegel das Haar von Neuem zu arrangiren. Inzwischen wird ja wohl dem Photographen seine Platte eingetrocknet sein (dieselbe hält sich bekanntlich nur wenige Minuten), und er winkt seinem Assistenten, schnell eine neue zu präpariren. Die Dame tritt vom Spiegel, mustert mit einem letzten Achselblick noch einmal ihr Totalexterieur und setzt sich mit der wirklich geschmackvollen Frisur zur Aufnahme. Der Künstler prüft die Erscheinung mit zufriedenem Blicke (die neue Platte ist soeben fertig in das Atelier gereicht worden) und stellt den Apparat entsprechend auf. Um dem Kopfe absolute Ruhe zu gewähren, schiebt er möglichst sachte den Kopfhalter an — — „aber was machen Sie da? Nein! einen Halter will ich nicht, ich halte schon von selbst still.“

Vergebens sucht der „Schwarzkünstler“ zu beweisen, wie nöthig die Anbringung des Instrumentes sei und wie der Kopf durch die Application desselben eine steife Haltung nicht bekomme, indem nicht der Kopf dem Halter, sondern umgekehrt der Halter dem Kopfe angepaßt und gerade dadurch eine steife Haltung vermieden werde. Aber durch diese Behauptung hat er Oel in's Feuer gegossen.

„Meine Freundin X. N.,“ erklärt die Dame, „hat jedesmal bei Benutzung des Halters eine steife Haltung bekommen, nein! ich kann es nicht zugeben!“

Ueber diesem technisch-wissenschaftlichen Streit ist ja auch wohl die zweite Platte glücklich eingetrocknet, und der Principal giebt ein für das Publicum unsichtbares Zeichen, welches eine dritte Platte befiehlt. Während der zum Präpariren derselben benöthigten Zeit hat er eine kleine Unterhaltung mit seinem Opfer anzuknüpfen und die bis zur Fertigstellung der neuen Platte verfließenden Minuten zu verplaudern, und zwar in äußerlich angenehm-verbindlicher Form. Innerlich mag er toben, soviel er Lust hat, wenn nur das Publicum nichts merkt. Versäumt er die Unterhaltung, so erhält sein Modell in der Regel einen gelangweilten Ausdruck, der nachher auf dem Bilde von den Damen als „zu alt“ bezeichnet wird.

Endlich wird die Aufnahme vom Künstler für gelungen erklärt, und er schickt das Probebild seiner schönen Bestellerin zu. Diese erscheint am andern Tage persönlich mit dem Bemerken, das Bild sei gar nicht ähnlich, woran es eigentlich liege, wisse sie selbst nicht, — genug, es sei Factum.

Nach langem Hin- und Herreden bringt der Photograph die Wahrheit an's Tageslicht. Die Dame, welche sonst einen Stehkragen oder ein „en coeur“ zu tragen pflegte, hatte sich zum Zwecke der Aufnahme mit einer „Krause“ bewaffnet, und anstatt der sonst von ihr getragenen Zopfe wahrhaft unmögliche „Schmachtlocken“ gedreht, wodurch das Bild natürlich total unähnlich werden mußte.

Das vorstehend Mitgetheilte ist nicht etwa meiner Phantasie entsprungen oder übertrieben, sondern meiner Praxis entnommen, und Tausende von Photographen können meine Erfahrungen in diesem Punkte bestätigen. — Kommt man daher in die Lage, sich photographiren lassen zu müssen, so suche man nachstehende Punkte möglichst zu berücksichtigen:

Um sich selbst ein gutes Bild zu ermöglichen, lasse man sich nur bei hinreichender Zeit aufnehmen und nicht etwa dann, wenn man noch sonstige Ausgänge und Besorgungen vorhat, indem man sonst leicht in Aufregung geräth und die zur Aufnahme so unbedingt nöthige Ruhe nicht erzielen wird; ebenso wenig suche man den Photographen zur Eile zu bewegen.

Dann ordne man Frisur, Decoration von Bändern &c. zu Hause, sodaß im Atelier ein flüchtiger Blick in den Spiegel genügt, um sich von der guten Anordnung des Ganzen zu überzeugen. Ferner lasse man dem Photographen freie Wahl im Arrangement; ist er in seinem Fache tüchtig, so ist er auch Physiognomiker genug, um zu beurtheilen, welche Stellung, Bewegung &c. für sein Modell am besten paßt.

Sodann sträube man sich nicht gegen die Anwendung des Kopfhalters, der ja weiter nichts bezweckt, als dem bereits zur Aufnahme zurecht gestellten Kopf einen bequemen Anhalt zu geben.

In Bezug auf das Costüm der Damen ist zu beachten, daß sie sich nie in einem ganz neuen Kleide photographiren lassen sollten. Ein solches sitzt eben niemals so gut, wie ein bereits getragenes, und es ist eine ebenso verbreitete als irrige Annahme, daß ein getragenes oder gar altes Kleid sich auf dem Bilde schlecht mache.

Was die Farbe des Costüms anbelangt, so vermeide man möglichst die Wahl schreiender Farben. Am besten kommen sowohl schwarz als grau, braun, modefarbig &c. heraus. Auch dunkle Kleider mit schottischem, aber nicht zu breitem Besatz sind sehr effectvoll zu verwenden. Wäsche, Kattunkleider &c. machen sich besser, wenn sie bereits einen Tag getragen, also nicht mehr ganz salonfähig sind.

Endlich vermeide man es, zum Zwecke der photographischen Aufnahme Kleider, Frisuren, Hüte &c. zu tragen, in denen man sonst nicht zu erscheinen pflegt, weil auch durch diese die Aehnlichkeit auf dem Bilde bedeutend beeinträchtigt wird.

Diese kurzen Andeutungen dürften genügen, um vielfach verbreitete unrichtige Ansichten und Gewohnheiten zu beseitigen und das Publicum der Photographen auf die rechte Fährte zu bringen.

Paul Nelsom.

Inhalt: Ueber Klippen. Von Friedrich Friedrich (Fortsetzung), S. 513. — Ein abschreckendes Beispiel der „guten alten Zeit“, S. 516. Mit Illustration von Graf Woldemar Reichenbach, S. 517. — **Wie und wo entstehen die „Schulkrankheiten“?** Von Dr. L. Fürst, S. 518. — Heiße Stunden. Von Wilhelm Kästner (Schluß), S. 520. — Kleine Bilder aus der Gegenwart. Nr. 4. Die chinesische Panzercorvette „Ting Yuen“. B. u. H. Steinitz, S. 521. Mit Abbildung S. 521. — Bilder von der Ostseeküste. 3. Land und Leute in Kurland, S. 523. Mit Abbildungen S. 524 und 525. — Blätter und Blüthen: Wie soll ich mich photographiren lassen? S. 528.

Für die Redaction bestimmte Sendungen sind nur zu adressiren: „An die Redaction der Gartenlaube, Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig“.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ueber Klippen.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Auf dem Wege zur Kirche schritt der Oberburgsteiner mit einem älteren Bauer vor Hansel her. Sie gingen langsam, und auch er mäßigte seine Schritte, um an dem Manne, der ihn kaum eines Grußes gewürdigt hatte, nicht vorüber zu gehen.

„Wo ist Deine Moidl?" fragte der Bauer seinen Begleiter. „Sie ist doch nicht krank?"

„Krank ist sie nicht," gab der Oberburgsteiner zur Antwort, und er schien absichtlich laut zu sprechen, damit Hansel die Worte vernehme. „Sie verrichtet ihre Andacht oben in der Capelle, denn sie hat viel zu schaffen, um die Aussteuer einzurichten."

„Ist sie versprochen?" fragte der Bauer erstaunt.

„Freilich. David hat um sie angehalten, und ich hab' ihm gesagt, daß es mir recht ist, wenn die Moidl Bäuerin auf dem Unterburgstein wird. Die Sach' ist abgemacht."

Das Blut war aus Hansel's Wangen gewichen, die Kniee schienen ihm den Dienst zu versagen, aber er hielt sich gewaltsam aufrecht.

„Hat die Verschreibung schon stattgefunden?" forschte der Bauer weiter.

„Wozu braucht's der Verschreibung, da wir einig sind," gab der Oberburgsteiner zur Antwort. „David ist sein eigener Herr, Geschwister hat er nicht abzufinden, und wenn ich sterb', hab' ich keine andere Erbin als die Moidl. Es wird eine mächtige Besitzung, wenn die beiden Gehöft in eine Hand kommen."

„Wann ist Hochzeit?"

„Noch ist der Tag nicht festgesetzt, aber ich denk' bald, denn der David braucht eine Frau, und die Moidl schafft fleißig an ihrer Einrichtung."

Hansel wollte vorstürzen und dem Oberburgsteiner in's Gesicht rufen, er lüge, denn die Moidl könne nimmermehr das Weib David's werden. Er beherrschte sich indessen. Seine Brust rang nach Athem. Er trat auf einen Weg, der seitwärts auf's Feld führte. Hastig eilte er weiter, nur um Niemand zu begegnen, der ihm hätte entgegenrufen können: „Weißt Du schon, daß die Moidl des David's Weib wird?"

Er langte am Flusse an, der sich im Thale hinzog, er hörte das Rauschen des Wehres, und es klang ihm, als ob Welle der Welle zurief: „sie wird des Unterburgsteiner's Weib!"

Hätte er nur einmal laut aufschreien können vor Schmerz und Weh! Aber die Kehle war ihm zugeschnürt, und es war ihm, als ob er ersticken müßte.

Er ließ sich auf einen Stein nieder und blickte starr vor sich hin.

„Weshalb hat sie Dir das angethan?" rief es in ihm. Sein Leben würde er hingegeben haben für sie, um sie zu erringen, würde er gearbeitet haben, so lange er den Arm rühren konnte — jetzt war all seine Hoffnung dahin.

Tolle Gedanken fuhren ihm durch den Kopf hin. Noch an diesem Tage wollte er das Thal für immer verlassen, denn als des Unterburgsteiner's Weib konnte er sie nimmer sehen. Er dachte nicht daran, was aus ihm wurde — es war ihm gleichgültig. Er brauchte ja nur wieder unter die Soldaten zu gehen, der Oberst, dem er das Leben gerettet, nahm ihn sicherlich gern wieder auf.

Dieser Entschluß reifte mehr und mehr in ihm, selbst der Gedanke an seine Eltern brachte denselben nicht zum Wanken.

Er erhob sich langsam, um ihn zur Ausführung zu bringen; Lebewohl brauchte er Niemand zu sagen, denn er wollte nie zurückkehren.

Unwillkürlich erhob er den Blick. Hoch oben am Berge lag der Oberburgstein so frei und keck. Die Sonne beleuchtete ihn hell, als ob sie ihm denselben noch einmal in vollem Glanze zeigen wolle.

Er zuckte zusammen — ein Gedanke schoß in ihm auf. Wußte er denn, ob der Oberburgsteiner die Wahrheit gesagt hatte? Mochte David bei ihm um die Hand seiner Tochter geworben, mochte er ihm dieselbe zugesichert haben, das Alles kümmerte ihn nicht, wenn die Moidl nicht eingewilligt hatte, und daß sie dies nicht gethan habe, glaubte er fest.

Er hätte sich vor die Stirn schlagen mögen, weil er an ihr verzweifelt! Sie konnte ihn nicht aufgeben, wie er sie nicht aufgab. Tief athmete seine Brust auf, was sie zusammen gepreßt, war mit einem Male zersprungen. Ein lauter Juchzer entrang sich seiner Brust, er glaubte zu fühlen, wie neue Kraft seine Muskeln schwellte, und sie wollte er einsetzen, seine Geliebte zu erringen.

Sein Auge blickte sich suchend um. Wenn jetzt der Unterburgsteiner ihm entgegen getreten wäre, um mit ihm zu raufen! Zehnmal würde er die große Gestalt geworfen haben.

Mit Blindheit war er geschlagen gewesen. Fast jeden Abend bis spät in die Nacht hinein hatte er auf dem Oberburgstein ein schwaches Licht schimmern sehen. Daß es nicht aus der Stube des Bauers drang, wußte er, denn der legte sich zeitig zur Ruhe. Er hatte befürchtet, daß die Moidl krank sei, aber sie war gesund, und jetzt mit einem Male wußte er, was das Licht bedeutete.

Aus ihrer Kammer drang dasselbe, weil sie nicht schlafen konnte, sie hatte vielleicht einen schweren Kampf mit dem harten Kopfe ihres Vaters zu bestehen.

Neuer Muth erfüllte ihn. Er riß den Hut vom Kopfe und schwenkte ihn grüßend zu dem Oberburgstein hinauf. Dann schritt er auf demselben Wege zurück. Aus der Kirche tönte der Klang der Orgel zu ihm, aber er war zu erregt, um in die Messe zu gehen, er konnte jetzt nicht unter die Menschen treten. Wäre die Kirche leer gewesen, dann würde er hinein gegangen sein und ein „Vaterunser" gebetet haben.

Er ging in's Wirthshaus. Hastig trank er von dem gebrachten Weine, er wollte den Muth, der seine Brust erfüllte, festhalten.

Nach kurzer Zeit kamen seine Freunde aus der Messe und erstaunt fragten sie ihn, weshalb er derselben nicht auch beigewohnt habe.

„Ich hab' mich verspätet — das mach' ich mit meinem eigenen Gewissen aus!" rief er lachend.

„Hansel, weißt Du, daß der David um die Moidl angehalten hat?" sprach Franz Steger zu ihm.

„Ich weiß es," entgegnete Hansel. „Der Oberburgsteiner hat es auf dem Kirchwege laut erzählt."

„Und das läßt Dich so ruhig?"

„Kann ich es hindern?"

„Ich glaubte, Du hättest die Moidl gern gehabt. Für den David ist sie zu gut."

Das Blut schoß in die Wangen des jungen Burschen, und er mußte alle Kraft zusammenraffen, um sein Herz nicht zu verrathen.

„Für mich liegt der Oberburgstein viel zu hoch," entgegnete Hansel mit leichtem Achselzucken. „Ich hab' den Weg gescheut, weil ich weiß, daß ich dem Bauer doch zu gering bin. Der David ist reich."

„Ich gönne ihm das Mädchen nicht," fuhr der Steger fort. „Wird auch das Gehöft dort oben sein Eigenthum, dann kennt er sich noch weniger in seinem Stolze aus. Er glaubt schon jetzt, Alle beherrschen zu können."

Hansel lachte.

„Wenn die Moidl damit einverstanden ist, dann hat Niemand ein Recht, etwas zu sagen," rief er. „Nun setz' Dich und trink! Haha! Wenn der Unterburgsteiner sich die Hochzeitsjoppe nur nicht zu früh machen läßt!"

Bis zum Nachmittage blieb Hansel mit seinen Freunden zusammen. Sie hatten ihn noch nicht so lustig gesehen. Dann stieg er zu dem Gehöft seines Vaters hinauf.

Der Abend brach herein. Seine Eltern begaben sich zeitig zur Ruhe, und auch er ging auf seine Kammer. An dem Fenster saß er und blickte hinüber zum Oberburgstein. Das Licht, welches er dort schon manchen Abend bemerkt hatte, schimmerte auch jetzt durch das Dunkel der Nacht. Vorsichtig, leise verließ er seine Kammer und das Haus. Der Himmel war klar, und der Schnee erhellte ihm den Weg. In hastigen Sprüngen eilte er thalabwärts und auf wenig betretenem Pfade stieg er zum Oberburgstein empor. Es war ein weiter, beschwerlicher und zur Nachtzeit gefährlicher Weg, in zwei Stunden konnte ein geübter Steiger ihn nicht zurücklegen, er dachte indessen nicht an die Zeit und noch weniger an die Gefahr.

Wohl rang bei dem schnellen Aufstiege seine Brust nach Athem, seine Muskeln zitterten vor Anstrengung, und der Schweiß rann ihm von der Stirn, aber es war nicht die Anstrengung allein, sondern die freudige Erregung, welche sein Blut so schnell durch die Adern trieb.

Er langte auf dem Oberburgstein an. Es war still dort oben. Nur mit leisem Rauschen zog der Wind durch die Kiefern hin. Vorsichtig näherte er sich dem Hause, und es jauchzte in ihm auf, als er den Lichtschimmer in Moidl's Kammer noch bemerkte. Ob sie noch wachte? Er trat näher. Seine Hand griff in den Schnee und ballte ihn zusammen, vorsichtig warf er ihn an das Fenster. Eine Gestalt tauchte hinter demselben auf — es war Moidl. Leise öffnete sie das Fenster.

„Hansel, bist Du es?" rief sie leise herab.

„Ja, Moidl," entgegnete der Glückliche.

„Warte, ich komme — bleib' dort stehen, daß mein Vater Dich nicht hört."

Wenige Minuten später trat das Mädchen aus dem Hause.

„Ich wußte, daß Du kommen müssest," sprach sie, als Hansel ihr entgegen eilte und sie in seine Arme schloß.

Sie entzog sich ihm nicht, sie ließ es geschehen, daß er sie küßte. Daß sie einander liebten, wußten sie seit Jahren, ohne daß sie es sich gestanden hatten.

„Du bist erhitzt," sprach Moidl, „in das Haus darf ich Dich nicht führen, komm zu der Capelle, dort sind wir gegen den Wind geschützt."

Hansel fühlte es gar nicht, daß er warm geworden war. Sein Herz schlug so freudig und schnell. Auf's Neue preßte er das Mädchen an sich.

„Nun fürcht' ich nichts mehr!" rief er, während sie zu der Capelle schritten.

„Was hast Du befürchtet?" fragte Moidl.

„Daß Du das Weib des Unterburgsteiners werden könnest. Ich hörte, wie Dein Vater heute auf dem Kirchgange erzählte, daß Du mit ihm versprochen seiest und an Deiner Aussteuer schaffest. Es hat mir eine böse — böse Stunde bereitet."

Sie waren an der Capelle angelangt und ließen sich auf der Steinstufe nieder, wo sie gegen den Luftzug geschützt waren.

„Und das hast Du geglaubt? So wenig hast auf mich vertraut?" warf das Mädchen ein und aus ihrer Stimme klang es wie ein leiser Vorwurf.

„Moidl, es ist nicht wahr?" rief Hansel. „David hat nicht um Deine Hand angehalten?"

„Er hat es gethan, mein Vater hat ihm auch sein Wort gegeben, aber hier vor dem Gottesbild hab' ich geschworen, daß ich nie die Seinige werde, und ich hab' ihm dies gesagt."

„Moidl — Moidl," unterbrach sie Hansel, indem er sie mit beiden Armen umschloß. „Mein sollst Du werden! Ich bin arm, aber ich will arbeiten Tag und Nacht, um mich empor zu bringen, und ich weiß, daß es mir gelingen wird! Nun ich weiß, daß Dein Herz mir gehört, fürcht' ich nichts mehr, harre nur aus."

„Ich harre aus," versicherte das Mädchen; „ich hätt' es ja gethan, auch wenn Du nicht gekommen wärst. Ich hab' schwere Tage durchlebt und Schweres steht mir noch bevor," fuhr sie fort, indem sie den Kopf weinend an seiner Brust barg. „Mein Vater hat einen festen und herben Sinn, der giebt nicht nach. Er hat mir gesagt, wenn ich je wieder in das Thal steigen woll', so führe mein Weg nur über den Unterburgstein, aber den Weg schlag' ich nimmer ein, lieber stürz' ich mich vom Felsen hinab."

„Moidl, sprich nicht so!" fiel Hansel ein. „Wenn Du nicht in's Thal kommen sollst, dann komm ich zu Dir — jeden Abend. Harre nur aus."

„Der Weg ist zu weit und zu beschwerlich," warf das Mädchen ein.

„Und wenn er zehnmal so weit wär', ich käm' doch!" fuhr Hansel fort. „Sieh, wenn Dein Vater gewahr wird, daß sein harter Sinn nichts ausrichtet, dann wird er ihn doch ändern."

„Er ändert ihn nicht."

„Nun, die Erd' ist groß, und ich weiß, daß wir auch anderwärts durchkommen."

„David kommt fast jeden Tag und beräth mit meinem Vater, ich weich' ihm aus," sprach das Mädchen. „Er haßt Dich und hat einen gewaltthätigen Sinn; wenn er gewahr wird, daß Du zu mir kommst, so leb' ich um Dich in Angst."

„Ich fürchte ihn nicht," gab Hansel heiter zur Antwort. „Er weicht mir aus, seitdem ich ihn beim Raufen geworfen hab', denn er weiß, daß ich ihm gewachsen bin."

„Er hat einen tückischen Sinn."

„Hab' keine Sorge," suchte Hansel die Geliebte zu beruhigen. „Ich kenn hier jeden Stein und Felsen, und mein Auge sieht auch zur Nachtzeit scharf. Morgen komm' ich wieder um dieselbe Zeit, dann schläft Dein Vater wie der David. Das Licht aus Deiner Kammer soll mir das Zeichen sein, daß es hier oben gut steht und Du mich erwartest, und es kann uns nicht verrathen, denn der Unterburgsteiner vermag es nicht zu sehen. Nun harre aus und nimm den harten Sinn Deines Vaters Dir nicht zu sehr zu Herzen, zwingen kann er Dich nicht, und ich geb' Dich nicht auf, und wenn mir das ganze Thal als Eigenthum verheißen würde."

Die beiden Liebenden trennten sich, und glücklich kehrte Hansel heim.

Die beiden glücklichen jungen Menschen trafen sich manche Nacht unter einem überhängenden Felsen in der Nähe des Oberburgsteins. Dort waren sie gegen Wind und Wetter geschützt und goldene Pläne der Zukunft bauten sie dort auf.

Die Moidl trat jetzt der Härte ihres Vaters mit größerer Ruhe entgegen. Sie ertrug es, daß er kein freundliches Wort mit ihr redete; es war ihr sogar lieb, daß er ihr untersagte, Sonntags in's Thal zur Messe zu gehen. Ihre Wangen, welche blaß geworden waren, färbten sich sogar wieder.

Der Bauer täuschte sich über ihre Ruhe.

„Ihr Kopf wird endlich zur Vernunft kommen," sprach er zu David, der fast jeden Tag zu ihm kam. „Der Eine braucht längere Zeit als der Andere, um zu erkennen, was zu seinem Glücke ist; man muß Jedem seine Zeit gönnen."

„Es ärgert mich, wenn die Bauern mich fragen, wann meine Hochzeit sei, und ich's nicht sagen kann," warf David ein.

„Bist doch früher nie um eine Antwort verlegen gewesen! Sag' ihnen, genau an dem Tage, an welchem Du die Moidl als Bäuerin auf dem Unterburgstein einführest, dann mögen sie es ausrechnen! Den Kopf darfst Du freilich nicht hängen lassen, das bringt die Leute auf falsche Gedanken. Du hast mein Wort, das laß Dir genügen."

Und David beruhigte sich, so schwer es ihm auch wurde, seine Wünsche hinauszuschieben.

Eines Tages saß die Moidl allein im Zimmer. David war nicht gekommen und ihr Vater war in den Wald gegangen, um nach den Holzknechten zu sehen. Sie dachte an den Hansel, und seit langer Zeit sang sie zum ersten Male wieder ein Lied. Da wurde die Thür geöffnet und die große Gestalt des Unterburgsteiners trat ein.

Des Mädchens Mund verstummte sofort, das Blut wich aus ihren Wangen.

„Weshalb singst nicht weiter?" fragte David näher tretend.

„Ich sing' nur für mich und nicht für Andere," entgegnete Moidl, ohne aufzublicken.

Die große Gestalt schwieg einen Augenblick und schien nach einem andren Anknüpfungspunkte zu suchen.

„Moidl, ich hab' in meinem Hause Vieles neu herrichten lassen, willst Dir's nicht einmal anschauen?" fuhr er dann fort.

„Wozu? Ich bin nicht so neugierig."

„Ich meine, es könnt' Dir nicht ganz gleichgültig sein."

„Doch, es ist mir gleichgültig. Du kannst in Deinem Hause vornehmen, was Du willst."

„Da Du doch auch darin wohnen wirst, wär's mir lieb, wenn ich Deinen Geschmack getroffen hätt'," sprach David.

„Ich darin wohnen?" wiederholte die Moidl, indem sie langsam aufblickte. „Dein Gedächtniß scheint kurz zu sein, sonst würdest Du nicht vergessen haben, was ich Dir gesagt."

„Es konnte Dein Ernst nicht sein."

„Es ist mein Ernst; mit Dir habe ich nie gespaßt."

Der Unterburgsteiner trat näher.

„Ich mein' es so gut mit Dir," sprach er und erfaßte des Mädchens Hand.

Hastig entzog Moidl ihm dieselbe und sprang auf.

„Rühr' mich nicht an!" rief sie hastig, drohend.

„Und wenn ich's dennoch thät?" entgegnete David lachend und streckte den Arm nach ihr aus, als ob er sie umfangen wolle.

Das Mädchen sprang zurück und erfaßte ein auf dem Tische liegendes Messer.

„Versuch es!" rief sie und blickte ihn unerschrocken an.

David preßte erbittert die Lippen auf einander. Das Messer würde er nicht gefürchtet haben, der Widerstand des Mädchens erzürnte ihn, denn derselbe zeigte ihm deutlich genug, wie wenig Hoffnung er habe.

„Du mußt Dich dennoch fügen!" rief er und verließ das Haus.

Das Mädchen antwortete nicht, regungslos blieb sie stehen, das Auge starr auf die Thür geheftet, als befürchte sie, daß der Verhaßte wieder eintreten könne. Dann entfiel das Messer ihrer Hand und sie sank auf einen Stuhl.

Langsam, finster vor sich hinstarrend stieg der Unterburgsteiner zu seinem Gehöft hinab. Vor wenigen Tagen hatte er gehört, wie lustig Hansel bei der Arbeit sang, er wußte, wie ausgelassen er seit einiger Zeit war, wenn er mit seinen Freunden zusammentraf.

Sollten die Beiden so lustig sein, wenn sie nicht mit sich einig waren und sich öfter trafen? Je mehr er darüber nachsann, um so mehr gestaltete sich diese Vermuthung bei ihm zur Gewißheit. Und nur dort oben konnten sie sich treffen; denn der Bauer gestattete nicht, daß das Mädchen den Oberburgstein verließ.

Drohend streckte er die Hand zu dem Gehöft des Haidacher hinüber, fest entschlossen, sich volle Gewißheit darüber zu verschaffen. —

Hansel war so lustig, als er nur sein konnte. Moidl's Herz gehörte ihm, die Arbeit machte ihm Freude, zumal da er sah, wie sie mit jedem Tage weiter rückte. Und in das Hauswesen seines Vaters war durch ihn auch eine strengere Ordnung gekommen. Für das Geld, welches er mit aus Wien gebracht, hatte er Korn und Futter für die Kühe gekauft, da brauchte er für den Lebensunterhalt nicht mehr besorgt zu sein.

War sein Geld für den Wein knapp geworden, dann wandte er einen Tag daran, um auf die Gemsjagd zu gehen, und auch da war ihm das Glück günstig. Er kannte die Berge und nahen Alpenkämme von Jugend auf, sein Auge war schwindelfrei und seine Sehnen waren gestählt.

Monatelang hatte er die Geliebte jede Woche mehrere Male besucht, ohne daß ihm der geringste Unfall auf den beschwerlichen Wegen begegnet war. Der Schneefall war freilich nur ein geringer gewesen.

Wieder stieg er eines Abends spät zu dem Oberburgstein empor. Mehr als die Hälfte des Weges hatte er bereits zurückgelegt. Als er durch den Wald hinschritt, löste sich plötzlich oberhalb des Wegs ein Stein und gerieth in's Rollen. Schnell sprang er hinter einen Baum.

Sein scharfes, an die Nacht gewöhntes Auge nahm in einer Entfernung von zwanzig bis dreißig Schritten eine Gestalt wahr, welche hastig davon eilte. Es war eine große Gestalt, ihr Tritt war ein schwerer.

Nicht einen Augenblick lang war er in Zweifel — der Davoneilende war David. Besorgt schritt er weiter. Er fürchtete sich nicht, ihn peinigte nur der Gedanke, daß der Unterburgsteiner sein Zusammentreffen mit Moidl und seinen Weg entdeckt hatte. Es mußte ihm verrathen sein. Wäre derselbe vom Oberburgstein gekommen, so würde er nicht geflohen sein, er hatte ihn beobachtet, das unterlag keinem Zweifel.

Er verrieth der Geliebten von der Begegnung nichts, um sie nicht zu ängstigen. Aber er kehrte auf einem anderen Wege zurück, denn er traute der Tücke seines Gegners das Schlimmste zu. —

Hansel hatte sich nicht getäuscht, es war David gewesen, der ihn belauscht.

Wüthend kehrte der Unterburgsteiner zu seinem Gehöft zurück; seine Vermuthung war zur Gewißheit geworden, der Welsche traf sich mit Moidl während der Nachtzeit. Unsagbare Erbitterung erfüllte ihn. Das Mädchen zog den Welschen ihm, dem reichsten Bauer, vor.

Ohne Ruhe wälzte er sich auf seinem Lager. Es lag in seiner Hand, die Zusammenkünfte für lange Zeit zu stören, er brauchte nur den Oberburgsteiner davon in Kenntniß zu setzen. Das genügte seinem Hasse nicht. Konnte der Welsche nicht neue Wege ersinnen, um mit dem Mädchen zusammenzutreffen? Und selbst wenn ihm dies nicht gelang, hörte die Moidl darum auf, ihn zu lieben?

Es gab nur ein Mittel, den Verhaßten aus dem Herzen des Mädchens zu verdrängen — den Tod! Wenn ihr keine Hoffnung mehr blieb, dann wurde ihr Herz vielleicht gefügiger.

An diesem Gedanken hielt er fest, und immer tiefere Wurzeln schlug derselbe in ihm. All sein Sinnen war während der Nacht und am folgenden Tage darauf gerichtet, wie er den Verhaßten aus dem Wege schaffen könne. Zwanzig Möglichkeiten stiegen in ihm auf, aber keine genügte ihm.

Er würde kein Geld gescheut haben, um eine fremde Hand zu dem Verbrechen zu dingen, aber konnte diese Hand nicht einst als Zeuge gegen ihn auftreten? Er konnte abwarten, bis der Verhaßte wieder auf die Gemsjagd ging, konnte ihm folgen und ihm oben auf einsamem Felskamm eine Kugel in's Herz senden.

Aber konnte nicht doch der Zufall einen Zeugen herbeiführen? Konnte er ungesehen in die Berge steigen und ungesehen zurückkehren?

Seine That paßte nicht für das Tageslicht. Nur in dem Dunkel der Nacht konnte sie ausgeführt werden, da hatte er keine Zeugen zu befürchten, denn die Felsen und die Bäume konnten nicht reden.

Mit einer dämonischen Macht hatte dieser Gedanke ihn erfaßt und ließ ihn nicht wieder los. Der Haß machte ihn blind. Er glaubte Alles so klug zu beginnen, daß ihn nicht einmal ein Verdacht treffen könne. Und wenn dies wirklich der Fall war — wer konnte gegen ihn auftreten? Die Nacht war seine Beschützerin.

Nach wie vor stieg er jeden Tag zum Oberburgstein empor und zwang sich, möglichst unbefangen und heiter zu erscheinen. Wenn aber des Abends seine Knechte und Mägde schliefen, verließ er heimlich mit der Büchse sein Gehöft und legte sich im Walde hinter einem Felsen auf die Lauer.

Manche Stunde und manche Nacht lag er dort, er wechselte den Ort, ohne daß er den Verhaßten ein einziges Mal traf. Es unterlag für ihn keinem Zweifel, daß derselbe einen andern Weg einschlug, um mit der Moidl zusammen zu treffen.

David's großer Körper war trotz all seiner Stärke solchen Aufregungen und Beschwerden nicht gewachsen. Sein ganzes bisheriges Leben hatte sich in engen Grenzen bewegt. Er war abgespannt, und je mehr diese Abspannung wuchs, um so fester hielt er den einmal gefaßten Gedanken. Daß er nur durch den Tod des Welschen in den Besitz des Mädchens gelangen könne, war bei ihm zur fixen Idee geworden.

Wo sollte er Hansel's Spur suchen, da durch die Holzknechte und Waldarbeiter viele Wege getreten waren?

Ein frischer Schneefall kam ihm zu Hülfe. Es schneite zwei Tage lang und eine dichte, weiße Hülle lag auf den Bergen ringsum. Er kannte Hansel zu gut, um sich nicht zu sagen, daß sich derselbe dadurch nicht werde zurückschrecken lassen, aber in dem Schnee mußte er die Spur seiner Füße zurücklassen, und er wandte einen Tag daran, diese Spur aufzusuchen. Wohl lief er selbst Gefahr dabei, aber es gelang ihm, das Gesuchte zu finden, und mit Bestimmtheit glaubte er die Tritte des Welschen zu erkennen. Er verfolgte sie. Auf weitem Umwege umgingen sie seine Besitzung und führten zum Oberburgstein. Unter einem überhängenden Felsen verloren sie sich. Er forschte weiter und entdeckte an der anderen Seite die Spuren kleinerer Füße — sie rührten von Moidl her.

In wilder Freude hätte er aufjauchzen mögen. Hier trafen sie sich also! Auf dem Steine vor ihm saßen sie und hielten sich umschlungen. Erbittert und zitternd vor Wuth lachte er auf. Wie oft sie sich hier wohl noch treffen würden?

Auf demselben Wege kehrte er zurück, um seine eigenen Fußspuren zu vernichten. —

(Fortsetzung folgt.)

Einweihung der neuen Tells-Capelle.

Die Ueberzeugung des Schweizervolkes, mit Ausnahme der Historiker und einer Anzahl sonst wissenschaftlich Gebildeter, von der stricten Wahrheit der Erzählungen von Tell und dem Rütlibund ist sicher nicht minder fest, wie es die der alten Griechen von der Existenz ihres Herakles und Theseus und der Römer von Romulus und Remus nur immer sein konnte. Dies hat denn auch das soeben gefeierte Fest der Einweihung unserer neuen Tells-Capelle bewiesen, welche an der Stelle ihrer baufälligen Vorgängerin errichtet und während der letzten Jahre mit hervorragenden Kunstwerken geschmückt worden ist.

Aus dem bunten und bewegten Leben und Treiben auf dem Platze der schweizerischen Landesausstellung in Zürich, wo die Maschinen mit ihren Rädern und Hämmern schwirren und sausen, rissen wir uns am 24. Juni los, einem herrlichen Sommertage, der für lange anhaltendes Regenwetter in wohlthuender Weise entschädigte und die erschlafften Lebensgeister von Neuem zum Schaffen und Wirken aufweckte.

Lustig brauste der Zug der zukunftsreichen Gotthardbahn zwischen die herrlich grünenden Vorberge und smaragdgrünen Seen der unvergleichlichen Urschweiz hinein und brachte uns über das bald hundertjährige von Trümmern riesiger Felsen bedeckte Grab des Bergsturzes von Goldau in das unmittelbare Angesicht der majestätischen Eisfirnen des Uri Rothstocks. Es war eine zugleich heitere und feierliche Stimmung, die wir auf dem prächtigen Quai vor dem imposanten „Waldstätterhof" in Brunnen trafen. Eine ungewöhnliche Anzahl meist festlich schwarzgekleideter Herren, mit weiß und rother Rosette auf der Brust, spazierten unter den schattigen Bäumen herum oder saßen bei einer Erfrischung zusammen und erneuerten alte oder machten neue Bekanntschaften. Es blieb uns aber nur wenig Zeit übrig, diesem Treiben zuzuschauen, denn bald schnaubte der kolossale Salondampfer „Germania" heran, reich bekränzt und mit den Flaggen der Schweiz und aller ihrer Cantone geschmückt. Die Festgesellschaft bestieg ihn, voran die Abgeordneten der Bundesbehörden und mehrerer Cantone, dann die Mitglieder des Kunstvereins und die Vertreter der Presse. Es war eine wundervolle Fahrt auf dem spiegelklaren See zwischen den steilen, waldigen Anhöhen des Axensteins links und des Seelisbergs rechts; man war so recht im Mittelpunkte des classischen Bodens der Schweiz, und selbst dem Kritiker mußte das Herz sich erheben bei dem Gedanken, daß von diesen Stätten aus die Freiheit des Vaterlandes ihren Anfang genommen hat, mögen auch die Veranlassungen dazu welche nur immer gewesen sein. Die Fahrt war viel zu kurz, um die sich auf ihr darbietenden Wunder der Natur in vollen Zügen zu genießen, und schon nach einer halben Stunde legte der Dampfer an der classischen, wenn auch nur eine Tradition verherrlichenden Tell-Platte an.

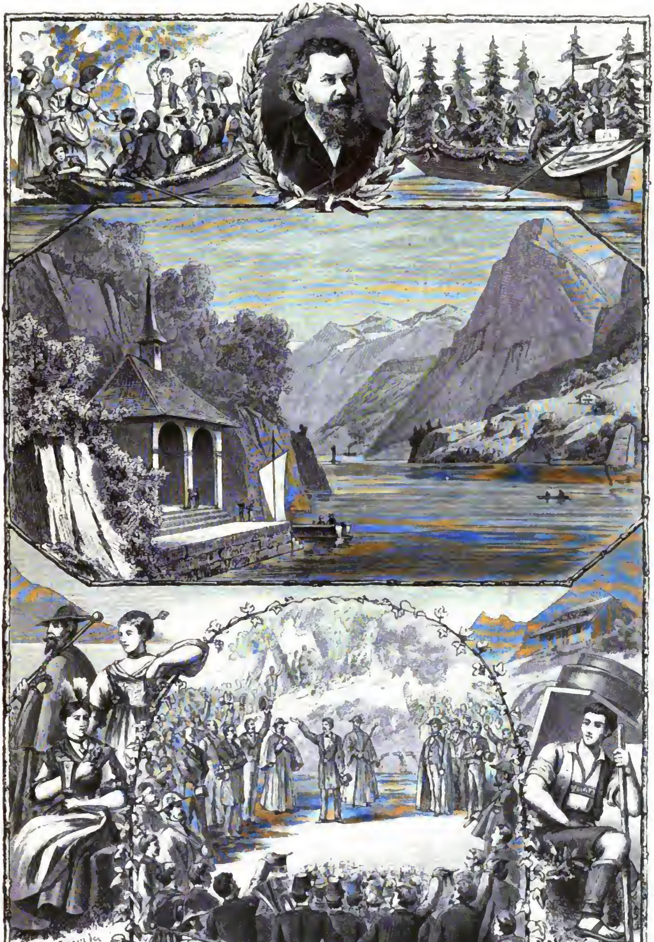
Nach der augenscheinlich alterthümlichsten, wenn auch nicht zuerst erschienenen Form der Ueberlieferung, derjenigen des Luzerner Geschichtsschreibers Melchior Ruß, die freilich erst fast zweihundert Jahre nach der Zeit, in welche die Tell-Sage meist verlegt wird, zu Tage trat, wäre die Tellenplatte (deren Name in der ältesten Fassung als eine Orts-, nicht eine Personenbezeichnung erscheint) weit bedeutender als nach der spätern und für die Gläubigen noch jetzt herrschenden Ueberlieferung; denn nach derselben erschoß Tell den Landvogt unmittelbar nach seinem Sprung aus dem Schiffe, von der Platte aus, welche That auch überdies männlicher und würdiger dastände, als die in der „hohlen Gasse" bei Küßnacht, einem Orte, an welchem niemals ein „Geßler" etwas zu thun haben konnte und welcher damals urkundlich erwiesene andere Herren hatte, die niemals Landvögte waren.*

Doch was fruchtet all dies? Aegidius Tschudi, Johannes von Müller und der unsterbliche Schiller haben die Sage fixirt, wie sie nun geglaubt wird, und so auch hat sie der wackere Maler Stückelberg aus Basel (vergl. das Portrait auf unserer Illustration) in seinen Fresken mit kräftigen Strichen und patriotisch durchhauchten Farben verewigt.

Die neue Tell-Capelle, fast genau auf der Stelle der alten, ist, wie sich bei ihrer Bestimmung geziemt, einfach und schlicht, aber gefällig und geschmackvoll gebaut. Drei Mauern, gekrönt von einem Ziegeldache und einem schlanken Thürmchen, umschließen sie; die vordere Seite besteht oben aus alterthümlichen sechseckigen Glasscheiben und unten aus einem eisernen Gitter mit zwei Thüren. Zwei diesen entsprechende Rundbogen bestimmen die Eintheilung des Raumes, indem die Hinterwand, auf beiden Seiten des die Mitte einnehmenden Altars, zwei Frescobilder und jede der beiden Seitenwände je ein solches aufnimmt. An der Wand links vom Eingange beschäftigt die überaus reichhaltige Scene nach dem Apfelschuß lange das Auge des Beschauers. Tell steht in stolzer und trotziger Haltung, den „zweiten Pfeil" drohend in der Hand, vor dem in nachlässig-hochmüthiger Weise zu Pferde sitzenden Geßler, bei ihm mit leuchtenden Blicken der Knabe, dessen gerettetes Leben und zugleich das gefährdete des Gatten die neben ihm knieende Mutter zwischen Freude und Angst schweben macht. Zur Seite setzt ein Scherge bereits die Bande, Tell zu fesseln, in Bereitschaft.

Ferner findet rechts vom Eingange der Rütlischwur seine

* Siehe das Weitere in dem Artikel „Tell und der Rütlibund", „Gartenlaube" 1872, Nr. 49.



Die neue Tells-Capelle und die Feier auf dem Rütli.
Originalzeichnung von W. Vigier.

Darstellung in äußerst lebenswahren Figuren. Links an der Rückwand sehen wir den Sprung Tell's auf die Platte, wie er gerade mit bloßem Fuße das Schiff des Landvogts hinausstößt und dieser ebenso umsonst die Faust gegen den Geretteten ballt, wie sein großer Hund ihm nachkläfft. Blitz und Wogenbrandung machen aber jede Annäherung unmöglich. Rechts vom Altar endlich ist der Tod Geßler's dargestellt, der nach empfangenem Pfeile in die Arme seines Begleiters sinkt, während ein Mönch herbeieilt, den Sterbenden zu trösten, hinten aber Tell mit der Armbrust in kühner Stellung sich zeigt, und vor dem Pferde des Landvogts Schiller's Armgard aus der dumpfen Verzweiflung der Flehenden in die triumphirende Genugthuung übergeht.

Als der Dampfer an der Platte unter den Klängen der mitfahrenden Musik, dem traulichen Geläute des Glöckleins der Capelle und den nervenerschütternden Mörserschüssen anlegte, begaben sich die leitenden Mitglieder des Kunstvereins nebst den Abgeordneten des Cantons Uri an das Land. Der letztere, dem der Platz der Tellenplatte gehört, hatte den Bau der Capelle, der Kunstverein aber ihre Ausschmückung mit den erwähnten Fresken übernommen, und es handelte sich nun darum, nach Vollendung derselben das fertige Kunstwerk dem Eigenthümer des Platzes zu übergeben.

Dies geschah durch treffliche, vaterländische und tief gefühlte Reden des Architekten Jung aus Winterthur im Namen des Kunstvereins, und des Landammanns Müller im Namen von Uri. Ersterer hob die Idee des so schön vollendeten Werkes hervor, dem Schweizervolke eine Mahnung an seine Treue und Liebe für das Vaterland zu sein und das Andenken an seine tapferen Vorfahren wach zu erhalten, und ließ durch ein weißgekleidetes Mädchen dem in der Mitte zwischen beiden Rednern stehenden sichtlich tief ergriffenen Meister Stückelberg einen prachtvollen Lorbeerkranz mit weiß-rother Schleife überreichen. Landammann Müller dankte darauf mit bewegten Worten dem Kunstverein für seine herrliche Leistung und nahm die Capelle im Namen des Urner Volkes in Empfang.

Es war ein schöner Moment und ein lebensvolles Bild. Die Sprechenden am Ufer, umgeben von zahlreichem Volk aus der Umgegend, Männer, Frauen und Kinder, vor ihnen im See der Dampfer mit den Festgästen, vorne in einer Reihe die „Waibel" der Behörden in ihren Dreispitzen und den bunten Mänteln mit den Cantonsfarben (vergl. die Figur unten rechts auf unserer Abbildung). Unter dem Gesange eines Männerchores, der sich am Ufer aufgestellt hatte, begaben sich nun alle Festtheilnehmer an dasselbe und füllten die festlich bekränzte Capelle in staunender Bewunderung der vier prächtigen Gemälde, unter deren Figuren keine ist, zu der sich der verdienstvolle Künstler nicht sein Modell aus dem kernigen Volke der Urschweiz gewählt hätte.

Auf der Anhöhe oberhalb der Capelle war eine Festhütte errichtet, mit Guirlanden, Fahnen, Wappen und Inschriften geschmückt. In diese nun begaben sich die Festtheilnehmer zu einem Gabelfrühstück, bei dem Mädchen in alten Schweizertrachten aufwarteten und, nachdem der erste Appetit gestillt war, nach Schweizerart bald der Redestrom sich Bahn brach.

Wenn auch dabei die Vertreter von Uri und Genf es nicht an verhüllten clericalen und radicalen Andeutungen fehlen ließen, so herrschte doch durchweg das Gefühl der Versöhnung streitender Parteigegensätze im Angesichte eines patriotischen Festes vor, und wer schlecht wegkam, das waren nur wir Historiker, obschon man uns unsere kritischen Ketzereien, die man in Toasten eifrig bekämpfte, im persönlichen Verkehr während des Festes keineswegs fühlen ließ, und das aus guten Gründen — konnten ja für die Wahrheit der bezüglichen Ueberlieferungen keine Thatsachen, sondern blos Gefühle geltend gemacht werden! Vielleicht wäre es noch klüger gewesen, den Gegensatz zwischen Tradition und Kritik ganz bei Seite zu lassen, das Fest lediglich als ein patriotisches aufzufassen und die gefeierten Stätten als solche zu betrachten, in denen sich die Idee der Freiheit gewissermaßen localisirt habe! — Daß die Schweizerfreiheit in den Urcantonen ihren Anfang genommen, unterliegt ja keinem Zweifel.

Die Sonne neigte sich dem Westen zu, als der Dampfer unter Musik und Mörserknallen von der Tells-Capelle wieder abfuhr und dem gegenüberliegenden Ufer des Urner See-Arms zusteuerte, das bereits im Schatten seiner hohen Berge ruhte. Hier liegt das Rütli, unterhalb der schwindelnden Felswand von Seelisberg, ein lieblich grüner Wald- und Wiesenabhang, mit einfachen freundlichen Anlagen um ein schlichtes, solides Gasthaus von alter Schweizerart. Hier stieg man aus, den zweiten Act des Festes zu feiern, und er wurde, was die gesprochenen Worte und die allgemeine Stimmung betrifft, zu einem wirklich weihevollen, zum Glanzpunkte des Tages. Auf einem von Bäumen und Gebüsch verborgenen geräumigen Platze stellten sich die Festtheilnehmer auf, und die Musik intonirte das jeden Schweizer elektrisch durchzuckende Rütlilied. Hier blieben die antikritischen „Rettungsversuche" weg, und man fühlte sich nur von patriotischen Gefühlen getragen.

Es war ein schöner Augenblick, als der Vertreter des eifrigst katholischen Urcantons demjenigen des liberalen Bundesraths, dem ehemaligen protestantischen Pfarrer Schenk, herzlich die Hand drückte. Die erhebende Stunde beschloß der radical-demokratische Nationalrath Curti aus Zürich mit einem poetisch durchwehten Gruß an das Volk der Urcantone. Feierlich gestimmt löste sich der Kreis auf, und man erging sich auf, wenngleich nicht urkundlich, doch conventionell classischem Boden, bis die Scheidestunde nahte und in stiller Dämmerungsstunde unter dem Abendgeläute der Glocken des See-Ufers die Rückfahrt nach Brunnen erfolgte, wo im „Waldstätterhof" das Festmahl und ein lebendes Bild, den Schwur in Rütli darstellend, der Feier einen erhebenden Abschluß verleihen sollte. Langsam verschwand, von den letzten Strahlen der sinkenden Sonne angeglüht, das freundliche rothe Dach der Tells-Capelle hinter den Felsen; auch die Umrisse des Rütli wurden düsterer, und der vom Abendwinde sanft bewegte See zerschlug die Spiegelbilder der hochragenden Berge in phantastische Figuren. **L. Henne am Rhyn.**

Die Cholera in Aegypten.

Von Adolf Ebeling.

Schwerer und mitleidswerther ist wohl selten ein Land heimgesucht worden, als in jüngster Zeit Aegypten, das „gesegnete Nilland", das Alles daran zu setzen scheint, um diesen schönen Titel nicht mehr zu verdienen.

Man vergegenwärtige sich nur kurz die „ägyptischen Plagen" der letzten Jahre: Ungenügende Nilüberschwemmung und in Folge derselben mangelhaft oder gar nicht bestellte Felder und deshalb geringe Ernten; dazu Pferde- und Rinderseuchen, alsdann Unruhen im Lande, die später zur förmlichen Revolution wurden und die jede Gewerbthätigkeit und alle Handelsverbindungen schädigten, wo nicht ganz hemmten; darauf Krieg und, mit der Beschießung Alexandriens, die Gräuel des massenhaften Raubmordes und der Brandstiftung, alsdann zu den alten noch neue unerschwingliche Steuern an Contributionen und Naturallieferungen aller Art und schließlich, was schwer in die moralische Wage fällt, die bittere Verletzung des Nationalbewußtseins durch die englische Occupation — und jetzt, wo endlich nach so harten Prüfungen bessere Tage anzubrechen schienen, weil man anfing, sich in die Nothwendigkeit zu fügen, und wo Handel und Wandel, einigermaßen wenigstens, wieder aufzublühen begannen, weil mit dem Gefühl der gesicherten Zustände auch das Vertrauen nach und nach zurückkehrte . . . jetzt ist die schrecklichste aller Geißeln, mit denen der Herr in seinem Zorn die Völker schlägt, über das unglückliche Land hereingebrochen: die Cholera, die furchtbare Schwester der Pest und fast gleich unerbittlich und verheerend wie diese.

Der düstere Todesengel schreitet durch Aegyptenland und schlägt nicht nur, wie einst zu Mosis Zeit, die Erstgeburt, sondern alle ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters und des Standes, obwohl in letzter Beziehung, wie stets, so auch hier, die unteren Volksclassen die meisten Opfer liefern. Und diese Opfer zählen bereits jetzt, nach kaum zweimonatlichem Erscheinen der Epidemie, nach Tausenden, und noch immer wird eine erschreckende Zunahme gemeldet.

Dies alles ist übrigens unseren Lesern längst bekannt, denn „Die Cholera in Aegypten" nimmt ja schon seit vielen Wochen eine stehende Rubrik in den Zeitungen ein, und man erfährt

durch tägliche Telegramme alles Nähere über ihre Zu- und Abnahme in den einzelnen Städten und Ortschaften. Ebenso fehlt es nicht an Schilderungen, die im Allgemeinen und so weit dies überhaupt durch kurze Zeitungsberichte möglich ist, ein ganz getreues Bild der augenblicklich dort herrschenden Zustände geben, leider ein Bild heilloser Verwirrung und Verkommenheit, physisch sowohl wie moralisch — in dieser Beziehung könnten wir also höchstens nur weiter ausmalen und zu dem bereits bekannten Tableau noch einige andere, ähnliche hinzufügen.

Wir bezwecken aber mit unserem heutigen Artikel etwas Anderes. Wir wollen nämlich einen Blick auf die Epidemie selbst werfen, und zwar mit directem Hinweis auf Sitten und Gebräuche, auf Lebens- und Anschauungsweise, kurz auf den ganzen Culturzustand der ägyptischen Bevölkerung, wie wir dieselbe während eines mehrjährigen Aufenthaltes im Pharaonenlande aus eigener Anschauung kennen gelernt und vielfach eingehend studirt haben. Vielleicht würde dies zu einer noch besseren und richtigeren Beurtheilung der Sachlage Einiges beitragen.

Wie im ganzen Orient, so ist auch streng genommen die Cholera in Aegypten endemisch, das heißt einheimisch, also eine Landeskrankheit; sie tritt auch in jedem Jahre während der heißen Monate vereinzelt auf, wird im Volke die „leichte Cholera" genannt, als Cholerine und Dysenterie behandelt und erregt auch kein weiteres Aufsehen, obwohl die schwachen davon ergriffenen Constitutionen, und namentlich die Kinder, vielfach daran sterben. Bei den alljährlichen Pilgerkarawanen, die durch die arabische Wüste oder auch über Suez nach Mekka ziehen, kommen schon ernstere und weit häufigere Fälle von wirklicher asiatischer Cholera vor, weshalb die nach Aegypten zurückkehrenden Pilger schon seit Jahren einer längeren oder kürzeren Quarantaine in Tor auf der Sinai-Halbinsel unterworfen werden. Auch ist den Pilgern längst nicht mehr gestattet, in einem großen, nach vielen Tausenden zählenden allgemeinen Zuge, wie dies früher stets der Fall war, in Kairo feierlich einzuziehen, sondern sie müssen sich jetzt immer einige Meilen ober- und unterhalb der Hauptstadt auflösen und vertheilen, sodaß nur die in Kairo Ansässigen dahin zurückkehren. Die sehr verständige Maßregel, die auch von den Behörden im Ganzen recht gut durchgeführt wird, hat stets die besten Folgen gehabt.

In Syrien und Mesopotamien dagegen, und speciell in den beiden Hauptstädten Damaskus und Bagdad ist die Cholera vollends einheimisch, und weit mehr noch als in Aegypten; ganz wie in anderen Ländern das gelbe Fieber, die Malaria, die Blattern und ähnliche endemische Krankheiten, und zwar mit meist tödtlichem Ausgang.

Epidemisch, das heißt sich weiter verbreitend und ganze Länderstrecken durchwandernd und schrecklich heimsuchend, tritt sie von den eben genannten Ausgangspunkten gottlob weit seltener auf: nach den neuesten Beobachtungen etwa alle zehn bis fünfzehn Jahre, obwohl auch dafür kein fester Anhalt gegeben ist.

Aehnlich war es in früheren Jahrhunderten und noch zu Anfang des jetzigen mit der Pest, die auch immer nur in gewissen Zeiträumen erschien und furchtbar verheerend durch die Länder zog. Das letzte große Pestjahr, das namentlich Aegypten heimsuchte, welches von jeher, wenn auch nicht erwiesen, als der eigentliche Herd der Pest angesehen wurde, ist das Jahr 1835, und wir haben von dem bekannten Afrikareisenden Baron Wrede, der sich zu jener Zeit in Kairo aufhielt, eine ergreifende Schilderung jener furchtbaren Krankheit.

„Erschütternd und Entsetzen erregend," so berichtet er, „ist der Anblick der von dieser schrecklichsten aller Epidemien heimgesuchten Stadt. Die Kaufläden sind sämmlich geschlossen, die Bazare verödet, einzelne Straßen wie ausgestorben. Lange Reihen von Särgen mit den Leichen der Wohlhabenderen und nicht minder lange Züge von Kameelen, die mit den nackten Leichnamen der Armen beladen sind, ersetzen das Gewühl, welches in gesunden Tagen die Straßen belebt, und die eintönigen Weisen der Klagesänger und das Wehgeheul der Klageweiber und weiblichen Verwandten der Gestorbenen bilden dazu einen Herz und Ohr zerreißenden Chorus. Furchtbar durch die Unerbittlichkeit, mit der die Pest ihre Opfer ergreift, wird sie noch um so schrecklicher durch ihren demoralisirenden Einfluß, den sie auf die heimgesuchte Bevölkerung ausübt: das Entsetzen und die stete Todesangst ersticken alle sanfteren Regungen des Herzens, Eltern verlassen ihre Kinder, Brüder ihre Schwestern, die Gattin überläßt den Gatten seinem Schicksale, und kein Freund schließt dem anderen das brechende Auge zu."

Das war die letzte sogenannte „Große Pest" in Aegypten* und überhaupt im Orient, und es scheint, als ob die tausendjährige Völkergeißel (denn man kannte sie bereits im Alterthum und auch im Alten Testament ist von ihr die Rede) jedenfalls in ihrer länderverheerenden Ausdehnung so gut wie gelähmt und vernichtet ist.

Wenn wir aber soeben über die Pest in Aegypten das Citat eines Augenzeugen brachten, so geschah es zumeist deswegen, weil dasselbe zugleich ein getreues Bild von den Zuständen in Kairo liefert, wenn dort, anstatt der Pest, die Cholera eingezogen ist und ihre fürchterliche Ernte hält. Sie erschien in Aegypten zuletzt im Jahre 1865, und noch heute denken alle Diejenigen, die jene Schreckenszeit erlebt haben, mit Angst und Grausen daran zurück.

Der jüngst abgesetzte Khedive Ismail hatte erst kurz vorher die Regierung angetreten, und von allen Reformen, die er so überlaut verheißen, standen die meisten noch auf dem Papier. Viele von ihnen (nebenbei bemerkt) haben überhaupt kein anderes Schicksal gehabt, aber um die bessere Organisation der Gesundheitspolizei in den größeren Städten hat er sich unbestreitbare Verdienste erworben.

Dies gilt vorzugsweise von Kairo, das in zwölf „Districte" eingetheilt wurde, deren jeder einen amtlich angestellten und gut besoldeten europäischen Arzt erhielt, der verpflichtet war, Gratis-Consultationen zu geben und die ärmeren Kranken in ihren Wohnungen zu besuchen. Mehrere von diesen Doctoren, unter denen sich auch einige Deutsche befanden, bekamen bald eine einträgliche Privatpraxis und haben eine gute Carrière gemacht. Leider war dies Institut in dem eben erwähnten Cholerajahre 1865 noch nicht in's Leben getreten, es hätte sich sonst vielleicht sehr nützlich in der Bekämpfung der Epidemie erweisen können — vielleicht aber auch nicht, denn der Widerwille der arabischen Bevölkerung und überhaupt der Mohammedaner gegen christliche Aerzte ist sehr groß und schwer auszurotten.

Dies bringt uns auf einen Hauptpunkt unseres heutigen Artikels, nämlich auf die arabische Gesundheitspflege und Medicin an sich und auf ihre Stellung zur europäischen. Schroffer kann sich wohl kaum etwas in der Welt gegenüberstehen, als der arabische oder, was so ziemlich dasselbe bedeutet, der mohammedanische Arzt — der Hakihm — einem christlichen Doctor der Medicin.

Der Islam selbst steht mit seinen Grundlehren in keinem größeren Gegensatze zum Christenthum, als auf jenem Gebiete diese beiden „Gelehrten", denn der Hakihm macht ganz ernsthaft Anspruch auf diesen Titel, wenn auch sein Wissen und Können bei Lichte besehen nach unseren Begriffen von Heilkunde und überhaupt von medicinischen Wissenschaften fast auf Null herabsinkt. „Ein deutscher Barbiergehülfe," hört man oft in Kairo sagen, „versteht mehr von der Heilkunde, als der renommirteste arabische Hakihm." Diese Aeußerung, so charakteristisch sie auch in mancher Beziehung sein mag, ist doch nicht zutreffend, denn die Verhältnisse liegen eben im Orient ganz anders. Der Koran ist bekanntlich für die Mohammedaner das Universalbuch aller Gelehrsamkeit und aller Wissenschaft. Wie die gesammte Gesetzgebung und Rechtspflege darauf fußen, so bildet er auch die Norm für jedes andere Gebiet des menschlichen Wissens, das stets direct oder indirect mit den eigentlichen Glaubenslehren zusammenhängt.

Das Wenige, was der Koran an ärztlichen oder darauf hinweisenden Vorschriften enthält, bezieht sich auf die allgemeine Gesundheitspflege: sie sind zumeist klimatischer, mithin rein örtlicher Natur, ähnlich wie im Alten Testament die Vorschriften der Körperwaschungen, der Reinhaltung verschiedener Gefäße, das Verbot gewisser Speisen und Sonstiges von ganz allgemeiner und untergeordneter Bedeutung.

In der el Azhar-Moschee zu Kairo, der ersten „Universität" der mohammedanischen Welt, wird Krankenheilkunde, wenigstens nach unseren Begriffen, nicht gelehrt; wohl aber giebt es dort

* Sie trat freilich im Jahre 1841 noch einmal, aber weit schwächer auf und ist seitdem, wenigstens als Epidemie, in Aegypten ausgeblieben. Vor zwei Jahren zeigte sie sich in Damaskus, und man erinnert sich wohl noch der damaligen vorbeugenden Maßregeln, welche die ost- und mitteleuropäischen Regierungen ergriffen. Glücklicher Weise waren die Befürchtungen übertrieben, und selbst in Syrien, einzelne noch dazu zweifelhafte Fälle in Beyrut abgerechnet, kam die Epidemie nicht über den anfänglichen Herd hinaus.

einzelne Schechs, die nach selbstgeschriebenen und aus allerlei anderen Korancommentaren zusammengetragenen Compendien private medicinische Vorlesungen halten. Solche Compendien sind oft sehr drolliger Art und behandeln fast immer nur die Körperpflege in ihren primitivsten Anfängen. Das Schneiden der Nägel, das Rasiren des Kopfhaares, das Gelb- und Rothfärben der Nägel an Händen und Füßen und der inneren Handflächen mit Henneh, für Frauen außerdem noch das Schwarzfärben der Augenbrauen und Lider mit Khol (Antimon), das Blaupunktiren der Arme, der Handgelenke und Fußknöchel, alsdann der Einfluß der Sonne und vorzüglich des Mondes auf die Anwendung kleiner Hausmittel — solche Recepte und viele ähnliche Bagatellen spielen darin eine große Rolle. Man würde aber sehr irren, wenn man diese Art von „Wissenschaft" mit der eigentlichen arabischen Heilkunde in Verbindung bringen wollte. Jene Dinge gehören auch dort in die Barbierstuben, und insofern ist das obige Citat ganz am Platze. Der wirkliche Hakihm ist ein völlig anderer Mann und bedient sich fast nur sympathetischer Mittel. Der Schwerpunkt seines Wissens, das A und O seiner Diagnose ist das „Kismet", das unabänderliche Fatum, denn er ist, wie jeder gute Mohammedaner, ein Fatalist.

Nach dem Islam sind nämlich alle Ereignisse, die den einzelnen Menschen von seiner Geburt an bis zu seinem Tode treffen, ja sein gesammtes Denken, Wollen und Empfinden von Allah nicht allein vorher gewußt, sondern auch vorher bestimmt; das Leben des Menschen ist mithin dieser Vorherbestimmung unterworfen und, er mag wollen oder nicht, er kann sich derselben nicht entziehen. Das ist der Fatalismus. Und darin (um dies gleich hier zu bemerken) liegt auch, und wohl mehr als in manchen anderen Punkten, der scharfe Unterschied zwischen der mohammedanischen und christlichen Religion, denn diese läßt dem Menschen völlig und ganz den freien Willen zu eigener Selbstbestimmung, wenn auch Gott die Willensrichtung und überhaupt die Zukunft des Menschen, kraft seiner Allwissenheit, vorher weiß.

Mit dem Fatalismus hängt nun logisch die stille und resignirte Ergebung in das unvermeidliche Schicksal, das „Kismet", zusammen. Trifft den Mohammedaner ein Unglück, so ist dies nicht allein der Wille Allah's, sondern der Getroffene kann nichts thun, als es ruhig über sich ergehen lassen. „Insch Allah", wie Gott will, ist der allgemeine Ausruf eines jeden Mohammedaners, mit welchem er sich dem Kismet unterwirft. Das schöne christliche Wort: „hilf dir selbst, so wird dir Gott helfen", kennt er nicht und hat dafür kein Verständniß.

Am deutlichsten, aber auch zugleich am betrübendsten, zeigt sich dies bei Krankheiten und vollends bei Epidemien, die der Bekenner des Islam nach einer, man möchte geradezu sagen, albernen Auslegung des Korans für eine directe Strafe und Züchtigung Allah's ansieht. Und leider theilen auch die höheren, „gebildeten" Classen diesen Wahn und handeln darnach, das heißt sie handeln so gut wie gar nicht. Daher die für uns Europäer unbegreifliche Lässigkeit, Gleichgültigkeit und Unthätigkeit in allen Schichten der Bevölkerung und die in den untern Classen an Stumpfsinn grenzende Ergebung in das Unvermeidliche bei irgend einem individuellen Unglück oder bei einer allgemeinen Calamität. „Steht im Himmelsbuche mein Tod geschrieben, so muß ich sterben, ich mag dagegen thun was ich will; wenn nicht, so wird mir auch ohne mein Zuthun geholfen. Was kann der Mensch gegen das Kismet?"

Wie oft haben wir selbst diese Worte gehört, sowohl bei einzelnen Unglücksfällen, als auch bei grassirenden Krankheiten, z. B. im Jahre 1875, wo die Blattern unter den Kindern in Kairo große Verwüstungen anrichteten.

„Was hat mir Dein deutscher Hakihm genützt," sagte mir mein Nachbar, ein bemittelter arabischer Kaufmann, der zwei kleine Töchter an einem Tage verlor und dem ich einen befreundeten deutschen Arzt gewissermaßen aufgenöthigt hatte, „meine Kinder mußten ja doch sterben, das wollte das Kismet; hätte ich nur den Mahmud-Abdallah gerufen, den großen Hakihm der Achmedmoschee, der hätte vielleicht die Dschinnen noch zeitig beschworen."

Diesen Mahmud-Abdallah sollte ich bald persönlich kennen lernen; zuvor nur noch eine Bemerkung, die das Obige näher erklärt. Man ist nämlich versucht, sich zu verwundern, daß der Mohammedaner, trotz seines Fatalismus, überhaupt noch einen Arzt zu Rathe zieht, „wenn es eben doch nichts hilft"; aber einestheils wird der Hakihm fast immer nur von den Angehörigen und selten von dem Kranken selbst verlangt, und anderntheils ist der Selbsterhaltungstrieb, auch bei dem strengsten Fatalisten, doch nicht so ganz zu unterdrücken, daß er nicht in den Stunden heftiger körperlicher Schmerzen und sonstiger großer Noth nach Linderung und Beistand rufen sollte. Der Glaube an die Dschinnen, die bösen Geister, kommt hinzu, die sich des Kranken bemächtigen wollen; sie sitzen gewöhnlich auf dem platten Dache des betreffenden Hauses, oder, wenn sie sehr böse sind, vor der Schwelle, und mancher gelehrte Schech oder Heilige und mancher große Hakihm hat sie mit eigenen Augen gesehen. Sie sind zu bannen und unschädlich zu machen, man muß es nur verstehen, was freilich nur Wenige können, und wenn es trotzdem nicht glückt, so hat der Beschwörer es eben nicht verstanden, oder mit anderen Worten: er war nicht „heilig" genug. Der oben erwähnte Hakihm Mahmud-Abdallah hatte damals in Kairo einen großen Ruf als Banner und Beschwörer, und wir selbst, durch Oertlichkeit und sonstige Zufälligkeiten begünstigt, haben ihn einst operiren sehen. Im Nachbarhause war ein arabischer Beamter schwer an der Ruhr erkrankt, und die gewöhnlichen Mittel: Amulette, Besprechungen und Gebete waren erfolglos geblieben. Die Frauen schickten also zu Mahmud-Abdallah. Vorher hatte man den Hausflur möglichst gesäubert und mit Rosenwasser besprengt.

Der Hakihm ritt auf einem schönen syrischen Esel, den ein kleiner Neger am Zügel führte. Es war ein stattlicher, weißbärtiger, mithin schon bejahrter Mann in seinem türkischem Costüm, und der grüne Turban mit dem Goldstreifen bezeichnete einen Nachkommen des Propheten. Er wurde von dem Bruder des Kranken empfangen, den er sofort lebhaft anredete, indem er mit der Hand auf den Rundbogen des Eingangsthores wies. Dort hingen allerdings nach der Landessitte einige kleine Oellampen, die auch wegen des wichtigen Besuches angezündet waren, aber die Aloepflanze in der Mitte fehlte, die Beschützerin vor Krankheit und vor dem „bösen Blick", und das war es, wie wir nachher erfuhren, was der Hakihm so mißfällig bemerkt hatte. Kein Wunder, wenn in ein so schlecht behütetes Haus Krankheit und Unglück eingezogen waren.

An das Bett des Kranken geführt, zog der Hakihm zuerst aus einer Ledertasche eine Handvoll Salz, das er rings umherstreute, um die Dschinnen zu bannen, dann nahm er ein Klümpchen Mekka-Erde und legte es auf die Brust des Kranken und ein anderes kleines Paket unter das Kopfkissen. Dies Paket enthielt verschiedene auf Pergamentstreifen geschriebene Citate aus dem Koran und, was die Hauptsache ausmachte, es war von einem rothen Seidenstoff umwickelt, das der Hakihm selbst von der Decke, welche die Kaaba in Mekka verhüllt, mitgebracht hatte.* Dann zog er eine flache silberne Schale aus dem Kaftan und ein Fläschchen mit sympathetischer Tinte, in welche er eine Rohrfeder eintauchte und nun die innere Fläche der Schale mit allerlei Figuren und Zeichen bemalte. Aus einem anderen Fläschchen, das mit Semsemwasser, dem heiligen Brunnen von Mekka, gefüllt war, goß er dann einen guten Löffel voll in die Schale, schwenkte sie hin und her, um die Tinte aufzulösen, und hielt sie vor den Mund des Kranken, der das Wasser begierig ausschlürfte. Das war augenscheinlich der wichtigste Theil dieser, gelinde gesagt, eigenthümlichen ärztlichen Behandlung; das Weitere beschränkte sich auf das Hersagen mehrerer Koranstellen und auf die Empfehlung an die männlichen Familienmitglieder (die weiblichen waren gar nicht zugegen), den arabischen Rosenkranz zu beten.**

(Schluß folgt.)

* Diese Decke, von schwerem goldgesticktem Brokat und in der Regel ein Geschenk des Vicekönigs von Aegypten, wird alljährlich erneuert und die alte wird dann in große und kleine Stücke zerschnitten und an die vornehmsten Pilger vertheilt. Man schreibt ihr sehr heilkräftige und auch sonst viel wunderthätige Eigenschaften zu.

** Ein solcher Rosenkranz besteht aus einer Schnur von 99 Kugeln, welche die 99 Eigenschaften Allahs, Andere behaupten des Propheten, bedeuten und die, natürlich nur von Männern, die im Kreise mit gekreuzten Beinen auf dem Boden sitzen, in singendem Tone und unter stetem Hin- und Herschwanken des Oberkörpers abgebetet werden. Es giebt auch kleinere Rosenkränze von 33 und sogar solche von nur 11 Kugeln, wo dann jede Kugel 3 oder 9 Eigenschaften bedeutet. Ein frommer Moslim, gleichviel welchem Stande er angehört, hat stets, wenn er öffentlich erscheint, einen solchen Rosenkranz in der Hand.

Kleine Bilder aus der Gegenwart.

Nr. 5. Ischia.

Die große Landschaftskünstlerin Natur hat in dem Golf von Neapel ein Meisterwerk von entzückender Schönheit geschaffen, zu dem seit Jahrtausenden die Menschen staunend hinströmen und welches die Sage und die Geschichte mit den kostbarsten Perlen menschlicher Erinnerungen schmückten. Aber auch dieses lachende Paradies der Erde hat seine tiefen Schattenseiten. Möge sich der ewig blaue Himmel Italiens noch so friedlich und verführerisch über den Oliven- und Myrtenhainen ausbreiten, der rauchende Gipfel des Vesuv ragt hier als Zeuge feindlicher Gewalten empor, welche über diese Gegend im Laufe der Zeiten tausendfaches Unheil heraufbeschworen.



Noch hat die menschliche Hand nicht vermocht, ganz das Leichentuch zu lüften, welches einst der Gott der Unterwelt über Pompeji ausgebreitet, und schon verschlang er ein zweites Opfer — aus dem Städtekranz des Golfs von Neapel ist wiederum über Nacht eine Perle verschwunden. Der Untergang jener römischen Stadt war wohl mit furchtbarem Schrecken verbunden, und doch trat damals das Geschick nicht so unerbittlich vor die Thore Pompejis, damals blieb Vielen die Möglichkeit, wenigstens das nackte Leben zu retten, aber bei der letzten Katastrophe (28. Juli) sank Casamicciola in wenigen Secunden, in einem Augenblicke möchte man sagen, in Schutt und Staub, und Tausende begruben die Trümmer.

Werfen wir nur einen Blick auf die Landkarte! Sofort erkennen wir, daß Ischia jener vulcanischen Zone angehört, als deren Hauptrepräsentanten der Aetna und der Vesuv gelten. Besuchen wir aber die Insel selbst, so finden wir, daß sie ein Werk unterirdischer Kräfte ist und eigentlich nur einen erloschenen Vulcan darstellt. Und in der That erzählt noch die Geschichte von jener Zeit, da der Gipfel derBerginsel, der Epomeo, in Rauchwolken sich verhüllte und, in düsterer Gluth erstrahlend, vernichtende Lavaströme gegen das Meer hinabsandte. Zum letzten Male geschah dieses Ereigniß im Jahre 1301, wo der Berg, nachdem er siebenzehn Jahrhunderte geruht, plötzlich seine Flanken öffnete und einen gewaltigen Lavastrom ergoß, der viele blühende Gärten und Niederlassungen verzehrte, bevor er in's Meer stürzte. Wiewohl seit jenen Tagen wiederum mehr als fünf Jahrhunderte verflossen sind, hat die Vegetation die erstarrten Massen noch nicht zu überwuchern vermocht, und noch heute ist jener Lavastrom sichtbar — wie eine riesige dunkle Schlange zieht er sich quer durch die Insel hin. Diese vulcanischen Kräfte haben jedoch dazu beigetragen, Ischia und vor Allem Casamicciola berühmt und zu einem Anziehungspunkt für Fremde zu machen, denn ihnen verdanken die heißen Quellen ihren Ursprung, welche hier an vielen Orten aus den Spalten der Felsen hervorsprudeln. Und wie groß ist ihre Zahl! Nennen wir nur den „Gurgitello“ (Strudel), der bei 52° bis 59° Wärme nicht nur gegen Rheumatismus und Gicht, sondern auch gegen „nervöse Verstimmung der Frauen“ helfen soll, die Quelle „del Cappone“ (des Capaunen), deren Wasser auch bei Tisch getrunken wird, die Quelle „Spenna polastro“, in welcher Vielgeplagte ihre Hühneraugen abbrühen, die „Cociva“ (Kochquelle), die dank ihrer hohen, 72° betragenden Temperatur vielfach als Kochwasser benutzt wird, die Acqua d'oro und d'argento, von denen schon der römische Geograph Strabo erzählte, daß sie Gold und Silber führen, und endlich die Tambourcoquelle, welche dem durch die entweichende Kohlensäure erzeugten trommelnden Geräusch ihren Namen verdankt. Ja, in der Nähe des Fleckens Lacco ist der Reichthum an warmen Quellen so hervorragend, daß von ihnen selbst das Meer und das Land erwärmt wird und die Einwohner am Strande trockene Sandbäder und warme Fußbäder nehmen können, während die heißen Dämpfe der Quellen von S. Montano zu Schwitzbädern benutzt werden.

Und über dieses mit Thermen aller Art so reich gesegnete Eiland lacht ein azurner Himmel, den Monate lang keine Wolke trübt, und streichen frische Seewinde, welche die italienische Hitze von ihm fern halten. Rechnen wir noch dazu die landschaftlichen Reize der Insel, die prachtvolle Aussicht, welche von ihren Höhen und ihrem Strande auf den Golf von Neapel, auf die Stätten der Odyssee und Aeneis sich unserm Auge darbietet, so werden wir leicht begreifen, warum Ischia zu einer der beliebtesten Sommerfrischen der Neapolitaner wurde und das vor stürmischen Winden geschützte Casamicciola den stolzen Namen „la regina dei bagni“ (Königin der Bäder) erhielt.

Bot nun dieser Ort, dank dem lustigen Treiben der Badegäste, das Bild des modernen Lebens, so birgt die an der Ostküste gelegene Hauptstadt Borgo d'Ischia die spärlichen geschichtlichen Denkmäler. Hier erhebt sich auf einem 180 Meter hohen Trachytkegel, welcher nur durch einen schmalen Damm mit der Insel verbunden ist, das Castell, zum Schutz gegen die türkischen Seeräuber erbaut. In seiner Mitte liegen die Kerker mit der bezeichnenden Ueberschrift „Fructus criminis“ („Früchte des Verbrechens“). Es gab auch eine Zeit, da die Liebe zur Freiheit für ein Verbrechen galt, das mit der Einsperrung in den tiefen Felsengelassen dieses Castells bestraft wurde. Als die Bourbons in Neapel thronten, ließen sie die unruhigen Republikaner hier in Ketten werfen. Aber auch hellere Züge sind in der Vergangenheit dieses Bischofssitzes zu finden. Von hier ertönten die klangvollen Lieder der Vittoria Colonna, jener berühmtesten Dichterin unter Italiens Frauen.



Castell von Ischia.

Auf dieser reizenden, etwa 2¼ Quadratmeilen umfassenden Insel wohnt ein Menschenschlag, der sich scharf von den Neapolitanern unterscheidet, dessen Züge anders geformt sind, dessen Farbe durch ihre besondere Dunkelheit auffällt und dessen Sprache selbst einen eigenthümlichen Dialekt bildet. Die Ischianer sind fast eine besondere Rasse, denn hier mischte sich das hellenische Blut der Ureinwohner mit dem lateinischen und saracenischen. Und da die Weinrebe auf den Hängen der Insel gar üppig gedeiht, so blühte hier einst der Cultus des Weingottes, und bis auf unsere Tage hat sich die ausgelassene Lust der Bacchanalien im Volke erhalten. Sind doch die schwarzäugigen, in bunte Tracht gekleideten Frauen Ischias weit und breit berühmt als die geschicktesten Tarantellatänzerinnen.

Jahrhunderte lang hat diese Hand voll Menschen mit seltenem Fleiße gearbeitet und über drei Viertel des Felsenbodens in blühende Gärten verwandelt. Nun ist die Bevölkerung furchtbar decimirt, der Wohlstand auf lange Zeit vernichtet. Wann werden diese Wunden geheilt werden, wann wird Vertrauen wieder in die Herzen der Menschen einziehen und Ischia wieder leuchten als ein friedliches Paradies unter den Inseln und Buchten des herrlichen Golfes? Ueber kurz oder lang wird es wohl geschehen, denn es liegt in der Natur des Menschen, daß er selbst auf dem Vulcan sorglos dahin lebt und sich der Früchte seiner Arbeit freut, und es giebt ein großes Heilmittel der Natur, welches alle Wunden vernarbt — die Vergessenheit.

Wie und wo entstehen die „Schulkrankheiten"?

Von Dr. L. Fürst.

(Fortsetzung.)

Die ersten Anfänge der Skoliose vor der Schulzeit. — Angeborene Anlagen und frühzeitige Einwirkungen. — Einseitiges Tragen und Führen. — Des Kindes Selbstunterricht im Gehen. — Mißverhältniß im Kinderwachsthum und in Kindermöbeln. — Wie soll man Rückenkrümmung und schlechte Haltung beim Arbeiten verhüten? — Ueber „Geradehalter".

Neben der Kurzsichtigkeit nimmt die „Schiefheit der Schultern" und die „Krümmung der Wirbelsäule" einen bedeutenden Rang unter den sogenannten „Schulkrankheiten" ein. „Seit mein Kind in die Schule geht, hat es eine schlechte Haltung," hört man die Mütter so häufig klagen, daß man ohne Weiteres die Schule auch für die Erkrankungen des Knochenbaues zur Verantwortung ziehen möchte.

Auch hier liegt es dem Verfasser fern, die Schule von allem Antheil an derartigen Mißgestaltungen frei zu sprechen. Allein nicht jeder Mensch ist von Haus aus „schlank wie eine Tanne" und von jener gesunden Beschaffenheit seiner Knochen, daß er in normaler Schönheit und Regelmäßigkeit emporwächst. Besonders die Mädchen stellen schon frühzeitig ein größeres Contingent zu der Zahl von Fällen regelwidriger Haltung, die man als Arzt zu beobachten Gelegenheit hat. So viel auch schon über die als „Skoliose" bekannte Seitwärtskrümmung und Achsendrehung der Wirbelsäule geschrieben und für deren orthopädische Behandlung angegeben worden ist, so wenig wird man im Stande sein, dieselbe durch Schulreformen aus der Welt zu schaffen. Es ist ja gar nicht zu leugnen, daß das anhaltende Sitzen in der Classe eine krankhafte Neigung des Skelets nicht verbessern kann, daß Abweichungen leichter Natur, die dem Auge der Eltern bis dahin entgingen, im Schulalter eine immer zunehmende Verstärkung erfahren. Die besorgten Eltern, welche ihren Liebling alsdann erst, wenn auch ein Blinder das Uebel erkennen könnte, dem Arzte mit Vorwürfen gegen die Schule zuführen, ahnen in vielen Fällen nicht, wie ungerecht sie sind. Wie bei vielen chronischen Leiden des Kindesalters tönt ihnen auch hier das verhängnißvolle „Zu spät!" entgegen. Was vermögen Klagen über die Machtlosigkeit des Arztes gegenüber schon ausgebildeten Deformitäten!

Schlummerten doch die Keime oft schon in dem Kinde, ehe es das Licht der Welt erblickte! Kaum ein anderer als der Familienarzt, der nicht selten mehrere Generationen in allen Phasen ihrer Körperentwickelung und Krankheitsanlage verfolgen kann, ist im Stande, die Wahrheit des biblischen Wortes zu verstehen, welches die Vererbung der Sünden der Väter von Geschlecht zu Geschlecht mit ernster Mahnung predigt. Möge die Tilgung der „Sünden" in sittlicher Beziehung mehr Aufgabe des Theologen sein: der Arzt denkt hierbei vor Allem an die Sünden im hygienischen Sinne. Ihm wird der Zusammenhang klar zwischen chronischen Ernährungsstörungen der Großeltern, Eltern und Kinder; er sieht die verderblichen Folgen der Ehen scrophulöser, rachitischer, blutarmer oder zu Tuberkulose geneigter Individuen vor sich. Die Entartung mancher Familien vollzieht sich unter seinen Augen, und in dem schlaffen, schlecht genährten, blassen und knochenschwachen Nachwuchs erblickt er nur das verstärkte Abbild ungesunder Ahnen.

Angeborene oder sehr frühzeitig erworbene Knochenschwäche und Rachitis sind, zum Theil in Folge fortgesetzter unvernünftiger Aufziehung und Ernährung der Kinder, selbst in besser situirten Familien verbreitete Leiden und scrophulöse Knochenleiden ebenfalls keine Seltenheiten. Kein Wunder, wenn bei so vielen Kindern eine Neigung zu Verbiegungen und Verkrümmungen des noch widerstandslosen, nachgiebigen Skelets sich zeigt, sobald das Sitzen, Stehen und Gehen beginnt.

Wenn dann solche mit krankhafter Anlage zu Skoliose oder leichtesten Graden derselben bereits behaftete Kinder die Schule besuchen und nunmehr durch das anhaltendere Sitzen die Rumpflast und der Muskelzug solche Mißgestaltungen verstärken, ist die Schule gewiß nicht allein schuld. Man sehe doch einmal, wie durch einseitiges Tragen auf ein und demselben Arme sich selbst bei einem anfangs gesunden Kinde die Wirbelsäule seitwärts biegt (vergl. Fig. 1), bis sie durch den einseitigen Druck es verlernt, sich wieder völlig gerade zu strecken.

Man sehe, wie durch stetes Führen an einer und derselben Hand eine Schulter und die betreffende Partie der Wirbelsäule in die Höhe gezogen wird und sich schließlich als bleibende „hohe Schulter" darstellt. Um wie vieles mehr müssen solche andauernd falsche Haltungen nachtheilig wirken, wenn dem Knochen die gehörige Festigkeit fehlt, wenn er in krankhafter Weise knorpelig, biegsam bleibt und der sich jahrelang wiederholenden Wirkung von Schwere, Druck und Zug folgt, um endlich in abnormer Stellung zu erhärten. Auch die Art, wie die Kinder gehen lernen, legt nicht selten den Grund zu Mißgestalt der Wirbelsäule, des Beckens und der Beine, zumal die Unsitte, die Kinder zum Stehen und Gehen anzuhalten, noch ehe die Knochen der Beine die nöthige Festigkeit besitzen, um die Körperlast zu tragen.



Fig. 1.

Im Gegensatz zu den völlig verwerflichen Laufstühlen und Laufkörben ist ein recht zweckmäßiger Apparat, um den Kindern das Stehen- und Gehenlernen völlig und mit Ruhe selbst zu überlassen, die sogenannte Gehbarrière*. Dieselbe besteht aus vier leicht zusammenzufügenden, innen gepolsterten Schranken, innerhalb deren das Kind, auf einer ausgebreiteten Decke sitzend, spielt.

Es mag umfallen, sich wieder erheben, nach und nach an einer innen verlaufenden, dicken Wollenschnur sich anhalten und nach Maßgabe seiner eigenen Kräfte aufrichten, schließlich fortbewegen — Alles dies geschieht naturgemäß nach und nach und stets im Einklange mit der Körperentwickelung.

Von einem Drucke gegen die Brust, von einem Hängen des Körpers in den Achseln ist hier keine Rede. Beruhigt kann die Mutter das Zimmer verlassen; das Kind vermag weder Möbels, welche leicht umfallen oder fortgleiten, noch den Ofen, noch etwas Zerbrechliches zu erreichen und wird im Gerade-Stehen, in Aneignung richtiger Körperhaltung sein eigener Lehrmeister.

Es wird behauptet, die Skoliose entstehe erst im sechsten bis achten Jahre, und zwar in Folge der weniger widerstandsfähigen Wirbel und der schwächlicheren Muskulatur in acht Zehntel bis neun Zehntel aller Fälle bei Mädchen. Aber sehr viele Specialisten, von Malgaigne bis Hueter, haben dennoch mit Recht auf die unumstößliche Thatsache hingewiesen, daß schon in der ungleichmäßigen Entwickelung des Knochenbaues, der Wirbelsäule, der Rippen die Ursache gegeben ist.

Jeder Kinderarzt kann es bestätigen, daß neben den angeborenen und sehr frühzeitig erworbenen Anlagen zu Skoliose, die mit der Schule absolut noch nichts zu thun hat, auch die während der Schulzeit sich ausbildende Skoliose auf mechanische Ursachen, nämlich auf falsche Haltung und vorwiegende Beschäftigung mit dem rechten Arme zurückzuführen ist, Ursachen, die gewiß zum großen Theil im Hause sich geltend machen. Wenn man die Kinder bei ihren häuslichen schriftlichen Arbeiten oder beim Lesen beobachtet, ihr Sitzen an hohen Tischen mit horizontaler Platte, ja selbst an Kommoden oder Fensterbrettern, ihre nachlässige, schiefe Haltung mit schräg gelegtem Hefte, auf Stühlen, die dem ermüdenden Rücken nicht die geringste Stütze gewähren, dann ist es wohl kaum zu verwundern, wenn die weitverbreitete rechtsseitige Skoliose sich ausbildet. Es wird in dieser Hinsicht das „Herauswachsen" der Kinder aus ihren Möbels vollständig unterschätzt.

Ein Stuhl, eine Schulbank, die für das Kind nicht mehr paßt, ist nicht nur unnütz, sondern, da sie das Kind zu einer

* Käuflich bei Bandagist Joh. Reichel, Leipzig.

gekrümmten, unnatürlichen Körperhaltung zwingt, geradezu schädlich. Mit Recht muß es deshalb als eine glückliche Neuerung angesehen werden, daß ein hervorragender Industrieller, E. A. Naether in Zeitz, verstellbare Kindermöbels construirt hat, welche mit Leichtigkeit der Körpergröße von sechs bis vierzehn Jahren angepaßt werden können.

Ein Kinderstuhl (Fig. 2 und 3), der dem Wachsthum des Kindes gewissermaßen Schritt für Schritt folgt und seinem Ober-



Fig. 2. Gestellt für 6 Jahre.



Fig. 3. Gestellt für 14 Jahre.

körper, jeder Beinlänge durch fast mühelose Einstellung immer wieder angepaßt werden kann, ein Schulschreibtisch, der für die ganze Schulzeit paßt, das sind hygienisch und finanziell für jeden Familienvater, der nicht in der Lage ist, immer neue Einrichtungsgegenstände anzuschaffen, durchaus praktische Geräthe, die jede Körpergröße sich ungehindert entwickeln lassen.

Ist doch eine rationelle Hausschulbank noch lange nicht genug in Familienkreisen eingebürgert, und selten nur ist bei Eltern die Energie vorhanden, eine nachlässige, zusammengehauchte, schiefe Haltung, wie sie übrigens auch die Mädchen bei Handarbeiten, gleichzeitig mit einseitigem Heben und Senken der Schultern, oftmals zeigen, zu verbessern.

„Es wäre eine große Verkehrtheit" — sagt Uffelmann mit vollem Rechte — „wenn man die Entstehung der Skoliose allein der Schule schuld geben wollte. Ein sehr großer Theil der letzteren fällt zweifellos auf das Haus."

Nicht selten wird auch der sogenannte „krumme Rücken" als „Schulkrankheit" bezeichnet, und man hat von ärztlicher und hygienisch-technischer Seite sich schon lange bemüht, dem für die Athmungs- und Unterleibsorgane verhängnißvollen Krummsitzen zu steuern. Hueter, Lorinser und Andere haben auf die Bedeutung hingewiesen, welche Rolle eine solche anhaltende Krümmung der Wirbelsäule, durch ungleichmäßige Compression der Wirbelknochen, spielt, indem sie den allmählichen Uebergang zu einer wirklichen Knickung der Wirbelsäule, dem leider unheilbaren „Buckel" bildet. Orthopäden wie Schreber und Schildbach haben dieser Entstehungsursache des krummen Rückens ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet, und der Letztere schreibt über die „hockige" Haltung: „Dieser Formfehler zeigt sich hauptsächlich in den ersten Schuljahren. Wenn er nicht rechtzeitig beseitigt wird, so entsteht aus ihm eine dauernde Mißform, welche nicht nur die Wohlgestalt des Körpers, sondern auch die Leistungsfähigkeit der Lungen, besonders ihrer Spitzen beeinträchtigt und dadurch zu ernsten Lungenleiden geneigt machen kann."

Es ist in der That bedauernswerth und jammervoll, wenn man derartige schmale, schlanke, blasse Schulmädchen, die zu untersuchen man veranlaßt wird, mit einem flachen, ja in den oberen Partien selbst eingesunkenen Brustkasten ausgestattet findet, deren kaum noch Respirations-Hebung und -Senkung zeigende Schlüsselbeingegenden für eine bedenkliche Erkrankung der Lungenspitzen über kurz oder lang den günstigen Boden abgeben müssen.

Bloße „Ermahnungen" zum „Geradesitzen" genügen nun, wie schon Schreber, dieser verdienstvolle „Erzieher zur schönen Körperform", anerkannte, nicht, weder in noch außerhalb der Schule. Um das Schulkind bei seinen häuslichen Arbeiten am Vorwärtsbeugen zu hindern, construirte er einen „Geradehalter", welcher auf dem Principe beruhte, eine Schranke vor dem schreibenden Kinde zu bilden und diesem dadurch eine schädliche Annäherung der Brust und des Gesichts an die Tischplatte unmöglich zu machen. Der „Schreber'sche Geradehalter", welcher hier (Fig. 8 und 9) treu nach den Originalabbildungen dargestellt ist,* bildet, wie man sieht, eine sehr einfache, leicht verständliche Vorrichtung.

Ein eiserner Doppelwinkel wird an der Kante der „horizontalen Tischplatte" von unten festgeschraubt, da, wo das Kind arbeiten soll. Das Kind setzt sich nun auf einen gewöhnlichen Stuhl an den Tisch, und die in dem Eisen auf- und abspielende T-förmige Eisenstange wird nunmehr in der für den betreffenden Schüler passenden Höhe derartig durch eine Schraube festgestellt, daß der Querstab etwas unter der Schlüsselbeingegend anliegt. Sobald das schreibende Kind die jetzt herbeigeführte aufrechte Haltung verlassen und sich nach vorn beugen will, drückt der Querstab gegen die oberen Partien der Brust und verhindert das Vorbeugen des Oberkörpers direct, oder durch das unangenehme Gefühl, das der Druck veranlaßt, indirect.

Der Apparat war s. Z., als erste Verwirklichung einer an sich richtigen Idee, unstreitig eine zweckmäßige Neuerung, und da er gleichzeitig sehr solid und fast unzerstörbar war, so fand er eine ziemlich starke Verbreitung und ist noch jetzt in vielen Kreisen beliebt.

Als Abart desselben ist der neuerdings aufgetauchte Theodor Geiger'sche Geradehalter (Fig. 4) zu betrachten. Diese von dem Stuttgarter Mechaniker angegebene Vorrichtung besteht aus zwei verbundenen, mittelst Schraube und Klammer festzuklammernden, nach Tisch- und Kindesgröße verstellbaren Drähten, deren umgebogene Enden zwei gegen die Achseln drückende Ballen aus Eisen besitzen.



Fig. 4. Der Geiger'sche Geradehalter.

Obgleich hier der Druck gegen den Brustkorb nicht in dem Grade, wie bei dem Schreber'schen Geradehalter, stattfindet, so ist hier doch immer das Princip „Druck gegen die vordere Körperfläche" verwirklicht. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses Princip, auf dem beide Geradehalter beruhen, nach den heutigen Anschauungen nicht mehr ohne ernste Bedenken festgehalten werden kann. Der Druck auf die oberen Partien des Brustkorbes oder die Schlüsselbeingruben, der das Kind abhalten soll, sich beim Schreiben zu weit vorzubücken, ist offenbar nicht nur unvortheilhaft, sondern geradezu bedenklich. Die Gegend der Schlüsselbeine und der obersten Rippen vor Druck zu schützen, gerade diesem Theil des Brustkorbes und den Lungenspitzen eine freie, unbehinderte Ausdehnung zu ermöglichen, oder solche ergiebige Vorwölbung dieser Partie möglichst zu befördern, ist gegenwärtig eine wohl ausnahmslos anerkannte Nothwendigkeit.

Dies kann und soll der Schreber'sche oder der Geiger'sche Geradehalter ganz offenbar nicht erzielen. Im Gegentheil wirkt er in den meisten Fällen unmittelbar als Druck gegen diese für die Athmungsorgane so ungemein wichtige Körperregion, und es wird nur von der Aufmerksamkeit, der Augenbeschaffenheit, der Körperkraft des Kindes abhängen, ob dieser Druck nur momentan oder dauernd wirkt. Daß aber der Apparat eine Krümmung der Wirbelsäule nicht verhindern kann, liegt auf der Hand; im Gegentheil, wenn Jemand sich unwillkürlich über eine Barrière hinwegzubiegen strebt, muß die Krümmung der Wirbelsäule geradezu sich steigern.

Zwanzig Jahre waren seit der Angabe dieser Geradehalter vorübergegangen, als Soennecken, dem wir die Einbürgerung der Rundschrift, rationelle Reform der Kalligraphie und treffliche Neuerungen auf dem Gebiete der Herstellung und Auswahl des Schreibmaterials verdanken, seine Vielseitigkeit noch in der Angabe eines neuen Geradehalters bekundete.

Die leicht transportable, billige und darum weiterer Verbreitung fähige Vorrichtung (Fig. 5 und 11) besteht in einem federnden

* Käuflich bei Joh. Reichel in Leipzig.

Metallbügel, der sich an der Tischplatte festklammern läßt und von dem ein Metallstäbchen nach aufwärts geht.

Dies Stäbchen, das man je nach der Größe des Schülers verlängern oder verkürzen kann, trägt oben eine näpfchenartig vertiefte Holzplatte, in welche der Schreibende sein Kinn zu legen hat. Indem das Auflegen und Niederbücken zum Schreibhefte durch Anstemmen des Kinnes an die „Schreibstütze" verhütet wird, strebt Soennecken zugleich eine Verbesserung der Körperhaltung an.



Fig. 5.
Der Soennecken'sche Geradehalter.

Auch dieser kleine Apparat vermag, abgesehen davon, daß er wohl allzu sehr auf den guten Willen des Schülers rechnet, der nur ungern in dieser gezwungenen und absonderlichen Kinnhaltung verharren wird, den anatomisch-physiologischen Anforderungen nicht völlig zu entsprechen.

Insbesondere ist von Augenärzten dagegen geltend gemacht worden, daß die Haltung des Kopfes gegenüber der Schriftfläche eine ungünstige wird, indem die Augenachse mit der Tischebene nicht einen rechten, sondern einen stumpfen Winkel bildet. Auch fehlt bei dieser „Schreibstütze" jeder Einfluß auf eine zweckmäßige natürliche Haltung der Schultern sowie der Wirbelsäule. Es ist entschieden anfechtbar,



Fig. 6. Verstellbarer Schulschreibtisch.



Fig. 7. Der Fürst'sche Geradehalter.



Fig. 8. Der Schreber'sche Geradehalter.

wenn behauptet wird, die Schreibstütze zwinge zum selbstständigen Geradesitzen und „erziehe mit der Zeit zu einer guten Haltung".

Die Haltung ist ebenso „unselbstständig" wie bei jedem Geradehalter; jeder Geradehalter übt einen „Zwang" aus und es kommt nur darauf an, welcher Zwang für Auge, Brust und Wirbelsäule der rationellste, vortheilhafteste ist. Mit der Zeit „erziehen" kann ein Geradehalter nur bei gleichzeitiger Aufmerksamkeit und Selbstbeobachtung des Kindes und genügender Kraft desselben. Ob das Anstemmen des Kinnes oder Brustkastens vortheilhafter ist, als das Zurückziehen der Schultern, darüber kann selbst der Laie kaum im Zweifel sein.

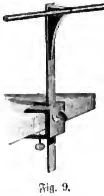


Fig. 9.

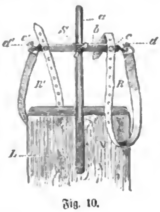


Fig. 10.



Fig. 11.

Diese Thatsache, daß die sämmtlichen bisher existirenden Vorrichtungen nur auf einem Druck der Brust oder des Kinnes gegen eine Widerstand bietende Querstange, gegen Pelotten, oder gegen eine runde, ausgehöhlte Holzplatte, also auf einem Anstemmen der Vorderfläche des Körpers beruhten, veranlaßte den Verfasser zu der Verwirklichung einer schon seit längerer Zeit von ihm in den Grundzügen festgestellten Idee eines jeden Druck vermeidenden „Geradehalters".

Das leitende Princip mußte unstreitig ein Zug der Schultern nach hinten sein, der dem Brustkasten eine völlig ungehinderte Vorwölbung, Ausdehnung und Athembewegung ermöglicht, ja, eine solche womöglich begünstigt. Das Ergebniß dieser Versuche, die „krumme Rückenhaltung" mancher Schüler und Schülerinnen auf rationelle Weise zu beseitigen, führte den Verfasser zur Angabe des folgenden Geradehalters* (vergl. Fig. 7 und 10).

Ein Eisenstab a ist in senkrechter Richtung an der hinteren Seite der Lehne L einer mit schräger, verschiebbarer Tischfläche versehenen Hausschulbank (zur Noth auch an der Lehne eines gewöhnlichen Stuhles) mit zwei Schrauben XX befestigt. In der Mitte dieses Stabes befindet sich ein Schlitz, in welchem ein vorn mit flachem Knopf versehener eiserner Querstab b hinten durch eine Schraube S in jeder beliebigen Höhe, wie sie den Schultern des Kindes entspricht, fest eingestellt werden kann. Letzteres geschieht bei Kindern mit normaler Haltung horizontal, bei Kindern, die eine einseitige schiefe Haltung oder bereits eine hohe Schulter haben, kann man diesen Querstab derartig schräg stellen, daß man die Seite, welche der zu hohen Schulter entspricht, tiefer stellt, wodurch man zugleich die Ausgleichung einer solcher Mißform begünstigt. Nahe den Enden des Querstabes befinden sich auf dessen hinterer Fläche zwei Knöpfe CC' zum Befestigen der Achselriemen RR', und ganz an den Enden zwei spiral nach aufwärts gedrehte Haken dd', in welche die an den Riemenenden befindlichen Ringe sehr leicht eingehakt werden können, ohne wieder herauszugleiten. Diese Riemen werden, der Größe jedes Kindes angemessen, ein- für allemal so eingeknöpft, daß, wenn die Riemen unter den Achseln nach vorn geführt und dann die Ringe oben eingehakt sind, das Kind in ganz ungezwungener, aufrechter Stellung dasitzt, ohne sich vorbiegen zu können.

Mit nicht größerem Zwang, als bei dem gewohnten Schultornister, werden die Schultern zurückgezogen, die Wirbelsäule streckt sich ein wenig, der Brustkorb tritt dem entsprechend vor und doch bleibt für alle nöthigen Bewegungen genügend freier Spielraum. Das Kind kann während der Arbeit seine Haltung nicht vernachlässigen. Es schlüpft selbst leicht in die Riemen und fühlt kaum den Zwang, da es durch den Schultornister gerade an diesen Riemenzwang gewöhnt ist.

Wenn man zur Aufnahme des Tintenfasses beim Schreiben in bequemer Entfernung an der rechten Seite der Schultischplatte einen eisernen oder hölzernen Ring anbringt, aus welchem, nach

* Käuflich bei Alex. Schädel in Leipzig.



Auch eine Heldenthat. Nach dem Oelgemälde von Ernst Meißner.

Arbeiten, das Tintenfaß wieder herausgenommen werden kann, um an seinen gehörigen Platz gebracht zu werden, so erleichtert dies den Gebrauch dieses Geradehalters noch besonders.

Hier ist also derselbe Effect erreicht, daß das Kind sich bei seinen häuslichen Schularbeiten — und hierfür ist die Vorrichtung zunächst bestimmt — nicht zu nahe vorbiegen kann, aber zugleich ist jeder Druck auf den Brustkasten, jede Behinderung der Lungen vollständig ausgeschlossen. Die oberen Lungengebiete, die sonst bei der hockigen Haltung keine Hebung der obersten Rippen, keine Vorwölbung ausführen können und bekanntlich am frühesten der Sitz unheilbarer Erkrankung werden, behalten hier eine freie Function, ja diese wird befördert. Diejenigen Augen- und Lungenleiden, die ihren Grund nur in vernachlässigter gebückter Haltung haben, werden, soweit dies überhaupt durch einen solchen Apparat zu verhüten ist, von Anfang an rationell bekämpft. Der Hauptzweck aber, die zwanglose Streckung der Wirbelsäule, die natürliche, freie, nicht tief herabgebückte Haltung des Kopfes, die ganz naturgemäß bleibende Bluteirculation, und die für jedes Kind leichte Anwendung mit gewohnten Handgriffen — alles dies dürfte wohl die Einführung einer sehr einfachen Vorrichtung in geeigneten Fällen als berechtigt erscheinen lassen. Dieselbe würde gewiß dazu beitragen, einer der häufigsten sogenannten „Schulkrankheiten" mit mehr Erfolg, als bisher, vorzubeugen.

Und das Verhüten von Krankheiten ist ja beim Kinde von ungleich höherer Bedeutung, es ist besonders bei Verkrümmungen und Verbiegungen des noch nicht völlig verknöcherten Skelets dankbarer und erfolgreicher, als die orthopädische Verbesserung ausgebildeter, gewissermaßen erstarrter Mißgestaltungen, daß man stets hier an das Beachten und Bekämpfen der unscheinbarsten Anfänge denken sollte.

Natürlich schließe ich mich vollkommen der Ansicht an, daß ein Geradehalter niemals nützen, ja eher schaden kann, wenn die Muskulatur und der Knochenbau des Kindes für ein längeres freiwilliges Geradehalten noch zu schwach sind. Kräftigung des Körpers muß hier unzweifelhaft vorangehen.

(Schluß folgt.)

Die Schuhmacherbörse in Berlin.

Noch vor dreizehn Jahren hatte die Börse für den Nichtkaufmann nur ästhetischen Werth. War man in einer mit einer Börse beglückten Stadt zu Besuch, so wurde man darauf aufmerksam gemacht, daß von der Gallerie aus das Durcheinandersprechen der Stimmen dem Brausen des Meeres gliche. Man stieg zu diesem Zweck in Frankfurt oder in Hamburg auf einige Stunden aus, wie man in Haarlem oder Freiburg aussteigt, um die berühmten Orgeln zu hören. Das Rauschen des Börsenmeeres aber erfüllte den musikalisch und poetisch beanlagten Laien mit dem Gefühle des Erhabenen. Er glaubte die gewaltige Majestät des wirthschaftlichen Verkehrs gesehen und gehört zu haben. Und wie war man im Innersten gerührt und erfreut, wenn man diese unendlich großen Männer, welche das Rad der Zeit ein wenig in den Händen hatten, an der Fruchtbörse mit Erbsen- und Bohnenproben nach einem einsamen Hute auf der Gallerie werfen sah, oder wenn man, durch einen guten Freund auf den Schauplatz der Begebenheiten geführt, bemerkte, daß die ernsten Helden des Courszettels und des Ultimo auch für die minder ernsten Angelegenheiten des irdischen Lebens Interesse hatten, wie sich Meyer und Mayer z. B., angenehm auf eine Causeuse hingegossen, ungezwungen über die Prima Ballerina und die neue Luftvoltigeuse unterhielten. Ach, die Zeiten sind längst dahin! Man befand sich damals noch in dem wirthschaftlichen Unschuldszustande. Wenn man jetzt von der Börse spricht, so denkt man an Giftbäume, unsinnige Speculationen, ungeheure Gewinnste, vernichtenden Verlust, Thränen von Wittwen und Waisen und einiges Andere.

Daran aber sollte man bei der Berliner Schuhmacherbörse nicht denken. Sie ist, was die Börse sein will und soll, eine Vereinigung von Kaufleuten, in diesem Falle also von Handwerkern, zur Abschließung von Geschäften und zum Zwecke eines rascheren Ueberblickes über den Markt. Man gab durch dieselbe dem Handwerke eine kaufmännische Organisation, um es gegen die kaufmännische Concurrenz zu schützen. Diese Concurrenz müssen wir uns vor Allem vergegenwärtigen, wenn wir die Bedeutung der genannten Börse begreifen wollen.

Ein Jeder von uns kennt die großstädtischen Kleider- und Schuhmagazine, welche gewöhnlich von einem Kaufmanne gehalten werden. Derselbe kauft die Rohmaterialien im Großen, also billiger ein, als der Handwerksmeister, welcher nur über geringes Geldcapital verfügt, läßt eine Reihe von Handwerkern für sich arbeiten und beschäftigt sie auch für geringen Lohn, wenn sonst Geschäftsstille herrscht. Je mehr die Löhne gedrückt werden, um so höher hebt sich natürlich der Gewinn des Unternehmers und um so billiger kann er verkaufen. Aus diesem Grunde sind die Löhne der für ein Magazin arbeitenden Handwerker natürlich außerordentlich gering.

Noch trauriger gestalten sich die Verhältnisse, wenn eine Mittelsperson, gewöhnlich ein Handwerker, zwischen dem Unternehmer und den Handwerkern steht, welcher die gesammten Aufträge des Magazininhabers übernimmt, sie dann an die einzelnen Handwerker überträgt und die fertigen Waaren wieder an denselben gegen baare Zahlung abliefert. Dieser zweite Unternehmer will auch einen guten Verdienst haben. Der Unternehmer ist nicht geneigt, ihm denselben aus seiner Tasche zukommen zu lassen; also muß er die Arbeitslöhne, welche er den einzelnen Handwerkern auszahlt, verkürzen. Ein solcher Handwerker in einer großen Stadt Europas theilte mir mit, daß er wöchentlich zweihundert Mark verdiene. Der Arbeiter muß, um leben zu können, seine Arbeit rasch und oberflächlich anfertigen, das höchste Dachzimmerchen beziehen, die elendeste und kärglichste Nahrung zu sich nehmen.

Die großen Magazine sind deshalb sowohl dem auf Bestellung arbeitenden, sonst wohlsituirten Handwerksmeister, als dem kleinen Arbeiter ein Dorn im Auge. Da sie billiger verkaufen, als er verkaufen kann, nehmen sie dem Ersteren all die Kunden weg, welche für gute Arbeit und genaues Sitzen keine hohen Auslagen bezahlen können und die wahrscheinlich höheren Rohstoffpreise des Handwerksmeisters nicht bezahlen wollen. Der arme Arbeiter aber sieht sich und seine Familie in seiner Existenz bedroht; auch der Ausweg, mehr und schlechtere Arbeit in derselben Zeit zu machen, rettet ihn nicht immer und jedenfalls nicht auf lange Zeit. Der Arbeitgeber weist minderwerthige Arbeit zurück, lohnt sie im Einzelnen schlechter, oder setzt allmählich den Stücklohn herunter.

Handwerksmeister und selbstständiger Arbeiter haben darum Beide das Interesse daran, die Concurrenz der Kaufleute auf dem Gebiete des Handwerks unschädlich oder unmöglich zu machen. Die Gesetzgebung wird sich schwerlich dazu verstehen, dieselbe zu unterdrücken. Der Handwerksmeister muß deshalb entweder selbst Kaufmann werden, selbst ein Magazin halten, oder eine Production genossenschaftlich mit Anderen eingehen. Im ersteren Falle wird er sich mit Anderen zum gemeinschaftlichen und billigen Ankaufe von Rohstoffen in großen Quantitäten verbinden. Aber der großen Masse der Arbeiter ist damit nicht geholfen. Man muß sie in eine solche Lage versetzen, daß sie ihre Arbeit verkaufen können, ohne daß sie auf Bestellung eines Unternehmers arbeiten und ohne daß aus ihrem Arbeitsverdienste der Gewinn des Mittelsmannes und des Arbeitgebers bestritten zu werden braucht.

Das hat man für das Schuhmacherhandwerk mit der Berliner Schuhmacherbörse erreicht. Jeder selbstständige Handwerker kann auf seinen Gewerbeschein hin und gegen die geringe Gebühr von fünfundzwanzig Pfennig einmal in der Woche, und zwar Montags von zehn bis ein Uhr, seine fertige Waare in dem großen Saale des Handwerkervereins ausstellen und sie dort verkaufen. Hierdurch erhält er zunächst in kleinen Zwischenräumen den Lohn für seine Arbeit. Indem er ferner die Waaren seiner Concurrenten sieht und die Verkäufe beobachtet, gewinnt er den besten Ueberblick über die Art und Qualität der verlangten Waare. Ein weiterer Vortheil ist der, daß die Schuhmacherbörse die Arbeitsleistung befördert, weil Jeder eine größere Sicherheit hat, daß die Arbeit, zu der ihn Befähigung, Gewohnheit und andere Umstände bestimmen, auch wirklich gekauft wird.

Ebenso hoch muß man es anschlagen, daß jeder Handwerker

dort die Waaren, welche er selbst nicht bestellt, aber braucht, billig kaufen kann. Auf diese Weise wird es dem Handwerker mit geringem Capitale möglich, einen kleinen Laden zu halten und größere Bestellungen mit geringem Arbeitspersonal auszuführen. Vor Allem aber fällt die größere Freiheit und Selbstständigkeit in's Auge, welche die Börse dem kleinen Handwerksmanne gewährt.

Auch den Verfertigern von Handwerkszeug, den Posamentieren und Gerbern ist es erlaubt, ihre Waaren auszustellen. Dagegen hält man mit größter Strenge jede Art von Kaufleuten, selbst Lederhändler von dieser Börse fern. Sie soll nur den Interessen der producirenden Stände dienen.

Ob die Berliner Börse alle die Wirkungen, welche hervorzubringen sie die Tendenz hat, auch im vollsten Maße gebracht hat, weiß ich nicht. Zwei Wirkungen aber treten deutlich hervor. Erstens hat sie das kaufmännische Element im Schuhmacherhandwerke zurückgedrängt. Dafür existiren große Läden und Magazine, welche von Handwerksmeistern gehalten werden. Ob die Lage der für diese Magazine arbeitenden kleinen Handwerker eine bedeutend bessere ist, als diejenige der für kaufmännische Unternehmer wirkenden Genossen, weiß ich nicht. Zweitens wird die Börse nicht blos von den hauptstädtischen Schuhmachern, sondern auch von vielen Handwerksgenossen aus der Provinz, ja sogar aus größerer Entfernung, z. B. von Stettin und Hamburg besucht. Dieser Umstand ist jedenfalls ein deutlicher Beweis, daß sie die wirthschaftliche Lage eines großen Bruchtheiles von Schuhmachern zu heben im Stande ist.

Es herrscht darum auch am Montagmorgen ein lebendiges Treiben in der Sophienstraße, wenn die Thüren noch nicht geöffnet sind und sich draußen die Besucher der Börse, theilweise mit ihren Waaren beladen, an einander vorüberdrängen und immer neue Concurrenten in der stillen Gasse erscheinen. Endlich thut sich die Thür auf, und nun geht es an dem Börsenvorstande vorbei, der in der Halle an einem langen Tische die Eintrittsgebühr erhebt, durch das große Restaurationslocal in den breiten, etwas dunklen Saal. Hier werden auf langen, parallel mit einander laufenden Tischen, sodaß nur schmale Gänge übrig bleiben, die Waaren ausgebreitet. Aber es haben sich so viele Börsenbesucher eingefunden, daß man auch die beiden Gallerien noch zur Ausstellung der Waaren hat benutzen müssen. Kein Plätzchen ist unbenutzt geblieben.

Das Goethe'sche Wort von der „quetschenden Enge" charakterisirt die Berliner Schuhmacherbörse am besten, wo in schmalen Gängen die Käufer an einander vorüberdrängen und die Verkäufer uns zum Ankauf ermuntern. Es ist in der That ein Jahrmarkt unter Dach und Fach. Hier stehen saubere Leisten, funkelnde Ahlen, vorzügliches Pech, dort in langer Reihe die zierlichsten Kleinkinderschuhe, daneben plebejische, ungewichste, plumpe Schaftstiefel, von denen uns ein Dutzend zu einem unglaublich geringen Preise angeboten wird. Nun kommen wir an einer Stelle vorüber, die kein Vater mit seinem achtjährigen Söhnchen ungestraft betreten würde: denn vor uns erhebt sich, gerade aufgerichtet in Reihe und Glied, ein Regiment nagelneuer, verlockend aussehender Husarenstiefel. Zur Abwechselung eine Ausstellung von Posamentierwaaren, lange Schnüre, elegante Knöpfe und Bänder von eigenthümlicher Farbenzusammenstellung. An einer Stelle verweilen wir etwas länger, denn hier präsentiren sich verführerisch die schmucksten, kleinsten Damenstiefel. An einer anderen eilen wir um so rascher vorüber — denn dort riecht es sehr stark nach Leder.

Wir begeben uns in das Restaurationslocal und suchen im Genusse der tiefen Befriedigung, mit der uns die Wanderung durch die Schuhmacherbörse erfüllt hat, das Phänomen volkswirthschaftlich zu bestimmen. Es ist ein ganz auf der Grundlage der heutigen Erwerbsordnung beruhender eigenthümlicher Versuch, die Lage der Handwerker zu heben. Eine gewisse Aehnlichkeit zeigt eine Veranstaltung der Weberzünfte in den Niederlanden, nämlich die in einigen Städten Flanderns noch heute sichtbaren Tuchhallen, wo die Waaren sämmtlicher Meister ausgestellt und verkauft werden. Kurz, die Berliner Schuhmacherbörse ist die Uebertragung eines kaufmännischen Gedankens auf das moderne Handwerk.

Wir können nur Jedem, der an den mannigfachen Bestrebungen zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen Antheil nimmt, empfehlen, die Schuhmacherbörse zu besuchen, und wir legen es den wohlhabenden Freunden der arbeitenden Classen, welchen ihre Wohlhabenheit das Köstlichste, die Freiheit, über ihre Zeit zu verfügen, gewährt, an's Herz, für die Verbreitung dieser Institution mit Rath und That zu sorgen. Eines scheidet England und Deutschland tief: das ist die hülfsbereite werkthätige Gesinnung, der großartige Gemeingeist der wohlhabenden Classen jenseits des Canals. Wir haben eigentlich nur ein großes Beispiel solch hoher Gesinnung aufzuweisen: Schulze-Delitzsch. Hoffentlich werden bald andere Männer den Spuren des großen Todten folgen.

Wenn heutigen Tages der ökonomische Liberalismus immer mehr Anhänger verliert, dann liegt das zweifellos daran, daß in Deutschland die positive Ergänzung zur Niederreißung überlebter Schranken fehlt, welche in dem heilsamen volkswirthschaftlichen Wirken der oberen Classen für die unteren besteht, nicht in einem Wirken mit Reden und Resolutionen, sondern mit ernster, stiller, andauernder Arbeit. Wo ein solches Vorkämpferthum nicht besteht, da schreit das Volk natürlich nach Reaction und Staatshülfe, wie auch in einem Staate, wo es an dem guten Willen und dem Material für die Durchführung der Selbstverwaltung fehlt, schließlich doch wieder die Bureaukratie trotz aller Anfänge und Declamationen das Heft in die Hände bekommt.

Wilhelm Hasbach.

„Mein Bub'."

Ich soll „Mein Bub'!" nicht zu dir sagen,
Weil du schon über zwanzig zählst,
Weil du des Königs Rock getragen
Und nächstens gar zum Reichstag wählst?
Du meinst es nicht so! — Ich vergebe!
Ich weiß, du bist nicht so gesinnt;
Doch wenn ich hundert Jahre lebe,
Bleibst du mein Bub', bleibst du mein Kind!

Wohl bist du groß, und doch! — ich sehe
Dich heute noch wie dazumal,
Als dich nach langem, bitt'rem Wehe
Beschien der erste Sonnenstrahl.
Dein Vater stand von Glanz umflossen,
Als er dich in die Höhe hob,
Als er dich froh an's Herz geschlossen
Und selig rief: „Ein Bub'! Gott Lob!"

Und unsre Anverwandten kamen,
Um dich zu sehn, der Reihe nach.
Ich weiß noch all' die zarten Namen,
Die Jedes schmeichelnd zu dir sprach,
Und deine lieben Aeuglein schauten
Verwundert in die Welt hinein,
Und rings erklang's in Himmelslauten:
„Der liebste, schönste Bub' ist dein!"

Sieh her! Kennst du die blonden Haare?
Du warst ein Kind noch, winzig klein:
Da lag auf schwarzbehängter Bahre
Dein holdes, ältstes Schwesterlein.
Entsetzlich war des Vaters Jammer,
Als man das schöne Kind begrub;
Doch ich schlich still in meine Kammer —
Und weinte leis' bei meinem Bub'.

Und zwanzig lange Jahre flogen
Vorbei seit jener schlimmen Nacht.
Ich hab' gelehrt dich und erzogen,
Hab' dich zum braven Mann gemacht. —
Stets warst du gut; doch auch nicht selten
Bei einem wilden Bubenstreich —
Ach, deines Vaters Zornesschelten
Riß in das Herz mir dornengleich.

Und wenn man bös und schlecht dich nannte,
Dann sah ich schmerzlich himmelwärts.
Ich war die Einz'ge, die dich kannte:
„Mein Bub' hat doch ein gutes Herz!" —
An eins nur will ich dich noch mahnen,
An eine kaum vergang'ne Zeit;
Da zog mit seines Königs Fahnen
Mein lieber Bub' zum blut'gen Streit.

Dann war's in einer Mittagsstunde:
Ein Brief kam an von Freundeshand:
Es lag mit schwerer Todeswunde
Mein lieber Bub' im fernen Land. —
Ich fand ihn in dem Lazarethe,
Mit Wunden seine Brust bedeckt,
Bleich lag er da, auf hartem Bette,
Starr, wie ein Todter hingestreckt.

Ich kann es keinem Menschen sagen,
Was ich gelitten und durchlebt,
Als er die Augen aufgeschlagen,
Da rief ich wild: „Mein Bube lebt!"
Dann stürzt ich hin und weinte leise
Und wachte, weinte nächtelang,
Bis mich nach altgewohnter Weise
Ein lieber, theurer Arm umschlang.

Ich riß mich los aus diesem Arme,
Ich schrie hinaus in Nacht und Wind:
„Barmherz'ger, guter Gott, erbarme
Dich meiner, lasse mir mein Kind!"
Du bist gerettet durch ein Wunder,
Nun danke Gott, du stolzer Mann,
Daß dich ein Mund noch, ein gesunder:
„Mein Kind, mein Bube" nennen kann!

Ludwig Lantz.

Blätter und Blüthen.

Erbarmt Euch der Waisen!

Eine Bitte für ein deutsches Forstwaisenhaus. Schutz dem Wilde — Schutz dem Walde nicht allein gegen unbefugte Frevler, sondern auch gegen die eigene Mordlust, gegen die eigene Habgier, das ist ein Ruf, der jetzt durch ganz Deutschland geht und Widerhall findet in allen treuen deutschen Jägerherzen, ein Ruf, der die Devise geworden ist für viele Tausende von Männern aus allen deutschen Gauen, die ein warmes Herz haben für das edle Waidwerk und für den schönen Wald und die sich vereinigt haben zur Bildung eines allgemeinen deutschen Jagdschutzvereins. Viel Segensreiches ist bereits von dieser nationalen Vereinigung geschaffen, ein neues Denkmal treuer Liebe und deutscher Einigkeit soll dem hinzugefügt werden.

In der Nähe des märkischen Waldidylles Hubertusstock in der Schorfhaide, des alten Jagdschlosses der Hohenzollern, liegt der Ort Groß-Schönebeck. Waldesruhe rings umher, nur der Schrei des Hirsches unterbricht die einförmige Stille. Hier soll ein Asyl geschaffen werden für die Waisenknaben deutscher Forstbeamten, staatlicher, communaler und privater; hier sollen die Kinder, die im grünen Walde aufgewachsen sind, einen Ersatz für ihr so früh verlorenes Elternhaus finden und vorbereitet werden zum Beruf ihres Vaters oder auch zu einer anderen Lebensstellung.

Der Ort ist gefunden, in ihm aber auch der Mann, welcher befähigt ist eine derartige Anstalt zu leiten, und dessen warmes Herz die Bürgschaft giebt, daß die Waisenknaben bei ihm in guter Hand sind. Es ist dies der Lehrer Kortenbeitel, der Begründer der ersten preußischen Försterschule, von dem auch zuerst die Idee zur Errichtung einer Anstalt für Waisenknaben deutscher Forstbeamten ausging. Der preußische Minister für Land- und Forstwirthschaft, Dr. Lucius, sowie der Oberlandforstmeister Ulrici traten warm für die Sache ein, der deutsche Jagdschutzverein erklärte, das Waisenhaus in jeder Weise unterstützen zu wollen, und der Kronprinz des deutschen Reiches übernahm das Protectorat der zum Andenken an seine silberne Hochzeit errichteten Stiftung.

Bereits sind 18,000 Mark zum Bau der projectirten Anstalt gesammelt und dem preußischen Ministerium für Land- und Forstwirthschaft, welches dereinst die Aufsicht über die Anstalt übernehmen wird, zugestellt worden, aber eine große Summe wird noch erforderlich sein, bevor mit dem Bau des Waisenhauses begonnen werden kann. Auch diese wird beschafft werden. Man rühmt die edle deutsche Jägerei. Nun, da müssen auch viele edle Herzen unter den deutschen Jägern schlagen, die gern geben für ein gutes Beginnen, für die armen Kinder, die ihren treusorgenden Vater, oft in gewissenhafter Ausübung seines Berufes, in hartem Kampfe mit Wild- und Waldfrevlern, verloren haben.

Herbei, Ihr deutschen Jäger, die Ihr Wild und Wald liebt, sorgt für die besonderen Schützer derselben, sorgt, daß der treue Beamte wenigstens den Trost und die Gewißheit hat, daß seine Knaben ein Obdach und Asyl finden werden, wenn Ehre und Pflicht ihn in den Kampf treiben und er in diesem unterliegt. Sammelt auf den Jagden und auf Festen der verschiedensten Art, setzt Strafen für Fehlschüsse und für waidmännische Verstöße auf den Jagden aus und sucht auch in Freundeskreisen für Groß-Schönebeck zu interessiren. Der Dank der Forstbeamten wird Euch nicht fehlen.

Wer aber auch kein Jäger und kein Waldbesitzer ist, jedoch die grüne Farbe und den grünen Wald liebt und wer sich freut, daß wieder einmal ein Monument deutscher Einigkeit erstehen soll, auch dem sei die Sache an's Herz gelegt; sein Scherflein wird in deutschen Jägerkreisen doppelt freudig begrüßt werden.

Die „Gartenlaube“ ist gern bereit jede Gabe anzunehmen, und mit der ersten Quittung, welcher viele andere recht bald folgen mögen, schließt sie diesen Aufruf, der sicherlich nicht ungehört verhallen wird.

Für das deutsche Forstwaisenhaus sind eingegangen: v. B. 100 M.; W. B. 5 M.; Ein frühzeitig Verwaister 3 M.; Verlagshandlung der „Gartenlaube“ 100 M.; R. G. 4 M.

Weitere Beiträge sind zu adressiren: „An die Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig“.

Kleiner Briefkasten.

Herrm. Sch. A. Die „Gartenlaube“ veröffentlichte bis jetzt folgende Romane von E. Marlitt: „Die zwölf Apostel“ (1865), „Goldelse“ (1866), „Blaubart“ (1866), „Das Geheimniß der alten Mamsell“ (1867), „Reichsgräfin Gisela“ (1869), „Das Haideprinzeßchen“ (1871), „Die zweite Frau“ (1874), „Im Hause des Commerzienrathes“ (1876), „Im Schillingshof“ (1879) und „Amtmanns Magd“ (1881).

A. R. in Petersburg. Um des Zwecks willen würden wir beiden G. den Raum gönnen, wenn sie so, wie sie sind, abgedruckt werden können.

O. M. in W. Inhalt gut, aber die Form verdirbt ihn. Wer kann so zerhackte Verse lesen, wie:

„Schneidend pfeift der Nordwind, beiden
Würdiger Geselle. — Tiefe
Stille. Friede wohnt hier unter
Allen Dächern. Glücklich in der
Hütte &c.“

M. F. in B. Danke für die freundliche Sendung — aber Uebersetzungen werden grundsätzlich in der „Gartenlaube“ nicht abgedruckt, wenn nicht ein zeitgeschichtlicher Inhalt eine Ausnahme gestattet.

E. H. in D. Ihre Anfrage nach dem Verfasser eines Gedichts: „Die letzte Nacht der Girondisten“ kommt vielleicht durch diese Veröffentlichung derselben am raschesten zu einer Beantwortung.

Für die Nothleidenden in der Eifel

gingen ferner ein: Ungenannt in Buckau 3 M.; G. M.ck in Berlin 20 M.; C. Guth in Magdeburg 5 M.; Frau Stohp in Altona 6 M.; P. T. in Berlin 1,50 M.; B. in Bojanowo 3 M.; Erna Hirschbrunn in Mannheim 15 M.; Franz Göllrich in Berlin 5 M.; Ungenannt in Crimmitschau 10 M.; H. R. in Dessau 3,05 M.; Ungenannt in Steglitz 3,05 M.; A. Witkening in Stadthagen 6 M.; W. John in Ojas 6 M.; W. H. in Hersbruck 10 M.; Frau Superintendent Pfaff in Altenbruch 6 M.; S. Müller in Schlawin 3 M.; A. v. M. in Coburg 3 M.; O. Wilhelmi in Wiesbaden 20 M.; Ungenannt in Ebersbach 2,50 M.; Renneberg in Wasserleben 50 M.; R. Dietz in Stettin 10 M.; A. Schwachheim in Mannheim 10 M.; Gutsbesitzer Julius Fritzsche in Zschernitzsch 3 M.; Rentier H. Engelhardt in Berlin 25 M.; P. P. in Hamburg 10 M.; vom Solotisch in Beckedorf 12 M.; O. O. in Cottbus 10,05 M.; F. G. D. in Lausigk 3,05 M.; Militärverein in Seifhennersdorf 10 M.; Albert Meyer in Mainz 5 M.; B. in Dortmund 6 M.; G. M. Römer in Judenburg 5,13 M.; Club Pizzicato in Buxtehude 4 M.; G. Löwensohn in Fürth 6 M.; Ungenannt in Malta 10 M.; W. F. in Dresden 5,05 M.; E. G. in Markneukirchen 6 M.; P. Sch., M. Sch. und H. Sch. in Gr. 6 M.; Fr. St. in Themar 3 M.; A. Müller in Küstrin 5 M.; Rittergutsbesitzer Scheurich in Jauchendorf 10 M.; K. Wetz in Kaiserslautern 3 M.; A. Bernard in Dessau 5 M.; F. Zander in Rohrsheim 10 M.; C. W. in Warnsdorf 20 M.; „Nächstenliebe“ in Gassen 3 M.; A. Walther in Künzelsau 5 M.; C. A. Matthaei in Bellville, Austin County, Texas, 20 M.; Fräulein W. Düster in Rostock 10 M.; F. W. R. in Spandau 3 M.; E. v. H. in Oppeln 5 M.; O. D. in Magdeburg 10 M.; L. S. in Deutz 10 M.; Emilie Weiß in München 4 M.; C. S. in Carlshafen 3 M.; Frau O. in Dresden 4 M.; Frau B. J. in Hanau 50 M.; Odd Fellow-Loge, Becker Loge Nr. 6, v. S. in Chemnitz 50 M.; H. Knittel in Stuttgart 20 M.; C. W. F. in Lauenstein 5 M.; H. Zwarg in Berlin 3,05 M.; Hans und Elsa in Gambrinus bei Halberstadt 2,05 M.; R. R. in Steinigt-Wolmsdorf 3,05 M.; Bruno Knopfe in Eisenberg 2,50 M.; C. H. in Sterkrade 6 M.; Expedition der Göttinger Zeitung in Göttingen 80 M.; L. B. in Berlin 6 M.; R. Lactich in Erfurt 10 M.; F. u. F. Schwager in Bamberg 5 M.; Baurath Graeve in Czarnikau 5 M.; Dr. Lehfeldt in Lehfelde 30 M.; M. B. in Nordhausen 5 M.; J. und M. in Magdeburg 12 M.; Frau Natalie Kühn in Berlin 10 M. und ein Packet Kleidungsstücke; Ungenannt in Berlin eine Kiste Kleidungsstücke; E. Jessen in Lübeck ein Korb Kleidungsstücke; Ungenannt 2 Dollar; J. H. in Richmond, Mo., 2 Dollar; Oscar Lenzner sen. in Caß City, Mich., 5 Dollar; R. D. in F. 2 Rubel; Familie Hönicke in Lodz 3 Rubel; „Wenig, aber von Herzen“ aus Mailand 10 Lire; drei Deutsche Rußlands 30 M.; E. Woelcke in London 20,45 M.; S. in München 5 M.; T. A. in Elbing 3 M.; Marie Schwarz 5 M.; einige jugendliche Arbeiter in Gruna bei Dresden 1,20 M.; J. F. 5 M.; A. J. 3 M.; von fünf Deutschen in Nordfrankreich 15 M.; Poststempel Gotha 5 M.; A. Eg. in Leipzig 5 M.; ein „Pulverkopp“ 0,50 M.; am 16. Juni im Spiel gewonnen 5 M.; von einem Eifler Kind 1,50 M.; Poststempel Neidenburg „Spät, aber herzlich gern“ 1 M.; Th. Jul. Sch. in Forst eine Sendung Kleidungsstücke; A. H. in Roßlau 1 M.; Ungenannt in Wolmirstedt 1,50 M.; Ungenannt in Hannover 1 M.; Abonnent in Basel 5 M.; Julius Milde in Leipzig 51,25 M.; Balbina Springer in Weletsdorf 2 Gulden ö. W.; Ungenannt in Hannoversch-Münden 10 M.; „O lieb, so lang Du lieben kannst“ in Dresden 1,50 M.; Ungenannt in Riga 5 Rubel; Knibbe in San Francisco 5 Dollar; ein früherer Reisender 10 M.; Frau E. S. 3 M.; C. S. in W. (Böhmerwald) 5 Gulden ö. W.; August Tathe in Hainrode 5 M.; Ungenannt in Cap Haiti 20 Dollar; K. K. 3 M.; im Spiel gewonnen von F. M. in Frankfurt am Main 1 M.; Ungenannt 3 M.; Abonnent in Kattowitz 20 M.; Clara und Karl 3 M.; „Wenig aber herzlich“ in Langwedel 5 M.; Eva H. 10 M.; Ungenannt in Rostock ein Packet Kleidungsstücke und 35,50 M. (Erlös für eine goldene Taschenuhr, einen defecten goldenen Ring und eine Halskette); B. E. in Bremen 6 M.; eine Eiflerin im Ungarland 8,54 M.; R. W. 100 M.; Ungenannt in Rußland 10 Rubel; A. K. in E. 10 M.; Emeline 6 M. (Erlös für eine vergoldete Nadelbüchse); Quatre têtes carrées à Courtrai 15 M.; C. K. in L. 13,50 Gulden ö. W.

(Summa 1334 Mark 47 Pfennig, 10 Lire, 20 Gulden 50 Kreuzer ö. W., 20 Rubel, 34 Dollar, 5 Sendungen Kleidungsstücke.)

Inhalt: Ueber Klippen. Von Friedrich Friedrich (Fortsetzung), S. 529. — Einweihung der neuen Tells-Capelle. Von O. Henne am Rhyn, S. 532. Mit Abbildungen von W. Vigier, S. 533. — Die Cholera in Aegypten. Von Adolf Ebeling, S. 534. — Kleine Bilder aus der Gegenwart. Nr. 5. Ischia, S. 537. Mit Abbildung S. 537. — **Wie und wo entstehen die Schulkrankheiten?** Von Dr. L. Fürst (Fortsetzung), S. 538. Mit Abbildungen S. 538, 539, 540. — Auch eine Heldenthat. Illustration von Ernst Meißner, S. 541. — Die Schuhmacherbörse in Berlin. Von Wilhelm Hasbach, S. 542. — „Mein Bub’.“ Gedicht von Ludwig Lantz. S. 543. — Blätter und Blüthen: Erbarmt Euch der Waisen! Eine Bitte für ein deutsches Forstwaisenhaus. — Kleiner Briefkasten. — Für die Nothleidenden in der Eifel, S. 544.

Für die Redaction bestimmte Sendungen sind nur zu adressiren: „An die Redaction der Gartenlaube, Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig“.

No. 34. 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 60 Pfennig.

Ueber Klippen.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Es war Sonnabend Abend. Hansel hatte mit der Geliebten eine Zusammenkunft verabredet, und als seine Eltern sich zur Ruhe begeben hatten, verließ er das Haus zu dem beschwerlichen Gange. Wohl machte er jetzt einen weiten Umweg, aber er würde zehnmal so weit gegangen sein, um die Geliebte zu treffen.

Und reichlich wurde er für den mühseligen Weg belohnt. Er traf Moidl bereits seiner harrend unter dem Felsen, sie trocknete ihm den Schweiß von der Stirn und schmiegte sich fester an ihn, um ihn zu erwärmen. Dann erzählte sie ihm, wie ihr Vater sie mit jedem Tage mehr dränge, dem Unterburgsteiner ihre Hand zu geben, wie er immer härter gegen sie werde und gedroht habe, sie zu verstoßen.

„Harre aus!“ suchte Hansel die Weinende zu beruhigen. „Er verstößt Dich nicht, und wenn er es thäte, dann weißt Du, bei wem Du Schutz findest. Mein Vater würde Dich mit Freuden in sein Haus aufnehmen.“

„Mein Vater würde mich enterben,“ warf das Mädchen ein.

„Moidl, wär' das ein so groß Unglück?“ rief Hansel heiter. „Oder glaubst Du, ich rechne auf den Oberburgstein? Von dem Tag, an welchem Du mein wirst, will ich allein für Dich sorgen und meine Ehr' darein setzen, daß die Leute sagen: des Hansel's Frau hat es gut, die braucht Keinem nachzustehen. Mach' Dir keine Sorgen und nimm ein drohendes Wort Deines Vaters nicht zu streng. Ich denk', wenn Du ausharrst, dann wird David endlich selbst die Geduld verlieren und Dich aufgeben. Es steigt ihm schon jetzt das Blut in den Kopf, wenn seine Freunde ihn fragen, wann die Hochzeit sei. Ich kenn' ihn auch, das erträgt er nicht lang', er ist zu hochmüthig, um sich häuseln zu lassen, eines Tags wird er der Sache ein End' machen und an andre Thür pochen.“

Zweifelnd schüttelte Moidl mit dem Kopfe.

„Ich würde ihm alles Gute wünschen, aber er thut's nicht,“ entgegnete sie. „Und mein Vater würde seinen Sinn auch dann noch nicht ändern.“

„Doch, Moidl,“ fuhr Hansel fort. „Ein Leid hab' ich ihm ja nie zugefügt, ich bin ihm zu gering und ich kann ihm nicht zürnen, wenn er mit seiner Tochter höher hinaus will. Das Gehöft meines Vaters ist herabgekommen, wenn er aber sieht, daß es durch mich wieder in die Höhe kommt, wenn er gewahr wird, daß ich keine Arbeit scheue und es weiter bring', dann wird auch er ein Einsehn haben, denn er weiß, daß hier allein durch Fleiß etwas zu erreichen ist.“

„Du kennst seinen harten Kopf nicht, der bricht, ehe er nachgiebt.“

Trotzdem gelang es Hansel, die Geliebte mehr und mehr zu beruhigen, denn Alles, was er ihr sagte, wünschte ja ihr eigenes Herz.

Es war schon spät geworden, und er kehrte heim. Der Himmel war mit grauen Wolken bedeckt, die den Mond nicht durchdringen ließen, trotzdem war es nicht dunkel, der Schnee leuchtete und ließ ihn deutlich den Weg erkennen. Es begann langsam zu schneien. Er schritt schneller. Noch einmal wiederholte er im Geiste jedes Wort, welches Moidl zu ihm gesprochen hatte. Der Weg führte anfangs durch den Wald, dann zog er sich an einem ziemlich steil abfallenden Abhange zwischen Felsblöcken hin. Er ging langsamer, denn er mußte Obacht geben, daß sein Fuß nicht zwischen Steine gerieth.

Da blitzte es in geringer Entfernung vor ihm auf, und es war ihm, als ob er gleichzeitig einen Schlag auf den Kopf erhalte. Zurücktaumelnd brach er zusammen. Wenige Minuten lag er betäubt da, dann raffte er sich wieder auf, ohne sofort zu fassen, was geschehen war. Mit der Hand griff er nach dem Kopfe, der ihn schmerzte, aber er fühlte keine Verletzung. Es war ihm, als ob er einen Schlag erhalten habe, der ihn noch etwas betäubte.

Zur Gegenwehr gerüstet, blickte er sich um, aber er sah Niemand, es war still ringsum. Seitwärts lag sein Hut im Schnee, er hob denselben empor, und jetzt erst wurde das Geschehene ihm klar. Der Hut war durchlöchert. Die Kugel, die seinem Kopfe gegolten, hatte denselben nur gestreift und ihn für kurze Zeit betäubt.

Er sah seinen Gegner nicht. Zum ersten Mal in seinem Leben erfaßte ihn ein banges Gefuhl. Er trug keine Waffe bei sich. Konnte nicht jeden Augenblick aus sicherem Versteck eine zweite Kugel auf ihn gesandt werden? Sich zusammenraffend sprang er in wilden Sätzen den Abhang hinab. Er dachte nicht daran, wie leicht er zwischen den Felsblöcken stürzen könne. Das Glück war ihm indessen günstig. Ungefährdet langte er im Thale an. Jetzt hatte er nichts mehr zu fürchten.

Der Schnee fiel in immer dichteren Flocken nieder. Langsam stieg er zu dem Gehöft seines Vaters empor. Die Gefahr, der er kaum entgangen war, hatte sich lähmend auf seine Glieder gelegt. Der Weg wurde ihm schwer.

Ueber Eins war er nicht einen Augenblick lang im Zweifel:

die Kugel hatte seinem Leben gegolten, und er wußte, wer sie geschossen hatte.

Die Tücke hatte er David nicht zugetraut. Die Feigheit des Mordanschlages empörte ihn.

Wäre der Unterburgsteiner ihm offen entgegengetreten, er hätte es ihm verzeihen können. Diese That zeigte ihm, wie groß der Haß des Bauern gegen ihn war, es war jetzt zwischen ihnen ein Kampf auf Leben und Tod, und es war nicht einmal ein ehrlicher Kampf, denn aus einem Hinterhalte war in feiger Weise auf ihn geschossen. Das lag schwer lastend auf ihm. Gab es für ihn einen Schutz gegen die Tücke eines Meuchelmörders? Konnte sich derselbe nicht jeder Zeit an ihn heranschleichen und ihn durch eine Kugel niederstrecken, wenn er bei der Arbeit war?

Erschöpft und in Schweiß gebadet langte er in dem Hause seines Vaters an.

Er dachte an Moidl und ihre Verzweiflung, wenn der Anschlag David's gelungen wäre. Dann hätte sie keinen Schutz mehr gehabt.

Er wollte am folgenden Morgen die Stelle des Ueberfalls wieder aufsuchen, er wollte nach den Spuren des Tückischen spähen, sie mußten ihm den Beweis geben, daß der Unterburgsteiner auf ihn geschossen hatte, denn die großen Füße desselben mußten zum Verräther werden. Aber selbst diese Hoffnung wurde ihm vernichtet, denn immer dichter fiel der Schnee und mußte schon jetzt jede Spur überdeckt haben.

Es war spät in der Nacht, als er sein Bett aufsuchte, und spät am folgenden Morgen erwachte er, es war ihm noch wüst im Kopfe.

Als er zu seinen Eltern in das Zimmer trat, blickte seine Mutter ihn besorgt an.

„Du siehst bleich aus, Hansel,“ sprach sie.

„Es ist nichts,“ entgegnete er und setzte sich an den Tisch, auf welchem der Napf mit dem Milchbrei stand. Aber nur wenige Bissen genoß er, dann legte er den Löffel auf den Tisch. Sein Auge blickte auf die alte Wanduhr.

„Wollt Ihr nicht in die Messe gehen?“ fragte er vor sich hinstarrend, denn die Tücke des Unterburgsteiners beschäftigte seine Gedanken.

„Hast Du nicht gesehen, wie stark es in der Nacht geschneit hat?“ warf sein Vater ein. „Wir beiden Alten können nicht in's Thal hinab.“

„Auch Du solltest heute nicht hinab gehen!“ sprach seine Mutter.

„Weshalb nicht?“ rief Hansel, sich aus seinen Gedanken aufraffend.

„Es ist keine Bahn.“

„Nun, Einer muß sie zuerst machen,“ fuhr Hansel fort. „Mich kümmert der Schnee nicht, denn den Weg find' ich schon. Mir soll Niemand nachsagen, der Schnee sei für mich zu hoch gewesen, um zur Messe zu kommen. Er hat früher oft noch höher gelegen und ich hab' mich als Junge durchgearbeitet, wenn ich Morgens zur Schule ging. Das war ein Hauptspaß, wenn ich bis an die Schulter einsank und mich wie ein Maulwurf durchwühlte.“

Die Alte blickte mit stolzem Lächeln auf ihren Sohn.

„Du bist immer ein verwegener Bub' gewesen,“ sprach sie.

„Es hat mir nicht geschadet, Mutter,“ entgegnete Hansel und verließ die Stube.

In Hast zog er seine Sonntagsjoppe an, denn aus dem Thale klangen bereits die Glockentöne, welche zur Messe riefen, zu ihm empor. Er nahm den Hut vom Nagel, und als er die Löcher in ihm erblickte, da zitterte seine Hand. Zum ersten Male wurde er sich bewußt, wie tief er David haßte.

Er stieg zum Thal hinab. Der Schnee lag hoch, aber er brach sich nicht mit lustigem Uebermuthe wie früher durch ihn Bahn. Der Oberburgstein war in Nebel gehüllt, wie eine feste Wand zogen sich die Wolken an dem Berge hin. Nur das Gehöft des Unterburgsteiners lag hell vor ihm, als ob es ihn herausfordern wolle.

Das alles wirkte verstimmend und erbitternd auf ihn. Der Schnee machte ihn müde.

Als er endlich in die Kirche trat, hatte die Messe bereits begonnen. Langsam, den durchlöcherten Hut in der Hand, schritt er zwischen den Kirchenstühlen vor und blickte nicht zur Seite, um die Andacht nicht zu stören. In der Mitte des Ganges blieb er stehen, hob den Hut zum Munde empor und flüsterte leise sein Vaterunser in denselben hinein.

Dann erst blickte er sich um und zuckte unwillkürlich zusammen, als er unmittelbar neben seinem Feinde stand. Sein Auge begegnete dem starren Blicke des Unterburgsteiners, er sah, wie dessen Gesicht erbleichte, wie seine große Gestalt zitterte. Der Tückische hatte ihn todt und unter dem Schnee begraben gewähnt, und nun stand er plötzlich an seiner Seite.

Glühend leuchtete sein Auge, einige Secunden hielt der Unterburgsteiner diesen Blick aus, dann trat er wankend zurück. Es trieb Hansel, vor ihn hinzuspringen, ihn an der Brust zu erfassen und ihm laut in's Gesicht zu rufen, daß er einen Meuchelmord habe begehen wollen — die Heiligkeit des Ortes hielt ihn zurück.

Die Messe war beendet.

Als Hansel die Kirche verließ, suchte sein Auge vergebens seinen Feind, derselbe hatte vor ihm das Gotteshaus verlassen. Mit seinen Freunden trat er in das Wirthshaus. Es gährte und stürmte in ihm, denn die ganze Aufregung seit der Nacht zitterte in ihm nach.

Das bleiche Gesicht und der starre, erschreckte Blick David's hatte ihm die Gewißheit gegeben, daß er sich in seinem Verdachte nicht geirrt, und doch konnte er nicht vor ihn hintreten und ihn anklagen, denn er durfte nicht gestehen, daß er mit der Geliebten sich getroffen hatte.

An dem Nebentische hatten sich mehrere Freunde des Unterburgsteiners niedergelassen, was kümmerte es ihn! Er trank hastig, um den in ihm zehrenden Groll zu bekämpfen, aber der Wein fachte denselben nur noch mehr an. Die Stelle seines Kopfes, welche die Kugel gestreift hatte, brannte wieder.

Die Freunde des Unterburgsteiners am Nebentische sprachen über dessen bevorstehende Hochzeit, sie schätzten ab, wie viel sein Gehöft gewinnen werde, wenn er auch die Felder, die Wiesen und den Wald des Oberburgsteiners sein nennen werde.

„Dann thut es ihm Keiner mehr gleich,“ sprach ein alter Bauer. „Wenn ich der Oberburgsteiner wär', ich gäb' ihm meine Tochter auch, denn einen bessern kann er nicht für dieselbe finden.“

Der Alte dachte nicht daran, Hansel zu kränken, er wußte nicht einmal, daß dieser die Moidl liebte, aber den jungen Burschen traf jedes Wort wie ein Stich. Er hätte aufspringen und dem Alten zurufen mögen, daß die Moidl nie das Weib des hochmüthigen Burschen werde; er beherrschte sich und ließ die Worte in sich zehren und seinen Groll noch erhöhen.

Hansel's Freunde hatten keine Ahnung, was in ihm vorging, denn er lachte laut und stieß mit ihnen an, daß die Gläser klirrten.

„Hansel,“ rief der Sepp Blankensteiner, um den Freund zu necken, „der David war gestern Abend hier. Wir sprachen von Deinem Glück, welches Du auf der Gemsjagd hast, denn bis jetzt bist Du noch nicht leer heimgekehrt. Er behauptet, das letzte Thier, welches Du gebracht, sei ein Bock gewesen, der aus Alter verendet, Du habest ihn an der Stöckelspitz gefunden.“

Wie ein Feuer an der Lunte langsam glühend hinschleicht und weiter zehrt, bis sein erster Funke das Pulver erfaßt und zum Explodiren bringt, so war es mit Hansel's Erregung. Es hatte gezehrt und gezehrt an ihm, seine Freunde hatten nicht bemerkt, wie das Feuer still weiter geglommen war, der Scherz des Freundes war der Funke in's Pulverfaß.

Wie ein Blitz schnellte er von seinem Sitze empor, seine Wangen waren bleich, seine Augen glühten, sein ganzer Körper zitterte. Jede Selbstbeherrschung hatte ihn verlassen.

„Der David ist ein lügnerischer Bub'!“ rief er heftig, laut. „Wenn Du ihm begegnest, dann sag' ihm, daß meine Kugel sicherer trifft als die seinige, und sag' ihm, daß er mir ausweicht, denn ich habe etwas mit ihm auszumachen, was sich in Frieden nicht ausgleichen lasse. So soll es ihm ergehen!“

Er erfaßte sein Glas und schmetterte es so heftig auf den Tisch, daß die Splitter desselben bis zu der Decke des Zimmers flogen.

„Hansel, was ist Dir?“ riefen seine Freunde erschreckt, da sie seine Erregung nicht begriffen.

„Ich hab' nur einen Scherz gemacht, Du hast ihn sonst verstanden,“ rief Sepp kleinlaut.

Hansel war erschöpft auf seinen Sitz zurückgesunken und blickte starr vor sich hin.

„Laß solche Scherze," sprach er ruhiger. „Aber was ich gesagt hab', nehm' ich nicht zurück. Sag' dem Unterburgsteiner, daß meine Kugel sicherer trifft und daß er mir ausweicht, es ist besser für ihn und für mich."

„Was hast Du mit ihm?" rief Franz Steger.

„Laß," entgegnete Hansel abwehrend. „Gebt mir ein Glas und Wein! Wir wollen trinken!"

Um seiner Erregung Herr zu werden, trank er hastig Glas auf Glas, und der Wein verfehlte seine Wirkung nicht. Hansel war bald wieder so lustig wie früher.

Die Freunde des Unterburgsteiners unterließen es nicht, diesem, der in der „Post" beim Wein saß, die wilde Drohung Hansel's noch in derselben Stunde zu hinterbringen.

David, der bei dem unerwarteten Anblicke seines Feindes in der Kirche die Fassung verloren, hatte dieselbe längst wieder gewonnen. Er war klug genug, sich zu gestehen, daß er jeden Verdacht nur durch ein unbefangenes und heiteres Benehmen von sich abwenden könne.

In ihm zehrte freilich der Haß.

„Was Dir einmal mißlungen ist, wird das zweite Mal nicht fehlschlagen!" flüsterte es in ihm.

„Ich lache über die Drohung des Welschen!" rief er. „Es hat ihn übermüthig gemacht, weil er mich beim Raufen geworfen, aber er soll nicht denken, daß ich mich vor ihm fürcht'!"

„Er ist ein verwegener Bursch', weich' ihm aus," mahnte ein älterer Bauer.

„Weshalb? Ich fürcht' ihn nicht," entgegnete David. „Aber ich wüßt' nicht, wo unsere Wege sich kreuzen sollten," fuhr er ruhiger fort. „Zu seinem Gehöft steig' ich nicht hinauf, und auf dem Unterburgstein hat er nichts zu suchen. Begegnen wir uns im Thal — nun, da ist der Weg breit genug. Ich such' keinen Streit mit ihm, will er ihn indeß beginnen, so kann es mir recht sein."

„Weshalb hat er einen so heftigen Groll auf Dich?" fragte der Bauer.

„Er hat's mir nicht gesagt, aber ich kann's mir denken," gab David lachend zur Antwort. „Er hat ein Aug' auf die Moidl geworfen und wahrscheinlich geglaubt, er brauch' nur heimzukehren, dann werde der Oberburgsteiner ihm seine Tochter antragen, weil er in Wien gewesen ist. Der Oberburgsteiner denkt aber anders, er will kein welsches Blut in seiner Nachkommenschaft, er meint auch, mein Gehöft sei etwas besser, als das des Haidacher's, das vielleicht der nächste Sturm über den Haufen werfen wird, das scheint den Burschen zu ärgern. Mich kümmert's nicht, denn ich geh' meinen eigenen Weg und ich hab' auf meinem Gehöft so viel zu schaffen, daß mir nicht Zeit bleibt, nach dem zu schauen, was Andere treiben."

Seine Freunde gaben ihm Recht, denn so dachten auch sie.

Die Nachwirkung der heftigen Erregung auf Hansel blieb nicht aus. Er war an dem folgenden Tage niedergedrückt. Welchen Weg sollte er einschlagen, um sich gegen die Tücke seines Feindes zu schützen? Daß David den Anschlag auf sein Leben nicht aufgegeben habe, war er fest überzeugt.

Er dachte daran, zum Oberburgsteiner zu gehen und ihm zu sagen, welche That Der begangen habe, dem er seine Tochter geben wolle; er wußte, daß dies den Bauern empören würde, denn so hart und eigensinnig er war, sein Charakter war ein rechtschaffener. Aber hatte er Beweise, daß David die Kugel abgeschossen? Durfte er verrathen, daß er mit Moidl sich getroffen hatte?

Und wenn es ihm auch gelang, den Oberburgsteiner von David's Schuld zu überzeugen, stieg denn dadurch seine eigene Hoffnung?

All diese Gedanken warf er schnell von sich. Eins stand in ihm unerschütterlich fest: er konnte Moidl nie aufgeben, er mußte sie sehen und sprechen. Aber wie sollte er zu ihr gelangen, ohne daß David im Stande war, seinen Weg zu entdecken und ihm aufzulauern? Einen größeren Umweg konnte er nicht machen, denn weiter am Berge hinauf schob sich eine jäh abfallende Felswand vor. Oberhalb des Unterburgsteins mußte ihn sein Weg immer durchführen.

Eine Möglichkeit gab es vielleicht noch, den Oberburgstein zu erreichen. In der Nähe desselben zog sich eine Thalsenkung den Berg empor. Herabströmende Wassermassen, wenn es regnete oder im Frühjahre der Schnee auf dem Berge schmolz, hatten vielleicht seit Jahrhunderten an den Felsen genagt und eine Rinne in dem Berge hervorgerufen. Bis zu der Höhe des Oberburgsteins lag Steingeröll in derselben, dann trat der glattgewaschene, nackte Felsen bis zu der Spitze des Berges hervor.

Er kannte diese Schlucht sehr genau. Als Knabe hatte er öfter mit den Gaisbuben ein Wettklettern veranstaltet, und wer auf dem Gerölle sich bis zum Oberburgsteine emporarbeitete, galt als Sieger. Das war freilich zur Sommerzeit gewesen, wenn kein Wasser in der Schlucht floß, im Winter, wenn Schnee die Steine deckte, hatte er es nie versucht. Er wußte auch Niemand, der es gewagt hatte, denn jeden Winter, wenn der Schnee nicht fest lag oder im Thauen begriffen war, stürzten Lawinen, die sich oben an der steilen und glatten Bergspitze bildeten, in dieser Schlucht nieder.

Er wollte diesen Gedanken als unausführbar zurückweisen, aber immer wieder kam er darauf zurück. Er konnte es ja versuchen, Gefahr war augenblicklich nicht damit verbunden, denn der Schnee lag fest. Dort lauerte ihm der Unterburgsteiner sicherlich nicht auf, denn daß er hier den Aufstieg wagen werde, konnte er nimmer vermuthen.

Vom Thale aus konnte er die Schlucht nicht ersteigen, denn an einer Stelle fiel sie mehr denn zwanzig Fuß hoch senkrecht herab. Die Hälfte des zum Unterburgsteine führenden Weges mußte er emporsteigen und sich dann am Bergesabhange hinwenden, bis er die Schlucht erreichte.

Als der Abend, an dem er Moidl zu treffen versprochen hatte, gekommen war, rüstete er sich sorgfältiger, als bisher, zu dem Wege. Er hatte aus Wien einen Revolver mitgebracht, den ihm ein Freund geschenkt. Ihn steckte er in seine Joppe, um dem Unterburgsteiner, wenn ihm derselbe entgegentreten sollte, nicht wehrlos gegenüberzustehen, er nahm seinen Bergstock und mit frischem Muthe verließ er das Gehöft seines Vaters.

Ungefährdet gelangte er bis zu der Schlucht und begann, sich in ihr emporzuarbeiten.

Es war ein unsagbar schwieriges Unterfangen, und nur langsam kam er weiter, denn der Schnee lag hoch und für jeden Tritt mußte er erst einen sicheren Grund gewinnen. Ohne Bergstock würde es ihm kaum möglich gewesen sein. Mehr als einmal mußte er stillstehen, um seine Kräfte zu sammeln.

Aber glücklich, wenn auch verspätet, langte er oben an und eilte dem Platze zu, wo er die Geliebte traf.

Moidl hatte ihn schon seit geraumer Zeit erwartet.

„Ich befürchtete schon, Du werdest heute nicht kommen — es sei Dir ein Unfall begegnet," sprach sie, indem Hansel sie in seine Arme schloß.

„Ich bin glücklich da!" rief Hansel, über das Gelingen seines Wagnisses erfreut. „Es war ein beschwerlicher Weg — ich bin in der Schlucht aufgestiegen."

„In der Schlucht?" wiederholte das Mädchen halb erstaunt und halb erschreckt, denn sie hatte dies für unmöglich gehalten. „Weshalb?"

„Ich mußte den Weg wählen, denn der Unterburgsteiner trachtet mir nach dem Leben," entgegnete Hansel. Er erzählte, mit wie genauer Noth er der Kugel des Bauers entgangen und wie derselbe erbleicht war, als er unerwartet am folgenden Morgen in der Kirche an seine Seite getreten.

„Jesus Maria!" rief Moidl erschreckt und umklammerte ihn fester. Der Gedanke an die Gefahr, in welcher der Geliebte geschwebt, machte sie erzittern. „Du darfst nicht mehr zu mir kommen," fuhr sie fort. „Ich will Alles ertragen, um Dein Leben zu bangen, halt ich nicht aus."

„Ich komm' dennoch, denn ich ertrag' es nicht, wenn ich Dich nicht sehen kann," rief Hansel heiter. „Du brauchst Dich nicht zu sorgen, der Weg in der Schlucht ist ein mühsamer, aber zum zweiten Male wird er mir leichter werden, denn ich habe mir Bahn gebrochen. Dort sucht David mich nicht. Mag er jetzt hinter irgend einem Felsen auf der Lauer liegen. Die Zeit wird ihm lang werden, bis er mich trifft."

Moidl war nicht im Stande, das Gehörte zu überwinden. „Weshalb hast Du ihn nicht angeklagt?" sprach sie.

„Kann ich beweisen, daß er auf mich geschossen hat?" entgegnete Hansel. „Ich weiß, daß er es gethan hat, denn ich besitze außer ihm keinen Feind, der einer solchen That fäh' wäre, sein Erbleichen in der Kirche hat mir die volle Gewi ‚eit gegeben; dem Richter würde das nicht genügen. Und wei ‚s genügte, ich würde es dennoch nicht thun. Soll ich verr. .n, daß ich mich mit Dir getroffen hab'? Dein Vater wär' i.. Stande Dich einzuschließen und Tag und Nacht wie eine Gefangene zu bewachen. Die Leut' würden reden, und Dein Ruf ist mir so heilig wie ein Muttergottesbild."

„Hansel, wir dürfen uns in langer Zeit nicht wieder treffen," sprach das Mädchen mit fast lautloser Stimme. „Ich entbehr' ja mehr wie Du, denn ich hab' hier oben Niemand, aber sei meinetwegen ohne Sorge, mein Herz gehört Dir, und es giebt keine Menschenmacht, die mich Dir untreu machen könnt'."

„Und es giebt auch keine Macht, die im Stande wär', mich zurückzuhalten," unterbrach Hansel sie, mit beiden Armen sie umschlingend. „Laß mich gewähren, Moidl! Einmal muß ich Dich wenigstens jede Woche sehen. Sieh, ich fühle, daß eine wilde Kraft in mir lebt. Du milderst und besänftigst dieselbe, Dein Blick genügt, um das Blut in meinen Adern ruhig fließen zu lassen, Du giebst mir die Kraft zur Arbeit. Jedes Wort, welches Du zu mir gesprochen, wiederhole ich mir immer und immer; sieh, mein Herz lacht, wenn ich den Oberburgstein im Sonnenschein liegen seh', und wenn er in Wolken gehüllt ist, dann ist es mir, als ob um mich Nacht wär'. Dann umschleicht mich der Gedanke, daß Du mir doch genommen werden könntest, und ich fühle, wie es in meinen Schläfen pocht! Ich muß Dich sehen und sprechen, Du bist mein guter Geist."

„Ich will es bleiben," sprach das Mädchen leise. „Aber der Weg in der Schlucht ist zu gefährlich."

„Jetzt nicht, denn der Schnee ist fest. Trag' meinetwegen keine Sorge," suchte Hansel die Geliebte zu beruhigen. „Jeden Sonnabend Abend komm' ich hierher, aber jeden Tag send' ich viel Grüße zum Oberburgstein. Fang' sie nur auf, Moidl, daß sie nicht in unrechte Hände gerathen," fügte er scherzend hinzu.

Die Liebenden trennten sich. Der Abstieg wurde Hansel viel leichter, denn durch den Bergstock hatte er eine sichere Stütze. Ungefährdet langte er im Thal wieder an.

(Fortsetzung folgt.)

Die internationale landwirthschaftliche Thierausstellung in Hamburg.

Von Harbert Harberts.

In Hamburg liegt zwischen dem Holsten- und Millernthore, eine Grenzscheide zwischen der inneren Stadt und der volkreichen Vorstadt St. Pauli bildend, ein weites, circa dreißig Hectaren umfassendes Feld, das Heiligengeistfeld genannt. In den ersten Tagen des diesjährigen Julimonats war dasselbe in eine förmliche Budenstadt verwandelt, aus deren Mitte eine thurmgezierte große Halle emporragte, und von den Dächern dieser Budenstadt flatterten die Fahnen aller civilisirten Länder, den internationalen Charakter der landwirthschaftlichen Thierausstellung, die hier abgehalten wurde, andeutend.

Man könnte verwundert fragen: wie kommt die Handelsstadt Hamburg dazu, eine Ausstellung zu veranstalten, die lediglich Zwecken der Landwirthschaft dient? Die Antwort auf eine solche Frage ist eine leichte, denn Landwirthschaft und Handel stehen ja unter sich im innigsten Connex, und der letztere ist fortwährend auf die Producte der ersteren angewiesen. Landwirthschaft und Handel ergänzen sich unter einander, und die Blüthe der einen setzt auch die des anderen voraus. Dessen ist man sich in Hamburg vollauf bewußt und hat seit langer Zeit sein Bestreben darauf gerichtet, thatkräftig an der Hebung der deutschen Landwirthschaft mitzuwirken. So hat denn Hamburg in den letzten zwei Jahrzehnten bereits vier große Ausstellungen veranstaltet, die lediglich der Landwirthschaft zu dienen bestimmt waren. Im Jahre 1863 sah das Heiligengeistfeld eine Allgemeine landwirthschaftliche Ausstellung, die noch heute in den Kreisen der Fachleute als eine Berühmtheit in ihrer Art gilt; 1877 folgte eine große Molkereiausstellung, und bereits 1878, also nur ein Jahr später, eine internationale landwirthschaftliche Maschinenausstellung. Die letzte Thierausstellung hat das vierblättrige Ausstellungskleeblatt rühmlich vervollständigt.

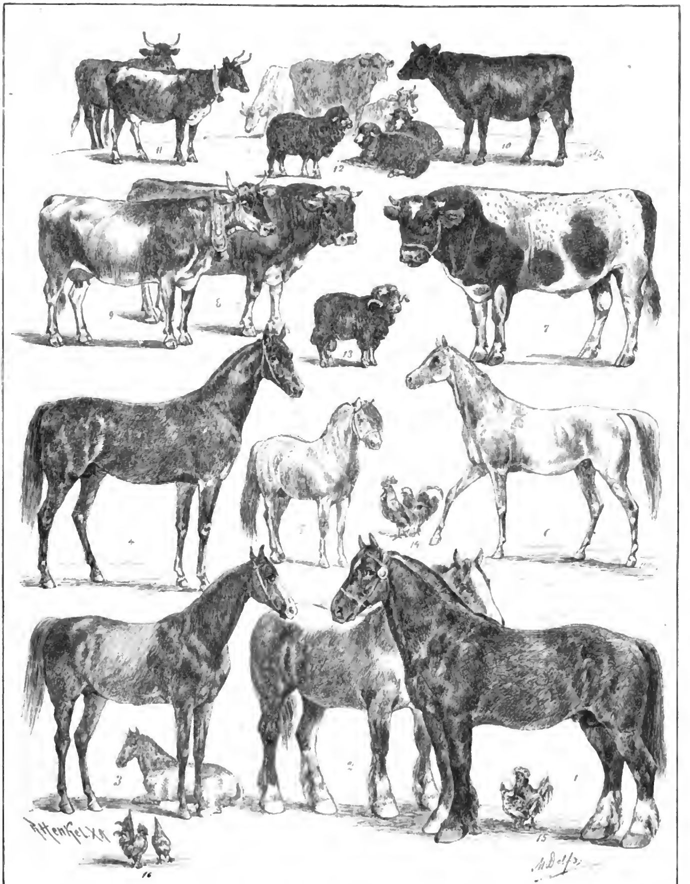
Die Idee und die gelungene Ausführung dieses Unternehmens gingen von einem Kreise von Männern aus, die sich in Hamburg sämmtlich einflußreicher Stellungen erfreuen. An der Spitze der Direction stand der bekannte steinreiche Importeur Albertus von Ohlendorff, der selbst im Holsteinischen und Mecklenburgischen bedeutende Landgüter besitzt und sich auch um alle vorhergehenden landwirthschaftlichen Ausstellungen hervorragend verdient gemacht hat. Letzteres muß gleichfalls von Dr. Richard Seelemann gesagt werden, der als Schriftführer einen wahren Berg von Arbeitslast zu bewältigen hatte. Als Ehrenpräsidenten fungirten der hamburgische Bürgermeister Dr. Kirchenpauer und der preußische Staatsminister Dr. Lucius. Die Stellung eines Ehrenpräsidenten des aus einer großen Anzahl Capacitäten auf landwirthschaftlichem Gebiete bestehenden Preisrichtercollegiums hatte sogar ein regierender deutscher Fürst, der Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha übernommen, der seine mühevollen Functionen mit gewissenhaftem Eifer erfüllte. Die Direction und das Executivcomité hatten nach den angestrengtesten Vorarbeiten die Genugthuung, am 3. Juli eine fertige Ausstellung eröffnen zu können.

Wir gehen sofort zur Ausstellung selbst über. Sie zerfiel in neun große Abtheilungen, die der Reihe nach Folgendes umfaßten: 1) Pferde; 2) Rindvieh; 3) Schafe; 4) Schweine; 5) Bienen, Geräthe für die Bienenzucht, Producte der Bienenzucht; 6) Fische; 7) Geflügel; 8) Stallungen und sonstige Aufenthaltsräume für die Thiere der Abtheilungen 1 bis 4 und 6 bis 7, sowie Maschinen und Geräthe, welche in unmittelbarer Beziehung zur Zucht und Wartung oder zur Verwendung vorstehender Thiere stehen; 9) wissenschaftliche Forschungen und Ergebnisse (Literatur, Lehrmittel) auf dem Gebiete der Thierzucht.

Die Abtheilung für Pferde war eine der interessantesten. Nicht wenig trug dazu die Einrichtung eines besonderen großen Vorführungsringes bei, der mit einer Zuschauertribüne versehen und trotz eines nicht geringen Eintrittsgeldes immer stark besucht war. Im Ganzen waren 551 Pferde ausgestellt und in zwei Hauptclassen geschieden, in die der Pferde zu Zuchtzwecken und in die der Gebrauchspferde. Unter den Pferden zu Zuchtzwecken nahm naturgemäß das englische Vollblut einen hervorragenden Platz ein, denn dasselbe dominirt gegenwärtig und hat dem einst so hochberühmten arabischen Vollblut längst den Rang abgelaufen. Das englische Vollblutpferd übertrifft jede andere Pferderasse an Ausdauer und Leistungsfähigkeit, und die Züchter aller Länder verwenden es seit Jahren zur Verbesserung ihrer heimischen Rassen mit dem sichtlichsten Erfolge. Die Abkunft derjenigen Pferde, die von Hippologen für echtes englisches Vollblut gehalten werden wollen, muß auf das „General Stud-Book" zurückgeführt werden können, in welchem Buche man schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Stammbäume der Rennpferde zusammenstellte. Dieses alte englische Zuchtregister hat in den Stutbüchern anderer Länder, wo englische Vollblutpferde eingeführt und rein weiter gezüchtet wurden, Fortsetzungen erfahren, die in ihrer Gesammtheit wichtige Documente auf dem Gebiete der modernen Thierzucht bilden.

Aus Vermischungen von englischem Vollblut mit anderen Rassen sind edle Halbblutpferde hervorgegangen, ferner schneidige Reit-, Jagd- und Soldatenpferde, wie sie besonders trefflich in Hannover und Ostpreußen gezüchtet werden, und endlich die sogenannten Carossiers, von denen prächtige Exemplare aus Holstein, aus Oldenburg und Ostfriesland ausgestellt waren. Unter den fremden Pferden erregten die Shire-horses, die der Züchter Walter Gilbey aus Sudenham-Hall in Essex ausgestellt hatte, durch ihre Erscheinung gerechtfertigtes Aufsehen.

Die Thiere, von denen unser Bild den Hengst „Gay Spark" (Nr. 1) und die Stute „Startling" (Nr. 2) wiedergiebt, sind von geradezu kolossalen und doch dabei eleganten Körperformen. Ihr Aussteller hatte sie außer die programmmäßige Concurrenz gestellt,



1. Shire Hengst „Gay Spark". 2. Shire Stute „Startling". 3. Vollblut „May Day". 4. Englisches Vollblut „Monkshood". 5. Norischer Hengst. 6. Arabisches Vollblut „Amurath". 7. Ostpreußischer Stier. 8. und 9. Schweizerisches einfarbiges Vieh. 10. Polled-Angus. 11. Telemarken Vieh. 12. Widder, Stammschäferei Münchenlohra. 13. Widder, Althaldensleben, Besitzer von Nathusius. 14. Gesperberte Italiener. 15. Houdans. 16. Japanische Bantams.

Aus der internationalen Thierausstellung in Hamburg.

Originalzeichnung von M. Delfs.

doch wurde ihnen der Ehrenpreis Hamburgischer Bürger (1000 Mark) zuerkannt. Von der Erscheinung echt englischer Vollblutpferde geben uns die beiden Abbildungen des Hengstes „Monkshood“ (Nr. 3) und der Stute „May Day“ (Nr. 4) ein treues Bild. Das erste Thier war von dem dänischen Kammerherrn und Rittmeister R. von Oppen-Schilden aus Livoe und das zweite von dem Rittergutsbesitzer Johannes Kellinghusen aus Maasleben in Schleswig-Holstein ausgestellt. Der von dem Majoratsherrn Ernst Lehnsgrafen von Schimmelmann-Lindenberg aus Ahrensberg ausgestellte arabische Vollbluthengst „Amurath“ (Nr. 6) ist ein prächtiger Repräsentant des orientalischen Rosses, dessen Lob schon so viele Dichter gesungen haben. Das Thier, ein Schimmel mit rosafarbenen Nüstern, trägt durchaus reinen arabischen Typus. Die drei edlen Pferde wurden denn auch jedes mit einem ersten Preise ausgezeichnet.

Niedliche Thiere sind die aus Norwegen gesandten norischen und Gulbrandsdaler Pferde; die letzteren sind meist von gelber oder hellbrauner Farbe, haben schwarze Mähnen und einen schwarzen Streifen den Rücken entlang. Einen norischen Hengst, den Gerhard Martens aus Rosendal bei Bergen in Norwegen ausgestellt hatte und dem ebenfalls ein erster Preis zufiel, zeigt die Mitte unseres Gruppenbildes (Nr. 5).

Besonderes Interesse erregte auch der Viererzug Ponies, den der Thierhändler Heinrich Möller aus Hamburg von den Shetlandinseln bezogen und ausgestellt hatte. Die muthigen, glänzend schwarzen Thiere haben trotz ihrer kleinen zierlichen Gestalt lange üppige Mähnen und Schweife. Es war eine Freude, zu sehen, wenn dieselben, alle vier Hengste, im Ringe vorgeführt wurden und ihren Wagen in sausender Carrière durch die Manege zogen.

Eine für Maulthiere reservirte Classe war vacant geblieben. Der Bankert schien es nicht gewagt zu haben, sich öffentlich neben seinem legitimen Halbbruder zu zeigen.

Die Abtheilung des Rindviehs war noch reicher beschickt als diejenige der Pferde. Nicht weniger als 983 Exemplare der „breitgestirnten Rinder“ waren erschienen und kündigten schon von ferne den Besuchern der Ausstellung ihre Anwesenheit durch eine imposante Entfaltung wuchtiger Stimmmittel an.

Die Thiere waren in 33 Stallungen untergebracht, und diese zu durchwandern, mußte für Kenner wie für Laien ein Hochgenuß sein. Da sah man in bunter Reihenfolge die verschiedensten Rassen nach einander beisammen, und wenn man auch französisches Vieh vermißte, so trug doch diese Abtheilung einen ausgeprägt internationalen Charakter. Man erblickte Norddeutsche, Süddeutsche, Schweizer, Holländer, Engländer und Schweden. Die Marschschläge der Holländer, Oldenburger, unter denen sich besonders die von dem Gutsbesitzer John Funch aus Rastede ausgestellten Thiere hervorthaten, und Ostfriesen sind schöne schwarzbunte Thiere, und man sieht es ihren schweren Körperformen an, daß sie den grasreichen Niederungen entstammen.

Ein prächtiger Stier Holländer Rasse, der aus Westfriesland importirt und von dem Domänenpächter Hugo Schrewe aus Tapiau in Ostpreußen ausgestellt wurde, findet sich auf unserem Bilde (Nr. 7).

Zu den schweren Marschschlägen gehört auch das berühmte Wilstermarschlander und Breitenburger Vieh, doch hat dasselbe, abweichend von dem ebengenannten, eine rothbunte Färbung.

Leichter sind die sogenannten Geestschläge, die auf dem Höhelandsboden der norddeutschen Tiefebene gezüchtet werden, doch zeichnen dieselben sich durch eine entsprechend hohe Milchergiebigkeit aus, und unter ihnen steht allen voran die „Original Angler-Vollblut-Viehrasse“. Von derselben hatte die „Vereinigung Angler Viehzüchter“ eine reiche Anzahl schöner Exemplare ausgestellt, und die zierlichen dunkelrothen Thiere mit ihren feinen Gliedern, ihren kleinen Köpfen mit den schlanken gewundenen Hörnern sahen mit ihren netzartigen Decken, in deren Ecke ein großes buntes Angeler Landschaftswappen prangte, prächtig aus. Für einen Beweis, wie hoch die Rasse selbst in der Werthschätzung der Ausländer steht, mag der Umstand gelten, daß ein Engländer für einen der ausgestellten Angeler Stiere 3000 Mark bot; der Besitzer forderte jedoch den Preis von 4000 Mark.

Wenn auch die Abtheilung von England aus nicht besonders stark beschickt war, so waren doch englische Rindviehrassen in Händen deutscher Aussteller zahlreich da, namentlich Shorthorns, die bekanntlich außerordentlich mastfähig sind, ferner Alderneys und Ayrshires, auch schottische Polled-Angus-Rinder, von denen unser Bild (Nr. 10) die von dem Grafen Alexander von Kielmannsegg auf Gützow bei Lauenburg gezüchtete und ausgestellte „Starke Agnes“ vorführt.

Hier ist der geeignete Ort, zu erwähnen, daß auf der Ausstellung auch ein deutscher Schlag ungehörnten Rindviehs vertreten war, und zwar in recht trefflichen Exemplaren. Die schönen Thiere sind von J. Jacobi auf Gut Stau bei Oldendorf in Hessen-Kassel gezüchtet worden. Diese erste deutsche ungehörnte Rasse entstand ohne jede Einmischung schottischen oder englischen Blutes, indem der Züchter einen prämiirten ungehörnten Stier des Weserviehschlages erwarb und mit ihm Ostfriesen, Oldenburger und Wesermarschkuhe kreuzte. Die Thiere zeichnen sich durch außerordentlichen Milchreichthum aus und haben eine Färbung vom hellsten Silber- bis zum dunklen Mausegrau. Wo Vieh in Laufställen gehalten wird, ist das Fehlen der Hörner ein wesentlicher Vorzug.

Melodisches Glockengeläute des Kuhreigens kündet uns an, daß wir uns den Stallungen nähern, wo das Höhenvieh der Alpen ausgestellt ist. Dasselbe bildet eine Zierde der Abtheilung im vollsten Sinne des Wortes; man erblickte nur ausgesucht schöne Thiere mit kräftigen Gliedern und breiten Köpfen. Unsern Lesern gewähren die Abbildungen (Nr. 8 und 9) des Schwyzer Stieres „Sultan“ und der Bündner Kuh eine Vorstellung von der Beschaffenheit dieser prächtigen Rassen. Der Stier war von dem Landwirth J. Bruppacher in Rüschlikon und die Kuh von dem Nationalrath und Gutsbesitzer Andreas Rudolf von Planta zu Samaden und Tänikon bei Aadorf in der Schweiz ausgestellt.

Allseitiges Interesse erregten bei den Besuchern der Ausstellung die norwegischen Telemarkkühe von dem Agronomen Jens Jakobsen aus Okien in Norwegen, von denen unser Gruppenbild gleichfalls ein Exemplar aufweist (Nr. 11). Die in ihren feinen Formen und ihrer Zeichnung so hübschen Thiere tragen auf den Spitzen der Hörner Messingknöpfe und am Halse helltönende Glöckchen. Eine alte Norwegerin mit durchwetterten Gesichtszügen behütete in ihrer malerischen Landestracht auf der Ausstellung ihre Pflegebefohlenen.

Unter dem Gebrauchsvieh imponirten namentlich gewaltige Zugochsen.

Die dritte Abtheilung der Ausstellung enthielt 1192 Schafe. Die deutsche Schafzucht hat in den letzten beiden Jahrzehnten eine totale Umwälzung erfahren. Früher begnügten sich die deutschen Landwirthe, mit möglichst wenig Unkosten ihre Schafe zu züchten, deren Wolle als hauptsächlichster Ertrag gelten mußte. Erst in neuerer Zeit wenden die deutschen Schafzüchter auch dem Körper ihrer Thiere die nöthige Aufmerksamkeit zu und bemühen sich, neben dem Wollertrage tüchtige Fleischschafe zu erzielen. Man übt jetzt in den deutschen Schäfereien je nach der Beschaffenheit des Bodens und des Wirthschaftsbetriebes auf rationeller Grundlage die verschiedensten Zuchtrichtungen mit bestem Erfolge, wovon man sich auf der Ausstellung leicht überzeugen konnte. Ein Gang durch die betreffende Abtheilung war auch durch den Umstand besonders lehrreich, daß uns auf demselben die wesentlichsten, bei der Schafzucht in Betracht kommenden Rassen zu Gesicht kamen.

Französische Merinos, Rambouillets, Negrettischafe, englische Cotswolds, Southdowns, Shropshires, Hampshiredowns und andere, deutsche Kammwollschafe und Landschafe &c. waren in schönen Exemplaren vertreten. Namentliches Interesse beansprucht unter den specifisch deutschen Rassen das friesische Milchschaf, dessen reiche und fette rahmartige Milch besonders in den friesischen Bauernhäusern sehr geschätzt wird. Der Landwirth R. W. Weerda aus Accumersiel hatte schöne Thiere dieser Art ausgestellt. Im Ganzen steht Mitteldeutschland in Bezug auf die Schafzucht auf hoher Stufe, und hier glänzen in erster Reihe die sächsischen Lande. Prächtige Merinokammwollschafe hatten z. B. der renommirte Züchter Heinrich von Nathusius aus Althaldensleben und der Amtsrath Rudolf Rockstroh aus Münchenlohra in Sachsen ausgestellt. Von ersterem zeigt unser Gruppenbild einen Widder (Nr. 13), von letzterem einen Widder und ein Schaf (Nr. 12).

Ueber die Abtheilung der Schweine können wir kurz hinweggehen. Sie enthielt nur 341 der grunzenden Borstenthiere, lieferte aber durch die der deutschen Aussteller vollgültigen Beweis, daß unser Vaterland auch in dieser Beziehung wohl berechtigt ist, sich mit England, dem classischen Lande der Schweinezucht, ebenbürtig

in eine Reihe zu stellen. Die englischen, von deutschen Ausstellern gezüchteten Rassen standen denen von englischen Züchtern, die verhältnißmäßig stark vertreten waren, kaum nach.

Die beiden folgenden Abtheilungen für Bienen- und Fischzucht stehen eigentlich nur in losem Zusammenhange mit der landwirthschaftlichen Thierzucht, doch boten sie sehr viel Interessantes und erfreuten sich lebhaften Besuches. Die Bienenzucht ist in deutschen Landen schon sehr alt und stand früh in großem Ansehen, denn die Producte derselben waren sehr begehrt. Die deutsche Hausfrau konnte in einer Zeit, in der man noch keinen Zucker kannte, ihre Speisen nur mit Honig versüßen, und die katholische Kirche hatte für eine Menge Wachs Verwendung. Eine Nürnberger Chronik erzählt, daß man im Mittelalter für einen Bienenschwarm drei, für eine Kuh nur zwei Gulden bezahlte. Der deutsche Kaiser verlieh den Bienenzüchtern im Reiche besondere Gerechtsame, z. B. eigene Gerichtsbarkeit. Aber erst in neuerer Zeit hat sich die Bienenzucht in Theorie und Praxis in der außerordentlichsten Weise entwickelt, woran Männer wie Dr. Dzierzon, von Hruschka und andere kräftig und erfolgreich mitwirkten. Die deutsche Bienenzucht erweist sich denn auch von erheblicher Leistungsfähigkeit. So bringt allein die Provinz Hannover jährlich circa 500,000 Pfund Wachs und für 2 Millionen Mark Honig in den Handel. Die Ausstellung enthielt in ihrer betreffenden Abtheilung zahlreiche Königinnen und Bienenvölker aller Culturrassen, Bienenwohnungen, Geräthe, wie sie der Imker gebraucht, und Producte der Bienenzucht. Das Ausland war am stärksten durch Italien vertreten.

Die Abtheilung für Fischzucht enthielt zunächst in einem Gebäude Netze, Modelle, Geräthe und Gebrauchsutensilien; hinter demselben auf einem langen Stande todte und in mehreren hübsch angelegten Bassins lebende Fische. Die bemerkenswerthesten Aussteller dieser Abtheilung waren der „Schleswig-Holsteinische Central-Fischerei-Verein“, welcher unter Anderem eine ebenso einfach wie sinnreich construirte Aalleiter vorführte, der renommirte Karpfenzüchter Adolf Gasch auf Gut Kaniow in Galizien und die Fischhändler F. und J. Meyer aus Hamburg, die sich dort unter dem Namen „Fisch-Meyer“ bei der ganzen Bevölkerung großen Ruf erworben haben. Dieselben hatten auch auf der Ausstellung eine complete Störschlachterei mit Räucherei eingerichtet, die eine starke Anziehungskraft ausübte, weil man dort ein Stück delicaten, frisch geräucherten Störfleisches sofort zu einem guten Trunke kühlen Moselweins verzehren konnte. Die Abtheilung hat derartigen Anklang gefunden, daß das Ausstellungs-Comité beschlossen haben soll, vielleicht schon im nächsten Jahre eine eigene Fischerei-Ausstellung in Hamburg zu veranstalten.

Die siebente Abtheilung für Geflügelzucht war eine glänzend beschickte. Fast um das ganze Ausstellungsfeld zog sich ein weiter Kranz von Käfigen, von krähenden, gackernden, schnatternden und gurrenden Hühnern, Enten, Gänsen und Tauben belebt. Man konnte hier wunderschöne Exemplare der verschiedensten Arten ausgestellt sehen.

Der „Hamburg-Altonaer Verein für Geflügelzucht“ pflegt sonst alljährlich eine besondere Geflügelausstellung zu arrangiren und hatte dieselbe in diesem Jahre mit der internationalen landwirthschaftlichen Thierausstellung vereinigt.

Aus der reichen Anzahl der ausgestellten befiederten Thiere hat unser Zeichner drei Hühnerpaare festgehalten. In der Mitte des Gruppenbildes finden wir ein Paar gesperberte Italiener (Nr. 14), die C. C. Clausen in Aversfleth bei Wilster ausgestellt hatte. Die Italiener sind an Größe etwa unseren Landhühnern gleich, haben einen sehr großen einfachen Kamm, der beim Hahn aufrechtstehend, bei der Henne überliegend ist, und gelbe Beine und Schnäbel. Sie sind ausgezeichnete Eierproducenten und übertreffen als solche alle anderen Hühnerarten. Unten im Bilde ist ein Paar der französischen Rasse der Houdans (Nr. 15) gezeichnet, das F. W. Rubens in Umra gehört. Die Thiere sind groß und kräftig von Figur und tragen Haube und Federbart. Sie besitzen an den Füßen fünf Zehen, von denen die fünfte hinten sitzt und aufwärts gerichtet ist. Das Huhn ist ein treffliches Lege- und Masthuhn. Sehr hübsche Thiere sind die japanischen Bantams, die gleichfalls unten in unserem Bilde (Nr. 16) zu sehen sind und die Otto Friedrich Ehlers in Groß-Borstel bei Hamburg ausgestellt hatte. Die Hühner haben weißes Gefieder und schwarze Schwänze, deren Federn schmal weißgesäumt sind. Der einfache Kamm ist bei dem Hahne sehr groß und der volle reiche Schwanz wird von demselben derartig getragen, daß er fast den Kopf berührt. Die Thierchen sind niedliche Liliputer des Hühnergeschlechts.

Die Abtheilung für Stallungen, Maschinen, Geräthe &c. interessirte durch manches darin gebotene Neue, doch im Großen und Ganzen war sie die dürftigste Abtheilung der Ausstellung. Ungetheiltes Interesse allein mußten die verschiedenen Centrifugen in Anspruch nehmen, welche die alte Methode der Milchentrahmung in die Rumpelkammer werfen und binnen kürzester Zeit Rahm und Magermilch so genau von einander scheiden, daß ein Chemiker es nicht sicherer bewerkstelligen könnte. Die Centrifuge ist noch eine sehr junge Erfindung. Auf der Hamburger Molkerei-Ausstellung im Jahre 1877 war erst die Idee derselben in einem versiegelten Modelle eingesandt, während wir jetzt schon verschiedene Systeme der Centrifuge besitzen, die man auf der Ausstellung in voller Thätigkeit erblicken konnte.

Die letzte Abtheilung, der Wissenschaft und den Ergebnissen ihrer Forschungen gewidmet, war eine sehr reichhaltige. Da sah man die reichen Sammlungen zur Unterstützung der Thierzuchtlehre, der zootechnischen Abtheilung der königlich preußischen landwirthschaftlichen Hochschule in Berlin entnommen, und da war vor allen Dingen die verblüffend großartige Collectivausstellung aus dem Königreiche Sachsen, zu der alle sächsischen Lehranstalten für Landwirthschaft das Ihrige beigetragen hatten. Diese ganze Abtheilung bildete überhaupt einen imposanten Schlußstein der gesammten Ausstellung und zeigte uns, wie emsig Theorie und Praxis Hand in Hand arbeiten, um die Thierzucht, diesen wichtigen Zweig der Landwirthschaft, auf immer höhere Stufen der Entwickelung zu heben. Von H. Settegast, dem Lehrer an der Berliner Landwirthschaftlichen Hochschule, hing in der Ausstellung ein vortreffliches Tableau, auf dem man an der Hand eines kurzgefaßten begleitenden Textes die verschiedenen Phasen verfolgen konnte, welche die deutsche Thierzucht durchgemacht hat. Die Schlußworte auf diesem Tableau hat die internationale landwirthschaftliche Thierausstellung in Hamburg, die im Ganzen vom 3. bis zum 11. Juli währte, im reichsten Maße bestätigt. Wir lassen dieselben als den passendsten Schluß unseres Artikels hier folgen. Settegast sagt:

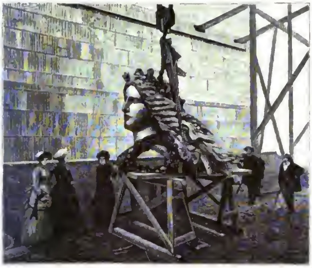
„Was auf dem Gebiete der Thierzucht vordem gedacht, gewollt, gestrebt und angebahnt worden ist, das hat die Gegenwart gezeitigt. Wir dürfen mit Befriedigung auf den heutigen Standpunkt unserer Viehzucht blicken und der Zukunft vertrauen, denn die Eroberungen der Wissenschaft und Praxis, sich sowohl auf die Kunst der Züchtung wie auf die Haltung und Fütterung der Thiere erstreckend, gewährleisten uns weitere Erfolge. Die Hoffnung, daß es uns trotz aller von Seiten auswärtiger Concurrenz drohenden Gefahren gelingen wird, in der Rentabilität der Viehzucht keine Einbuße zu erleiden, ist vollberechtigt.“

Die Aufstellung der Germania auf dem Niederwald.

Es war am 28. Juli gegen zwölf Uhr Mittags, als von den Höhen des Niederwalds wiederholt Böllersalven ertönten, welche in doppelter Zahl von Bingen aus erwidert wurden und welche nicht allein in den angrenzenden Rheinorten einen lauten Jubel der Bevölkerung weckten, sondern in allen deutschen Gauen einen mächtigen Widerhall fanden. Da ging die Kunde von Mund zu Mund, auf dem Niederwald, das Antlitz gegen Frankreich gewendet, die Kaiserkrone hoch in der Rechten, stehe stolz das Sinnbild des deutschen Volkes, die gewaltige Germania.

Noch als unsere tapferen Truppen vor Paris standen, regte sich allenthalben der Gedanke, ein der unvergleichlichen Siege würdiges Denkmal zu errichten. Langsam, aber festen und sicheren Schrittes ging man später an die Ausführung der Idee. Der Niederwald war als die passendste Stätte erwählt worden, und

aus dem Concurrenzkampf ging siegreich der kunstvolle Entwurf des Meisters Joh. Schilling in Dresden hervor. Dann erschien der herrliche Tag, der 16. September 1877, an welchem Kaiser Wilhelm den Grundstein des Nationaldenkmals legte, und weithin



Kopf der Germania vor dem Aufzug.

Nach einer Photographie von Hiltsdorf in Bingen

tönte sein Weihespruch: „Den Gefallenen zum Andenken, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung!"

Eine Feier war es, von welcher Emil Rittershaus in der „Gartenlaube" sang:

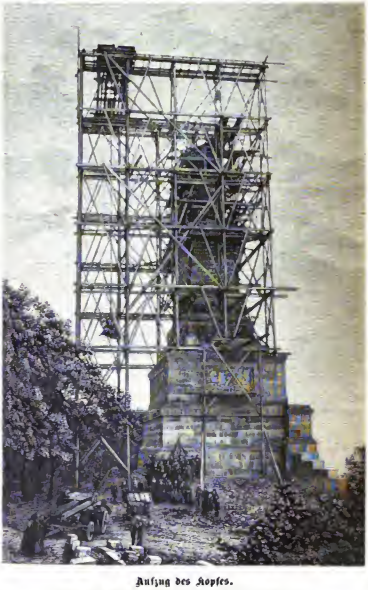
„Der Redner spricht; dem Kaiser sehn wir jetzt ihn einen Hammer reichen.
Des Kaisers Rechte weiht den Stein; er weiht ihn mit drei Hammerstreichen.
Und wie das Eisen niederfällt, da ruft bei jedem Hammerschlag
Der Donner aus Kanonenmund der Berge rollend Echo wach.
Da werden in den Dörfern rings die Glocken allzumal geschwungen.
Da tönt der Deutschen Heergesang, ‚Die Wacht am Rhein', von allen Zungen. —
Still, rede nicht! Der Grundstein liegt. Nun mögen frisch die Meister bau'n. —
Gott geb', daß wir in Frieden noch auf dieses Werks Vollendung schau'n!
Daß mit der Einheit fest im Bund der Geist der Freiheit möge walten!"

Nun rückt thatsächlich der Tag heran, an welchem das Denkmal enthüllt werden wird, und der Wunsch des Dichters und Volkes ist in Erfüllung gegangen: Es ist uns vergönnt, in Frieden dieses Werks Vollendung zu schauen. Ganz Deutschland rüstet sich zu der bevorstehenden Feier des 28. September, aber es verfolgt auch mit höchster Spannung den Fortgang der Arbeiten auf dem Niederwald, namentlich die Aufrichtung der Germania, deren classisch vollendetes Bild wir heute unseren Lesern vorführen. Sie ist nicht mehr jene mit gezückter Waffe zur Abwehr bereite Heldin, wie sie einst die Künstler darstellten, nein, ihre Linke ruht auf dem lorbeerbekränzten Schwert, und ihre Rechte hält stolz die Siegestrophäe, die im Kampf errungene Kaiserkrone des geeinten Deutschlands, empor — sie ist das stolze Symbol des siegreichen und friedlichen Volkes. Von ihren Schultern wallt der mit Edelsteinen und Reichsadlern verzierte Kaisermantel herab, und zwei mächtige Adler stützen den neben ihr stehenden Thronsessel.

Oft hat man Siegesdenkmäler aus erobertem Kriegsmateriale errichtet, aber hier ist zum Gusse der Germania nicht eine einzige französische Kanone verwendet worden. Deutsches Geschütz wurde zu diesem Zwecke eingeschmolzen, und deutsches Erz ist es, welches dem Wanderer von der Kuppe des Niederwaldes entgegen winkt und ihn an die Zeit der großen nationalen Erhebung erinnert.

Selbstverständlich besteht diese riesige, gegen 750 Centner schwere Figur aus mehreren Stücken, die auf der Höhe des Niederwaldes montirt wurden. Der Guß derselben hat dreieinhalb Jahre in Anspruch genommen, und das berühmte Etablissement der Herren von Miller in München zeigte sich der schwierigen Aufgabe vollständig gewachsen. Alles glückte, und kein einziger Guß schlug fehl. In der ersten Hälfte des Monats Juni stand die Figur fertig in der Münchener Erzgießerei, die gewaltige Höhe von etwa elf Metern erreichend.

Doch nur kurze Zeit hatten die Meister die Freude gehabt, die „Jugendlich Schöne" in ihrem väterlichen Hause zu schauen; sie mußte bald hinaus in die weite Welt, an die rebenbehängten Hügelufer des sonnigen Rheinlandes. Aber die Fahrt sollte mit ungemein vielen Schwierigkeiten verbunden sein, denn noch niemals wurden auf den deutschen Eisenbahnen so umfangreiche und gewichtige Stücke befördert. War doch die Kiste, in welcher der Rumpf der Figur verpackt wurde, allein gegen fünf Meter breit und sechs Meter hoch. Darum hielt man es von der Vorsicht geboten, zunächst auf den von München nach Rüdesheim führenden Schienenwegen Probefahrten mit einem den eben erwähnten Größenverhältnissen entsprechenden Lattengerüste zu machen. Aber da stellte sich heraus, daß die Lechbrücke zwischen Hochzell und Augsburg zu schmal war, um dem Riesenrumpf der Erzjungfrau freie Durchfahrt zu gewähren. Endlich wurde der Transport über Kaufering-Buchloe bewerkstelligt, und die Firma Holzmann u. Comp. in Frankfurt am Main brachte die Lasten auf einem Trajectschiffe glücklich auch den Rheinstrom hinab.



Aufzug des Kopfes.

Nach einer Photographie von Hiltsdorf in Bingen.

Nun ging es von Rüdesheim bergauf, sechszehn Pferde mußten vor die Wagen gespannt werden. Das geschah am 7. Juli, und am 28. desselben stand die Figur fertig auf der Höhe des Niederwaldes. Die kühnsten Hoffnungen gingen glücklich in Erfüllung, denn weit und breit ist die herrliche Figur zu sehen, und vom Rhein aus kann man das vollendete Ebenmaß der Gestalt bewundern.



Die Bildsäule der Germania auf dem Niederwalddenkmal.
Modellirt von Professor J. Schilling.

Es seien uns noch einige Worte über die Größenverhältnisse der Figur erlaubt. Ihr kleiner Finger kann gerade von zwei Händen eines Erwachsenen umspannt werden, ihr Daumennagel ist neun Centimeter breit und elf Centimeter hoch. Durch ihr Armgelenk kann ein Mann bequem schlüpfen, und im Innern ihres Unterkörpers bis zur Brusthöhe könnten zehn Paare tanzen. Das gewaltige Schwert wiegt fünf bis sechs Centner und ist acht Meter lang. Nach seiner Fertigstellung überragte es die gewaltige Einfahrt des Münchener Gießhauses. Der untere Theil der Figur wiegt hundertsiebzig bis hundertachtzig Centner, der Oberkörper etwa hundertdreißig und der Kopf zwanzig bis vierundzwanzig Centner.

Das untere Stück der Germania wurde, nachdem es in der Nacht des 9. Juli 11 Uhr 30 Minuten an der Geisenheimer Chaussee bei Fackelschein ausgeladen und auf einem mit zehn Pferden bespannten Wagen auf den Denkmalsplatz geschafft worden, am Montag, 16. Juli, aufgezogen. Vorher aber wurde die Tragfähigkeit des Gerüstes und der Seile durch eine Last von zweihundertfünfzig Centner Eisenbahnschienen erprobt. Das von Holzmann in Frankfurt erbaute Gerüst hat sich als sehr praktisch bewährt, und waren die Befürchtungen des Publicums unbegründet. Die Gußtheile wurden mittelst zweier Maschinen, die je durch fünf Mann bedient wurden (also durch Händekraft), emporgewunden, und befanden sich die Maschinen nicht etwa oben auf dem Gerüste, sondern auf der Erde. Die Seile liefen über Rollen. Innerhalb dreieinhalb Stunden war der untere, schwerste Theil bis an den Ort seiner Bestimmung gelangt. Am 28. Juli, Vormittags, wurde der Kopf emporgewunden, und nun begann der kritischeste Augenblick der ganzen Arbeiten: die Befestigung des Kopfes auf den Rumpf. Diese Arbeiten mußten im Innern der Figur vollzogen werden, und das Anziehen, Abschlagen und Vernieten der zweiundvierzig Schrauben, mit denen der Kopf befestigt wurde, leitete Herr von Miller persönlich. Drei Planken waren im Oberkörper der Figur so befestigt worden, daß drei Arbeiter darauf fußen konnten. Die Leitern, die früher im Rumpfe der Figur gestanden, hatten schon vor dem Aufsetzen des Kopfes entfernt werden müssen. So befanden sich die Arbeiter in einem weiten Raum, unter ihnen gähnte ein finsterer Abgrund, aus dem fortwährend die Ausdünstungen der riesigen Cementmassen emporstiegen, mit denen der untere Theil der Figur angefüllt und so mit dem Postamente unlöslich verbunden worden war. Kein Luftzug war in dem durch einige Lampen schwach erhellten Raume, glühende Hitze ringsum. Wäre einer der Arbeiter von einer Ohnmachtsanwandlung befallen worden und hinabgestürzt, so war alle Möglichkeit dahin, seine Rettung zu bewirken, da Leitern und Stricke dem Unglücklichen nicht hätten zugängig gemacht werden können. Aber nach fünfviertelstündiger Arbeit war das Werk vollendet, die Arbeiter, die wahrhaft den Tod vor Augen gearbeitet, nahmen ihren Ausgang durch die Armöffnung, welche bald darauf durch die Hand und Krone geschlossen wurde. Kein Unfall hat sich bei Aufrichtung dieses schwierigsten Theiles des Nationaldenkmals ereignet, ein günstiger Stern hat über der ganzen Arbeit gewaltet; im vollen Vertrauen auf ihre Führer konnten die Werkleute ihre schwierige Aufgabe glücklich lösen.

„Meine Empfindungen," sagte Herr von Miller nach seinem Niederstieg vom Gerüste zu unserm Gewährsmanne, „kann ich Ihnen nicht ausdrücken, nicht schildern; mit einem Dankgebete verließen wir die schwindelnde Höhe, dankend dafür, daß wir das Werk ohne Unfall, so glücklich beenden durften."

Aber als die unerschrockenen Arbeiter noch oben auf dem

Gerüste standen und das Gelingen des berühmten Werkes mit perlendem Rheinwein feierten, erschollen unten an den Stufen des Denkmals die Weisen der „Wacht am Rhein", welche fünfzig Seminaristen aus Boppard unter der Leitung ihres Lehrers mit voller Begeisterung vortrugen. Dann wandte sich ein Schützengenosse mit einer Ansprache an die um das Denkmal geschaarte Menge. Da krachten wieder Böllerschüsse, und Hochrufe auf die Meister wurden laut, und so schloß die einfache, aber erhebende Feier, die dem Gedächtniß aller Theilnehmer sich unauslöschlich eingeprägt hat.

Wir aber rufen allen unsern Lesern zu: Auf Wiedersehen am 28. September auf der Höhe des Niederwalds!

Wie und wo entstehen die „Schulkrankheiten"?

Von Dr. L. Fürst.

(Schluß.)

Die „Nervosität" im Schulalter. — Die Ansprüche des Hauses und der Schule an das Kind. — Störung der Hirn-Ernährung. — Krampfzustände mancher Schulkinder. — Seelische Erkrankungen in ihren ersten Anfängen. — Leiden der Athmungsorgane. — Die Schule als „Ansteckungsherd". — Endergebnisse.

Sehr viel wird in unserer Zeit von der Nervosität und den Nervenleiden mancher Schulkinder gesprochen.

Natürlich wird auch diese Calamität nur den Einflüssen der Schule zugeschrieben. Daß unsere ganze Generation, in Folge des heutigen Culturzustandes, zu nervöser Ueberreizung neigt, daß in vielen Fällen ererbte oder frühzeitig ausgebildete Anlage vorhanden ist und gar oft die unzweckmäßige häusliche Erziehung, die frühzeitige Zerstreuungs- und Vergnügungssucht mindestens ebenso viel Schuld haben, wie die Schule — wer gesteht dies zu? — Der Balken im eigenen Auge wird eben nicht beachtet. Freilich ist es durchaus klar, daß eine Summe von Gelegenheitsursachen gleichzeitig mit dem Schulbesuch und auch zum Theil durch das Wesen und den Charakter der Schule in Thätigkeit tritt. Schon der gesetzlich festgestellte Termin der Schulpflicht ist, nach ärztlichen Begriffen, in ein zu zartes Alter verlegt und ohne Rücksicht auf die verschiedene Entwickelung der Kinder ein zu früher. Er zwingt alle Kinder gleichmäßig in einem Durchschnittsalter, ohne vorherige ärztliche Ausmusterung der noch nicht genügend Kräftigen, in das Joch des Schulzwanges, wo ihnen vielleicht das Spiel noch dienlicher wäre. Wer denkt dabei nicht an Schiller's Worte:

„Spiele! Bald wird die Arbeit kommen, die hag're und ernste,
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth."

Wenn sich aus dieser für manches Kind entschieden verfrühten Anspannung eine geistige Schlaffheit entwickelt, so ist, wie man auf den ersten Blick meinen sollte, diese vorzeitige Schulpflicht mit ihren das noch nicht genügend ausgebildete Gehirn und noch nicht so widerstandsfähige Nervensystem abspannenden Aufgaben die Ursache.

In Wirklichkeit unterliegt aber die Familie gar nicht diesem Zwange, ein noch minderkräftiges Kind in die Schule zu schicken. Das Zeugniß des Arztes genügt schon, um den Beginn des Schulunterrichts bei reizbaren, schwächlichen Kindern noch hinauszuschieben.

Aber damit ist leider eben vielen Eltern, welche es kaum erwarten können, ihre Kinder der Schule zuzuführen, gar nicht gedient. Getrieben von einer Ungeduld und Eitelkeit sind sie es, gegen deren Anforderung sich noch mancher Leiter einer Schule abwehrend verhalten möchte. Anstatt es dem Urtheile ihres Hausarztes anheim zu geben, ob das Kind einer geregelten geistigen Anstrengung schon gewachsen ist, handeln sie nach eigenem Ermessen und schaffen dadurch jene Fälle von frühzeitiger Entwickelung, von vorzeitigem Verbrauch und überraschend schnellem Nachlaß der Energie des Gehirns, welche dem raschen Dahinwelken künstlich getriebener Pflanzen ähnelt.

Ueberhaupt gilt die „Nervosität" vieler Schulkinder, die sich besonders in nervöser Reizbarkeit ausspricht, so recht eigentlich als der Typus einer Schulkrankheit. Eine gewisse Ueberhastung des Lehrganges, eine in höheren Schulen und Classen fast bis zur Unvernunft sich steigernde Ueberbürdung, eine von Jahr zu Jahr steigende Ueberfülle von Lehrgegenständen und ein Aufstellen zu hoher Ziele — das sind die allgemeinen Klagen der Eltern schulpflichtiger Kinder, Klagen, die eine gewisse Berechtigung haben.

Ja, es liegt in diesen gesteigerten Ansprüchen der Schule an das Kind geradezu eine Gefahr, die man erkannt und die bereits eine mächtige Gegenströmung hervorgerufen hat.

Und doch ist, wie es scheint, der Grund zum großen Theil erst in den gesteigerten Ansprüchen der Eltern an die Schule zu suchen, von welcher eine Fülle von Belehrungen in allen Fächern, eine rasche geistige Förderung auf den verschiedensten Gebieten verlangt oder doch erwartet wird. Diesen Wünschen glaubt die „Schule" Rechnung tragen zu müssen, indem sie dieselben zugleich überflügelt. Zu den gesteigerten Anforderungen des Unterrichts in der Schule gesellen sich nicht nur die hier und da zu reichlichen häuslichen Aufgaben, sondern die kärgliche Erholungszeit wird noch durch Privatstunden in allen möglichen Fächern eingeschränkt. Hier ist also eine Entlastung der Schulkinder, nicht nur von Seiten der Schule, sondern noch viel mehr von Seiten des Hauses geboten. Erst wenn man sich daran gewöhnt haben wird, nicht jedes Kind in Lehrgegenständen, zu denen es oft absolut kein Talent hat, ausbilden zu wollen, werden jene Zustände nervöser Ueberreizung seltener werden, unter denen jetzt das übermäßig beschäftigte Schulkind leidet. Unser mehrfach citirter Gewährsmann trifft auch hier den Nagel auf den Kopf, indem er schreibt: „Häufig ist die Ueberbürdung der Familie zur Last zu legen, die aus Eitelkeitsrücksichten dem Kinde höhere Ziele steckt, als die Anlagen desselben es gestatten."

Leider sind manche Kinder so erregbaren Naturells, daß schon der Beginn des Schulunterrichts trotz der in den ersten Jahren nur mäßigen Anforderungen nervösen Kopfschmerz und Reizzustände hervorruft, und letztere Erscheinungen sich in Aufregung, fieberhafter Unruhe, gestörtem Schlaf, Furcht- und Angstgefühl, Schreckhaftigkeit und Neigung zum Phantasiren äußern. In Delirien zeigt sich, daß die Gedanken nur bei der Schule verweilen. Man kann zuweilen sogar das Bild einer scheinbar drohenden Gehirnerkrankung vor sich haben. Gewiß ist es, daß übertriebene Strenge und Ueberspannung des Ehrgeizes, diese hauptsächlichsten Quellen solcher peinlicher Symptome, fast ebenso außer, wie in der Schule zu Tage treten, und daß es für gewisse Kinder deshalb geradezu geboten ist, daß die Eltern und Erzieherinnen Geduld, Nachsicht und Eingehen auf ihre Eigenthümlichkeiten nicht außer Augen lassen.

Aufstacheln des Ehrgefühls einerseits, beschämende, kränkende Bestrafung andererseits sind gewiß für träge, faule Kinder am Platze. Strebsamen, eifrigen, lernbegierigen Kindernaturen gegenüber sind solche Mittel gefährlich; was für das eine heilsame Arznei ist, ist für das andere ein bedenkliches Gift.

Wie bekannt, ist der Blutreichthum der das Gehirn ernährenden Gefäße ein stets wechselnder. Manche Kinder neigen von Haus aus zu Blutmangel oder Blutüberfüllung des Gehirns, und beide schon lange vor der Schulzeit bestehende Zustände können, nachdem schon vorher die Zahnung, manche Aufregung, die Sonnenhitze und andere Einflüsse sie gesteigert hatten, mit Beginne des Schulbesuchs sich verstärken und gelegentlich sogar zu sehr stürmischen Symptomen Veranlassung geben. Blutarmuth des Gehirns, meist eine Theilerscheinung allgemeiner Blutarmuth, wird sich durch Neigung zu Schwindel, Ohnmacht, Erbrechen, Kopfschmerz und leichtes Ermüden der geistigen Thätigkeit äußern. Aehnlich ist das Bild bei Blutüberfüllung des Gehirns, die bekanntlich bei jeder Geistesarbeit und Gemüthsaufregung in Form von Congestion zunimmt, aber auch als Stauung durch anhaltendes Gebücktsitzen, durch gestörte Verdauung und Hindernisse eines freien Blutumlaufs auftritt.

Nur das Auge des Arztes kann in manchen Fällen, besonders bei allgemeiner Bleichsucht, entscheiden, ob es sich, trotz anscheinender Blutarmuth, doch dabei um örtlichen Blutandrang handelt. Nur der Arzt also kann das hygienisch-diätetische Verhalten regeln und

dieser ungleichen Blutvertheilung, die man nicht mit Unrecht als eine bei Schulkindern häufige Krankheit bezeichnen kann, vorbeugen. Die Familie aber hat die Pflicht, solche Kinder, welche an Blutüberfüllung in der Schädelhöhle leiden, durch Erholung des Gehirns, durch Kühlhalten des Kopfes, durch Regelung der Verdauung, durch ableitende Douchen und Körperbewegung im Freien gesund zu erhalten, blutarmen Kindern aber vielen Schlaf, Milchkost und kräftigende, blutbildende Kost zu Theil werden zu lassen.

Von manchen Seiten wird das Auftreten von Krampfzuständen, insbesondere vom sogenannten „kleinen Veitstanz", der Schule zugeschrieben. Das noch ebenso räthselhafte, wie unheimliche Zunehmen mancher Nervenkrankheiten während der Schuljahre, das zuweilen gruppenweise Auftreten derselben unter Schülern, und häufiger Schülerinnen einer Classe fordert wohl zu Nachdenken auf.

Geht man aber den einzelnen Fällen auf den Grund, und sucht man besonders die Vorgeschichte der zuerst erkrankten Kinder kennen zu lernen, so zeigt sich meist, daß diese schon in frühester Jugend an Krämpfen litten, daß ihre Schädelbildung abnorm angelegt war, daß die Verknöcherung des Schädels nicht regelmäßig erfolgte, und nicht selten gelingt es, eine erbliche Anlage von väterlicher oder mütterlicher Seite aufzuweisen. Oft läßt sich eine solche durch mehrere Generationen aufwärts an Familienmitgliedern constatiren.

Die Keime der Krankheit liegen also meist in der Körperbeschaffenheit des Individuums. Auch muß man bedenken, daß außer dieser angeborenen Anlage zu Nervenleiden eine früh erworbene vorhanden sein kann. Manche Krankheiten der ersten Lebensjahre hinterlassen schwere, nie ganz zu vertilgende Spuren in den edelsten Centralorganen des Nervensystems, und es bedarf manchmal nur eines äußeren Anlasses, um die schlummernden krankhaften Zustände wieder wachzurufen.

Dieser Anstoß, überhaupt die Gelegenheitsursache zu Erregung des Nervensystems wird freilich, wie man zugeben muß, bei einmal dazu disponirten Kindern in dem ganzen Schulleben mit seiner Disciplin, seinen Anforderungen und seinen Strafen begünstigt. Das stundenlange Zusammensein mit vielen Kindern in demselben Raume, die Anspannung der Aufmerksamkeit, die unvollkommene Respiration kommen dazu und der unvermeidliche Anblick ähnlicher plötzlicher Erkrankung anderer Kinder ist bisweilen, vielleicht in Folge eines noch unaufgeklärten Nachahmungstriebes, schuld, wenn bei mehreren Kindern nach einander ähnliche Leiden auftreten. Wie große Volkskrankheiten im Mittelalter sich auf diese Weise verbreiteten, so verbreiten sich auch derartige Nervenleiden (Veitstanz, Epilepsie, Starrsucht), indem sie einen mächtigen Eindruck auf die Umgebung machen, zuweilen in bestimmten Schulen.

Mindestens ebenso oft aber mögen an dem Auftreten von Nervenkrankheiten während der Schuljahre psychische Affecte in der häuslichen Erziehung schuld sein. Unverständige Strenge, Erregung von Furcht, Angst vor ungenügender Erfüllung der Pflichten, aufregende Vergnügungen, ungleichmäßige, launische Behandlung geben sicher häufig den ersten Anlaß.

„Es ist nicht recht," betont eine Autorität, „in jedem Falle zunächst die Schule für die nervöse Empfindlichkeit und geistige Schlaffheit der Schuljugend verantwortlich zu machen."

Und ich möchte hinzufügen:

„Es ist Pflicht, den Ursachen in jedem einzelnen Falle in und außerhalb der Schule ohne Voreingenommenheit und Uebertreibung nachzugehen, um solche Kinder vor schwereren Schädigungen zu schützen."

Solche Patienten können eben nicht schablonenmäßig genau wie gesunde Schulkinder behandelt werden, und es ist Sache des Arztes, die Disposition möglichst frühzeitig zu beseitigen, da die Nerven, je länger, desto hartnäckiger eine Gewöhnung an krankhafte Functionirung sich aneignen und schließlich der Wille ohne Einfluß bleibt.

Bekanntlich machte sich vor mehreren Jahren auch bezüglich der Geistesstörungen, besonders durch Hasse, die Behauptung geltend, daß die Schüler höherer Lehranstalten ein starkes Contingent zu der Zahl späterer Geisteskranken stellten. In der Ueberbürdung des Gehirns sollten reiche Quellen zu späteren psychischen Störungen entspringen.

Eine officielle, speciell darauf gerichtete Erörterung hat nun ergeben, daß diese Annahme sich nicht bestätigt und daß die Fälle von geistiger Erkrankung in Folge von Ueberanstrengung in der Schule jedenfalls viel seltener sind, als in dem ersten Ansturm behauptet worden war.

Man muß in der Beurtheilung jedes einzelnen solchen Falles besonders vorsichtig sein und auch hier etwaige Erblichkeit oder anderweitige Entstehungsursachen ausschließen, ehe man die Schule dafür verantwortlich macht. Damit ist aber nicht gesagt, daß unsere heutige Organisation der höheren Schulen und die in denselben an die Schüler gestellten Anforderungen gleichgültig für Kinder sein müßten, welche irgendwie zu geistigen Störungen geneigt oder der geistigen Anstrengung und Anspannung nicht genug gewachsen sind.

Im Gegentheil wird auf solche jugendliche Individuen, deren ungenügende geistige Befähigung, Energie und Widerstandskraft nicht immer berücksichtigt werden kann, die Schule leicht ungünstig einwirken. Andererseits sind die Beispiele, daß die Schule auf ganz normale Kinder in gleicher Weise schädigend einwirke, gewiß zu den Seltenheiten zu rechnen, ein Umstand, der, wenn man die notorische Ueberlastung in manchen höheren Schulen in Betracht zieht, nur beweist, was ein gesundes Kinderhirn ohne Schädigung aushalten kann.

Nachdem Vierordt, Kußmaul, Wundt und Andere bereits der Entwickelung der Seelenthätigkeit des Kindes nachgegangen sind, hat neuerdings Preyer in seinem Werke „Die Seele des Kindes" dies bisher noch dunkle Gebiet auf dem Wege der Beobachtung zu erforschen gesucht.

Indem er an seinem eigenen Kinde während der drei ersten Lebensjahre desselben regelmäßig dreimal täglich ganz methodische Beobachtungen angestellt hat und über Alles, was er erforschte oder wahrnahm, sofort Notizen machte, hat er uns in zusammenhängender Weise das Erwachen und die Entwickelung der Seelenthätigkeit geschildert. Die classische Arbeit, die jeder Denkende lesen sollte, zeigt uns deutlich, wie und wann sich aus den ersten Sinneswahrnehmungen der frühesten Organgefühle und Regungen von Lust und Unlust nach und nach Urtheil, Wille und Bewegung herausbilden.

Wir sehen, wie unmerklich der Uebergang von angeborenen, willenlosen und reflectorischen Bewegungen zu den bewußten, gewollten ist, sehen, wie der Wille die Brücke zum Intellect bildet, und belauschen die ersten Regungen des Verstandes- und Gemüthslebens.

Da mit dem ersten Verlangen, Wünschen und Begehren auch die ersten Affecte, wie Freude, Zorn, Furcht, Zuneigung sich einstellen, so liegt es auf der Hand, daß die ersten Spuren geistiger Anomalie schon sehr früh, im ersten Lebensjahre entstehen können und im zweiten Jahre schon das Temperament sich deutlich ausspricht. Lange vor der Schulzeit also sind die ersten Anfänge von geistigen Störungen, oft für die Umgebung nur als Eigenheiten, Sonderbarkeiten und Launen bemerkbar, angelegt. Wenn man die Biographie Geisteskranker aufmerksam zurückverfolgt und darin von Leuten unterstützt wird, welche die betreffenden Kranken schon in der Kindheit zu beobachten Gelegenheit hatten, so findet sich, wenn nicht Erblichkeit anzunehmen ist, schon sehr frühzeitig mancher ungewöhnliche psychische Zug, aus dem sich allmählich eine wirkliche, ausgesprochene psychische Störung entwickelte.

Die Schule kann unmöglich jede psychische Eigenart und Absonderlichkeit berücksichtigen, und dies um so weniger, als nur zu oft die häusliche Erziehung mit gewissen Verschrobenheiten, Inconsequenzen und unverständigen Grundsätzen die Quelle der ersten Anlage zu abnormer Richtung der Gemüths- und Charakterentwickelung bildet. Wenn ein solches Kind unter dem Eindrucke der Schuldisciplin, der gesteigerten Aufgaben und des höheren Pflichtenkreises geistige Störungen zeigt, so ist es wenig verständig und gerecht, zu behaupten, aus der Schule recrutirten sich die Irrenhäuser. Es wäre viel correcter, die häusliche Pflege des Gemüths und Charakters sorgsamer zu überwachen und zu leiten und durch eine normale, vernünftige, harmonische Erziehung, durch Erweckung und Pflege aller edlen Regungen, durch Abhalten und Entfernen schädlicher Einflüsse, durch Ueberwachen des Verkehrs und zweckmäßige, dem Gehirn angepaßte Eintheilung der Zeit und Kraft das Kind zu einem normalen Menschen heranzubilden.

Man zügle die kleinen Leidenschaften, anstatt sie interessant zu finden, man dämpfe die Affecte, oder leite sie in richtige Bahnen, ehe sie zu bleibender Gewohnheit werden, man verhüte

Erregung, wo das Kind schon zu erhöhter Reizbarkeit neigt, und behandle es mit zarter Rücksichtnahme auf seine seelischen Regungen. Viel mehr, als durch viele Schularbeiten, wird ein Kind durch häusliche Lectüre in seiner Phantasie erregt. Viel mehr, als die, wenn auch angestrengte, so doch geregelte Beschäftigung in der Schule schadet manchem Kinde der Mangel an Einsicht seiner Umgebung, welche an sich ganz harmlose momentane „Stimmungen" gestattet, die sich durch häufige Wiederkehr zu bleibenden Abnormitäten umgestalten.

Die Schule hat in erster Linie dem Kinde einen angemessenen Grad von Bildung beizubringen und kann nur im Anschluß hieran gewisse Grundsätze der Erziehung pflegen.

Die schöne Aufgabe, es seiner Natur nach zu erziehen, fällt dem Elternhause zu. Nur hier wird man mit feinem Gefühl im Stande sein, alles Rohe, Verletzende von dem Kinde fern zu halten, es an freudigen Gehorsam, an Ordnung und Sauberkeit, an Beherrschung des Willens zu gewöhnen, im Spiel und in freier Natur ihm Erholung zu verschaffen und seinen edlen Bestrebungen, seinem Thatentriebe und seinen Talenten Gelegenheit zur Entfaltung zu geben.

Ganz besonders verdienen größere Kinder, zumal Mädchen, zur Zeit ihrer Entwickelung sorgsamer Körperpflege und größter Schonung, da unverstandene Empfindungen ihr seelisches Gleichgewicht stören und ihre in diesen Jahren starke Reizbarkeit leicht steigern. Freilich ist es hierzu nöthig, daß die Schule die freie Zeit nicht durch ein Uebermaß häuslicher Aufgaben verkümmert, sondern diese auf das geringste Maß reducirt, daß sie Körperstrafen möglichst einschränkt und in der Wahl von Strafen die körperlich bedenklichen und die entehrenden vermeidet, überhaupt nur Charakterstärke, nur Pflichtgefühl, aber nie Furcht oder krankhaften Ehrgeiz erweckt. Dann werden gewiß die Anlagen zu psychischen Krankheiten der Kinder im Schulalter auf eine sehr geringe Zahl sinken und jene traurigen Selbstmorde älterer Schulkinder wegfallen, die zuweilen, besonders in Großstädten, als Ausdruck schwerer, krankhafter Zustände des Nervensystems sich ereignen. — —

Die Verantwortlichkeit der Schule für manche Krankheiten der Athmungsorgane ist nicht abzuleugnen. Die oft von Staub verunreinigte Luft in den zuweilen überheizten Schulclassen, das oberflächliche Athmen beim hockigen Sitzen, die unnatürliche Anstrengung, welche den Kindern in den Elementarclassen dadurch bereitet wird, daß man sie statt des deutlichen Articulirens schreien und an die Stelle eines auf regelrechter Stimmbildung begründeten Gesanges ein „Brüllen" oder „Krähen im Chorus" treten läßt — alles das und noch manches Andere öffnet den Krankheiten der Respirationsorgane Thür und Thor. Manche Kinder, die sich bis zum Besuche der Schule einer klaren Stimme und freien Athmung erfreuten, werden von da an den Husten, die Heiserkeit nicht recht los, oder ziehen sich wenigstens beides sehr oft zu. Der chronisch geröthete Hals wird zu einer häufigen Erscheinung; er wird, in Verbindung mit den „angeschwollenen Mandeln", zu einem Schrecken der Eltern.

So wenig man den Einfluß der Schule auf diese Leiden verkennen kann, so wird man doch nur zu oft gewahr, wie die Kinder noch warm und erregt von dem Unterricht, mit dem letzten Ton der Schulglocke dem Gebäude entströmend, in einer weder der Jahreszeit noch dem Wetter entsprechenden Kleidung heim gehen, die einen dabei laufend, die andern trotz ungünstigen Windes unaufhörlich sprechend und schreiend. Die frische, sich austobende Lebenslust bildet manchmal einen grellen Contrast zu der übertriebenen, ängstlichen Vorsicht, unter der die Kinder bis dahin vor jedem Lüftchen behütet worden waren.

Auch zu Hause, in der Wohnung und noch mehr im Garten, sind übrigens der Gelegenheitsursachen nicht wenige, um eine katarrhalische Erkrankung in die Länge zu ziehen. Es ist in dieser Hinsicht zu bedauern, daß nicht in jeder Familie mit der nöthigen Vorsicht in Beobachtung der Windrichtung, der Trockenheit der Luft, der mehr praktischen als eleganten Kleidung und der Ventilation in den Kinderstuben, eine Abhärtung durch Abreibungen von Hals, Brust und Rücken, sowie durch frühzeitiges, kühles Gurgeln mit leicht desinficirenden Mundwässern einhergeht. Wenn diese sehr empfehlenswerthe Prophylaxe mehr eingebürgert wäre, würden gewiß die Dispositionen zu den in der Schulzeit auftretenden Katarrhen sich ermäßigen, die Widerstandskraft der Schleimhäute des Rachens, des Kehlkopfes, der Luftröhren sich erhöhen und das Einnisten von Krankheitskeimen in die Buchten, Grübchen und Falten dieser Organe verhütet werden.

Man würde sich einer nicht minderen Täuschung hingeben, wenn man für das mit Beginn des Schutbesuchs sichtbare Auftreten „allgemeiner Ernährungsstörungen", vor Allem der Blutarmuth, die vorwiegende Ursache anderswo suchen wollte, als in den mit einem Schlage so wesentlich veränderten Lebensbedingungen des Kindes. Die frische Farbe schwindet durch den Aufenthalt in der sich mit Kohlensäure und organischen Stoffen erfüllenden Schulluft, und die oft recht hoch bemessenen Schulaufgaben bannen das Kind an das Zimmer, während draußen der helle Sonnenschein so verlockend zum Tummeln und zur Erholung winkt.

Aber die Gerechtigkeit gebietet, ohne Vorurtheil danach zu fragen: „Werden allgemeine Störungen der Ernährung lediglich durch die Schule hervorgerufen, lediglich durch sie in der Weise verschlimmert, daß man sie darum als ‚Schulkrankheiten' bezeichnen müßte?" Und diese Frage ist zu verneinen. Blutarmuth, Skrophulose, Schwindsucht, Muskelschwäche und andere Anomalien gehören, abgesehen davon, daß sie häufig ererbt sind, zu denjenigen Leiden, die sich oft in den ersten Lebensjahren durch ungünstige hygienische Verhältnisse der Wohnung und der Kost, durch Stubenhocken mancher Kinder und durch die ängstliche Luftscheu mancher Eltern entwickeln.

Auch sind viele höchst unzweckmäßig eingerichtete Spielschulen, sogenannte Kindergärten, die, wie lucus a non lucendo, oft ganz ohne Gärten, nur auf einige, natürlich dafür ganz ungeeignete Miethzimmer angewiesen sind, und manche überfüllte Kinderbewahranstalten sicher die Quellen solcher Leiden.

Ich bin überzeugt, daß, wenn man auf die Hygiene solcher Anstalten mehr Gewicht legte und sie besser überwachte, wenn man ferner während des Spielalters auf die Gesundheitspflege der Kinder mehr achtete, gewiß nicht so viele zarte, blasse, schlaffe Kinder der Schule zugeführt werden würden.

Wie wenig gerade die Schule allein, die man ja gern als Herd für die Verbreitung ansteckender Krankheiten bezeichnet, im Stande ist, die aus dem täglichen Zusammenströmen vieler Kinder aus den verschiedensten Familien sich ergebenden Nachtheile zu verhüten, ergiebt sich bei den Infectionskrankheiten ganz von selbst. Es ist ja leider wahr, aber auch ebenso erklärlich, daß sehr oft die Anfangsstadien einer ansteckenden Krankheit vom Lehrer selbst übersehen oder nicht beachtet werden; ist es doch selbst dem ärztlich geübten Blick zuweilen schwer, ein bedeutungsloses Unwohlsein vom Beginn übertragbarer Leiden zu unterscheiden, ganz abgesehen davon, daß das Kind, ohne selbst erkrankt zu sein oder sichtliche Merkmale von Krankheit zu haben, Zwischenträger und Verbreiter von Ansteckungsstoffen sein kann. Diese oft beobachtete Thatsache ist zwar neuerdings bestritten worden: man wird aber gut thun, an derselben nicht zu rütteln.

Muß auch die Schule als ein bedeutungsvolles Zwischenglied in der Kette der Uebertragungen von flüchtigen oder organisirten Krankheitserregern betrachtet werden, so ist doch, wie dies bereits von den Gesundheitsbehörden richtig erkannt und festgestellt worden ist, in vielen Fällen die Familie verantwortlich zu machen. Viel zu sehr dominirt hier der Egoismus und die Gleichgültigkeit gegen das Wohl Anderer. Aus einem Hause, in welchem Masern, Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten, Pocken, Typhus herrschen — von Ziegenpeter, ansteckenden Hautausschlägen und Augenentzündungen ganz zu geschweigen — werden gesunde oder doch noch nicht deutlich erkrankte Geschwister, die mit den kranken in Berührung waren, zur Schule geschickt, die Erkrankung etwa noch nicht schulpflichtiger Kinder wird verheimlicht, und den Reconvalescenten zu früh der Schulbesuch wieder gestattet. Die Privatbesuche zwischen inficirten und gesunden Häusern, die Betheiligung an Privatstunden — überhaupt die ungenügende Abschließung in allen durch das sociale Leben sich ergebenden Formen — und die Sorglosigkeit oder Unkenntniß bezüglich der Verhütung ansteckender Krankheiten thun das Uebrige.

Hier läge eine echt humane, selbstlose Aufgabe der häuslichen Gesundheitspflege — aber wie Wenige sind sich derselben bewußt! Und „läßt man es gehen, wie's Gott gefällt", verbreiten sich dann die Epidemien von Haus zu Haus, lichten sich ganze Schulclassen, ja muß eine Schule zeitweise ganz geschlossen werden, dann denkt man selten daran, daß, wenn Jeder bei Zeiten seine



Vor dem Feste der Madonna. Nach dem Oelgemälde von Heinrich Rasch.

Pflicht gethan hätte, die Seuche in ihren vereinzelten Anfängen isolirt und unterdrückt worden wäre, wie dies bei Einschleppung eines Pockenfalles in einer Stadt durch strenge Abschließung desselben und durch Revaccination der mit seiner Pflege betrauten Personen meist erfolgreich geschieht. Hier ist das „principiis obsta", die Quarantaine des ersten Krankheitsherdes im Elternhause die Hauptsache.

Und nun das Resultat dieser Betrachtung: Die Quelle aller Uebel, welche unsere Schulkinder treffen, nur in der Schule zu suchen, ist ein durch Mode, Gewohnheit und Bequemlichkeit entstandener Irrthum. Die großen Fortschritte der Schulhygiene durch Einzelforschungen und Sammelschriften — es seien hier nur die Werke von Erismann, Baginsky, Guillaume neben Uffelmann erwähnt — zeigen deutlich, daß man auf die Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse in der Schule ein wachsames Auge hat und eifrig bemüht ist, die Rücksicht auf die Körperpflege mit der Aufgabe der Geistespflege in Einklang zu bringen. Aber alles Heil von der Schule zu erwarten, das wäre thöricht. Man denke an Herder's Worte:

„Ein Thor, der klaget
Stets Andere an.
Sich selbst anklaget
Ein halb schon weiser Mann.
Nicht sich, nicht andere klaget
Der Weise an."

Nicht mit Anklagen, sondern mit Selbsthülfe, nicht mit dem Zuschieben der Verantwortlichkeit auf Andere, sondern mit Erkennung und Erfüllung der eigenen Pflichten ist hier zu helfen. Familie, Arzt und Schule müssen eben, sich unterstützend, in viel regerem Verkehr stehen, müssen Hand in Hand gehen und ihre eigenen Interessen an dem Gedeihen eines Kindes so viel wie möglich mit den Zielen harmonischer Ausbildung und allgemeinen Wohles in Uebereinstimmung zu bringen suchen.

Bekämpfen wir die Vererbung der Krankheiten von Geschlecht zu Geschlecht, sichern wir durch rechtzeitige Regeneration dem Menschen noch vor seinem Eintritt in's Leben eine möglichst gesunde Constitution und leiten wir die Aufziehung des Kindes im Säuglings- und Spielalter nach rationellen Grundsätzen, suchen wir ferner das Gleichgewicht zwischen geistiger und körperlicher Uebung, zwischen Arbeit und Erholung außerhalb der Schule festzuhalten und Schädigungen zu verhüten, kurz, handeln wir nach dem Grundsatze: Schul- und Hausgesundheitspflege auf verschiedenen Wegen demselben Ziele zustreben zu lassen, dann wird der Lohn nicht ausbleiben. Zwischen dem Erzieher, dem Arzte und dem Elternpaar giebt es einen für Jeden gleich wichtigen Berührungspunkt: die Hygiene.

Pflegt sie nur einer dieser drei Factoren, dann ist die Arbeit umsonst; sind alle drei einig, dann wird ein kräftiges, gesundes Geschlecht heranblühen und die Frage der „Schulkrankheiten" mehr und mehr von der Tagesordnung verschwinden.

Die Cholera in Aegypten.

Von **Adolf Ebeling.**

(Schluß.)

Als der Hakihm fortging, erinnerte er nochmals an die vergessene Aloepflanze, die auch schon nach einigen Tagen unter den Lampen des Portals hing; denn vierundzwanzig Stunden mußte sie vorher auf dem Grabe irgend eines Heiligen gelegen haben, um wirksam zu werden. Inzwischen war freilich der Kranke gestorben, obwohl ihn eine verständige ärztliche Behandlung, so hörten wir wenigstens von competenter Seite, sehr wahrscheinlich gerettet haben würde. Das Kismet war diesmal stärker als die Kunst und das Gebet des Hakihm gewesen.

Dies ist ein und überdies nur in kurzen Umrissen gezeichnetes Bild der arabischen Heilkunde von ihrer praktischen Seite; nur Eins von Hunderten, ja von Tausenden. In keinem Lande, wenigstens in keinem civilisirten, und dazu muß Aegypten doch wohl gerechnet werden, ist der Aberglaube so allgemein verbreitet wie dort, und er ist in seinen Folgen um so verderblicher, als er mit dem Fatalismus Hand in Hand geht; dieser ergänzt gewissermaßen jenen.

Als daher im Sommer des Jahres 1865 die Cholera in Aegypten auftrat, blieb man von oben her der Seuche gegenüber fast ganz unthätig, oder ergriff verkehrte Maßregeln, die noch dazu ganz kopflos oder auch gar nicht ausgeführt wurden. Allah hatte sie gesandt, und die Opfer und ihre Zahl waren ja vorher bestimmt. Was halfen also menschliche Vorkehrungen und Mittel gegen das unabänderliche Kismet! So wenigstens dachte und redete man im Volk.

In Kairo wie im ganzen Lande wüthete die Epidemie auf wahrhaft entsetzliche Weise. An manchen Tagen starben in vierundzwanzig Stunden zwischen zweitausend und dreitausend Menschen. Die Calamität und die allgemeine Verwirrung erreichten ihren Höhepunkt, als der Khedive Ismail, nachdem in seinem Palast zwei plötzliche Todesfälle vorgekommen waren, heimlich über Nacht Stadt und Land verließ und nach Europa flüchtete. Er war, dank seiner in Paris erhaltenen Bildung, viel zu „aufgeklärt", um noch an das Kismet zu glauben. Hatte er sich doch sogar schon photographiren lassen, wie er auch mit dem Plane umging, seinem Großvater Mohammed Ali und seinem Vater Ibrahim Denkmäler zu errichten — schwere Versündigungen gegen den Koran, der jedes menschliche Abbild streng verbietet, und mancher fanatische Ulema erklärte dies, im Verein mit sonstigen christlichen Neuerungen, als die eigentliche Ursache der Epidemie.

Die feige Flucht des Landesherrn, der sich selbst noch kurz vorher in seinen Proclamationen einen Landesvater genannt hatte, was die bezahlten französischen und italienischen Zeitungsschreiber begeistert als eine „neue Aera" für Aegypten verkündet hatten, gab die Losung zu einem universellen „Rette sich, wer kann", und während eines ganzen Monats herrschte fast vollständige Anarchie in der Khalifenstadt und im übrigen Aegypten.

Europäische Aerzte, darunter mehrere deutsche, und eine Anzahl europäischer Kaufleute, die den Muth hatten, zu bleiben, organisirten auf eigene Hand Ambulancen und eine Art von Sicherheitsdienst und retteten nicht wenige vom Tode, namentlich vom Hungertode, weil man unzählige Kranke ohne jeglichen Beistand gelassen, um nur sich selbst in Sicherheit zu bringen. Trotzdem hielt der „Schwarze Tod" (denn für das ägyptische Volk sind noch heute Pest und Cholera gleichbedeutend) eine fürchterliche Ernte und raffte nach einer späteren oberflächlichen Schätzung mehr als ein Fünftheil der gesammten Bevölkerung hinweg.

Eine so entsetzliche Katastrophe trug denn doch für die Folgezeit mehrere gute Früchte, und wenn dieselben auch vielfach hinter den gehegten Erwartungen zurückblieben, so lag es diesmal wirklich weniger an dem guten Willen der Regierung (vorzüglich unter der Präsidentschaft Nubar Paschas) als an dem Starrsinn, der Faulheit und der Unwissenheit der großen Mehrheit des ägyptischen Volkes. Wer die letztere, bei der unbestreitbaren Bildungsfähigkeit der Aegypter, auf dem Gewissen hat, weiß Der am besten, der im Jahre 1879 von seinem sogenannten Thron herabsteigen und in's Exil wandern mußte, nachdem er das aus den Händen seines Vorgängers so blühend erhaltene Land nicht an den Rand des Abgrundes, sondern geradezu in denselben hinein gebracht hatte.

Auch in Aegypten rächen sich die Sünden der Väter an den Kindern, vorzüglich wenn die Kinder so schwach und unselbstständig sind, wie der jetzige Khedive, der als Privatmann gewiß gute und lobenswerthe Eigenschaften hat, der aber der ihm gewordenen, allerdings auch sehr schweren Regentenaufgabe keineswegs gewachsen ist. Er hat dies wenigstens bis jetzt und vom Beginn seiner Regierung an gezeigt, und die Engländer haben eben deshalb um so leichteres Spiel im Lande. Mit einem Mohammed Ali wären sie jedenfalls nicht so leichten Kaufs fertig geworden.

Als sich nun im Mai dieses Jahres die ersten Cholerafälle in Damiette zeigten, die schon nach einigen Wochen so bedenkliche Proportionen annahmen, stieg bei Allen, die mit den ägyptischen Verhältnissen, mit Land und Leuten und mit der dortigen Regierungsweise und Beamtenwelt näher bekannt sind, sofort die

ernste Befürchtung auf vor einer weiteren Verbreitung und vor einem Anwachsen der Seuche zu einer wirklichen Landesepidemie. Diese Befürchtungen sind leider nur zu sehr und zu bald eingetroffen.

Jetzt noch die Entstehung der Seuche näher zu untersuchen, ob sie spontan in Damiette entstanden, was immerhin möglich sein kann, oder ob sie, was wahrscheinlicher ist, durch englische Schiffe von Bombay, wo sie bekanntlich in noch höherem Grade als in Syrien und Mesopotamien endemisch ist, eingeschleppt wurde — das scheint, wenigstens hier für uns, eine müßige Frage. Die Aegypter selbst sind viel zu sehr Partei und möchten zu aller sonstigen Noth, die, nach ihrer Ansicht, die englische Occupation über sie gebracht hat, auch noch gar zu gern die Cholera auf Rechnung der Engländer setzen.

Die Nationalpartei, „Aegypten für die Aegypter!", die mit dem Sturz Arabi Paschas keineswegs vernichtet ist, sondern (man täusche sich nicht!) unter der Asche fortglimmt und, wenn auch nicht bald, so doch jedenfalls dermaleinst wieder in Flammen aufschlagen wird, diese Partei bezeichnet schon jetzt offen und geheim die Engländer als die Urheber des neuen Unheils und vielleicht nicht mit Unrecht, denn in Europa und sogar in England selbst sind ja schon mehrfach Stimmen laut geworden, die ähnliche Anklagen wegen der aus Ostindien angekommenen und nicht controllirten englischen Dampfer erhoben, — die Grundgesetze der Gesundheitspflege sollen die Engländer verletzt haben, nur um dem „Geschäft", das allerdings im vorliegenden Falle den Welthandel bedeutet, nicht zu schaden.

Als nun von Damiette aus sich die Epidemie weiter und weiter verbreitete, aber doch immer noch im nördlichen Delta blieb, also zu Anfang des Juli, da hätte man schon in Kairo die nöthigen und zwar die umfassendsten vorbeugenden Maßregeln treffen müssen, um sie, wie einen heranrückenden Feind, wohlgerüstet zu empfangen. Da war es vor Allem angezeigt, die Nilufer oberhalb Kairo und bis nach Minieh und Siut hinauf streng zu überwachen, um den Strom, die einzige Wasserquelle in ganz Aegypten, von allen Cadavern und von dem tausendfachen Unrath frei zu halten, der nach Landessitte seit Menschengedenken hineingeworfen wird, und eine gleiche Fürsorge und Aufsicht für die Straßen der Städte und Dörfer anzuordnen. Das hat man aber nicht gethan, im Gegentheil, es ist nach durchaus glaubwürdigen Augenzeugen erwiesen, daß man sich in Mittelägypten an vielen Orten der Befolgung aller jener Vorschriften hartnäckig entzog und sich über das Erscheinen und Umsichgreifen der Cholera geradezu freute, vollends als es hieß, daß sie auch unter den englischen Truppen ausgebrochen sei, weil man hoffte, dadurch am schnellsten von der verhaßten Occupation befreit zu werden. Der Polizeipräfect von Kairo, ein fanatischer Feind der Engländer, mag ähnlich gefühlt und, wenn er geschichtskundig ist, vielleicht gar an Rostopschin gedacht haben, der Moskau lieber den Flammen preisgeben, als es in die Hände Napoleon's fallen lassen wollte. Hier jedenfalls ein verdammenswerther Patriotismus.

Für Bulak ferner, die eigentliche Hafenstadt von Kairo, geschah anfangs gar nichts, und doch lagen dort aus früheren Pest- und Cholerajahren die traurigsten Erfahrungen vor. Jedesmal, wenn eine Epidemie die Hauptstadt heimgesucht, war sie in Bulak zuerst ausgebrochen, und vereinzelte Cholerafälle mit tödtlichem Ausgang kommen dort alljährlich in den letzten zwanzig Jahren vor. Das Häusergewirr der dortigen engen, dichtbevölkerten und dazu grenzenlos schmutzigen Gassen hat von jeher alle Fremden und Touristen als Reisecuriosum angezogen, weil man dort ein Stück Orient finden und beobachten kann, gegen das die verrufensten und schlimmsten Quartiere von Kairo und Constantinopel zurücktreten müssen.

In Bulak brach denn auch diesmal die Seuche, soweit sie die Hauptstadt selbst betrifft, wieder zuerst aus, und es ist jetzt erwiesen, daß sie dort schon mehrere hundert Menschen hingerafft hatte, als man noch nicht die geringsten Maßregeln getroffen hatte; denn die ersten amtlichen Bekanntmachungen, die sich direct auf die Bevölkerung von Kairo beziehen, datiren vom 15. und 18. Juli. Und jetzt, wo wir dies schreiben (in den letzten Julitagen), tritt erst die eigentliche Sanitätscommission zusammen, die schon so lange auf dem Papier stand, und auch das nur, weil man endlich einige englische Persönlichkeiten als Mitglieder darin hat aufnehmen müssen, gegen die man sich bis dahin hartnäckig gesträubt hatte. Noch weiß man nichts Näheres von der Wirksamkeit und den Erfolgen dieser Commission, die auch leider zur Bekämpfung der Seuche machtlos bleiben wird. Man kann ein ganzes Volk in seinen Sitten und Gebräuchen, in seiner ganzen Denk- und Anschauungsweise nicht im Handumdrehen ummodeln, und bei dieser Gelegenheit tritt der civilisatorische Fortschritt, mit welchem der Ex-Khedive sein Land zu beglücken vorgab und der so pomphaft in alle Winde hinausposaunt wurde, als klägliches, wesenloses Scheinding so recht zu Tage. Unten hätte er mit seinen Reformen anfangen müssen, das heißt dem eigentlichen Volke ein besseres Heim, eine menschenwürdigere Existenz nach Gesetz und nicht nach Willkür schaffen und dadurch den Sinn wecken für Ordnung, Sauberkeit, Regel und Maß — prosaische Dinge immerhin, aber im Staatshaushalt von hoher Bedeutung —, dann hätte man schon früher während seiner Regentschaft und vollends jetzt bei dieser neuen entsetzlichen Calamität den Segen davon verspürt. Doch das sind utopische Bilder, die vor der crassen, erschütternden Wirklichkeit in Dunst und Nebel zerfließen. Dieser jetzt mannhaft die Stirn zu bieten, um zu retten, was noch zu retten ist, bleibt die Aufgabe der genannten Commission und überhaupt der Regierung. Der jetzige Khedive, der junge Tewfik, tritt dabei gottlob nicht in die Fußstapfen seines Vaters. Er bleibt doch wenigstens in seiner Residenz, durchfährt täglich die Straßen und hat auch bereits die Cholerakranken in den verschiedenen Hospitälern besucht; nach europäischen Begriffen ganz gewöhnliche Dinge und im Grunde nichts als die Pflicht des Landesherrn, nach orientalischen aber wahrhafte Heldenthaten.

Den weiteren Verlauf der Epidemie vorherzusagen, ist natürlich unmöglich; man hat dafür als Anhalt nur die Erfahrungen früherer Cholerajahre, nach welchen sie mit dem fallenden Nil, also gegen Ende September, ebenso rapid abnahm, wie sie mit dem steigenden gewachsen war. Eine neue Erfahrung tritt diesmal hinzu, nämlich die von der fast vollständigen Nutzlosigkeit nicht der eigentlichen Quarantaine, sondern der Absperrung der bereits heimgesuchten Ortschaften. Die erstere mag, trotz ihrer Gegner, namentlich für Seehäfen, also im vorliegenden Falle für Triest, Marseille und hauptsächlich für die verschiedenen italienischen Häfen, von Erfolg sein, die zweite, die Absperrung, ist, wie gesagt, nicht allein zwecklos, sondern unter Umständen, wie diesmal in Damiette, Mansurah und Damanhur, erst recht gefährlich. Die Sperrgürtel wurden, trotz der scharfen militärischen Bewachung und des unmenschlichen Befehls, jeden Herankommenden niederzuschießen, fast überall durchbrochen und die Flüchtigen trugen den Ansteckungsstoff weiter, was in den südlicher gelegenen Städten Tantah, Zagasihk und Benha amtlich constatirt wurde, wie es gleichfalls officiell erwiesen ist, daß in Damiette Hunderte von Nichterkrankten aus Mangel an Nahrungsmitteln umgekommen sind, weil die Hineinschaffung derselben in die Stadt gleichfalls nicht gestattet wurde. Ein neuer Beweis von der Kopflosigkeit der ägyptischen Behörden, die sich nicht wenig auf die Idee einer „Localisirung der Seuche" einbildeten.

Mehr als sonst hat sich übrigens die Cholera in Aegypten diesmal launisch und unberechenbar gezeigt; so sind namentlich in Kairo einzelne arabische Viertel bis jetzt ganz verschont geblieben, wo unter gleichen Vorbedingungen die nächstgelegenen schwer heimgesucht wurden. Im sogenannten Frankenviertel, den unter dem Ex-Khedive Ismail angelegten neuen Stadttheilen mit breiten Straßen und vielen Gärten, sind bis Ende Juli nur wenig einzelne Fälle vorgekommen, aber dafür ausnahmsweise in dem dicht bei Kairo, hart am Wüstenrande liegenden Gizeh. Sonst bot die Wüste immer das sicherste Asyl gegen die Epidemie, und die Wüstenbewohner selbst, die Beduinen, kennen weder Pest noch Cholera. Ein Gleiches gilt von der nur wenige Meilen südwestlich von Kairo liegenden herrlichen Oase Fajuhm, die stets von den Epidemien verschont geblieben ist und wohin auch diesmal wieder schon im Juni viele Hundert arabische und europäische Familien übersiedelten, die nun vielfach unter Zelten campiren und allen Comfort entbehren, dafür aber ihr Leben in Sicherheit gebracht haben.

Die große Masse des eigentlichen arabischen Volkes leidet aber unendlich schwer unter dieser neuen Zuchtruthe des unerbittlichen Schicksals, und es gehört der durch vielhundertjährige Knechtung sclavisch gewordene Charakter desselben und nicht minder die Furcht vor den englischen Truppen dazu, um es nicht trotz alledem zu einem Aufstand zu treiben, der in seinen Folgen nicht

unterschätzt werden dürfte. Heimliche Abgesandte des Mahdi (des sogenannten „falschen Propheten“, der nichts weniger als besiegt ist) treiben sich seit Monaten in Kairo umher, und auch aus Abessinien kommen beunruhigende Nachrichten wegen eines geplanten Handstreiches des Königs Johannes auf die Hafenstadt Massaua am Rothen Meere, dem alten Zankapfel zwischen Abessinien und Aegypten.

War also die Lage im Pharaonenlande seit den Ereignissen der letzten Jahre ohnehin schon sehr ernst, so ist sie es jetzt noch weit mehr geworden, und was das Schlimmste und zugleich das Betrübendste ist: sie bietet zur Zeit so gut wie gar keinen tröstlichen Lichtblick in die nächste Zukunft. Ganz lassen wir dennoch die Hoffnung auf bessere Tage für Aegypten nicht sinken, wenn wir auch für unseren heutigen Artikel kein anderes Schlußwort finden können, als den ägyptischen Trostspruch: Insch Allah! Wie Gott will!

Blätter und Blüthen.

Das Fest der Madonna auf den Lagunen. (Illustration S. 557.) Es naht der Tag, an welchem der Marien-Cultus sein höchstes Fest begeht, ein kirchliches Freudenfest für Millionen: der 8. September, der Geburtstag der Madonna. Wie verschiedenartig die Pracht ist, welche bei dieser Feier entfaltet wird, ist bekannt; in welch einfacher, kindlicher Weise das Volk selbst sich dabei betheiligt, dafür möchten wir unseren Lesern ein ebenso anmuthiges, als für unser Auge seltsames Beispiel zeigen. Wir lassen sie durch einen jungen Künstler, den Schleswiger Maler Heinrich Rasch in München, am Morgen des großen Madonnenfestes zu der Schiffer- und Fischerbevölkerung führen, welche auf den Inseln und an den Gestaden der venetianischen Lagunen lebt.

Die weite Wasserfläche, auf welcher, von der Höhe des Marcus-Thurmes aus betrachtet, Venedig zu schwimmen scheint, so lange die (ungefähr einen Meter hohe) Fluth herrscht, zeigt, sobald die Ebbe eintritt, ein anderes Bild des Strandsees, den die lange Inselkette des Lido vom Adriatischen Meere scheidet. Von der Landseite her treten dann weite Flächen des Sumpfbodens an das Licht, die zum Theil kahl, zum Theil mit üppiger Meeresvegetation bedeckt und wiederum von Wasserflächen und Fahrstraßen für die Schiffer und Fischer durchzogen sind. Der bilderreiche Volksmund bezeichnet diesen Theil der Lagunen als „den todten“ (Laguna morta), zum Unterschied von der Laguna viva, dem frischen Strandsee, der durch die fünf Wasserstraßen (Porti), welche ihn mit dem Meer verbinden, immer frischen Zufluß erhält. Das Wasser selbst ist natürlich eine Mischung von dem Süßwasser der Landzuflüsse und dem Seewasser, und daraus ist auf die Mannigfaltigkeit der Vegetation des Lagunenbodens und des Fischreichthums zu schließen.

Da besonders während der Fluth- oder zur Nachtzeit die Fahrt in den todten Lagunen gefahrbringend sein könnte durch die Sand- und die Schlammbänke, welche selbst die frische Lagune auf gewissen Strecken unsicher machen, so hat man die fahrbaren Wasserstraßen (Fondi, zum Theil wirkliche Canäle) durch Reihen von eingerammten Pfählen bezeichnet, die durch Form und Farbe sogar andeuten, ob sie vor unbewachsenen oder bewachsenen Untiefen warnen. Besonders ausgezeichnet sind auch die an der Kreuzung zweier Canäle stehenden, sowie die mit Laternen versehenen, welche Fari heißen.

Läßt diese sorgfältige Straßenordnung uns auf die Lebhaftigkeit des Verkehrs schließen, besonders wo durch sie die Verbindung volkreicher Orte vermittelt wird, so fällt es uns auch nicht mehr auf, daß sich hier auf dem Wasser wiederholt, was uns dort auf dem Lande so vielgestaltig vor Augen tritt: daß an den betretensten Straßen und Pfaden Capellen oder Bildstöcke angebracht sind, die den Wanderern oder den Arbeitern auf dem Felde die Gelegenheit bieten, ihre Andacht zu verrichten oder ihren besonderen Heiligen ihre besondere Verehrung zu erweisen. Auch an diesen Wasserstraßen erheben sich solche Bildstöcke. Auf eingerammten Pfählen steht das durch ein Dach geschützte Häuschen mit dem zu verehrenden Heiligen. Wer wird aber auf den Lagunen, die der Acker und der Garten der Schiffer und der Fischer sind, etwas Anderes suchen und verehren, als die höchste Heilige des Volkes, die Madonna, von welcher allein sie im ganzen Jahr glücklichen Fang und glückliche Fahrt erflehen? Und ihr Fest sollte nicht das herrlichste des ganzen Jahres sein?

Eine solche Feier beginnt vor unseren Augen. Schiffer und Fischer einer Ortschaft schmücken ihre Madonna für den großen Tag. Denn es giebt für jenes kindliche Volk keine allgemeine Madonna, sondern jeder Ort hat seine Madonna, die ihm hoch über allen anderen Madonnen steht. Ich wohnte einmal einem Madonnenfeste in Dolo, einem Städtchen an der Brenta und der alten Heerstraße von Mestre nach Padua, bei und erlebte es selbst, daß in einer Osterie die Bewohner verschiedener Ortschaften über den Werth ihrer Madonnen in Streit und hart an einander geriethen. Sie warfen gegenseitig ihren Madonnen sogar nicht gewöhnliche Uebelthaten vor, um die Ehre der eigenen Schutzheiligen um so höher zu erheben, und es würde zum Aeußersten gekommen sein, wenn nicht die (damals noch österreichischen) Gensdarmen Fäuste und Messer zurückgehalten hätten. Für die Ehre ihrer Madonna stehen Männer und Weiber in Flammen. Darum opfert das arme Volk auch das Möglichste an seinem Madonnenfeste.

Ja, arm sind sie, die Fischer und Schiffer der Lagunen, aber auch genügsam und ehrlich. Namentlich gilt dies von den Gondlern Venedigs, so offenkundig auch deren Beharrlichkeit in der Nachbitte um „noch eine Kleinigkeit“ bei jedem verabfolgten Trinkgelde ist. Ein solcher Mann könnte die größten Kostbarkeiten und Geldsummen in seiner Gondel finden, er würde sie nicht anrühren, sondern Anzeige von dem Funde machen, denn die Ehrlichkeit ist seines Standes höchste Ehre, wie groß auch die Armuth sein mag. Freilich sind auch ihre Ansprüche an die Genüsse des Lebens sehr gering. Sie bedürfen für sich und die Ihrigen fast nur einer Schlafstätte. Nicht selten sollen, namentlich in Chioggia, bis zu einem halben Dutzend Familien in einer Baracke oder in den unteren Räumen eines verfallenen Palastes beisammen wohnen, denn die eigentliche Heimath dieser Leute ist ihr Fahrzeug, ob Gondel, Arbeitsboot oder Schiff zum Fischfange. Einige Schnitte von gebackenem Kürbis mit ein paar Fischchen oder ein Teller voll Polenta sind Leckerbissen für sie und genügen für den ganzen Tag. Gilt es aber die Feier eines Festes ihrer Madonna, so wird das Beste von Kleidung und Schmuck angelegt, blüthenweiß ziert das Kopftuch die Frauen, Alles freut sich an den buntesten Farben. Und so geht's zum Feste.

Vor Allem muß das Bild der Madonna geschmückt werden, und daran nimmt auch das nahe Kapuzinerkloster Theil. Wir sehen das Klosterboot mit dem weiß und roth gestreiften Baldachin, vor welchem der stattliche Mönch die Decorationsarbeit leitet. Kränze und Sträuße aus Sonnenblumen, Weinlaub, Schilf und Granatblüthen werden so reichlich als möglich angebracht, und wie vermag dieses arme Volk sich darüber zu freuen! Wie zeigt sich eine angeborene Anmuth in allen Bewegungen! Es ist wirklich ein Hochgenuß, einem solchen Volksfeste beizuwohnen, der Anblick bleibt erquickend, scheint es doch, als bemühe sich jede einzelne Person ganz besonders, das Bild des Ganzen so schön wie möglich zu gestalten.

Die Madonna prangt in ihrem Schmuck. Männer und Frauen, die am Bildstock beschäftigt waren, steigen in ihre Kähne und Boote, und schon hallt von allen Inseln und Ufern über die weite, stille Lagune der Glockenklang der Kirchen und Klöster. Und erschallen erst die Böllerschüsse, dann beginnt die Procession, das Schiff der Geistlichen mit dem Allerheiligsten voran und dahinter in bunter Reihe die Fahrzeuge des Volkes, alle ausgerüstet mit Fahnen und Standarten und mit reicher Blumenzier den Tag ehrend. Man kann anderer Glaubensrichtung sein, als die hier feiernde Schaar, aber unwillkürlich wird man zu dem Wunsche kommen: Möge die Madonna der Lagunen dem armen Volke allezeit Fang und Fahrt segnen!

Fr. Hfm.

Für Ischia! Ein Aufruf, welchen der Kronprinz des deutschen Reiches in einem Schreiben an den Fürsten Bismarck an das deutsche Volk richtet, wird nirgends im deutschen Vaterland ohne Echo bleiben. Auch wir wiederholen ihn:

„Das Unglück, durch welches Ischia heimgesucht und ganz Italien in tiefe Trauer versetzt worden ist, hat in Deutschland den schmerzlichsten Eindruck gemacht. Es ist Meiner Gemahlin und Mir daher ein Bedürfniß, diesem Gefühle Ausdruck zu verleihen, und Wir hegen den innigen Wunsch, daß dies in einer Unserer Betrübniß würdigen Weise geschehe. Deshalb möchten Wir, von Tausenden umringt, im Geiste an die Trauerstätte treten, aber nicht nur, um die Todten zu beklagen, sondern um zu helfen, das überlebende Leid zu lindern. Wir sind gewiß, daß das deutsche Volk dem befreundeten Nachbar im Unglück wird zur Seite stehen wollen, und daß es bereits nach Wegen dahin sucht. Darum bitten Wir Sie, hiermit bekannt zu machen, daß die Kronprinzessin und Ich Uns an die Spitze einer Sammlung für die Verunglückten von Ischia gestellt haben.

Berlin, den 10. August 1883.

Friedrich Wilhelm, Kronprinz.“

Wenn Italien uns heute auch nicht so nahe stände, wie dies der Fall ist, so würde solch ungeheures Unglück dennoch unserer menschlichen Theilnahme gewiß sein. Nachdem aber ein gleiches Schicksal Deutsche und Italiener aus der Zerrissenheit und Uneinigkeit ihres Staatslebens erlöst und beide Nationen, die ein despotischer Geist gefesselt, getrennt und mit Feindschaft gegen einander erfüllt hatte, durch den Sieg ihrer Einheit und Freiheit zu offenen Freunden geworden, ist es doppelte Pflicht, dem Rufe unseres Kronprinzen und dem unserer Herzen zu folgen. Der Opferstock für die Unglücklichen von Ischia steht in Deutschland überall offen, und wer giebt, dem wird der öffentliche Dank nicht fehlen.

Die Redaction.

Inhalt: Ueber Klippen. Von Friedrich Friedrich (Fortsetzung), S. 545. — Die internationale landwirthschaftliche Thierausstellung in Hamburg. Von Harbert Harberts, S. 548. Mit Abbildungen, S. 549. — Die Aufstellung der Germania auf dem Niederwald, S. 551. Mit Abbildungen, S. 552 und 553. — **Wie und wo entstehen die „Schulkrankheiten“?** Von Dr. L. Fürst (Schluß), S. 554. — Die Cholera in Aegypten. Von Adolf Ebeling (Schluß), S. 558. — Blätter und Blüthen: Das Fest der Madonna auf den Lagunen. Mit Illustration S. 557. — Für Ischia, S. 560.

Für die Redaction bestimmte Sendungen sind nur zu adressiren: „An die Redaction der Gartenlaube, Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig“.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

N° 35. Die Gartenlaube. 1883.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ueber Klippen.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Der Winter hielt an. Der Schnee hatte sich gefestigt und neuer war nicht gefallen. Wochenlang stieg Hansel jeden Sonnabend Abends zum Oberburgstein empor und immer sicherer fühlte er sich, wenn er auch die größte Vorsicht nicht vergaß.

David hatte seinen Entschluß nicht geändert, derselbe beschäftigte ihn unausgesetzt. Manche Nacht lauerte er hinter einem Felsen versteckt vergebens auf den Verhaßten. Er durchsuchte den ganzen Bergesabhang nach einer Spur seines Fußes in dem Schnee. Er fand keine, und doch war er fest überzeugt, daß er mit der Moidl noch zusammen kam.

Unter dem Felsen, wo sie sich trafen, machte er Zeichen, und durch sie gewann seine Vermuthung Gewißheit. Es war ihm ein Räthsel, wie der Welsche dorthin gelangte. Da machte er die Wahrnehmung, daß das von ihm unter dem Felsen gemachte Zeichen die ganze Woche lang unberührt blieb und regelmäßig am Sonntag Morgen vernichtet war. In der Nacht zum Sonntage trafen sie sich also.

Auf's Neue wandte er einen Tag daran, um den Weg, den Hansel einschlug, aufzufinden. Er suchte lange vergebens. Ohne Hoffnung schlug er einen Weg ein, der unterhalb seiner Besitzung sich am Bergabhange hinzog und von Holzknechten getreten war, welche in der Nähe Holz fällten. Da fiel ihm auf, daß eine Spur im Schnee weiter nach der Schlucht zu führte. Was konnten die Holzknechte dort gesucht haben? Er verfolgte sie, er fand einen Weg, der in tiefem Schnee gerade in der Schlucht emporführte. Jubelnd zuckte er zusammen, denn endlich hatte er die Spur des Welschen gefunden.

An diesen Weg hatte er freilich nicht gedacht, weil er ihn für unmöglich gehalten, dem verwegenen Burschen schien jedoch nichts zu schwer zu sein. Er versuchte, eine Strecke auf ihm emporzusteigen, mußte jedoch bald davon abstehen, denn seine unbeholfene Gestalt versank in dem Schnee und seinen Füßen fehlte ein Stützpunkt.

Nun konnte der Verhaßte ihm nicht mehr entgehen, er kannte seinen Weg und wußte, in welcher Nacht er ihn einschlug. Und kein Ort konnte für sein düsteres Vorhaben günstiger sein, als diese Schlucht. Wenn seine Kugel den Welschen niedergestreckt und er den Todten mit Schnee bedeckt hatte, wer konnte den Vermißten hier suchen und finden? Er lag dort, bis im Frühjahre das herabstürzende Wasser ihn mit in das Thal riß oder eine Lawine ihn noch tiefer begrub.

Der Sonnabend Abend, auf den Hansel sich die ganze Woche hindurch gefreut hatte, war gekommen. Der Wind hatte schon am Morgen umgesetzt und wehte aus Süden. Die Luft war lau und der Himmel war bewölkt. Der Umschlag des Wetters hatte Hansel besorgt gemacht, ihn beruhigte jedoch die Wahrnehmung, daß aus dem Thale immer noch kühler Nordwind wehte, der die Festigkeit des Schnees erhielt. Er konnte den Aufstieg durch die Schlucht immer noch wagen.

Zu der gewohnten Stunde am Abende brach er auf. Wohl bemerkte er, daß der Schnee unter seinen Tritten sich schon zusammenballte, er achtete wenig darauf, denn er mußte die Geliebte sehen. Der Aufstieg in der Schlucht wurde ihm schwerer, als je zuvor, der Schweiß rann ihm von der Stirn. Er hätte die Joppe von sich werfen mögen, so heiß war ihm. War die Luft wirklich so lau und schwül, oder täuschte er sich? Einige Male war es ihm, als ob er unter dem Schnee zwischen dem Gerölle ein Rieseln wie von herabfließendem Wasser vernahm — es konnte nicht sein! Er nahm sich auch nicht Zeit zum Horchen, schneller eilte er vorwärts.

Glücklich langte er oben an. Wie an einem lauen Frühlingsabende erschien ihm hier die Luft. In wenigen Minuten war er bei der Geliebten, die ihn bereits erwartete.

„Hansel, bist Du durch die Schlucht aufgestiegen?“ fragte Moidl.

„Gewiß,“ gab Hansel heiter zur Antwort.

„Ich bin in Angst gewesen, das Wetter ist umgeschlagen, den ganzen Tag hat der Thauwind geweht.“

„Er hat noch sehr wenig gewirkt. Du siehst, ich bin ohne Unfall hierher gelangt. Noch läuft's keine Gefahr, der Schnee steht noch.“

„Oben am Berge nicht,“ fuhr Moidl fort. „Mein Vater war gestern oben im Walde, da hat der Thauwind dort schon geherrscht, und er sagte, daß er heute im Thal sein werde. Er versteht sich auf's Wetter, wie Wenige. Er fügte auch hinzu, daß der Schnee diesmal sehr schnell aufgehen werde, denn die Wärme komme von oben, und die Erde habe noch keine Kälte gehabt, als er gefallen sei, und der spätere Frost sei nicht durchgedrungen.“

„Ich bin ja hier, nun mag der Schnee aufgehen, hinab komm' ich schon wieder,“ warf Hansel heiter ein.

Er hatte der Geliebten, die er seit acht langen Tagen nicht gesehen, so viel zu sagen, und auch Moidl dachte an den Schnee und den Thauwind nicht länger. Sie saßen gegen den Wind geschützt und vernahmen kaum, wie er heulend durch das Thal fuhr und pfeifend sich an den Felskanten brach. Dazwischen fielen einzelne Regenschauer.

Die Zeit war ihnen wie ein Traum vergangen — Hansel drängte zur Heimkehr.

„Geh' nicht die Schlucht hinab," bat Moidl.

„Ich komm' auf dem Wege am schnellsten zu Thal," entgegnete Hansel. „Noch ist keine Gefahr vorhanden."

„Wähl' einen andern Weg."

„Nein. Wie eine Ahnung, daß der Unterburgsteiner mir auflauert, liegt es auf mir," gab Hansel zur Antwort. „Es war auch in einer Nacht zum Sonntag, als seine Kugel mir durch den Hut hinfuhr. Was mich in der Schlucht bedrohen könnt', wär' eine Lawine, und diese Nacht fällt noch keine, der Schnee liegt zu fest."

„Und wenn sie fiele?" warf Moidl ein.

„Denk' nicht daran," suchte Hansel sie zu beruhigen. „Ich kenne den Abstieg genau, und wenn ich stürz', fall' ich in den Schnee. Kaum eine halbe Stunde hab' ich nöthig, dann bin ich in Sicherheit."

„Der Wind heult so hohl."

„Laß ihn heulen, Moidl. Er hört sich hier oben schlimmer an, als im Thal. In acht Tagen sehen wir uns wieder — erwart' mich nur, ich find' schon einen Weg."

Noch einmal preßte Hansel die Geliebte an sich, dann eilte er fort. Es war ihm doch nicht ganz leicht um's Herz, als er die Schlucht betrat. Deutlich vernahm er das Wasser unter dem Schnee, um so schneller eilte er, um nicht eine Minute zu verlieren.

Mit ängstlich pochendem Herzen trat das Mädchen in das Haus ihres Vaters und suchte ihre Kammer auf. Es war ihr, als ob der Wind immer hohler und unheimlicher klinge. Sie dachte nicht an Schlaf. Ohne Licht anzuzünden, öffnete sie das Fenster, wie ein schwüler Brodem wehte es ihr entgegen. Der Wind war unheimlich warm. Schwer lag es auf ihrem Herzen, ihre Brust vermochte kaum zu athmen. Sie faltete die Hände, sie wollte die heilige Jungfrau bitten, den Geliebten in Schutz zu nehmen, aber sie konnte nicht beten, die Angst verwirrte ihre Gedanken, die den Geliebten Schritt für Schritt begleiteten. Noch konnte er nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt haben.

Da vernahm sie plötzlich über sich ein donnerndes, rasselndes Rauschen. Mit dem Rufe: „Jesus Maria!" stürzte sie zur Erde auf die Kniee.

Ein dumpfer, lauter Ton drang aus dem Thale zu ihr und brach sich im Echo an den Felswänden. Sie kannte diesen Ton nur zu genau — er kam von einer in der Schlucht niedergestürzten Lawine.

„Jesus Maria!" wiederholten ihre Lippen noch einmal mit schwacher Kraft, während sie die Hände krampfhaft in einander geballt hatte. „Rette ihn, heilige Mutter Gottes, rette ihn!" stöhnte sie und in ihrer Angst gelobte sie, das Liebste, was sie besaß — es fiel ihr nichts ein als ihre langen, braunen Flechten, um die sie so oft beneidet war — der heiligen Jungfrau als Opfer zu bringen.

Dann brach sie bewußtlos zusammen.

Auf den Bergstock sich stützend, eilte Hansel in mächtigen Sprüngen thalwärts. Das hohlklingende Heulen des Thauwindes war auch ihm unheimlich, er verhehlte sich die Gefahr nicht und beeilte sich, ihr zu entfliehen.

Da ertönte das donnernde Rauschen hoch über ihm in sein Ohr, er kannte es zu genau und obschon er erschreckt zusammenfuhr, so verließ ihn doch die Besinnung nicht, hinter einem Felsvorsprunge in der Schlucht warf er sich nieder, in der Todesverzweiflung sich fest an den Felsen anklammernd. Und die Lawine sauste mit Alles vernichtender Kraft nieder. Es war ihm, als ob er einen schweren Schlag auf den ganzen Körper erhalte und sein Kopf an dem Felsen zerschelle — dann schwand sein Bewußtsein.

Als er wieder zu sich kam, war er kaum im Stande, sich zu rühren. All seine Glieder schienen gelähmt zu sein. Allmählich raffte er sich zusammen. Nase, Mund und Ohren waren ihm mit Schnee verstopft. Tief aufathmend befreite er sich davon. Erst jetzt wurde er sich des Geschehenen bewußt. Zaghaft versuchte er die Glieder, es war keins gebrochen, so sehr sie auch schmerzten.

Langsam richtete er sich empor. Er konnte stehen und gehen. Wohl zitterte er heftig am ganzen Körper, aber langsam arbeitete er sich auf dem Steingeröll, durch welches das Bergwasser rauschte, abwärts. Und er erreichte die Stelle, wo er die Schlucht verlassen konnte und gerettet war. Erschöpft sank er nieder. Wie ein Wunder erschien ihm seine Rettung. Aber nicht an sich dachte er, sondern an die Geliebte und deren Angst. Wenn er ihr doch hätte zurufen können, daß er lebe!

Langsam stieg er zu Thal und dann zu dem Gehöft seines Vaters empor. Der Weg wurde ihm unsagbar schwer, er fühlte, daß er an den Händen und im Gesichte geschunden war, was kümmerte es ihn — er lebte!

Als er in seiner Kammer angelangt war, besaß er kaum noch so viel Kraft, die durchnäßten Kleider abzustreifen und sich in's Bett zu werfen. Er schlief nicht. Sein Gesicht brannte, all seine Glieder schmerzten. In einem halb bewußtlosen Zustande lag er da, in seinem Ohre klang das donnernde Rauschen der niederstürzenden Lawine, seine Hände griffen krampfhaft nach dem Bettgestell, um sich zu halten. Endlich übermannte der Schlaf den Erschöpften. —

Der neue Tag war längst hereingebrochen, als Hansel's Mutter in die Kammer ihres Sohnes trat, um ihn zu wecken. Der laute Aufschrei, der ihr entfuhr, als sie das blutige und entstellte Gesicht desselben erblickte, weckte den Schlafenden. Erschreckt fuhr Hansel empor.

„Hansel, was ist geschehen? Was hast Du begonnen?" rief die Frau.

Der aus dem Schlafe Erweckte blickte erstaunt und noch schlaftrunken um sich.

„Was soll geschehen sein?" fragte er noch vom Traume befangen.

„Dein Gesicht — Dein Gesicht!" rief die Frau und trat händeringend an ihn heran.

Hansel versuchte sich empor zu richten, nur mit größter Anstrengung gelang es ihm. Die heftig schmerzenden Glieder riefen das Geschehene in seine Erinnerung zurück. Schaudernd zuckte er zusammen, aber er faßte sich schnell.

„Ich bin gestürzt," entgegnete er.

„Wo — wo?" rief seine Mutter.

Hansel richtete sich langsam im Bette empor.

„Gestern Abend," gab er zur Antwort, sein Kopf war noch wüst, und er wußte kaum, was er sprach.

„Du hast Dich gestern Abend gleich nach uns zur Ruhe begeben," fuhr seine Mutter fort.

Hansel schwieg einen Augenblick. Er konnte die Wahrheit nicht gestehen, auch seiner Mutter nicht, das Geheimniß seiner Liebe gehörte ja nicht ihm allein.

„Mich wandelte die Lust an, noch zu Thal zu steigen," sprach er, ohne seine Mutter anzusehen. „Ich wußte, daß ich im ‚Elephanten' noch Freunde treffen würde; wir waren sehr lustig, wir tranken, und ich habe vielleicht zu viel getrunken. Es war spät, als ich heimkehrte — ich weiß nicht, wie es geschehen ist — ich muß den Weg verfehlt haben — da — da stürzt' ich von einem Felsen hinab — wohl dreißig Fuß hoch — ich weiß es nicht."

„Hansel, Du hast Dir geschadet!" rief die Frau erschreckt.

„Nein, Mutter, ich bin ja hierher gegangen," entgegnete der Bursch beruhigend. „Meine Glieder sind gesund, ich werd' mich etwas zerschunden haben, das ist Alles."

„Du weißt nicht, wie Du ausschaust, Dein Gesicht ist entstellt!" fuhr die Frau fort. „Vor keinem Menschen kannst Du Dich so zeigen. Ich hab' Dir nie einen Vorwurf gemacht, aber meid' den Wein, Hansel! Schon Mancher ist dadurch zu Grund' gegangen!"

„Ich geh' nicht zu Grund'," entgegnete der Bursche und erfaßte die Hand seiner Mutter. „Laß meiner Jugend ihr Recht, ich find' mich immer wieder auf den rechten Weg."

Und die Frau strich beruhigt und liebkosend über das Haar ihres Sohnes, der brav gewesen war von Jugend auf.

„Treib' es nur nicht zu arg," sprach sie mahnend. „Ich werd' Deinen Vater vorbereiten, daß er nicht erschrickt, wenn Du zu ihm trittst."

Sie verließ die Kammer, und Hansel sprang aus dem Bette. Als er vor den kleinen Spiegel hintrat, fuhr er selbst erschreckt zurück. Sein Gesicht war mit Blut überdeckt und geschwollen, aber seine Glieder waren gesund, und das gab ihm schnell seinen frischen Muth zurück.

Er wusch sich, mochten die Verletzungen auch schmerzen. Dann trat er an's Fenster und sah zum Oberburgstein hinüber.

Der lag trübe, halb in Nebel gehüllt, da. Weshalb schien die Sonne nicht, weshalb war die Luft nicht klar? Er würde das Fenster aufgerissen und einen Juchzer so laut in die Morgenluft hinausgerufen haben, daß er hinüber gedrungen wäre über das Thal und der Geliebten die freudige Botschaft seiner Rettung überbracht hätte!

Als er in die Stube hinabging, empfing ihn sein Vater ohne Vorwurf, aber schweigend. Derselbe fragte nicht nach der Ursache seiner Verletzung, er schien dieselbe nicht sehen zu wollen.

Seine Eltern rüsteten sich, um zur Messe zu gehen, er blieb zurück, denn mit zerschundenem Gesichte mochte er sich nicht zeigen. Er fürchtete die Fragen.

Seine Eltern hatten bereits das Haus verlassen, als seine Mutter noch einmal zurückkehrte.

„Hansel, Du gehst heute nicht zu Thal?“ fragte sie.

„Nein, Mutter.“

„Und wenn ich gefragt werd', weshalb Du nicht kommst, was soll ich sagen?“

Hansel zögerte einen Moment mit der Antwort.

„Sag', ich sei auf die Gemsjagd gegangen,“ sprach er dann.

„Hansel, soll ich die Unwahrheit sagen?“ mahnte die Frau ernst. „Ich geh' zur Meß', da kann mein Mund nicht lügen.“

„Dann sag', ich fühle mich unwohl,“ entgegnete Hansel verlegen.

Seine Mutter ging schweigend fort. Er blickte ihr nach durch das Fenster. Sagte sie nicht doch die Unwahrheit?

Nachdenkend stützte er den Kopf auf die Hand. Es lag schwer auf seiner Brust; zweimal war er dem Tode nur mit Noth entgangen. So wunderbar seine Rettung war, so konnte er sich derselben doch nicht aus vollem Herzen freuen.

Dann sann er nach, ob es kein Mittel gebe, die Geliebte von seiner Rettung in Kenntniß zu setzen. Sollte er ihr schreiben? Wo fand er einen Boten, der den Brief überbrachte? Vielleicht klärte sich die Luft mehr auf und er war im Stande, ihr irgend ein Zeichen zu geben.

Müde und zerschlagen legte er sich auf die Ofenbank.

Seine Eltern kehrten aus der Messe zurück. Sie brachten keine Neuigkeit aus dem Thale mit, denn sie hatten nur mit wenigen Bekannten einige Worte gewechselt. Hansel mochte auch nicht fragen, denn ihm bangte doch, sie könnten erfahren haben, daß er in der Nacht zuvor nicht in dem „Elephanten“ gewesen war.

Nach dem Mittagsessen begab er sich auf seine Kammer und legte sich auf's Bett, um zu schlafen. —

Während dem herrschte unten im Dorfe große Aufregung. Die Knechte des Unterburgsteiners forschten nach ihrem Herrn. Als sie zur Messe gegangen waren, hatte derselbe seine Kammer noch nicht verlassen, sie hatten jedoch nicht nachgeforscht, weil sie geglaubt, er habe am Abend zuvor sich einen Rausch getrunken und schlafe denselben aus. Als er nach ihrer Heimkehr sich noch immer nicht gezeigt hatte, waren sie in seine Kammer gedrungen und hatten dieselbe leer gefunden. Sein Bett war unberührt gewesen. Sie waren überzeugt, daß ihm ein Unfall begegnet war. Es fehlte auch seine Büchse, welche sonst neben seinem Bette an der Wand hing. Daß der Unterburgsteiner während der Nacht auf die Jagd gegangen sei, hielt Jeder für unmöglich, denn so thöricht war er nicht, um bei dem eingetretenen Thauwinde in die Berge zu steigen. Ohnehin war es so dunkel gewesen, daß er ein Wild nicht hätte sehen können.

Eine bange Stimmung hatte sich Aller bemächtigt. Der Burgsteiner war kein Kind, der ohne Noth sein Gehöft verließ und sich in den Bergen verlief. Sollte er seine Verlobte besucht haben und auf dem Heimwege verunglückt sein? Auch dies mochte Niemand glauben, denn es war kein Geheimniß geblieben, daß die Moidl sich sträubte, David's Weib zu werden. Die Magd des Unterburgsteiners hatte dies längst ausgeplaudert. Etwas Ungewöhnliches mußte geschehen sein.

Unwillkürlich dachten die Meisten an ein Zusammentreffen mit seinem Gegner — mit Hansel. Daß beide sich haßten, wußten alle. Man erinnerte sich, welche wilde Drohung Hansel vor Wochen in dem Wirthshause gegen David ausgesprochen hatte. Weshalb war er nicht zur Messe gekommen? Manche glaubten bemerkt zu haben, daß seine Eltern, als sie zur Kirche gegangen, besonders still und niedergedrückt gewesen seien.

Noch wagte Niemand, einen Verdacht gegen Hansel auszusprechen, denn wie sollten die beiden Gegner während der Nacht an einander gerathen sein? Da erzählte eine alte Frau, die Haidacherin habe ihr auf dem Kirchwege am Morgen mitgetheilt, daß ihr Sohn im Gesicht und an den Händen arg zerschunden sei und deshalb nicht zur Messe gehen könne. Er habe in der Nacht zuvor in dem „Elephanten“ gezecht und zuviel getrunken, da habe er auf dem Heimwege den Pfad verfehlt und sei von einem Felsen gestürzt.

„Er ist nicht im ‚Elephanten‘ gewesen und auch in der ‚Post‘ nicht!“ riefen Mehrere gleichzeitig, und nun war keiner mehr in Zweifel, daß er mit dem Unterburgsteiner zusammengerathen war. Hatte er doch gedroht, ihn zu vernichten, wie er ein Glas zerschelle.

„Er hat ihn erschlagen!“ riefen diejenigen, welche auf des Vermißten Seite standen.

Die Freunde Hansel's wagten nicht, an seiner Schuld zu zweifeln, aber sie versuchten ihn in Schutz zu nehmen, damit das Gericht nicht sofort gegen ihn einschreite und er Zeit gewinne zur Flucht.

„Noch ist es nicht erwiesen, daß er schuldig ist,“ warf Sepp Plankensteiner ein.

„Seine eigene Mutter hat erzählt, daß er im Gesicht und an den Händen arg zerschunden ist!“ riefen ihm Mehrere entgegen. „In dem ‚Elephanten‘ ist er nicht gewesen. Es wird ein harter Kampf gewesen sein, denn David war ihm gewachsen.“

Auch Franz Steger nahm sich des Freundes an.

„Und wenn er mit ihm gerauft hat, ist dadurch erwiesen, daß ihn eine Schuld trifft?“ sprach er. „Wer weiß, wo sie sich getroffen haben und wie sie an einander gerathen sind. Der Unterburgsteiner kann übel zugerichtet sein, er kann sich bei einem Freunde verbergen, bis die schlimmsten Wunden geheilt sind, denn er ist stolz und wird sich scheuen, dieselben offen zu zeigen. Noch hat keiner ein Recht, auf den Hansel eine Schuld zu werfen. Erst muß doch erwiesen sein, daß dem Unterburgsteiner an Leib und Leben geschadet ist.“

„Du hast Recht,“ fiel Sepp ein. „Als beide auf dem Hofe des ‚Elephanten‘ rauften und Hansel den David warf, da hätte dieser sich auch leicht den Kopf zerschlagen können, und den Hansel würde keine Schuld getroffen haben. Vielleicht sitzt der Unterburgsteiner schon jetzt in seinem Hause und mag sich den Leuten nicht zeigen, weil er übel zugerichtet ist.“

„Sind die Beiden allein und zur Nachtzeit an einander gerathen, dann ist es nicht beim Raufen geblieben,“ entgegneten Mehrere, aber Steger's Worte hatten doch den Einfluß ausgeübt, daß Niemand den Hansel eines Verbrechens zu beschuldigen wagte. Der Tod des Unterburgsteiners mußte ja erst festgestellt sein.

Das Gespräch drehte sich an diesem Tage nur um diesen Gegenstand, und alle Möglichkeiten wurden mehr denn zehnmal erwogen. Eins blieb Allen unerklärlich, wie Hansel und David zur Nachtzeit sich getroffen hatten, denn durch die Magd David's war es festgestellt, daß dieser am Abende sein Gehöft nicht verlassen hatte. Als sie sich zur Ruhe gelegt, war er noch in dem Wohnzimmer gewesen.

Spät am Abend kam ein Knecht vom Unterburgstein in den „Elephanten“ und berichtete, daß von seinem Herrn noch keine Spur aufgefunden sei. Stundenlang habe er mit mehreren Bauern nach demselben gesucht. Sie seien auch auf dem Oberburgstein gewesen. Der Bauer sei über das Verschwinden seines künftigen Schwiegersohnes sehr erschrocken, könne aber auch keine Auskunft geben.

Als der Bezirksrichter am folgenden Morgen, von einem Gensd'arm begleitet, durch das Dorf hinschritt und langsam den Berg emporstieg, da wußten wohl Alle, die ihn sahen, wohin er ging. Die Leute traten vor die Thür und blickten ihm nach.

„Er holt den Hansel,“ sprach der Eine zu dem Anderen.

„Seine Schuld muß doch erwiesen sein, sonst würden sie ihn nicht holen,“ warf ein Dritter ein.

„Weißt Du genau, ob sie ihn holen?“ fragte ein Färber, der zu den Sprechenden trat. „Wenn er schuldig ist, dann wird er längst über die Berge sein, denn er hat ja Zeit genug gehabt, und ich kann's ihm nicht verdenken.“

„Der Richter wird schon wissen, was er thut,“ bemerkte der Nachbar des Färbers, welcher mit diesem nicht auf dem besten Fuße lebte.

„Ich weiß es auch!“ rief der Färber lachend. „Wenn er das Nest leer findet, kehrt er leer zurück. Das würd' ein Andrer genau ebenso machen.“

Die Leute hatten das Rechte errathen. Der Bezirksrichter stieg mit dem Gensd'armen zu dem Gehöfte des Haidacher's empor.

Der alte Bauer saß mit Frau und Sohn beim einfachen Mittagsessen.

Die Frau fuhr erschreckt zusammen, und der Löffel entfiel ihrer Hand, als sie den Bezirksrichter und den Gensd'armen in das Zimmer treten sah. Der Athem stockte in ihrer Brust, ängstlich glitt ihr Auge über das Gesicht ihres Sohnes hin, dasselbe war ganz ruhig.

Der Richter grüßte die beiden Alten freundlich.

„Was ist denn mit Dir geschehen?" wandte er sich an Hansel. „Dein Gesicht ist ja arg zerschunden."

„Ich bin gestürzt."

„Wann denn?" forschte der Richter weiter.

„In der Nacht zum Sonntag."

„Wie ist denn das gekommen? Ich hab' immer gemeint, Du kennst jeden Weg und Stein sehr genau. Wo bist Du denn gewesen?"

„Ich war im Thal, auf dem Rückwege bin ich gestürzt."

„Wo bist Du im Thale gewesen?"

Hansel zögerte mit der Antwort.

„In dem ‚Elephanten'," fiel seine Mutter ein. „Dort hat er mit seinen Freunden getrunken, und der Wein ist ihm zu Kopf gestiegen. Heutzutage ist es anders, als es früher war, die jungen Burschen wissen nicht mehr, wann sie aufhören sollen. Hansel ist sonst mäßig, aber er hätt' sich durch den Sturz Schaden für seine ganze Lebenszeit zufügen können."

„In dem ‚Elephanten' ist er nicht gewesen," unterbrach der Richter die Frau. „Nun sag', wo Du gewesen bist?" wandte er sich an Hansel.

Dem Gefragten schoß das Blut in das Gesicht. Sollten seine Zusammenkünfte mit der Moidl verrathen sein?

„Muß ich denn Rechenschaft geben, wohin ich geh'?" warf er ein. „Ich denk', das ist nicht nöthig, so lang' ich Niemand zu nahe trete."

„Ja, es ist nöthig," wiederholte der Richter ernst.

„Und wenn ich's nicht thue?"

„Dann verhafte ich Dich!"

„Jesus Maria!" schrie die Frau auf. „Hansel, was hast Du gemacht?"

„Nichts, Mutter!" entgegnete Hansel ruhig. „Ich brauch' nicht zu sagen, wo ich gewesen bin, und verhaftet kann ich deshalb nicht werden. Der Herr Bezirksrichter scherzt."

„Ich scherze nicht, das ist meines Amtes nicht," fuhr der Richter unwillig fort. „Dann bist Du wohl auch nicht mit dem Unterburgsteiner zusammengetroffen?"

„Nein," gab Hansel ruhig zur Antwort.

„Und Du weißt auch nicht, wo er geblieben ist?"

„Nein."

„Was ist mit dem Unterburgsteiner?" fiel der alte Haidacher fragend ein.

„Verschwunden ist er seit der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag, keine Spur ist von ihm zu finden, so viel auch nach ihm geforscht ist. Hansel steht in Verdacht, mit ihm zusammen getroffen zu sein, mit ihm gerauft und ihn erschlagen zu haben."

„Jesus Maria! Mein Hansel!" schrie die Frau laut auf und rang verzweiflungsvoll die Hände.

Bestürzt stand Hansel da und blickte den Richter starr an. Dann trat er auf seine Mutter zu.

„Sei ruhig, Mutter, das Alles ist nicht wahr!" sprach er. „Es muß sich ja bald aufklären, daß ich es nicht gethan hab'."

„Dann hast Du wohl auch vor wenigen Wochen nicht eine wilde Drohung gegen David ausgestoßen?" fuhr der Richter fort. „Hast nicht das Weinglas auf den Tisch geschleudert, daß es in tausend Scherben zersprang, und ausgerufen, so solle es dem Unterburgsteiner ergehen, wenn er Dir begegne?"

„Doch, das hab' ich gethan, ich war im Zorne, und wenn er mir an dem Tage begegnet wär', so wüßt' ich nicht, was geschehen wäre. Mein Blut hat sich bald beruhigt."

„Und weshalb warst Du in Zorn? Was hat er Dir gethan?" forschte der Richter.

Hansel schwieg. Daß David auf ihn geschossen, mochte er nicht sagen, und ein anderer Grund fiel ihm nicht ein, denn die schwere Beschuldigung, die auf ihm lastete, wirkte verwirrend auf ihn.

„Nun, Du wirst Dich schon besinnen," fuhr der Richter fort. „Glaub' nur nicht, daß es Dir so leicht werden wird, mich zu täuschen. Ich kann Dir sogar sagen, wo Du in der Nacht zum Sonntag gewesen bist. Du bist zum Unterburgstein hinaufgestiegen und dann, eh' Du ihn erreicht, links in den Wald gegangen. Es mag nach zehn Uhr Abends gewesen sein. Ist dem nicht so?"

Hansel schwieg.

„Gesteh, denn der Gaisbub' des Unterburgsteiners hat Dich gesehen, Du bist an ihm vorüber gegangen, ohne ihn zu bemerken, denn er hatte sich hinter einen Felsen gedrückt. Was hast Du dort zu suchen gehabt?"

Hansel verlor immer mehr seine Fassung.

„In dem Walde sollte ein Rehbock stehen."

„Den wolltest Du schießen?"

„Ja," gab Hansel, ohne zu überlegen, zur Antwort.

„Dann wundert es mich, daß Du Deine Büchse nicht mitgenommen, denn mit dem Stecken, den Du trugst, konntest Du nicht schießen. Wenige Minuten nach Dir ist der Unterburgsteiner von seinem Gehöft herabgekommen und hat denselben Weg eingeschlagen — willst Du noch behaupten, daß Du mit ihm in der Nacht nicht zusammengetroffen bist?"

„Ja. Ich hab' ihn nicht gesehen."

„Hansel, es wär' besser für Dich, Du legtest ein offenes Geständniß ab, das mildert," mahnte der Richter.

„Ich hab' ihn nicht gesehen," wiederholte der Bursch.

„Hansel — Hansel, gesteh', wenn Du mit ihm gerauft hast," rief seine Mutter, indem sie schluchzend und händeringend an den Sohn herantrat.

„Ich hab' ihn in der Nacht nicht gesehen — ich hab' nicht mit ihm gerauft."

„Dann hast Du ihn erschlagen!" rief der Richter. „Dein eigenes Gesicht zeugt gegen Dich, die Spuren des Kampfes in ihm kannst Du nicht fortleugnen. Ich verhafte Dich im Namen des Gesetzes!"

Laut aufschreiend sank die Frau auf einen Schemel. Hansel zuckte bei den Worten des Richters zusammen, aber er faßte sich.

„Ich bin unschuldig," versicherte er und sah den Richter offen an.

„Das wird sich erweisen," gab der Richter zur Antwort. „Ich sollt' Dir die Hände binden lassen, aber ich möcht' Deinen armen Eltern die Schmach ersparen, daß ihr Sohn gefesselt aus ihrem Hause geführt wird. Willst Du willig folgen?"

„Ja."

„Versuch' nicht zu fliehen, das Gewehr des Gensd'armen ist geladen."

„Ich fliehe nicht."

Der alte Haidacher hatte schweigend und vor sich hinstarrend dagesessen. Er hatte soviel Unglück in seinem Leben erfahren, daß er gegen einen neuen Schlag des Mißgeschickes fast abgestumpft war. Seine Frau schluchzte laut und rang verzweiflungsvoll die Hände. Hansel stand erschüttert da.

„Komm," sprach der Richter.

Da trat Hansel auf seinen Vater zu und reichte ihm die Hand. Der Alte wandte das Gesicht ab.

„Vater, Du darfst mir dreist die Hand geben!" rief er mit leise zitternder Stimme. „Ich hab' nichts gethan, was unrecht wäre!"

Der Alte antwortete nicht und rührte sich auch nicht. Als Hansel zu seiner Mutter trat, sprang dieselbe empor und umschlang ihn mit beiden Armen.

„Ich laß Dich nicht!" rief sie in leidenschaftlicher Erregung.

„Ich komm' bald zurück, Mutter," sprach Hansel. „Du darfst nicht glauben, daß ich schuldig bin — Du nicht!"

„Nein, ich glaub' es nicht!" rief die Frau und küßte ihren Sohn auf die Wange.

Hansel riß sich von ihr los und eilte aus dem Zimmer, ohne daß der Richter ihn noch einmal aufzufordern brauchte, ihm zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)



Album schöner Frauenköpfe: 8. Studienkopf.
Nach dem Oelgemälde von W. Menzler.

Die Pflanzen-Einwanderung in Norddeutschland.

Kannst du dir, mein freundlicher Leser, bei einem Spaziergang durch Wald und Feld und Flur in unserem weiten norddeutschen Flachlande wohl vorstellen, daß alle Bäume und Blumen, die dein Auge sieht, und selbst all die unscheinbaren Gräser und Kräuter, über die dein Fuß achtlos fortschreitet, eine Heimath besitzen, die in fremden Ländern und selbst in anderen Erdtheilen gelegen ist? Daß uns aus anderen Gebieten viele und zwar die schönsten Blumen, sowie die Pflanzen, deren Pflege dem Landmann auf Feldern und in Gärten obliegt, zugekommen sind, daß noch alljährlich für uns neue Pflanzenarten in Cultur genommen werden — dies ist dir schon lange bekannt, und du hast vielleicht im Stillen deinem eigenen Lande einen Vorwurf daraus gemacht, daß es nur wenig schöne Feld- und Waldblumen, allerlei unscheinbares Kraut aber und die schädlichen Unkräuter in Menge hervorzubringen im Stande sei, während alle schönen und nützlichen Gewächse uns von weit her geliefert werden müssen.

Aber diesen Vorwurf verdient unser Land nicht, denn alle die verschiedenen Pflanzenarten, die uns umgeben, sowohl die nützlichen wie die schädlichen, sie sind alle bei uns zu Gaste, sind im Laufe von Jahrzehnten, -hunderten und -tausenden zu uns gekommen als Fremdlinge und Eindringlinge, und sind somit, je nach dem Alter ihrer Einwanderung und der Art und Weise ihrer Niederlassung, nur mehr oder weniger einheimisch.

Doch wenn die sämmtlichen Kinder unserer Flora fremdgeboren sein sollen, so müßte es einmal eine Zeit gegeben haben, in der unser Vaterland keinerlei Vegetation beherbergte? Allerdings gab es eine solche Zeit — war doch unsere norddeutsche Tiefebene ein Theil des Bodens eines großen Nordmeeres, das seine Südufer an den Gebirgen Mittelfrankreichs und Mitteldeutschlands hatte, dessen Wassermassen erst an den niederrheinischen und Wesergebirgen, am Thüringer Wald, am Erzgebirge, an den Sudeten und den Karpathen eine Grenze fanden. So ist der ehemalige Meeresboden, als die Gewässer sich allmählich nach Norden zu in engere Grenzen zurückzogen, zu unserem norddeutschen Lande geworden! In dieses Gebiet hinein haben dann Menschen-, Thier- und Pflanzenwanderungen stattgefunden.

Da drängt sich vor Allem die Frage auf: Können denn die Pflanzen wandern? Allerdings gehen unseren Blumen Fortbewegungsorgane ab, sie haften im Gegentheil ja selbst vermittelst der Wurzeln im Boden, sie sind so recht eigentlich an die Scholle gebunden, sie wandern aber auch nicht activ — sie wandern passiv. Wenn wir vorläufig von der Thätigkeit des Menschen für die Wanderungen der Pflanzen absehen wollen, so können wir als wirksame Factoren derselben, die natürlich nicht nur für unser Gebiet, sondern auch für alle anderen gelten, die Strömungen der Luft und des Wassers, sowie die Thätigkeit der Thiere anführen.

Die Samen vieler Pflanzen können, frei von den Hüllen oder von ihnen eingeschlossen, durch die Winde über weite Strecken fortgeführt werden — vorausgesetzt, daß sie leicht genug sind, um vom Winde getragen zu werden, und daß sie nicht durch ihre Schwere allzu bald zum Boden gezogen werden. Es findet sich in der Natur eine große Mannigfaltigkeit von Einrichtungen an Früchten und Samen, um dieselben für den Transport durch die Winde geeignet zu machen. In häufigen Fällen sind Anhängsel vorhanden, die, indem sie eine größere Fläche darbieten, dem Winde eine wesentliche Einwirkung gestatten.

Wer hätte z. B. nicht schon gesehen, mit welcher Leichtigkeit die mit Fallschirmen ähnlichen Haarkronen versehenen Samen des gemeinen Löwenzahn oder der Butterblume jeder Luftbewegung folgen und über weite Strecken fortgeführt werden?

Auf solche Weise hat die canadische Dürrwurz, die jetzt im ganzen Deutschland an unbebauten Orten sehr gemein ist, seit Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, wo sie zuerst in Frankreich beobachtet worden ist, ihr Verbreitungsgebiet durch verwehte Samen gewonnen, und erst in neuester Zeit haben wir von einer durch die Winde uns zugeführten, aus dem Osten stammenden Pflanze Notiz nehmen müssen, die ihr Gebiet alljährlich nach Westen zu ausdehnte — von der Wucherblume, einem gelbblühenden Kreuzkraut, das an vielen Orten als ein so häufiges Ackerunkraut auftrat, daß seine Ausrottung in öffentlichen Bekanntmachungen der Landbevölkerung von den Behörden dringend an's Herz gelegt worden ist.

In zweiter Art findet die Einwanderung von Pflanzen aus fremden Florengebieten durch die Strömungen des Wassers statt. Sind die Samen, beziehungsweise die Früchte, leicht genug und durch ihre Umhüllung genügend gegen die schädliche Einwirkung des eindringenden Wassers geschützt, so ist nicht schwer einzusehen, daß sie, in Gewässer gefallen oder geweht, durch die Strömungen derselben an andere Orte geführt werden können, wo sie, wenn die Gelegenheit günstig ist, neuen Pflanzen Ursprung geben.

Es ist bekannt, daß die Cocospalmen durch vom Wasser fortgeführte Cocosnüsse ihre weite Ausbreitung erlangt haben — um so eher können daher kleine Samen den Wasserströmungen folgen. Der Pflanzenkundige trifft in den Flußthälern häufig Arten, von denen er mit vollster Bestimmtheit angeben kann, daß und aus welchen höher gelegenen Orten sie hierher geflößt worden sind.

Die überall in den deutschen Gewässern verbreitete canadische Wasserpest (Elodea canadensis) giebt ein recht lehrreiches Beispiel von der Wirksamkeit des Wassers als Verbreitungsmittel neuer Pflanzen in einem Gebiete. Die Pflanze bringt in Europa keine Samen hervor, nichtsdestoweniger hat sie ihren Siegeslauf durch die deutschen Stromläufe in kürzester Zeit halten können, da selbst aus kleineren abgebrochenen Theilen, wie aus Stengelgliedern, die in dem Wasserlauf fortgeführt werden, neue zahlreiche Ansiedelungen entstehen.

Es wird noch Vielen in Erinnerung sein, daß besonders in England diese Pflanze die Wasserläufe derart füllte, daß Schifffahrt und Fischerei stellenweise völlig stockte. Auch bei Berlin war die Wasserpest im Jahre 1868 im Spandauer Canal so häufig, daß ihre Ausrottung, die wegen Behinderung der Schifffahrt nöthig geworden war, für eine Strecke von 1½ Meile in drei Monaten mehr als 2500 Thaler erforderte.

Dieser Factor der Pflanzeneinwanderung muß gerade für die Besamung unseres norddeutschen Tieflandes von höchster Wichtigkeit gewesen sein, denn einerseits hat das zurückweichende Meer die Strandflora — deren Ueberreste wir noch heute in den Salzpflanzen sehen — entstehen lassen, andererseits haben die unsere Ebene durchziehenden großen Flußläufe ihr Strombett mehrfach völlig verändert und somit den Pflanzen in verschiedene Gegenden die Einwanderung ermöglicht. Mündete doch einst die Weichsel durch das untere Elbthal in die Nordsee und später im unteren Oderthale! So finden wir noch heute viele Pflanzen, die ihre Hauptverbreitung in Südrußland und Ungarn haben, längs des Weges, den die Weichsel ehemals nahm. Andere Gruppen kamen sowohl in älterer wie in jüngerer Zeit mit der Oder und der Elbe. Die jetzigen Stromläufe führen noch alljährlich eine stattliche Anzahl von Flußthalpflanzen hernieder.

Die Einwanderung neuer Pflanzen wird ferner durch die Thiere vermittelt. Es haften Früchte oder Samen an der Körperbedeckung der Thiere, am Haarkleide der Vierfüßler und im Gefieder der Vögel, oder aber sie werden als Magen- und Kropfinhalt über weite Strecken hin fortgetragen und können somit — an günstigen Orten abgesetzt — neue Arten in einem Pflanzengebiete entstehen lassen.

In früheren Perioden, als das Klima unseres Landes mehrfach die vollkommensten Umwandelungen erlitt, somit Thierwanderungen veranlaßt wurden, muß dieser Factor der Einwanderung von hoher Bedeutung gewesen sein, zudem viele Samen der Verbreitung durch Thiere so recht angepaßt erscheinen, sei es durch Ausbildung von Häkchen, Widerhaaren und anderen Haftorganen — man denke nur an Kletten und Pfaffenläuse — sei es durch Ausbildung einer weit sichtbaren wohlschmeckenden Hülle von Fruchtfleisch, welche die Vögel zum Verzehren und damit auch zur Verbreitung der Samen einlädt. Die Zugvögel dürften daher besonders als Pflanzenverbreiter eine Rolle spielen.

Nachdem nun die natürlichen Ursachen der Einwanderung und Verbreitung neuer Arten in einem fremden Florengebiete betrachtet sind, haben wir uns zu dem Einflusse des Menschen auf die Vegetation seines betreffenden Gebietes zu wenden. Der Mensch hat wesentlich zur Bereicherung des Pflanzenbestandes

unseres Landes beigetragen, und zwar nicht allein der moderne Gärtner oder Landbebauer durch Importation und Inculturnahme neuer fremdländischer Arten, sondern es haben sicherlich schon die ersten Ansiedler und nach ihnen alle folgenden die für sie werthvollen Pflanzen aus der ursprünglichen in die neue Heimath mit herüber gebracht, sowie durch theilweis recht weitgehende Handelsbeziehungen sich solche zu verschaffen gewußt.

Doch sehr viel größer als die Zahl der vom Menschen in eigens für sie angelegten Culturen gepflegten fremden Arten ist die Zahl derjenigen, welche ohne den Willen, aber doch durch die Vermittelung des Menschen zu uns gekommen sind, und derjenigen, die, obwohl sie von ihm absichtlich eingeführt worden sind, seiner unmittelbaren Pflege sich entzogen haben.

Von einer großen Anzahl dieser Pflanzen können wir die Heimath, die Zeit sowie die Art und Weise der Ansiedelung angeben, von vielen anderen indessen fehlt uns ein solcher Nachweis — trotzdem lassen sie sich in vielen Fällen deutlich als Fremdlinge erkennen. Dürfen wir nicht mit vollem Rechte schließen, daß eine Pflanzenart von fremder Herkunft und mit hoher Wahrscheinlichkeit durch den Menschen eingeführt worden ist, wenn sie sich nur an solchen Oertlichkeiten vorfindet, die vor dem Erscheinen des Menschen noch nicht oder doch nicht in derselben Weise vorhanden waren? Solche Oertlichkeiten sind aber das beackerte Land, Zäune und Raine, Schuttplätze, Mauern, Wege und Straßen.

So kommen wir zu dem Schluß, daß gerade die Schutt- und Unkrautflora — trotzdem ihre Mitglieder sich so breit machen und damit den Anschein erwecken, als ob ihnen das Gebiet erb- und eigenthümlich gehöre — wie etwa die Melden, die Gänsefuß-, die Mohnarten, die Kornblumen und Kornraden, den Stempel fremdländischer Herkunft an sich tragen. Die Zeit der Einwanderung dieser Pflanzen ist in vielen Fällen gewiß eine sehr entfernte — hat man doch einen großen Theil unserer Unkräuter schon aus der Steinzeit constatirt! Auch die Bewohner der Pfahlbauten sahen ihre Getreide- und Leinfelder mit Kornblumen untermischt, deren Samen ihnen zugleich mit denen der Culturpflanzen zugekommen sein mögen.

Von diesen Pflanzen, von denen wir nicht einmal die Zeit der Einwanderung anzugeben vermögen, läßt sich natürlich nicht sagen, auf welche Weise sie ihre Wanderungen vollführt haben — eine Vorstellung von derselben können indessen historisch nachweisbare Vorgänge geben, durch welche zumeist neuerdings unsere Flora bereichert worden ist, wenn auch wieder manche dieser Vorgänge als Ausflüsse des modernen Lebens nicht auf jene entfernten Zeiten der Einwanderung passen können.

Einen sehr großen Theil der jetzt einen Bestandtheil unserer Flora ausmachenden und neuerdings uns zugekommenen fremden Elemente verdanken wir der Verwilderung aus den Culturen. Der Mensch cultivirt Pflanzen zu Nährzwecken, er baut Arzneipflanzen, Gewürzpflanzen, in den Gärten Zierpflanzen, für sein Vieh Futterpflanzen und eine große Zahl von Arten zu technischen und wissenschaftlichen Zwecken, er begrenzt seine Felder durch Heckenpflanzen, er befestigt Ufer, Abhänge und Flugsand durch Pflanzen — kurz, es sind der menschlichen Zwecke bei den Culturen viele, und die Zahl der cultivirten fremden Arten ist eine sehr große. Enthielt doch der botanische Garten zu Berlin im Jahre 1878 nicht weniger als 17,000 verschiedene Pflanzen!

Außerdem gelangt eine bedeutende Menge fremdländischer Pflanzenarten durch unbeabsichtigte Verschleppung seitens des Menschen in's Land.

Die moderne Landwirthschaft cultivirt nicht allein die schon von den älteren Generationen überkommenen Gewächse, sondern sie nimmt auch neue Pflanzenarten in Cultur, die erst aus fremden Ländern zu uns eingeführt werden müssen. So pflanzt der Bauer der norddeutschen Tiefebene für sein Vieh als Grünfutter mehrere fremde Kleearten, die aus Süd-Europa stammenden Lupinen, seit mehreren Jahrzehnten auch mit Erfolg die in Spanien und Portugal heimische Sorradella, wie auf Kalkboden gern die aus Mitteldeutschland uns zugeführte Esparsette. Mit den aus den Heimathländern importirten Samen dieser Culturpflanzen gelangen auf unsere Felder auch die Samen der Unkräuter jener Länder.

Mit Sorradellasamen wurden so als Unkräuter etwa zwanzig südeuropäische Arten auf unsere Felder gebracht, welche indessen — zum Trost für den Landbebauer und zum Bedauern des Pflanzensammlers — die natürlichen Bedingungen in unserer nordländischen Heimath zu ungünstig finden, um sich hier länger als wenige Jahre zu halten.

Eine noch fremdartigere Flora, weil aus anderen Erdtheilen stammend, führt uns die zur Verschleppung von Samen so recht geeignete importirte rohe Thierwolle zu. Dieselbe wird in unseren Manufacturen von anhaftenden Verunreinigungen, wozu Pflanzentheile, wie Früchte und Samen, einen namhaften Beitrag liefern, befreit, gewaschen und weiter verarbeitet. Die Abfälle aber nebst den Verunreinigungen kommen auf die Felder und Schuttplätze. Auf solche Weise gelangten ganz neuerdings nicht weniger als zehn verschiedene Arten der einen Gattung Schneckenklee (Medicago) — deren Früchte als spiralig aufgerollte Hülsen, häufig außerdem mit Stacheln versehen, leicht anhaften — aus Amerika und Afrika in die Umgebung von Berlin und einiger märkischer Manufacturstädte.

Indessen will die Zahl unserer durch Wolle eingeführten fremden Pflanzen herzlich wenig bedeuten gegen die an anderen Orten beobachtete ähnliche Verschleppung, wie etwa in mehreren Häfen Südfrankreichs, wo die auf selbe Weise in's Land gelangten ausländischen Arten nach Hunderten zählen und schon seit mehreren Jahrzehnten die Aufmerksamkeit der französischen Botaniker auf sich lenken.

Es giebt der Arten der Verschleppung noch gar viele, wie es ja auch die Verschiedenheit der Transportgüter, Mittel und Wege nicht anders erwarten läßt. Die Hauptorte des Verkehrs sind immer zugleich die Sammelstellen für verschleppte Arten; die Güterbahnhöfe großer Städte und die Abladestellen in den Häfen wird man nach fremden Einwanderern nicht vergeblich durchsuchen.

Wir wissen von zum Theil recht merkwürdigen Verschleppungen, wie von solchen südamerikanischer Arten durch Guano, ungarischer und südrussischer durch Pferde und Borstenvieh.

Als bemerkenswerth mag hier auch einer unser Land allerdings nicht direct berührenden Art der Verschleppung Erwähnung gethan werden, nämlich der durch Vermittelung der Kriege. Eine sehr große Anzahl von fremden Pflanzen wurde im Sommer 1871 und in den folgenden Jahren in Frankreich an verschiedenen Stellen beobachtet, wohin die Samen derselben durch Futtervorräthe, die von den Franzosen besonders aus Nord-Afrika bezogen wurden, gelangt waren. Im Gefolge der deutschen Armeen ist nur eine sehr geringe Zahl von unseren Pflanzen in das Nachbarland verschleppt worden.

Eine andere, allerdings nur wenig in's Gewicht fallende Ursache der Einführung neuer Pflanzen in unser Gebiet ist deren absichtliche Aussamung seitens der Botaniker, in der Hoffnung, mittelst derselben der heimischen Flora neue Bestandtheile zuzuführen.

Um nun zum Schluß unsern Lesern ein Beispiel zu geben von der Wichtigkeit des Menschen für die Einführung neuer Arten, sowie von der strengen Auslese, die der Botaniker in Betreff der Einbürgerung abhält, und endlich von der Betheiligung der verschiedenen Erdstriche an der Zuführung der fremden eingebürgerten Arten, sei es uns gestattet, einige Zahlen mitzutheilen, die wir neuerlich für das Florengebiet der Mark Brandenburg festgestellt haben.

Von 460 Pflanzenarten, die dem obigen Gebiet als fremde Elemente durch menschliche Thätigkeit zugeführt worden sind und die nicht der ausschließlichen directen und beabsichtigten Cultur angehören, sind nur 50 eingebürgert zu nennen, von denen dem Gebiet durch Verwilderung 33, durch Verschleppung 13, durch beabsichtigte Aussaat 2 und vielleicht 2 durch freiwillige Einwanderung zugekommen sind. Unter diesen 50 Arten haben ihre Heimath: in Deutschland (außerhalb der Mark) 17, in Südost-Europa 3, in Süd-Europa 7, in Asien 3, in Amerika 10 und zwar 9 von diesen in Nord-Amerika.

Doch sind nun alle diese auf so verschiedene Art und Weise uns zukommenden fremden Gewächse eine Bereicherung für unsere heimische Flora?

Der Laie wird diese Frage anstandslos bejahen, anders indessen der Fachbotaniker, der unter den verschiedenen Elementen eine gar strenge Auswahl trifft. Ihm gilt als Bestandtheil seiner Flora eine fremdländische Art nicht, wenn sie nur vorübergehend in seinem Gebiet auftritt, oder wenn sie sich in demselben nur in unmittelbarer oder mittelbarer Pflege des Menschen erhält.

Die eingebürgerte fremde Art soll ihm vollständig das Aussehen einer wilden heimischen Pflanze gewähren, er will sie, wenn er ihre Geschichte nicht kennt, für eine seit nicht mehr nachweisbaren Zeiten seiner Flora zugehörige halten müssen; sie muß ihm die höchste Wahrscheinlichkeit bieten, daß sie aus seinem Gebiet nicht wieder verschwinden wird, zu welchem Zwecke sie eine gewisse Ausbreitung erlangt haben und in vollkommen hinreichender Anzahl vorhanden sein muß, sodaß sie nicht durch locale Veränderungen des Standortes oder durch abweichende klimatische Einflüsse der Vernichtung völlig preisgegeben ist.

Dr. R. Büttner.

In der Volks-Kaffeeschenke.

Wer eine jener neuen Schenken (vergl. Jahrg. 1882, S. 279) kennen zu lernen wünscht, in denen man sich nicht betrinken kann, der braucht jetzt nicht mehr nach England zu reisen. Auch in Deutschland sind sie schon an mehreren Orten zu finden, z. B. in Bremen. Wollen wir dem dortigen „Volks-Kaffeehause" einen Besuch abstatten?

Es nimmt sich schon von außen recht stattlich und einladend aus. Man hat dafür in der westlichen Vorstadt, wo die meisten Fabrikarbeiter beschäftigt sind und wohnen, eine Ecke gewählt, welche die Hauptstraße der Gegend mit einem der betretensten Wege zwischen den Fabriken und den Wohnquartieren bildet. Ringsum liegt es frei. Ein Siechenhaus, eine Anstalt zur Ausbildung von Kranken-Pflegerinnen und ein großes Volksschulgebäude machen seine Nachbarschaft aus. Aus dunkelrothen Backsteinen mit heller Sandsteineinfassung neu gebaut, ist es nicht das mindest hübsche unter diesen öffentlichen Gebäuden. In dem kleinen Vorgarten stehen für die gute Jahreszeit Tische und Bänke, auf denen man im Freien seine Erfrischung zu sich nehmen und die Wagen der Pferdebahn vorüberfahren sehen kann, eine noch junge und deshalb sehr beliebte Augenweide in diesem Stadttheil, dessen Bevölkerung nicht durch Ferienreisen und Sommerfrischen verwöhnt ist.

Wir treten in's Innere des Hauses und finden rechts den Schenkenraum. Die feinste Dame braucht sich nicht zu scheuen, hineinzugehen und an einem der Tische sich niederzulassen. Auf der andern Seite aber ist die Sauberkeit auch sein größter Luxus, sodaß der schlichte Arbeiter sich hier nicht unbehaglich fühlen wird, falls er nur selbst vorher sich von den Spuren seiner Beschäftigung gereinigt hat. Es kommt trotzdem noch vor, daß Männer oder junge Leute dieser Classe, für die die Schenke doch eigentlich bestimmt ist, in der Thür zurückschrecken und Miene machen, gleich wieder davonzugehen. Entweder fällt ihnen dann ein zu großer Unterschied des Locals von den gewohnten dumpfen, verräucherten und schlecht ausgestatteten Branntweinkneipen oder Bierhallen auf, oder sie gewahren an einem Tische Leute, in deren Gesellschaft zu sitzen und etwas zu verzehren sie nicht gewohnt sind.

Dann aber eilt der wachsame Wirth hinter ihnen her. Er will keinen Gast wieder verlieren, der einmal die Schwelle übertreten hat. Mit einer gemüthlichen Begrüßung, einem Scherze oder ein paar Worten zur Zerstreuung des störenden Eindrucks veranlaßt er sie, vollends hineinzukommen und Platz zu nehmen. Es däucht ihm geradezu eine der Aufgaben des Volks-Kaffeehauses, eine heilsame gesellige Mischung der Stände zu befördern. In Mittel- und Süddeutschland, vom europäischen Süden zu schweigen, ist diese sociale Ausgleichung ja längst erfolgt. Im Norden befördert und durchgeführt, würde sie viel unsinnigen Classenhaß im Keime ersticken und gegenseitige Beziehungen herstellen oder erleichtern, welche noch unmittelbar darauf hinwirkten, die verhängnißvolle Kluft zwischen Reich und Arm auszufüllen.

Aber was ersetzt denn in diesen Schenken den Schnaps? Das ist doch wohl die Hauptsache!

Die Hauptsache vielleicht nicht so sehr, wie Nichtkenner und Verächter der niederen Stände denken mögen. In dem trinkbaren Branntwein steckt gewiß eine starke, verführerische Anziehungskraft, aber das Einzige, was in die Schenke lockt, ist er doch bei Weitem nicht. Noch stärker zieht dahin das Bedürfniß der Unterhaltung mit Seinesgleichen, und Viele, leider, treibt vom Hause weg, was sie da zu der abendlichen Ruhe in den Kauf nehmen müssen. Wie viele Arbeiterfrauen entbehren der Kunst oder auch nach aufreibendem Tagewerke der erforderlichen Kraft, ihrem Manne die Häuslichkeit angenehm und erquicklich zu machen!

In wie manchen Wohnungen dieser bedrängten Menschenclasse fehlt es dafür selbst an dem unentbehrlichen Raume! Deshalb ist die Schenke mit ihrer Wärme, ihrem Licht, ihrer Einrichtung auf unterhaltendes Gespräch anziehender als das Getränk, das in ihr geboten wird, es sei denn für diejenigen, welche dem Dämon im Alkohol, der gefährlich umstimmenden Wirkung dieses süßen Giftes, bereits verfallen sind. Alle übrigen Arbeiter, und das sind sicher die meisten, sehnen sich am Feierabend mehr nach einem solchen Aufenthalt, als nach einer bestimmten Flüssigkeit für ihren Durst. Es ist mithin möglich, den Schnaps durch ein anderes Getränk zu ersetzen. Das hat sich ja schon an der Ausdehnung des Biergenusses auf Kosten des Branntweintrinkens gezeigt. Unzweifelhaft ist dies ein Vorgang, dessen wir uns freuen dürfen, denn Bier führt, auch wenn es im Uebermaß getrunken wird, nicht entfernt so rasch und unaufhaltsam abwärts wie Branntwein. Ganz ohne Bedenken ist es indessen doch auch nicht; und die Unternehmer der Volks-Kaffeehäuser in Bremen sind deswegen willens, es in ihren Schenken nicht zuzulassen. Ohnehin ist an Bierhallen ja nirgends Mangel.

Das Getränkverzeichniß, welches in dem Kaffeehause an der Nordstraße ausgehängt ist, weist auf: ein Glas Milch, eine Tasse Kaffee oder Thee ohne Zucker für 5 Pfennig, eine Tasse Chocolade für 10 Pfennig.

So wenig wie in England der übliche Name Coffee Public House etwa beweist, daß dort mehr Kaffee gefordert würde, als das Nationalgetränk Thee, so wenig darf man glauben, in den Bremer Kaffeestuben werde meist Kaffee getrunken. Seitdem die Chocolade eingeführt ist, kommen drei bis dreieinhalb Tassen von dieser auf zwei Tassen Kaffee. Sie hat die Rentabilität des Unternehmens entschieden; noch nicht freilich in dem großen neuen Volks-Kaffeehause an der Nordstraße, das kaum ein Jahr im Betrieb ist, aber doch schon in seiner Vorläuferin, der kleinen Kaffeestube an der Langenstraße.

Es ging dort anfänglich, wie es jetzt in der größeren Kaffeeschenke geht: den Winter über ausgiebiger Besuch, im Sommer wenige Gäste, weil dann Abends und am Feiertage alles aus der Stadt hinaus in's Freie trachtet. Aber wie diese Verflauung des Geschäfts in der alten kleinen Kaffeestube überwunden ist, indem dort nun auch während der schönen Jahreszeit immer noch rund fünftausend Gäste im Monat einkehren, so wird sie wohl auch in dem neuen Volks-Kaffeehause einem genügenden Besuche weichen, wenn nur erst die Vorurtheile geschwunden sind.

Neue Sitten und Gewohnheiten brauchen ihre Zeit, im Arbeiterstande so gut wie in höheren Schichten.

Eine Kaffeeschenke wird in der Regel ihr Leben damit zu beginnen haben, daß die Wirthe und Stammgäste der umliegenden Schnapsschenken sie in Verruf thun. Aber sie stirbt an dieser wohlgemeinten Widmung von Haß und Verachtung nicht. Der Haß mag vorhalten, nämlich bei den anderen Wirthen; die Verachtung der Schenkenbesucher aber steht auf schwachen Füßen. Erst der Eine, dann der Andere wird aus Neugierde, oder weil ihm Zweifel an der Alleinberechtigung der Alkoholschenken aufdämmern, sich einmal hineinwagen, und dann wird bald ein Stammbesuch der Besten unter der umwohnenden Arbeiterschaft sich ausbilden, der keinen wirksamen Verruf mehr aufkommen läßt.

Sehr befördert werden kann diese Umstimmung, wenn die Inhaber einen Saal oder sonst ein geräumiges Zimmer für die Versammlungen der Arbeiterhülfscassen und ähnliche gemeinnützige Zwecke zu leicht erfüllbaren Bedingungen hergeben.

Kein Erfahrener wird, glaube ich, das Bremer Volks-Kaffeehaus ohne den Eindruck verlassen, daß diese Neuerung sich dort wie anderwärts durchsetzen wird. „Weg mit den Schenken!" wäre ein thörichter Ruf, aber „her mit Schenken ohne Alkohol!" werden bald viele Tausende braver Arbeiter auch in Deutschland rufen.

A. Lammers.

Kleine Bilder aus der Gegenwart.

Nr. 6. Der Schweizer Alpenclub auf der Ausstellung in Zürich.

Aus der glänzenden Ausstellung, welche an dem Ufer des Limmatflusses in Zürich das schweizerische Volk in diesem Jahre errichtet hat, greifen wir heute eine Abtheilung heraus, welche uns die Erzeugnisse einer den Bewohnern des platten Landes nur wenig bekannten Thätigkeit vor Augen führt. Mitten unter den Fabrikanten, Landwirthen und Künstlern der Schweiz ist auch der Alpenclub erschienen, der sich die Aufgabe gestellt hat, die hohe Alpenregion dem Verkehr zu erschließen und sie wissenschaftlich zu erforschen. Sein zwanzigjähriges Wirken hat nicht nur für das engere Vaterland vielen Nutzen gestiftet, sondern muß auch von dem Strom der Touristen, der sich alljährlich in die Alpen ergießt, in hervorragender Weise anerkannt werden, es beansprucht entschieden ein allgemeineres Interesse, und hoffentlich werden auch die folgenden Angaben dem Leserkreis der „Gartenlaube“ nicht unwillkommen sein.

Seitdem 32 Söhne Albions unter Führung William Kennedy's am 22. December 1857 in London den ersten „Alpine Club“ begründet hatten, ist bis auf den heutigen Tag die Zahl der Alpen- und Touristenvereine in Europa riesig gewachsen. Deutschland allein zählt gegen 40 solcher Vereine, die an der Erschließung, Erforschung und Verschönerung der heimischen Berge rastlos und mit vielem Erfolg arbeiten. Ja selbst nach Asien pflanzte sich diese Bewegung fort, denn die englischen Welttouristen haben vor Kurzem einen Himalayaclub gegründet. Frankreich, Oesterreich und Italien haben sich dieser für unsere wanderlustige Zeit so charakteristischen Bewegung gleichfalls angeschlossen.

Unter allen diesen Vereinen nimmt aber, was die Gediegenheit der Leistungen anbelangt, der Schweizer Alpenclub unbestritten den ersten Rang ein. Und das darf uns nicht wundern, denn die 35 Mann, welche an der von dem verstorbenen Dr. Simmler nach Bern am 19. April 1863 berufenen Gründungssitzung Theil nahmen, befanden sich von Anfang an in einer äußerst glücklichen Lage. Die Zusammensetzung der Schweiz aus verschiedenen Nationalitäten machte dem rasch aufblühenden Verein alle nationalen Sonderbestrebungen unmöglich und lenkte seine gesammte Kraft auf rein wissenschaftliche Forschung. Außerdem hat der rege Fremdenverkehr die Bevölkerung der Hochthäler schon frühzeitig zur Gründung zahlreicher Hôtels, zur Anlage von Wegen und Straßen veranlaßt und auch zur Entwickelung eines selbstständigen Führerwesens vielfach angeregt.

So mußte sich denn die Thätigkeit des schweizerischen Alpenclubs naturgemäß auf jene Hochgebirgsregionen richten, in welche nur der Tourist zu steigen pflegt und in welche ihm die private Speculation nicht mehr folgen kann. Hier aber kommen nur die Bedürfnisse abgehärteter Männer in Frage, und für diese genügen schon einfache Unterkunftshütten, in welchen sie übernachten oder vor dem einbrechenden Unwetter Schutz finden können. Unsere Abbildung zeigt dem Leser eine solche, die Schwarzeckhütte, eine Schöpfung der Section Oberland, welche am westlichen Fuße des Schreckhorns auf dem unteren Grindelwaldgletscher circa 2500 Meter über dem Meeresspiegel liegt. Sie wurde 1877 errichtet, ist gut gebaut und unterhalten und bietet für acht Mann Raum. Die Hütte dient als Ausgangspunkt für Excursionen auf das Schreckhorn und über die Gletscherpässe Strahleck, Finsteraarjoch, Agassizjoch und Vischerjoch.



Ein Alpenführer.

Nach einer Photographie.

Seit der Alpenclub besteht, sind auf seine Kosten oder unter seiner Mitwirkung 30 Clubhütten in der oberen Alpenregion errichtet worden, welche die größte Zeit des Jahres hindurch unbenutzt bleiben und in denen der selten einkehrende Gast sich selbst bewirthen und mit einigen Bänken, Decken und wenigem Feuerungsmaterial zufrieden sein muß.

Außerdem war der Schweizer Alpenclub bemüht, das bereits von früher her in der Schweiz stark ausgebildete Führerwesen zu organisiren, und es ist ihm dies gelungen in einer Weise, welche ebenso den Touristen wie den Führern selbst zum Vortheil gereichte. So wurden in den verschiedenen Sectionen des Vereins Lehrcurse für Führer eingerichtet, und zahlreiche Unterstützungen Familien von Führern zugewandt, welche bei Ausübung ihres Berufes um's Leben kamen. Vor Kurzem aber ist es dem Verein gelungen, eine Führer-Versicherung in's Leben zu rufen, welche die Gesellschaft Zürich übernahm und wobei der Alpenclub ein Fünftel bis ein Viertel der Assecuranzprämie zahlt.

Auf unserer heutigen Abbildung sehen die Leser einen Alpenführer in lebenstreuer Darstellung, mit seiner einfachen aus Bergstock und Gletscherseil bestehenden Ausrüstung. An diesem Seile hängt oft das Leben des Führers und der ihm anvertrauten Bergsteiger, und darum muß es mit besonderer Sorgfalt auf seine Festigkeit geprüft werden. In der Regel giebt man den von Manillahanf gefertigten Seilen für touristische Zwecke den Vorzug. Ein solches Seil von etwa 15 Meter Länge wiegt 1,8 Kilogramm und reicht zum Anseilen von vier Personen. Für größere Touren braucht man dagegen Seile von 30 Meter Länge, welche ein Gewicht von 2,10 Kilogramm haben. Die meisten Führer in den Alpen sind heutzutage nur mit kürzeren Hanfseilen ausgerüstet, welche für kleinere Partien vollkommen genügen.

Der Bergstock des Führers, auch Pickel genannt, ist etwas kürzer als die gewöhnlich von den Touristen gebrauchten Bergstöcke, und hat ungefähr 1 Meter Länge. Unten läuft derselbe in eine scharfe Spitze aus, am oberen Ende hat er ein querliegendes Eisen, welches an dem einen Ende spitz, an dem andern aber breit ist, welche Theile danach die Namen Spitzhaue und breite Haue erhalten haben. Es mißt etwa 30, höchstens 33 Centimeter.



Schwarzeckhütte und Finsteraarhorn.

Nach einer Photographie.

Wer aber bei Betrachtung dieser und anderer Gegenstände, als da sind: Touristenkleidung, Bergschuhe, Schneereifen, Schneebrillen &c., meinen wollte, daß der Club eigentlich nur den Sport des Bergsteigens fördert, von dem die Welt wenig Nutzen hat, den belehrt ein Blick auf den wissenschaftlichen Theil dieser Ausstellung eines Besseren. Da finden wir zunächst eine große Anzahl von Abbildungen und Landkarten, für welche wissenschaftliche Autoritäten dem Verein den größten Dank wissen und die unter Anderem auch auf der geographischen Ausstellung in Venedig im Jahre 1881 durch das Ehrendiplom erster Classe ausgezeichnet wurden. Anerkennenswerth sind auch die Bemühungen des

Vereins zum Zwecke der Anlegung einer Karte über das erratische Gestein und seine Anstrengungen, um diejenigen erratischen Blöcke zu schützen, welche ein besonderes Interesse darbieten. Auch die Errichtung des Observatoriums auf dem Säntis ist sein Werk.

So hat denn auch der Verein im Laufe der Jahre für wissenschaftliche Zwecke viele Tausende ausgegeben, und es ist nur zu wünschen, daß seine Mitgliederzahl stets wachse und ihm die Möglichkeit geboten werde, auf der einmal betretenen Bahn vorwärts zu schreiten.

Eine ausführliche Schilderung seiner Thätigkeit lag uns durchaus fern, wir beabsichtigen durch diese Zeilen nur, unseren Lesern einen flüchtigen Einblick in ein Treiben der Gegenwart zu ermöglichen, welches in früheren Zeiten durchaus unbekannt war, und müssen Alle, die sich dafür besonders interessiren, auf die sehr stattliche Fachliteratur verweisen, welche auf Kosten der Alpen- und Touristenvereine jahraus jahrein in Hunderten von Zeit- und Flugschriften im Buchhandel erscheint.

Zehntausend Meilen durch den Großen Westen der Vereinigten Staaten.†

Von **Udo Brachvogel**. Mit Illustrationen von **Rudolf Cronau**.

III.

Die Geschichte des Nationalparks des Yellowstone. — Entdeckung und Erforschung des Wunderlandes. — Seine Constituirung als Volksdomäne. — Der Yellowstonesee. — Das Grand Cañon. — Die Fälle des Yellowstone. — Tower Creek, East Fork und Gardinersfluß.

Das weiße Miniaturgebirge der „Mammuth-Thermen" war das erste der in dem heutigen Nationalpark des Yellowstone angesammelten wasservulcanischen Wunder, welches von den kaukasischen Entdeckern und Pionieren dieser Region erblickt wurde. Der Weg, den wir zu seiner Erreichung eingeschlagen (vergl. Nr. 23), der von Norden her, war auch der ihrige gewesen. Sie kamen von Montana, und zwar aus den Golddistricten des von den Felsengebirgen durchzogenen westlichsten Montana, welches längst eine von der pacifischen Küste aus überkommene Minenbesiedelung besaß, während die östlichen zwei Drittel des riesigen Territoriums noch für ein Jahrzehnt und mehr der Jagd- und Kriegsgrund der jetzt auf Bundesreservationen beschränkten Sioux sein sollte.

Wer aber waren diese ersten weißen Entdecker der „Mammuth-Thermen", oder wie sie von ihnen in durchaus bezeichnender Weise genannt wurden, der White Mountain Hot Springs, der „Heißen Quellen des Weißen Berges" und damit des Yellowstone Wunderlandes überhaupt? Obgleich es keinem Zweifel unterliegen kann, daß schon Lewis und Clark auf ihrem großen nordwestlichen Entdeckerzuge im Anfang dieses Jahrhunderts, welchem man die Kenntniß der Stromsysteme des Missouri und des Columbia zu danken hatte, auch das Quellengebiet des Yellowstone berührt haben, so sind ihre Berichte doch in Betreff der merkwürdigen Dinge, welche demselben neuerdings seine Weltberühmtheit eingetragen haben, so gut wie stumm.

Die ersten Nachrichten darüber, welche nach etwas Anderem klangen, als nach Indianergefabel und Trappermärchen, gelangten 1856 zu den Ohren des Vereinigten Staaten Generals Warren, welcher ein Militärcommando in jenen damals noch völlig weltentlegenen Grenzländern führte. Die Sache erschien der höchsten Beachtung werth, und der General legte noch im selben Jahr der Bundesregierung den Plan einer officiellen Erforschung des im Herzen der Felsengebirge liegenden Hochthales vor, welches nicht nur in höchsten Höhen liegende Bergseen, mächtige Wasserfälle und ungeheure Cañons*, sondern auch siedende Teiche, kochende Riesenspringquellen und brennende Ebenen umschließen sollte.

Die Ungläubigkeit jedoch, auf welche die große Neuigkeit in Washington stieß, vereitelte die Ausführung des Planes für die nächste Zeit, bis ihn der bald darnach ausbrechende große Bürgerkrieg vollends in Vergessenheit zurückdrängte. Und so blieb denn die thatsächliche Entdeckung des wunderstrotzenden Landes zwei Privatleuten, den unternehmenden Montanaer Pionieren Cook und Folsom, vorbehalten, welche im Sommer 1869 von Norden aus dahin vordrangen und so bestimmte Nachrichten über die von ihnen geschauten Naturmirakel und Naturmysterien zurückbrachten, daß die Regierung nicht umhin konnte, sich des alten Warren'schen Projects zu erinnern und die Yellowstone-Angelegenheit sofort in ihre eigene Hand zu nehmen.

Schon im nächsten Frühjahr erfolgte in ihrem Auftrage die erste Exploration des geheimnißreichen Gebiets durch den Generalvermesser des Territoriums Montana, Washburne, welcher die Berichte Cook's und Folsom's in mehr als vollstem Umfange bestätigte. Hieran endlich schloß sich im Jahre 1871 die große Regierungsexpedition unter Leitung des schon damals als Felsengebirgserforscher bewährten Bundesgeologen, Professor F. W. Hayden, welche als die eigentliche Erschließung und Eroberung des Yellowstone-Quelllandes zu bezeichnen ist.

Die Ergebnisse der Expedition waren die denkbar glänzendsten und übertrafen selbst die phantastischsten Erwartungen. Vollends gekrönt aber wurde sie durch den Erfolg, welchen der amtliche Bericht Professor Hayden's in Washington hatte: durch die wahrhaft hochsinnige Congreßacte vom 2. März 1872, welche auf diesen Bericht hin jenes mit Schönheiten und Merkwürdigkeiten so einziger Art übersäete Gebiet in einer sich zwischen 44° und 45° nördlicher Breite und 110° und 111° westlicher Länge erstreckenden Ausdehnung unter dem Namen eines Nationalpark des Yellowstone als „ein der amerikanischen Nation für alle Zeiten zu Vergnügungs-, Erholungs- und Gesundheitszwecken vorzubehaltendes und in diesem Sinne von der Bundesregierung selbst zu verwaltendes Volkseigenthum" reservirte.

Seitdem gehört das Yellowstone-Gebiet thatsächlich der Nation, wenigstens in Beschreibungen, Schilderungen und Abbildungen aller Art.

Um sich in Gestalt allsommerlicher Völkerwanderungen auch thatsächlich in den Genuß seiner Herrlichkeiten zu setzen, harrt die amerikanische Nation freilich noch des Zeitpunkts, da die Nord-Pacificbahn ihre große Mission im Nordwesten der Vereinigten Staaten auch soweit ausgeführt, den heute noch außerhalb jedes geregelten Verkehrs liegenden Nationalpark mit der nächsten Station ihres eisernen Ueberlandweges, Bozeman in Montana, durch eine Zweiglinie verbunden haben wird. Erfreulicher Weise ist das lediglich eine Frage verhältnißmäßig kürzester Zeit, und hoffentlich wird sich dann auch von der Regierung sagen lassen, daß sie inzwischen gleichfalls das Ihrige gethan haben wird, um das einstweilen noch der primitivsten Verkehrsanlagen entbehrende und nur mit Hülfe eigener Reise- und Lagerausrüstungen zu erreichende und zu bereisende Hochgebirgsasyl des Nationalparks jenes vollkommnen Wildnißcharakters zu entkleiden, in welchem es bis zu dieser Stunde nur solchen Touristen zugänglich war, denen es in ihrem Verlangen nach seinen Wundern selbst auf eine kleine Afrika- oder Australienexpedition nicht ankam.

Wie die 3575 englische Quadratmeilen* messende Volksdomäne vor dem bei den Mammuth-Thermen ihre Nordgrenze überschreitenden Yellowstone-Fahrer daliegt, sondert sie sich, wie von selbst, zu ziemlich gleichen Hälften in einen östlichen und einen westlichen Wunderbezirk. Beiden gemeinsam ist, wie schon der grandiosen Mammuth-Thermen-Ouverture, die auf Schritt und Tritt souverain zu Tage tretende Herrschaft der wildesten vulcanischen Schöpfungsgewalten und, im holdesten Widerspruch dazu, das Waldwachsthum, welches, im übrigen Großen Westen der Prairien und der Felsengebirge so gut wie ein vollkommener Fremdling, hier plötzlich in einer Fülle und Allgegenwärtigkeit auftritt, als habe sich's die Natur zur Aufgabe gemacht, in diesem Alpenheiligthum neben all ihrem Barockften und Großartigsten auch nicht eine ihrer Lieblichkeiten fehlen zu lassen.

Und ferner ist es beiden Hälften gemeinsam, daß ein Paar

* Unter der spanischen Bezeichnung „Cañon" versteht man die einen so eigenen Charakterzug der Gebirgsländer des Großen Westens bildenden „Steilschluchten" seiner Flüsse, welche, durch äonenlange Erosionsarbeit entstanden, weder an Höhe noch an Steilheit ihrer Wände in andern Erdtheilen ihres Gleichen haben.

* Es ist eben im Congreß auf das Betreiben General Sheridan's im Werk, die Nationalparkdomäne um weitere 3000 englische Quadratmeilen zu vergrößern, sodaß sie dann an Größe dem Königreich Württemberg gleichkäme.

† Unter Meilen sind in diesen Artikeln stets englische Meilen verstanden, von denen 4⁶/₁₀ auf die deutsche Meile gehen.

der herrlichsten Gebirgsströme — in der östlichen der Yellowstone selbst, in der westlichen der als Quellarm dem Missouri zuströmende Madison — gewissermaßen den schimmernden Faden bilden, an dem die einzelnen Naturwunderperlen dieses Zauberlandes aufgereiht sind.

Auch eine sichtbare Gebirgsscheide besteht zwischen diesen beiden Parkregionen. Sie erstreckt sich, dem Lauf des Yellowstoneflusses aufwärts folgend, über den 10,600 Fuß hohen Mount Washburne bis zu dem fast ebenso hohen „Elephantenrücken" im Nordwesten des hier den Fluß entsendenden Yellowstonesees, um sich dann um diesen letzteren herum noch weiter südlich bis zu dem 9800 Fuß messenden Flat Mountain zu schwingen. Ihr gegenüber aber, auf dem Ostufer, erhebt sich eine Gruppe kaum weniger hoher Pics — Mount Langford, Mount Doane, Mount Stevenson — welche den bereits in der Höhe des Rigigipfels liegenden Seespiegel auf allen Seiten mit einer wolkenentrückten, firnenschimmernden Alpeneinfassung umgeben.

7427 Fuß über der Meeresfläche liegend und in seiner von einem unregelmäßig gezackten Maulbeerblatt entlehnten, wechselvollen Gestalt einen Flächenraum von nahezu 400 englischen Quadratmeilen bedeckend, ist der Yellowstonesee von dem halben Dutzend Alpenseen, welche wie krystallene Kleinode über das Wald-, Wiesen- und Bergland des Nationalparks ausgestreut sind, nicht nur der weitaus größte, sondern auch sicherlich einer der schönsten Hochgebirgsseen der Erde.

Und aus diesem 300 und mehr Fuß tiefen, vom ewigen Schnee der umliegenden Bergriesen genährten Fluthenreservoir stießt der Yellowstonefluß majestätisch zu Thal. Ruhig und gemessen strömt er krystallklar und eisigfrisch während der ersten zwölf Meilen seines Laufes durch einen natürlichen Hochpark dahin, welcher im Frühling und Sommer den üppigsten Gras- und Pflanzenwuchs entfaltet, und dem man es in diesem Vegetationsschmuck um so weniger ansehen würde, daß er sich über einem ununterbrochenen Reich vulcanischen Lebens dahindehnt, brächte nicht dasselbe auch hier in der Gestalt unzähliger heißer Quellen auf Schritt und Tritt an die Oberwelt.

Am See wie am Flusse, ja an mehr als einer Stelle bis in das eiskalte Bereich des ersteren selbst hinein, kochen, brauen und qualmen diese Wasser- und Schlammvulcane. Bald sieden sie, winzigen, oft kaum handgroßen Wasserspringteufeln gleich, unmittelbar aus dem Boden heraus; bald erscheinen sie in der großartigeren Gestalt von dampfenden Teichen und Becken mit jenen magischen Azurfluthen und kaleidoskopisch-bunten Niederschlägen, die wir schon bei den Mammuth-Thermen bewundert haben; bald kochen sie in fußhohen Kraterkegeln eigenen Aufbaues empor, in denen sie hier und da sogar die flachen Uferwasser des Sees durchbrechen und über ihre Umrandung hinweg glühende Sturzwellen in das eiskalte Element umher entsenden. Indessen nicht das heiße Gequell des Innern der Erde, sondern der schönste und frischeste aller Hochlandströme ihrer Oberfläche ist der gebietende Held des grandiosen Naturdramas, das sich hier vor uns entrollt.

Die Fälle des Yellowstone und das Grand Cañon! Es ist ein zweimaliger Sturz, den der junge Stromriese vollführen muß, um in die Abgrundtiefen des ersten und ungeheuerlichsten jener vier Cañons zu gelangen, in denen er sich auf einer Laufstrecke von nahezu achtzig Meilen quer durch die ehernen Rippen der Felsengebirge den Weg in die offenen Plains von Montana erzwingt. Den Namen des „Grand Cañon" hat man diesem Schlunde zum Unterschiede von den drei übrigen Yellowstoneschluchten beigelegt, deren zwei letzte bereits jenseits der Nordgrenze des Nationalparks liegen. Aber wenn es hier auch das einzige Naturgebilde seiner Art wäre, hier oder in sonst einem andern Gebirge der Welt — der Name des „Großen" wäre ihm doch zugefallen.

Fünfzehn Meilen lang klafft die Schlucht in die Erde hinein, zwischen jäh abstürzenden, von Klippen und Zacken starrenden Wänden, deren Höhe zwischen 1000 und 1800 Fuß wechselt. In der Tiefe aber, wo diese gelb- und rothleuchtenden, hier und da in geradezu unheimlichem Contraste von trotzenden, schwarzen Basaltsäulen und Gesimsen durchbrochenen und getragenen Wandungen spitzwinklig zusammenstoßen, rast der gestürzte Fluß. Wer schwindelfrei genug ist, von einer der scharfen Kanten des Absturzes aus einen Blick in die Tiefe hinunterzuwerfen, vermeint auf dem Grunde eine blaugrün schillernde Silberschlange dahinschießen und zischen zu sehen. Mehr jedoch, als den Blick hinunterzusenden, ist auch dem Schwindelfreiesten nicht gestattet. Selbst nur ein Stück des Absturzes hinabzuklimmen, ist einstweilen kaum unter den größten Schwierigkeiten und auch unter ihnen nur an einzelnen Stellen möglich, obschon versichert wird, daß gleich im Beginne des Schlundes ein Kletterpfad existire, auf dem man unter Zuhülfenahme von Gemsensehnen im Stande sei, sich die ganze Cañonwand hinabzuarbeiten und aus nächster Nähe zu schauen, „was sich birgt auf des Schlundes tiefunterstem Grunde".

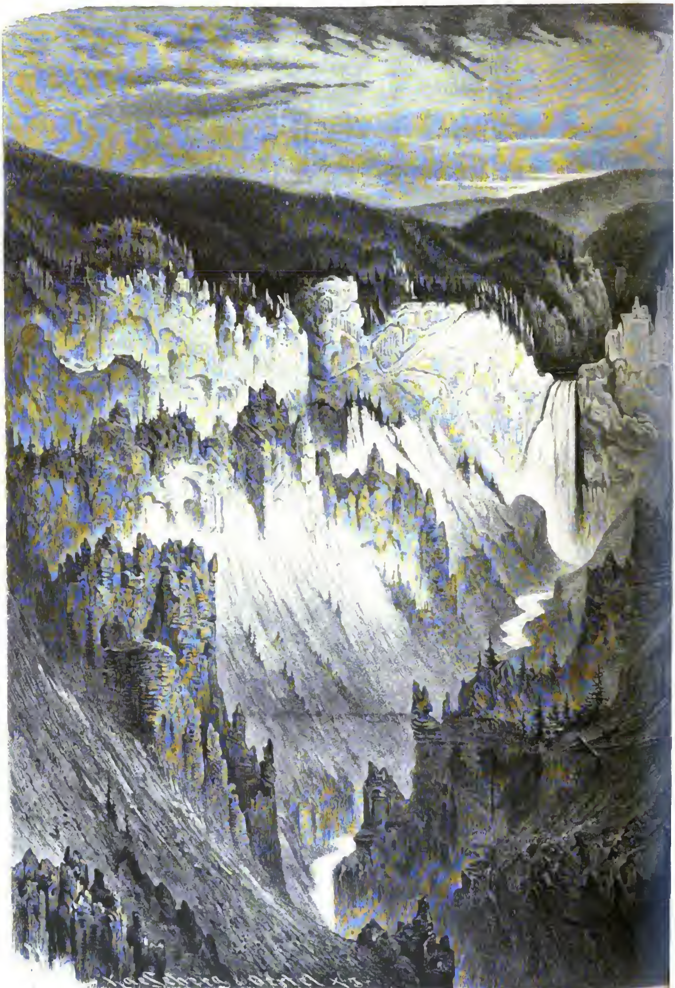
Wer einst diesen Pfad gefunden, hat wohl ein Recht, auf die Unbeirrbarkeit seiner Nerven, die Unfehlbarkeit seiner Muskeln zu trotzen. Und wer ihm nachwandelt, kaum minder. Ist es doch noch keineswegs für ihn damit gethan, daß er nur die Tiefe selbst erreicht. Dort beginnt für ihn der Kampf um einen festen Halt für Fuß und Hand erst recht, dort hat er sich des selber zerschmetterten und darum alles in seinen Bereich Kommende seinerseits wieder zerschmetternden Wildstroms zu erwehren. Nur an die Zacken des unmittelbaren Wasserrandes festgeklammert, oder auf einem der Steinblöcke im Fluß selber Fuß fassend, mag er nach der Oberwelt zurückblicken — denn ein Pfad, ein Uferrand, ein Rastfleck neben diesem rasenden Acheron ist nirgends gelassen. Nichts herrscht dort unten, als er!

Aber er hat auch seinen Preis für diese Herrschaft zu zahlen gehabt. Ein Fluthen-Phaëthon mußte er hinunterstürzen in die grausige Tiefe, damit sie Niemandem gehöre, als ihm, hinunterstürzen in die Nacht des Abgrunds aus den Sonnenregionen des Wald- und Wiesen-Hochthals, welches der krystallgeborene Seesprößling bis dahin durchflossen. Und nicht einmal ein einfaches Phaëthon-Schicksal war dazu hinreichend. Ein zwiefacher Sturz war nöthig, um diese Niederfahrt in die Unterwelt zu vollführen. Kaum eine Meile von einander entfernt liegen die beiden Wasserfälle und sind durch eine sich immer mehr vertiefende Schlucht verbunden, in welcher der Fluß als ununterbrochene Stromschnelle abwärts schäumt, der obere hat eine Höhe von 150 Fuß und der untere, in das Grand Cañon herabstürzende eine solche von 350 Fuß. Nur das Doppelmeer des Niagara-Sturzes übertrifft an Masse des Wassers diese Fälle. An Höhe erreicht er selbst den unteren kaum zur Hälfte. Weithin hallt der Donner der niedertobenden Fluthen. Ein stetes Schleiergewölk steigt, die eigentlichen Geheimnisse des Sturzes verhüllend, aus der Tiefe empor. Seine Feuchtigkeit wird einer üppigen Sommer-Vegetation an den Basalt- und Sandsteinwänden umher zum Lebenselement und wölbt, wenn der Sonnenglanz auf sie niederstrahlt, des Regenbogens Friedensbrücke über all den Vernichtungskrieg der gähnenden Tiefe. Dazu grüßt aus der Höhe ein durch zwei Drittel des Jahres in ungetrübter Bläue strahlender Himmel, von den Rändern des grimmen Schlundes selber aber ein compacter Waldwuchs hernieder, der nicht nur wie ein gigantischer Moosteppich über die schärfsten Kanten quillt, sondern vereinzelte Tannen-Vorposten nach der Tiefe entsendet, wo eben nur die gelben und rothen Geröll-Abstürze einen Platz zum Wurzelfassen gewähren.

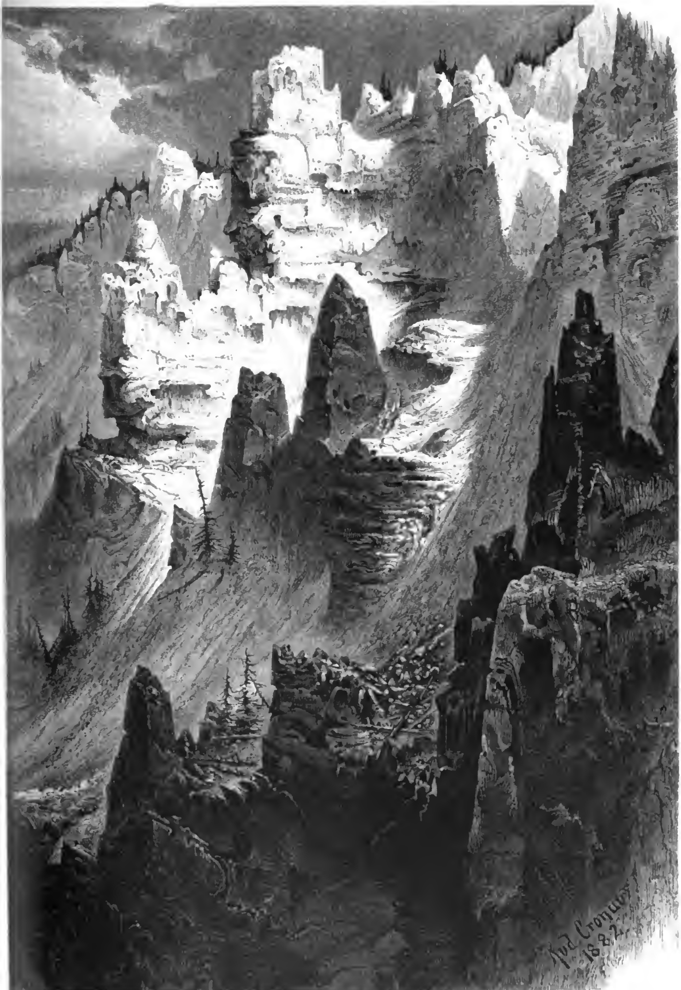
Fünfzehn Meilen nach Norden erstreckt sich das Grand Cañon — je weiter von den Fällen fort, um so tiefer, um so mehr seine oberen Ränder einander nähernd, um so schauriger. Ganz aber, als ob Dante Alighieri hier einst den Schatten des Virgil getroffen, um mit ihm die Reise in das furchtbare Reich der Unterwelt anzutreten, schiebt und drängt sich das aufstarrende Felsengemäuer und Klippengezack am Ende des Cañons zusammen, dort, wo dem Yellowstone von Westen her der Wildbach des Tower Creek* in Gestalt einer scheinbar aus der Mitte der linken Schluchtwand hervorschießenden Cascade von 150 Fuß Tiefe zuschäumt.

Die Seitenschlucht, in der dieses tolle Wildwasser, fast einen beständigen Fall bildend, aus den ewigen Schneespalten des Mount Washburne herniederjagt, hat ihrer Schauerlichkeit halber den infernalischen Namen „The devil's denn" („Des Teufels Spelunke") erhalten. Um den letzten Wassersturz aber, in welchem sich der Tower-Bach nach dem Yellowstone hinunterschleudert, thürmt sich vulcanisches Gestein in Zinnen, säulenartigen Thürmchen, spitzigen Nadeln und sonstigen Formen von wahrhaft wunderbarer Phantastik auf. Ihr dunkles Zacken- und Rankenwerk drängt dem Beschauer unwillkürlich die Vorstellung auf, daß es der gothische Gestaltungsgedanke war, welcher der Natur vor-

* Creek = Bach.



Das „Grand Cañon“ des Yellowstone. Nach der Natur



von dem Specialartisten der „Gartenlaube“ Rudolf Cronau.

schwebte, da ihre feurigen Gewalten dies Felsen- und Klippenwerk aus der Erde steigen ließen.

Ein anderer Nebenfluß, welchen einige Meilen weiterhin der hier zwischen zurücktretenderen Thalwänden einherfließende und für eine kurze Strecke breit und voll aufathmende Yellowstone aufnimmt, ist der East Fork. Inmitten eines ganzen Dampfhofstaates von Schwefelquellen, Schlammvulcanen und allerlei kleinerem Thermengelichter tanzt er aus den Bergketten hernieder, die sich im Osten des Nationalparks aufthürmen. Aber er vereinigt seine Wasser mit denen seines Hauptflusses nur, um bald darauf mit diesem gemeinsam in die Felsenenge des nächsten Cañons desselben zusammengepreßt zu werden. Neun Meilen hat sich der Fluß durch die einander oft Stirn an Stirn gegenüberstehenden Felsenwälle dieser zweiten Steilschlucht hindurchzuwaschen, um beim Austritt aus ihr nahezu 2500 Fuß tiefer als bei seinem Ausfluß aus dem See dahinzuströmen.

Und hier, beim Austritt des Yellowstone aus dem zweiten Cañon, ist es auch, wo der Gardiner-Fluß, den wir mit seinen klaren und kühlen Fluthen den Fuß des von tausend heißen Quellen durchkochten Mammuththermen-Berges bespülen sahen, in jenen hineinfällt und so eine Art lebendigen Bandes zwischen den vorwiegend landschaftlichen Wundern der östlichen, der eigentlichen Yellowstone-Region des Nationalparks und den rein vulcanischen Mirakeln seiner westlichen Hälfte herstellt. Die im Rüstzeng aller nur denkbaren Farben- und Formenzauber die Wacht am nördlichen Eingang zum Wunderland haltenden Mammuththermen kennen wir bereits.

Für den dreifachen Geysergürtel des Madison-Flusses und damit für das eigenste Reich, welches sich hier alle bösen und alle guten Geister des ewigen Feuers errichtet haben, müssen Zeichner und Schilderer auch Raum und Rahmen einer eigenen Skizze beanspruchen.

Festlied zur Sedanfeier.

Am 2. September auf dem Marktplatz in Leipzig gesungen.

Die Eiche rauscht im Vaterlande,
Die Deutschen grüßen Schaar um Schaar
Germania im Festgewande,
Es schmückt Kranz um Kranz ihr Haar.
Recht wie in hellen Liebesstürmen
Zieht unser Volk von Fest zu Fest,
Je finstrer sich die Wolken thürmen
Und Blitze drohn von Ost und West.

Heil, daß der Volkesseele Regen
Im hohen Drang sich offenbart,
Des Geistes Rüstzeug anzulegen,
Das ihm die große Vorzeit wahrt:
Die Ehrensäulen aufzurichten
Den Kämpfern jeder großen Zeit,
Ob sie das Wort des Glaubens Pflichten,
Ob sie das Schwert dem Recht geweiht.

Wenn Heldenthum und deutscher Glaube
Dein festlich Auferstehen weihn,
Ist **dein** Symbol die Friedenstaube,
Du Siegs-Germania am Rhein!
Weh, wer an unsern Thoren rüttelt,
Wo du zur Ruh das Schwert gekehrt!
Wenn **dein** Haupt seine Locken schüttelt,
So klirrt jedes deutsche Schwert.

Die Eiche rauscht im Vaterlande
Auch dir, du großes Siegesfest.
Nie drohe uns der Tag der Schande,
Wo dich das Volk sich rauben läßt!
Es schalle noch von Enkelzungen
Der Dankesjubel uns zur Ehr':
Die einst die Einheit uns errungen,
Sie waren auch der Freiheit Wehr'!

Friedrich Hofmann.

Dr. Martin Luther im „Bären" zu Jena.

Eine historische Skizze von Fr. Helbig.

Am Tage der Fastnacht — dem 4. März — im Jahre des Heils 1522 zogen auf der großen Verkehrsstraße, die von Nürnberg gen Naumburg, Halle und Leipzig führte, zwei fahrende Studiosen einher, welche sich als abendliches Reiseziel die Stadt Jena auserwählt hatten. Ein am Nachmittag eingefallenes Unwetter hatte die Wanderer genöthigt, unterwegs einen Unterschlupf zu suchen, und außerdem die Wege so aufgeweicht, daß das Fortkommen ein erschwertes war. In Folge dessen hatten die Jünglinge sich verspätet, und es war schon der Abend hereingebrochen, als sie das südliche Thor der Stadt, das Löbderthor, erreichten. In den bereits tief dämmernden Straßen herrschte indessen helles, fröhliches Leben. Vermummte zogen einzeln und in Haufen vorüber und trieben allerhand Kurzweil. Die Insassen der Häuser schauten neugierig aus den Erkern und Fenstern auf das Treiben hinab oder standen und saßen lachend und schäkernd unter den Rundbögen der Thoreingänge. Auch schrille Musik von Pfeifen und Trommeln oder aus dröhnenden Hörnern mehrte den brausenden Lärm. Die einwandernden Studenten waren indeß von dem langen und mühevollen Wege ermüdet und begehrten nach Herberge und Nachtruhe. Aber überall, wo sie in der Stadt darnach Umfrage hielten, ward ihnen eine abschlägige Auskunft zu Theil, und so standen sie jetzt rathlos an dem nördlichen Ausgange, in der Schloßgasse am sogenannten Pförtchen, entschlossen, die unwirthliche Stadt zu verlassen und auf einem der Dörfer außerhalb Nachtherberge zu suchen. Da trat aus dem Pförtchen ein ehrsamer Bürgersmann, der wohl in der inneren Stadt noch einen Nachttrunk zu nehmen begehrte, und frug sie, wohin sie noch so spät hinaus wollten. Sie würden vor Einbruch der Finsterniß sicher keinen Ort erreichen, und die Wege seien leicht zu fehlen. Er wolle ihnen daher rathen, allhier zu bleiben.

„Lieber Vater," entgegnete hierauf der Aelteste der Beiden, „wir sind in allen Wirthshäusern gewesen, allenthalben hat man uns abgewiesen und Herberge versagt, müssen also aus Noth fürbaß ziehn."

Da meinte der Bürger, ob sie denn auch schon im Gasthause zum „Schwarzen Bären" gewesen seien? Als sie dies verneinten, erbot er sich, ihnen dasselbe zu zeigen. Es läge ein wenig vor der Stadt, nur etwa hundert Schritt vor der Pforte.

Als sie nun dort ankamen, stand der behäbige Wirth unter der Thorfahrt und lüftete, als er die Ankömmlinge sah, freundlich grüßend seine Kappe. Auf ihre schüchterne Frage nach Labung und Unterkunft hieß er sie fröhlich willkommen und führte sie allsogleich in die Gaststube rechts von der Flur. Dort trafen sie bereits quer an der Wirthstafel einen Gast sitzen. Derselbe hatte vor sich ein Buch aufgeschlagen, in welches er sich lesend vertieft hatte. Gleichwohl war sein Aeußeres nicht das eines Gelehrten. Er trug Wamms und lange Hosen und auf dem Kopfe eine rothe Lederkappe, ganz nach Landesgewohnheit der Reitersleute. Die rechte Hand hielt er gestützt auf den Knopf eines kräftigen Schwertes, während er mit der linken das Heft umfaßte. Sein etwas breites Gesicht bedeckte ein dunkler Vollbart und unter den buschigen Augenbrauen blitzten ein Paar tiefschwarze große Augen hervor, „funkelnd wie die Sterne", daß man sich schier scheuen mochte, in sie hineinzuschauen.

Die Anwesenheit des Fremden, der wohl ein Edelmann sein mochte, schüchterte die beiden jungen Gelehrten etwas ein. Zudem waren ihre Schuhe und Kleider von dem Straßenkothe gar arg befleckt, sodaß sie sich ihres Aufzugs schämten. Sie setzten sich deshalb abseits von dem Gasttische auf ein an der Wand befestigtes Bänkchen in der Nähe des großen grünen Kachelofens und studirten verlegen die Figuren der zwölf Apostel, welche in die Glasur eingebrannt waren. Der Fremde aber hieß sie alsbald sich zu ihm an den Tisch setzen und bot ihnen Bescheid aus der vor ihm stehenden Kanne. Das konnten sie ihm nicht wohl

abschlagen. Sie setzten sich also zu ihm und thaten ihm Bescheid, bestellten auch, um des Gegenbescheides willen, eine Kanne Wein, obwohl ihr Zehrgeld nicht darauf eingerichtet war.

„Ihr seid," sprach der Rittersmann dann weiter, „Schweizer?" Er mochte das wohl aus der Mundart, welcher die Beiden sich bedient, schließen. „Woher seid Ihr aus dem Schweizerlande?"

„Von Sanct Gallen!"

„Und wollt —"

„Gen Wittenberg, um allda die heilige Schrift zu studiren."

„Dort werdet Ihr gute Landsleute finden; den Doctor Hieronymus Schurf und seinen Bruder Doctor Augustin."

„Wir haben Briefe an sie," fiel der Jüngere ein, der sich seither ziemlich schweigsam gehalten und dem Aelteren allein das Wort gegönnt hatte.

Im Scheine der hohen Zinnlampe, welche der Wirth jetzt auf den Tisch stellte, konnte man sehen, daß die Erscheinungen beider Jünglinge sich eigenthümlich gegenüberstanden. Der eine, um mehrere Jahre ältere war von brünetter Farbe, das Gesicht war blaß und ziemlich scharf geschnitten und von einem fast schon männlichen Gepräge; der andere, jüngere war blond, ein wahrer Johannes-Kopf, das Antlitz voll, frisch und rund, fast mädchenhaft. Jener getragen von einem frühzeitigen Ernste, dieser unbefangen und munter in die Welt schauend.

Der Erstere, dessen Wißbegier durch die räthselhafte Erscheinung des Fremden lebhaft angeregt schien, frug nach einer Weile weiter:

„Mein Herr, wisset Ihr uns nicht zu bescheiden, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg, oder an welchem Orte er sonst sei?"

Darauf antwortete der Fremde mit verhaltenem Lächeln:

„Ich habe gewisse Kunde, daß der Luther jetzt nicht in Wittenberg ist; er wird aber bald dahin kommen."

„Gott sei gelobt! Denn so Gott unser Leben fristet, wollen wir nicht ablassen, bis wir den Mann sehen und hören. Denn seinetwegen haben wir diese Fahrt unternommen, da wir vernehmen, daß er das Priesterthum sammt der Messe als einen ungegründeten Gottesdienst umstoßen will. Dieweil wir nun von Jugend auf von unseren Eltern dazu erzogen und bestimmt sind, Priester zu werden, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben will und mit welchem Fug er solchen Vorsatz zu Wege bringen wird."

Der fremde Reitersmann schwieg auf diese Rede eine Weile, als ob er darüber nachdächte, dann fuhr er fort:

„Wo habt Ihr bis jetzt studirt?"

„In Basel."

„Wie steht es zu Basel? Ist Erasmus Rotterdamus noch daselbst und was thut er?"

„Wir wissen nicht anders, als daß es dort wohl steht; auch ist Erasmus noch da, was er aber treibt, ist Jedermann unbekannt und verborgen, da er sich gar still und heimlich verhält."

„Lieber," frug dann der Fremde weiter, „was hält man im Schweizerlande von dem Luther?"

„Mein Herr, es sind wie allenthalben mancherlei Meinungen. Manche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer zu erkennen gegeben hat; manche aber verdammen ihn als einen verruchten Ketzer. Das sind vor Allem die Geistlichen."

„Ich denk mir's wohl, es sind die Pfaffen."

Während dieser Reden hatte der Jüngere voll Neugier das Buch des Reitersmannes heimlich aufgeschlagen und dabei wahrgenommen, daß es ein hebräischer Psalter war. Dann klappte er es schnell wieder zu. Der Reiter aber, der den Dieb wahrgenommen haben mochte, steckte es zu sich und ging hinaus, um, wie er sagte, nach seinem Rößlein zu schauen.

Inzwischen trat der Wirth an den Tisch heran und verrieth den Studenten, daß der, so bei ihnen sitze, der Martin Luther sei. Diese zweifelten jedoch daran und der Aeltere der Beiden wurde durch die Ritterkleidung und das Buch desselben zu der Ueberzeugung geführt, daß es der Hutten sei, der bei ihnen sitze, und so behandelten sie ihn denn hinfort auch als den Ulrich von Hutten.

Inzwischen hatte sich die Zahl der Gäste um zwei weitere Ankömmlinge vermehrt. Es waren zwei Nürnberger Kaufleute, welche die Absicht hatten, nach Naumburg zur Messe zu reisen. Nachdem sie sich ihrer Oberkleider und der großen Sporen an ihren Reitstiefeln entledigt, nahmen sie ebenfalls Platz an dem Tische, zu dem auch der Reitersmann, der angebliche Luther oder Hutten, wieder zurückgekehrt war. Der eine der Kaufleute zog hierauf ein ungebundenes Buch aus dem Wamse und legte es neben sich auf den Tisch.

„Was ist das für ein Buch?" frug alsbald der Reitersmann.

„Es ist Doctor Luther's Auslegung etlicher Evangelien und Episteln, erst neu gedruckt und ausgegangen. Habt Ihr die noch nicht gesehen?"

Da lächelte der räthselhafte Fremde und sprach:

„Sie werden mir, denk ich, auch bald zukommen."

Darauf trat der Wirth wieder zur Thür herein und lud die Gäste ein, sich zum Nachtmahl zu setzen, das indessen eine Magd vorgerichtet hatte.

„Was bringt uns der Speisezettel?" frug einer der Kaufleute.

„Fleischbrühe mit Brodschnitten, gepökelt Rindfleisch, süßen Brei und Lämmerbraten," zählte der Wirth an den Fingern auf.

Da nahm Johannes den Wirth zur Seite und bat, er möge mit ihnen Nachsicht haben und ihnen besonders auftragen. Es genüge ihnen schon ein bescheiden Süpplein.

Da erwiderte der Wirth:

„Liebe Gesellen! Macht Euch keine Sorge, setzet Euch nur zu den Herren an den Tisch. Ich will Euch anständig halten."

Das hatte auch der fremde Rittersmann gehört. Da trat er heran und rief:

„Kommt nur herzu. Ich will die Zehrung mit dem Wirth schon abmachen."

Vor dem Beginn des Nachtmahls sprach der Rittersmann ein Tischgebet vor. Dann erging er sich in allerlei herzgefälligen und gottseligen Reden, sodaß die Schweizer und Nürnberger Kaufleute wie andächtig saßen und weit mehr der Reden wie des Essens achteten. Da kam er unter Anderem auch zu reden auf den Reichstag zu Nürnberg, der zu jener Zeit dort versammelt war „wegen Gottes Wortes und der schwebenden Händel mit Rom und der Beschwerung deutscher Nation willen."

Die Kaufleute erzählten, daß die dort versammelten Fürsten und Herren sich gar wenig Zeit nähmen zu ernstem Thun, sondern ihre Zeit ausfüllten mit kostbarem Turnier, Schlittenfahrt, Tänzen und dem Hofiren schöner Frauen.

„Das sind also," brauste da der Ritter auf, „unsere christlichen Fürsten! Ich meinte wohl, Gottesfurcht und christliche Bitte zu Gott würde ihnen eher zu ihrem Vorhaben verhelfen. Ich bin indessen," fuhr er dann mit größter Ruhe fort, „der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht an unsern Kindern und Nachkommen bringen wird, da diese nicht mehr von dem päpstlichen Irrthum vergiftet, sondern jetzt auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt werden, als an den Eltern, bei denen die Irrthümer so eingewurzelt sind, daß sie schwerlich ausgerottet werden."

Da sprach der ältere der beiden Kaufleute:

„Ich bin nur ein einfältiger Laie, verstehe mich auch auf die geistlichen Händel gar nit besonders, das spreche ich aber, wie ich die Sache ansehe: der Luther muß entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein. Ich hätte Lust noch zehn Gulden ihm zur Liebe aufzuwenden, wenn ich ihm beichten könnte, denn ich glaube, er würde mein Gewissen wohl unterrichten."

Als das Nachtmahl beendet war, sammelte der Wirth der Reihe herum bei jedem der Gäste das Speisegeld ein. Die beiden Studenten machten dabei etwas verlegene Gesichter und zogen schüchtern ihre ledernen Beutelchen. Der Wirth aber ging mit dem Teller an ihnen vorbei und sagte halblaut:

„Laßt es nur gut sein. Er hat's für Euch mit berichtigt," und dabei zeigte er auf den Rittersmann.

Die Kaufleute stunden denn auf und gingen in den Stall, ihre Rosse zu versehen. So blieben die Schweizer mit dem fremden Ritter allein in der Stube. Sie naheten diesem in Ehrfurcht und dankten dem „gnädigsten Junker" für die Spende, indem sie ihm dabei merken ließen, daß sie ihn für den Ulrich von Hutten hielten.

„Viele Eurer Schriften, edler Junker," fügte Johannes an, „sind auch bei uns in der Schweiz verbreitet, so das Büchlein

über die römische Dreifaltigkeit und die Klag und Vermahnung wider die übermüthige Gewalt des Papstes."

Da meinte er lächelnd:

„Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann geworden, denn diese Schweizer halten mich für Huldreich ab Hutten."

Da kam der Wirth an seine Seite und rief:

„Ihr seid es nicht, aber Martinus Luther."

Da erwiderte er lachend:

„Die halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther, bald werde ich wohl gar Markolfus werden."

Markolfus, zu deutsch Grenzhüter, war aber der Name einer komischen Volksfigur jener Zeit.

Nach diesen Worten nahm er ein hohes Bierglas vom Tisch, um nach des Landes Sitte den Nachttrunk zu credenzen.

„Schweizer," rief er dabei, „trinkt mir noch einen Freundestrunk zum Segen!"

Als nun Johannes das Glas von ihm nehmen wollte, um Bescheid zu thun, that er es zur Seite und nahm statt dessen ein Glas mit Wein.

„Euch Schweizern ist," meinte er dazu, „das Bier unheimisch und ungewohnt, trinket dafür den Wein."

Und Johannes nahm den Wein und rief ihm den gleichen Segen zu. Das Gleiche that dann auch sein Genoß. Der Fremde aber warf seinen Waffenrock über die Schulter und bot den Jünglingen die Hand zum Abschied.

„So Ihr nach Wittenberg kommet, grüßet mir den Doctor Hieronymus Schurf."

„Wir wollen das gern thun," entgegnete Johannes, „doch wie sollen wir Euch nennen, daß er den Gruß verstehe?"

„Saget nichts weiter als: ‚Der kommen wird, läßt Euch grüßen,' so versteht er die Worte sogleich."

Nach dieser Rede trat der Fremde zur Thür hinaus und ging zur Ruhe.

Dann kamen die beiden Kaufleute zurück in die Gaststube und begehrten vom Wirthe noch einen Nachttrunk. Auch die zeigten große Wißbegier, zu erfahren, wer der fremde Reitersmann sei. Und auch ihnen redete es der Wirth auf, daß es der Doctor Martinus Luther sei, obwohl er selbst dessen nicht ganz sicher war.

Da waren die Kaufleute voll Kummer und Aerger darüber, daß sie theilweis so ungeschickt geredet und ihn nicht genug geehrt hatten. Sie beschlossen daher, bald zu Bett zu gehen und am anderen Morgen früh aufzustehen, damit sie den großen und berühmten Mann noch anträfen, ehe er wegritt, und das Versäumte nachholen könnten.

Am anderen Morgen trafen sie ihn denn auch noch, wie er im Stalle sein Rößlein aufschirrte und sich anschickte, fort zu reiten. Er wich jedoch jeder Anrede und Nachforschung aus, indem er sprach:

„Ihr habt gestern beim Nachtmahl gesagt, Ihr wolltet zehn Gulden wegen des Luther's ausgeben, um ihm zu beichten. Wisset, wenn Ihr ihm beichtet, werdet Ihr wohl sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther bin."

Nach dieser schelmischen Ausrede saß er auf und ritt zur hintern Thorpforte hinaus auf die dort vorbeiführende Straße gen Halle und Wittenberg.

Die beiden Gesellen aus dem Lande Schweiz wanderten erst weit später die gleiche Straße. Als sie nach zwei Stunden Wegs im Dorfe Naschhausen unterhalb des Bergschlosses Dornburg ankamen, fanden sie, wie in Folge des gestrigen Regens der Saalstrom aus seinen Ufern getreten war und einen Theil der verdeckten hölzernen Brücke hinweggerissen hatte. Da konnten sie nicht weiter und mußten wider Willen im Gasthofe zum „Schieferhofe" Herberge nehmen, obwohl sie gedachten, an diesem Tage noch bis Naumburg zu kommen.

Dort trafen sie auch die beiden Kaufleute aus Nürnberg, welche das gleiche Mißgeschick festgebannt hatte. Da kam denn auch hier wieder die Rede auf den vermeintlichen Dr. Luther, und da die Kaufleute sich gern einredeten, der Fremde sei es doch gewesen, so bezahlten sie in Freuden den beiden Studenten die Zeche und luden sie ein, auf ihrem Heimwege von Wittenberg sie in ihrer Heimath Nürnberg zu besuchen und ihnen da rechte Kunde zu geben über den Luther, falls sie in Wittenberg des Weiteren von ihm vernähmen.

Erst am Samstag trafen die Schweizer in Wittenberg ein und begaben sich alsbald zu Dr. Hieronymus Schurf, um ihre Empfehlungsbriefe abzugeben sammt dem Gruße Dessen, der da kommen werde. Da fanden sie in des Doctors Stube eine Anzahl Gelehrter beisammen in eifrigem und lautem Gespräche. Es waren dies Philippus Melanchthon, der treue Freund und gelehrte Beistand des Dr. Luther, der Professor Justus Jodocus Jonas, der den Mönch Martinus einst nach Worms begleitet, Nicolaus Amsdorf, auch ein wackerer Verfechter der neuen Lehre, und außer Hieronymus noch dessen Bruder Dr. Augustin. Mitten unter den Fünfen aber saß noch ein Sechster, und dies war kein Anderer, als der fremde Reitersmann aus dem Gasthofe „Zum Bären" in Jena.

„Lasset Euch nicht stören, meine Freunde," wandte sich dieser zu seiner gelehrten Umgebung. „Wir sind" — dabei meinte er die beiden jungen Ankömmlinge — „alte Bekannte."

Und nun erzählten die Umsitzenden weiter, wie der blinde Eifer einiger Anhänger der neuen Lehre besonders auf Antrieb des Canonicus und Professors Andreas Rudolf Bodenstein, nach seiner Heimath genannt Karlstadt, zu allerlei Gewalt und Ausschreitungen geführt habe. So habe man nicht blos alle äußeren Bräuche des römischen Gottesdienstes jählings abgeschafft, sondern es sei auch eine Rotte Korah gewaltsam in die Kirchen eingedrungen, habe die Bildnisse der Madonna und der Heiligen von den Wänden herabgestürzt und hinausgeworfen, Altäre und Beichtstühle zerschlagen und an den amtirenden Mönchen Gewalt geübt.

Da erhob sich der Reitersmann zornesmuthig von seinem Sitze und rief mit gewaltiger Stimme:

„O über diese Unseligen, die das Heilige mit ihren unheiligen Händen besudeln und entweihen! Fern von uns sei Gewalt; das Wort allein muß es thun. Das Wort ist es allein gewesen, das Himmel und Erde geschaffen, und nicht wir armen Sünder. Also soll sich auch der Ritter des Schwertes wieder wandeln in den Ritter des Wortes. Ich will zur Kanzel steigen und solange nicht aufhören zu predigen, bis ich die entfesselten Gewalten beschwöre! Das walte Gott!"

Da wußten die beiden Studenten nun, daß der Fremde kein Anderer war, als der leibhaftige Doctor Martinus Luther. Dieser aber hielt Wort. Eine ganze Woche lang bestieg er Tag um Tag die Kanzel und predigte mit solcher Kraft, daß die Ruhe wieder einzog in die überreizte Stadt. Die beiden Schweizer aber blieben während des Sommerhalbjahrs in Wittenberg und studirten da fleißig. Im Herbste aber zogen sie wieder heimwärts, und da kehrten sie unterwegs auch wieder ein im „Bären" zu Jena und bei den Kaufleuten zu Nürnberg, dahin die sichere Kundschaft bringend, daß es der wirkliche und leibhaftige Luther gewesen, mit dem sie am Fastnachtabend zusammengesessen in der Gaststube des „Schwarzen Bären". Ja, der eine von ihnen, Johannes, der den Zunamen Keßler führte und später nach allerlei Fahrniß in seiner Heimath Basel zum Schulrathe emporstieg, brachte das denkwürdige Zusammentreffen und die geführte Unterhaltung jenes Abends zu Papier. Diese handschriftliche Aufzeichnung davon liegt noch jetzt auf der Bibliothek zu Basel, ist aber auch schon mehrfach in Druck gekommen. Ihr sind wir denn auch bei unserer Skizze meist wortgetreu gefolgt.

Inhalt: Ueber Klippen. Von Friedrich Friedrich (Fortsetzung), S. 561. — Album schöner Frauenköpfe: 8. Studienkopf von W. Menzler, S. 565. — Die Pflanzen-Einwanderung in Norddeutschland. Von Dr. R. Büttner, S. 566. — In der Volks-Kaffeeschenke. Von A. Lammers, S. 568. — Kleine Bilder aus der Gegenwart. Nr. 6. Der Schweizer Alpenclub auf der Ausstellung in Zürich. Mit Abbildungen, S. 569. — Zehntausend Meilen durch den großen Westen der Vereinigten Staaten. Von Udo Brachvogel. III., S. 570. Mit Illustration von Rudolf Cronau, S. 572 und 573. — Festlied zur Sedanfeier. Von Friedrich Hofmann, S. 574. — Dr. Martin Luther im „Bären" zu Jena. Von Fr. Helbig, S. 574.

Für die Redaction bestimmte Sendungen sind nur zu adressiren: „An die Redaction der Gartenlaube, Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig".

Dieser Nummer ist Nr. 7 unserer „Zwanglosen Blätter" beigelegt.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Zwanglose Blätter. Beilage zur Gartenlaube Nr. 35, 1883

Hauswirthschaftliches.

Reform in der Küche.

Die haus- und volkswirthschaftliche Wichtigkeit dieser Frage haben wir schon vor Kurzem im Hinblick auf das vortreffliche Darmstädter Schriftchen „Zur Volksküche in der Familie“ berührt. Aber mitunter ist es, als ob ein Thema in der Luft läge und ein lange mehr oder weniger dunkel empfundenes Bedürfniß mit einem Male seinen Durchbruch suchte. Fast in demselben Augenblicke, wo von Darmstadt jene für bescheidenere ökonomische Lagen berechnete Unterweisung ausging, wurde von anderer Seite her ein vollständiges Lehrbuch versandt, das den Familien aller Stände segensreiche Umgestaltungen ihres häuslichen Lebens in Aussicht stellt. Die Erscheinung ist sofort in der Presse vielfach besprochen worden und hat bereits eine lebhafte Beachtung überall da gefunden, wohin sie bis jetzt gedrungen ist.

Dennoch pflegt es mit dem entsprechenden Eindringen solcher Publicationen langsam zu gehen, und wir säumen daher nicht, auch von dem Vorhandensein des erwähnten Buches Notiz zu geben, dessen Titel schon zu einer Prüfung seines Inhaltes veranlassen muß. Er lautet: „Neueste gute Schnellküche für Gesunde und Kranke. Auf eigenes bewährtes Verfahren gegründete Anleitung, gesunde und schmackhafte Gerichte in kürzester Zeit herzustellen. Von Frau v. Sz.“ (Düsseldorf, Fr. Dietze.)

Vereinfachung und Beschleunigung der Küchengeschäfte! Wenn beides sich einmal allgemein durchgesetzt hätte, würde man erst erkennen, wie überaus nothwendig eine nachdrückliche Anregung zum Erreichen dieses Ziels gewesen ist. Die Zubereitung und Herrichtung unserer Mahle hat zwar im Laufe der Jahrhunderte diese und jene Veränderungen erfahren, im Ganzen und in Betreff der Hauptmanipulationen ist jedoch immer derselbe schablonenmäßig von Geschlecht zu Geschlecht überlieferte Schlendrian geblieben. Zu allen Zeiten verstand es sich im Bereiche der Cultur von selbst, daß die Küche den größeren Theil der Familieneinnahmen verschlingt und daß sie von den Frauen, Töchtern und dienenden Personen den erheblichsten Theil ihrer Zeit und Kraft fordert. Im Ganzen hat man ja bisher nicht schlecht gegessen, sofern die Mittel da sind, den von der Küche gestellten Ansprüchen reichlich und unablässig zu genügen. Wie vielfach ist aber dieser „häusliche Herd“, das Wort im buchstäblichen Sinne genommen, ein Herd der Sorge und Qual, der Störungen und des Aergernisses, des Unfriedens und Unbehagens für alle Hausgenossen! Wie oft z. B. sieht man gewissenhafte Hausfrauen mit erregten Mienen und hochgeröthetem Antlitze am Familientische erscheinen, die stundenlang durch massenhaftes Feuerungsmaterial unterhaltenen Gluthen des Kochofens, Stunden hindurch ertragene, oft durch Angst oder Verdruß gesteigerte Anstrengungen haben sie ermüdet und in eine nervöse, unsympathische Stimmung versetzt. Gewiß, es giebt nur wenige, hoch über der bürgerlichen Linie schwebende Familien, in welchen dieses und anderes aus derselben Quelle fließendes Ungemach nicht erfahren und empfunden wird. Man nimmt es aber hin, als ob es so bleiben müßte, als eine der unerquicklichsten Kehrseiten des häuslichen Daseins, an denen nun einmal nichts zu ändern ist.

Nichts zu ändern? O, sehr wohl kann dem Uebel abgeholfen, oder es kann doch bedeutend gemindert und gemildert werden. So behauptet nun plötzlich Frau von Sz. Und sie behauptet das nicht blos, sondern beweist es und giebt zum Beweise auch eine ausführliche Anleitung, wie der Zweck bei einigem guten Willen in Bezug auf eine große Menge stattlich arrangirter Mahlzeiten und Hunderte der beliebtesten und schmackhaftesten Speisen und Getränke zu erreichen ist.

Für das System der Verfasserin spricht zunächst, daß sie es nicht mühsam erklügelt hat, um durchaus eine neue Erfindung auf den Markt zu bringen. Unversehens, unter der Hand, im Drange mancher gebietenden Umstände hat sie als Führerin eines belebten und gastfreien Hauses allmählich ihre Erfahrungen gesammelt und die Resultate ihres Nachdenkens und Erprobens nur für den eigenen Gebrauch verwerthet, sicher auch von dem Antriebe bestimmt, der Küchenthätigkeit und Küchenbeaufsichtigung eine mehr als flüchtige Muße abzugewinnen für die höheren Aufgaben und Genüsse des Lebens.

Zeiten hindurch lebte sie mit ihren Angehörigen auch auf dem Lande, wo die Herstellung eines guten Tisches mehr oder weniger mit Schwierigkeiten verbunden ist und eine doppelt gewandte und vorsorgende Führung auch in dem Falle erfordert, daß die Familie ohne Besuch ist. Nicht selten stellen sich aber auf den Landsitzen unerwartet Gäste ein, deren Unterhaltung alle Familienglieder gern ungestört genießen möchten und die man freundlich aufnehmen und bewirthen will. Wer das einmal auf der einen oder der anderen Seite mitgemacht hat, wird die peinlichen Verlegenheiten kennen, welche aus solchen Ueberraschungen für beide Theile zu entstehen pflegen. Stets waren die Gäste der Frau von Sz. daher erstaunt, wie schnell bei ihr ohne jede merkbare Unruhe ein reiches und vortreffliches Mahl für eine nicht geringe Zahl von Personen hergezaubert war. Bereitwillig ertheilte sie dann auch den Fragenden Auskunft über das Geheimniß ihrer Kunst, die auf diese Weise schon seit lange in vielen Häusern des Rheinlandes zu fühlbarem Vortheil derselben sich eingebürgert hat, ehe die Erfinderin den mannigfachen Bestürmungen nachgab, il Verfahren nicht mehr den Zufälligkeiten einer nur mündlichen For pflanzung zu überlassen.

So erzählt sie uns selber die Entstehung ihres rein aus bewährte Praxis hervorgewachsenen Buchs, dem man es ansieht, daß die Arbe mit Liebe und ernstem Fleiß durchgeführt und die Verfasserin dabei vo der sicheren Ueberzeugung erwärmt wurde, ihren Mitmenschen etwas Hei sames zu bieten. Eine gut, klar und gemeinverständlich abgefaßte Ei leitung legt die theoretischen Seiten der neuen Methode dar. Dann fol das eigentliche Kochbuch mit der erwähnten Musterkarte von Recepte aller Art und ebenso kurzer als genauer Anweisung für das Bereitungs verfahren, wobei zeitraubende Ueberflüssigkeiten, wie z. B. das ohnedie niemals correcte Abwägen und Messen der Ingredienzien fortan gänzli wegfallen sollen. Beschränkungen oder Qualitätsverringerungen der g wohnten und beliebten Ernährungsweise werden durch die Schnellküc nicht herbeigeführt.

Eine besonders wichtige Zugabe ist der von ärztlichen Autoritäte geprüfte und probat befundene Abschnitt über die „Krankenkost“, fü welche es bisher so genau specialisirte Vorschriften nicht gegeben hat.

Den bisherigen Kochbüchern soll hiermit ihr Verdienst keineswe abgesprochen werden, es sind vortreffliche darunter, denen man Gutes z danken hat. Allesammt aber setzen sie den bisherigen Zustand der Ei richtungen, Apparate und Bereitungsarten voraus, während das ne Werk gerade in dieser Hinsicht aufräumen und nützlichen Wandel schaffe will. Die angeregte Reform ist zu einfach und einleuchtend, als daß s nicht sich Bahn brechen sollte. Möge im Interesse des Familienleben eine Berücksichtigung der Angelegenheit nicht zu lange auf sich warte lassen.

Gesundheitslampe.

Die Tage werden jetzt kürzer, und der Augenblick rückt heran, d wir aus einer versteckten Ecke eine alte liebe Bekannte hervorholen, i deren treuer Gesellschaft wir die langen Winterabende zubringen, d Lampe, die uns leuchten soll zu ernster Arbeit und fröhlicher Unte haltung. Sie war verachtet lange Zeit, jetzt sehen wir sie mit andere Augen an, jetzt werden uns ihre Vorzüge und Fehler vom verflossene Winter her wieder in Erinnerung gerufen. Da ertönt auch an viele Orten der nothgedrungene Ruf: Wir müssen uns eine neue Lampe a schaffen! Und damit steht die Hausfrau wieder einmal vor der Qual d Wahl.

Die Welt schreitet vorwärts, und vielleicht hat der Fortschritt au irgend eine Verbesserung an unsern Petroleumlampen angebracht? fra sich so manche Kauflustige. Vielleicht sind die Fehler, über die wir un im vorigen Winter beklagten, ein längst überwundener Standpunkt?

Nun, wir sind in der Lage, wenigstens einen Theil dieser al gemeinen Neugierde befriedigen zu können. Wir führen unsere Leser i die bekannte Lampenfabrik von Schuster und Bär in Berlin, dere Reform-Kosmos-Rundbrenner wir im vorigen Jahre in denselben Blätter empfohlen haben. Dort finden wir in der That eine Novität für d kommende Saison, die wohl von Vielen mit besonderer Freude begrü werden wird.

Bei dem genannten Brenner handelte es sich um die Erzielung eine möglichst hellen Lichtes bei möglichst geringem Verbrauch von Petroleu die heurige Novität bezweckt dagegen die Verminderung einer andere Eigenschaft unserer Lampen, die in diesem Falle als unwillkomme Begleiterin der Lichtentwickelung aufzutreten pflegt.

Die genannte Firma schreibt uns darüber Folgendes:

„Um das zum Lesen und Arbeiten erforderliche helle Licht zu e zielen, werden die Tisch- oder Hänge- oder Wandlampen allgemein m einem Schirm versehen, welcher das Licht nach unten auf einen kleine Raum concentrirt. Bei feineren Arbeiten oder bei geschwächter Sehkra reicht dieses Hülfsmittel indeß noch nicht aus, und sieht man sich g nöthigt, die Lichtquelle dem Auge so nahe wie möglich zu bringen.

Sehr belästigend und sowohl die Kopfnerven, wie auch die Gesichts nerven in hohem Maße anstrengend, empfindet man dann die große Hitz welche hellleuchtende Petroleum- oder Gaslampen durch Cylinder un Schirm ausstrahlen, und ist man in Folge dessen, Zwecks der Erholun häufig gezwungen, die Arbeiten zu unterbrechen.“

Diese Mittheilung ist einfach, aber unanfechtbar wahr, und wer m uns das Schicksal theilt, zu der Classe der Menschen zu zählen, vo denen die Welt ein nachhaltendes nächtliches Arbeiten verlangt, d wird wohl wissen, was ein derartiges Lampenglühen in der lange kalten Winternacht bedeutet. Diese Wärme ist nichts weniger als e wünscht und zuträglich.

Von ihr wollen uns nun die Herren Schuster und Bär ein- fü allemal befreien. Sie bringen jetzt Lampen auf den Markt, die nic einen, sondern zwei Cylinder haben. Der innere Cylinder ist der al

bekannte, wie ihn jede Lampe besitzt, und um ihn wird ein weiterer, der patentirte Glas-Ueber-Cylinder gesetzt, an den sich der gewöhnliche Lampenschirm anschließt.

Die von der Flamme erwärmte Luft sammelt sich zunächst in dem Raum zwischen den beiden Cylindern, bleibt aber hier nicht lange, sondern wird durch den von unten nach oben gehenden Luftzug gegen die Zimmerdecke geführt und durch frische kalte Luft ersetzt, sodaß der Lampenschirm und die die Lampe umgebende Luft verhältnißmäßig kühl bleiben.

Diese Lampen, bei denen man stundenlang arbeiten kann, ohne von der Hitze belästigt zu werden, sind von den Herren Schuster und Bär, Berlin S., Prinzessinnenstraße 18, für den Preis von 9,20 bis 12,75 Mark, je nach der Eleganz der Ausstattung, zu beziehen.

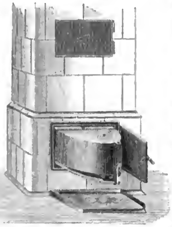
Ihr officieller Name lautet „Hygienische Normal-Patent-Lampe“ und jede von ihnen ist mit dem aus der Fabrik stammenden „Patent-Reform-Kosmos-Rundbrenner“ versehen. Diese sehr genauen Namen sind in der That das Einzige, was wir an den vortrefflichen Fabrikaten der genannten Herren auszusetzen hätten.

Ludwig's patentirter Heizapparat für Kachelöfen.

Was eine tüchtige Hausfrau von einem Ofen verlangt, das ist in der That nicht wenig, und das verursacht den Ofenkünstlern oft arges Kopfzerbrechen. Der Ofen muß zunächst möglichst bald das Zimmer erwärmen, er muß dann lange Zeit hindurch Wärme ausstrahlen, und endlich muß auch der Zimmerofen so eingerichtet sein, daß man auf ihm wenigstens Kaffee kochen kann.

Man muß diese drei Wünsche als durchaus berechtigt anerkennen, wiewohl es bis jetzt nicht gelungen ist, einen Ofen herzustellen, der das Ideal unserer Hausfrauen durchaus zur Wirklichkeit machte. Namentlich ist es von jeher bei den Kachelöfen als ein großer Uebelstand empfunden worden, daß bei ihrer herkömmlichen Einrichtung der zu heizende Raum erst nach Verlauf einer längeren Zeit eine einigermaßen angenehme Temperatur annimmt.

Verschiedene Versuche, diesem Uebelstande abzuhelfen, blieben bisher ohne den gehofften Erfolg, bis es dem Mechaniker Ludwig in neuerer Zeit gelungen ist, durch Anbringung eines besonderen Apparates jeden Kachelofen sozusagen in einen Schnellwärmer und eine kleine Kochmaschine zu verwandeln.



Dieser Heizapparat besteht aus einem genau wie eine Heizthür an senkrechtem Zapfen drehbaren Cylinder, dessen Umfang bei jeder Stellung den Raum der Heizöffnung eines gewöhnlichen Ofens gerade ausfüllt und nur so viel Spielraum offen läßt, daß der Cylinder auch im glühenden Zustande sich um eine senkrechte Achse drehen kann.

Der Deckel des Cylinders kann vorn aufgehoben werden und wird von hier aus das Brennmaterial, welches den Cylinder füllt, angezündet. Sein Boden wird durch einen beweglichen horizontalen Rost gebildet, welcher mittelst eines Hakens und einer beweglichen Oese festgehalten wird und nach dem Ausbrennen behufs Entleerung des Cylinders nach vorn niedergelassen werden kann. Unter dem Rost hängt ein blecherner Aschkasten, der leicht zu entfernen ist.

Ist das Zimmer genügend erwärmt, so geht durch einen einfachen Handgriff der Apparat in den Ofen hinein und letzterer wird durch die gewöhnliche luftdichte Thür verschlossen. Im Innern des Ofens glüht der Apparat weiter, erwärmt den Ofen und hält durch diesen die Zimmertemperatur in gleichmäßigem Zustande. Im Deckel des Apparates befindet sich ein Einsatz, um darauf schnell Speisen kochen zu können.

Der Apparat wird den Heizthürdimensionen entsprechend in zwei verschiedenen Größen angefertigt, und zwar von rechts oder links aufgehend, und faßt 4 bis 6 Liter Heizmaterial bei einem Gewichte von 15 bis 20 Pfund. Er läßt sich überall ohne weitere Veränderung des Ofens an Stelle der inneren Heizthür anbringen.

In Zeit von einer Viertelstunde glüht der ganze Cylinder und giebt so viel Wärme an das Zimmer ab, daß selbst schwer heizbare Räume in sehr kurzer Zeit sich erheizen lassen.

So sehen wir in diesem Heizapparat wirklich die Vorzüge des eisernen und des Kachelofens vereinigt, und da er nur sehr wenig Brennmaterial verbraucht, namentlich aber die Anwendung billigen und wirksamen Materials, wie Coaks ꝛc., gestattet, den Kachelofen schont, sich bequem anbringen und entfernen läßt und außerdem eine Kochgelegenheit bietet, so dürfte er sich in seiner Eigenschaft als Schnellheizer sehr bald allgemeinen Eingang verschaffen, zumal der Anschaffungspreis ein mäßiger ist.

Der Heizapparat kostet 10 bis 11 Mark pro Stück und ist von der Firma C. F. Wallroth, Berlin, SO., Reichenbergerstraße 4, die auch den alleinigen Engrosverkauf hat, zu beziehen.

Ein empfehlenswerther Petroleumofen.

Ueber Petroleumkocher aller Art ist schon so viel geschrieben worden, daß es in der That gewagt erscheinen möchte, gerade einen Apparat aus der Fülle des bereits Vorhandenen herauszugreifen. Bei uns führte sich der Apparat, den wir dennoch empfehlen möchten, nicht unter besonders günstigen Umständen ein. Als wir den Prospect mit der stolzen Ueberschrift „Der neue amerikanische Petroleumofen ‚Triumph‘“ lasen, dachten wir unwillkürlich an die gewaltige Reclame, welche jenseits des Oceans florirt, und wir hätten vielleicht die ganze Angelegenheit bei Seite gelegt, wenn wir uns nicht die Aufgabe gestellt hätten, über die uns vorgelegten Novitäten unparteiisch zu urtheilen.

Da stellte sich bei näherer Prüfung heraus, daß der betreffende Petroleumkocher sich wirklich durch gewisse Vorzüge in der großen Zahl seiner Geschwister auszeichnet.

Vor allem ist der solide und massive Bau desselben anzuerkennen, und unter den uns bekannten Petroleumkochern ist er der einzige, dessen



Oelbassin ganz aus Gußeisen und nur aus einem Stück, ohne alle Löthарbeit, angefertigt wird. Dabei ist das Innere des Bassins mit einem Ueberzug versehen, welcher das Durchdringen des Petroleums und das Rosten des Eisens verhindert. Der Heizeffect der völlig geruchlos brennenden Flamme ist ein durchaus befriedigender, und in der Construction des Apparates für die Fernhaltung jeder Explosionsgefahr genügende Sorge getragen. Auf den größeren Apparaten können drei Geschirre gleichzeitig kochen. Zu beziehen ist er in verschiedenen Größen mit zwei und drei Flammen für ein oder drei Geschirre durch Herrn Ferd. Hansen in Flensburg und beträgt der Preis desselben zwölf bis zwanzig Mark.

Die Leserinnen der „Gartenlaube“, welche mit der Calamität vieler unpraktischer Petroleumöfen zu kämpfen haben, werden dieses Thema ohne Zweifel interessant finden und für unsern Hinweis uns vielleicht dankbar sein. Gegen die Empfehlungen der „Zwanglosen Blätter“ ist bis jetzt aus dem Publicum keine Beschwerde an uns gelangt, und wir sind überzeugt, daß wir auch in diesem Falle dem wirklichen Bedürfnisse unseres Leserkreises entsprochen haben.

Briefkasten.

Conserve-Salz. (C. G. in N.) Die Anwendung des Conserve-Salzes im bürgerlichen Haushalt ist wohl zu empfehlen, und Sie irren durchaus, wenn Sie meinen, daß dasselbe nur für Schlächter, Landwirthe, für die Verproviantirung von Schiffen ꝛc. von besonderem Nutzen ist. Die Wirkung dieses Salzes wollen wir Ihnen an einigen Beispielen erklären:

In Ihrem Briefe klagen Sie unter Anderem darüber, daß es Ihnen unmöglich ist, die für Ihren Hausbedarf bestimmte Milch längere Zeit aufzubewahren, da sie in Ihrem Keller sofort sauer wird. Sie können diesen Uebelstand dadurch beseitigen, daß Sie auf je ein Liter Milch ein Gramm Conserve-Salz nehmen. Sie wird dadurch etwa sechs Tage vor Säuerung geschützt. Auf dieselbe Weise lassen sich auch übrig gebliebene Speisen, namentlich Bouillon, durch Zusatz von zwei Gramm Conserve-Salz auf ein Liter acht Tage lang vor Verderben bewahren. Ebenso können Sie Eier conserviren, wenn Sie dieselben zweiundzwanzig Stunden lang in einer Lösung von fünfundzwanzig Gramm Salz auf ein Liter Wasser liegen lassen. Sie halten sich dann über Jahr und Tag. Wir könnten die Reihe der Beispiele noch erweitern, doch die oben angeführten dürften genügen.

In neuester Zeit wird von den verschiedensten Fabriken Conserve-Salz angepriesen. Als ein durchaus reelles und wirksames Fabrikat können wir Ihnen auf Grund vielfacher Erfahrung das patentirte Conserve-Salz aus der chemischen Fabrik von Hugo Jannasch sen. in Bernburg empfehlen. Dasselbe hinterläßt bei seiner Anwendung keinen Geruch und stört durch seinen Geschmack auch nicht das feinste Aroma. Außerdem enthält es, was das Wichtigste ist, keine gesundheitsschädliche Stoffe. Der Preis ist verhältnißmäßig billig.

Milchsiebe. (B. F. in Z.) Haare und sonstige in der Milch vorhandene Unreinigkeiten werden am besten durch die von J. S. Theemann in Norden fabricirten Siebe zurückgehalten. Die Löcher derselben sind nicht rund, sondern haben eine eigenthümliche geschlängelte Form. Die Spitzen der Löcher übergreifen sich gegenseitig, und versperren dadurch dem Haar immer den Weg, auch ist dabei die Bildung eines Strudels, welcher längliche in der Milch befindliche Gegenstände in die Löcher der gewöhnlichen Siebe einführt, unmöglich. Die Theemann'schen Siebe sind sehr solid gearbeitet und mit Messing- oder Weißblechboden versehen. Der Preis derselben beträgt je nach der Größe und der Beschaffenheit des Materials 0,80 bis 6,50 Mark.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº 36. Die Gartenlaube. 1883.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ueber Klippen.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

Langsam stiegen die drei Männer den Berg hinab. Der Gensd'arm hielt das Gewehr in der Hand und schritt dicht hinter dem Verhafteten her, um jeden Fluchtversuch desselben zu verhindern.

Er hätte es nicht nöthig gehabt, denn Hansel dachte nicht an Flucht. Das Gefühl seiner Unschuld erfüllte ihn mit trotzigem Muthe, aber dieser Muth schwand bald, als er den Blick auf den Oberburgstein richtete und an die Geliebte dachte. Wie mußte sie erschrecken, wenn sie seine Verhaftung erfuhr! Und wenn nun seine Unschuld nicht so schnell erwiesen wurde, als er hoffte, wenn er wochenlang im Gefängnisse sitzen mußte und die Geliebte nicht sehen konnte!

Dies hatte er nicht bedacht, als er versprach, willig zu folgen — dies nicht. Die Angst schnürte ihm die Brust zusammen, er rang nach Athem, es war, als ob es vor seinen Augen dunkelte, und er stand still, um sich an einem Felsblock zu halten.

„Hansel, Dein Gewissen regt sich," sprach der Richter, der ihm von Jugend auf wohlgewollt hatte. „Es wird Dir leichter um's Herz werden, wenn Du Alles offen gestehst."

„Ich hab' nichts zu gestehen, Herr Bezirksrichter, mein Gewissen ist frei!" rief Hansel und raffte sich zusammen.

Rasch stieg er den Berg hinab.

Als sie das Dorf erreicht hatten, als er sah, wie die Leute, die er alle kannte, neugierig auf der Straße standen, als er hörte, wie die Kinder einander zuriefen: „Er kommt!" „Sie bringen ihn!" als wäre es ein lustiges Schauspiel, dem sie entgegensähen, da fiel ihm doch das Herz vor die Füße. Glaubten denn auch sie an seine Schuld? Hielten auch sie ihn für einen Mörder? War keiner unter ihnen, der offen auftrat und rief, daß er einer solchen That nicht fähig sei?

Es schwiegen Alle. Er vernahm nur ein Flüstern und Gemurmel, als er durch die Reihen der Neugierigen mit gesenktem Blicke hinschritt. Nur einmal blieb er trotzig stehen und blickte herausfordernd um sich, als er hörte, wie eine Frauenstimme ihm eine laute Verwünschung nachrief, weil er den Unterburgsteiner erschlagen habe.

Der Gensd'arm drängte ihn vorwärts. Sie gelangten in dem Gerichtsgebäude an, wie ein Willenloser stieg er eine Treppe empor, eine schwere, mit Eisen beschlagene Thür wurde vor ihm geöffnet, er wurde hineingedrängt in einen halb dunklen Raum, die Thür wurde hinter ihm geschlossen, ein schwerer Riegel vorgeschoben.

Wie ein Träumender blieb er einen Augenblick stehen. Dann preßte er beide Hände auf die Stirn, als ob er sich besinnen müsse, was mit ihm geschehen sei. Sein Auge durchmaß den engen, düsteren Raum, der nur durch ein kleines Fenster schwach erhellt wurde.

Er war ein Gefangener. Wild bäumte es sich in ihm auf. Die Luft des engen Raumes schien ihn ersticken zu wollen. Mit der Kraft der Verzweiflung stemmte er sich gegen die Thür, um sie zu sprengen. Er wollte, er mußte frei sein, weil er unschuldig war!

Aber die Thür widerstand seiner Kraft. An ihr hatte vielleicht schon Mancher verzweiflungsvoll gerüttelt. Erschöpft sank er auf einen Schemel und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Als Moidl am Sonntag Morgen erwachte, wußte sie nicht, wie sie in das Bett gelangt war und wie lange sie bewußtlos auf der Erde gelegen hatte. Eine unsagbare Angst lag jetzt noch auf ihr. Sie fieberte. Sie wollte aufspringen, aber sie vermochte sich kaum zu rühren — die Glieder waren ihr wie gelähmt.

Starr, regungslos war ihr Auge auf die graue Wand des Gemaches gerichtet; grau, unfreundlich blickte auch der Morgen durch das Fenster.

„Er ist todt — die Lawine hat ihn erfaßt, denn er konnte das Thal noch nicht erreicht haben!" rief es in ihr, und vergebens suchte die Hoffnung gegen diesen Ruf anzukämpfen.

Sie hatte die Hände über der Brust gefaltet, aber sie konnte nicht weinen.

So fand sie ihr Vater, als er in ihre Kammer trat, um nachzuschauen, weshalb sie nicht aufgestanden war.

Starr, fragend blickte sie ihn an.

Brachte er ihr bereits die Kunde von dem Tode des Geliebten?

„Was fehlt Dir, Moidl?" fragte der Oberburgsteiner.

„Nichts — nichts!" entgegnete die Kranke mit der Hast des Fiebers.

„Dein Gesicht glüht — Deine Stirn ist heiß!" fuhr ihr Vater fort.

Moidl antwortete nicht; sie schloß die Augen.

„Ich werde die Magd zu Dir schicken, die mag Dir einen

Thee kochen," sprach der Oberburgsteiner und verließ dann die Kammer.

Es lag nicht in seiner Natur, in Krankheitsfällen sehr ängstlich zu sein, aber der Zustand seiner Tochter gefiel ihm doch nicht. Er hatte sich bereits gerüstet, zur Messe zu gehen, er zog die Joppe wieder aus und blieb oben. Auch die Magd konnte nicht zur Messe gehen.

Von dem, was das ganze Dorf an diesem Tage beschäftigte, erhielt er erst am Nachmittage Kunde, als der Knecht des Unterburgsteiners kam, um seinen Herrn zu suchen. Er fuhr erschreckt zurück. Und als ihm der Knecht mittheilte, welcher Verdacht sich gegen Hansel richtete, da zweifelte er nicht mehr, daß der Welsche den erschlagen habe, den er zu seinem Schwiegersohne ausersehen hatte. Es traf ihn hart.

Seine große Gestalt schien mit einem Male gebrochen zu sein. Er wollte sich aufraffen und den David suchen helfen — was konnte er ausrichten, da dessen Knechte und mehrere Bauern schon vergebens nach ihm geforscht hatten! In dumpfem Brüten blieb er in der Stube sitzen.

Er dachte nicht an seine kranke Tochter, sie durfte das Geschehene ohnehin noch nicht erfahren.

Erst am folgenden Morgen sah er wieder nach Moidl. Sie lag noch immer im Fieber, er fand sie schlechter, als am Tage zu .

Nun sandte er doch einen Knecht in's Dorf hinab, um den Arz zu holen. Der Knecht brachte keine neue Nachricht aus dem Tho e mit. Von dem Unterburgsteiner war noch immer keine Spu. entdeckt.

Der Arzt kam, und der Oberburgsteiner führte ihn zu seiner Tochter.

„Sie fiebert," sprach der Arzt, indem er den Puls der Kra. n fühlte. „Ich werde ihr etwas Beruhigendes verschreiben. Sie at sich stark erkältet; wenn sie einige Tage im Bett bleibt, wird es besser werden."

Moidl sprach kein Wort. Ihre großen Augen waren auf das Gesicht des Arztes gerichtet, als ob sie aus ihm etwas über das Geschick des Geliebten lesen könne.

Der Arzt trat zu dem Oberburgsteiner.

„Als ich hierher kam, brachten sie gerade den Hansel Haibacher als Gefangenen in's Dorf," sprach er mit leiser Stimme. „Der Bezirksrichter und ein Gensd'arm hatten ihn von dem Gehöft seines Vaters geholt. Es soll erwiesen sein, daß er den Unterburgsteiner erschlagen hat."

Moidl's scharfes Ohr hatte die Worte gehört, sie richtete sich im Bette empor, dann sank sie mit lautem Aufschrei zurück.

Bestürzt eilte der Arzt zu ihr.

„Moidl, was ist Dir?" fragte er.

„Sie wußte noch nicht, daß ihr Verlobter vermißt wurde," sprach der Oberburgsteiner.

Der Arzt schlug sich, unwillig über seine Unvorsichtigkeit, mit der Hand vor die Stirn. Er hatte nicht vermuthet, daß die Kranke seine Worte hören werde.

„Das hättet Ihr mir sagen sollen!" rief er, während er sich über die wie bewußtlos Daliegende beugte.

Das unglückliche Mädchen hatte die Augen geschlossen, und ihre Brust rang nach Athem. Sie hatte die Nachricht empfangen, daß ihr Geliebter lebte, aber zugleich, daß er ein Mörder sei!

Der Arzt wusch ihr Stirn und Schläfen mit kaltem Wasser, ihr Puls ging plötzlich beängstigend langsam und schwach, es war, als ob die Lebenskraft aus ihr entschwunden sei.

„Moidl, ich wollte Dich nicht erschrecken," sprach er besorgt. „Faß' Dich, es kann noch Alles anders kommen."

Langsam, ohne die Augen aufzuschlagen, schüttelte die Kranke zweifelnd mit dem Kopfe.

„Ruhe!" preßte sie mit schwacher Stimme hervor.

„Ja, Ruhe wird ihr am besten thun," sprach der Arzt, indem er den Oberburgsteiner aus dem Zimmer zog. „Ich verschreibe ihr Beruhigendes und Stärkendes — den Schreck wird sie leicht überwinden. Erfahren hätt' sie es doch. Sucht ihr nur Hoffnung einzureden."

„Hat der Bube seine That gestanden?" fragte der Oberburgsteiner.

„Ich weiß es nicht. Aber die Schuld war auf seinem Gesichte zu lesen, denn er wagte nicht aufzublicken."

„Und von David ist noch keine Spur aufgefunden?"

„Nein."

„Dann hat er ihn erschlagen und im Schnee verscharrt!" rief der Bauer und warf sich auf einen Schemel.

Der Arzt versprach, am folgenden Tage wieder zu kommen, und ging fort.

Moidl war allein. Ihre großen Augen blickten starr in die Luft. Die heilige Jungfrau, zu der sie gebetet, hatte ihre Bitte gewährt — Hansel war gerettet, aber für sie zugleich für immer verloren! Er ein Todtschläger! Sie konnte es nicht fassen. War er deshalb der Gefahr entgangen? Besser noch für ihn, wenn er von der Lawine erfaßt wäre! Sie zuckte erschreckt über diesen Gedanken zusammen. Durfte denn auch sie an ihm zweifeln? War seine Schuld schon erwiesen? Der Unterburgsteiner hatte ihm schon einmal nach dem Leben getrachtet, vielleicht hatte er ihn auf's Neue überfallen, und Hansel's That war nur eine That der Nothwehr gewesen.

Jetzt saß er im Gefängnisse. Und wenn er ein Mörder war, sie mußte an ihn denken, dachte er doch sicherlich auch an sie.

Der Arzt kam am folgenden Tage wieder und empfahl ihr die größte Ruhe. Wo sollte sie dieselbe finden, da sie Tag und Nacht an den Unglücklichen dachte? Und was die Magd ihr erzählte, trug nur dazu bei, sie noch mehr zu erregen.

„Er gesteht nichts," sprach die Magd. „Er leugnet hartnäckig, aber die Köchin des Bezirksrichters, die ich am Sonntag zufällig sprach, hat mir gesagt, das rette ihn nicht, denn er sei schuldig. Wenn es ihm vielleicht auch nicht an das Leben gehe, so werde er doch so viel Jahre schweres Gefängniß bekommen, daß seine Haare vielleicht ergraut seien, wenn er dasselbe wieder verlasse."

Sie ahnte nicht, wie sehr sie die Kranke, die kein Wort erwiderte, dadurch peinigte.

Mit Hansel war in dem Gefängnisse eine eigenthümliche Wandlung vorgegangen. Auf seine anfängliche leidenschaftliche Erregung war Abspannung und Muthlosigkeit gefolgt, aber auch diese hatte er bald überwunden, und nun erschien er ganz ruhig.

Fest blieb er dabei, daß er den Unterburgsteiner in der Nacht nicht gesehen habe, und ebenso fest verweigerte er jede Auskunft, welche Veranlassung ihn in jener Nacht den Weg zum Unterburgstein hinaufgeführt habe, wo der Gaisbube ihn gesehen hatte. Diese Weigerung bestärkte nur den Verdacht seiner Schuld.

Vergebens bemühte sich der Richter, ihn zum Geständnisse zu bewegen, er wandte Güte und Strenge an, Alles blieb erfolglos.

„Ich hab' nichts zu gestehen," entgegnete Hansel stets. „Sie glauben mir nicht, ich muß dies ertragen; den Muth verlier' ich nicht, denn Eins weiß ich bestimmt, meine Unschuld muß doch an den Tag kommen!"

Schlauer noch als der Richter glaubte der Gerichtsdiener es zu beginnen. Er hatte dem Verhafteten täglich das Essen und Wasser zu bringen und blieb öfter in der Gefängnißzelle, um mit Hansel zu plaudern. Er bot Alles auf, das Vertrauen desselben zu gewinnen.

„Mir kannst Du dreist Alles sagen," sprach er. „Ich bin Soldat gewesen wie Du und einen Camerad würd' ich nimmer verrathen."

„Es ist nur schad', daß ich Dir nicht ein Wort mehr zu sagen weiß, als dem Richter," entgegnete Hansel heiter. „Ich müßt' sonst eine Geschichte erfinnen, aber mir fällt nichts bei."

„Du handelst gegen Dein eigen Interesse," fuhr der Gerichtsdiener fort. „Wenn Du Alles leugnest, nun da kannst Du lange, lange in Untersuchungshaft sitzen."

„Ich hab' ja Zeit. Jetzt könnt' ich doch auf dem Gehöft meines Vaters wenig schaffen. Ich leg' mir hier Alles im Kopfe zurecht, was ich thun werde, wenn ich wieder frei bin."

„Du kommst nicht frei, wenn Du nicht gestehst! Räumst Du Deine Schuld ein — freigesprochen kannst Du dann freilich nicht werden, aber des Kaisers Gnade kann Dich freigeben, und das wird geschehen, weil Deine Eltern Dich nöthig haben. Der Richter selbst will sich für Dich verwenden."

„Hat er Dir dies gesagt?"

„Ja," gab der Diener dreist zur Antwort.

„Nun, dann sag' ihm, ich brauch' seine Verwendung und auch des Kaisers Gnade nicht, denn mich trifft keine Schuld!" rief Hansel.

„Du willst nicht auf mich hören?"

„Nein. Ich folg' meinem Gewissen und meinem eigenen Kopfe, die zeigen mir schon den rechten Weg. Aber Eins will ich Dir gestehen. Wenn ich mich schuldig fühlt', so würde ich doch nicht ein solcher Thor sein und Dir Alles erzählen, damit Du es dem Richter warm hinterbrächtest und Dich noch obenein rühmen könnest, Du habest mich überführt!"

Aergerlich verließ der Diener den Raum, und Hansel erhielt am folgenden Tage eine geringere Portion Essen.

Er lachte darüber, denn er war nicht verwöhnt und konnte sich mit wenig begnügen, da er seine Kräfte nicht anzustrengen brauchte.

Die Nachforschungen nach dem Unterburgsteiner waren fast unablässig fortgesetzt, die Gensd'armen hatten den ganzen Berg und Wald durchsucht, ohne eine Spur gefunden zu haben. Es blieb nur eine Annahme, daß Hansel den Leichnam des Erschlagenen fortgetragen und an einem entfernten Orte verscharrt habe. Er hatte die ganze Nacht über Zeit gehabt, denn wann er heimgekehrt war, wußte Niemand. —

So waren Wochen vergangen.

Moidl war langsam genesen, aber Mancher, der sie früher gesehen, würde sie nicht wieder erkannt haben. Ihre Wangen waren bleich und eingefallen, ihre Augen blickten trübe und ausdruckslos.

„Das Fieber hat sie so arg mitgenommen," sprach der Arzt, aber nicht das Fieber hatte an ihr gezehrt, sondern die Angst um den Geliebten; in ihrem Innern keimte kaum noch eine Hoffnung für ihn und ihr Herz konnte doch nicht von ihm lassen. —

Der Frühling brach außerordentlich früh herein, vielleicht war es nur ein Vorbote desselben. Wohl deckte noch Schnee die Berge, aber die Luft war lau und mild und die Sonne sandte erwärmende Strahlen.

Da verließ die Genesene zum ersten Male das Haus und schritt langsam nach der kleinen Capelle. Hastig schluchzend sank sie auf dem Betschemel nieder und legte mit zitternden Händen ihre braunen Flechten, die sie der Mutter Gottes gelobt, wenn sie den Geliebten errette, auf den kleinen Altar.

„O rette ihn — rette ihn!" flehte sie auf's Neue mit gefalteten Händen, und sie legte die Stirn an die kalte Kante des Altars. „Rette ihn — er kann ja nicht schuldig sein!" wiederholte sie.

Regungslos knieete sie da.

Ihr Vater trat in die Capelle, er sah das braune Haar seiner Tochter auf dem Muttergottesbilde liegen.

„Moidl, was hast Du gethan?" rief er unwillig. „Weshalb hast Du Dein Haar abgeschnitten?"

Die Betende zuckte erschreckt zusammen, flehend erhob sie den Blick zu dem Bilde der heiligen Jungfrau, als ob sie um Vergebung bitte, weil ihre Lippen die Wahrheit nicht sagen konnten.

„Ich hab' es gelobt, als ich mich so elend fühlte," sprach sie.

Der Bauer erwiderte kein Wort. Trotz seines festen, harten Sinnes hatte er doch ein gläubiges Gemüth. Auch er legte die Hände in einander und sprach leise ein Vaterunser.

„Moidl," sprach er dann mit weicherer Stimme. „Wir sind schwer geprüft; wenn Deine Kräfte es aushalten, dann sollst Du am Sonntag zur Messe gehen. Die Magd kann Dich begleiten, wenn der Weg Dir schwer wird."

„Ich werde es thun, Vater," gab das Mädchen ruhig, mit schwacher Stimme zur Antwort und kehrte in das Haus zurück.

Der Sonntag kam. Das Wetter war freundlich und milde. Langsam stieg Moidl in's Thal hinab, die Begleitung der Magd hatte sie abgelehnt. Sie hielt sich für kräftig genug, allein zu gehen, allein mehr denn einmal mußte sie auf einem Steine ausruhen.

Der Morgen war so ruhig und friedlich. Langsam, feierlich klangen die Glockentöne, welche zur Messe riefen, zu ihr empor. An dem ihr gegenüber liegenden Berge stiegen Männer und Frauen nieder. Sie blickte hinüber nach dem Gehöft Haidacher's, düster, wie verlassen lag dasselbe da. Ein lauter, lustiger Juchzer drang ihr in's Ohr, aber er erhöhte nur ihre schmerzliche Stimmung. So hatte auch Hansel oft seine Jugendlust in den Morgen hinausgerufen, und nun saß er immer noch im Gefängnisse. Wer wußte, wie lange noch? Wer wußte, ob ihre Augen ihn je wiedersahen?

Langsam stieg sie abwärts. Als sie das Dorf erreichte, hatte die Messe bereits begonnen, denn die Straße war leer. Es war ihr lieb, daß sie allein gehen konnte. Ihr Herz war so schwer und bange. Sie mußte an dem Gerichtsgebäude vorüber, in welchem Hansel saß, und sie wußte, daß die Gefängnißzelle nach der Straße hinaus lag. So nahe mußte sie an ihm vorüberschreiten, ohne ihn zu sehen.

Sie zitterte leise, als sie sich dem alten Gebäude näherte, die Augen hatte sie auf die Erde geheftet, ihre Hände hielten das Gebetbuch fest umfaßt.

„Moidl, Moidl!" rief plötzlich eine Stimme über ihr.

Sie richtete das Auge empor, an dem kleinen Fenster der Gefängnißzelle, hinter den Eisenstäben entdeckte sie Hansel's bleiches Gesicht.

Ein halb unterdrückter Aufschrei entrang sich ihren Lippen.

„Moidl, laß den Muth nicht sinken," rief Hansel. „Ich bin unschuldig, deshalb müssen sie mich frei geben!"

Noch einmal blickte das Mädchen auf zu dem bleichen Gesichte des Geliebten, dann eilte sie hastig weiter und es war ihr, als ob neue Kraft sie belebe.

„Er ist unschuldig!" rief es freudig in ihr, sie hatte es von seinem eigenen Munde gehört und sie wußte, daß er ihr keine Unwahrheit sagen konnte. Nun fürchtete sie nichts mehr. Der Himmel erschien ihr höher und blauer. Sie langte in der Kirche an.

In ihrem Kirchstuhle sank sie auf die Kniee und betete so inbrünstig, wie sie seit langer Zeit nicht gebetet hatte.

„Er ist unschuldig!" tönte es immer wieder in ihr, nun glaubte sie Alles, was auch kommen mochte, ertragen zu können.

„Geht Dir's wieder besser?" fragte eine Bekannte sie, als die Messe beendet war.

„Ja, es geht mir gut," entgegnete Moidl, und ihre Augen gewannen wieder Glanz. „Das Fieber ist gewichen, der Frühling kommt, nun wird es auch bei uns dort oben wieder freundlicher."

„Du hast Schweres durchlebt," fuhr die Freundin fort.

„Ja, sehr Schweres, aber das ist nun vorüber und ich hab' wieder frischen Muth," gab Moidl zur Antwort.

Selbst der Oberburgsteiner war erstaunt, als er seine Tochter sah. Auf den bleichen Wangen derselben schimmerte schon wieder ein leichtes Roth durch.

Zwei Tage später befand sich das ganze Dorf in größter Aufregung. Einige Knaben hatten in dem Schnee der niedergegangenen Lawine einen menschlichen Körper entdeckt — es war der Leichnam des Unterburgsteiners.

Der Bezirksrichter, der Arzt und zwei Gensd'armen waren zu der Stelle geeilt, damit unter ihrer Aufsicht der Todte aus dem Schnee gegraben werde, und fast das halbe Dorf war ihnen gefolgt. Nun mußte doch endlich Aufklärung über das Verschwinden David's kommen, welches die Gemüther seit so langer Zeit in Aufregung gehalten hatte. Es mußte sich auch zeigen, wie er durch Hansel erschlagen war, denn der Schnee ließ keine Verwesung und Entstellung zu.

Der große Körper des Unterburgsteiners wurde mit größter Vorsicht ausgegraben — dicht neben ihm lag seine Büchse — derselbe war so wohl erhalten, als ob er nur zwei Tage in dem Schnee gelegen habe.

Die Dorfbewohner drängten in ihrer Neugier so ungestüm heran, daß die beiden Gensd'armen Mühe hatten, sie zurückzuhalten; jeder wollte die Verletzung sehen, die ihm durch Hansel's Hand beigebracht war.

Der Bezirksrichter betrachtete den Todten aufmerksam, der Arzt untersuchte ihn, konnte aber nicht die geringste Verletzung an dem Körper entdecken. Der Todte wurde auf einer Bahre nach dem Gerichtsgebäude getragen, um dort noch einmal auf das Sorgfältigste untersucht zu werden.

Hansel wurde zu dem Todten geführt, er blieb vollständig ruhig.

„Wo ist er gefunden?" fragte er.

„Das brauch' ich Dir nicht zu sagen," entgegnete der Richter, der ihn prüfend beobachtete. „Du weißt es sehr genau."

„Ich weiß es nicht," gab Hansel ruhig zur Antwort.

„In dem Schnee der Lawine hat er gelegen; wie ist er dort hingekommen?"

„Ich weiß es nicht," wiederholte Hansel. Eine dunkle Ahnung des Geschehenen stieg in ihm auf, er verbarg sie, denn er konnte sie nicht aussprechen, ohne zugleich zu verrathen, was ihn in jener Nacht in die Schlucht geführt hatte.

Die Untersuchung des Arztes war eine sehr sorgfältige, trotzdem wurde an dem Todten nicht die geringste Verletzung entdeckt. Alle Anzeichen sprachen dafür, daß er nicht in dem Schnee verscharrt, sondern lebend von der Lawine erfaßt und von ihr im Schnee begraben war. Er war in dem Schnee erstickt.

Hansel wurde in seine Zelle zurückgeführt.

Der Leichnam des Unterburgsteiners war nun endlich aufgefunden, aber dies hatte nicht im Geringsten zur Klärung beigetragen, das Räthsel schien sogar noch schwerer lösbar geworden zu sein. Daß der Todte durch Hansel nicht erschlagen war, stand fest. Aber wie war der Unterburgsteiner in jener Nacht in die Schlucht gekommen? Und er mußte dort gewesen sein, sonst hätte er von der Lawine nicht erfaßt werden können. Weshalb verweigerte Hansel hartnäckig jede Auskunft, was ihn in jener Nacht auf den Weg zum Unterburgsteine und dann in den Wald geführt hatte?

Wenn nichts Strafbares damit verbunden war, weshalb schwieg der Verhaftete?

Vergebens sann der Richter nach, und die Ueberzeugung setzte sich in ihm fest, daß Hansel's nächtlicher Gang doch mit dem Tode des Unterburgsteiners in engstem Zusammenhange stehe. Das „Wie" vermochte er sich freilich nicht zu erklären.

Er ließ den Gefangenen noch einmal vorführen.

„Hansel," sprach er. „Der Verdacht, daß Du den Unterburgsteiner erschlagen, hat sich nicht bestätigt, denn an dem Todten ist keine Verletzung gefunden. Nun kannst Du mir offen sagen, was Dich in jener Nacht auf den Weg geführt hat."

„Ich konnt' nicht schlafen und wollt' mir noch Bewegung machen," gab Hansel zur Antwort.

„Schweig' mit Deinen unwahren Ausflüchten, die jedesmal andere sind!" herrschte ihn der Richter an. „Ich denk', an Bewegung hat es Dir bei der Arbeit nicht gefehlt. Und Du weißt auch nicht, was den Unterburgsteiner in jener Nacht in die Schlucht geführt hat?"

„Nein," gab Hansel zur Antwort.

„Ich lass' Dich nicht frei, bis dies Alles aufgeklärt ist; Du kannst die Aufklärung geben, aber Du willst es nicht. Ueberleg' Dir die Sache. Ich wiederhole, daß ich Dich nicht eher freigebe, als bis Du Alles offen gestanden. Bedenk', daß ich es länger aushalte als Du!"

„Ich kann keine Aufklärung geben," entgegnete Hansel. „Ich hab' Ihnen gesagt, daß ich den David nicht erschlagen, Sie haben mir nicht geglaubt. Nun ist es erwiesen, daß ich die Wahrheit gesprochen. Und es wird auch die Zeit kommen, in der erwiesen wird, daß ich nichts Strafbares begangen hab', ich verlass' mich auf mein gutes Recht und mein Gewissen. Mich trifft keine Schuld!"

Der Richter ließ den Verhafteten wieder in die Zelle zurückführen.

Die Kunde, daß der Körper des Unterburgsteiners in dem Schnee der Lawine aufgefunden sei und nicht die geringste Verletzung zeige, war auch zum Oberburgstein hinaufgedrungen.

Moidl jubelte innerlich auf, denn nun war die Unschuld Hansel's erwiesen. Die Kunde, welche ein Holzknecht erzählt hatte, war leider nur kurz und unvollständig, und sie sehnte sich, Näheres zu erfahren.

Am folgenden Tage kam der Gerichtsdiener, um ihrem Vater eine Zustellung in einer Proceßsache zu bringen, und er erzählte, während sie mit einer Näharbeit still am Fenster saß, ihrem Vater ausführlich, wie Alles gewesen war. Er war ja bei der Ausgrabung des Todten und bei der Untersuchung desselben durch den Arzt zugegen gewesen.

„Erschlagen ist er nicht, das steht fest," fügte er hinzu.

Den Oberburgsteiner schien das Gehörte wenig zu befriedigen, langsam schritt er in dem Zimmer auf und ab.

„Wie ist David in die Schlucht gekommen?" fragte er.

„Das weiß noch Niemand. Er ist von der Lawine erfaßt und mit niedergerissen worden, das ist die feste Ueberzeugung des Bezirksrichters und des Arztes, und ich glaube es auch," sprach der Diener.

Der Bauer schüttelte zweifelnd mit dem Kopfe; es paßte ihm dies nicht.

„Nun wird der Bursche wohl aus der Haft entlassen und geht frei aus?" fuhr er fragend fort.

„Noch halten wir ihn fest," gab der Diener zur Antwort. „Eh' er nicht gesteht, wo er in der Nacht gewesen ist und was ihn auf den Weg zum Unterburgstein geführt hat, geben wir ihn nicht frei. Der Richter hat ihn gestern vergebens aufgefordert, nun Alles offen zu gestehen, da erwiesen sei, daß er den David nicht erschlagen. Er sucht nach Ausflüchten und verweigert jede Auskunft. Was dahinter steckt, wissen wir noch nicht, aber wenn es nicht etwas Strafbares wär', dann würd' er die Wahrheit schon sagen."

„Natürlich!" rief der Bauer, der seinen Groll gegen Hansel nicht verbergen konnte. „Daß er nicht ohne Schuld ist, darauf möcht' ich einen Eid leisten."

„Er bleibt in Haft, bis er Alles gestanden, und sollt' noch ein Jahr darüber hingehen," versicherte der Gerichtsdiener.

Moidl verließ die Stube und eilte auf ihre Kammer. Beide Hände preßte sie auf das Herz, denn dasselbe schlug so heftig, als ob es die Brust zersprengen wolle. Ihretwegen saß Hansel noch im Gefängniß, um die Zusammenkünfte mit ihr nicht zu verrathen, entbehrte er die Freiheit!

Sie fiel auf die Kniee und betete, sie dankte der heiligen Jungfrau, weil sie ihre Bitte erhört.

Wie sie in jener entsetzlichen Nacht den Niedersturz der Lawine gehört, da hatte sie in ihrer Verzweiflung mit dem Himmel gehadert, weil er den Schnee niedergehen ließ, ehe der Geliebte in Sicherheit war. Und jetzt wußte sie, daß Hansel dadurch gerettet war, denn es unterlag für sie keinem Zweifel mehr, daß der Unterburgsteiner ihm in der Schlucht aufgelauert hatte und durch die Lawine zu Grunde gerichtet war.

Als sie sich wieder erhob, war sie ruhig und gefaßt. Ein Entschluß war ihr gekommen und ohne Wanken hielt sie ihn fest. Am folgenden Tage war Sonntag, da wollte sie ihn zur Ausführung bringen.

Mit frischem Lebensmuthe griff sie die Arbeit an, und wer ihr fest in die Augen geschaut hätte, dem hätte es nicht entgehen können, daß in ihr ein Gedanke lebte, welcher sie glücklich machte.

(Fortsetzung folgt.)

Fischotterjagden in England.

Die Jagd auf den Fisch- oder Flußotter (Lutra vulgaris) ward bisher in Deutschland — wie auf dem Continente überhaupt — kaum als eigentliches Jagdvergnügen betrieben. Die Mehrzahl der Ottern wird noch jetzt von Jagdhütern oder Fischern zufällig erlegt, wann und wo sich die Gelegenheit dazu bietet, und man ist in der Wahl der Jagenszeit, Waffen, Hunde und Fangapparate um so weniger heikel, als der Balg des Otters ein sehr geschätztes, zu jeder Jahreszeit brauchbares Pelzwerk liefert. — Nebenbei glaubt man außerdem noch den Bestrebungen unserer Fischereivereine durch Tödtung eines solchen „Fischräubers" ganz enorme Dienste zu leisten. In dieser Richtung hat in neuerer Zeit namentlich der bekannte Otterjäger Ewald Schmidt aus Westfalen binnen wenigen Jahren Erstaunliches geleistet, ohne daß deshalb die Ottern wesentlich vermindert oder die Forellen billiger geworden sind.

Mehr vom waidmännischen Standpunkte aus wird die Otterjagd bei uns allerdings seit einigen Jahren von mehreren unserer hervorragendsten Jagdbesitzer betrieben, unter welchen sich wohl mancher befindet, dessen Bemühungen um die Züchtung einer constanten Rasse deutscher Otterhunde wir hier die gebührende Anerkennung zollen möchten. — Alle diese bis jetzt in Deutschland ausgeführten Otterjagden sind reine Stöberjagden, bei denen (wie bei den bekannten Brackenjagden) das von einem



Halt nach der Otterjagd.

Originalzeichnung von L. Beckmann.

oder mehreren Hunden aufgestöberte und laut verfolgte Wild von den angestellten und der Jagd überall folgenden Schützen mit dem Schießgewehr erlegt wird. Im Vergleich zu diesen deutschen Otterjagden hat die Art und Weise, wie der englische Sportsman in neuerer Zeit die Otterjagd betreibt, in der That etwas Imponirendes.

Zur vorläufigen Charakteristik der englischen Otterjagden muß hier zunächst erwähnt werden, daß dieselben (wie die Fuchsjagden) reine Parforcejagden sind und daß somit jede Anwendung irgend einer Waffe, es sei nun Schießgewehr, Spieß oder Wurfharpune, streng verpönt ist. Die Hunde folgen der Witterung oder der Spur des Otters zu Wasser und zu Lande mit lautem Halse so lange, bis derselbe ermüdet von den Hunden überrollt und im Nu getödtet ist. Die Otterhundmeuten werden (wie die der Fuchshunde) entweder von einzelnen wohlhabenden Sportsmen oder von bestimmten Gesellschaften auf gemeinschaftliche Kosten unterhalten. In letzterem Falle sind außer dem Dirigenten des Unternehmens noch die Posten des Schatzmeisters und Secretärs zu erwähnen, welche meist als Ehrenämter von einzelnen Mitgliedern verwaltet werden. — Dem Oberjäger oder Piqueur (englisch „Huntsman", während der Dirigent den Namen: „Master of the Hounds" führt) ist die eigentlich praktische Leitung der Jagden, die Führung der Meute („Pack") und die Oberaufsicht über die Zwinger (Kennel), in welchen die Hunde untergebracht sind und gezüchtet werden — übertragen. Der „Huntsman" wird je nach der Größe des Kennels von ein oder zwei Gehülfsjägern (Whipper, von whip, Peitsche) unterstützt, und von seiner Tüchtigkeit hängt sowohl der Erfolg der einzelnen Jagden wie überhaupt das Gedeihen des Ganzen wesentlich ab. Die Zahl der Hunde beträgt selten über dreißig bis vierzig Köpfe, von denen etwa ein Drittel auf die junge Nachzucht fällt.

Man gewährt dem Otter allerdings in England keine so große Schonung, wie dem Fuchse, welcher dort für das nationale Vergnügen der Fuchsjagden mit rührender Fürsorge gehegt wird — allein man duldet ersteren doch in allen jenen Gewässern, wo eben die localen Verhältnisse einer wesentlichen Vermehrung der Edelfische nicht günstig sind. Erscheinen nur hier oder dort Ottern auf ihren Streifzügen in einem strenger gehegten Fischwasser, so verrathen ihre im nassen Sande oder Schlamme der Ufer hinterlassenen Spuren bald ihre Anwesenheit, und der Fischereiberechtigte beeilt sich, dies dem nächstwohnenden „M. o. O. H.", das ist „Master of Otterhounds", zu melden und um baldige Abhaltung einer Jagd in den betreffenden Revieren zu bitten. Da aber eine solche Jagd oft mehrere Stunden weit dem Wasser entlang geht, so werden zugleich die anstoßenden Grenznachbarn ersucht, die Jagdfolge auf ihrem Terrain zu gestatten — ein Wunsch, der immer mit Vergnügen erfüllt wird, da alle Betheiligten sich der Jagd, wenn auch zum Theil nur als Zuschauer, anzuschließen pflegen.

Am Morgen des verabredeten Jagdtages finden wir denn eine zahlreiche Gesellschaft am Rendez-vous-Platze — meist in der Nähe einer Brücke — versammelt, Fußgänger und Reiter, außerdem zweirädrige Dog-Carts und Victoria-Caleschen, aus deren Fond elegante Damentoiletten hervorleuchten — im Vordergrunde des Bildes eine Anzahl rüstiger Sportsmen zu Fuß, im leichten Jagdcostüm, ohne Gewehr, aber statt dessen mit einem 5 bis 6 Fuß langen, starken Springstock bewaffnet, der beim Durchwaten des Wassers, beim Durchstoßen der Röhren ꝛc. gebraucht wird. Diese Herren, welche den Huntsman in einiger Entfernung überall begleiten, seinen Anordnungen bereitwilligst Folge leisten und sich vielfach nützlich machen, bilden die eigentliche Jagdgesellschaft.

Der Huntsman mit der Meute läßt noch auf sich warten; ein dicker Farmer vom nächsten Gute beruhigt die ungeduldigen jüngeren Herren durch die Versicherung, daß die Otterhunde gestern Abend mit dem letzten Eisenbahnzuge wirklich eingetroffen und im Hôtel zu den King-Arms untergebracht seien. Ein Anderer glaubt soeben ein Hornsignal aus der Ferne vernommen zu haben — und bald darauf taucht richtig drüben aus dem dunklen Weidicht, bestrahlt von der Morgensonne, der zinnoberrothe Rock des Huntsman leuchtend hervor, jetzt schreitet er über die Brücke, gefolgt und umdrängt von dem Gewimmel der ruthenwedelnden, thatendurstigen Otterhunde — ein höchst malerischer Anblick!

Die Otterhunde sind noch vom alten Schlage der „Carlisle-Hounds", kein Tropfen Fuchshundblut fließt in ihren Adern, eine rauhbärtige, zottige, trotzig um sich blickende Gesellschaft — 12½ Koppel (Brace), das ist 25 Köpfe an der Zahl. Sie haben etwa die Größe eines starken deutschen Hühnerhundes, sind jedoch stärker von Knochen; der mächtige Kopf ist mit auffällig langem, tief angesetztem Behang geschmückt. Die Farbe ist meist ein tiefes Eisengrau oder Schwarz, mit gelbbraunen Abzeichen am Kopf und den Läufen, auch wohl grau mit gelb melirt, hell sandgelb und röthlich gelb, dagegen kommt das reine Weiß bei den eigentlichen Otterhunden seltener vor.

Ein kleiner Terrier (Dachshund) begleitet die Meute oder richtiger den Huntsman, denn er ist ängstlich bemüht, in unmittelbarer Nähe seines Herrn zu bleiben; seine jagdliche Aufgabe besteht darin, alle jene engen Röhren und Schlupfwinkel zu durchkriechen, wohin die großen Otterhunde dem Otter nicht folgen können.

Nachdem der Huntsman die nöthigen Entdeckungen in Betreff der vorhandenen Ottern und ihrer muthmaßlichen Aufenthalte eingezogen, werden die Hunde in einiger Entfernung von der Brücke gelöst und zwar an einem sogenannten „Ausstiege" des Otters, das heißt an einer seichten Uferstelle, wo der Otter das Wasser verlassen hat, um den Heimweg zu seinem Versteck auf festem Lande fortzusetzen.

Die Hunde verschwinden einer nach dem andern im hohen grünen Farnkraut, welches die zahllosen grauen, mit bunten Flechten bedeckten Steinblöcke am Ufer überwuchert — nur hier und dort kommt einer wieder auf Augenblicke zum Vorschein — mit der Nase am Boden schnobernd und lebhaft mit der Ruthe wedelnd — dann ist alles still.

Da hört man einen schwachen, halb unterdrückten Seufzer eines einzelnen Hundes, dann plötzlich den vollen tiefen Anschlag eines alten zuverlässigen Cumpans, der im nächsten Augenblick etwa vierzig Schritte weit auf der gefundenen Otterspur gerade aus stürmt, dann setzt er sich plötzlich hinten nieder, hebt den Kopf senkrecht empor und heult in langgedehnten Klagetönen himmelan, als ob ein entsetzliches Unglück bevorstehe. Inzwischen jagen die übrigen Hunde mit lautem Halse an dem klagenden Veteranen vorüber, und dieser hält es nun für's Beste seinen Gesang aufzugeben, um so rasch wie möglich seinen Collegen zu folgen.

Diese sonderbare Eigenschaft des Niedersitzens und Klagens während des Jagens besitzen die meisten langsam jagenden Hunde (Hurleurs oder Heuler), indeß keine Rasse in so ausgeprägtem Grade, wie die eigentlichen Otter- und Bluthunde.

Der bunte Troß der Zuschauer beeilt sich nun die gangbaren Wege und Fahrstraßen einzuhalten, um hier oder dort wieder einen Ueberblick des Ganges der Jagd zu gewinnen und wo möglich beim Tode des Otters gegenwärtig zu sein.

Wir folgen der Jagd, so rasch es eben auf dem bald holprigen, bald morastigen dornbewachsenen Ufer möglich ist, wohl eine englische Meile weit immer stroman, dann sehen wir die Meute plötzlich rechtwinklig vom Ufer abbiegen, einen weiten, unregelmäßigen Kreis in den nahen Wiesen durcheilen, dann wieder zurück an den Bach und ohne Zaudern hinein in's nasse Element, um die Jagd am jenseitigen Ufer fortzusetzen. Hinterdrein stürmt die Jagdgesellschaft, und wir haben nun Gelegenheit, den Nutzen der langen Stöcke als Sondir- und Balancirstangen beim Durchwaten des stellenweise über drei Fuß tiefen reißenden Bergwassers genügend zu würdigen.

Kaum sind wir glücklich hinüber, so gehen die Hunde auch schon etwa hundert Schritt weiter zurück durch den Bach und halten dann plötzlich an einem tiefen, von Dornsträuchen überdeckten Einschnitt des jenseitigen Ufers, woselbst sie unter unstetem Hin- und Herrennen und Scharren auf dem Boden einen wahren Höllenlärm erheben. Dort unter dem undurchdringlichen Wurzelgeflecht des unterwaschenen Ufers liegt der Otter! — Lustig ertönt nunmehr das kurze Hornsignal des Huntsman, und bald ist die zerstreute Jagdgesellschaft zur Stelle, und Jeder wartet in größter Spannung der Dinge, die nunmehr kommen werden.

Der Huntsman ersucht nun zunächst eine Anzahl junger Herren sich weiter unten quer durch den Bach in einer Linie aufzustellen, um nöthigen Falls das Entweichen des Otters in der Richtung nach einem anstoßenden großen Teiche zu verhüten. Andere Herren eilen stromaufwärts, um sich am Ufer an solchen Stellen zu postiren, wo sie den flüchtenden Otter im seichteren Wasser erkennen und seine Flucht melden können.

Wie schon erwähnt, ist die Führung jeder Schuß- oder Wurfwaffe durchaus ausgeschlossen.

Nachdem die noch immer tobenden und scharrenden Otterhunde mit Mühe vom Bau entfernt und einigermaßen beruhigt sind, wird der kleine bissige Terrier in die enge Eingangsröhre gelassen. Nach einigem ungeduldigen Winseln und Knurren hört man ein wüthendes Gebell dumpf heraufschallen — dann erscheint das tapfere Hündchen mit stark schweißender Schnauze wieder an der Oberwelt — der Otter ist fort — wahrscheinlich durch eine unter dem Wasserspiegel mündende Röhre geflüchtet und im tiefen Wasser am Boden gedrückt forteilend, unsern Späherblicken entschwunden.

Unsere Vermuthung wird sofort bestätigt durch den lauten Ruf eines weiter oben postirten Jägers, welcher ihn über die Fuhrt wie einen Schatten unter dem Wasser hinweggleiten sah. Sofort sind die Otterhunde zur Stelle und begleiten den unter dem Wasserspiegel dahin schwimmenden Otter am Ufer unter beständigem Geläute. Der Wind steht gut und das Wasser trägt die starke Witterung des Otters mit jedem Wellenschlage dem Ufer zu, welches jetzt zu beiden Seiten steiler und abschüssiger wird. Die Hunde stürzen sich nun in's Wasser und folgen dem voraufeilenden Otter, schwimmend und fortwährend laut Hals gebend, nach. Ein herrlicher Anblick! Trotz seiner Amphibiennatur muß der Otter über kurz oder lang doch Luft schöpfen — er streckt daher von Zeit zu Zeit, wo dies unbemerkt unter dem Ufer geschehen kann, die Nase hervor, um zu athmen, aber Hunde und Jäger haben seinen Aufenthalt recht bald wieder ermittelt und nöthigen ihn abermals zu tauchen. Dadurch ermüdet er mehr und mehr, taucht selten und auf kürzere Zeit, sucht, wenn es unbemerkt geschehen kann, das Wasser ganz zu verlassen und wird dann entweder schon im Wasser von den Hunden ergriffen oder auf dem Lande von ihnen überrollt und nach kurzer, heftiger Gegenwehr getödtet.

Trotz aller Anstrengungen des „Huntsman“ und seiner tapferen Meute kann es vorkommen, daß eine unter den günstigsten Aussichten begonnene Jagd erfolglos bleibt, indem es dem Otter gelingt einen größeren Fluß zu erreichen oder in Röhren, welche unter den Wasserspiegel münden, unbemerkt zu verschwinden. Bei hohem Wasserstande ereignen sich solche Fehljagden gar nicht selten und im Allgemeinen macht der englische Otterjäger sich wenig daraus, wenn der so eifrig verfolgte Otter schließlich doch seinen Balg rettet, denn der Reiz dieser Jagd liegt vorzugsweise in der Arbeit der Hunde und dem eigenthümlichen, mannigfach wechselnden Verlauf der Wasserjagd. In den meisten Fällen kommt der Otter der Jagdgesellschaft während der ganzen Jagd gar nicht zu Gesicht, bis er endlich vom Huntsman aus dem wirren Knäuel der Hunde todt hervorgezogen wird.

Wenn die Witterung es erlaubt, pflegt nach Beendigung der ersten Jagd wohl ein gemeinschaftliches Frühstück im Freien stattzufinden. Sehr hübsch ist auch der Gebrauch, die Bälge der erlegten Ottern später denjenigen Grundbesitzern oder Fischereiberechtigten zu übersenden, in deren Revier der betreffende Otter gefangen wurde. Zu diesem Zwecke werden die Bälge sorgfältig in naturgetreuer Stellung vom Conservator aufgestellt, häufig wie schlafend zusammengerollt (als Fußkissen), am Halse ein schmales Silberband tragend, auf welchem das Datum der Jagd, Gewicht des Otters und Angabe der Stelle, wo er erlegt wurde, in gravirter Schrift angebracht sind.

Diese und andere gegenseitige Aufmerksamkeiten tragen nicht wenig dazu bei, das gute Einvernehmen zwischen der Jagdgesellschaft, den Fischereiberechtigten und Grundbesitzern zu erhalten und den Reiz des Jagdvergnügens durch gemeinschaftliche Theilnahme zu erhöhen.

Die Vorliebe der Engländer für rasche Hunde und möglichst geringen Zeitverlust bei jeder Jagdart hat in neuerer Zeit dahin geführt, die alte, allerdings etwas langsame Rasse der eigentlichen Otterhunde mit dem Fuchshunde zu kreuzen, auch werden hier und dort bereits reine Fuchshunde, welche die erste Jugendzeit hinter sich haben, für die Otterjagd verwendet. Der Erfolg soll ein günstiger sein, indeß wirkt die Arbeit im Wasser sehr bald nachtheilig auf diese kurzhaarigen Hunde ein, und vor Allem geht durch diese Neuerung jedenfalls ein gut Theil des eigenthümlichen Reizes der Otterjagd verloren.

Die Zahl der namhafteren Otterhundmeuten Englands und Schottlands mag immerhin zwölf bis vierzehn betragen, unter denen die zu Carlisle stationirte Meute wohl die bedeutendste ist. — Unsere Abbildung (siehe Seite 581) zeigt den Typus der Carlisle-Hunde, welche der Verfasser vor einigen Jahren näher kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Der Otter ist bereits erlegt, die Hunde ruhen ermüdet von den Strapazen der Jagd, und der Huntsman erwartet die am andern Ufer zurückgebliebene Jagdgesellschaft.

L. B.

Bilder aus der Hygiene-Ausstellung.

Nr. 3. Ein Tag in der Hygiene-Ausstellung.

(Schlußartikel.)

„Auf Wiedersehen heute Abend in der Hygiene-Ausstellung!“

Mit diesen Worten wollte mein Freund, der mich in Berlin auf dem Bahnhofe begrüßt und bis zum Portal des Hôtels geleitet hatte, mich nunmehr verlassen, um seinen unterbrochenen Tagesgeschäften wieder nachzugehen.

„Abends?“ rief ich unwillkürlich. „Ich denke, um sechs Uhr wird die Ausstellung geschlossen?“

„Ganz recht! Das Hauptgebäude mit seinem vorwiegend für Fachkenner bestimmten Inhalt, der unser Einem oft recht wenig interessant und verständlich ist.“

„Aber das ‚Panorama von Gastein‘?“

„Das ist wahr! Deshalb fahren Sie lieber noch bei Tageslicht hinaus; denn das ist wirklich sehenswerth. Und dann treffen wir uns vor Bauer's Restaurant. Wir werden den schönen Abend ganz unterhaltend verbringen.“

„Adieu also!“

Mein Freund rollte in seiner Droschke „Erster Güte“ schnell und geräuschlos über den Asphalt von dannen, und mich trug der Aufzug des Hôtels in feierlicher Stille hinauf in das mir zugewiesene Stockwerk; weiche Läufer zeigten mir die Bahn bis zu meinem Zimmer, und schon in der nächsten Minute verließ es der freundliche, flinke Knabe, der mich geleitet hatte, sein galonnirtes Mützchen und mein Autogramm in der Hand.

Bald hatte ich meinen äußeren Menschen möglichst der Kaiserstadt würdig ausgestattet und schlenderte durch die belebte Friedrichsstraße dem Stadtbahnhofe zu. Mit dem Billet für zehn Pfennig ausgestattet stieg ich die Steintreppe hinan, und da saust auch schon der Zug herbei, jeder „sieht, wo er bleibt“, öffnet und schließt sich sein Coupé ohne Schaffner und in wenigen Minuten verläßt man es wieder auf dem Lehrter Bahnhof.

„Gehen Sie lieber um die Invalidenstraße herum zum Haupteingang; dann ist der erste Eindruck, den Sie haben, imposanter.“

Gewissenhaft befolgte ich diesen Rath eines Mitfahrenden, dem, als Eingeborenem, offenbar daran lag, daß die „Hijehne“, wie er sie kurz nannte, sich dem „Fremden“, als welcher ich sogleich erkannt war, von der vortheilhaftesten Seite zeigen möchte.

Die lange Planke entlang, über welche Giebel, Dächer, Fahnen, Schornsteine und Wetterfahnen der Pavillonstadt mich schon neugierig begrüßten, vorüber an dem schauerlichen Moabiter Zellengefängniß, dessen Bewohner hier wenigstens eine erfreuliche und sanitäre Aussicht haben, ging es nach dem Haupteingang und, mit Karte, Katalog, Führer rc. ausgerüstet, eine der beiden Freitreppen herab, zwischen denen sich Cascaden von einem Pulsometer getrieben hinab ergießen, um sich unten in einem von Gartenanlagen umsäumten Becken zu sammeln.

Von hier aus präsentirt sich die Fronte des nunmehr aus Stein, Eisen und Glas reconstruirten Ausstellungspalastes mit dem kuppelgewölbten hohen Mittelbau in der That sofort klar, übersichtlich und mit Wirkung. Man sieht, daß das Ganze ein Mittelschiff und je zwei Seitenschiffe enthält und daß jedes dieser Schiffe im Grunde sich wieder aus einer Reihe einzelner, mit niedrigeren Kuppeln versehener Pavillons zusammensetzt.

„Nicht monoton und doch für etwaige spätere Verwendung in Einzeltheilen sehr praktisch,“ kam ein neben mir Stehender meinem prüfenden Blicke zu Hülfe.

Da ich seit lange in jedem derartigen freiwilligen Cicerone einen Bauernfänger wittere, begab ich mich schleunigst zwischen dem Malto-Leguminosen- und dem Chocoladenpavillon hindurch, schon damit in erneute angenehme Stimmung versetzt, nach dem Glaspalaste, zunächst mein Auge an der von Genien umschwebten Kaiserinbüste weidend und die Preller'schen auf Stoff gemalten Bilder, welche für die Betrachtung etwas zu hoch schweben, musternd.

Diese Velarien (ein Weißbiergesicht in meiner Nähe hatte sie, weil es „Volièren" suchte, bis dahin nicht entdecken können) sind in der That würdige landschaftlich-allegorische Compositionen — eine passende Umrahmung für das Standbild der hohen Protectorin.

Das Ziel meiner Wanderung war das am entgegengesetzten Ende des Mittelschiffes gelegene „Panorama von Gastein". Nach Durchwanderung einer düsteren Felsengrotte, an deren Eingang uns ein Standbild der Hygiea begrüßt, während wir im Innern dichtgedrängt und eingekeilt zwischen ehrlichen und verdächtigen Physiognomien, die Hand auf Uhr und Portemonnaie, uns vorarbeiten, stehen wir mit einem Male in einer Alpenhütte und genießen, von drei Altanen derselben nach drei verschiedenen Richtungen hin, entzückende Blicke in die Gasteiner Thäler. Dies Schaustück, ein Meisterwerk Hertel's, künstlerisch und zugleich durch die wirklichen Gegenstände des Vordergrundes ungemein wirksam, zieht mit Recht den Strom der Besucher magnetisch an, während sich dieselben, soweit sie nicht Aerzte, Techniker und Hygieniker von Beruf sind — gegenüber den eigentlichen Ausstellungsgegenständen theils nur neugierig, theils ziemlich gleichgültig verhalten.

„O Göttin der Gesundheit, wie groß ist dein Herz, wie allumfassend sind deine liebenden Arme! Wie hast du gastlich Jeden in deinen Tempel eingelassen, der sich mit seinen Gaben dir nahte! Ja, jetzt erkenne ich erst, daß im Grunde Alles, was da geschaffen wird, dir dienstbar und unterthan ist, denn Alles wirkt, wenn nicht unmittelbar, so doch auf Umwegen, für das Wohlbefinden, für das Behagen, für die Gesundheit des Menschen mit!" Diese erhebende Betrachtung regte sich in meiner Brust, als mein Auge über diese bunte Fülle von Gebilden fleißiger Menschenhand schweifte und mein Fuß mich durch das Gewirr der geschmackvollen Auslagen, Kojen und Pavillons trug, wobei ich nicht verfehlte, den dickleibigen Katalog eifrig zu Rathe zu ziehen. Oefen und Kochmaschinen, Mieder, Brieftaschen aus Schlangenhaut, Wein, Thee, Biscuits und Chocolade, Pläne von Kirchen und Concerthäusern, elektrische Läutwerke und Beleuchtungsobjecte, Federmesser und Korkzieher, Manufacturwaaren und eingesetzte Früchte — eine bunte Gesellschaft, die sich hier zwischen die streng zum Dienste der Gesundheits- und Krankenpflege gehörigen Dinge gemischt hat.

„Wer Vieles bringt, wird Manchem Etwas bringen," sagten sich die leitenden Kräfte mit Recht. „Die Gesundheit fördert es doch, und da es außerdem füllt, so mag es zugelassen werden."

Diese liberale Anschauung hat denn auch wirklich ein selbst für den Laien unterhaltendes Gesammtbild geschaffen, und er nimmt die photographischen Portraits ungarischer Schweine — Vorbilder strotzender Gesundheit — er nimmt die Modelle von Kohlenbergwerken, die Spielzeuge für kleine und große Kinder gern in den Kauf und betrachtet mit heiliger Scheu und respectvollem Interesse das viele Nützliche, welches Staaten und Städte, Gesellschaften, industrielle Etablissements und Private geschaffen haben, um den Einzelnen und die Gesammtheit bei guter Gesundheit zu erhalten oder vor Schaden zu schützen.

In den Seitenhallen war es ziemlich still geworden. Ein Aussteller, dem ich mein Befremden darüber äußerte, meinte, daß nach der Prämiirung ein merklicher Nachlaß der Theilnahme nicht zu verkennen sei. Schon bei den üblichen Ausstellungen ziehen, sobald die Jury ihre Entscheidung gesprochen, die Furien der Zwietracht, des Mißmuths und der Unzufriedenheit in die bis dahin friedlich-festlichen Hallen ein. Jeder glaubt, mit großen Opfern und jahrelanger Mühe das Beste seines Könnens geleistet zu haben, und wie Wenigen ist die Enttäuschung erspart! Ist dies schon eine allgemeine Ausstellungsklage, so hat sie sich Angesichts der geringen Zahl jener vielumworbenen Medaillen, welche die allgemeine deutsche Hygiene-Ausstellung zu vergeben hatte, in diesem Falle sehr gesteigert. Der Umstand, daß zunächst Comité-Mitglieder selbst, daß Vereine zum rothen Kreuze und dergleichen Corporationen, anstatt außer Mitbewerbung zu bleiben oder sich mit Diplomen zu begnügen, ihren Antheil an jenen spärlichen Zeichen der Anerkennung erhielten, ließ für die Menge zum Theil bedeutsamer Aussteller von vornherein nur noch einen schwachen Hoffnungsschimmer übrig. Hierzu kam, daß manchem Glücklichen schon durch seinen Namen, seine Betheiligung, seine persönlichen Beziehungen sichere Anwartschaft auf jenen von Hunderten vergeblich erkämpften Sieg — gewissermaßen ein ihnen schon in die Wiege gelegtes Göttergeschenk — zu Theil geworden sein mag. Es trägt eben nicht jeder reichblühende Baum Früchte; ein Frost, ein Hagelschlag — und die berechtigtsten Hoffnungen sind zerstört. Nicht für Jeden bewährt sich das „Suum cuique".

Genug — zahllose verdiente Mitarbeiter sind bei diesem Sparsystem der Preisvertheilung leer ausgegangen. Gleichgültigkeit und Unmuth sind seitdem — wie ich ohne besonderen Hinweis sofort erkannte — an die Stelle freudigen Wettstreites getreten. Auch mein bescheidener Gewährsmann mochte nach dem, weß sein Herz überging, einer jener Vielen sein, denen die Ausstellung statt Freuden und Ehren nur Leiden und Lasten eingetragen. Mißvergnügt seinen Schrank verhüllend, folgte er mir, als ich, dem Schall der Glocke gehorsam, durch die stiller gewordenen Hallen dem Ausgange zueilte.

Draußen schlug das frische, fröhliche Leben in vollen Pulsen. Die geschickt hervorgezauberten Gartenanlagen und die über das weite Terrain verstreuten Kioske und Pavillons in ihren bunt wechselnden Formen, dazwischen der gewaltige Stadtbahnviaduct mit seinen weit gespannten Bogen und auf allen Wegen und Stegen eine lachende, plaudernde Menschenmenge, die sich unter den Klängen von drei, vier Militärcapellen wie ein Strom dahinwälzt. Ist drin das ernste Heiligthum der Hygiea — hier draußen, unter dem klaren blauen Himmel feiert sie ihre heiteren Feste und ihr Oberpriester ist Bauer, jener kleine, unscheinbare Mann mit seinem gewaltigen Speculationsgeist, der dort, vor seinem Restaurant, behaglich sitzt und mit Freunden ein Glas leert. Ja, Leben, Genuß, Unterhaltung, Zerstreuung — das ist das Zeichen, unter dem sich hier jene Tausende zusammengefunden haben.

Endlich gelingt es mir, mich bis zu einem Tische hindurchzuarbeiten, von dem mir schon der Künstlerhut, der blonde Vollbart und die blauen Augen meines Freundes, der pünktlich, wie immer, zur Stelle ist, entgegenwinken. Eine kurze Rast und ein frischer Trunk — und Arm in Arm mit ihm begebe ich mich, ihm als Kenner mich völlig anvertrauend, mit auf die Wanderung nach den „Sehenswürdigkeiten"!

„Welches Wort, lieber Freund! Ein solch profaner Ausdruck gegenüber einer solchen Fachausstellung!"

„Und doch ist es wahr," sagte er. „Schon die Anzeigen des Comités deuten ja darauf hin, indem sie den Besuchern ‚Concert, Exercitien der Feuerwehr, Kochschule und Volksküche, Taucherproduction' &c. in Stichworten als Hauptanziehungspunkte vorführen. Folgen wir diesem officiellen Wink, und nebenbei kann ich Ihnen auch manches hübsche Hygienische zeigen. Benutzen wir das Dämmerlicht."

Sprach's und weiter geht's an einem Stadtbahnbogen vorüber, wo eine mehr oder weniger echte Italienerin einen „Bittern" schenkt, vorbei an dem Blooker-Pavillon mit der sauberen Holländerin, zum Taucher, der soeben in seiner complicirten Rüstung unter den Wasserspiegel seines Bassins gestiegen ist, um zwar keinen hinabgeworfenen „goldenen Becher" von einem Korallenriff, aber einen blanken Thaler vom Grunde heraufzuholen, den er mit Stolz, als wäre es die „Silberne Medaille", emporhebt, sobald er wieder im rosigen Licht athmet. — Ein anderes Bild! Aus dem Wasser in die Tiefen der Erde! Wir betreten den Stollen eines Kohlenbergwerks, dessen Wände durch Glühlämpchen erleuchtet sind. Lebensgroße, täuschend in Wachs nachgebildete Arbeiter mit ihren gebräunten Gesichtern und schmutzigen Kitteln zur Rechten und zur Linken! Daran erkenne ich die Meister Castan, für die es keine Schwierigkeiten giebt, wenn es gilt, die Natur vorzutäuschen.

„Weiter, lieber Freund! Da wir einmal bei den Elementen sind, einen Blick in den ‚Meteorologischen Pavillon'! Wie sinnreich die complicirten Apparate, mit denen der Mensch das Reich der Luft zu belauschen und zu beherrschen gelernt hat!"

„Jetzt fehlte nur das Feuer!" äußerte ich, schon völlig eingeschüchtert von den elementaren Gewalten, und noch war meinen Lippen das Wort kaum entflohen, so standen wir schon vor der Schaubühne der Judlin'schen Imprägnirungsanstalt, um dort die Schleppe einer im Salon ohnmächtig hingesunkenen Dame noch

ebenso lustig brennen zu sehen, wie dies schon seit Monaten der Fall ist.

Noch ganz erfüllt von dem Bilde der unzerstörbaren Jungfrau, durchwanderten wir einige Sanitätszüge, deren Comfort und praktische Einrichtung bewundernd, und standen bald vor dem Siemens'schen Leichenverbrennungsgebäude.

„Endlich werde ich einmal eine Leichenverbrennung sehen!“

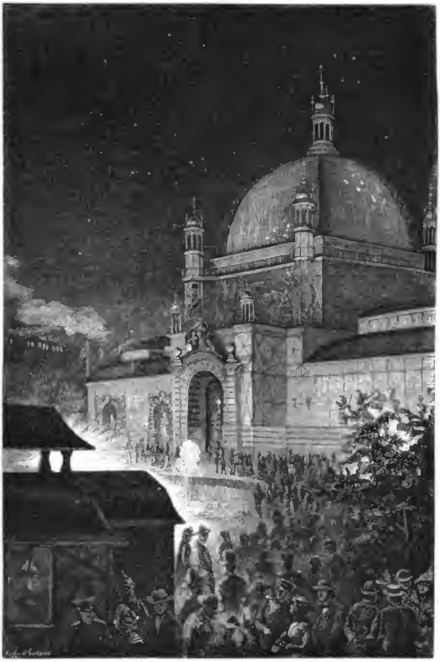
„Sie irren, mein Guter! Weder Menschenleiber noch Thierkörper sind bis jetzt darin zu Asche umgewandelt worden.“

„Warum?“

„O frage nicht!“

„Nun denn, kehren wir von diesem düsteren Tempel, dem Stationsgebäude für die Fahrt in's Jenseits, wieder zu unserem Dasein zurück, wo Leib und Seele noch zusammengehalten werden. Bekanntlich hat gutes Essen und Trinken diese schöne Aufgabe, deshalb ist jetzt ein Besuch bei der Volksernährerin und Mutter aller Schwachen und Hülflosen, bei Lina Morgenstern, am Platze. Wie praktisch und segensreich diese Volksküche, wie sauber und belehrend diese Kochschule! Hut ab vor der resoluten, thätigen Frau.“

Cigarrenladen, fahrbare Milchwirthschaft, Cap-Wein-Tempel, Harzer Sauerbrunnen, das Normal-Wohnhaus, wie es in der Regel nicht sein soll — genug, genug der Genüsse. Die Abendsonne ist gesunken; einzelne Sterne wagen sich an dem dunkleren Himmel hervor, und um die Fontaine und den glitzernden Teich flammen die Regenerativ-Gasbrenner, und mit ihrem gelblichen Licht kämpft jenseits der Stadtbahn der magische, bläuliche Glanz der zahlreichen elektrischen Flammen. Alle drei bis vier Minuten huscht ein Eisenbahnzug hin und wieder, und neugierig blicken die Fahrenden herab auf das lustige Wogen und Treiben. Von da und dort ertönen die Melodien der Militärmusik, und wer nicht an Speise und Trank die Gesetze der Hygiene praktisch zu erproben Gelegenheit und — Platz findet, der macht sich das ebenso hygienische Vergnügen, auf diesem halb an ein Gartenetablissement, halb an einen interessanten Jahrmarkt erinnernden Plan sich zu ergehen. Ein Summen und Brausen, ein Grüßen und Plaudern ringsum. Zwischen der Aristokratie der Geburt, des Geistes und Geldes die Typen der Spießbürger, der Flaneurs und der Halbwelt. Berlin hat sein Saisonvergnügen, was diesem Sommer seinen Stempel aufdrückt. Es amüsirt sich „hygienisch“.



Das Portal der Hygiene-Ausstellung bei elektrischer Beleuchtung.
Originalzeichnung von A. von Roeßler.

Weg mit den Grillen und Sorgen um die Erhaltung der Gesundheit, weg mit dem Schreckgespenst der Krankheiten! Mögen die trefflichen Gelehrten, deren Arbeiten dort im Pavillon des „Reichs-Gesundheitsamtes“ ein staunenswerthes Bild von Fleiß und Scharfsinn entrollen, die teuflischen Bacterien (denn die sind doch schließlich an allem Bösen schuld) ermitteln und vernichten! Hier in diesem Lichtmeer, diesen Schallwellen herrscht die Freude am Augenblick, die Lust zu sehen und zu genießen, der Zweck, unter dem Banner des Rothen Kreuzes dem Wahlspruch „Freut euch des Lebens“ eine neue Seite abzugewinnen. Wenn die Ausstellung heute der Fischerei oder morgen dem Gewerbe gilt, hier der Elektricität oder dem Sport, dort der Blumencultur oder der Viehzucht, dann ist das eine ganz specielle Aufgabe. Aber die Hygiene ist ein Gemeingut, und Jeder hat die Pflicht, auf dem der Göttin mit der trinkenden Schlange geheiligten Boden vor Allem ihrem Cultus zu leben, das heißt sich's mit Heiterkeit wohl sein zu lassen; dann hat die Hygiene-Ausstellung, die sich, wie manche Damen, die den Zenith überschritten haben, bei Abendbeleuchtung am interessantesten ausnimmt, Tausende ihrer Besucher glücklich gemacht.

Wien vor zweihundert Jahren.

Ein Ruhmeskranz der alten Kaiserstadt. (Vergl. Illustration S. 588.)

Von allen Folgen des Dreißigjährigen Krieges war die schlimmste die fast vollständige Vernichtung einer obersten Staatsgewalt im deutschen Reiche. Mit teuflischer List hatte namentlich Frankreich es in den berüchtigten Friedensverhandlungen zu Osnabrück und Münster (1648) — bei welchen „das Elend des Krieges durch die Schande des Friedens womöglich noch überboten wurde“ — durchgesetzt, daß allen, auch den kleinsten deutschen Fürsten in weltlichen Dingen dieselbe Unabhängigkeit

vom Kaiser gesichert wurde, welcher sich in geistlichen die protestantischen Fürsten vom Papste erfreuten. An der Souveränetätssucht der Glieder erkrankte der ganze Körper des Reiches, und wenn es noch 158 Jahre dauerte, ehe es dieser verderblichsten Staatskrankheit ganz erlag und dem Namen nach von der Karte Europas verschwand, so verdankte es dies nur der unverwüstlichen Kraft des Volkes. Daß trotz aller Leiden und der tiefen Erniedrigung, in welche dasselbe versunken und niedergedrückt war, der Kampfmuth noch in den Herzen festsaß, dafür sollte Wien sich das glänzendste Zeugniß des siebenzehnten Jahrhunderts erwerben.

Die achtziger Jahre jenes Jahrhunderts brachten über Deutschland abermals Verluste und bedrohten es mit Gefahren, die nicht nur den Bestand des Reiches in Frage stellten, sondern vor denen alle Völker westeuropäischer Bildung zittern sollten. Zwei Bollwerke pries damals der Deutsche am höchsten, denn sie bildeten den stärksten Schutz gegen die zwei mächtigsten und unversöhnlichsten Feinde Deutschlands, Straßburg gegen die Franzosen und Wien gegen die Türken. Kaiser Karl der Fünfte soll einst den Ausspruch gethan haben: „Wenn die Franzosen vor Straßburg und die Türken vor Wien stünden, so würde ich Wien fahren lassen und Straßburg retten." Und nun war Straßburg, ein Hauptsitz deutscher Gelehrsamkeit und Kunst und die feste Stätte eines kerndeutschen Bürgerthums, seit dem 30. September 1681 für das Reich verloren, und der Fürst Egon von Fürstenberg, welcher es an Ludwig den Vierzehnten mit verrathen, hatte als Bischof von Straßburg zu dem Verbrechen noch die Schmach gefügt, dem französischen König bei dessen „Siegereinzug" den Gruß Simeon's zuzurufen: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!" — Und nach dieses selben Königs Willen sollte jetzt W i e n den Türken überliefert werden.

Ludwig der Vierzehnte, der sich als mächtigster König seiner Zeit fühlte, strebte in der Unersättlichkeit seines Ehrgeizes nach der, trotz aller inneren Schwäche des Reichs, in den Augen der Welt doch noch glänzenden Kaiserkrone. Bei der erprobten Feilheit mancher Reichsfürsten mochte ihm die Erreichung dieses Ziels nicht gar schwer erscheinen. Wirklich bot sich auch die Gelegenheit dazu. Kaiser Ferdinand der Dritte starb am 2. April 1657, sein Sohn gleichen Namens, der bereits König von Ungarn und Böhmen und zum künftigen Kaiser gewählt war, starb noch vor ihm, und so stand der Thron des Reichs erledigt da. Sofort eilten französische Gesandte an alle Kurhöfe, um Ludwig's Wahl zum römischen Kaiser deutscher Nation zu betreiben. Schon waren die drei geistlichen Kurfürsten am Rhein für ihn gewonnen: um so kräftiger traten die protestantischen Fürsten für die Wahl eines d e u t s c h e n Oberhauptes auf. Sie fiel auf den zweiten Sohn Ferdinand's, der als Leopold der Erste den Thron bestieg. Ludwig sann auf Rache, und da Wien nicht seine zweite Hauptstadt geworden war, so sollte fortan ein türkischer Pascha dort seinen Sitz erhalten. Seitdem hetzten französische Sendlinge insgeheim unaufhörlich Türken und Ungarn zum Krieg gegen den Kaiser, während er das Reich im Westen nie zur Ruhe kommen ließ.

Die Wahl Leopold's zum Kaiser war, wenigstens für die protestantischen Fürsten, wenn sie auf eine dankbare Schonung für ihre Glaubensgenossen in den Ländern des Habsburgers gehofft hatten, eine verfehlte. Leopold war, ursprünglich zum Geistlichen bestimmt, von Jesuiten erzogen und blieb ihr folgsamer Zögling bis an sein Ende. Diese Glaubensrichtung und der enge Schnürleib spanischer Hofsitte, in welchem er sich bewegen mußte, konnte nur einen abgeschlossenen, unzugänglichen Menschen, keinen Mann aus ihm machen. Nicht was er that, sondern was er geschehen ließ, bildet die traurige Geschichte seiner Regierung.

Trotzalledem begünstigte ihn in seinen ersten Kämpfen gegen die Türken das Glück. Die allgemeine Türkenfurcht trieb ihm Hülfe vom Reich, selbst von Spanien und Venedig zu, und sogar Ludwig der Vierzehnte sandte ihm, um öffentlich den Schein seiner „allerchristlichsten" Majestät zu retten, 6000 Mann unter dem Herzog von La Fouillade. Von tüchtigen Feldherren, Montecuculi, dem Grafen von Waldeck und dem General Spork geführt, errang das Heer den großen Sieg bei St. Gotthard, am 1. August 1663, welcher die Türken zwang, zu Vasvar einen Frieden auf zwanzig Jahre zu schließen.

Leider wurde dieser Sieg von der alleinherrschenden Jesuiten-Camarilla nur dazu benutzt, um die Ungarn, die man schon in ihren Rechten vielfach gekränkt hatte, nun, namentlich durch die heftigsten Verfolgungen aller Protestanten, deren Geistliche man sogar in großer Zahl gefangen nahm und auf die Galeeren verkaufte, zu offener Empörung zu zwingen. Der Uebermuth der Soldateska, welcher jede Frevelthat gegen den Landmann und „Ketzer" freigegeben zu sein schien, zerriß das letzte Band der Pflicht. Der Adel, voran die Grafen Zriny, Nadasdi und Ragoczy, stellte sich an die Spitze einer Verschwörung.

Als diese entdeckt worden und ihre Häupter dem Blutgericht verfallen waren, stellte sich Emerich Tököly, das Haupt der ungarischen Protestanten, an die Spitze der Empörer, und sie wurden sowohl von dem französischen „Sonnenkönig" Ludwig dem Vierzehnten (der gerade damals das Edict von Nantes aufhob und die Hugenotten vertrieb), als von dem spätern Türkenbesieger, dem Polenkönige Johann Sobieski, mit Geld und Mannschaft unterstützt. Sie bemächtigten sich der Münzstätten in Oberungarn und ließen Ducaten prägen, welche theils das Bild Ludwig's des Vierzehnten mit der Umschrift „Beschützer der Ungarn", theils dasjenige Tököly's als Fürsten der von ihm besetzten Gebiete mit der Inschrift „Für Religion und Freiheit" trugen. Der Kaiser sah sich genöthigt, mit den Insurgenten um Frieden zu verhandeln, aber die Franzosen und Türken verleiteten durch ihre Versprechungen Tököly zu so hoch gespannten Anforderungen, daß sich Alles zerschlug, und nun riefen Magyaren und Türken den Rebellenführer zum „Könige von Ungarn" aus. Unter diesen Umständen brach das verhängnißvolle Jahr 1683 an.

Es fand Deutschland in einer sehr mißlichen Lage. Die ultramontane Politik Oesterreichs hatte dem Kaiser fast alle deutschen Fürsten entfremdet; nur Baiern stand beharrlich zu demselben. In Ungarn machte Tököly reißende Fortschritte und nahm dem Kaiser fast alles ihm noch übrig gebliebene Land weg, wozu ihn vorzüglich die fortgesetzt ihm zufließenden französischen Hülfsgelder befähigten. Die Türken aber fanden diese Constellation ihrem alten Streben, in Mitteleuropa Fuß zu fassen und das Christenthum zu vernichten, im höchsten Grade günstig. Der allmächtige Großwesir Kara Mustapha, den die Lorbeeren seiner ebenso siegreichen, als grausamen Vorgänger nicht ruhen ließen, riß den Sultan Mahommed den Vierten zum Kriege fort, rüstete mit allen Kräften und anerkannte Tököly, welcher unterdessen die Kaiserlichen mit fruchtlosen Unterhandlungen arglistig hinhielt, als Vasallenfürsten von Ungarn, dessen Reichsinsignien er ihm sandte.

Schon im October 1682 begab sich der Sultan nach Adrianopel, um gegen Oesterreich aufzubrechen, dessen Gesandten Caprara der Wesir immer noch in Sicherheit wiegte. Lange genug dauerte in Wien die Verblendung, als stände kein Krieg bevor, und als der Schleier der Täuschung endlich zerriß, da sah sich der Kaiser fast ohne Bundesgenossen, denn die westeuropäischen Staaten fanden sich genöthigt, ihre Unabhängigkeit gegen Frankreich zu wahren, das somit die Interessen der Türkei wacker vertrat; in England aber ging die Revolution gegen das Haus Stuart ihren Gang, in den auch Holland hineingezogen wurde. Baiern war der erste Staat, der dem Kaiser werkthätige Hülfe zusagte. Ueberraschender Weise aber folgte jetzt auch Polen nach, dessen König, von Ludwig dem Vierzehnten empfindlich beleidigt, mit Frankreich brach und am 31. März 1683 mit Kaiser Leopold das folgenreiche Bündniß schloß.

Jetzt wurde auch in Wien eifrig gerüstet. Es waren 80,000 Mann in Aussicht genommen. Gegen 30 neue Regimenter zu Fuß und zu Pferd wurden errichtet. Der tapfere Herzog K a r l v o n L o t h r i n g e n wurde zum Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres ernannt.* Eben von schwerer Krankheit genesen, traf er im April 1683 aus Innsbruck, wo er Statthalter war, in Wien ein und verbesserte sofort die bisher ungenügenden Vertheidigungsmaßregeln.

Bei Kittsee wurde am 6. Mai große Heerschau über 40,000 Mann deutscher und ungarischer Truppen abgehalten, welcher der Kaiser, die Kaiserin und der Kurfürst von Baiern beiwohnten.

Unterdessen hatte sich das türkische Heer, 200,000 Mann stark, in Bewegung gesetzt. Ein Wolkenbruch bei Adrianopel, der

* Ueber König Joh. Sobieski, Herzog Karl und Graf Starhemberg fügen wir Ausführlicheres dem Schlusse dieses Artikels an.
D. Red.

viele Leute und Pferde fortriß, wurde von Manchen als eine unglückliche Vorbedeutung aufgefaßt, nicht so aber vom Sultan und Wesir. In Belgrad trafen am 12. Mai Gesandte Tököly's mit den Türken zusammen und übergaben ihnen den Plan zum Vormarsche nach Wien. Feierlich überreichte dann der Sultan seinem Kara Mustapha die grüne Prophetenfahne, sowie den Säbel und Schmuck eines Seraskiers, mit der Ermahnung, gegen die Feinde des Korans tapfer zu kämpfen und damit das Paradies zu verdienen.

In Ungarn angekommen, zogen die Türken, wie billig, auch ihren Freund Tököly zum Kriegsrathe bei, in welchem er sich jedoch gegen die sofortige Belagerung Wiens und vorerst nur für die Eroberung von ganz Ungarn aussprach, nach welcher die Einnahme Wiens leicht sein würde.

Ehe wir zur Schilderung der Belagerung selbst übergehen, werfen wir einen Blick auf das uns bildlich dargestellte Wien von 1683. Bekanntlich ist das Vindobona der Römer während der Stürme der Völkerwanderung zwar aus der Geschichte verschwunden, aber schwerlich ganz verödet gewesen. Wenn aber auch der feste Ort schon unter Karl dem Großen bestand und zur Zeit der Ungarneinfälle und ihrer Niederlage auf dem Lechfelde (955) eine Rolle spielte, so kommt er mit dem Namen „Wien" doch erst in einer Urkunde von 1137 vor. Von Bedeutung muß gleichwohl die Stadt schon gewesen sein, sonst würde, als Kaiser Friedrich der Erste dem fürstlichen Geschlechte der Babenberger die Ostmark verlieh, der erste Herzog von Oesterreich, Heinrich Jasomirgott, dieselbe nicht zur bleibenden Residenz gewählt haben. Nach dem Aussterben der Babenberger benutzte König Ottokar von Böhmen seine kurze Herrschaft (1251 bis 1276), um die Befestigungen Wiens so weit hinauszurücken, daß die Innerstadt die Gestalt erhielt, die sie mehrere Jahrhunderte lang behalten hat.

Dasjenige Bauwerk, ohne welches Niemand heutzutage sich Wien vorstellen kann, der Stephansdom, verdankt seine Entstehung erst dem vierzehnten und die Vollendung des Thurmes dem fünfzehnten Jahrhundert (1433). In derselben Zeit war die Universität gegründet und die Burg zum Hauptsitz der gesammten herzoglichen Familie erhoben worden. Die Stadt hatte das Bedürfniß, sich auszubreiten. Da aber die Innerstadt noch in ihren alten Gürtel von Wallgräben, Mauern und Thürmen eingeschnürt war, so wagte man sich vor die Mauern und baute Vorstädte, deren Bewohner in Kriegsgefahr in der Innerstadt Schutz suchten.

In der langen Friedenszeit, die seit der Thronbesteigung Rudolph's von Habsburg Wien genoß, genügte dies, und die Vorstädte wuchsen und manches Dorf schloß sich ihnen an. Als aber in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts Wien mehrmals (dreimal vom König Matthias Corvinus von Ungarn) belagert worden war, wobei die offenen Vorstädte ungeheuren Schaden gelitten hatten, suchte man diesem Uebelstande dadurch für die Zukunft abzuhelfen, daß man nicht nur die Mauern der innern Stadt erhöhte, mit einem Wallgang versah und neue Bastionen errichtete, sondern auch die Vorstädte mit Bollwerken ausrüstete.

So glaubte man sich vor jeder Gefahr gesichert, als Wien von einem Feind bedroht wurde, gegen dessen Heeresmassen und Kriegsausrüstung die gepriesene Befestigung nicht Stand halten konnte: Sultan Soliman der Zweite zog zur Unterjochung des Abendlandes heran und stand am 23. September 1529 vor der Stadt. Jetzt zeigte es sich, daß auch für die stärkste Besatzung die Vertheidigung der Stadt und der Vorstädte eine Unmöglichkeit sei, ja daß, um die Hauptstadt mit ihren Schätzen und ihrer Bedeutung als östlicher Schlüssel zum Reich zu retten, die Vorstädte geopfert werden müßten. Und so geschah es. Der ganze Kranz der Vorstädte mit ihren Palästen und Kirchen wurde niedergebrannt, aber durch dieses außerordentliche Opfer und den heldenmüthigsten Kampf Wien und Deutschland gerettet.

Die ungeheure Größe dieser Gefahr erweckte im ganzen Reiche zum ersten Male wieder den Gemeinsinn. Die Wichtigkeit Wiens als Bollwerk war erkannt und von allen Seiten brachte man Beisteuern, um diese Stadt in eine starke Festung zu verwandeln. Den neuen Bau leitete der Ingenieur Hirschvogel, die Kosten desselben beliefen sich auf anderthalb Millionen Gulden.

Trotz dieses Aufwandes war es nicht möglich, die Angst und Sorge vor den Türken zu mildern. Beide dauerten fort im ganzen sechszehnten und in's siebenzehnte Jahrhundert hinein und forderten zu immer neuen Opfern für die Befestigung der Kaiserstadt auf. Und als während des Dreißigjährigen Krieges die Schweden zweimal bis an die Vorstädte Wiens vorgedrungen waren und neue Stürme der Türken bevorstanden, mußte endlich der letzte Schritt zur möglichsten Sicherung der Innerstadt gethan werden. Kaiser Leopold beauftragte den Feldmarschall Marquis Gonzaga mit den neuen Befestigungsarbeiten. Dieser aber hielt es für unweigerlich nothwendig, den Raum vor allen Bastionen frei von allen Bau-Anlagen zu halten. Und so wurden denn, auf des Kaisers Befehl, alle Gebäude, welche bis auf zweihundert Schritte von der Contrescarpe hinaus standen — es waren deren zweihundertdreißig — niedergerissen und jeder Neubau dort verboten.

So entstand das später sogenannte „Glacis" — und so zeigt uns unsere Abbildung die Festung Wien, wie sie im Jahre 1683 den letzten Ansturm der Türken erwartete.*

Um das Andringen der Türken nach Möglichkeit aufzuhalten, bis die Hülfsvölker aus dem Reiche und aus Polen das Heer des Kaisers verstärkt hätten, stellte Herzog Karl seine Truppen gegen Ende Mai bei Komorn auf.

Der Herzog unternahm zuerst die Belagerung von Neuhäusel, wobei die ersten Zusammenstöße mit den Türken erfolgten, gab sie jedoch bald wieder auf, um dem Hauptheere des Feindes die Spitze besser bieten zu können. Er marschirte nun gegen Raab hin, um diese Stadt gegen die heranziehenden Türken zu schützen, welche, sengend und brennend, am 1. Juli im Angesichte der Kaiserlichen erschienen. Auf beiden Ufern der Raab standen sich 34,000 Kaiserliche und 310,000 Türken gegenüber, welche letztere Zahl aber durch die Truppen Tököly's auf mehr als 400,000 vermehrt wurde. Als aber auch sogenannte Tataren aus Süd-Rußland sich den Türken anschlossen und in der ganzen Gegend mordeten und brannten, verzichtete Herzog Karl auf einen Kampf mit so ungleichen Kräften und trat den Rückzug an. Von Türken und Tataren verfolgt, welche ihrer Gewohnheit gemäß jedes passirte Dorf niederbrannten, aber bei jeder Wendung der Deutschen zur Flucht umkehrten und nur bei Petronell am 7. Juli einigen Erfolg hatten, kamen die Kaiserlichen ohne bedeutenden Verlust in Wien an.

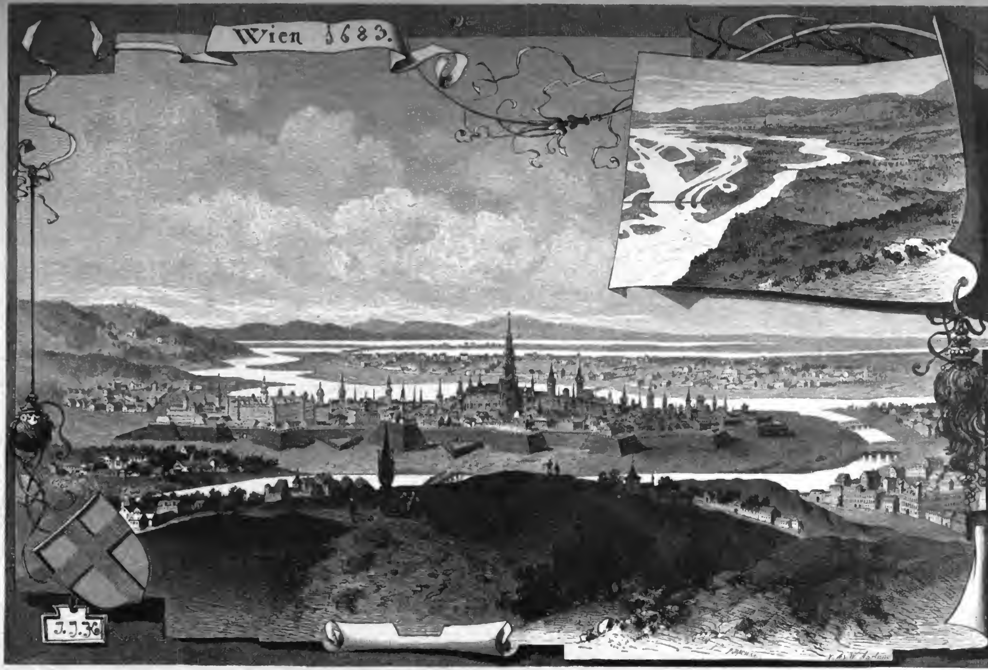
Das türkische Hauptheer folgte nach, ließ sich aus Ofen alles zur Belagerung der Hauptstadt Nöthige nachführen und traf am 14. Juli vor Wien ein, das sie ohne Säumen von allen Seiten einschlossen. Herzog Karl hatte in der Stadt den größten Theil seiner Infanterie zurückgelassen und war mit der Reiterei auf das linke Donau-Ufer übergegangen, um hier den endlichen Anmarsch der äußerst langsam sich bildenden Hülfsvölker zu erwarten. Der Kaiser hatte sich nach Linz und dann nach Passau in Sicherheit begeben, verfolgt von dem Spott und Hohn des Landvolks.

Rastlos behielt Herzog Karl den Entsatz des bedrängten Wien im Auge. Mit tiefem Schmerze beobachtete er aus seinem Lager die Mord- und Brandthaten der Türken in der Umgebung Wiens und die Wegschleppung ganzer Bevölkerungen in die Sclaverei. Seiner Kühnheit gelang es, Preßburg der Uebermacht der Türken und Rebellen, die es überfallen und ausgeplündert hatten, wegzunehmen und sonst noch manche Vortheile über die Feinde zu gewinnen, während er zugleich Alles that, den Anmarsch der Bundesgenossen zu beschleunigen.

Indessen erduldete die Stadt Wien schwere Tage. Viele Einwohner hatten schon vor Ankunft der Türken sich und ihre Habe nach auswärts geflüchtet, während dagegen die Landleute in Menge hinter den Wällen der Stadt Zuflucht suchten. Die äußerste Erbitterung herrschte gegen die Jesuiten, denen man mit Recht diese Bedrängniß zur Schuld anrechnete. Commandant der Stadt war Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg, kaiserlicher Feldzeugmeister.

(Schluß folgt.)

* Auf unserer Abbildung sehen wir die Bastionen und Ravelins von der Löwelbastei bis zum Biber-Ravelin. Um die Uebersicht der Befestigungen zu vervollständigen, führen wir hier noch als auf der andern Stadtseite zwischen den beiden genannten Werken liegend an, von der Löwelbastion beginnend: die Melkerbastei, das Schottenthor und das Schotten-Ravelin, die Elendbastei, das Neuthor und die Neuthorbastei, das Wasser-Ravelin, die Gonzagische Bastei, die Biberbastei und das Judenschänzel, das wieder an das Biber-Ravelin anschließt.



Kahlenberg. Löwelbastei. St. Maria de Monte Serrato u. Abtei. Auf der Wien. Auf der Widen. Kaiserl. Burg. Burgbastei. Augustiner-Ravelin. Brigittenau. Kärnthnerbastei. Kärnthnerthor. Kärnthner-Ravelin. Wasserkunstbastei. Brücke üb. d. Donaucanal. Braunbastei. Leopoldstadt. Bastei auf der Hollerstauden. Biber-Ravelin. Praterau. Bei den Weißgerbern. Auf der Landstraße.

Wien vor der letzten Belagerung durch die Türken. Originalzeichnung von J. Kirchner.

Zehntausend Meilen durch den Großen Westen der Vereinigten Staaten.*

Von Udo Brachvogel. Mit Illustrationen von Rudolf Cronau.

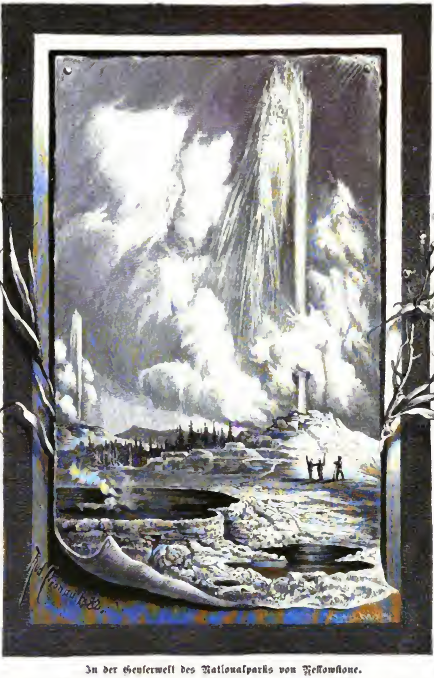
IV.

Von den Mammuth-Thermen nach den Geysern. — Der „Feuerloch“-Fluß und sein feuriges Geleit. — „Des Teufels halber Acker“. — Unter den Granden der Geisterwelt. — Abschied vom Wunderlande.

Wir wandern weiter durch das Yellowstone-Land, um in die am Madisonfluß gruppirte Thermen- und Geyserwelt einzudringen, in welcher sich jetzt das ganze in wildester Leidenschaft fiebernde und rasende Herz dieser vulcanischen Großnatur und damit zugleich die überwältigend-ungeheuerliche Schlußdecoration des gesammten Wunderlandes vor uns aufthut!

Der bisjetzt zugleich die Hauptwagenroute des ganzen Nationalparks bildende Weg von den Mammuththermen nach dem großen Geyser-Becken des Madisonflusses mißt etwa dreißig Meilen. Die nichts weniger als bequeme und ungefährliche Wildstraße, welche dafür auch des Vorrechts genießt, nur von Felsengebirgspferden und -Kutschern befahren zu werden, von deren unscheinbarem Aeußeren man „draußen“ im Flachlande der alten und neuen Welt sich ebenso wenig etwas träumen läßt, wie von ihrer Unfehlbarkeit, leistet im Uebersteigen von steilen Graten, im ungenirten Hinführen an Abgründen und im Durchkreuzen brückenloser Gebirgsströme das Außerordentlichste.

Aber durch welchen Wechsel der Scenerien führt sie dafür auch hin! Das Wildeste giebt, fast übergangslos, dem Lieblichsten Raum, und idyllischste Naturparkstrecken lösen die grimmigste Hochwildniß oft so unvermittelt ab, daß man sich auf einer Traumfahrt zu befinden vermeint. Auch an einer Anzahl eigentlicher Naturmerkwürdigkeiten geht dieser Weg vorüber, welche man nur in einem solchen Reich der Wunderverschwendung auch mit einer lediglich vorübergehenden Erwähnung abthun darf. So an dem Gibbon-Cañon mit dem Gibbon Fall, so an dem in smaragdne Wald- und Wiesenumgebung eingebetteten „Beaver Lake“ mit seinen grün leuchtenden Biberdämmen; und so namentlich an der Riesenklippe aus schwarzschimmerndem Naturglas — Obsidian — aus welchem einst der Indianer dieser Gegenden seine Speer- und Pfeilspitzen anfertigte, während sein weißer Nachfolger aus ihren losgesprengten Abfällen die sich um das drohende Vorgebirge herumwindende Straße aufschüttete.



In der Geyserwelt des Nationalparks von Yellowstone.

Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube“ Rudolf Cronau.

Endlich, nach einer vollen Tagefahrt, ist das erste große Thermenfeld der Madison-Region erreicht.

Der Madison ist der südlichste der drei Quellflüsse des Missouri. Wie er weiter nördlich mit seinen beiden Gefährten, Jefferson und Gallatin, zu ihrem Hauptfluß zusammenströmen soll, so sind es auch drei Quellarme, die sich zu seiner Bildung vereinigen. Der mittelste derselben aber, der eigentliche, dem 7200 Fuß hoch gelegenen Madisonsee entspringende Madison, führt den von den Indianern überkommenen Namen des „Fire hole river“ (Feuerloch-Flusses). Dieser Name ist nicht gerade schön, aber er ist so bezeichnend und schließt so sehr ein ganzes Programm in sich, daß die ersten weißen Männer, welchen hier in den Jahren 1870 und 1871 die verschiedenen officiellen Taufacte oblagen, thatsächlich nichts Besseres thun konnten, als in diesem Falle die von ihren rothhäutigen Vorgängern instinctiv gewählte Bezeichnung beizubehalten. Es ist in der That ein einziges ungeheures Feuerloch, über welches sich hier auf Quadratmeilen und Quadratmeilen eine kalkige Erdkruste aufgewölbt hat, die, gleich einem gigantischen Siebe durchlöchert, die Gluthgeheimnisse des Erdinnern in allen nur denkbaren Aeußerungsformen wasservulcanischer Thätigkeit zu Tage treten läßt. Wie ein unabsehbarer grauweißer Kochherd stellt sich diese nach allen Richtungen der Windrose qualmende und dampfende Kraterwelt auf beiden Seiten des eiskalten Madison dar, um in jenem „Oberen Bassin“ ihren jüngsten Gerichtsabschluß zu finden, neben dessen tobenden Geyserheerschaaren das gepriesene

* Unter Meilen sind in diesen Artikeln stets englische Meilen verstanden, von denen $4^{6}/_{10}$ auf die deutsche Meile gehen.

Naturmirakel Islands in seiner Vereinzeltheit ebenso verschwindet, wie in seinem Umfang.

Die drei großen, die Wunderwelt des Feuerloches bildenden Geyserbecken liegen, in unregelmäßiger Umrandung von Wald und Wiesenland eingefaßt und durch breite Querstreifen desselben getrennt, nur wenige Meilen von einander. Das „Untere Bassin" ist räumlich das größte. Es bedeckt dreißig englische, etwa anderthalb deutsche Quadratmeilen, und man will Alles in Allem zwölfhundert thätige Krater darauf gezählt haben. In allen Größen und Thätigkeitsstadien treten sie auf. In sieben verschiedene Hauptgruppen gesondert, wachsen sie vom handbreiten Schmutzspeier bis zum ausgewachsenen Geyser; vom farbigen Schlammvulcan, der sich in die zartesten Rosa- und Violettinten kunstvoll gefärbten Mörtels hüllt, bis zum zerbröckelnden Sinterkegel, dessen versiegende Fluth längst erkaltet ist; vom schüsselgroßen, aber darum nicht weniger siedendheißen Sprudel bis zu jenen märchenartigsten aller heißen Quellen, welche mit ihren ungeheuren mit azurner Fluth angefüllten Kratern wie die endlich gefundene blaue Blume der Romantik vor dem Wunderlandpilger daliegen.

Doch wer wollte an dieser Stätte den Geheimnissen der Romantik nachsinnen, wer in diesem Augenblick ihrer blauen Blume nachträumen? Läßt uns doch die schneeweiße Wand, welche eben über dem südlich vor uns liegenden Tannenstreifen emporsteigt, zu keinem Sinnen und Träumen überhaupt kommen! Diese schneeweiße Wand, von der es einen Moment lang scheint, als wolle sie den ganzen Horizont überströmen, ist eine einzige, compacte Masse wirbelnden Dampfes. Und es ist das Hauptwunder — oder sollen wir es nicht lieber den Hauptspuk nennen? — des mittleren, des Norris-Geyserbassins, was uns in dieser zum Himmel sich wälzenden Dampf- und Qualmlawine seine Grüße herübersendet. Sie kündigt uns an: daß eben der unter dem verdient infernalischen Namen von „des Teufels halben Acker" („Devil's half acre") bekannte heiße See einen jener alle neunzig Minuten wiederkehrenden Ausbrüche hat, bei welchen sich die unterirdischen Wasserkünstler des Feuerlochs nicht mehr damit begnügen nur einen Strahl des siedenden Elements in die Luft zu schleudern, sondern das ganze, nicht nur halb-, sondern in Wirklichkeit mehr als ackergroße* Gewässer in geschlossener Masse bis zu fünfzig Fuß emporheben!

Und mit solcher kopfgroße Steine und Erdstücke wie Kinderbälle mit sich reißender Furie geschieht dies, daß von den zurücksinkenden Fluthen ein ganzer zweiter Fluß über die grauweiße Sinterwand in den hier dicht vorüberfließenden Fireholefluß geworfen wird, in dessen Bett man fortan auf ein paar Meilen die grünlichen, kochenden vulcanischen Fluthen neben den dunkelkalten Gebirgsstromwassern verfolgen kann.

Muß man diesem „halben Acker Beelzebubs" unter den Phänomenen des Nationalparks den Preis der Unheimlichkeit zuerkennen, so ist ihm in unmittelbarster Nachbarschaft ein anderes Wassergebilde gesellt, welchem man gleich mit derselben Hand die Palme aller Lieblichkeit zu reichen hat: das Feengewässer des „Crystal Lake".

Der Krystallsee — kein Zweifel, daß die Bezeichnung von ihren Urhebern auf's Beste gemeint war. Aber wie wenig besagt sie, was sie sagen oder doch zum Mindesten andeuten sollte! Nirgends in der Wasserwunderwelt des Yellowstonegebietes entfalten sich die Farbenzauber, welche bereits an den Mammuth Thermen den ganzen Cultus des Beschauers herausforderten, blendender, verschwenderischer und nachhaltiger, als in diesem zehn Acker großen und dort, wo seine heißen Fluthen aus der Tiefe empor wallen, dreihundert Fuß tiefen Seekrater.

Wo bleibt die schöne, aber doch nur weiße Leuchtkraft des Krystalls neben dem bunten Bacchanal aller nur denkbaren Tinten und Schattirungen, welches sich in der steten Bewegtheit dieser Wasser entfesselt? Und so intensiv ist das hier der Fluth innewohnende Farbenleben, daß es sich, fast ungeschwächt, auch den über ihrem Spiegel aufsteigenden Dampfgewölken mittheilt, auch in ihnen ein rastloses Weben und Wallen buntschimmernder Phantome wachruft, wie es selbst dem glücklichsten Maler in seinen glücklichsten Visionen noch nicht aufgegangen.

Aber an dem, was hier eine wie vom eigenen Dämonismus und der eigenen Schönheit zugleich berauschte Natur für die Grenze des ihr Möglichen erachtet, sind wir doch noch nicht angelangt. Dieses Letzte und Größte hat sie auf dem kaum vier englische Quadratmeilen messenden Allerheiligsten des Oberen Geyserbassins zusammengedrängt. Da reihen sie sich, ein vollkommener Herrscherolymp ihres Geschlechts, fast Seite an Seite, der „Fächer"-, der „Grotten"-, der „Riesen"- und der „Kometen-Geyser", der „Große" und der „Sägemühlen-Geyser"; die „Löwin", die „Riesin", der „Bienenkorb" und wie sie alle heißen, diese königlichen Fluthvulcane, die, wenn ihre Stunde schlägt, ganze Gebirge kochenden Wassers zur Höhe von 100, 150, 200 und 250 Fuß emporjagen und, wie sie die Luft umher mit Dampfgewölken anfüllen, so die Erde unter den Triumphdonnern des in ihnen frei werdenden Inferno rollen und zittern lassen.

Am äußersten Südrande dieses Waldes von Geysern aber steht als der getreue Eckard desselben der „Old Faithful", der alte Zuverlässige, der mit der Pünktlichkeit einer wirklichen Schildwacht genau alle Stunden für fünf bis sechs Minuten sein bis zur Höhe von 150 Fuß aufthürmendes Springfluthenspiel entfaltet. Woher diese Pünktlichkeit, wer will das sagen? Wer wird es überhaupt wagen, diesen oder irgend einen anderen dieser Geyser-Granden zu beschreiben? Sicherlich derjenige am letzten, der ihren Ausbrüchen selbst gegenüber gestanden, verloren in Staunen.

Unser Streifzug durch den Nationalpark des Yellowstone findet hier seinen Abschluß. Nahezu zwei Wochen hat er in Anspruch genommen und doch nur eben hingereicht, die vornehmsten Prachtstücke dieser natürlichen Schatzkammer im Herzen der Rocky Mountains einer eingehenden Kenntniß zu erobern. Von Norden her betraten wir sie, und zwei Mal haben wir sie von Norden nach Süden durchstreift. Unser Austritt aber aus ihrem allen Beschwerlichkeiten und Mühseligkeiten seiner einstweiligen Befahrung zum Trotz nur zu schwer zu verlassenden Bereich erfolgt jetzt nach Westen hin, über die Hauptkette der Felsengebirge, welche sich hier gegen die endlosen Hochsteppen und Wüsteneien des großen inneren Continentalbeckens des Salzsees vorlagert.

Und hier, schon auf dem Boden des Territoriums Idaho und somit auch bereits jenseits der Grenze des Nationalparks selber, aber noch immer inmitten der Gras- und Waldflächen des letzteren, machen wir noch einmal Halt, um uns noch einer, der letzten Ueberraschung bewundernd zu erfreuen. Keine Geyser stürmen hier mehr den Himmel, keine heißen Quellen entfalten ihre Farbenherrlichkeit, und keine Riesenschlünde klaffen in die Erde. Das Alles liegt hinter uns. Die Landschaft zeigt wieder ein gewöhnliches Gebirgsgesicht — ja, wäre das unfehlbare Barometer nicht, welches uns sagt, daß wir uns noch immer in einer Höhe von mehr als achttausend Fuß befinden, wir würden gerade an dieser Stelle des zu wiesenthalartiger Paßeinsattelung eingesunkenen Hochgebirgskammes uns am wenigsten auf ein neues Absonderliches oder Sensationelles gefaßt halten. Und doch kostet es uns gerade hier nur ein paar Schritte vom Wege, nach jener geringfügigen Erhöhung in dem breiten Hochwiesengürtel, um uns an einen der merkwürdigsten Punkte der ganzen Welt zu versetzen.

Ein kleiner Wiesensee mit einem sich aus ihm thalwärts windenden, kaum grabenbreiten Wasserlaufe im Nordwesten, ein zweites, kaum breiteres Wasserrinnsal im Osten — beide vom Gipfel dieser einen Erhöhung aus mit einem Blicke zu übersehen: das ist das Schauspiel, welches uns hier selbst nach der Wunderwelt des Yellowstone fesselt. „Wenig genug nach so Vielem und Großem!" wird der Leser unwillkürlich ausrufen. Aber er gedulde sich mit seinem Achselzucken, bis ihm der Name dieser beiden winzigen Bäche genannt sein und damit Das, was dieselben in aller ihrer neugeborenen Winzigkeit eigentlich zu bedeuten haben, aufgegangen sein wird. Der kleine See und sein Flußsprößling zu unserer Linken sind der Henry's-Lake und der den nördlichsten Quellarm des Snake River — des großen, früher als der Lewis Fork* des Columbia bekannten Schlangenflusses — bildende Henry's Fork. Der winzige Wasserlauf zur Rechten ist der westlichste Quellfluß jenes Madisonflusses, dessen Haupttributar wir in dem von allen Dämonen der vulcanischen Unterwelt aus der Taufe gehobenen Firehole River kennen gelernt haben. Wie aber der Henry's Fork durch den Snake River dem Columbia und somit dem Stillen Ocean zueilt, so strömt die silberne Quellfluth des Westarms des Madison durch diesen letzteren erst dem Missouri, dann dem Mississippi, und endlich im Golf von Mexico

* Der amerikanische Acre ist etwas über zwei Morgen groß.

* Fork gleichbedeutend mit Quellfluß, Quellarm.

dem Atlantischen Ocean zu. Und so steht man auf dieser niedern, unscheinbaren Wiesenerhebung auf einer der merkwürdigsten, stolzesten und weithin gebietendsten Wasserscheiden der Welt, kann man von ihr aus — wohl ein würdiger Abschluß der amerikanischen Wunderlandfahrt! — mit einem Blicke und fast in einem Athem seine Grüße jedem der beiden Weltmeere entsenden, welche diesen gewaltigen, hier mehr als dreitausend Meilen breiten nordamerikanischen Continent bespülen.

Blätter und Blüthen.

Vermißte. (Fortsetzung von Nr. 28):

35) Der Brauergeselle Heinrich Fröhlig, geboren in Langenbielau in Schlesien, welcher seit fünf Jahren in Neumünster in Holstein in Arbeit gestanden, ist am 11. April 1882 von Neumünster nach Flensburg gereist, soll am 14. April von da nach Neumünster zurückgekehrt sein, ist aber dort bis heute noch nicht eingetroffen. Derselbe hatte circa 2400 Mark baar bei sich. Alle diejenigen, welche Fröhlig in dieser Zeit gesehen oder seinen jetzigen Aufenthalt wissen, werden dringend ersucht, uns darüber Mittheilung zu machen.

36) Der Klempnergeselle Fr. Oswald Gläß, geboren 1837 in Siebenlehn in Sachsen, ging im Juni 1858 auf die Wanderschaft, schrieb im August desselben Jahres aus Leipzig und soll 1859 in Magdeburg gearbeitet haben. Seitdem haben die alten Eltern vergebens auf irgend eine Nachricht von ihm gewartet.

37) Eine Tochter sucht ihren im Jahre 1857 von Ostrowo nach Brasilien ausgewanderten Vater Ernst Traugott Fiscal. Derselbe schrieb 1860 von Bahia, daß er in einer Fabrik arbeite, durch die Explosion des Dampfkessels verwundet, aber wieder hergestellt worden sei. Seit dieser Zeit fehlt jedes Lebenszeichen von ihm.

38) Heinrich Henkel, Schlossergeselle aus Lauterbach in Oberhessen, ist seit 1874, wo er in Leipzig einen kleinen Geldbetrag empfing, verschollen. Er wird von seiner Mutter, welche schon mehrere Jahre Wittwe ist, gesucht.

39) Henry Greiffenhagen, geboren 1846 zu Berlin, ist 1866 nach Brasilien gegangen. Sein letzter Brief datirt aus Rio de Janeiro (1868), in welchem er mittheilt, daß er sich in Brasilien, Colonie Brusque, Provinz St. Catharina, angekauft. Trotz vieler an ihn unter dieser Adresse abgesandter Briefe, trotz Inanspruchnahme des auswärtigen Amtes, der Brasilianischen Gesandtschaft, Consulate etc., ist bis jetzt noch nichts über den H. Greiffenhagen in Erfahrung zu bringen gewesen.

40) Der Sattler und Tapezierer August Hoferichter, geboren 1851 zu Neudorf in Schlesien, ist seit August 1878, zu welcher Zeit er von Berlin weggewandert ist, verschollen.

41) Andreas Ludwig Jensen aus Ellhöfft, Kreis Tondern, ging im Frühjahr 1863 nach Australien. Seit September 1880 hat er seine Schwester ohne Nachricht gelassen. In dem letzten Briefe aus Queens Land schrieb A. Jensen, daß er nach den Goldfeldern zu gehen gedenke.

42) Eine arme, sich mühsam mit Waschen ernährende Wittwe, deren einziger Sohn auf der Wanderschaft verschollen ist, hofft auf diesem Wege Nachrichten über dessen Verbleib zu erhalten. Franz Jaksch, geboren 1862 zu Graudenz, lernte Buchdruckerei und ging October 1881 auf die Wanderschaft. Seit seiner Abreise hat die Mutter kein Lebenszeichen mehr von ihm gehört. Als einzige, nicht ganz zuverlässige Nachricht gab ein Dachdecker an, daß er mit ihm in Köslin im November 1881 zusammengetroffen sei. „Darnach habe ich,“ schreibt uns die brave Mutter, „trotzdem ich bei jedem mir zu Gesicht kommenden Handwerksburschen flehentlich nach dem Verschollenen geforscht, nicht die leiseste Spur von demselben gefunden.“

43) Albert Heyduck, geboren 1834, wanderte 1862 unter dem Namen Charles Smidt nach New-Jersey aus; im Jahre 1870 soll er in Hamburg gesehen worden sein; sonst ist jede Spur von ihm verloren. Seine greise, von Kummer gebeugte Mutter bittet Alle, die von ihm gehört, ihr Nachricht zu geben.

44) Friedrich Karl Krauß, Kaufmann aus Dresden, verließ 1855 Bremen, ging nach Amerika, hielt sich 1858 in Philadelphia, 1859 in Baltimore als Buchhalter auf und trat 1862 in die Nordarmee ein. Sein letzter Brief datirt vom 21. November 1862 aus Alexandria, Virginien; seitdem sind seine Angehörigen ohne Nachricht von ihm geblieben.

45) Friedrich Krieg, geboren zu Althof bei Doberan, begann 1866 seine Seemanns-Carrière; reiste nach Dublin, Petersburg, Constantinopel. Von hier schrieb er 1871 seinen Eltern, daß er sich auf einem Harburger Schooner befinde, der nach Amsterdam bestimmt sei. Seitdem ist er verschollen.

46) Hans Nicolay Jochimsen, geboren 1824 in Soholmbrück in Schleswig-Holstein, reiste nach Melbourne 1859. Sein letzter Brief kam 1870 aus New-Seeland. Seine noch lebenden sechs Geschwister bitten um Nachricht von ihm.

47) Franz Klug aus Niederlahnstein diente 1880 bis Juni 1881 als Commis und Reisender bei Herrn Th. Bilstein in Köln. Seit dem 15. Juni, an welchem er sich auf der Reise nach Opladen befand, ist er spurlos verschwunden.

48) Johannes H. Kuyper, geboren 1829 auf Terschelling in Nederland, fuhr als Seemann nach Malta, Constantinopel, Palermo, New-Orleans. Sein letztes Schreiben datirt aus dem Jahre 1850 aus Texas. Nach dieser Zeit hat sein ihn suchender Bruder nichts mehr von ihm vernommen.

49) Der Seemann Bernhard Karl Ludwig Gabbert ging im Jahre 1876 von Schwerin fort. Seit 1870 sind seine Eltern ohne Nachricht von ihm. Sein letzter Brief kam aus Falmouth in England. Angestellte Nachforschungen über seinen Verbleib hatten bisher keinen günstigen Erfolg. Gabbert soll sich zuletzt in Southampton aufgehalten haben.

50) Hermann Schulz aus Berlin, am 23. Juli 1854 geboren, gelernter Schlosser, zuletzt dritter Maschinist an Bord des Schiffes „Katharina II.“ (der St. Petersburger Dampfschifffahrtsgesellschaft gehörig), verließ Ende Juli 1881 in Antwerpen seinen Posten und gab seiner alten Mutter seit dieser Zeit keine Nachricht. Ihr heißester Wunsch ist, zu erfahren, ob er noch am Leben ist.

51) Der Schiffer Karl Wonde, 1824 geboren, hat vor 15 Jahren seine Schwester in Crossen besucht, reiste dann nach Stettin und hat seitdem nichts von sich hören lassen.

52) Der Schuhmacher Gustav Winkelmann, 32 Jahre alt, zu Woxhallaender im Warthebruch geboren, der zuletzt vor 13 Jahren von Pommern aus Nachricht von sich gegeben hat, wird gebeten, von seinem Aufenthalte seiner Mutter, die nun Wittwe ist, Mittheilung zu machen.

53) Anna Maria Waldhans, geboren zu Rödelheim, Provinz Hessen-Nassau, später in Wiesbaden wohnhaft, reiste im Jahre 1859 mit einer polnischen Familie nach Paris, ohne seit jener Zeit irgend welche Nachricht von sich gegeben zu haben. Wer über den Aufenthaltsort oder das Schicksal derselben etwas Näheres mittheilen kann, wird gebeten, die Redaction der „Gartenlaube“ hiervon zu unterrichten.

54) Der Conditorgehülfe Richard Wack aus Magdeburg, 19 Jahre alt, schrieb seinem Vater zuletzt am 7. Juni 1882. Da seitdem alle Nachrichten ausgeblieben sind, und da er auch seinen Koffer mit unentbehrlichen Effecten bei seinem Bruder in Köln bis jetzt noch nicht abgefordert hat, sind seine Angehörigen in größter Besorgniß über das Schicksal des jungen unerfahrenen Menschen.

55) Anton Ullmann, geboren 1839 in Tost in Schlesien, Pharmaceut, ist 1861 ausgewandert; schrieb in diesem Jahre zuletzt aus Paris, daß er über Marseille nach einem überseeischen Lande reisen würde. Um Nachricht über ihn bittet seine Mutter.

56) Ein Sohn sucht seinen verschollenen Vater! Dieser, Fr. Wilhelm Textor aus Memel, verließ 1862 seine Familie. Seit dieser Zeit hat er nichts von sich hören lassen. Da man mit Bestimmtheit glaubte, daß er nach Rußland gegangen sei, reiste sein Sohn jahrelang in diesem Lande herum, ohne eine Spur von ihm zu finden.

57) Lebt der Schiffsofficier Johannes Scherl noch, eventuell wo? Er lief im Jahre 1881 mit der „Caprera“ von Havre aus — seitdem keine Nachricht.

58) Jacob Stern aus Sassendorf bei Soest, geboren 1851, Israelit, war bei dem Kaufmann Schönstedt in Marsberg in der Lehre. 1866 entfernte er sich von dort, wurde kurze Zeit darauf im Franziskaner Kloster zu Paderborn und 1876 in Utrecht gesehen. Seitdem verschollen.

59) Klas Stelck, aus Pessade (?) in Holstein, geboren 1788, soll in den vierziger Jahren in Brüssel gestorben sein. Auskunft über sein Ende ist von Wichtigkeit für die Angehörigen.

(Fortsetzung folgt.)

Nur ein Komma. Kleine Ursachen — große Wirkungen! Ist das zuweilen der Fall in den großen Haupt- und Staatsactionen der allgemeinen Weltgeschichte, warum nicht auch einmal im stillen Alltagsleben? Warum soll nicht auch ein Komma, oder vielmehr die Auslassung eines solchen, dem Leben eines gewöhnlichen Sterblichen ein oder mehrere Jahre verbittert haben?

Nachfolgend der Beweis davon.

Ich hatte bis vor etwa zwei Jahren eine angenehme, ziemlich freie und lohnende Stellung in der Redaction einer der größten Verlagsbuchhandlungen Deutschlands inne. Durch etwas zu ausgedehnten Gebrauch meiner Freiheit verlor ich die Stellung, fand dann eine andere in einem gleich großen Concurrenzgeschäft, die ich aber, da sie mir in mancher Beziehung nicht sehr zusagte, meinerseits bald wieder aufgab. Nun suchte ich lange, ohne etwas Passendes finden zu können, sodaß ich Anfang vorigen Jahres, entrüstet, daß die alte Welt mich nicht zu schätzen verstand, beschloß, die neue Welt mit meiner Persönlichkeit zu beglücken, schnell nach Hamburg fuhr und dort ein Billet nach New-York löste.

Das Erste, was die meisten nach Amerika auswandernden jungen und bisweilen auch ältere Leute in New-York thun, ist gewöhnlich, ihr Geld so schnell wie möglich durchzubringen; daß ich keine Ausnahme bin, bewies ich glänzend, denn von den 50 Dollars (etwa 210 Mark), mit denen ich New-York betrat, hatte ich nach acht Tagen kaum noch sechs! Ich wünschte jetzt, mein wahrscheinlich etwas langes Gesicht zu sehen, als sich dies Resultat meines „Cassemachens“ herausstellte. Noch an demselben Tage wurde eifrig die Zeitung studirt, ob denn keine passende Stellung sich darin fände, und richtig, wie für mich gemacht:

„Gesucht ein Corrector, welcher der deutschen, englischen und lateinischen Sprache mächtig ist. Schriftliche Gesuche sind zu richten an St. u. Comp.“

Ich ging in die erste beste Papierhandlung, kaufte mir Briefbogen und Couverts und frug nach der nächsten Gelegenheit, um einen Brief schreiben zu können. Mit Zuvorkommenheit brachte mir der Besitzer Tintenfaß und Feder, sodaß ich mein Gesuch gleich im Stehen auf dem Ladentisch niederschrieb, dann faltete und couvertirte ich es, schrieb die Adresse und brachte

es, um ganz sicher zu gehen, selbst in die betreffende Buchhandlung (eine der größten New-Yorks). Obwohl ich mir mit der Abfassung meines Gesuchs nicht besondere Mühe gegeben hatte, ferner auch wohl anzunehmen war, daß sich sehr viele Bewerber um die betreffende Stellung melden würden, war ich doch der besten Hoffnung, dieselbe zu erhalten, denn die Orthographie ist gleichsam Fleisch und Blut von mir selbst. Es verging jedoch ein Tag nach dem andern, ohne daß ich die erwartete Einladung erhielt, noch auch sonstwie Beschäftigung fand, und so ging ich denn etwa vierzehn Tage nach Absendung meiner Offerte, nachdem ich unterdessen natürlich Werthsachen etc. verkauft hatte, persönlich zu Herrn St. Ich wurde in einen kleinen, abgesonderten Raum des mächtigen Saales gewiesen, wo ich denn auch den von mir gesuchten Herrn fand und mich ihm vorstellte. Herr St. sagte, mein Name käme ihm bekannt vor, und als ich ihm erwiderte, ich hätte mich vor zwei Wochen zu der ausgeschriebenen Corrector-Stellung gemeldet, ging er an ein Seitentischchen, wühlte in einem Haufen dort liegender Papiere und zog eins davon hervor, indem er sagte:

„Richtig, jetzt erinnere ich mich. Ja, Herr Sch., Sie kann ich nicht brauchen, Sie sind zu leichtfertig.“

Mir fielen alle meine Sünden bei, ich war wie vom Donner gerührt. Daß ich in Betreff meines Lebenswandels und Charakters bisher etwas leichtfertig war, wußte ich gut genug, wie aber die Kenntniß davon aus Deutschland schon bis zu den Ohren des Herrn St. in New-York gedrungen sein sollte, war mir ein vollständiges Räthsel. Ich stammelte blos:

„Wie wissen Sie —“

„Nun, wenn Sie in Ihrem Gesuche, das man doch gewöhnlich mit besonderer Aufmerksamkeit abfaßt, gleich in der ersten Zeile, bei der Datum-Angabe eine Nachlässigkeit begehen, so ist man wohl zu der Schlußfolgerung, die ich machte, berechtigt.“

Ein tiefer Seufzer der Erleichterung entquoll meiner gepreßten Brust; also nicht moralisch leichtfertig, sondern nur schriftlich, nun, das konnte nicht so schlimm sein, dessen war ich gewiß.

„Ja, aber was für einen Fehler habe ich denn gemacht?“

„Gleich im Datum, nach New-York, haben Sie das Komma ausgelassen.“

„Herr St., darüber ließe sich doch streiten —.“

„Was, Sie wollen das noch bestreiten?“ ereiferte sich der leicht erregbare Herr, mein Gesuch mir fast unter die Nase haltend, „hier sehen Sie!“

„O, Sie mißverstehen mich, ich bestreite nicht die Thatsache, daß ich das Komma ausgelassen habe, sondern ich sage nur, daß man über dessen Existenzberechtigung doch verschiedener Meinung sein könne.“

„Nein, Herr Sch., das kann man nicht; so ein Komma ist ein sehr wichtiges Ding. Lassen Sie z. B. bei 10000,00 Dollar das Komma weg, dann heißt es eine Million Dollar, statt zehn Tausend.“

„Ja, Herr St., das stimmt, aber bei einem Datum ist das doch etwas Anderes, ob da zwischen New-York, Leipzig oder Constantinopel und dem Monatstage ein Komma —“

„Wenn das auch am Sinn nichts ändert, muß es doch stehen, und ein sorgfältiger Corrector wird es nicht auslassen.“ Herr St. wurde immer erregter, ich dagegen, da mir plötzlich einfiel, was auf dem Spiele stand, wurde nun sehr ruhig, sehr höflich und sogar etwas wehmüthig.

„Bitte, Herr St.,“ suchte ich sachte einzulenken, „Sie werden mir doch zugeben, daß die einzelnen Herren Verleger und Drucker ihre einzelnen, besonderen Bestimmungen hinsichtlich der Orthographie haben und —“

„Aber die Interpunction hat ihre allgemeinen Regeln. Ich will Ihnen ganz ruhig sagen“ (er war aber nichts weniger als ruhig), „von den vielen Bewerbern um den Platz hätte ich Sie engagirt, Ihre Handschrift gefällt mir, Ihr sonstiger Brief ebenfalls, das Zeugniß, von dem Sie eine Abschrift beigelegt haben, ist gut, und das Haus selbst, in dem Sie angestellt waren, ist eine noch bessere Empfehlung. Aber das Komma“ (er meinte natürlich das Nichtvorhandensein des Komma) „bricht Ihnen das Genick. Ich kann Sie absolut nicht brauchen.“

Das Herz, oder war es der Magen, sank mir sozusagen bis in die Stiefeln. Das war allerdings deutlich gesprochen und nichts dagegen zu machen, wie sich bald herausstellte; denn obwohl ich es in allen möglichen Tonarten versuchte, Herrn St. umzustimmen, so blieb dieser doch bei seinem Ultimatum, drehte mir schließlich schweigend den Rücken zu und wandte sich zu seiner früheren Beschäftigung an seinem Pulte. Das war ebenfalls deutlich; ich machte also meine Abschiedsverbeugung, die freilich, wie ich fürchte, nicht ganz so ausfiel wie die zur Begrüßung, und ging.

Trotzdem ich an jedem Morgen aus den Zeitungen mir alle möglichen Stellungen ausschrieb und dieselben ablief, trotzdem ich selbst mehrere Dollar für Inserate ausgab, trotzdem ich mich in jedem größern Geschäfte, Laden, Fabrik etc. anbot, bekam ich doch keine feste Stellung. Hin und wieder erhielt ich auf einige Tage, auch auf einige Wochen Arbeit, was man drüben Arbeit nennt, das heißt ich war eine Zeit lang Fensterputzer in einer Apotheke, Stiefelwichser, wandelnder Reclameträger, Eisenbahnarbeiter, Holzspalter, Schneeschaufler, Eiscrêmemacher, Laufbursche, Küchenaufwäscher, Hafenarbeiter, Kutscher.

Endlich schien Fortuna mir lächeln zu wollen. Mein „Baas“ (Principal), bei dem ich als Kutscher einen kleinen Unfall hatte, fühlte mir betreffs meiner „Bildung“ etwas auf den Zahn, und da er sah, daß diese für einen Kutscher etwas ungewöhnlich war, fragte er mich, ob ich auch Buchführung verstände. In Deutschland würde natürlich Jemand, der noch nie ein Hauptbuch in der Hand gehabt und noch nie ein Cassabuch weder für Andere noch für sich selbst geführt hat, die Unverschämtheit nie besitzen, auf obige Frage eines „Baas“ mit Ja zu antworten; in Amerika ist das anders. Und so antwortete auch ich frischweg bejahend. Er führte mich zu seinen Büchern und sagte mir, es hätten sich da mehrere Irrthümer und Uebelstände eingeschlichen, die sollte ich aussuchen und gut machen, das Weitere fände sich dann.

Nun, mit etwas gutem Willen und gesundem Menschenverstande bringt man so Manches fertig, und so fand ich mich auch bald in seiner allerdings ziemlich einfachen Buchführung zurecht. Ich sah die Uebelstände, verbesserte sie nach besten Kräften, schlug vor, zur bessern Uebersicht ein paar weitere Bücher anzulegen, und so wurde ich wohlbestallter Buchhalter. Jetzt glaubte ich das Glück an allen vier Zipfeln zu haben — ja, hat sich was! Die Stellung war freilich nicht schlecht, ich hatte zwar angestrengt zu arbeiten, von früh sechs fast ununterbrochen bis Abends acht, manchmal zehn Uhr, aber dafür 18 Dollar (75 Mark) wöchentliches Gehalt (in Amerika werden alle Privatstellungen wöchentlich bezahlt) und Board, das heißt Essen, Trinken und sogar Cigarren* frei.

Die Herrlichkeit dauerte nur leider nicht allzu lange; nach einigen Monaten kam ein, wie ich jetzt merkte, längst erwarteter Schwager meines „Baas“, und nun hieß es natürlich, der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehn, und zwar ohne Kündigungszeit, wie das drüben leider so Sitte oder vielmehr Unsitte ist. Voller Geigen hatte mir der Himmel gehangen, was hatte ich nun? Höchstens noch ein Stückchen Resonanzboden, das heißt ein paar Dollar Ersparnisse. Jetzt ging die Hetzjagd von Neuem los; ich will den geneigten Leser aber nicht mit der Erzählung davon ermüden, sondern nur kurz mittheilen, daß ich von Amerika (drüben nennt's der Volkswitz sehr bezeichnend Malörika) mehr als genug hatte, mein Bündel schnürte und über England nach Deutschland zurückfuhr.

Unterwegs hatte ich Muße genug, über mein Amerikaleben nachzudenken, und sehr erbaulich fiel das Resultat gerade nicht aus. Mit reichlichem Gelde und vielen schönen Hoffnungen war ich damals nach Hamburg gekommen, um mich nach Amerika einzuschiffen; ohne Geld, fast ohne Sachen kam ich von da nach Hamburg zurück, fast keine Hoffnung hatte sich erfüllt. Ja, wenn ich in New-York jene Correctorstellung erlangt hätte, wenn ich jenes Komma nicht ausgelassen hätte! O, das Komma!!

* In Amerika eine bedeutende Ausgabe, denn die billigste, einigermaßen rauchbare Cigarre kostet 10 Cents (24 Pfennig).

Höhensanatorien für arme Lungenkranke. Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir in Nr. 34 des vorigen Jahrganges einen Artikel über Lungenschwindsucht und Höhenklima brachten, in welchem der Verfasser, Herr Dr. med. Driver, für die Errichtung von Höhensanatorien für arme Lungenkranke eintrat. Wie wir erfahren, hat dieser Aufruf bereits Früchte getragen. Außer kleinen Beiträgen, welche zinstragend angelegt sind, wurden jüngst dem genannten Herrn zu dem Zwecke der Errichtung einer derartigen Anstalt in Bad Reiboldsgrün in Sachsen 25,000 Mark ausgezahlt, als Legat des in der Blüthe seiner Jahre an der Lungenschwindsucht verstorbenen Herrn Franz Bernhard Brückner aus Zwickau. Damit ist wieder ein Anfang zu einem guten Werke gemacht und auch die Stelle gefunden worden, an welche Beiträge geschickt werden können.

Kleiner Briefkasten.

A. M. in P. Lesen Sie gefälligst den Artikel „Ueber die Erlernung fremder Sprachen aus Büchern“ von Prof. Dan. Sanders in Nr. 21 dieses Jahrgangs der „Gartenlaube“.

J. Sch. in G. Herzlich gern, — aber leider ist uns bis heute noch kein einziges Clavier zur Verfügung gestellt.

M. L. in Berlin. „Frauenlob“. Gutgereimte Verse, die zwar nichts Neues, aber viel Ueberschwängliches enthalten.

F. H. in Offenbach a. M., A. B. 12. und Hartw. in Hamburg. Schwindel!

P. Sch. in Chemnitz. Jahrgang 1865, S. 673.

M. L. in Ungarn. Wenn Sie nicht durch Ihre Glaubensgenossen nach Paris sicher empfohlen werden können, so sollten Sie es vorziehen, Ihre französischen Sprachstudien in der Schweiz zu machen. Unsere Verbindungen in Paris sind nicht der Art, daß wir zeitraubende und dabei verantwortungsvolle Gefälligkeiten von ihnen beanspruchen könnten.

A. G. in V. bei Paris. Wenden Sie sich an die deutsche Gesandtschaft.

Herrn oder Frl. Dinguth. „Aller guten Dinge sind drei“, — nur bei Gedichten trifft das Sprüchlein nicht immer zu, und so müssen auch Blätter mit dem reizendsten Goldrand in das Ungeheuer Papierkorb fliegen.

Johannes Aye („Eine Jugenderinnerung“) ersuchen wir um gefällige Angabe seiner Adresse.

Inhalt: Ueber Klippen. Von Friedrich Friedrich (Fortsetzung). S. 577. — Fischotterjagden in England. S. 580. Mit Illustration von L. Beckmann. S. 581. — Bilder aus der Hygiene-Ausstellung. Nr. 3. Ein Tag in der Hygiene-Ausstellung (Schlußartikel). S. 583. Mit Abbildung von A. von Roeßler. S. 585. — Wien vor zweihundert Jahren. Ein Ruhmeskranz der alten Kaiserstadt. S. 585. Mit Illustration von J. Kirchner. S. 588. — Zehntausend Meilen durch den Großen Westen der Vereinigten Staaten. Von Udo Brachvogel. IV. S. 589. Mit Illustration von Rudolf Cronau. S. 589. — Blätter und Blüthen: Vermißte. — Nur ein Komma. S. 591. — Höhensanatorien. — Kleiner Briefkasten. S. 592.

Für die Redaction bestimmte Sendungen sind nur zu adressiren: „An die Redaction der Gartenlaube, Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig“.

…r Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 37. **Die Gartenlaube.** 1883.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis $2\frac{1}{2}$ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ueber Klippen.

Erzählung von **Friedrich Friedrich.**

(Fortsetzung.)

Früher als ihr Vater stieg Moidl am folgenden Morgen in das Thal hinab. Und sie fühlte keine Schwäche mehr. Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten. Als sie im Dorfe anlangte und sich dem Gerichtsgebäude näherte, in welchem Hansel saß, eilte sie schneller und preßte die Hand auf's Herz, um dasselbe zu beruhigen. Flüchtig nur grüßte sie die ihr Begegnenden.

Ohne aufzublicken zu der Zelle des Geliebten, ohne umzuschauen, trat sie in das Haus, und in das Zimmer des Bezirksrichters.

„Guten Tag, Moidl; was bringst Du mir?“ fragte der Richter, über den Besuch erstaunt.

Jetzt wurde das Mädchen sich der Schwierigkeit ihres Entschlusses bewußt. Mit pochendem Herzen und niedergeschlagenen Augen stand sie da.

„Was bringst Du mir, Moidl?“ wiederholte der Richter in freundlicher Weise und streckte ihr die Hand entgegen.

Und sie faßte sich.

„Ich komme des Hansel's wegen,“ sprach sie.

„Des Hansel's wegen? Moidl, was geht der Dich an?“ rief der Richter erstaunt.

„Ich hab' gehört, er werde noch in Gefangenschaft gehalten, weil er nicht sagen wolle, wo er in der Nacht gewesen sei.“

„Das ist richtig. Er weigert sich, es zu gestehen, und ich meine, wenn er ein gutes Gewissen hätt', dann würde er es sagen.“

„Er hat ein gutes Gewissen!“ rief das Mädchen. „Ich — ich kann es Ihnen sagen.“

„Du, Moidl?“

„Ja — er ist in der Nacht bei mir gewesen, wir haben uns dort oben getroffen. Er hat dies nicht gestehen wollen, um mich zu schonen, aber ich brauch' keine Schonung, denn Gott ist mein Zeuge, daß unsre Lieb' eine ehrbare gewesen ist.“

Dem Richter war es, als ob ein Schleier von seinen Augen genommen werde. Er hatte von der Liebe der beiden jungen Menschen keine Ahnung gehabt. Nun begriff er Hansel's Schweigen — es wurde ihm Manches klar, was er nicht begriffen. Nur der eine Punkt blieb noch unaufgeklärt — wie war der Unterburgsteiner in die Schlucht gekommen?

„Setz' Dich, Moidl, hier, mir gegenüber,“ sprach er zu dem vor Erregung zitternden Mädchen. „So! Und nun erzähl' mir, wie es gewesen ist, ganz offen und wahr.“

„Ich werde die Wahrheit sagen,“ versicherte Moidl und blickte den Richter offen an. Dann erzählte sie, wie sie den Hansel liebe und ihm gelobt habe, sein Weib zu werden. Der Unterburgsteiner hab' um ihre Hand angehalten, ihr Vater habe ihm dieselbe zugesichert, aber sie habe sich dagegen gesträubt. Ihr Vater habe sie dann nicht mehr in's Thal zur Messe gehen lassen, da sei Hansel zu ihr gekommen, und wöchentlich hätten sie sich mehrere Male getroffen, bis der Unterburgsteiner einen Anschlag auf Hansel's Leben ausgeführt. Um seinem Feinde auszuweichen, habe Hansel dann seit Wochen seinen Weg durch die Schlucht genommen, weil derselbe aber so schwierig gewesen, sei er stets nur am Sonnabend Abend spät gekommen. Auch in jener Nacht sei er oben gewesen, und sie habe ihn beredet, einen anderen Rückweg einzuschlagen, er habe dies indessen abgelehnt, weil er auf einem anderen Wege die Tücke des Unterburgsteiners gefürchtet habe. Er sei in jener Nacht erst kurze Zeit von ihr gegangen gewesen, da sei die Lawine niedergefahren und sie habe ihn für verloren gehalten. Weiter wisse sie nichts und sie wisse auch nicht, in welcher Weise er gerettet worden sei.

„Wie ist aber der Unterburgsteiner in die Schlucht gekommen?“ fragte der Richter.

„Ich weiß es nicht,“ gab das Mädchen zur Antwort. „Aber ich vermuthe, er hat des Hansel's Weg entdeckt und einen neuen Anschlag auf sein Leben ausführen wollen.“

„Du wirst Recht haben, Moidl,“ sprach der Richter. „Nun sag' mir aber, weshalb Du nicht früher zu mir gekommen bist und mir dies Alles gesagt hast.“

„Konnt' ich dies denn? Als Alle sagten, daß Hansel David erschlagen habe, da habe auch ich in Verzweiflung um ihn gebangt. Wohl traute ich ihm eine solche That nicht zu, aber wenn der Unterburgsteiner ihm auf dem Rückwege entgegengetreten war, wenn sie an einander gerathen waren, sie haßten sich ja Beide, dann konnte er sich vom Zorne haben hinreißen lassen. Erst seit letztem Sonntag wußte ich, daß er unschuldig war.“

„Wodurch?“

„Ich ging zum ersten Male wieder zur Messe, der Weg wurde mir schwer, weil ich mich noch schwach fühlte, und ich hatte mich verspätet. Als ich hier am Hause vorüberging, rief Hansel meinen Namen und rief mir zu, daß er unschuldig sei. Da wußt' ich es, denn mir konnt' er keine Unwahrheit sagen. Als dann der Unterburgsteiner in dem Schnee gefunden wurde und sich herausstellte, daß er nicht erschlagen war, da glaubt' ich, der Hansel müsse nun freikommen. Gestern erzählte der Gerichtsdiener meinem Vater, daß der Hansel in Haft bleibe, weil er

nicht sagen wolle, wo er während der Nacht gewesen sei: ich wußte, daß er es meinetwegen nicht gestehen wollt', da faßte ich den Entschluß, Ihnen Alles zu sagen, damit er nicht länger unschuldig in Haft sitze."

„Du hast recht gethan, Moidl!" sprach der Richter, indem er dem Mädchen die Hand entgegenstreckte. „Hast Du dies Alles Deinem Vater gesagt?"

„Nein — nein! Er hätt' es nicht gelitten, daß ich zu Ihnen gegangen wär', denn er haßt den Hansel."

„Weshalb?"

„Er weiß, daß derselbe mich liebt, und er ist ihm auch zu gering.".

„Nun, er wird seine Gesinnung jetzt ändern," bemerkte der Richter.

Traurig schüttelte das Mädchen mit dem Kopfe.

„Er ändert seinen Sinn nicht; ich weiß, daß mir harte Tage bevorstehen, ich will sie ertragen, wenn Hansel nur frei kommt. Er kommt doch frei?"

„Ich hoffe es," gab der Richter zur Antwort. „Wenn er mir bestätigt, was Du mir erzählt hast, dann halt' ich ihn nicht eine Stunde länger in Haft."

Glücklich erfaßte Moidl des Richters Hand und wollte sie an ihre Lippen führen.

„Laß — laß, Moidl," wehrte ihr der Richter. „Ich werd' selbst mit Deinem Vater wegen Hansel sprechen."

„Sie ändern seinen Sinn nicht. Hat er einmal einen Groll gefaßt, so hält er ihn fest."

„Geh' jetzt zur Messe, Moidl," fuhr der Richter fort. „Ich geb' die Hoffnung nicht auf, daß sich für Dich Alles zum Guten wenden wird. Du hast viel ertragen, da gönn' ich's Dir."

Das Mädchen ging.

Der Richter schritt in seinem Zimmer auf und ab. Nach des Mädchens Erzählung klärte sich Alles auf, aber er wollte sein Urtheil nicht gefangen nehmen lassen.

Er trat hinüber in die Amtsstube und ließ durch den Diener den Verhafteten vor sich führen.

„Nun, Hansel, hast Du Dich eines Andern besonnen?" redete er den Eintretenden an. „Willst Du nun endlich Alles gestehen?"

„Ich hab' nichts zu gestehen, Herr Richter," gab Hansel zur Antwort.

„Verlangt Dich denn nicht nach der Freiheit?"

„Doch, aber ich kann sie mir nicht geben."

„Du kannst sie Dir geben," warf der Richter ein.

Hansel schwieg einen Augenblick, er schien mit sich zu kämpfen.

„Ich kann sie mir nicht geben," wiederholte er dann.

„Du hast einen festen Kopf," fuhr der Richter fort. „Soeben war die Tochter des Oberburgsteiners bei mir."

Hansel fuhr zusammen, das Blut schoß in seine blassen Wangen.

„Die Moidl?" fuhr es ihm über die Lippen.

„Ja, die Moidl. Und sie hat mir gesagt, wo Du in der Nacht gewesen bist. Mit ihr bist Du zusammen gewesen, dort oben unter einem überhängenden Felsen."

Hansel blickte den Richter starr an. Dann fuhr er mit der Hand über die Stirn hin.

„Das — das hat sie gesagt?" fragte er.

„Ja, sie hat mir Alles gesagt, um Dir die Freiheit zu erringen. Sie hat mir erzählt, daß Ihr Euch liebt und daß Ihr Euch oft dort oben getroffen habt. Nun erzähl' Du mir, wie es gewesen ist."

Hansel's Brust rang nach Athem. Er dachte nur an die Geliebte, die selbst die bösen Zungen der Leute nicht gescheut hatte, um ihm die Freiheit zu erringen.

„Hansel, nun erzähl' mir Alles," drängte der Richter. „Sag' die volle Wahrheit, das wird Dir am meisten nützen."

„Jetzt kann ich sie sagen," entgegnete Hansel und sein Auge leuchtete hell. Er erzählte, wie er das Mädchen liebe und wie das Verlangen, sie zu sehen, ihn Nachts hinausgetrieben habe auf den Oberburgstein. Dann schilderte er, wie der Unterburgsteiner eines Nachts auf ihn geschossen und wie die Kugel seinen Hut durchbohrt und seinen Kopf gestreift habe.

„Weißt Du denn, daß er es gethan hat?" unterbrach ihn der Richter.

„Ja, ich weiß es. Ich hab' ihn nicht gesehen, aber ich weiß, daß ich außer ihm keinen Feind hab', der mir nach dem Leben trachten könnte. Und am folgenden Morgen in der Kirche hab' ich die Gewißheit erlangt, daß er es gethan hat. Ich trat an seine Seite, und als er mich sah, wich das Blut aus seinem Gesichte, er zitterte und seine Augen waren starr auf mich gerichtet. Er hatte mich für todt gehalten, weil ich bei dem Schuß niedergestürzt war, und nun mocht' er glauben, ich sei vom Tode auferstanden. Ich hatte dem Unterburgsteiner eine solche Tücke nicht zugetraut, der Kopf schmerzte mich, es gährte in mir und da hab' ich in dem Wirthshause, als ich Wein getrunken, wilde Drohungen gegen ihn ausgestoßen. Wär' er mir an dem Tage entgegengetreten, so hätt' es ein Unglück gegeben!"

„Weshalb hast Du die Sache nicht zur Anzeige gebracht?" unterbrach ihn der Richter.

„Ich konnt' es nicht. Ich konnt' ja nicht sagen, wo ich gewesen war," gab Hansel zur Antwort.

Und dann erzählte er weiter, wie er, um seinem Feinde auszuweichen, den beschwerlichen Weg durch die Schlucht gewählt habe. Er schilderte, wie die Lawine niedergefahren war und wie er sich dadurch gerettet, daß er sich hinter einen vorspringenden Felsen geworfen, und wie er sich mühsam, im Gesicht und an den Händen geschunden, an allen Gliedern fast gelähmt, zu dem Gehöft seines Vaters emporgearbeitet.

„Weiter weiß ich nichts," fügte er hinzu.

Seine Erzählung stimmte genau mit der des Mädchens überein.

„Und Du hast den Unterburgsteiner in der Nacht nicht gesehen?" fragte der Richter.

„Nein."

Der Richter war von der Unschuld Hansel's völlig überzeugt, ihn selbst traf kein Vorwurf, aber es that ihm doch leid, daß der Bursch so lange Zeit in Haft gewesen war.

„Hansel, der Schein ist gegen Dich gewesen, aber es freut mich, daß Du ohne Schuld bist," sprach er, dem Verhafteten die Hand reichend. „Ich konnte nicht anders handeln, als ich gehandelt hab' — auf mich wirf keinen Groll."

„Nein, das thu' ich nicht," entgegnete Hansel und hielt die ihm gereichte Hand fest. „Sie geben mich frei?"

„Gewiß. Du kannst gehen, wohin Du willst."

Hansel zögerte noch.

„Ich dank' Ihnen," sprach er. „Aber eine Bitte hab' ich noch."

„Sprich, Hansel."

„Ich hätt' noch ein Jahr und länger die Haft ertragen, um Moidl's Ehr' und Namen zu retten, die Leut' werden über sie reden, aber, Herr Richter, ich schwör zu dem Heiland, ihre Ehre ist so rein, wie mein Gewissen! Ihnen werden die Leut' es glauben, wenn Sie es sagen, mir nicht."

„Ich werd' es sagen, Hansel!" rief der Richter. „Ich hab' der Moidl versprochen, mit ihrem Vater zu sprechen, und ich werde es thun."

„Den Sinn des Oberburgsteiners wenden Sie nicht," entgegnete Hansel. „Aber ich harre aus, und wenn ich darüber alt werden sollt'!"

„Nun geh, Hansel, Du bist frei," sprach der Richter. „Und wenn ich Dir helfen kann, dann komm' zu mir, ich mein' es gut mit Dir!"

Hansel erfaßte die Hand des Richters und führte sie an seine Lippen. Er eilte fort aus dem Zimmer und stürzte die Treppe hinab. Er verließ das Haus, in dem er so viele böse und trübe Stunden erlebt hatte. „Du bist frei — frei!" rief es in ihm laut — mit dieser Empfindung stürzte er auf die Straße.

Die Messe war beendet, und die Leute kehrten aus der Kirche heim.

Der erste Gruß, der ihn empfing, war der erschreckte Ruf mehrerer Kinder:

„Der Hansel — der Hansel!"

Sie wichen vor ihm zurück. Es war, als ob ein wildes Thier aus einer Menagerie ausgebrochen wäre, vor dem Jeder flieht.

Er selbst floh. Wie ein Verfolgter eilte er die Straße entlang und stieg zu dem Gehöft seines Vaters empor. Aber die lange Haft hatte doch an seinen Kräften gezehrt, der Aufstieg war ihm früher nicht mehr gewesen als ein Spiel, jetzt versagte ihm

der Athem. An einem Felsen am Wege brach er kraftlos zusammen. Er hatte dem Geschicke mit festem Muthe getrotzt, nun es zu seinen Gunsten entschieden, verließ ihn die Kraft.

In seinem Innern wogte so Vieles durcheinander, die unsagbaren Qualen, die er erduldet, die Liebe Moidl's und der Morgenschimmer eines neuen Glückes — er konnte es nicht fassen. Er lehnte den Kopf an den Felsen, neben dem er niedergesunken war, und weinte.

Es mußte sich in ihm lösen, was so lange gespannt war. Das Mißgeschick hatte ihn aufrecht erhalten, das Glück beugte seine Kraft.

Da legte sich eine alte und milde Hand auf seine Schulter, und eine Stimme rief:

„Hansel, mein Hansel!"

Es war seine Mutter, die ihn mit den Armen umschlang. Sie war in der Messe gewesen und hatte auf dem Heimwege seine Freilassung bereits erfahren. Da war sie ihm so hastig nachgeeilt, daß ihre Kniee zitterten und ihre Brust nach Athem rang.

Hansel umklammerte seine Mutter fest. Er wollte die Thränen zurückdrängen, aber er konnte es nicht.

„Sei ruhig, Hansel, jetzt ist ja Alles wieder gut," sprach die Frau, indem sie mit der Rechten über sein Haar hinstrich. „Ich hab' an Deine Schuld nie geglaubt."

„Und weißt Du, wer mich frei gemacht hat?" rief Hansel, indem er den Kopf emporrichtete.

„Ich weiß es, der Bezirksrichter hat es mir gesagt. Konntest Du das Deiner Mutter nicht gestehen?"

„Es ging nicht, denn das Geheimniß gehörte nicht mir allein."

„Nun komm," sprach die Frau, indem sie sich erhob. „Dein Vater weiß noch von nichts. Er konnt' nicht mit zur Messe gehen, denn der Gram hat ihn arg mitgenommen."

„Ich werd' Alles wieder gut machen!" rief Hansel, indem er neben seiner Mutter herging:

„Dein Vater wird sich erholen, nun er weiß, daß Du unschuldig bist."

„Hat er mich für schuldig gehalten?"

„Mach' ihm keinen Vorwurf daraus; es glaubten ja Alle, daß Du schuldig seiest. Er hat schwer darunter gelitten."

Hansel schwieg. Als sie sich dem Gehöft näherten, eilte er seiner Mutter voraus und stürzte in das Haus und in die Stube.

„Vater, ich bin frei — frei!" rief er dem Alten zu, ihm die Hand entgegenstreckend.

Fast erschreckt blickte der alte Haidacher zu ihm auf; er zögerte, die Hand anzunehmen.

„Bist Du aber auch ohne Schuld?" fragte er.

„Ja, Vater, ja!"

Da erfaßte der Alte des Sohnes Rechte mit beiden Händen und hielt sie fest.

„Nun ist's gut, Hansel," sprach er mit bewegter Stimme. „Nun leb' ich wieder auf!"

Der Oberburgsteiner hatte die Messe etwas früher verlassen. Er saß in der „Post" beim Wein. Da stürmte der Sohn des Wirthes in das Zimmer und rief:

„Der Hansel ist frei! Soeben ist er aus der Haft entlassen!"

Die Brauen des Bauers zogen sich zusammen. Seine Rechte schob das vor ihm stehende gefüllte Weinglas weiter auf den Tisch, als habe er keine Lust mehr zum Trinken.

„Weißt Du so genau, daß er entlassen ist?" fragte er. „Er kann ja auch entsprungen sein."

„Nein, er ist in Freiheit gesetzt. Als er das Haus verlassen, hat der Richter ihm ruhig nachgeblickt."

Der Oberburgsteiner schwieg. Fest preßte er die Lippen aufeinander und blickte starr vor sich hin.

Mehrere Bauern traten ein, sie sprachen nur von der Freilassung des Verhafteten.

„Oberburgsteiner, weißt Du, wer ihm die Freiheit verschafft hat?" wandte sich einer der Eingetretenen an den Bauer.

„Was kümmert's mich!" entgegnete der Gefragte unwillig. „Ich hätt' ihn nicht freigegeben."

„Deine Moidl hat es gethan!" fuhr der Erstere fort.

„Was soll das heißen?" fuhr der Oberburgsteiner auf.

„Nun, sie ist heut' Morgen zu dem Richter gegangen und hat ihm erzählt, wo Hansel in der Nacht gewesen ist. Sie hat sich mit ihm oben getroffen. Nun ist Alles aufgeklärt, und deshalb ist Hansel freigegeben."

Der Bauer sprang auf, das Blut war aus seinem Gesichte gewichen.

„Du lügst!" rief er heftig.

„Der Richter selbst hat es mir erzählt."

Die Brust des Oberburgsteiners holte schwer Athem, seine Hand hatte sich geballt. Aber er beherrschte sich. Schweigend schritt er auf die Thür zu.

„Wohin willst Du?" riefen ihm Mehrere zu.

Er antwortete nicht. Langsam verließ er das Haus und schritt durch das Dorf hin, die Augen finster brütend auf den Weg gerichtet. Er wagte nicht aufzublicken, denn es war ihm, als ob ihm eine Schmach angethan wäre, die er nimmer abwaschen könne. So stieg er langsam zum Oberburgstein empor.

In der Stube saß seine Tochter. Ein freudig verklärter Zug lag auf ihrem Gesichte, denn ihr war es gelungen, den Geliebten zu befreien. Sie blickte hinüber zu dem Gehöft des Haidacher, im hellen Sonnenschein lag es da.

Da trat ihr Vater ein, langsam, finster. Den Hut hing er an die Wand, das Gebetbuch legte er auf ein kleines Brett neben der Wanduhr. Dann trat er vor sie hin.

„Bist Du heut' beim Bezirksrichter gewesen?" fragte er.

Moidl zuckte leise zusammen, aber nur für einen flüchtigen Augenblick, dann hob sie den Kopf ruhig zu ihm empor.

„Ja, Vater," entgegnete sie.

„Was hat Dich zu ihm geführt?" fuhr der Bauer fort, und seine Stimme klang hart und tonlos.

„Ich hab' Hansel die Freiheit verschafft."

„Dem Buben! Dem Todtschläger!" rief der Bauer heftig.

„Er ist unschuldig, Vater."

„Schweig'!" unterbrach der Bauer seine Tochter. „Ist es wahr, daß Du mit dem — welschen Bettler Dich des Nachts hier oben getroffen hast?"

„Ja, Vater, ich lieb' ihn," gab Moidl zur Antwort und erhob sich.

„Verworfene Dirn'!" schrie der Bauer auf und erhob die Hand zum Schlage.

Moidl sah ihm ruhig in's Auge.

„Schlag nur zu," sprach sie. „Deine Hand kann mich nicht mehr schänden, als soeben Dein Mund gethan hat. Verworfen bin ich nicht, denn auf meiner Ehr' haftet kein Flecken. Ich hab' dem Hansel mein Wort gegeben, die Seinige zu werden; er ist mein Verlobter."

Der Bauer hatte sich zur rechten Zeit gefaßt und nicht zugeschlagen. Langsam ließ er die Hand sinken, er konnte den ruhigen Blick seiner Tochter nicht ertragen.

„Haha! Dann sag' dem Bettler doch, daß er zu mir kommt und um Deine Hand wirbt, ich werd' ihm das Niedersteigen erleichtern!" rief er mit wildem, höhnendem Lachen. „Du mußt lange, lange warten, bis Du Dein Wort einlösen kannst — bis ich unter der Erde liege, früher geschieht es nicht! Und daß Du nicht wieder mit ihm zusammentriffst, dafür werde ich schon sorgen!"

Erregt verließ er das Zimmer und das Haus.

Moidl ließ sich wieder still auf ihren Schemel nieder. Sie hatte gewußt, daß es so kommen werde, sie war auch darauf gefaßt, Jahre zu warten, das konnte ihre Liebe nicht schwächen. Und wenn ihr Vater sie einschloß, wie eine Gefangene, eins konnte er doch nicht hindern, daß ihre Gedanken zu dem Geliebten eilten und daß ihr Auge hinüberblickte zu dem Hause, unter dessen Dache er weilte. Mit ruhigem, festem Muthe sah sie der Zukunft entgegen.

Tage vergingen, ihr Vater sprach kein Wort mit ihr, sein Blick war finster.

Da trat, während sie still in der Stube saß, eines Nachmittags der Bezirksrichter ein. Freundlich reichte er ihr seine Hand.

„Wie geht's, Moidl?" fragte er.

„Es geht mir gut," gab das Mädchen zur Antwort, obschon ihre blassen Wangen ihren Worten widersprachen.

„Hat Dein Vater sich darein gefunden, daß Du den Hansel heirathest?"

Moidl schüttelte traurig mit dem Kopfe.

„Das wird er nie thun, Herr Richter," entgegnete sie.

„Hat er mit Dir darüber gesprochen?"

„Ja, aber ich kannte seinen Sinn schon zuvor."

„Und was willst Du thun?"

„Ich warte. Mein Herz gehört dem Hansel und wenn ich nie die Seinige werde."

„Du sollst es werden!" versicherte der Richter. „Um mit Deinem Vater zu reden, bin ich herauf gestiegen, ich hoffe, seinen Sinn zu wenden."

„Das thun Sie nicht."

„Laß es mich versuchen. Rufe ihn und dann laß mich allein mit ihm. Er kann gegen Hansel's Charakter nichts einwenden."

Moidl verließ die Stube, um ihren Vater zu rufen.

Wenige Minuten später trat der Bauer langsam und mit ernstem Gesichte ein. Er grollte dem Richter, weil derselbe Hansel freigelassen.

„Guten Tag, Herr Bezirksrichter," sprach er mit kaltem Gruß. „Was bringen Sie mir Gutes?"

„Muß ich Euch etwas bringen, Oberburgsteiner, um Euch einmal zu besuchen?" warf der Richter lächelnd ein.

„Nein! Seien Sie willkommen, setzen Sie sich!" fuhr der Bauer mit demselben ernsten, kalten Tone fort.

„Ich wollte Euch nur die Versicherung geben, daß gegen den Hansel Haidacher nicht der geringste Verdacht mehr vorliegt," sprach der Richter. „Es hat ihn schlimm getroffen, daß der Schein gegen ihn war, ich mußte ihn verhaften. Er hat die Freiheit lange Zeit eingebüßt, deshalb nehm' ich auch keinen Anstand, offen zu erklären, daß er ohne jede Schuld ist."

„Das geht mich nichts an. Ich hab' ihn weder angeklagt noch freigesprochen," warf der Bauer ein.

„Doch, es geht Euch an. Die Moidl hat sich mit ihm versprochen, es ist dies jetzt kein Geheimniß mehr — tretet dem Glücke der Beiden nicht in den Weg und gebt den Leuten nichts zum Reden."

„Die Leut' kümmern mich nicht, meine Tochter kennt meinen Willen, und an ihm halt ich fest."

„Was habt Ihr gegen Hansel? Er ist fleißig und strebsam. Das Gehöft seines Vaters ist freilich herabgekommen, aber er wird es wieder aufbringen, denn an Arbeitskraft ist ihm Keiner gleich."

„Herr Richter, was ich gegen ihn hab', ist meine Sache," gab der Bauer, seinen Groll mühsam verhaltend, zur Antwort. „In meinem Hause bin ich Herr und ich bin Niemand Rechenschaft schuldig, wen ich mir zum Schwiegersohne aussuche. Der Welsche wird es nie!"

„Oberburgsteiner, Ihr überschätzt Eure Macht. Ihr habt kein Recht, Eure Tochter gegen ihren Willen zu verheirathen."

„So lange sie in meinem Hause lebt, muß sie mir gehorchen."

„Und wenn sie trotzdem den Hansel heirathet — Ihr könnt es nicht hindern, deshalb seid klug und gebt zur rechten Zeit nach. Ich meine, die Beiden werden es Euch Dank wissen, so lange Ihr lebt."

In der Brust des Bauers kämpfte und wogte es sichtbar. Der Zorn stieg in ihm auf, und er mühte sich, denselben niederzuhalten.

„Hindern kann ich es nicht," erwiderte er mit erbittertem Lachen, „aber dann ist sie mein Kind nicht mehr."

„Ihr geht zu weit!" rief der Bezirksrichter.

(Fortsetzung folgt.)

Wien vor zweihundert Jahren.

Ein Ruhmeskranz der alten Kaiserstadt.

(Schluß.)

Mit dem Kaiser und dem gesammten Hofe hatte nahezu die Hälfte der Bevölkerung die Stadt verlassen. Jetzt erst war dem Grafen Starhemberg freie Hand gegeben, und er benutzte seine Macht so energisch und weise, daß in kurzer Zeit mit der Wohlthat strenger Ordnung auch der Muth des Selbstvertrauens in die Herzen der Wiener Einkehr hielt.

Ein Kreis von erprobten Männern stand dem Commandanten zur Seite und zur Verfügung, vor Allen Feldzeugmeister Graf von Capliers, der Ingenieur-Oberst Rimpler, der Artillerie-Oberst Werner und Allen an Muth und Thatkraft ebenbürtig der Bürgermeister Wiens, Andreas von Liebenberg. Starhemberg hielt eine Ansprache an die Bevölkerung, welche rasch die weiteste Verbreitung und Befolgung fand. Er erklärte, daß weder die Befestigung noch die Besatzung der Stadt einem Angriff der Türken gewachsen sei, daß es an Verproviantirung wie an Munition fehle und daß alle dem mit vereinten Kräften abgeholfen werden müsse. Und so geschah's. Aus den kampffähigen Bürgern wurden Freicompagnien gebildet, der Rector Grüner pflanzte die Marienfahne auf dem Universitätsgebäude auf und die Studenten eilten zu den Waffen; alle nicht waffentragenden Bewohner, vom höchsten Adel und von der Geistlichkeit bis zu den in die Stadt geflüchteten Landleuten, arbeiteten an den Festungswerken, an der Herstellung von Wällen und Batterien, an der Erneuerung der verfaulten Palissaden, an der Bedeckung der Häuser mit Dünger und Erde. Um Allen ein Beispiel zu geben, belud der Bürgermeister sich den ersten Karren und fuhr ihn zur befohlenen Stelle. Niemand weigerte sich fortan eines Dienstes, eines Wagnisses, eines Opfers. Soweit es noch möglich war, mußten die Landleute ihr Vieh in die Stadt retten; zu rechter Zeit kam noch ein Munitionstransport die Donau herauf und die letzte noch sehnlich erwartete Infanterie hatte die Thore erreicht, die nun zum großen Theil vermauert wurden. Die Bevölkerung der Stadt betrug in diesem Augenblick noch 60,000 Seelen; darunter 16,000 Mann Besatzung, nämlich 11,000 Mann Soldaten und etwa 5000 Mann Bürgermiliz, zu welcher namentlich die Studenten und die Handwerker gehörten. Und abermals mußten nun die so schönen, heiteren und reichen Vorstädte (bis auf die Leopoldsvorstadt, welche die Türken selbst später zerstörten) niedergebrannt werden, um nicht dem Feind als sichere Annäherungsmittel an die Stadt zu dienen. Augenzeugen erzählten noch lange: der Brand von Troja könne nicht so schrecklich gewesen sein. Es war Unglaubliches für die Vertheidigung gethan und geopfert worden, aber Wien stand gerüstet und kampfbereit da, als am 14. Juli das Türkenheer, dessen Spur die Flammen der brennenden Dörfer anzeigten, die Kaiserstadt umschloß.

Ueber 25,000 Zelte umfaßte das feindliche Lager; in der Mitte desselben glänzte der prächtige Zeltpalast Kara Mustapha's, und die Zelte der vielen Paschas standen diesem an Pracht nicht viel nach. Die Stärke des Belagerungsheeres, wohl 180,000 Mann, erfüllte den Großwesir mit solcher Zuversicht, daß er eine Befestigung seines Lagers für überflüssig hielt. Da den Türken die Belagerungskunst fremd war, so leiteten ungarische und französische Ingenieure ihre gegen die Stadt gerichteten Arbeiten. Ihre Laufgräben waren auf 300 Schritte vom Glacis entfernt, der Kärnthner-, Burg-, Löwel- und Melkerbastei gegenüber angelegt und schon am 16. Juli nur noch 80 bis 90 Schritte von der Spitze der Ravelins vor dem Burgthor entfernt. Gefangene Christen wurden dabei durch Bastonaden zur Arbeit gezwungen. Was Wien von den Barbaren zu erwarten hatte, wenn sie siegen würden, bewies schon am 15. Juli die Beschießung des Fleckens Perchtoldsdorf, der dabei in Feuer aufging; als die Einwohner sich gegen Zusicherung ihres Lebens ergaben, wurden sie sammt und sonders niedergehauen. Ja, der befehligende Pascha tödtete eigenhändig die Jungfrau, die ihm die Schlüssel des Ortes übergeben wollte!

Aber selbst die heftigste Beschießung und Stürmung der Stadt vermochte nicht den Muth der Vertheidiger zu schwächen. Und doch drohten ihnen Gefahren im Innern, an welche sie im Kampfeifer nicht gedacht hatten. Die größte Gefahr für Alle war



Graf Ernst Rüdiger von Starhemberg.

König Johann Sobieski von Polen. Herzog Karl V. (IV.) von Lothringen.

Die Befreier Wiens.

Originalzeichnung von A. Greil.

offenbar die mehrmalige Verwundung Starhemberg's. Wäre der Mann, Kopf und Herz der Vertheidigung, gefallen, wie wäre das Ende geworden! Eine andere Gefahr erschien mit einer so hartnäckigen Ruhrkrankheit, daß durch sie die an sich schwache Zahl der Kämpfer noch verringert wurde. In dieser Noth erwarb sich der Bischof Kollonitz hohes Verdienst an den Krankenbetten. Auch eine Art Anerkennung dafür ist der Schwur Mustapha's, ihn, wenn er in seine Hände falle, zu enthaupten und seinen Kopf dem Sultan zu senden. Später sendete man dem Bischof den Kopf des Mustapha, der in der Wiener historischen Ausstellung zur Erinnerung an den Sieg von 1683 zu sehen war; ebenso das Fernrohr, mittels dessen Starhemberg auf dem Stephansthurm die Bewegungen des Feindes zu beobachten pflegte.

Wie immer, wenn ein großes Schicksal die Menschen erhebt, fehlte es auch hier nicht an großherzigen und aufopfernden Zügen.

Nachdem ein Kürassier, welcher durch die Donau schwamm, der Lieutenant Michael Gregorowitsch, welcher bei den Türken gefangen gewesen war, und Jacob Heider, der Diener des im türkischen Lager gefangen gehaltenen kaiserlichen Residenten Freiherrn Kuniz, mit ihren Briefen glücklich in die Stadt gekommen, dann aber mehrere Couriere, die man aus der Stadt an den Herzog von Lothringen gesandt, nicht mehr zurückgekehrt waren, unternahm es der dreiundvierzigjährige Bürger und Kaufmann Georg Franz Koltschitzky, ein geborener Serbe, der lange im Orient gewesen und geläufig türkisch sprach, am 13. August Abends freiwillig in türkischer Kleidung und begleitet von seinem Diener Michailowitsch das Lager zu durchschreiten, er kam über die Donau und brachte dem Herzog seine Briefe. Auf dem Rückwege, am 17. August, wurden sie bei dem Versuche, wieder in die Stadt zu gelangen, von den Türken überrascht, konnten aber noch rechtzeitig die Palissaden übersteigen. Da Koltschitzky erkannt war, durfte er den gefährlichen Gang nicht wieder wagen; aber Michailowitsch unternahm ihn noch dreimal, scheint aber doch bei dem letzten Wagstück umgekommen zu sein, denn man hat später nichts mehr von ihm gehört.

Wenn die Wiener ihre Mauern und mit ihnen ihre Lieben und ihr Leben, trotz der furchtbarsten Noth und steigenden Drangsal noch mit der Aussicht auf Erlösung vertheidigten, so geschah auf dem platten Lande der Kampf gegen die blut- und beutegierigen Bedränger mit dem Muthe der Verzweiflung. Nur im Norden der Donau hatte das Volk des offenen Landes in der Armee des Herzogs von Lothringen einigen Schutz; im Süden, wohin jetzt kein Soldat kam, mußten Bürger, Bauern und Mönche ihre Städte, Dörfer und Klöster eiligst durch Verhaue wenigstens gegen die Streifzüge mordender und plündernder Horden zu decken suchen, und oft thaten sie es nicht ohne Erfolg. Noch häufiger aber wurden sie die Opfer der entmenschten Asiaten. Nicht weniger als 30,000 Landbewohner Oesterreichs sind damals von Türken und Tataren ohne Kampf niedergemacht und 40,000 in die Gefangenschaft geschleppt worden.

Bis zum 1. September waren die sehr kunstvoll angelegten türkischen Laufgräben ohne Erfolg gewesen, und die mit höllischer Musik und betäubendem Allahgeschrei vollführten Stürme mit fast übermenschlicher Tapferkeit abgewiesen worden. Am 3. September aber fiel der dreiundzwanzig Tage lang heldenmüthig vertheidigte Burg-Ravelin in die Hände der Janitscharen, die freilich bei dieser Arbeit Tausende ihrer Mordbrüder verloren.

Nun war die Gefahr zu erschreckender Höhe gestiegen, die Gräben und Palissaden mußten in jener Gegend in die Straßen der Stadt verlegt und konnten offenbar nicht mehr lange gehalten werden, wenn nicht baldigst Hülfe herannahte. Am 4. September explodirte eine Mine an der Spitze der Burgbastion mit solchem Krache, daß die halbe Stadt erzitterte und Tausende von Feinden mit wildem Jubelgeheul antworteten. Die Türken kletterten bereits über den Schutt der Mauer hinauf, des Geschoßhagels nicht achtend, der auf sie niederprasselte; es wurde anderthalb Stunden verzweiflungsvoll gerungen und schon wehten Roßschweife auf der Bastion. Da erschien Graf Starhemberg selbst mit seinem ganzen Stabe an der Spitze der Reservetruppen und stürzte die bereits siegestrunkenen Barbaren mit gewaltiger Hünenkraft über die Mauertrümmer hinab in den Graben. Tag und Nacht arbeiteten nun alle Hände, Männer und Weiber, an der Ausfüllung der Bresche. Aber schon am 6. September führte eine neue springende Hauptmine an derselben Stelle einen neuen Sturm herbei, und auch dieser wurde glücklich abgeschlagen und hat 1500 Türken und nur 100 Christen das Leben gekostet.

Noch nie hatten die Türken so wüthend die Stadt beschossen und bestürmt, wie an diesen und den noch übrigen Tagen der Belagerung; denn Zweierlei war ihnen klar geworden: einmal, daß sich die Stadt nicht mehr lange halten könne, und zweitens, daß der Entsatz herannahe, und daß sie diesem zuvorkommen müßten, wenn sie Wiens Herr werden wollten.

Jetzt war der Augenblick der höchsten Noth für die edle Stadt gekommen! Und gerade in diesen schwersten Tagen mußte (am 10. September) der Tod den Mann rauben, welcher neben dem Commandanten von unschätzbarem Werth, ein unersetzlicher Verlust für Alle war, den Bürgermeister Liebenberg! Er sollte die Befreiung seiner Stadt nicht mit erleben!

Da nahte aber auch die Hülfe und Rettung.

Schon am 11. September bemerkte man von den Thürmen der Stadt aus im Lager ein geschäftiges Hin- und Herrennen; Pferde wurden gesattelt, Kameele bepackt und Reiter zusammengezogen. Die Türken hatten sichere Kunde erhalten von dem Herannahen des Entsatzheeres, und des Wütherichs Kara Mustapha Hochmuth befand sich am Vorabend des jähen Falles.

Herzog Karl von Lothringen hatte am 24. August bei Bisamberg eine Abtheilung der Türken glänzend geschlagen, ein Ereigniß, das die Stadt, in welche, trotz aller Absperrung, diese Nachricht gedrungen war, als den ersten Hoffnungsstrahl mit Jubel begrüßt hatte. Und nun rückten, Fahnen um Fahnen, die Entsatztruppen an. Schon vor jenem Treffen waren die Baiern angekommen, geführt vom Kurfürsten Max Emanuel und dem F.-M.-L. Freiherrn von Degenfeld, und bald nach ihnen die Salzburger, Württemberger und Franken unter dem Reichsmarschall Fürsten von Waldeck. Ohne einen besonderen Vertrag mit dem Kaiser abzuwarten, zogen die Sachsen unter dem Kurfürsten Johann Georg dem Dritten heran und waren am 5. September in der Nähe Wiens. Die Polen, deren Anmarsch durch die Schwerfälligkeit ihrer Regierung und französische Ränke verzögert war, standen am 30. August in Nikolsburg, und am 31. hatte der ritterliche König Johann Sobieski die erste Zusammenkunft mit Herzog Karl bei Oberhellabrunn. Am 3. September schlug der König sein Hauptquartier bei Tulln an der Donau auf. Es folgten schließlich noch kaiserliche Truppen, die zerstreut im Reiche und den Erbländern gestanden hatten. Und nun übernahm den Oberbefehl der König von Polen.

Das Heer der Befreier überschritt die Donau und lagerte auf der Ebene bei Tulln. Es theilte sich in das Corps de bataille unter dem Kurfürsten von Baiern und dem Fürsten von Waldeck, den linken Flügel unter dem Herzog Karl von Lothringen und dem Kurfürsten von Sachsen, und den rechten Flügel unter dem polnischen Großfeldherrn Fürsten Jablonowski. Die Angaben über die Stärke des Entsatzheeres schwanken zwischen 65,000 und 83,000 Mann. Bei demselben befand sich als junger Officier der spätere Kriegsheld Prinz Eugen von Savoyen.

Kara Mustapha hatte dem Entsatzheere, das nun über den Kahlenberg heranzog, noch über 100,000 Mann entgegenzustellen, nachdem er über 30,000 Mann in den Laufgräben vor Wien zurückgelassen hatte; es waren Türken, das heißt Orientalen verschiedener Abkunft aus Europa, Asien und Afrika, neben ihnen Tataren, Ungarn, Siebenbürger, Walachen, Moldauer als Vasallenheerhaufen; Tököly befand sich mit etwa 30,000 Mann zu ihrer Unterstützung in Ungarn.

Kara Mustapha theilte sein Heer ebenfalls in drei Theile; das Mitteltreffen führte er selbst, den linken Flügel Pascha Ibrahim von Ofen, den rechten Pascha Kara Mehemed von Diarbekir, und so erwartete er seinen Gegner auf den Höhen zwischen Nußdorf und Dornbach.

Endlich erschien der 12. September, der Tag der Entscheidung. Noch am Tage zuvor waren die Truppen, nach Möglichkeit, in ihrer Aufstellung vorgedrungen, aber mit unsäglicher Mühe, denn ein anhaltender Regen hatte die Wege grundlos gemacht und die Waldwasser waren angeschwollen. Dennoch gelang es fünf sächsischen Bataillonen den Gipfel des Kahlenbergs zu ersteigen und, durch Oesterreicher verstärkt, bei der Leopolds-Capelle drei Geschütze aufzustellen. Diese drei sächsischen Kanonen brachten der Stadt den ersten Gruß der nun sicheren Hülfe, und gewiß ist nicht oft ein Kanonendonner mit solchem Jubel begrüßt worden, wie dort von den Tausenden in höchster Noth.

Das Entsatzheer drang so weit vor, daß der linke Flügel den Leopolds-Berg, das Centrum den Hendel- und Langenberg und der rechte Flügel den Hermanns-, Kobel- und Sauberg besetzten. In dieser Stellung, welche der König um drei Uhr noch einmal beritt, erwartete man den großen Morgen.

Wie hatte der Türke Kara Mustapha sich für den Tag vorbereitet? Echt türkisch! Derselbe sah der allmählichen Anhäufung und Entwickelung der feindlichen Streitmacht mit dem schönsten Türkenphlegma zu. Nur zu einem Befehle raffte er sich auf: im Lager bei Hernals wurden 30,000 christliche Gefangene jeden Alters und Geschlechts bewacht, um in die Sclaverei abgeführt zu werden. Da aber die Abführung derselben jetzt unmöglich und deren Bewachung lästig war, so erhielt der Pascha von Temesvar den Befehl, sie alle niederzumetzeln! Das geschah am 8. September. — Am folgenden Tage entschloß er sich, Wien nochmals eiligst mit Sturm zu nehmen, zog es aber dann vor, auf der Höhe von Döbling und Währing die noch heute an ihn erinnernde „Türkenschanze" zu bauen, und nachdem er am 11. September noch die „zu spät" gekommene Besetzung des Kahlenbergs versucht hatte, kam er endlich zu dem Entschlusse, am 12. September das Entsatzheer zu vernichten.

„Morgenroth, leuchtest mir zum frühen Tod". Als der Tag erwachte, erkannte der Scharfblick des Königs die Schwächen der türkischen Aufstellung, die von Nußdorf bis Dornbach sich hinzog. Ein Kriegsrath mit den übrigen fürstlichen Befehlshabern führte zu dem Entschlusse, die Schlacht noch heute zu wagen. Nachdem man gemeinsam in der Klosterkirche das Abendmahl genossen, eilten alle Führer zu ihren Truppen — es war sechs Uhr geworden — und gleich darauf donnerten die Kanonenschüsse in's Donauthal, die das verabredete Zeichen zum Aufbruche gaben.

Der Kampf des Tages war sehr schwer, denn jetzt war an die Türken die Reihe gekommen, um ihre Selbsterhaltung mit dem Muth, ja mit der Wuth der Verzweiflung zu kämpfen.

Der Kampf begann zwischen acht und neun Uhr auf dem linken Flügel gegen die Stellung der Türken am Nußberge unweit Nußdorf. Osman Oglu, der hier befehligte, hatte von Sachsen und Oesterreichern sich von diesem wichtigen Punkte verdrängen lassen und setzte nun Alles daran, wieder Herr desselben zu werden. Trotz aller Kampfstüchtigkeit stieg von Augenblick zu Augenblick die Gefahr des Erliegens — dem die nahestehende Reichsinfanterie des Fürsten von Waldeck ruhig zusah —, da ließ der Prinz von Baden sächsische Dragoner absitzen und mit zwei Kanonen vordringen. Das Gefecht stand wieder, aber erst als noch vier Dragonerdivisionen und schließlich auch die gesammte sächsische Infanterie herbeigekommen, wurden die Höhen von Nußdorf gestürmt, und nach einem abermaligen wüthenden Widerstand bei Döbling fielen Nußdorf und Heiligenstadt in die Gewalt des siegreichen linken Flügels.

Das Centrum und der rechte Flügel hatten so bedeutende Terrainschwierigkeiten zu überwinden, daß sie nur langsam vordrangen. Erst gegen Mittag rückte der König an der Spitze seiner Reiterei und unter dem Schutze von vier Bataillonen des Centrums, deren Geschütz auf dem Galizinberge aufgestellt war, unweit Dornbach aus dem Walde hervor, während das Centrum die Höhen von Grinzing (bei Petzelsdorf) besetzte und mit dem rechten Flügel Fühlung gewann. Vom Siege des linken Flügels begeistert, brannten die Krieger vor Kampfbegierde, und bald sollten sie diese Begierde in Uebermaß zu stillen haben. Denn Kara Mustapha zog den Kern seiner Truppen zusammen und entfaltete die grüne Fahne des Propheten. Und als nun der König mit seiner Reiterei sich mitten auf den feindlichen Heerhaufen warf, stieß er auf unbezwinglichen Widerstand. Ein Theil seiner Reiterei wurde aufgerieben, ein Theil floh sogar, und der Großwesir jubelte schon Sieg!

Da kam die Rettung durch den Herzog Karl. Er sah die Gefahr und forderte den Kurfürsten von Sachsen zu einem Generalangriff auf den rechten feindlichen Flügel auf; beide erstürmten die große Batterie bei Döbling und eine Redoute bei Währing, die Sachsen, als die ersten bei den Batterien, richteten die Kanonen gegen den Feind und fort stürzten die aufgelösten Massen in regelloser Flucht erst in ihr altes Lager und dann weiter ohne Widerstand und Aufenthalt.

Durch diesen Angriff war der Großwesir gezwungen worden, vom König abzulassen. Dieser sammelte ordnete und ermuthigte indeß seine Reiterschaaren, und als er nun abermals bei Dornbach hervorbrach, ergriff die Türken der panische Schrecken. Vergeblich erhob der Großwesir selbst die heilige Fahne und beschwor seine Paschas zu neuem Kampfe, vergeblich fiel er sogar dem Khan der Tataren zu Füßen, seine Rettung von ihm erflehend — Alles vergebens! Um sechs Uhr war die Schlacht zu Ende. Schon um fünf Uhr hatte Prinz Ludwig von Baden mit sächsischen und österreichischen Dragonern vor dem Stubenthor sich mit den Wiener Ausfalltruppen Starhembergs vereinigt. Da gab es wohl ein Händedrücken wie nicht oft in der Welt.

In das Türkenlager war zuerst der Herzog Karl mit den siegreichen Sachsen eingezogen; später kam der König mit den Polen und endlich die übrigen Truppen. Die Beute war außerordentlich groß, fiel aber zu drei Viertel in die Hände der Polen. Der werthvollste Beutetheil waren 500 Kinder, deren Eltern in Gefangenschaft geschleppt oder gemordet waren. Sie alle nahm der Bischof in seinen Schutz.

Dieser Tag hatte den Türken gegen 15,000 Mann gekostet; der Glanz der Janitscharen war für immer verblichen. Das christliche Heer verlor gegen 5000 Mann, darunter 1200 Polen.

Am 13. September hielten die Sieger ihren Einzug in dem befreiten Wien. Am 14. gab der Kaiser sich diese Ehre. Am 15. fand die Zusammenkunft des Kaisers mit dem König statt. Es war bei Schwechat, wo zum Andenken an den großen Augenblick eine Pyramide errichtet worden ist. Schade, daß man nicht in diesen Stein die Frage des Kaisers eingegraben hat:

„Wie soll ich den König empfangen?"

Und die Antwort des Herzogs:

„Majestät, mit offenen Armen, denn er hat das Reich gerettet!"

Wir wollen den kaiserlichen Undank, über den sich so Mancher zu beklagen hatte, als schwarze Wäsche der Geschichte, hier bei Seite liegen lassen. Manchen ist ja doch ihr Lohn geworden. So wurde Starhemberg zum Feldmarschall, Bischof Kollonitz vom Papste zum Cardinal ernannt, und der muthige Koltschitzky erhielt von der Stadt die Erlaubniß, aus den im Lager erbeuteten Vorräthen von Kaffee das erste Kaffeehaus in Wien zu errichten.

Wir wollen noch einen Blick auf die vier Haupthelden des weltgeschichtlichen Ereignisses werfen, von welchen leider nur drei auf unserer Illustration Platz gefunden haben. Ohne alle Frage verdankt man den großen Doppelsieg der Vertheidigung und der Entsetzung Wiens, nächst der Tapferkeit und dem Opfermuth der Truppen und der Bürger, dem Feldherrntalente des Königs von Polen und des Herzogs von Lothringen, der Kriegserfahrenheit und dem Muthe des Kurfürsten von Sachsen und den ritterlichen und männlichen Eigenschaften des Grafen von Starhemberg.

Der König stehe auch hier obenan.

Wie kam es, daß gerade der Polenkönig zum Oberbefehlshaber des Entsatzheeres ernannt wurde? War dies etwa eine Courtoisie, welche man dem Oberhaupte eines verbündeten Staates erweisen zu müssen glaubte? Keineswegs! Die Auszeichnung galt einzig und allein dem Manne, dessen kriegerische Thaten schon lange vor der Schlacht bei Wien die Bewunderung der damaligen Welt hervorgerufen hatten.

An der Ostgrenze Polens begann er seine Laufbahn als einfacher Edelmann, und in jenen blutgetränkten Ländern, in denen nie der Friede herrschte, sondern ein fast ununterbrochener Kampf mit der anwachsenden Macht der Russen, mit den rebellischen Kosaken und dem anstürmenden Halbmond tobte, führte ihn der Gott der Schlachten bis zu den höchsten Staffeln des Ruhmes und Ansehens, die je ein Bürger der adeligen Republik erlangen konnte. Nicht allein den Feldherrnstab, auch die Krone selbst legte die Fortuna in seinen Tornister.

Als im Jahre 1672 der polnische Thron durch den Tod des Königs Michael „verwaist" war, stand Sobieski als Kronfeldherr im Felde, um den Türken ihre Eroberungen im Osten des Reiches zu entreißen. Bei Chocim griff er den Seraskier Hussein an und errang mit 30,000 Mann einen glänzenden Sieg über die doppelte Macht des Feindes. Jener Morgen des 11. November war einer der glorreichsten Tage seines Lebens, und wenn man die Thaten für sich selbst und nicht nach ihrer geschichtlichen Bedeutung beurtheilen will, ruhmreicher als der 12. September 1683, an dem er mit 2 anderen Feldherrn sich in den Lorbeer theilen mußte. Der Schnee fiel in dichten Flocken, als Sobieski mit gezücktem Säbel seine Infanterie zum Sturm gegen die Wälle des

türkischen Lagers führte, mit eigner Hand die grüne Hauptfahne Hussein's eroberte und nach dreistündigem Kampfe das osmanische Heer vernichtete.

Die Erinnerung an diesen Sieg bewirkte es wohl, daß Sobieski am 21. Mai 1674 auf dem Wahlfelde zum König von Polen ausgerufen wurde. Und kaum hatte er den Thron bestiegen, da mußte er bald um Polens Dasein kämpfen, denn Ibrahim Pascha war mit 150,000 Mann vor den Thoren Lembergs erschienen. Da raffte König Johann ein Häuflein seiner erprobten Krieger, das kaum fünftausend Mann stark war, zusammen; mit diesem wagte er den furchtbaren Kampf gegen die dreißigfache Uebermacht und schlug den Feind in wilde Flucht. Und später hielt er mit wenigen Tausenden wochenlang das Heer des Seraskier Ibrahim Scheitan (200,000 Mann) auf und verrichtete Wunder der Tapferkeit.

So gelang es ihm, mit geringen Streitkräften übermächtige Feinde an der Ostgrenze seines Reiches zu bezwingen, und so ging auch der Schrecken seines Namens her vor den Fahnen der polnischen Heere. Aus diesen Gründen war gerade sein Erscheinen vor Wien von großer Wichtigkeit und das ihm anvertraute Commando durchaus gerechtfertigt.

Der diesem königlichen Helden an Verdienst und Würde zunächst stehende ist Herzog Karl V. (IV.)* von Lothringen. Das Leben dieses Mannes führt uns in die Intriguen ein, durch welche der französische Hof das Herzogthum Lothringen vom deutschen Reiche losriß.

Karl's Vater, Franz, war der Bruder jenes Karl IV. (III.), welcher sein ganzes Leben lang mit der französischen List und Herrschsucht um die Selbstständigkeit seines Herzogthums im Kampfe stand. Aus seinem Lande vertrieben, flehte er die Kaiserlichen und Brandenburger an, vereinigt „die Grenzländer des Reiches" zu schützen. Niemand erhörte ihn, und so ist er 1674 zu Albach bei Bernkastel aus Zorn und Kummer gestorben.

Diesem Oheim Karl's war nämlich die Tochter seines Oheims Heinrich's des Zweiten, Nicoläa, zur Gemahlin aufgedrungen worden; die Ehe war unglücklich und blieb kinderlos. Das aber war ja gerade die französische Absicht und eben deshalb war der jüngere Bruder desselben, Franz, zum Cardinal ernannt worden, damit auch er nicht durch Nachkommenschaft gefährlich werde. Die Schwester der Nicoläa, Claudia, sollte einen jüngeren Bruder Ludwig's des Dreizehnten heirathen und dieser dann der einzige Erbe Lothringens werden. Als Franz von diesem Plane Kunde erhielt, entledigte er sich eiligst des Cardinalshutes und ließ sich mit der ihm längst gewogenen Claudia selbst heimlich vermählen. Das Geheimniß hielt sich nicht lange, und der französische Befehlshaber von Nancy wurde angewiesen, das junge Paar gefangen zu nehmen und zu trennen. Claudia aber schlich sich als Page verkleidet zu ihrem Gemahl, und Beiden gelang es, aus der Stadt und der französischen Gewalt zu entfliehen. „Damals fühlte Lothringen noch ganz deutsch". Und da der Papst später die romantische Ehe anerkannte, so wurde der Stamm der Lothringer am Leben erhalten, um als Erbe der Habsburger den deutschen Kaiserthron zu besteigen.

Der zweite Sohn aus dieser romantischen Ehe war der Herzog Karl V. (IV.), dessen Kriegsthaten wir im Kampfe vor Wien bewunderten. Er war 1643 in Wien geboren. Sein Oheim Karl hatte ihn zum Nachfolger im Herzogthume bestimmt, mußte ihm aber schleunigst die Reise nach Nancy verbieten, als er von Paris die Kunde erhalten hatte, daß Prinz Karl sich zu einer verletzenden Aeußerung gegen Ludwig den Vierzehnten vergessen habe, die diesem zugetragen worden sei. Karl reiste sofort nach Paris, um sich vor dem König selbst zu rechtfertigen, erhielt aber dort nur den Befehl, Frankreich binnen vierzehn Tagen zu verlassen. Er kehrte nach Wien zurück und zeichnete sich in den damaligen Türkenkriegen aus. Als wieder einmal die polnische Krone feil war, trat er als Bewerber um dieselbe auf, mußte aber dem Johann Sobieski weichen; ihr gemeinsamer Sieg vor Wien machte Beide zu Freunden. Im Jahre 1674 starb sein Oheim und hinterließ ihm das Recht der Erbfolge in Lothringen, jedoch unter der von Ludwig dem Vierzehnten befohlenen Bedingung, daß das Herzogthum nach seinem Tod an Frankreich falle. Als Karl gegen diese, alle Reichs- und Familiengesetze verhöhnende Bedingung protestirte, erhielt er vom Könige die Antwort: Er habe die Herablassung gehabt, Lothringen als eine freie Gabe anzunehmen, und die lothringischen Prinzen reichlich dadurch belohnt, daß er sie für Prinzen von (königlich französischem) Geblüt anerkannt habe.

Herzog Karl schien dieses „Geblüt" nicht so hoch anzuschlagen, er blieb lieber kaiserlicher General, vermählte sich mit der Schwester des Kaisers, der verwittweten Königin Eleonora von Polen, und ward Vater von vier Söhnen, deren ältester, Leopold, im Frieden von Ryswick Lothringen zurückerhielt, während der zweite, Karl Leopold, Kurfürst von Trier wurde. Seine fernere Feldherrnlaufbahn, die ausgefüllt ist mit Kämpfen gegen die Türken und Franzosen, können wir hier nicht verfolgen. Sie sind unvergängliches Eigenthum der Geschichte. Herzog Karl starb 1690; man sagt, er sei durch seinen Kammerdiener mittelst einer vergifteten Perrücke getödtet worden.

Von dem Kurfürsten Johann Georg dem Dritten von Sachsen, dem vom Kaiser Leopold auch mit Undank belohnten dritten Feldherrn vor Wien, können wir hier nur erwähnen, daß leider sein Kriegsheldenthum kein Glück für sein Land war. Aber sein patriotischer Sinn, der ihm gegen beide Reichsfeinde, Türken und Franzosen, das Schwert in die Hand drückte, verdient dankbare Anerkennung. Wären alle übrigen deutschen Fürsten Seinesgleichen an Vaterlandsehrgefühl gewesen, so würde die Schmach am Rhein nicht so hoch gestiegen, würde die Verwüstung der Pfalz nicht möglich geworden sein. Er starb, als Führer einer Rheinarmee, von der im Heere ausgebrochenen Seuche ergriffen, am 12. September 1691 in Tübingen.

Der dritte der auf unserer Illustration Dargestellten steht mit Recht im Bilde an der Spitze derselben: Ernst Rüdiger, Graf von Starhemberg, der Held und Mann, welcher den Triumph der Uebrigen durch die Erhaltung Wiens erst recht erhöht hat. Graf Ernst Rüdiger war zu Graz in Steiermark 1635 geboren, Sohn des damaligen Statthalters von Niederösterreich. Er trat in früher Jugend unter die Fahne und fand in Montecuculi seinen Lehrmeister, und zwar in einer Schule, welcher die Praxis nicht fehlte, denn die Kämpfe zwischen Türken und Ungarn waren sein Lehrfeld, aber zugleich seine Ehrenstaffel, auf welcher er in seinem fünfundvierzigsten Jahre die Stufe des Feldzeugmeisters erreicht hatte. Sein Sieg über Tököly in Mähren, 1680, veranlaßte den Kaiser, ihm beim Anzug der Türken 1683 die Vertheidigung Wiens anzuvertrauen.

Wie er dieses Vertrauen gerechtfertigt, ist in dem vorliegenden Artikel dargethan, und gegen ihn war der Kaiser gerecht, indem er ihm einen kostbaren Ring und 100,000 Thaler spendete, ihm ferner den Feldmarschallstab, die Würde eines Staats- und Conferenzministers und endlich das Recht verlieh, fortan den Stephansthurm in seinem Wappen zu führen. Die Stadt Wien erklärte das gräflich Starhembergische Haus auf der Wieden für abgabenfrei, der Papst beehrte ihn mit einem Breve, der König von Spanien mit dem Orden des goldenen Vließes.

Im Verein mit dem König von Polen setzte er den Krieg gegen die Türken und Ungarn fort, ward aber vor Ofen so schwer verwundet, daß er den Heerbefehl aufgeben mußte. Er kehrte nach Wien zurück und widmete sich fortan als Hofkriegsraths-Präsident mit Vorliebe der besseren Organisation des Heeres, wozu er an dem Herzog Karl von Lothringen und dem Prinzen Eugen von Savoyen treue und gediegene Helfer fand. Er starb am 4. Januar 1701.

Als Nachtrag und Abschluß unseres Artikels möge man noch das Folgende gelten lassen. In ganz Europa fand der Sieg über die Türken freudigen Wiederhall, die Türken aber fühlten, daß von diesem Tage an ihr Halbmond im Abnehmen begriffen war. Bezeichnend für sie ist, daß Kara Mustapha den unschuldigen greisen Ibrahim Pascha erdrosseln ließ und selbst wieder auf Befehl des Sultans in Belgrad erdrosselt wurde. Die Verfolgung der fliehenden Türken aber wurde binnen wenigen Jahren zur Rückeroberung von ganz Ungarn aus den Händen der Asiaten und zum Wiedergewinn des Landes für Europa. Tököly, der im türkischen Heerlager blieb, starb als Vasall des Sultans in Kleinasien.

* Diese doppelte Bezifferung der Lothringer Herzöge des Namens Karl rührt daher, daß der Sohn des Königs Ludwig IV. von Frankreich, welcher, 953 geboren, von Kaiser Otto II. mit dem Herzogthume Niederlothringen belehnt worden war, als Karl I. mitgezählt wird. Er starb 993. Von der zweiten Lothringer Herzogsreihe wird dann Karl, der Sohn des Herzogs Johann I., als Karl II. (I.) bezeichnet.

Der Uklei-See.*

Mit Originalzeichnung von G. Sundblad.



Von Hügeln dicht umschlossen, geheimnißvoll
Verhüllt in Waldnacht, dämmert der Uklei-See.
Ein dunkles Auge, das zur Sonne
Nur um die Stunde des Mittags blicket.

Emanuel Geibel.

Das norddeutsche Hochland, welches sich mit seinen weit ausschauenden Kuppen und alten ehrwürdig rauschenden Wäldern, mit seinen tief ausgerissenen Schluchten und eingesunkenen Thälern als ein breiter Gürtel um das Gestade der Ostsee legt, steht bekanntlich und besonders bei uns Deutschen in dem Rufe, sich hervorragend schöner landschaftlicher Reize nicht rühmen zu dürfen; höchstens daß man Rügen nachsagt, daß es sich in den urkräftigen Waldungen der Granitz und Stubnitz von Putbus bis zur Stubbenkammer und in den Kreideklippen mit der zauberischen Aussicht auf Meer, Bodden und Strandgliederung ganz angenehm leben lasse. Jene geringe Meinung von unserem Küstenlande ist jedoch keine gutberechtigte. Denn außer diesem von der Schöpfung allerdings reich begnadeten und mit Recht vielberühmten Eilande giebt es noch manche andere Gegend, die, wenn schon ihr Lob nicht so laut im Munde der Völker klingt, ihr Angesicht doch nicht zu verhüllen braucht, sondern mit den anmuthigen Zügen, welche die Natur ihr anerschaffen hat, dankbar vor uns Menschen lächeln darf.

Ich denke dabei vor Allem an eine Landschaft, die, in ein Pracht-

* Uklei (früher Ukeleyne) gilt als das Diminutiv von Uk, Ak oder Ach (Wasser).

gewand norddeutscher Natur gekleidet, einen Ehrenplatz im Panorama unseres Reiches verdient; es ist Wagrien, das zauberische Ländchen Ostholsteins. Verschwenderisch geradezu hat die Natur es mit üppigem Reichthum gesegnet und in Mannigfaltigkeit der Formen sein Bild gewiß zu einem der lieblichsten unseres ganzen weiten Vaterlandes gemacht. Wer landschaftliche Schönheiten unserem Ostseestrande bestreitet, der mag von der Burg Hessenstein in Wagrien hinaus über die fruchtbaren Gefilde, über das wirklich blaue Meer bis nach den hell herüberleuchtenden dänischen Inseln oder zurück in's Land hinein schauen, in das grünwogende Meer vollwuchsigen Buchenwaldes, über die grünen Auen, goldenen Kornfelder und die zahlreichen aus Flur und Baum herausblickenden tiefdunklen Seespiegel, und wem dann beim Anblick dieser Höhen-, Seen- und Wälderpracht nicht das Herz aufgeht, nun, dem hat Gott eben nicht die rechte Gunst erwiesen. Dabei erglänzt in dem lieblichen Gewand des Ländchens ein Kleinod von so tiefer Strahlung und von so schwermuthsvoller Pracht, wie das Auge es wo anders nicht in gleicher Schönheit schauen wird. Dieses Kleinod ist ein Waldsee im Buchenhain Eutins, ein in Einsamkeit versenktes Wasser, um das Poesie und Sage ihr Goldgewand gesponnen haben — der Uklei-See.

Wer den Hertha-See bei der Stubbenkammer auf Rügen oder den Wodan-See auf der Insel Wollin betrachtet und liebgewonnen hat, wird sich von dem Uklei-See eine Vorstellung machen können, wer diesen aber selbst gesehen, muß bekennen, daß er seine Geschwister noch um Vieles übertrifft.

Wenn man von der alten Gremsmühle, die heute noch im Schwentine-Thal bei Eutin im Strudel des Wildbachs klappert, den breiten Fahrweg nordöstlich nach dem Pfarrdorfe Malente am Keller-See, dem „Grünau" aus Voß' „Luise", verfolgt und den Fußsteig an Sielbeck vorbei und den nördlichen Rand des Keller-Sees entlang einschlägt, so tritt man in den Dom eines ansteigenden uralten Buchenwaldes ein, wo uns schlängelnde, mehr und mehr umdunkelnde Pfade bis auf eine Anhöhe führen: hier sehen wir nun tief zu unseren Füßen den melancholischen Spiegel des Uklei-Sees. Der hohe dunkle Wald umschließt ihn von allen Seiten, sodaß nur zur Mittagsstunde die Sonne ihre Strahlen in seinen stillen Grund hinabtauchen kann. Eine Walddecke von Waldmeister, Farren und Sauerklee webt rund herum einen Zauber tiefster Einsamkeit. So liegt er da versenkt in diesen feierlichen Friedensschlummer, ein Bild unsagbar schwermuthsvoller Pracht. Und ob die vor jedem Windhauche geschützte, ganz regungslose Wasserfläche die Wolken und die Waldhöhen wie ein Zauberglas wiederspiegelt, oder mächtig und düster, wenn das Abendglühn die Baumwipfel zum Abschiede in sein flüchtiges Gold taucht, emporblickt wie das Auge eines unergründlichen Geheimnisses, oder ob im Mondschein der Geist der Sage um die schilfigen Ufer wandelt, immer ist es eine tief poetische Stimmung, welche die Seele des einsamen Beschauers vor diesem Naturwunder ergreift.

Es ist verständlich, daß eine solche weltfremde Friedensstätte im Glauben des Volkes den natürlichen Boden der Wirklichkeit verloren hat, und erst aus der Belebung mit übersinnlichen Gestalten sich das Ungewöhnliche und Großartige ihres Eindrucks erklärt. Die Volksseele ist und bleibt ja nun einmal ein großes unmündiges Kind, das nach dem Grotesken am liebsten begehrt und mit dankbarem Gemüth alles das in sich aufnimmt, was seiner Einbildungskraft schmeichelnd neue Nahrung giebt, das es begreift und lieb gewinnt, mit dem es mit der Tiefe seines Herzensgrundes zu denken und zu fühlen vermag, mit dem es lachen, aber auch weinen darf. So hat denn auch der Uklei-See sein stilles einst geträumtes Bild, und um sein Ufer schwebt die Lichtgestalt der Sage erklärend, was Geheimnißvolles sein thränenfeuchtes Auge für das Menschensehnen birgt.

Wo jetzt der stille Grund des Sees liegt, soll vor Jahren inmitten eines alten Eichenhaines dem schönsten Wiesengrün eine Silberquelle entsprungen sein. Wie von Geisterhand gewoben, umflocht die heilige Stätte ein unsichtbares Band, sodaß sie nie eines Wanderers Fuß betreten hatte, selbst das scheue Wild sich dem Born nie zu nahen wagte. Doch bei Vollmondschein, so geht die Sage, in lauen Sommernächten, konnte man unter dem dichten Laubgeflecht im Zwielicht die verschleierte Gestalt eines schönen Weibes sehen, wie sie seufzend, klagend, händeringend an der Quelle umherirrte, um erst mit dem Mondlicht wieder dahinzuschwinden.

Als einst ein Ritter durch den Wald gezogen kam und ermattet zu der Quelle eilte, um mit heißen Zügen das frische Naß zu schlürfen, da sah er durch das Laubgehänge das wunderbare Frauenbild von dem Mondlicht sanft umflossen, mit aufgelösten wallenden Locken, um die weiße Stirn ein Silberband geschlungen, den lichten Schleier zurückgeschlagen und eine Harfe in der Hand, welcher die zarten Finger schmerzzuckende Töne entlockten.

Und wie er sah und lauschte, ward es ihm enge um Brust und Herz, und von Schauer und Entzücken erfüllt, eilte er vorwärts, um sich in namenloser Sehnsucht ihr zu Füßen zu werfen. Doch das zauberische Weib hob sich erschreckt weg, hüllte sich in Schleier und Gewand und betheuerte ihn mit lauten Klagen von ihrem Weh und Leid, diese Unglücksstätte schnell zu fliehen und nicht muthwillig den Zorn finsterer Mächte heraufzubeschwören. Doch des Ritters Muth wich nicht und wuchs nur in stürmischer Liebesgluth, und auf den Knieen liegend schwor er bei seinem Schwerte und bei seiner Ritterehre, er wolle ihr Ritter und ihr Retter werden. Da schwankte sie, den stolzen Worten trauend, beugte sich nieder, neigte sich zur Quelle, und ihrer Hand erblühte eine Lilie. „Diese Blume blüht in ewiger Jugend," sprach sie, „nie wird ihr frisches Blüthenleben vergehen, so lange sich Dein Herz des Schwures bewußt bleibt. Zwölf Monden sollst Du sie behüten und zwölfmal mit ihr als Zeichen Deiner Treue hierher wiederkehren. Doch dahin welken und sterben wird sie, wenn Du das Wort nicht hältst."

Schon raffte voll Entzücken der Ritter sich auf, um das liebreizende Weib an sein Herz zu schließen, da ward es plötzlich dunkel um ihn, und wo sie gestanden, sah er nur Nebel wallen. Umsonst rief er, der Wald blieb stumm, nur ein hundertstimmiges Echo drang auf ihn wie ein Warnungsruf ein. Erschüttert suchte er sein Roß, schwang sich in den Sattel und sprengte in das Dunkel, seinen Schwur zu lösen.

Zum elften Male schon war der Ritter nach dem Thale, das all sein Sehnen barg, hinabgeritten, und schöner und prächtiger war jedesmal die Lilie aufgeblüht. Zum zwölften Male lenkte er sein Roß dem dunklen Haine zu. Heisere Eulenrufe tönten durch das Rauschen der Wipfel, und finstere Wolken jagten am trüben Mondlicht vorüber. Mit glühendem Verlangen, doch zitternd wie vom Fieberfrost geschüttelt, drang er vor, drang weiter bis zur Quelle und suchte im Brausen des Sturmes unter dem Lichte zuckender Blitze verwirrten Sinnes des Weibes Spur, ohne daß er bemerkt hatte, daß längst die Lilie welk seiner Hand entfallen war. Und wilder wurde das Sausen und Toben des Wetters, rauschend beugten sich die gewaltigen Eichen, der Boden wich zurück, aus dem Quell schwellten Fluthen, Alles verschlingend und des Thales ganze Weite füllend. Als aber der junge Tag erwachte, da ruhte der See im süßen Morgenschlummer, auf dem Grunde Gram und Kummer deckend. Des Ritters Leiche lag angespült im silbernen Gewand am Ufer; allnächtlich aber ertönet heute noch im Schilf des Uklei-Sees des betrogenen Weibes laute Klage.

Die geheimnißvolle, schwermüthige Stimmung, in welcher der Spiegel des Sees und seiner Umrahmung blinkt, erklärt sich aus dem feierlichen Schweigen dieser selbst und der Lage des Seebeckens. Der Spiegel liegt circa 30 Meter hoch über der Ostsee und ist nach drei Seiten hin von steilaufsteigenden Uferwänden umgeben. Nur an der Südseite geht das Gelände anfangs sanft an, steigt dann aber zum „Wüstenfelderholz" ebenfalls schroff empor. So erscheint das Becken also wie ein Kessel, den das dunkel beschattete Wasser ausfüllt, und das südliche Gelände wie ein Thor, durch welches man zu seinen Ufern tritt. Dieser romantischen schönen Lage wegen erfreut sich der Uklei-See eines großen Rufes, und kein Wanderer wird die Gefilde von Wagrien durchwandeln, ohne den Fußsteig von Malente zu betreten, der ihn durch die Walddämmerung an das wunderbare Wasser führt.

F. S.

Ein Säuglings-Kuhstall.

Von Dr. Chalybäus.

Die medicinische Wissenschaft hängt nicht mehr dem alchymistischen Probleme nach, künstlich Menschlein zu machen, aber sie ist jetzt vor die Aufgabe gestellt, neugeborene Menschlein künstlich zu großen Menschen aufzuziehen. Sicher über die Hälfte aller Mütter, wenigstens in der großen Stadt, mag oder vermag jetzt nicht, ihre Kinder an der Brust selbst zu ernähren. Man ertheilt solchen Frauen den Rath, dem Kinde eine Amme zu geben. Der Rath ist für das Kind der Mutter ebenso gut, wie für das Ammenkind schlecht; was auf der einen Seite gewonnen wird, das wird auf der anderen entzogen, das eine Kind gedeiht nur auf Kosten des anderen. Zudem ist der Rath auch leichter gegeben, als befolgt, und zur Erlangung einer wirklich guten Amme aus den städtischen Vermittelungsbureaus gehören besondere Glücksumstände. Es ist hiernach eine ganz besonders richtige, aber auch besonders schwierige Aufgabe der Gesundheitspflege, für gute Ersatzmittel der Muttermilch zu sorgen.

Die neuere Zeit hat, diesem Bedürfnisse nachgehend, Frauenmilch-Surrogate in großer Anzahl auf den Markt gebracht, in Form von Kindermehlen, Kinderzwieback, Kraftgries und andern Kindernahrungsmitteln. Es ist nicht zu leugnen, daß die rationelle Zusammensetzung dieser Präparate sowie ihre Verdaulichkeit und Haltbarkeit bedeutsame Fortschritte gemacht und daß ihre Mittel deshalb auch vielfach nützlich gewirkt haben. Keines dieser Surrogate indeß vermag sich in seiner allgemeinen Verwendbarkeit als künstliche Nahrung für Säuglinge mit einer guten Thiermilch, speciell der Kuhmilch, welche für den allgemeinen Gebrauch allein in Betracht kommt, zu messen.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die große Sterblichkeit der kleinen Kinder wesentlich von der mangelhaften Versorgung mit guter Milch abhängt. In den großen Städten ist die stete Beschaffung frischer, unzweifelhaft und gleichmäßig guter Kuhmilch mit ganz besonderen Schwierigkeiten verbunden. Da die Milch nicht in der Stadt selbst, sondern auf den Landwirthschaften in mehr oder weniger großer Entfernung vom Stadtweichbilde erzeugt wird, so sind der Kuhstall, das Vieh und das Gebahren des Milchproducenten der Ueberwachung des Consumenten ganz entzogen. Die Milch ist ein sehr empfindlicher Stoff, der sorgsam behandelt sein will, sie ist leicht dem Verderben ausgesetzt und verliert schon durch das Aufbewahren an ihrer Güte. Noch mehr leidet sie bei längerem Transport, wenn sie wiederholtem Rütteln und starker Sonnenhitze ausgesetzt wird, ganz abgesehen noch von den Gefahren der Verunreinigung durch unreine Gefäße und das Gebahren mit unsauberen Händen. Hierzu kommt weiter noch, daß gerade die Milch der Verfälschung und Gehaltsverringerung durch den Zwischenhändler ganz außerordentlich ausgesetzt ist.

Ist schon die Beschaffung der gewöhnlichen unverfälschten Kuhmilch für die große Stadt mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, so ist es noch viel schwieriger, die Stadt mit solcher Kuhmilch sicher zu versorgen, welche zum Ersatz der Frauenmilch tauglich und zur Ernährung kleiner Kinder im ersten Lebensjahre dienlich ist; denn zu diesem Zwecke ist keineswegs jede gute Kuhmilch ohne Weiteres verwendbar. Nicht jede Muttermilch bekommt dem zarten Säugling; die Kuhmilch ist aber der Frauenmilch nicht ganz gleich zusammengesetzt und stellt deshalb schon an sich größere Anforderungen an die Verdauungskraft des kindlichen Magens. Sodann ist die Zusammensetzung der Kuhmilch keine ganz gleichbleibende, sie wechselt sowohl bei verschiedenen Kühen je nach der Rasse, als auch bei derselben Kuh je nach dem Alter, dem Gesundheitszustande, der Milchperiode und der Fütterung der Kuh, und zwar sind die Unterschiede, welche die Milch je nach diesen wechselnden Verhältnissen zeigt, ganz bedeutende: es giebt Milchsorten, welche nicht verfälscht sind und dennoch keine normale ungeschwächte Milch mehr vorstellen.

Um eine gute, gehaltvolle und sich gleichbleibende Milch zu erzielen, ist es vor Allem nothwendig, daß in der Milchwirthschaft die genaueste Sorgfalt auf die Erhaltung des Gesundheitszustandes der Milchkühe verwendet wird. Zur Beurtheilung desselben sind aber die wenigsten Landwirthe, namentlich kleineren Landwirthe befähigt, und nicht wenige sind sogar geneigt, auch noch die Milch von kranken Kühen zu verkaufen; ist es doch vorgekommen, daß Milch von Kühen vom Dorfe nach der Stadt verhandelt worden ist, welche vom Thierarzt scharfe und giftige Arzneimittel erhalten hatten. Kühe, die zum Ziehen verwendet werden, geben eine geringe Milch.

Von großem Einfluß auf das Wohlbefinden des Milchviehs und damit auf die Güte der Milch sind die baulichen Verhältnisse des Stalles, das Melken selbst, sowie die Sauberkeit des ganzen milchwirthschaftlichen Betriebes.

Die bedeutendsten Verschiedenheiten in der Zusammensetzung der Milch werden aber durch die Verschiedenartigkeit der Fütterung der Kühe bedingt. Es kommt nur selten vor, daß die Kühe auf der Wiese schädliche Kräuter fressen; in Rom aber sind Kinder durch Milch erkrankt, welche aus Herbstzeitlosen und Schierling stammende Gifte enthielt. Gnadenkraut macht die Milch abführend, Anis verleiht ihr seinen Geruch, Wermuth seinen Geschmack, Safran und Hundszunge ihre Farbstoffe. Von Einfluß auf die Mengeverhältnisse der Milchbestandtheile ist die Nahrhaftigkeit des Futters, je nachdem die Wiesen gedüngt werden oder nicht. Im Sommer und Herbst genießen die Kühe meist grünes Futter auf dem Weidegang, oder durch Vorlage von Klee, Gras, Gemengfutter, Wicken, Runkelrüben und Aehnlichem im Stalle. Diese wasserreiche Fütterung vergrößert die Milchmenge, und aus diesem Grunde werden vom Viehbesitzer auch im Winter zur Stallfütterung oft nicht trockenes Heu und Klee verwendet, sondern allerhand Wurzelfrüchte, Kartoffeln, Biertreber, Branntweinschlempe, verschiedene billige Wirthschaftsabfälle ꝛc.

Die Milch wird bei diesem Futter, das, nebenbei bemerkt, den Kühen selbst oft nicht zusagt, wässeriger und zur Säuerung neigend; es scheinen sich neben den gewöhnlichen chlor- und phosphorsauren Salzen auch schwefelsaure zu bilden, und deshalb wirkt diese Milch darmreizend und Durchfall erzeugend. Wir beobachten den gleichen Einfluß der Nahrungsweise ja auch bei den stillenden Frauen, und deshalb wird diesen stets die Einhaltung einer bestimmt vorgeschriebenen Diät anbefohlen, um die Säuglinge vor Verdauungsstörungen zu bewahren. So streicht z. B. von Ammon in seinem vielgelesenen Buche über „Die ersten Mutterpflichten“ alle grünen Gemüse, Kohl, Kraut, Rüben vom Speisezettel der Mutter, weil deren Milch dann blähend und abführend wirkt. Auch die Kühe, welche als Ammen dienen sollen, müssen auf eine besonders geregelte Nahrungsdiät gesetzt werden, um den besonderen Anforderungen dieses Dienstes zu genügen. Die grüne, wasserreiche Fütterung der Kühe liefert eine Milch, welche für gesunde Erwachsene zwar ganz brauchbar, für Säuglinge aber eine ungeeignete und gefährliche Nahrung ist. Solche Milch erzeugt bei den Kindern Magen- und Darmerkrankungen mit lebensgefährlichen Durchfällen oder mit langwierigen Verdauungsstörungen, welche Krämpfe, Abzehrung, Rhachitis und Scrophulose im Gefolge haben. Daher erklärt sich auch der Umstand, daß die kleinen Kinder hauptsächlich im Sommer, während der Grünfutterzeit, von Darmkrankheiten befallen werden, und zwar vorzugsweise diejenigen, welche nicht an der Mutterbrust liegen, sondern Kuhmilch erhalten.

Eine weitere Vorsicht bei der Milchwirthschaft ist dadurch geboten, daß eine Uebertragung gewisser Krankheiten vom Thiere auf den Menschen stattfinden kann. Als verdächtig und gefährlich ist besonders die Milch von Thieren zu bezeichnen, welche mit Perlsucht oder Tuberkulose, mit Maul- und Klauenseuche, mit Euterverschwärung behaftet sind. Der Genuß der rohen Milch von seuchekranken Kühen kann eine fieberhafte Krankheit zur Folge haben, welche mit einem Bläschenausschlage auf den Lippen und der Zunge verbunden ist. Der Unterleibstyphus ist wiederholt in London durch Milch verbreitet worden, welche in Gefäßen, die mit inficirtem Brunnenwasser gespült worden waren, verschickt wurde, sowie durch solche, welche von Melkern besorgt wurde, in deren Familie die Krankheit herrschte. Auch bei einer Diphtheritisepidemie in London ließ sich die Verbreitung derselben in Ver-

bindung mit dem Milchbezuge bringen, und zwar wurde die Ursache auf eine Eutererkrankung der Kühe zurückgeführt.

Die Tuberkelkeime der Kuh können sich, insbesondere wenn die Krankheit auf die Milchdrüse übergreift, der Milch beimischen und so Tuberkulose erzeugend wirken. Darum ist immer daran festzuhalten, daß nicht jede erste beste Milchkuh als Ammenkuh brauchbar ist. Manchen Krankheitskeim, der als ererbt gilt, hat sich das Kind mit der Mutter- oder Kuhmilch erst angesogen. Von der Ernährung des Säuglings hängt die Kräftigkeit seiner Constitution für's ganze Leben ab; wird doch Niemand ein Kind von einer schwindsüchtigen Mutter oder Amme stillen lassen.

Aber mit derselben Sorgfalt sollten die Eltern und Aerzte über die Gesundheit der nährenden Kühe wachen und ängstlich die Milch kraftloser und kranker Thiere ausschließen. Einer schwächlichen und dürftigen Frauenmilch ist eine als Specialität methodisch producirte, von nur ausgezeichneten Kühen gemolkene Kindermilch als Nahrungsmittel des Säuglings sogar vorzuziehen.

Durch eine richtige Futtermischung und durch strenge Auswahl der Thiere ist es möglich, eine fehlerlose Säuglingsmilch zu erzielen. Der Landwirth, der seine Milch als Marktwaare verwerthet, wird, wenn er buttert, bei der Fütterung darauf bedacht sein, möglichst den Buttergehalt selbst auf Kosten der übrigen Bestandtheile zu steigern, und, wenn er die ganze Milch verkauft, wird er bei der Auswahl der Thiere darauf sehen, Kühe mit möglichst reichlichem Milchertrag in seinem Stall zu haben. Deshalb bevorzugt er die Holländer, Oldenburger, Dessauer, kurz die Niederungsrassen, welche täglich 18 bis 20 Liter und mehr Milch geben. Aber diese Milch ist wässeriger und weniger gehaltreich, die Thiere magern bei der übertriebenen Milchabsonderung leicht ab und leiden erfahrungsgemäß häufiger, als Kühe sogenannter Höhen- oder Gebirgsrassen, an Tuberkulose.

Es kommt deshalb bei der Auswahl des Viehbestandes für einen Säuglings-Kuhstall nicht auf besonders milchreiche, sondern auf besonders gesunde Kühe an, nicht darauf, daß die Milchmenge groß, sondern daß die Milchqualität eine vorzügliche und für den besondern Zweck eine besonders geeignete ist. Die verbreitetste Krankheit des Rindes ist die Tuberkulose; die sichere Erkenntniß dieser Krankheit am einzelnen Thier ist im Beginn oft sehr schwierig. Es ist deshalb am sichersten, von vornherein auf eine gesunde Rasse zu sehen.

Die gesundesten und lebenskräftigsten Rindviehrassen stellt aber, wie schon bemerkt, das Gebirgsvieh. Schon das Vieh der Mittelgebirge, vom Harz, von der Rhön, von Oberbaiern, vom Pinzgau, vor Allem aber das Schweizer, insbesondere das bunte Simmenthaler und das einfarbige Allgäuer, ist kräftig und kerngesund. Diese Gebirgsviehrassen sind zwar weniger ertragsreich und geben nur 10 bis 12 Liter Milch täglich, aber dafür sind sie auch nahezu frei von Tuberkulose.

Nach den im Vorstehenden geschilderten Grundsätzen sind in den letzten zehn Jahren in mehreren großen Städten hygienische Milchställe errichtet worden.

Unsere Abbildung zeigt die in Dresden seit sechs Jahren bestehende Milchcuranstalt des früheren Rittergutsbesitzers Otto Wille, Bautznerstraße 71. Dieselbe steht unter der fortlaufenden Controle zweier Aerzte, eines Professors der Thierarzneischule und eines Chemikers. Der Stall selbst ist nicht in einem engen Hofe eingebaut, sondern frei im Garten gelegen, in einem eigenen Gebäude. Dasselbe hat, um im Winter allzu starke Abkühlung zu verhüten, ein doppeltes Dach, welches in der Mitte einen kuppelartigen Aufbau mit ringsum laufenden Ventilationsfenstern trägt. Die Mitte des 18 Meter langen und 16 Meter breiten Stallraumes nimmt ein erhöhtes freies Rundtheil ein, zu welchem Stufen führen und in dessen Centrum ein kühler Springbrunnen plätschert. Rings im Kreise um diese Plattform laufen die Stände der Thiere so, daß diese mit dem Kopf nach innen stehen. Die Höhe des Stalles beträgt über den Ständen 4 Meter, über dem Kuppelbau 6 Meter, der Luftinhalt 1096 Meter, sodaß bei vollständiger Besetzung des Stalles mit 34 Kühen 32 Cubikmeter, bei dem durchschnittlichen Bestand von 25 Kühen 44 Cubikmeter Luftraum auf den Kopf kommen, ein für die Gesundheit der Thiere so günstiges Verhältniß, wie es in keinem anderen Kuhstall erreicht sein dürfte.

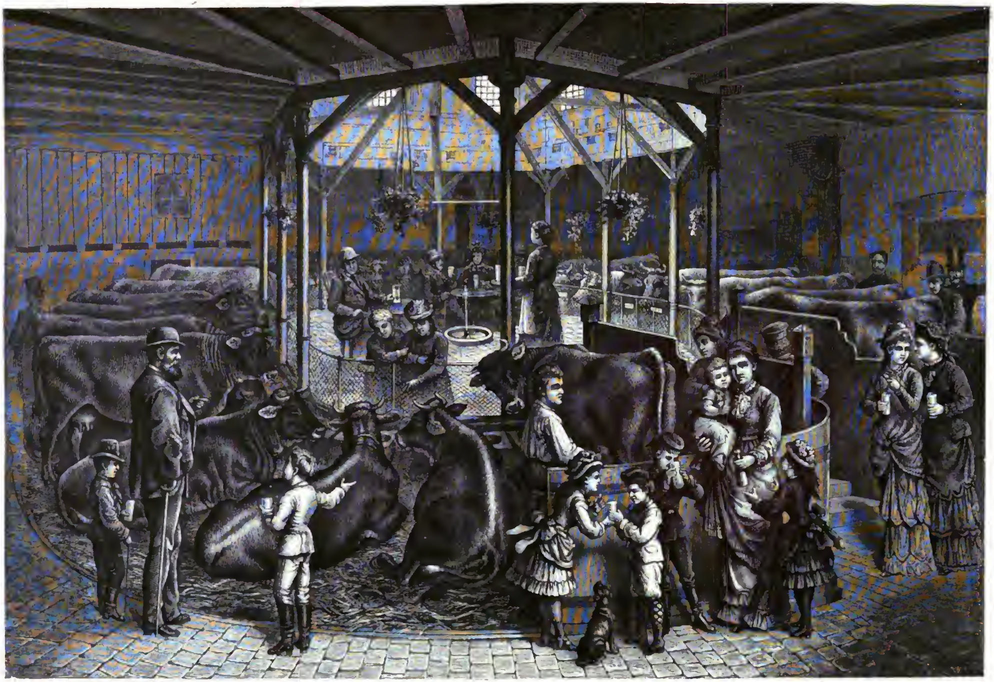
Die Wärme im Stalle hat bei einer Außentemperatur von — 6 ° R. noch 11 ° betragen, bei 0 °: 12 °, bei 2 bis 4 °: 13 bis 14 °, bei 8 bis 18 °: 15; bei fortdauernder äußerer Sommerwärme von 24 bis 25 ° stieg die Stalltemperatur auf 20 bis 22 °, konnte aber durch Inbetriebsetzung der Ventilation mittelst des aufgestellten großen Aeolus dauernd auf 15 ° erniedrigt werden. Man kann den Thieren in der Stadt ihre heimathliche Alpenluft ja nicht ersetzen, aber bei dieser ununterbrochenen Ventilation ist die Temperatur und Beschaffenheit der Luft im Stall stets eine gesunde und angenehme, es stößt Einem beim Eintritt nicht, wie sonst gewöhnlich, der Dunst und Stank der heißen stagnirenden Stallluft entgegen.

Der Fußboden des Stalles ist cementirt, und alle unreinen Flüssigkeiten fließen sofort in die Abzugscanäle ab, der Dünger wird sofort entfernt und der beschmutzte Stand alsbald erneuert. Die Fliegen, sonst eine wahre Plage der Thiere, werden hier nicht durch Mistgeruch angelockt, sondern durch die fortwährende Lufterneuerung verscheucht.

Auf die Reinlichkeit und Hautpflege der Kühe wird besondere Aufmerksamkeit verwendet, die schönen kräftigen Gebirgskühe werden gestriegelt wie die Pferde, ihr Fell sieht glatt und glänzend aus und läßt keinen angetrockneten Schmutz bemerken. In den Stall aufgenommen werden nur junge, etwa drei- und vierjährige Kühe, die das erste oder zweite Kalb tragen. Länger als drei bis höchstens vier Jahre bleiben dieselben nicht im Stalle, sondern werden dann abgemolken und verkauft. Jede neuangekaufte Kuh macht eine vierwöchentliche Quarantäne durch, sie bleibt erst zwei Wochen im Filialstall, dann noch zwei Wochen innerhalb des Gehöftes im getrennten Beistall. Jede neumelkende Kuh liefert zunächst eine stoffarme, etwas abführend wirkende Milch; die Milch solcher Kühe wird erst nach vierzehn Tagen zu der für die Säuglinge bestimmten Mischmilch mitbenutzt, und auch dann wird noch darauf geachtet, daß nicht die Milch vieler neumelkender Kühe gleichzeitig eingeschüttet wird. Die Melkdauer der Kühe erstreckt sich auf 36 bis 37 Wochen. Das Zulassen der Kühe und die neue Zucht geschieht im Gehöft selbst. Tragende Kühe liefern höchstens bis zum Ende des vierten Monats noch gut brauchbare Milch, dann stehen sie 8 Wochen „trocken“ im Stall; sie bekommen in dieser Zwischenzeit kein Kraftfutter, sondern trockenes, wie die andern. Im letzten Vierteljahr waren 23 Kühe 91 Tage (2093 Kuhtage) anwesend; davon waren nur 19 Stück täglich milchend (1729 Milchtage), und hiervon gab jedes Stück 9,9 Liter Milch täglich.

Eine stets gleichmäßige Ordnung und pünktliche Regelmäßigkeit herrscht in der Fütterung, Tränkung und Melkung. Die Melkzeit ist früh ½4 bis 4 Uhr und Nachmittags ½4 Uhr, also nur zweimal am Tage, wobei wohl die Milchmenge, dafür aber auch der Unterschied in der Morgen- und Abendmilch geringer wird, als bei dreimaligem Melken. Die gemolkene Milch kommt sofort in die abgesonderte, dem Stall angebaute kühle Milchkammer. Dort wird die Milch sämmtlicher Kühe gemischt, und diese Mischmilch ist daher von einer großen Gleichmäßigkeit der Zusammensetzung. Sie ist von vorzüglichem Geschmack und hält sich beim Aufbewahren besser als jede andere. Es wird früh und Nachmittags, und zwar stets nur frischgemolkene Milch abgegeben. Dieselbe wird in Glasflaschen, deren Korke mit besonderen Marken verklebt sind, um jeden Betrug auf dem Wege auszuschließen, gefüllt und in gut federnden Wagen, sodaß sie nicht arg geschüttelt werden kann, in die Wohnungen der Abnehmer gefahren, wobei auf eine pünktliche Zustellung besonders geachtet wird, weil jede Verspätung die ängstlichen Mütter mit Sorge erfüllen würde. Der Preis der Milch ist 50 Pfennig für das Liter; er erscheint nicht unangemessen, wenn man die Kostspieligkeit der Anlage inmitten der Stadt und des jeden Gewinn durch die producirte Milchmenge ausschließenden Betriebes erwägt. Die Milch ist immer noch fast noch einmal so billig, als das Nestle'sche Kindermehl und billiger als das Halten einer Amme.

Die öffentliche Controle der Milchanstalt geschieht, außer durch die Commission, auch durch das abnehmende Publicum selbst, und das bietet die volle Garantie, daß in dem Betrieb nie die mühevolle und peinliche Gewissenhaftigkeit, welche nothwendig ist, nachlasse. Die Mütter folgen gern der Einladung, selbst in den Stall zu kommen, und überwachen mit scharfem Auge alle Einrichtungen und Vorkehrungen, aber sie sind auch die dankbarsten Lobredner der Anstalt für das Gedeihen ihrer kleinen Lieblinge. Außer dem allgemeinen Urtheil der Aerzte ist die sich immer



Centralstelle der Wille'schen Milchcuranstalt in Dresden. Originalzeichnung von Jng. von Hartitzsch.

wiederholende Erscheinung, daß alle Familien, welche einmal ihren Bedarf von der Anstalt bezogen haben, bei allen nachkommenden Kindern regelmäßig wiederkehren, und daß sie sich die Milch selbst in entfernte Sommerfrischen nachschicken lassen, das sicherste Zeichen, daß sich die Kindermilch bewährt und daß die Errichtung solcher Anstalten einem wahren Bedürfniß der öffentlichen Gesundheitspflege entspricht.

Es müßte eine hübsche Gallerie pausbäckiger Gesichter geben, wenn sie einmal kämen, alle die Kleinen, in ihren Ammenkuhstall, dem sie ihre Gesundheit und Kraft verdanken.

Der Zug und die Zugstraßen der Vögel.

Mit einer Karte nach Dr. J. Palmén.

Als ich dieser Tage im schönen Thüringen bei der „Fröhlichen Wiederkunft" in eine Laube trat, beschlich ein eigenthümlich Gefühl meine Brust beim Anblick der bereits im herbstlichen Roth prangenden Blätter einer sogenannten „wilden Rebe", welche die Abendsonne, durch einen Riß von regenschweren Wolken hindurchleuchtend, mit ihrem Golde übergoß. In der That, der Herbst ist im Anzuge: die Tage werden sichtlich kürzer, die Morgen und Abende kühler. Noch ein paar Wochen und unser Ohr vernimmt geheimnißvolle Stimmen in den Weiden am Bache, in Garten, Wald und Feld.

Unseren aufmerksamen Blicken begegnen öfters junge Nachtigallen, welche anscheinend in geschäftiger Eile von Gebüsch zu Gebüsch, von Gartenhecke zum Haag, von Hain zu Hain pilgern, während Singdrosseln und viele andere befiederte Freunde vom Beerensegen des Nachsommers den Zehnten erheben und mit Gezwitscher und lauten Strophen ein bevorstehendes Etwas ankündigen. Freund Staarmatz inspicirt noch einmal seinen wettergeschwärzten Brutkasten, sein Baum- und Mauerloch, schlüpft ein und aus, schlägt mit den Flügeln, die metallisch glitzern im Sonnenschein, und läßt als allezeit wohlgelaunter Bursche seine bauchrednerischen Musikweisen ertönen über der trauten Stätte seines Heims.

Aber auch in den Lüften regt sich's merklich unter den Vögeln. Dohlen und Saatkrähen sammeln sich in schwarzen Flügen in den Vorhölzern unserer Wälder, wimmelnd und schwatzend, dem Ohr des Kundigen ein gewichtiges Vorhaben ausplaudernd. Aehnlich schaaren sich die Wildtauben, allabendlich in Nadelhölzer einfallend. Auch die Reiher schlagen sich zu Trupps zusammen und sitzen auf den kahlen Aesten der Eichenwälder und Triftbäume, während der klappernde Freund der Kinderwelt, der rothbeinige Storch, unten auf den feuchten Wiesengründen Musterung hält. Auf den morgenfrischen Dächern sammeln sich die Hausschwalben zum Stelldichein. In dichtgedrängten Reihen sitzen die Rauchschwalben auf den Bäumen und den Telegraphendrähten der Eisenwege, von Zeit zu Zeit einzeln, zu zwei oder drei oder gruppenweise ihre Flugkünste zeigend — ein wahres Turnfest.

Zuweilen aber, plötzlich wie auf ein verborgenes Commando, stiebt das ganze Vogelheer wimmelnd und zwitschernd in die Luft. Nach und nach jedoch bevölkert sich der als Sammelplatz dienende Draht wieder auf's Neue von den Zurückkehrenden: es war ein bloßes Spiel, ein Manöver gewesen.

So viel wird uns klar, daß eine geheimnißvolle Bewegung durch alle Reihen der gefiederten Welt hindurch sich abspielt, eine Bewegung, die immer deutlicher wird, je mehr die Natur an herbstlichem Charakter gewinnt. Wenn schon unsere Menschenbrust eines eigenthümlichen Gefühles sich nicht erwehren kann beim Anblick des bunten, theilweise schon fallenden Laubes in Wald und Hain, der frostzähen Georginen und Astern, die in unseren Gärten in grellen Farbentönen dem Auge sich aufdrängen, der kurz scheidenden Tage, so ist das nur ein schwacher Widerhall von dem, was in der leichtbeschwingten Schaar vorgeht, vom kleinen Sänger im Gebüsch bis hinauf zu den Riesengeschwistern in den Lüften. Sie alle belebt ein Etwas, das der Naturfreund von ihren Augen ablesen zu können glaubt, ein Etwas, das ihrem ganzen Benehmen ein bestimmtes Gepräge verleiht. Selbst der Gefangene wird ergriffen von dieser Unruhe, wenn die herbstliche Luft durch das offene Fenster an den Stäben seines Käfigs vorbeistreicht. Oft mitten in der Nacht erwacht er, wie geplagt von heftigen Träumen, schlägt mit seinen Flügeln in blindem Eifer gegen die Wände, stößt wie ein Tobsüchtiger mit dem Kopfe gegen die Decke, sodaß wir ernstlich um sein Leben besorgt sind. Kurz, ein Losungswort spricht die beredte Sprache in der Vogelbrust; in Millionen Vögelherzen hallt es wieder, und eines Tages hat es bei allen gewirkt: Auf in die Fremde!

Segler, Kukuk und Pirol sind bereits unseren Blicken entrückt; sie eröffnen den Reigen zur Weltreise gegen Süden. Ihnen auf dem Fuße folgen die zarten Laubvögel, die Schilfsänger, die Würger, bald auch Wachteln, Wiedehopfe, Sumpfschnepfen. Nun nimmt die Auswanderung immer wachsende Ausdehnung an. Auch aus dem Spiele der Schwalben auf dem Kirchthurmdache ist Ernst geworden: ein Septembermorgen hat sie uns entführt auf die ganze Dauer des Winters.

Ganz vereinzelt im Thierleben steht der Zug der Vögel nicht da. Kennen wir doch schon unter den Insecten eine ganze Anzahl von Arten, welche gemeinschaftliche Wanderungen — wenn auch in kleinem Maßstabe — unternehmen, theils im Larvenstadium, theils im ausgebildeten Zustande. Ich verweise auf die Züge des Heerwurms (Sciara Thomae), der Larve einer auch in Deutschland vorkommenden Mücke, auf die Schaaren von Processionsspinnerraupen, unliebsamen Gästen unserer Eichenwälder, auf die hier und da zu beobachtenden Züge der Distelfalter, der Kohlweißlinge, gewisser Libellen und besonders die verheerenden Schwärme von Wanderheuschrecken. Aber auch unter den Wirbelthieren giebt es Wanderer. Der Lemming (Myodes lemmus), ein kleiner Nager auf hohen Gebirgen Norwegens und Schwedens, unternimmt alljährlich in ungeheuren Schaaren Wanderungen vor dem Ausbruche der Kälte, und noch von manchen anderen höheren Thieren, z. B. von gewissen Fischen, kennt man ähnliche Gewohnheiten. Solche Kenntniß führt uns in zwangloser Weise zu der Frage nach den Ursachen, welche im Allgemeinen den Wanderungen der Thiere zu Grunde liegen. Da wird sich nach einiger Ueberlegung als Resultat ergeben, daß es vornehmlich zwei Factoren sind, die hierbei in Betracht kommen: eintretender Nahrungsmangel einerseits, Abnahme der Wärme andererseits. (In manchen Fällen werden auch durch eigenthümliche Fortpflanzungsverhältnisse solche Wanderungen hervorgerufen.) Es wird also unsere Aufgabe sein, zu prüfen, inwiefern diese beiden äußeren Ursachen beim Zuge der Vögel eine Rolle zu spielen berufen sind, ob einer von beiden eine größere Bedeutung zugeschrieben werden muß.

Eintretender Nahrungsmangel ist bei den vorgenannten Thieren sehr oft die Triebfeder zu größeren oder kleineren Wanderungen. Wenn ein bestimmter Bezirk für die Ernährung der ihn bewohnenden Wesen nicht mehr ausreicht, werden letztere eben auswandern müssen, sofern sie nicht untergehen sollen im Kampfe um's Dasein. Für die Mehrzahl der Vögel jedoch kann Nahrungsmangel eigentlich kaum als Ursache des Fortziehens angenommen werden, wenigstens nicht im Momente, wo der Zug anhebt. Vor dem Wegziehen sind zwei wichtige Abschnitte im Leben des Vogels vorüber: Brut und Mauser. Die durch diese beiden anstrengenden Lebensepochen entschwundenen Kräfte hat der Vogel wieder doppelt ersetzt durch seine jetzt entschieden der Ernährung hingegebene Lebensweise. Für die meisten Vögel ist ja auch im Herbste der Tisch vortrefflich gedeckt, und es dürfte eine hinlänglich bekannte Thatsache sein, daß die im Herbste uns verlassenden Vögel keineswegs mager, sondern sehr fett und wohlgenährt aussehen. Von beginnendem Nahrungsmangel könnte im Anfang der Zugperiode höchstens etwa bei ausgesprochenen Insectenfressern die Rede sein, während viele andere Arten, deren Nahrung während des Sommers auch vorwiegend aus Insecten bestand, im Herbste recht gern eine Beerencur unternehmen.

Wir werden somit zu dem Schlusse geführt, daß es die Wärme-Abnahme sein muß, welche in der Vogelwelt diese wunderbare Zugerscheinung hervorgerufen hat. Der Vogel ist eben ein echtes Luftthier, ein Thier des Lichtes und der Wärme. „Diese sensitiven Wesen — wo anders streben sie auf ihrem Zuge hin, als zur Sonne, zum wärmenden Sommer des Südens?" Weist uns doch schon die Bekleidung des Vogels darauf hin.

„Die Feder, dieses lockere, vielverzweigte Feingebilde einer hornartigen Substanz, zeigt sich gegen den so sehr vermehrten Wasserdunst und die stetigen naßkalten Niederschläge unserer Winter sehr empfindlich. Ein feuchtes oder nasses Federkleid schwillt an, sträubt sich und erhöht das Gewicht des Vogels, dessen Wärme entflieht durch die Lücken in seiner durchnäßten und verwirrten Hülle, sowie durch die Verdunstung."

Kleine Thiere haben relativ die größte Verdunstungsoberfläche und werden daher von den Temperatur-Schwankungen ihrer Umgebung am meisten beeinflußt. Der Vogel mit seiner Federhülle kann daher in unserem Klima nicht gut bestehen, ist leichter dem Verderben anheim gegeben, als die Säugethiere, die zum Theil im Winterschlaf den schädlichen Einflüssen der Winterkälte zu begegnen suchen. Die Mehrzahl der Vögel muß wandern, ihr Zug in die Ferne ist eine Nothwendigkeit, eine Lebensbedingung. Wenn aber die Wärme-Verringerung die Ursache des Zuges bildet, so müssen wir von Süden nach Norden eine Zunahme der Zugvögel nachweisen können. Und in der That stellen die in kalten und gemäßigten Klimaten nistenden Vögel das hauptsächlichste Contingent zum Zuge. Je näher dem Süden, desto mehr vermindert sich die Erscheinung des Zuges bei der dort einheimischen Vogelschaar. Dagegen scheinen in den Aequatorialländern die Wechsel von Dürre und Regenzeit auf die Gewohnheiten der Thiere Wirkungen zu äußern, wie in unserem Erdtheile die großen Temperaturwechsel, und durch Alexander von Humboldt wissen wir, daß zur Zeit großer Ueberschwemmungen auf der Südseite der Antillen große Flüge verschiedener Zugvögel aus dem Gebiete des Orinoco und seiner Nebenflüsse eintreffen.

Früher suchte man die Ursache des Zuges hauptsächlich in einem von der Natur dem Vogel tief eingeprägten Wandertriebe, ja man nahm bei der Erklärung zu einem hochentwickelten Ahnungsvermögen von Kälte und Unwirthlichkeit die Zuflucht, ohne dies irgendwie begründen zu können. Alle die räthselhaften Erscheinungen, welche uns hier entgegen treten, wurden durch ein anderes noch dunkleres Räthsel, den geheimnißvollen Instinct, erklärt. Die Neuzeit hat mit dieser willkürlichen Auslegung der Naturereignisse längst gebrochen und auf Grund sorgfältiger Beobachtungen Ansichten aufgestellt, die wir in Nachfolgendem kurz zusammenfassen. Es sind bei dem Zugphänomen zunächst zwei Momente in's Auge zu fassen, das zeitliche und das räumliche.

Die Zeit des Hauptzuges bei der Mehrzahl der Vögel fällt in die der beiden Tag- und Nachtgleichen. Abzug und Ankunft ist natürlich für die einzelnen Vogelarten höchst verschieden. Für einige der bekanntesten der zahlreichen Pilgernden habe ich die allgemeinen Umrisse der Zugzeiten bereits oben angedeutet. Mit einer genaueren Aufzählung glaube ich den Leser verschonen zu müssen, und ich begnüge mich damit, anzugeben, daß im Allgemeinen ein Vogel, welcher am frühesten seine Brutgeschäfte vollendet und mausert, auch am zeitigsten zur Reise aufbricht. Arten, die jährlich nur einmal brüten, werden selbstverständlich früher zur Abreise schreiten, als solche mit zwei und drei Bruten. Desgleichen macht sich die Regel geltend, daß die zuerst ziehenden Vögel immer zuletzt wiederkehren, und umgekehrt die spät ziehenden am ehesten wieder in ihrer Heimath sind. Gereist wird bald bei Tag, bald bei Nacht.

Hinsichtlich des Zeitpunktes des Abzuges und der Rückkehr läßt sich, wie angedeutet, im Allgemeinen für die einzelnen Arten eine bestimmte Regelmäßigkeit constatiren, die ja vielfach zu Bauernregeln und Jägersprüchen Veranlassung gegeben hat. Ich brauche blos an die bekannten Schnepfensonntage zu erinnern. Doch kommen auch mehr oder minder beträchtliche Schwankungen vor. Läßt doch die alltägliche Auffassung sogar die Ankunft der Vögel an einem gewissen Orte als Zeichen für die Witterungsverhältnisse in denjenigen Ländern erscheinen, wohin sie ziehen, anstatt derjenigen, von wo sie kommen. Auf Grund dieser Annahme hat man den gefiederten Wesen ein Ahnungsvermögen zuerkannt, die sie zu Wetterpropheten besonders geeignet machen sollte.

Von ganz besonderem Interesse ist das räumliche Moment der Zugerscheinung, das Studium der Zugstraßen und der Winterstationen für die beschwingten Südenpilger. Lange war man sich über diesen Punkt im Unklaren und manches ältere Handbuch der Thierkunde bringt irrthümliche Angaben, wie z. B. das Werk von Lenz „Ueber die Vögel". Ergötzlich sind, nebenbei gesagt, die Auseinandersetzungen der alten Naturforscher über den Charakter der winterlichen Vogelfauna in ihrer Heimath. Der bei dem Vesuvausbruche von 79 n. Chr. verunglückte römische Naturforscher Plinius glaubte, daß der Kukuk jeweils im Herbst sich in einen Sperber verwandelte und im Frühjahre wieder Kukuksgestalt annähme. Bei der oberflächlichen Aehnlichkeit beider Vögel ist dieser Irrthum erklärlich; er sah eben während des Winters keinen Kukuk mehr. Bis in's Mittelalter cursirten dergleichen Sagen, und selbst bei Conrad Geßner finden wir noch keine klare Vorstellung von dem Verbleiben unserer Zugvögel während der kalten Jahreszeit.

Genauere Kenntniß der Zugstraßen und Winterstationen hat uns eigentlich erst die jüngste Periode der Naturwissenschaft gebracht. Nachdem schon früher ein russischer Reisender, von Middendorff, in Sibirien den Verlauf der Zugwege im Osten zu ergründen bestrebt war, machte 1876 ein schwedischer Forscher, Dr. J. Palmén, in einem eigenen Werke „Die Zugstraßen der Vögel"* zum Gegenstande einer speciellen Untersuchung. Durch eine Fülle eigener Beobachtungen, durch emsiges Sammeln von Beobachtungsnotizen bewährter Ornithologen, wie Naumann, Alex. von Homeyer, Alfred Brehm und vieler Anderer, durch das Studium von Museen und Privatsammlungen endlich hat sich Dr. Palmén in den Besitz eines reichen Materials zu setzen verstanden, das ihn zu Resultaten führt, die in der That Jedermanns Interesse verdienen.

Ein Blick auf die beigegebene Karte (S. 608) belehrt uns über den Verlauf der Zugstraßen auf unserm Erdtheil. Palmén unterscheidet deren dreierlei. Auf unserer Karte haben wir, da es sich nur darum handelt, dem Leser einen Einblick in das Wesen der Zugstraßen zu ermöglichen, nur zwei Arten derselben angedeutet, und zwar die marin und submarin-litoralen, d. h. die durch das Meer und die Meeresküsten bestimmten (durchbrochene Linien), und diejenigen, welche dem Laufe der Flüsse und Küsten entsprechen (fein punktirte Linien), die sogenannten fluvio-litoralen, während wir die für uns weniger wichtigen, durch Eisfelder des Polarmeeres bedingten glacial-litoralen Straßen weglassen.

An der Hand der Beobachtungsnotizen über 19 Vogelspecies zeigt uns nun der Verfasser, welche Wege jeweils eine der fraglichen Arten auf dem Herbst- und Frühjahrszug einschlägt. Uns interessiren zunächst die Linien, welche für Deutschland in Betracht kommen.

Da sehen wir denn, daß eine große Heerstraße aus hohem Norden über Nowaja Semlja durch die Halbinsel Kanin zum weißen Meer sich hinzieht und über die großen Seen im nordwestlichen Rußland zum finnischen Meerbusen verläuft. Mehrfach sich theilend und wieder vereinigend, streicht sie in zwei Aesten längs der südschwedischen und deutschen Gestade der Ostsee hin, durchschneidet die dänische Halbinsel, um sich an der niederländischen Küste auf's Neue in zwei Aeste zu spalten. Während der eine davon den atlantischen Küsten Frankreichs und der iberischen Halbinsel folgt (verstärkt durch Zuzügler aus England), um nach Afrika hinüberzuführen, setzt der andere mitten durch den Continent hindurch.

Da nun die Zugvögel mit Vorliebe den Verlauf von Flußthälern als Wanderstraßen benutzen, so lange dieselben nicht allzu sehr von der allgemeinen Zugrichtung abweichen, so kann es nicht wundern, wenn die Hauptzugstraße Mitteleuropas durch den Unterlauf des Rheins, die Mosel und die Saone gegeben wird.

Ein ebenfalls sehr stark besuchter Weg begleitet den Rheinstrom beträchtlich weiter nach Süden, führt über die westschweizerischen Seen durch das Thor von Genf, um, der Rhone nach verlaufend, in spitzem Winkel mit der vorbeschriebenen Straße zusammenzutreffen und dem Golf von Lion zuzustreben.

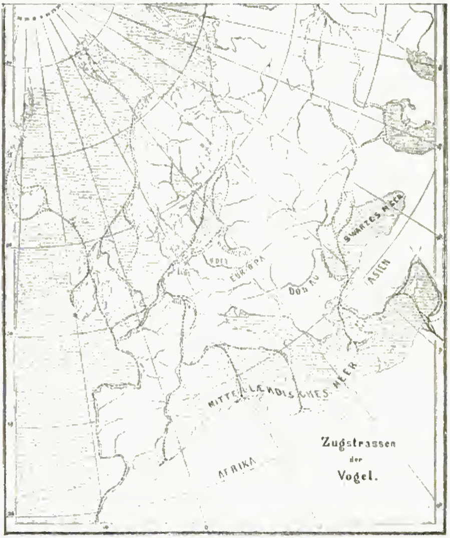
Was nun den Weg über das Mittelmeer anbetrifft, so macht die Karte ersichtlich, daß dreierlei Fälle möglich sind. Ein Theil der Zugvögel begleitet westwärts noch eine Strecke weit die Mittelmeerküste Frankreichs und Spaniens, setzt dann etwa auf der Höhe des Cap de la Nao nach Algier über. Andere Arten ziehen ostwärts, um längs Corsica und Sardinien nach Tunis zu gelangen oder durch die Meerenge von Messina die große Syrte zu erreichen.

Der Verlauf der mitteleuropäischen Zugstraße ist nicht genau der von Nord nach Süd, sondern zeigt eine westliche Ablenkung. Diese Ablenkung wird durch die Alpenkette verursacht, welche durch ihre quere Lage und ihre Höhe zu einem Hinderniß wird, das manche der befiederten Pilger zu umgehen suchen. Indessen giebt es genug andere, die sich durch das Alpengebirg keineswegs in ihrer Reiseroute beirren lassen.

Manche Wandervögel nun kommen durch den Vierwaldstätter-

* Erschienen bei W. Engelmann in Leipzig.

see das Reußthal herauf. Wenn sie im Urserenthal anlangen, bietet sich ihnen eine Aussicht auf drei Pässe dar, auf die Furka, die nach Wallis, auf den Oberalppaß, der nach Graubünden, und auf den Gotthard, der nach Italien führt. Der letztere ist der höchste und auch der am weitesten vorgestreckte von diesen Pässen. Nichtsdestoweniger lassen sich die Vögel nicht irre machen. Sie schwenken, ohne die beiden übrigen Pässe zu beachten, gleich zum St. Gotthard ein, als wenn sie wüßten, daß dieser auf dem kürzesten Wege sie ihrem Ziele entgegenführe. Nach kurzer Rast auf den kleinen Gotthardseen eilen sie, Thäler und Gebirgseinschnitte als Anhaltspunkte verwerthend, hinab zur Po-Ebene.



Was die übrigen Zugwege durch das Innere von Mitteleuropa anbetrifft, so scheinen nicht wenige Arten mit einer gewissen Regelmäßigkeit die Weser und die Elbe hinauf zu ziehen. Ebenso gehen sie auch die Oder hinauf nach Schlesien, wohin die Elbe theilweise Beiträge liefert. Soweit Thatsachen vorliegen, scheinen die in dieser Weise angekommenen Vogel später durch die baierische Niederung zu dem Flußthale der Donau und längs desselben weiter nach dem südöstlichen Europa zu ziehen.

Nach dem Beigebrachten und einem nochmaligen Blick auf unsere Zugkarte wird dem Leser klar werden, daß man im Irthum befangen war, wenn man Aegypten als die Winterherberge unserer mitteleuropäischen Zugvögel ansah, wie man bisher allgemein zu thun pflegte. (Vergl. „Lenz, Die Vögel“, Seite 14.) Die Wintergäste Aegyptens und der Nilländer stammen wohl sämmtlich aus dem Osten und ziehen längs der Zugstraße, welche die Levante mit dem Schwarzen Meer und dem Gebiete des Ob in Verbindung setzt.

Daß eine Ausdehnung der Wanderungen einzelner unserer Zugvögel von der nördlichen Erdhälfte über den Aequator hinaus bis zur südlichen Hemisphäre stattfinde, wird einstweilen wohl mit Recht in Zweifel gestellt.

Früher glaubte man den Zug durch die Richtung der Meridiane bedingt. Der obengenannte russische Naturforscher von Middendorff stellte fernerhin die Hypothese auf, welche das erstaunliche Orientirungsvermögen der Zugvögel dadurch erklärte, daß sie immerwährend der Richtung des Magnetpoles sich bewußt wären und dem zufolge auch ihre Zugrichtung genau innezuhalten wüßten.

„Was dem Schiffe die Magnetnadel ist, wäre dann diesen Seglern der Lüfte das innere magnetische Gefühl, welches vielleicht in engstem Zusammenhange mit den galvanisch-magnetischen Strömungen stehen mag, die im Inneren des Körpers dieser Thiere erwiesenermaßen kreisen — der Vogel ist durch und durch Magnet.“

Eine merkwürdige, für unsere groben Sinne nicht recht faßbare Erscheinung ist allerdings das genaue Einhalten dieser Luftwege von den Vögeln. Allein ich glaube nicht, daß wir die Erklärung so weit herzuholen haben, wie es durch von Middendorff geschehen, und bin überzeugt, daß die Ansicht der Gebrüder Müller, wonach der ziehende Vogel sich im großen Ganzen an die herrschenden Luftströmungen hält zur Zeit seiner Weltreise, weit mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat.

„Diese Luftströmungen — sie sind das ihn erweckende und leitende Agens, dem er in seiner ausgeprägten Eigenschaft als Luftthier regelmäßig folgt und dessen Walten er sich übergiebt.“

Im Gegensatz ferner zu der herrschenden Meinung, daß der ziehende Vogel in der Regel oder stets der Windrichtung entgegen steuere, stellen die Gebrüder Müller die durch eine Reihe von Thatsachen gestützte Ansicht auf, daß auch die geringste (nur keine allzu heftige, orkanartige) Windströmung in seiner Zugrichtung dem Wandervogel förderlich sei.

Ich glaube ferner, daß im Allgemeinen das Moment der Erziehung beim Zugphänomen immer noch nicht genügend betont wird. Wenn wir die Thatsachen würdigen, daß innerhalb einer und derselben Art die älteren Individuen die Führung der Jüngeren, der ganzen luftigen Karawane übernehmen, daß zu den verirrten, verschlagenen Zugvögeln die jungen Exemplare das Hauptcontingent liefern, daß besonders klugen und vorsichtigen Vogelarten minder kluge und wehrhafte sich anvertrauen, so werden wir zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Erfahrung eine überaus wichtige Rolle zu spielen berufen ist beim Zuge der Vögel. Die Summe der Erfahrungen wird um so größer sein, je länger die Lebensdauer des Individuums währt, beziehungsweise je öfter ein Vogel den Zug in die Fremde und die Heimkehr zu unternehmen Gelegenheit hat.

Wir müssen zwar dem Vogel ein ungemein feines Ortsgedächtniß, hoch entwickelte Sinneswerkzeuge, vor Allem ein außerordentlich scharfes, ein gleichsam fernrohrbewaffnetes Gesicht zusprechen, wir müssen das Zugphänomen entschieden als eine „Großthat“ bezeichnen, aber wir brauchen bei Erklärung keineswegs zu übernatürlichen Kräften unsere Zuflucht zu nehmen. Der Zug wird auch vieles von seinem geheimnißvollen Nimbus verlieren, wenn wir ihn betrachten als eine Gewohnheit, die, ursprünglich hervorgerufen durch Aenderung der Klimate auf unserer Erdoberfläche, späterhin im Laufe unermeßlicher Zeiträume sich fixirt hat in der Natur des Vogels — ein treffliches Beispiel von der Macht der Vererbung.

Dr. **Emil A. Göldi.**

Inhalt: Ueber Klippen. Von Friedrich Friedrich (Fortsetzung). S. 593. — Wien vor zweihundert Jahren. Ein Ruhmeskranz der alten Kaiserstadt (Schluß). S. 596. Mit drei Portraits von A. Greil. S. 597. — Der Uklei-See. S. 601. Mit Illustration von G. Sundblad. S. 601. — Ein Säuglings-Kuhstall. Von Dr. Chalybäus. S. 603. Mit Illustration von J. von Hartitzsch. S. 605. — Der Zug und die Zugstraßen der Vögel. Von Dr. Emil A. Göldi. S. 606. Mit einer Karte nach Dr. J. Palmén. S. 608.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis $2^1/_2$ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Ueber Klippen.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Fortsetzung.)

„Herr Richter, ein jeder Mensch handelt nach seinem Sinn,“ fuhr der Bauer fort. „Hier aber ist's Brauch gewesen, daß die Kinder den Eltern gehorchen, und so soll's hier bleiben. Fügt die Moidl sich nicht, so zerreißt sie das Band zwischen mir und ihr, nicht ich.“

„Wolltet Ihr sie deshalb enterben?“ fiel der Richter ein.

Um den Mund des Bauern zuckte es. Ueber sein ernstes, hartes Gesicht flog es wie ein spöttisches Lächeln.

„Ich braucht' sie nicht zu enterben,“ entgegnete er, „dies Gehöft hab' ich von meinem Vater ererbt, es ist mein Eigenthum, ich kann darüber verfügen, so lang' ich leb', ich kann es auch verschenken oder gegen ein Leibgeding verkaufen. Ich bin kein Rechtsgelehrter, aber ich mein', das müßte gelten, denn es hat immer gegolten.“

Dem Richter riß die Geduld, er hatte nicht geglaubt, daß der starre Sinn des Mannes so weit gehen könne.

„Es würde nach dem Gesetze gelten,“ sprach er, „aber es giebt noch Etwas, was über dem Gesetze steht. Ein gutes Andenken würdet Ihr Euch dadurch nicht erkaufen, und wir Alle trachten darnach, daß unser Andenken auch noch über unser Grab hinaus reicht!“

„Das muß ein Jeder mit sich selbst und seinem Gewissen abmachen,“ gab der Bauer zur Antwort.

„Ihr habt Recht,“ entgegnete der Richter, indem er sich erhob. „Vergeßt das nicht und denkt auch daran, daß unser Gewissen uns täuschen kann. Ihr habt Zeit, Euch Alles reiflich zu überlegen.“

Der Bauer blieb in seiner kalten Ruhe.

„Ich brauch' keine Zeit,“ sprach er. „Mein Entschluß steht fest. Wie das Holz der Bäume, die hier oben wachsen, fester und zäher ist, als das derjenigen, welche unten im Thal aufschießen, so ist's auch mit den Menschen; hier geht oft ein Sturm, während es unten ruhig ist; hier ist noch Winter, wenn unten der Frühling gekommen ist — das macht fester.“

Der Richter antwortete hierauf nicht. Der Bauer hatte Recht, aber er dachte nicht daran, daß auch der Sinn und das Herz seiner Tochter sich hier oben gefestigt hatten.

„Ihr werdet nicht vergessen, daß Ihr nur ein Kind habt,“ sprach er, indem er dem Bauer die Hand reichte.

„Ich weiß es,“ gab der Oberburgsteiner ruhig zur Antwort.

Moidl sah von ihrer Kammer aus den Richter fort gehen. Sie brauchte ihn nicht zu fragen, was er ausgerichtet hatte, sein langsamer Gang verrieth es ihr. Sie war aber auch nicht enttäuscht, denn sie kannte den harten und festen Sinn ihres Vaters.

Hansel hatte nur wenige Tage bedurft, um sich von der langen Haft zu erholen. Mit voller Kraft nahm er die Arbeit wieder auf. Und die frische Bergluft war es nicht allein, die ihn stärkte. In ihm rief es laut bei Tag und Nacht: „Jetzt wissen Alle, daß die Moidl Dich liebt!“ Und er wollte zeigen, daß er sie verdiene.

Seine Mutter hatte durch den Richter erfahren, daß der Oberburgsteiner gegen ihn sei, und sie kannte den zähen Sinn des Bauern.

„Gieb die Moidl auf,“ sprach sie zu ihm, als sie allein mit ihm im Zimmer war. „Ich glaub', daß es Deinem Herzen nicht leicht wird, aber den Sinn ihres Vaters beugst Du nimmer.“

„Mutter, er beugt aber auch mein Herz nicht,“ entgegnete Hansel. „Er ist alt und ich bin jung, da halt ich's aus.“

„Darüber kannst Du auch alt werden,“ warf seine Mutter besorgt ein.

„Dann werd' ich's!“ rief Hansel. „Die Moidl hat mein Wort, das halt' ich. Sieh', Mutter, als ich dort unten in der Zelle saß und keine Beschäftigung hatte, um mir die Zeit zu vertreiben, als ich manche Nacht da lag, ohne schlafen zu können, da hatte ich Zeit, über Vieles nachzudenken. Wohl hundert Mal hab' ich mir die Frage vorgelegt, was ich thun solle, wenn ich wieder frei sei, aber immer hab' ich mir gesagt, daß mein Herz keiner Andern gehören könne, als der Moidl! Und ihr gehört's.“

Am folgenden Tage, als er bei der Arbeit war, brachte ihm ein Knabe einen Brief.

„Wer hat Dir den Brief gegeben?“ fragte er.

„Die Moidl,“ erwiderte der Knabe und lächelte verschmitzt. „Es soll Niemand erfahren.“

„Die Moidl!“ rief Hansel erfreut, während ihm das Blut in die Wangen schoß. „Sollst Du ihr Antwort bringen?“

„Nein.“

„Dann nimm dies hier,“ fuhr Hansel fort, indem er dem Knaben ein Geldstück gab. „Und nun schweig' gegen Jeden.“

Der Knabe eilte beglückt fort, denn auch von Moidl hatte er ein Geschenk erhalten.

Hansel ließ sich auf einem Steine nieder. Er hielt den Brief der Geliebten in der Hand, sein Auge ruhte darauf, aber unwillkürlich zögerte er, ihn zu öffnen. Was enthielt das Schreiben?

Endlich riß er es mit leise zitternder Hand auf, es lautete:

„Lieber Hansel!

Du weißt, wie Alles gekommen ist. Um Dir die Freiheit zu verschaffen, hab' ich dem Bezirksrichter gesagt, wo Du in der Nacht gewesen bist, und ich hab' ihm auch gesagt, daß ich Dir vor Gott gelobt, die Deinige zu werden. Jetzt wissen es alle Menschen, aber wir brauchen uns nicht zu schämen, denn unsere Herzen sind rein. Mein Vater ist sehr böse auf mich und gönnt mir kein freundliches Wort. Er überwacht mich Tag und Nacht und duldet nicht, daß ich den Oberburgstein verlasse, aber über mein Herz hat er keine Macht, das gehört Dir. Du kannst mich vor der Hand nicht sehen und sprechen, Du darfst nicht zu mir kommen, denn mein Vater würde es entdecken. Schreib' mir auch nicht, denn der Brief könnte in seine Hände gelangen und würde mir trübe Stunden bereiten. Hab' Geduld, lieber Hansel, und harre aus, wie mein Herz ausharrt. Ich steh' hier oben ganz allein, aber ich bin doch nicht traurig, denn ich denk' an Dich und jeden Tag geh' ich in die kleine Capelle, um für Dich zu beten. Sei nur lustig, damit die Leut' nicht denken, Du habest den Muth verloren. Wenn wir an unserer Lieb' festhalten, dann kann uns Niemand trennen. Ist es möglich, daß Du zu mir kommen kannst, dann schreib' ich Dir zuvor, bis dahin grüßt Dich in Liebe und Treue

Deine Moidl."

Hansel hielt den offenen Brief in der Hand, und sein Auge ruhte starr darauf. Sein Herz sehnte sich nach der Geliebten, er hatte ihr so viel zu sagen, er hatte gehofft, sie bald sehen zu können, und nun war diese Hoffnung vernichtet. Sein Muth war doch gesunken. Als er aber noch einmal die Zeilen durchflog und las: „ich bin doch nicht traurig, denn ich denk' an Dich!", da leuchtete es in seinen Augen auf. Sollte er zaghafter sein als die Geliebte, die dort oben ganz allein stand und doch mit festem Muthe ausharrte? Grüßend schwenkte er den Brief zum Oberburgstein hinüber und rief:

„Ich bleib' fest, Moidl, und wenn ich Dich in Jahren nicht wiedersehen sollt'!" —

Der Frühling war hereingebrochen, die Tage waren länger geworden und Hansel arbeitete vom frühen Morgen bis zum Abend. Er war der Alte wieder und empfand keine Ermüdung. Der Richter kam öfter zu ihm, um seiner Arbeit zuzuschauen und mit ihm zu plaudern. Es schien ihm Freude zu machen, zu sehen, wie rüstig die Arbeit mit jedem Tage weiterschritt.

„Hansel," sprach er eines Tages, „Du hast jetzt für vier Kühe hinreichend Futter, da könntest Du Dir noch zwei kaufen, das hilft der Wirthschaft auf."

„Es kauft sich schlecht, wenn man kein Geld hat," gab Hansel lachend zur Antwort. „Ein paar hundert Gulden bekäm' ich wohl geliehen, aber es stehen bereits genug Schulden auf dem Gehöft, und ich weiß kaum, wo ich die Zinsen hernehmen soll."

„Und wenn ich Dir nun ein Paar stattliche Kühe verschaffte, ohne daß Du sie sofort zu bezahlen brauchtest, die Du nach und nach, wie es Dir möglich wär', abzahlen könntest?"

„Der findet sich nicht, der das thut!"

„Weißt Du das so genau?" warf der Richter ein.

„Ich glaub', ja!" gab Hansel zur Antwort.

„Der Winkelbauer will es thun. Er hat nicht Frau noch Kinder und es geht ihm gut. Ich war gestern bei ihm und erzählt', wie Du Dich mühest, um vorwärts zu kommen. Ich sagt' ihm, daß es Dich weiter bringen werde, wenn Du jetzt statt zwei vier Kühe habest, denn an Futter fehle es Dir nicht, aber das Geld sei hier oben knapp. Da hat er sich selbst dazu erboten, und Du kannst ruhig sein, er wird Dir die Kühe nicht zu hoch anrechnen."

„Herr Richter, ist das Ihr Ernst?" fragte Hansel.

„Gewiß. Du kannst das Geschäft heut' noch abmachen, wenn es Dir paßt."

„Ich hab' dem Winkelbauer nie einen Dienst erwiesen, wie kommt er dazu?"

„Ich will es Dir sagen, er hat einst unter ähnlichen Verhältnissen angefangen wie Du. Als sein Vater starb, sollte das Gehöft verkauft werden, weil es über den Werth verschuldet war. Nur auf seine Bitten gewährten die Gläubiger ihm einige Frist, und da hat er gearbeitet und gearbeitet, um sich zu halten. Es ist ihm damals sehr schwer geworden, weil ihm Niemand zur Seite stand, das hat er nicht vergessen. Sein Gehöft ist längst schuldenfrei, es geht ihm gut, und da meint er, er wollt' Dir's leichter machen, als es ihm geworden sei. Nimm es an, Hansel," rieth der Richter.

„Freilich nehm' ich es an, wenn die Bedingungen nicht zu schwer sind," gab der Bursch freudig zur Antwort.

„Deinen Eltern wird es recht sein; wenn es Dir paßt, können wir sofort zum Winkelbauer gehen, ich werd' Dich begleiten."

Hansel warf Spaten und Hacke bei Seite und zog seine Joppe an. Seine Eltern waren nur zu gern damit einverstanden. Noch vermochte er es nicht recht zu fassen, es kam ihm das Glück zu unerwartet, aber es konnte nichts Trügerisches dahinter stecken, da der Richter mit ihm ging, und der wollte ihm wohl.

Zwei Stunden später trieb er zwei stattliche Kühe durch das Dorf hin, und er blickte so freudig und stolz um sich, als ob er der reichste Bauer im ganzen Thale wäre. Er mußte die Thiere an dem Hause des Krämers, der ihm nie wohlgewollt, weil er nicht bei ihm kaufte, vorüber treiben.

„Nun, wohin geht denn die Reise mit den Kühen?" fragte der Krämer, der vor der Thür stand und behaglich seine lange Pfeife rauchte.

„Direct in meinen Stall," gab Hansel zur Antwort.

„Hast Du sie gekauft?" forschte der Krämer neugierig weiter.

„Freilich! Wenn ich sie gefunden hätt', müßt' ich sie wohl abliefern."

„Nun, da scheint das Geld bei Dir nicht knapp zu sein," bemerkte der Krämer mit halb spöttischem Lächeln.

„Es langt, und da muß ich zufrieden sein," gab Hansel lachend zur Antwort und trieb die Thiere weiter.

In gleich heiterer Weise antwortete er Allen, die ihm begegneten, und als er auf dem Gehöfte seines Vaters anlangte und die Thiere in den Stall getrieben, blickte er lustig hinüber zu dem Oberburgsteine, als ob er dem stolzen Bauer dort oben zurufen wolle: „Gieb nur Acht! So weit wie Du bring' ich es auch!"

Und es war, als ob auf Hansel's Hand Glück und Segen ruhe. —

Der Sommer schwand langsam unter fortgesetzter Arbeit. Hansel hatte die Geliebte kein einziges Mal gesehen, und die Sehnsucht ward bei ihm oft so stark, daß er Alles vergessend zu ihr eilen wollte. Zur rechten Zeit erhielt er jedesmal von Moidl einige Zeilen, in denen sie ihn bat, auszuharren und den Muth nicht zu verlieren.

„Ich bleib' fest und denk' stündlich an Dich, Hansel!" fügte sie hinzu.

Diese Worte richteten ihn jedesmal wieder auf. Er würde indessen nicht so geduldig ausgeharrt haben, wenn er gewußt hätte, wie es dem armen Mädchen erging. Sie hatte wenig frohe Stunden.

Ihr Vater hatte sich in den Kopf gesetzt, daß er nur durch Strenge eine Wandlung in ihr hervorrufen könne, und sein starrer Sinn hielt daran fest.

„Wenn sie ihn nicht sieht und nichts von ihm hört, dann wird sie ihn vergessen," sagte er sich. Tagelang sprach er nicht ein einziges Wort mit ihr und doch beobachtete er jede ihrer Mienen. Wie eine Gefangene hielt er sie und schlief sogar dicht neben ihrer Kammer, damit sie dieselbe Nachts nicht verlassen könne. Er selbst verschloß jeden Abend das Haus und steckte den Schlüssel zu sich.

Wenn die Knechte oben im Walde arbeiteten, war er fast täglich zu ihnen gegangen, um zu sehen, wie die Arbeit fortschritt, jetzt kümmerte er sich um sie nicht mehr, weil er das Gehöft nicht verlassen wollte. Der Gedanke, daß Hansel in seiner Abwesenheit kommen könne, verließ ihn nicht und peinigte ihn. Oft stand er sogar des Nachts auf und umging das Gehöft.

Die Ernte war eingebracht, sie war eine gesegnete gewesen.

Der Oberburgsteiner hatte schon vor mehreren Jahren ein

Stück Wald, welches unterhalb seines Gehöftes lag, ausroden lassen und zu Acker gemacht. Man hatte ihm gerathen, dies nicht zu thun, weil der Wald einen Schutz für sein Gehöft gewähre.

Lachend hatte er erwidert, der Wind werde sein Haus nicht forttragen, dazu sei es zu fest gebaut.

Andere hatten prophezeit, der Acker werde sich nicht bewähren, weil er zu abschüssig sei und durch den Regen zu sehr leiden werde, der das Erdreich fortspüle. Drei Jahre hatte er sich bewährt und in diesem Jahre das beste Korn getragen.

Mit Stolz blickte der Oberburgsteiner gerade auf dieses Stück Feld, denn es gab ihm den Beweis, daß er klüger sei als Andere.

„Ich bin stets meinem Kopfe gefolgt und gut dabei gefahren," sprach er mit Befriedigung. „Wär' ich klüger gewesen, so hätt' ich schon vor zwanzig Jahren den Wald gerodet."

Der Spätherbst war gekommen.

Es hatte schon mehrere Tage lang unablässig geregnet und von den Bergen stürzte das Wasser in wilden, rauschenden Bächen. Es brauste des Nachts fast wie am Strande des Meeres, wenn die Fluth steigt. Der Oberburgstein war fast die ganze Zeit über in dichte Wolken gehüllt, doch das war im Herbste nichts Ungewohntes. Die Holzknechte konnten im Walde nicht mehr arbeiten.

Aus dem Thale kamen schlimme Nachrichten. Der Fluß war hochgeschwollen und hatte bereits mehrere Aecker überschwemmt. An einigen steilen Abhängen hatten Felsenstürze stattgefunden, mehrere Thalbewohner waren arg dadurch geschädigt.

„Weshalb bauen die Thoren sich dort unten an!" rief der Oberburgsteiner in seinem kalten Hochmuthe und dem Gefühle der Sicherheit. „Schon einmal ist vor langen Jahren fast das ganze Dorf durch ein Hochwasser zu Grunde gerichtet — die Menschen werden nie klug."

Der Regen währte fort. In der nahen Schlucht toste das niederstürzende Wasser, daß die Luft fast erzitterte, es klang oft wie ein fernes Donnern.

Moidl dachte mit Bangen an Haidacher's Gehöft. Wenn der Acker, den Hansel mit so unsagbarer Arbeit von dem Steingeröll befreit hatte, nun wieder überschüttet wurde!

Da erwachte sie eines Nachts durch ein lautes, donnerähnliches Geräusch. Bestürzt fuhr sie empor, und es war ihr, als ob das Bett schwanke und das Gebälk des Hauses zusammenbreche.

Sie sprang aus dem Bett.

Sie konnte nicht geträumt haben, denn im Nebenzimmer rief ihr Vater ihren Namen.

Nach wenigen Minuten waren sie beisammen in der Stube. Das Gesicht des Bauern war bleich.

„Was ist geschehen, Vater?" rief Moidl erschreckt.

„Ich weiß es nicht, gab der Bauer mit bebender Stimme zur Antwort. „Ein Windstoß muß das Haus erfaßt haben."

„Es schwankte."

„Du hast Dich getäuscht, das Haus steht fest," entgegnete der Oberburgsteiner, aber er selbst schien seiner Versicherung nicht zu glauben.

Da wurde von außen heftig an die Hausthür gepocht. Der Bauer öffnete und einer seiner Knechte, der im Stalle bei den Kühen geschlafen hatte, stürzte mit bleichem Gesichte herein.

„Der Acker — der neue Acker!" rief er, mehr vermochte er nicht hervorzubringen.

„Was ist mit ihm?" fragte der Oberburgsteiner.

„Er ist hinabgestürzt — ein Bergsturz!"

Das Gesicht des Bauern schien zu erstarren. Mit der Rechten griff er nach einem Schemel, um sich aufrecht zu halten. Dann raffte er sich zusammen und stürzte fort aus dem Hause. Er brauchte nicht weit zu gehen. Es regnete noch immer heftig, aber es war hell genug, daß der Erschreckte sich von der Wahrheit der Worte, die sein Knecht ihm zugerufen, überzeugen konnte. Der Acker, auf den er so stolz gewesen, war verschwunden, eine glatte Felsmasse starrte ihm entgegen.

Er griff mit der Hand an die Stirn, denn noch konnte er das Geschehene nicht fassen. Mehr als der Verlust kränkte ihn der Gedanke: „Die haben doch Recht gehabt, die Dich gewarnt!" Er hatte über sie gelacht und gespottet, seinem Kopfe allein hatte er getraut und nun mußte er dies schwer büßen.

Aber eine weit schwerere Sorge verdrängte diese Gedanken. Daß auch das Haus geschwankt hatte, konnte keine Täuschung gewesen sein — wenn der Boden, auf dem es stand, dem Acker nachstürzte! Dann war Alles — Alles verloren!

Ihn schwindelte und er trat zurück. Noch konnte er es nicht mit Bestimmtheit wahrnehmen. Fest preßte er die Lippen auf einander.

„Ist Gefahr vorhanden?" fragte Moidl, die zu ihm getreten war.

Er schüttelte mit dem Kopfe.

„Ich glaub' nicht," sprach er dann, aber diese Worte kamen aus einer schwerbedrängten Brust.

Unruhig schritt er auf dem Gehöft umher. So lange er sich sicher gefühlt, hatte ihn das Rauschen des Wassers in der Schlucht wenig gekümmert, denn ihm konnte es keinen Schaden thun; jetzt klang es ihm unheimlich.

Sobald der Morgen graute, untersuchte er seine Besitzung. Es war ihm, als ob die Lage seines Hauses sich etwas geändert habe — er konnte irren. Er schritt über die Wiesen oberhalb des Gehöftes bis zum steil aufsteigenden Walde, da fuhr er bestürzt zurück. Bis zu einer Mannshöhe waren die ganzen Wiesen sammt dem Gehöft abgestürzt. Hier konnte er es deutlich sehen, die Wurzeln der nahe stehenden Bäume ragten von dem Erdreich entblößt in die Luft.

Wie erstarrt stand er da, sein großer Körper zitterte. Nun wußte er, weshalb das Haus geschwankt hatte. Ein schwerer, banger Seufzer rang sich aus seiner Brust.

Er suchte sich mit dem Gedanken zu beruhigen, daß das abschüssige Erdreich sich wieder gesetzt habe. So konnte es vielleicht Jahrhunderte bleiben, aber ebenso gut konnte es in der nächsten Minute hinabstürzen und Alles mit sich reißen.

Der Boden schien ihm unter den Füßen zu schwanken. Was sollte er thun? Er wußte es nicht. Der Regen strömte noch immer nieder und erhöhte die Gefahr. Er hatte es mit einer Kraft zu thun, der sein Kopf nicht gewachsen war.

Endlich raffte er sich zusammen und kehrte mit schwankenden Schritten zum Hause zurück. Was er wahrgenommen, wollte er nicht sagen, um die Angst nicht zu erhöhen. Es war genug, wenn er sie allein trug. Vielleicht war sie unbegründet.

Bleich und zitternd betrat er das Haus, auf dessen Flur sich seine Tochter, die Knechte und die Magd versammelt hatten. In demselben Augenblicke begann das Haus auf's Neue zu schwanken, die Balken krachten, von dem Dache fielen schwere Steine. Er selbst wankte und hielt sich am Thürpfosten.

„Jesus Maria!" schrie Moidl erschreckt auf.

„Rettet Euch — rettet das Vieh — das Vieh — nach dem Gehölz — nach der Capelle!" rief der Oberburgsteiner und stürzte nach dem Stalle.

Oberhalb des neuen Ackers war ein neuer Theil des Erdreichs hinabgestürzt. Wie eine graue, steinige Straße zog es sich den Berg hinab.

Auf's Neue war das Gehöft zum Stehen gekommen, sonst würden Alle verloren gewesen sein. Die Kühe wurden in größter Hast von den Ketten befreit und eilig nach dem Walde getrieben, in das Haus zurückzukehren wagte Niemand, selbst der Oberburgsteiner nicht.

Moidl war voran geeilt und hatte sich in der Capelle niedergeworfen, sie betete laut zur Mutter Gottes. Ihr Vater folgte ihr, aber er konnte nicht beten; starr, hülfesuchend fuhr sein Auge umher. Er glaubte auch hier keinen Schutz mehr zu finden.

„Fort — fort — treibt das Vieh durch den Wald zum Unterburgstein!" rief er.

Er wollte den Knechten, die seinen Befehl, durch die Angst gedrängt, in wilder Hast ausführten, folgen, seine Kräfte ließen es nicht zu. Schon nach wenigen Schritten mußte er sich an einen Baum lehnen, um sich aufrecht zu halten.

„Flieh — flieh!" rief er seiner Tochter zu, die neben ihm war.

„Ich bleibe bei Dir!" entgegnete Moidl. „Ich verlasse Dich nicht!"

Der Bauer hörte ihre Worte kaum.

Nicht an sie dachte er, sondern an sein Gehöft, an seine Besitzung, seinen Stolz. Angstvoll wandte er den Blick zurück zu seinem Hause.

„Es steht noch!" rief er und schien zurückkehren zu wollen.

„Vater, komm — komm!" rief Moidl; sie erfaßte seinen Arm und zog ihn mit sich.

Und er folgte. Es war, als ob er keinen Willen mehr habe, als ob seine Kraft und sein Muth ausgelöscht seien.

Der Weg, auf dem sie niederstiegen, war durch den Regen in einen Gießbach verwandelt. Sie achteten nicht darauf, zu gewaltig zitterte die Gefahr, der sie mit Noth entgangen waren, in ihnen nach.

So langten sie im Dorfe an und traten in das Haus des ihnen befreundeten Sägemüllers.

Der Oberburgstein stand noch, das Gebäude schimmerte durch den Regen, der etwas nachgelassen hatte, hindurch.

Der Oberburgsteiner brach kraftlos auf einem Schemel zusammen.

Im Dorfe hatte man den Bergsturz unterhalb des Oberburgsteins, der den neuen Acker mit fortgerissen, wohl wahrgenommen, aber Alle waren durch die Gefahr, die ihnen der hochgeschwollene Fluß bereitete, so bestürzt und in Sorge, daß sie an Andere wenig dachten.

Dem Sägemüller war durch das Hochwasser bereits viel Holz fortgerissen, und er suchte mit seinem Sohne und von einigen Nachbarn unterstützt zu retten, was noch zu retten war. Andere suchten durch Dämme ihre Häuser zu schützen.

Da fiel der Fluß ganz plötzlich, sein Wasser schien mit einem Male versiecht zu sein.

Manche athmeten erleichtert auf, Andere waren um so besorgter, denn die Erscheinung war eine auffallende und hatte etwas Unheimliches und Geheimnißvolles. Die Ursache blieb nicht lange unbekannt. Es kam die Kunde, daß weiter hinauf im Thale ein mächtiger Bergsturz stattgefunden habe, der das enge Thal hoch mit Schutt und Steinen angefüllt. Dahinter staute sich das Wasser des Flusses.

(Schluß folgt.)

Vom alten Richter.

Von **Ferdinand Avenarius.**

Am 28. September dieses Jahres feiert Ludwig Richter, der Volksschilderer mit dem Bleistift, seinen achtzigsten Geburtstag.

Ich kann mir's nicht denken, daß irgend Einer, zu dem Richter's Kunst jemals vernehmlich gesprochen, den Tag ohne Antheil vorüberziehen läßt. Man wird ihm Liebe und Ehre in reichem Maße erweisen — vielleicht sogar mehr, als es dem alten Herrn in seiner bescheidenen Schlichtheit lieb ist. Wir aber, denen es nicht vergönnt ist, ihn an seinem Ehrentage von Angesicht zu Angesicht zu sehen, wollen uns dadurch die Geburtstagsfreude nicht verderben lassen — wir wollen, wenn auch nicht mit seiner Person, doch mit dem Geist des Meisters ein wenig verkehren, mit seinem Geist, wie er uns aus seiner Kunst warm gleich dem Schlag seines Herzens entgegengrüßt.

Freilich: nicht der Keim allein macht den Baum — Regen und Sonnenschein und der Boden, in dem das Pflänzchen wurzelt, haben auch dabei zu thun, wenn sich's zu Blatt und Blüthe gerade so und nicht anders gestaltet. Auch manches Blättlein der Richter'schen Kunst werden wir erst recht verstehen, beachten wir ein wenig, wo und wie es sich nährte, und welches die Sonne war, die ihm leuchtete. Und darum wollen wir uns zunächst an dies und das aus dem Lebensgange unseres Künstlers erinnern.

Am 28. September 1803 ward Adrian Ludwig Richter zu Dresden geboren.

So fallen die Jahre der ersten geistigen Regungen des Knaben in jene Zeit, in der die bildende Kunst fast überall im deutschen Vaterlande schier trostlos darniederlag. Selbst jenes Streben nach der Antike, das die altgewordene Rococokunst in höhere Sphären emporheben sollte, war wieder ermattet: im Grunde hatte sich wohl selbst ihr Ikarus, der gefeierte Raphael Mengs, nicht mit dem angeborenen Fittich des Genius zu seinem Fluge emporgehoben, sondern mit dem gutgemachten Wachsflügel, den auch die ehrlichste Arbeit im Schweiße des Angesichts eben doch nur äußerlich ankleben konnte. Nun kroch die Kunst wieder am Boden umher, besann sich da und dort auf bessere Zeiten und reckte sich ein wenig aufwärts, ward aber bald wieder schläfrig, und fand's am Ende bequemer, auf der Erde zu bleiben und sich redlich zu nähren.

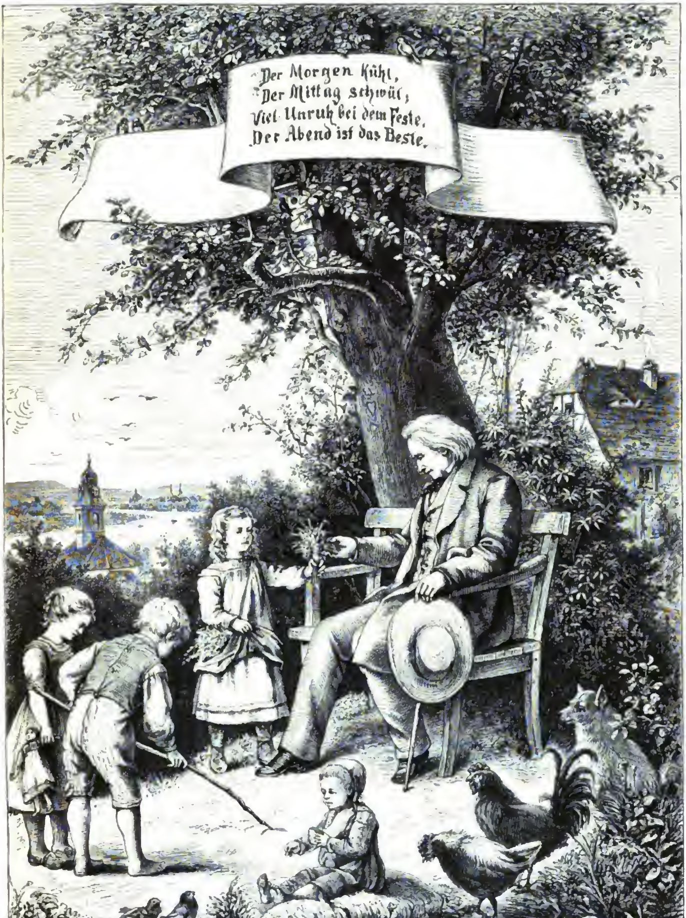
Freilich, auch das war schon schwer genug. Die schwere Noth, die in Gestalt von Napoleon's Heeren über Deutschlands Gaue gezogen war, hatte im Volke — von den materiellen Kräften ganz zu schweigen — Lust und Liebe zur Pflege der Kunst niedergedrückt. Dort aber, wo ihr der heimische Boden in der Volksliebe fehlt, wo sie wie eine exotische Blume nur hier und da von einem Liebhaber im Topfe gezogen wird, wird die Kunst statt einer kraftvollen Pflanze ein verkünsteltes Ziergewächs. Nur die Kleinkunst, die mit der Literatur den Weg gemeinsam finden konnte, gedieh gesund.

Dazu kam das Elend der damaligen Akademien, die als eine Art von Kunstbureaukratie von allen Ueberbleibseln der guten alten Zeit vielleicht den dicksten Zopf im Nacken hatten. Da wurde Alles fein dressirt, in spanische Stiefel eingeschnürt — manch leuchtender Name strahlt am Kunsthimmel, der wegen Eigenwilligkeit seines Trägers in jener Zeit aus den Akademikerlisten gestrichen wurde; wer aber kennt heute die „guten Schüler" von dazumal?

Und in der That war's vielleicht kein Unglück, daß unser junger Adrian Ludwig nicht viel in die Akademiesäle kam. Sein Vater, der Kupferstecher Karl August Richter, hatte unter der Ungunst der Zeit so schwer gelitten, daß er und sein Sohn zu jeder Arbeit greifen mußten, die sich eben bot. Der Schweizer Adrian Zingg, auch unseres Adrian Ludwig Pathe, dessen manieristische Land- und Seestücke damals dem Modegeschmack entsprachen, lebte als Professor der Kupferstecherei in Dresden und hatte, um der großen Nachfrage nach seinen Blättern zu genügen, schließlich eine ordentliche Kupferstichfabrik angelegt, als deren Director er unter jedes Blatt frisch ein „feci" schrieb, auch wenn es ein Anderer gemacht hatte. Die meisten Blätter jener spätern Zeit stammen von Richter's Vater. Der Sohn half ihm dabei, der dunkle Drang des guten Menschen aber scheint den Letzteren schon früh auf andern Weg aus all dem Modewerk hinausgewiesen zu haben: Chodowiecki's Radirungen fesselten ihn — der hatte die Welt des täglichen Lebens vielleicht mit nüchternen Philisteraugen, aber doch ohne akademische Brille gesehen.

Der Vater hatte den heranwachsenden Knaben im Landschaftszeichnen unterrichtet, allmählich kam andere Schulung hinzu. Ein alter Professor sollte unserem Ludwig das Oelmalen beibringen — der griff die Sache so an, wie es ihm „gewissenhaft" erschien. Da wurden Bilder in Sepia und wieder Bilder copirt — „ach wenn ich doch erst an einen Claude Lorrain dürfte!" seufzte der Schüler; „da müssen wir erst noch einige Dutzend anderer Bilder vornehmen," entgegnete sein Meister. Ebenso „gründlich" ging es mit der Anatomie: alle Knochen wurden in natürlicher Größe mit Stift und Kreide abgemalt und auf's Sorgfältigste schraffirt, und als der Mensch zu Ende war, kam das Pferd daran, bei dem denn unser armer Richter oft keine Ahnung davon hatte, wo die betreffenden Knochen im Thiere eigentlich saßen — denn zum Zeichnen des Ganzen kam es nicht! Der Unterricht im eigentlichen Malen bestand darin, daß all die festgenagelten Regeln der Zeit unserem Schüler vor den Kopf genagelt werden sollten, daß er z. B. lernte, wie man über zusammengefaltetem Papier den „Baumschlag" tupfe, wie man mit dem Fischpinsel so herumfahren müsse, daß es wie Blätter, so, daß es wie Gras aussah &c. Daran, frisch die Natur anzusehen und dann zu probiren, bis man es „heraus hatte", dachte auch wirklich Keiner. Unser Richter selbst erzählt, er sei einmal mit seinem Vater an einem Mühlbach gegangen, da habe das Gras ihm gar so saftig in's Auge gelacht. „Ach," habe er ausgerufen, „daß man das doch gar nie so machen kann!"

Gewiß, es war dem jungen Manne, dem es auch an anderen



Ludwig Richter in Loschwitz.
Für die „Gartenlaube“ gezeichnet von E. Limmer.

Anregungen fehlte, nöthig genug, hinauszukommen und zu sehen, daß die Welt doch noch größer sei, als die Elbestadt.

Und dazu bot sich ihm eine Gelegenheit. Fürst Narischkin, ein Kammerherr und nebenbei ein echter Russe, reiste mit Arzt, Secretär, Kammerdiener und — Maler in der Welt herum. 1820 kam er nach Dresden, von wo er den jungen Richter mitnahm. Es ging nach Südfrankreich, dann nach Paris — dort führte unser fürstlicher Leibmaler seine Landschaftsskizzen in Sepia aus, auf daß sie sein Herr und Gebieter als schön gebundenes Album der Kaiserin aller Reußen zu Füßen legen könne. Für Richter war's immerhin eine gute Schule — er lernte Neues sehen und schnell wiedergeben, vielleicht auch aus dem mitgebrachten Manierismus Zingg's schon jetzt herauszukommen.

Bei seiner Rückkehr — 1821 — fand er die Dresdener Zustände äußerlich kaum merklich verändert. Ein wenig hatte sich's aber doch schon geregt. Der Maler C. D. Friedrich, den der Franzose David den „Tragöden der Landschaft" nannte, suchte die Natur oft wunderlich, „jedoch auf seine Weise" zu beseelen, der Norweger Dahl strebte kühn dem Realismus zu. Die Zöpfe der alten Herren schüttelten sich darüber, und manche geistige Perrücke sträubte sich sogar vor Entsetzen — den jungen aber gingen die beiden Ketzer im Kopfe herum: „sie sagten doch etwas".

Um jene Zeit aber ging durch die Künstlerkreise der deutschen Jugend eine seltsame Mär — drüben, über den Bergen, im fernen Rom, rege sich's mitten unter den Welschen gar wunderbar von deutschem Geiste: ein Schwarm begeisterter Jünger schaare sich dort um ein neues Glaubenszeichen der Kunst, der aber, der es mit glühender Seele emporhalte, sei ein „wegen offenbaren Mangels an Talent" von der Düsseldorfer Akademie weggemaßregelter Feuerkopf und heiße Cornelius. Unser Ludwig Richter, der sich als Zeichner und Colorirer bescheiden von den vornehmen Herren Malern zurückhielt, hatte anfangs nur leise da und dort ein Wort davon gehört. Bald aber brauste der Jubelruf von der wiedererstandenen Kunst so mächtig durch alle jugendlichen Herzen, daß ihn hören mußte, wer ihn nur hören wollte — da schwoll auch unseres Ludwig Brust von Freude und Sehnen und dem Losungsworte: nach Rom!

Gar zu lange sollt' er auch nicht schmachten. Ein Kunst- und Menschenfreund, der Buchhändler Arnold, stellte ihm vierhundert Thaler jährlich zur Verfügung — und im Jahre 1823 zog Ludwig Richter in der heiligen Roma ein.

Uns Jüngern, die wir nur dem Hinwelken der Schule zuschauten, die in jener Zeit aufblühte, ist es schwer, eine Vorstellung von der feurigen Hingabe zu gewinnen, die das Keimchen damals so schnell zur vollen Entfaltung reifte. „Leben, Geist, Wahrheit, Ernst, Tiefe und Innigkeit der Empfindung," sagte Schnorr von Carolsfeld einmal, „nicht weniger als Alles war abhanden gekommen. Kalte Nachahmung antiker Formen oder gemeine Modellwahrheit sammt dem leeren Schlendrian der Kunstschulen mußte niedergeworfen werden, um zum Leben durchzudringen. So stark war die Empfindung, daß nur von dem Standpunkte wiedergewonnener Pietät allein eine Wiederherstellung der Kunst möglich sei, daß die Führer vor Allem in der Veredelung ihres innern Menschen die Bürgschaft für den Segen im Berufe erkannten."

Den Philistern in Kunst und Leben galt der Kampf.

„Was thut's, wenn wir fallen," hatte Cornelius ausgerufen, „es mag gut und klug sein, im Hinterhalte zu harren, am Ende aber thut's Noth, dem Feinde die blanke Schwertspitze unter die Nase zu halten."

Als Richter in die „römische Schaar" trat, hatte sie freilich ihr „Hauptmann" Cornelius bereits verlassen. Aber noch immer ging's hoch her, und in der Chiavica, der Künstlerkneipe des Kreises, der den jungen Richter jetzt als Nesthäkchen aufgenommen hatte, wurden noch mit alter Wärme die Neulinge eingeweiht, die Scheidenden zu tapferem Apostelthume vermahnt, die neuen Pläne und Gedanken und die Dinge, die sonst Einer auf dem Herzen hatte, besprochen. Ward auch mitunter ein Hälmchen Stroh gedroschen, manch gutes Saatkorn fiel dennoch in die Herzen. Besonders an Julius Schnorr von Carolsfeld und an Koch schloß sich der junge Genosse an. Des Letztern Umgang war auch von sichtlichem Einflusse auf seine Landschaftsmalerei, die, von wackern Naturstudien unterstützt, sich bald zu jenen goldigen Bildern emporschwang, die heute noch viel genannt sind und noch bekannter wären, wenn nicht die Verbreitung von Richter's späteren Zeichnungen die anderen Schöpfungen des Künstlers zurückgedrängt hätte. Durch die römische Anregung aber ward in Richter, wie er selbst erzählt, auch noch eine Ader seines Schaffens gekräftigt, die durch sein ganzes Leben mächtig pulsiren sollte: seine künstlerische Religiosität.

Drei Jahre währte seine Abwesenheit vom Vaterlande, zurückgekehrt gründete sich Richter sein eigenes Heim. An der Seite seiner jungen Frau ging er 1826 nach Meißen, wo er eine Stellung als Zeichenlehrer an der Porcellanfabrik übernahm. Er hatte trotz all seiner Liebe für Italien so recht gefühlt, daß seine Kunst deutsch sei — nun dachte er sich's schön, in dem romantischen alten Bergstädtchen Land und Leute der Heimath behaglich zu belauschen. Doch der Verkehr mit den Meißner Pfeifenkopfmalern bildete zu dem im römischen Kunstkreise deutscher Nation einen gar zu kläglichen Contrast, und Richter war froh, als sich ihm 1828 die Gelegenheit bot, fortan an der Dresdener Akademie zu wirken.

In jene Zeit aber fällt die Wende in Richter's künstlerischem Leben. Was schon seit Jahren dunkel in seiner Seele gelegen hatte, das führte ihm die Bekanntschaft mit einem kleinen Buche klar vor das Bewußtsein, mit des Grafen Pocci Festkalender. Die anspruchslose edle Herzlichkeit, der reine ungetrübte Künstlersinn, welcher trotz vielfacher Schwächen im Einzelnen die Bilder des Grafen durchweht, weckte in der Brust unseres Meisters wohl am kräftigsten die verwandten Klänge. Blätter zu allerhand Geschichten hatte er schon mehrmals zum Broderwerb nebenbei gezeichnet, aber er hatte dabei wohl nie an viel anderes gedacht, als eben an das Einzelne, das er gerade zu illustriren hatte. Jetzt aber wuchs klar vor seinem Geiste ein großes Ganzes heraus, dessen einzelne Theile, ob immer getrennt, doch kein ganz selbstständiges Leben hatten. Und dieses große Ganze war: das Herzensleben seines Volkes. Als Mittel seiner Kunst aber, die, wie sie das Volk schilderte, auch möglichst weiten Kreisen des Volkes zugänglich sein sollte, faßte der Meister den Holzschnitt in's Auge — eine Technik, die damals wieder aufzublühen begann und unserem Richter für ihre Weiterentwickelung viel verdanken sollte. —

Wir sind dort angelangt, wo wir von den äußeren Lebensverhältnissen unseres Künstlers schweigen können — wollten wir doch keine Schilderung derselben, sondern einen Abriß der innern Entwickelung Richter's geben. Dieser aber hatte nun den Weg gefunden, auf dem er fortan gerade vorwärts schritt. Er wirkte noch lange segensreich, geliebt und vielfach geehrt an der wiedergeborenen Dresdener Akademie, den Sommer über auf dem Lande, zumeist im nahen Loschwitz, umgeben von Gestalten, wie er sie am liebsten auf seinen Blättern wiedergab. Seine künstlerische Schöpferkraft aber concentrirte er auf jene Zeichnungen, deren reichem Schatz wir nun einige Worte widmen wollen.

Zunächst glaubte Richter seiner Natur noch genügen zu können, wenn er nur die poetische Grundlage seiner Illustrationen so wählte, daß sie ihm die Möglichkeit der Volksschilderung gewährten — und herrliche Bilder zu Märchen und Dichtungen entstanden zu jener Zeit. Dennoch zeigen sie Richter's höchstes Können noch nicht. Ein Geist, der so lebendig wie der seine mit eigenem Herzen fühlte, mit eigenem Kopfe dachte, spiegelt nur jene Dichtungen voll wieder, die ihm selbst ganz und gar verwandt sind. Bei den Richter-Bildern zu den Volksliedern und Volksmärchen sehen wir auf den ersten Blick, daß dem so war — uns ist's, als hätte das dichtende Volk, wär's ein malendes Volk gewesen, das, was es zu sagen hätte, nicht anders sagen können, als es hier geschehen.

Doch schon bei den Bildern zum hohen Liede des Menschenlebens, zu Schiller's „Glocke", wird's uns, so Wundervollem wir begegnen, in dieser oder jener Einzelnheit vielleicht schwer, den schwungvoll pathetischen Stil Schiller's mit der schlicht gemüthvollen Gestaltung Richter's zusammenzustimmen. Und in andern Bilderwerken zu unsern Classikern stört uns das Bewußtsein, daß sie Illustrationen bieten wollen, vielleicht eher im Genuß, als es diesen fördert. Macht Richter die Bilder zu den Versen, so ist's eben oft gerade umgekehrt, als wenn er die Verse zu den Bildern wählt: im letztern Falle treffen sie den Nagel stets so gerade auf den Kopf, daß man die Zeichnungen nicht glücklicher charakterisiren

kann, als eben durch die beigeschriebenen Worte des Zeichners selbst. Das alles ist nur ein Beweis von Richter's Originalität. Der Meister selbst aber scheint Aehnliches gefühlt zu haben, denn immer entschlossener wandte er sich dem Leben selbst zu — bald griff er ohne Vermittelung eines Poeten mitten hinein, und wo er's faßte, ward's interessant. Auch von den mittelalterlichen Bräuchen und Trachten, denen er zunächst wohl unter dem Einfluß der romantischen Zeitströmung mit Vorliebe gehuldigt hatte, wandte er sich immer mehr ab und dem warmen Leben der Gegenwart zu.

Nun wär's freilich ein Ding der Unmöglichkeit, das gewaltige Stoffgebiet, das uns Richter in Tausenden von kleinen Offenbarungen erschloß, mit einem Wort für all seine Einzelschönheiten durchwandern zu wollen. Aber da und dort müssen wir unserem Zauberer doch über die Schulter sehen, wie er, was das Volk und er mit dem Volk fühlt, denkt und erlebt, vor sich auf die Blätter bannt.

Das ganze Menschenleben ist's.

Wir sehen das Kind, wie es kaum die Welt begrüßte, wir folgen ihm auf seinem ersten Weg, wenn es bei Orgelton und Glockenklang von Eltern und Freunden zur Taufe geleitet wird. Wir sehen der Eltern „rechte Augenweide", wie sich die Beiden vor dem Schlafengehen noch einmal so recht daran satt sehen:

„Der Alles segnet, segn' Euch Beide,
Ihr liebes Schlafgesindel, Euch!"

Und wir belauschen des jungen Weltbürgers erste Schritte, seine ersten täppischen Spielereien — sieh, da kommt der Storch wieder: ich glaub', er kennt dich nicht mehr —

„'s macht's, wil d' so groß und suser bisch,
Und 's Löckli chrüser worden isch:
Fern hesch vo so ne Jüppli g'ha,
Jez hesch scho g'streifti Hösli a!"

Wie der Junge wächst! Jetzt kann er schon mit den Anderen mittanzen, jetzt läuft er gar mit ihnen in den Wald und braucht sich nicht mehr vom Schwesterlein füttern zu lassen — „beiß 'mal ab, Hänschen" — oh, der sammelt schon selber Beeren — „eins in's Töpfchen, zwei in's Kröpfchen". Und nun klettert er gar schon mit seinen kleinen Sündergenossen auf den Baum und maust Kirschen — gieb dir nicht so viel Mühe, du guter Holzsoldat da oben, der du so grimmig an deiner Klapper drehst: die Spatzen jagst du nicht weg! Und nun ist er schon so gescheidt geworden, daß er gern Großmamas „gruslichen Geschichten" lauscht — prr, da spukt ein Geist — ach nein, der Apfel auf dem Ofen war's, der ist geplatzt! Wenn er nur in der Schule mehr taugte, der Bursche — aber da kommt er gerade klagend heraus und bezeichnet mit der einen Hand so deutlich den Ort seiner Schmerzen, daß es des mahnenden Magisters mit dem Rohrstock zur Aufklärung der Situation eigentlich gar nicht bedürfte. Und nun hat er wieder sein Geburtstagsgedicht nicht gelernt! Und wie furchtbar groß sind die Buchstaben auf dem Gratulationspapier! Und doch — guckt der Junge einen dabei so verlegen an und zugleich so verschmitzt — na, komm her, wir wollen's diesmal nicht so genau nehmen, dies eine einzige Mal will ich dir auch noch die schlechte Censur verzeihen!...

Goldene Kinderzeit, er hat dich wunderlieb geschildert, unser Richter — er hat dich freilich wohl nimmer anders angesehen, als wir die Kinder auf jenem tiefsinnigen Bilde „für's Haus" ansehen: du pflückst die Blumen von den Gräbern der Todten, du tanzest mit leichten Füßen über ihre Gruft und singst ihnen die Kunde hinab, daß das alte Menschengeschlecht noch immer in duftigen Blumen weiterblüht!

Der Knabe wird zum Jüngling, das Mägdlein zum Mädchen — an der Hand unseres Seelenführers belauschen wir sie, wie sich erster Ernst in ihre Kinderspiele mischt. Wir sehen sie wachsen, wir fühlen's, wie ihre Blicke die Welt, die sie umgiebt, tiefer in sich saugen, wir fühlen's mit, wie ihnen endlich Mensch und Natur anders zu sprechen scheinen, als bisher, bis eine neue wonnigliche Welt in ihrem Innern der Welt dort draußen entgegenblüht. Wir sehen der Liebe Keimen und Gedeihen, bis wir das Paar auf blumenbestreutem Pfad an der Schwelle des eigenen Hauses finden:

„Gott mit mir,
Mein junges Herz mit dir,
Gott mit uns Beiden
In Trübsal und Freuden!"

Und was der Tag der Ehe bringt, vom Erwachen am Morgen, durch Arbeit zum behaglichen Frieden des Mittagsmahls im traulichen Kreise und wieder von des Tages Arbeit zu des Abends Gästen, und was die Jahre der Ehe bringen, Entbehrung und Besitz, Schmerz und Freude, Geburt und Tod — wer hat uns das Alles so liebevoll gezeigt, wie Richter? Und wie wir altern, bis uns die Haare ergrauen und dünner werden, bis uns zuletzt das Enkelchen mit dem Kamm neckend über die Glatze fährt, und wir ihm doch drum nicht böse sind, denn der Kleine ist ja auch ein Stückchen des Gedeihens um uns her, dem warmen Herzens zuzuschauen nun unsere einzige Freude ist — wer hat das Alles mit dem Stifte so innig nachgefühlt, als Vater Richter? Freilich, er zeigt uns auch des Alters Verlassenheit — es ist ein trübes Gedicht, der Alte dort am Ofen, dem aus dem Pfeifenqualm das Bild eines jungen liebenden Pärchens aufsteigt, des „Sonst"!

Aber Richter's Welt ist größer, als diese eigentlichste Wiedergabe des Menschenschicksals. Ich sagte: sie umfaßt das ganze Herzensleben seines Volks. Und zu diesem gehört auch die Natur, wie sie sich im deutschen Gemüthe zeichnet: die Landschaft. Fachmänner haben oft genug hervorgehoben, wie ernste Studien, wie tüchtiges Können in Richter's Landschaften steckt, auch wenn sie nur mit ein paar Linien als Hintergrund in seine Bilder gucken. Nie aber giebt sie uns Richter nur um ihrer selbst willen: sie sind ihm nur der Grundaccord zu dem gemalten Liede, das die Menschen, die sie beleben, singen. Freilich verherrlicht dieses Lied oft seinerseits die Natur. Wir folgen ihr in ihrem ganzen Kreislauf. Wie herzig ist dieser „Frühlings Einzug", auf dem der kleine Karl mit der Posaune wie aus der Pistole geschossen den Engelsgeschwisterchen voranfliegt — er kann's ja der Welt nicht schnell genug verkünden:

„Wach auf, wach auf zum Lichte, du nachtumhüllte Saat,
Sproßt auf in tausend Halmen, die Zeit des Maien naht!"

Und mit Blumen und Pfeifen und Liedern jubeln die geflügelten Cameraden hinter ihm her, daß drunten die Rehe die Ohren spitzen und die Vögel aus den Verstecken und die Blumen aus den Knospen lugen. Wie ernst sinnig ist dann wieder jenes Bild, das uns den blinden Bettler zeigt, dem der Lenz seine Blüthen in den Hut spielt. Und dann der Sommer und der Herbst! Seht nur auf Richter's Bild zu dem köstlichen Psalm: „Du krönest das Jahr mit deiner Güte, und deine Steige triefen von Fett, es triefen die Anger der Weide, und deine Hügel schmücken sich mit Lust. Die Triften bekleiden sich mit Schafen und die Auen hüllen sich in Korn — sie jauchzen und singen." Wahrlich, wir jauchzen und singen mit, sehen wir den Jubel in diesen Sommerbildern! Und mit Richter in seinen Bildern begrüßen wir die Winterzeit als Zeit innerer Erhebung und inneren Ausbaues, bis uns die Sonnwend mit der Kunde vom Längerwerden der Tage naht, bis uns das echte rechte Wahrzeichen seines höchsten Festes für jeden Deutschen, der Weihnachtsbaum, entgegenstrahlt. Die Freude, die er beleuchtet, zu schildern, hat sich Richter in einer Reihe von Compositionen, die seinen allervollendetsten angehören, nicht genug thun können. Hier traf ja auch einmal Alles zusammen, was ihm das Heiligste war: Deutschthum, Familie, Poesie und Religion.

Religion — hier muß ein Vorzug bewundernd erwähnt werden, den Richter mit sehr, sehr wenigen der „frommen Maler" aller Zeiten theilt: seine Auffassung der Religion rein als Sache des Gemüths. Nie, aber auch in keinem einzigen seiner Bilder stört uns etwas, wie Dogmenkram, oder dessen nothwendige Folge: Intoleranz, obgleich — und das ist das Merkwürdigste dabei — an rein confessionellen Zeichen und Symbolen kein Mangel ist. Wir sehen da der katholischen Priester in Meßgewändern, der Weihrauchfässer, Crucifixe, Rosenkränze genug, und doch — gilt Richter bei Tausenden seiner Verehrer, wohl nur, weil er im protestantischen Dresden lebt, für einen Protestanten. Das ist nur dadurch erklärlich, daß auch durch die religiösen Bilder Richter's ein stärkerer Hauch ruhiger gesunder Menschlichkeit weht, als wir ihn bei streng-confessionellen Malern zu finden gewohnt sind.

Und eben das ist's, was auch diese seiner Bilder selbst dem, der mit jedem Dogma längst gebrochen hat, warm in's Herz reden läßt. Die innig frommen Menschen Richter's sind eben doch Menschen — nicht asketische Abstractionen in Menschengestalt. „Aller Augen warten auf dich" läßt er beten, aber ihm fällt's nicht ein, darin, daß dies ein kleiner Kerl zunächst auf den Eßtopf bezieht, etwas Gottloses zu sehen.

In frommer Sammlung schreitet die Gemeinde zur Kirche — aber von den Kleinen hat doch die Eine mehr Gedanken für ihren duftenden Blumenstrauß und der Andere mehr für ein Vögelchen, das rechts im Laub zwitschert, als für die Predigt, die ihrer harrt. Wir aber, die wir diese kleinen „Schwächen" bemerken, glauben nun denen, die ernst und fromm erscheinen, viel eher — ja, wir haben jetzt erst daran unsere volle Freude, denn wir wissen: der Mann, der sie so geschildert, ist wahr.

Ganz und gar aus dem deutschen Volksherzen herausgewachsen ist auch Ludwig Richter's Humor. Ich kann auch auf ihn, der fast in Alles leise hineinklingt, nicht im Einzelnen hinweisen — an Einiges möcht' ich doch erinnern — nicht an das Derb-Komische, das ja auch dem flüchtigsten Blicke sofort auffällt! Kann es aber eine liebenswürdigere Schalkheit geben, als auf jenem merkwürdig seelenvollen und in's Feinste durchgeistigten Bilde vom „Kleinhandel" der Contrast zwischen der sorgsam abwägenden Käsefrau im Vordergrunde und der halbdunklen Brunnenfigur im Hintergrunde, die mit verbundenen Augen als Justiz die Wage der Gerechtigkeit emporhebt? Und wer möchte nicht über den Hund dort lächeln, der dem naschenden Spatzen auf seinem Futternapf behaglich zuguckt, indeß ein drohendes „Ich beiße" auf seiner Hütte steht? Oder über den ehrlichen Nachtwächter auf dem „Johannisfest", diese Verkörperung des Philisteriums, auf dessen urnüchterner Filzmütze ein paar riesenmäßige Rosen duften? Das sind so feinempfundene Züge, daß der größte Poet sich ihrer nicht zu schämen brauchte.

Da aber, wo sie sich finden, verleihen sie unmittelbarste Lebenswahrheit. Und noch kommt hinzu, um diese letztere zu bilden, daß wir bei Richter niemals etwas Gestelltes oder Arrangirtes wahrnehmen, niemals ein Modell. Er hat in der That auch keine anderen gebraucht, als jene, die er nach dem redlichen Lernen seiner Werdezeit im Kopfe, und zwar so gut im Kopfe hatte, daß sie nicht blos darin, wie einst in seinen Augen, standen, daß sie in seinem Kopfe auch lebten, lachten und sprachen, wie's ihr Meister wollte. „Hatte ich ein Bürschchen unter dem Bleistift," sagte Richter einmal zu mir, „so verstand sich's für mich ganz von selbst, daß es eben nur so einen Kittel und gerade so eine Hose anhaben mußte, und keine andere." Und an dieser Kraft der inneren Anschauung liegt's eben auch, daß in unseren Bildern stets Alles bei der Sache ist. Dies geht bis auf's Ornament, das bei Richter nie ein todter Rahmen ist. Es redet immer mit in die Geschichte hinein und macht sozusagen seine Randbemerkungen dazu.

Es ist wahr, der moderne Mensch, der in der Geisterschlacht unserer Zeit vorn in erster Linie mitkämpft, wird **sein** volles Leben in Richter's Bildern nicht finden. Die Darstellung jenes höchsten Seelenringens, das, immer nur auf Wenige beschränkt, darum nicht minder ein Anrecht auf künstlerische Gestaltung hat, das eines Goethe „Faust", eines Kaulbach Wandgemälde zur Weltgeschichte durchgeistigte, ward von Richter nicht erstrebt — er wollte zeigen, „was **Jeder** einmal erlebte". Es wäre trotzdem von Grund aus irrig, deshalb seine mächtige Bedeutung schmälern zu wollen. Ein Goethe war auch darin groß, daß er denen, die über der Mehrheit ihres Volkes standen, das Liebenswürdige und Schöne dort zeigte, wo sie es vielleicht sonst wenig beachtet hätten. Und darin ist auch Richter groß. Für immer werden ihm auch die „obersten Zehntausend" dafür Dank schulden, daß er ihnen mit beredtem Stift das Gute und Schöne zeigte, das ihre verwöhnten Augen sonst vielleicht unter dem „Staub der Alltäglichkeit" nicht gesucht und gefunden hätten.

Unserem Volke aber — dem großen ganzen Volke — wurden Richter's Bilder zum Zauberspiegel, der ihm sein eigenes Bild verklärt zurückstrahlte. Es erkannte sich selbst, doch an seinem **Besten** erkannte es sich. Und dieses Beste ward gekräftigt, indem es stärker und stärker bewußt ward. Das ist Richter's Bedeutung als Volkserzieher. Indem er schlicht seine eigene reine Menschlichkeit gab — sie, die in all ihrer Tüchtigkeit als die Verkörperung seines besten Theils aus dem Volke selbst herausgeboren ward — lehrte er sich und in sich eben jenen besten Theil dessen lieben, was in Allen war. Dem Lehrer aber danken wir am meisten, der uns nicht fühlen läßt, daß er lehrt, der das Gute in uns zu wecken, der dem Erwachten, wenn es gekräftigt, die rechten Wege vor's Auge zu führen weiß, ohne sich mit gewichtiger Miene als Schulmeister zu präsentiren. Das ist der Grund von Richter's beispielloser Popularität.

* * *

Wir sind am Schlusse. Möchten meine Worte auch ihrerseits ein wenig dazu beitragen, daß unseres Volkes Liebe zu seinem Künstler nicht erkaltet! Möchte Richter's Kunst auch dort immer wärmere Aufnahme finden, wo sie bisher nur wenig ihrer friedenbringenden Blätter ausgestreut, möchte insbesondere ihre Perle, die köstliche Sammlung „Für's Haus", bald auch in jedem Hause des Vaterlandes zum Familienschatze werden! —

Du aber, lieber Meister, der du, wie du's einmal niederschriebst, „halbtaub, halbblind, aber in Gott zufrieden" deine Tage nun in ruhiger Feierabendstille dahinlebst, sieh keine Anmaßung darin, wenn Einer der Jüngeren hier, wo eine Million Deutscher ihn hört, in ihrem Namen dir danken zu dürfen glaubt. Du hast unser Volk wie Wenige geliebt — möge es dein Greisenalter verschönen, daß es dich liebt, wie Wenige. Wenn aber dereinst auch jene, die jetzt dir am nächsten stehen, dir nicht mehr in's Auge schauen dürfen: dein Geist wird in deiner Kunst fortleben und fortwirken, so lange wir seiner werth sind!

Das National-Denkmal auf dem Niederwald.

Von **Ferdinand Hey'l.**

I. Anregung und Vorbereitungen.

Die Freiheit sei der Stern!
Die Losung sei der Rhein!
Wir wollen ihm auf's Neue schwören;
Wir müssen ihm, er uns gehören;
Vom Felsen kommt er frei und hehr,
Er fließe frei in Gottes Meer!

Max von Schenkendorf.

Noch war der Jubel des letzten nationalen Krieges über die glücklichen Erfolge nicht verhallt, noch drangen die Trauerkunden schmerzlicher Verluste in die Familien, in Dorf und Stadt der Heimath, als sich auch schon aller Orten das Bestreben regte, den gefallenen Helden jenes aufgenöthigten Kampfes ein sichtbares Denkmal der Erinnerung zu weihen. Jedes Dörflein schickte sich an, das Angedenken an seine Gefallenen in einem Denksteine zu ehren, und Kunde dessen sind heute die zahlreichen Monumente, welche rings im deutschen Vaterlande für lange Zeit hinaus von den Thaten unserer Söhne in Waffen erzählen.

Noch bevölkerten die französischen Gefangenen die Lager in den Festungen, auf dem Lechfelde und in unseren offenen Städten, und in Frankreich wütheten die selbstmörderischen Kämpfe der Commune, während wir — erstarkt in dem Gedanken der endlichen Einigung der deutschen Stämme — nach einem sichtbaren Ausdrucke, nach einem Wahrzeichen suchten, das unauslöschlich nicht allein unseren Sieg im Kampfe feiern, sondern zumeist die „Wiederaufrichtung des deutschen Reiches" den kommenden Geschlechtern eindringlich kund thun sollte.

Nur schüchtern wagten sich die ersten Vorschläge an das Tageslicht. Jetzt, in den Tagen der Enthüllung des nach zwölfjähriger Thätigkeit endlich vollendeten Denkmals, ist es ein wohlbegründetes Recht der „Gartenlaube", eine kurz gedrängte Geschichte der Entstehung des Denkmals ihrem zahlreichen Leserkreise vorzuführen; war es die „Gartenlaube" doch zunächst, welche einem größeren Theile des deutschen Volkes den Gedanken der Errichtung eines gemeinsamen Denkmals durch Wort und Bild nahelegte. —

In Münster im Westfalenlande wurde bei Gelegenheit der Feier des Geburtstages des Kaiser-Königs Wilhelm am 22. März 1871 der Gedanke zuerst ausgesprochen, einen Denkstein zur Erinnerung an die Erhebung des deutschen Volkes zu schaffen. Fast gleichzeitig traten in ähnlicher Bestrebung Bewohner von Bonn

zusammen und richteten ihr Augenmerk auf die Erpeler Ley am Rhein — Remagen gegenüber — während die Patrioten in der Pfalz einer Höhe in den Vogesen, jene in Münster dem Drachenfels im Siebengebirge den Vorzug gaben. Im Allgemeinen brachte man indessen nur eine sogenannte Siegessäule, ähnlich jener droben auf dem Drachenfels, welche den Landwehrkämpfern von 1813 und 1814 gewidmet ist, in Vorschlag. Auch der Gedanke an den Niederwald und seine rebengeschmückte Höhe hat manchem Verehrer des Rheines offenbar nicht ferngelegen.

Am ersten Ostermorgen, im Monat April 1871, schrieb der Verfasser Dieses — damals mit der Pflege der zahlreichen Verwundeten in Wiesbaden und der Verwaltung des freiwilligen Depots für die zweite Armee beschäftigt — für den „Rheinischen Courier" in Wiesbaden (Nr. 87) die erste öffentliche Anregung und Aufforderung: den Niederwald als Standpunkt für das „Erinnerungsdenkmal an den letzten französischen Krieg" zu wählen. Jenem Aufrufe entnehmen wir einige Stellen, umsomehr als sie heute wörtlich zur Geltung gekommen sind:

„Die Bewohner des Rheines haben alle Ursache, dem Gefühle des Dankes für die von den Stromufern ferngehaltenen Gräuel des Krieges einen sichtbaren Ausdruck zu geben. Im patriotischen Sinne sollte und müßte der Rhein dem gesammten deutschen Volke, seinen Helden-Feldherren und dem sieggekrönten Heere wohl eine Erinnerungsstätte bereiten, spätere Zeiten und Generationen daran gemahnend, was unsere Brüder in Waffen zu des Vaterlandes Ehre und Wohlfahrt in dem letzten heißen Kampfe gegen Frankreich errungen. Gehört doch jetzt und erst jetzt durch die Erfolge unserer heldenmüthigen Krieger der Rhein ganz und ungetheilt dem deutschen Vaterlande, sind doch erst jetzt seine Ufer sicher vor fremdländischen Drohungen, geschützt vor einem frevelnden Uebergriffe des streitsüchtigen Nachbarvolkes ...

Hier, umrahmt von der Buschwaldung, etwa über der Ruine Ehrenfels, neben der Rossel, weithin sichtbar, fände eine Germania als Wacht am Rhein den geeignetsten Platz. Gegenüber dem Eisenbahnknotenpunkte Bingerbrück, über den sich der Strom unseres siegreichen Heeres nach Frankreich ergoß, auf dem rückkehrende verwundete Krieger, die aus Frankreich ausgewiesenen Deutschen und die lorbeergeschmückten Sieger auf ihrem Heimwege den einigenden Mittelpunkt fanden, sollte jenes Denkmal füglich sich erheben. Hier, wo (im Saargebiete), dem Laufe der Nahe folgend, der erste Angriff auf eine deutsche Stadt (Saarbrücken) und auf unser deutsches Heer geschah, hier, wo in der Ferne die neuen Landesgrenzen sich durch die blauen Linien ihrer Berge kennzeichnen, hier, wo bis vor Kurzem drei deutsche Länder ihre Grenzsteine errichtet hatten, die jetzt geeinigt unserem Volke seine Wiedergeburt künden — hier erhebe sich die zu errichtende „Wacht am Rhein", umrahmt von den lebendigen Thyrsusstäben unserer rheinischen Edeltraube.



Die Aussendung der vier apokalyptischen Reiter. Von Peter von Cornelius.
Nach einem Kupferstich im Verlage von Georg Wigand.

Wie drunten die Stromschnellen des Bingerlochs durch das jugendlich frische Ringen und Schäumen des schönsten deutschen Stromes sinnbildlich das Streben des deutschen Volkes nach nationaler Einigung veranschaulichen, so würde ein Standbild gerade an dieser Stelle, am eigentlichen Mittelpunkte des ganzen Stromes, sicher den entsprechendsten Platz finden. Winkt doch von drüben, von Ingelheim herüber als Zeuge früherer Reichesherrlichkeit der Lieblingsaufenthalt unseres großen Kaisers Karl, entquillt doch hier die edelste Gabe des Rheinstromes — der echte deutsche Feuertrank aus rheinischer Rebe. Feiert doch hier der Ober-, Mittel- und Niederrhein seine gemeinschaftlichen Frühlingsfeste in den Pfingsttagen. Hier, im Dufte der Rebenblüthen während des Frühsommers, im reichen Glanze unserer poetischen Weingärten während des Herbstes, wandert der Strom aller Rheinfahrer vorüber, sei es auf den Fluthen des Rheines selbst, sei es über seine aussichtsreichen Stromhügel hinweg. Reichen sich doch hier, bei dem Durchbruche unseres rheinischen Schiefergebirges, die Bewohner von Ober- und Niederrhein die Bruderhand.

Mag eine Verwirklichung des angeregten Planes auch erst späteren Tagen vorbehalten sein, der Unterzeichnete glaubt die Aufmerksamkeit auf jene Stelle lenken zu sollen, von der schon Geibel singt:

„Und an den Hügeln wandelt ein hoher Schatten her,
Mit Schwert und Purpurmantel, die Krone von Golde schwer.
Das ist der Karl, der Kaiser, der mit gewalt'ger Hand
Vor vielen hundert Jahren geherrscht im deutschen Land!“

welches herrliche Lied schließt:

„Wir aber füllen die Römer und trinken in gold'nem Saft
Uns deutsches Heldenfeuer, uns deutsche Heldenkraft!“

In diesem Aufrufe und des Verfassers späterem Aufsatz in der „Gartenlaube“ sind alle Punkte enthalten, welche in der Folge von der gesammten Presse als die für den Niederwald ausschlaggebenden anerkannt und weiter ausgeführt worden sind.

Indessen ist anzunehmen, daß jener Aufruf, wenn schon von den Bewohnern des Mittelrheines freudig begrüßt, ohne alle Folgen verhallt wäre, hätte ihn nicht ein Mann aufgegriffen, dessen Name und Energie alle Bürgschaft in sich trugen, den Gedanken auch zum endlichen Ziele zu führen. Es gebührt sich, dieses Mannes am heutigen Tage in hervorragender Weise zu gedenken. Es ist Graf Botho zu Eulenburg, damals Präsident des Regierungsbezirks Wiesbaden, Landes-Delegirter für die freiwillige Verwundetenpflege daselbst, welcher dem Verfasser seine Uebereinstimmung mit dem Projecte schon nächsten Tages nach Erscheinen des Aufrufs kundgab und dem ganz allein der heutige Erfolg zu danken ist. Wenn er auch später als Oberpräsident nach Lothringen und Hannover und dann in das königliche Staatsministerium berufen wurde — die Sorgfalt und Mühe, das Interesse für die endliche Lösung der Aufgabe ist dem trefflichen Manne stets nahe geblieben. Ohne ihn stände heute die Germania nicht hoch da droben, „ragend in des Aethers Blau“, ohne ihn wäre das Meisterwerk Schilling's muthmaßlich nicht geschaffen.

Schon im Monat Mai 1871 waren Graf zu Eulenburg I, der damalige Minister und Onkel des jüngeren, sowie der Reichskanzler Fürst Bismarck bei Gelegenheit des Frankfurter Friedenscongresses für die Idee erwärmt, und während Graf Botho zu Eulenburg mit allem Eifer die parlamentarischen Kreise in Bewegung setzte und in das Interesse für die Sache zog, führte an Ort und Stelle der jetzige Landesdirector Sartorius, damals Regierungsrath in Wiesbaden, die localen Geschäfte mit Aufbietung aller Kräfte fort.

Aber auch am Rheine regte es sich. Schon in den Pfingstfeiertagen 1871 pflanzte der Verschönerungsverein zu Rüdesheim an den drei zumeist hervorragenden Punkten des Rüdesheimer Berges am Abhange des Niederwaldes, auf Voglers Ruhe, dem Leingipfel und der Rossel, Signalflaggen auf, um das Urtheil des Publicums festzustellen, welcher dieser Punkte für das Denkmal am geeignetsten erschien. In Geisenheim arrangirte man — allerdings in kleinen Verhältnissen — unter Anregung des Generalconsuls E. von Lade — der als Dritter im Bunde der thatsächlich eingreifenden Förderer genannt werden muß — Concerte, um die ersten Baarmittel zu schaffen. Bescheiden waren freilich diese Einnahmen, aber sie waren doch das erste wirkliche Vorgehen zur That.

Am 28. August 1871 fand das erste „Germania Concert“ im Rathhaussaale zu Geisenheim statt. Schon damals wünschte der leider zu früh verstorbene Dichter Bernhard Scholz die „Gartenlaube“ in das Interesse zu ziehen, indem er den Verfasser Dieses aufforderte, Freund Ernst Keil's Beihülfe anzugehen. Die Dinge hatten aber noch nicht genügende greifbare Gestalt gewonnen.

Am 22. September des genannten Jahres berief Graf zu Eulenburg auf den 29. desselben Monats Nachmittags 3½ Uhr in den großen Sitzungssaal des Regierungsgebäudes zu Wiesbaden die erste Versammlung zur Besprechung der Ausführung des Denkmals, nachdem er vorher die Anwohner der Rheinortschaften, besonders jene von Rüdesheim, für die Idee gewonnen.

Im November 1871 lud durch Rundschreiben ein für den beregten Zweck zusammengetretenes provisorisches Comité, bestehend aus den Herren Graf zu Eulenburg, Regierungspräsident in Wiesbaden, von Heemskerck, Präsident in Biebrich, Hehner, Oberappellationsgerichtsrath in Wiesbaden, Generalconsul von Lade in Geisenheim, Geheimer Commerzienrath Lauteren in Mainz, Dr. Mumm, Oberbürgermeister in Frankfurt am Main — eine Anzahl der ersten und bedeutendsten Männer des deutschen Vaterlandes — nach Berlin und zwar auf Donnerstag den 16. November 1871 Nachmittags 6 Uhr in das Gebäude des deutschen Reichstages, Abtheilungszimmer Nr. 5, um im Auftrage jener Wiesbadener Versammlung die Bildung eines definitiven Comités und die Berathung der erforderlichen Schritte für die Herstellung des Denkmals vorzunehmen.

Fast gleichzeitig erhoben sich indessen auch in der Presse die abfälligsten Urtheile über die ganze Angelegenheit. Der Verfasser der ersten Anregung wurde des „patriotischen Taumels“ geziehen. Man sagte, „es sei ihm des Vaterlandes Ruhm zu Kopfe gestiegen und die solchergestalt erzeugten Gehirnaffectionen seien als patriotische Vorschläge in die Oeffentlichkeit gedrungen“. In abfälligster Weise wurde der Vorschlag der Aufrichtung einer Germania-Statue vom „Kunststandpunkte“ verurtheilt. Eine rheinische Zeitung widmete dieser Auslassung mehrere Spalten und schloß dieselbe mit den Worten: „Darum ein Protest im Namen der deutschen Kunst und des gesunden deutschen Sinnes gegen die Germania auf dem Niederwald.“

Es konnte auch nicht fehlen, daß am linken Rheinufer sich Stimmen laut werden ließen, welche für die Aufstellung linksseitig das Wort ergriffen, ja ein Vorschlag ging dahin, gegenüber Mainz, mitten im Strom, auf einem 50 Fuß hohen Unterbau ein Denkmal zu errichten, dasselbe mit den Ufern durch Brücken zu verbinden (die Zeichnung war im Reichstagsgebäude schon ausgestellt), und, umgeben von den Reitergestalten des Kaisers, des Kronprinzen und der Heerführer, sollte den Unterbau ein 191 Fuß hoher Säulenschaft und diesen ein 58 Fuß hohes Standbild des „Erzengels Michael“ krönen. Und dies in nächster Nähe der Festung Mainz! Andere wollten ein Invalidenhaus auf die Höhe des Niederwaldes gesetzt wissen — kurz, es konnte kaum Wunder nehmen, daß einer unserer bekanntesten Parlamentarier die ganze Angelegenheit als „eine verkrachte Gründung“ bezeichnete.

Unter diesem Für und Wider war es ein den Verhaltnissen sehr entsprechender Gedanke des Grafen zu Eulenburg, die Presse, insbesondere die großen Weltblätter, für die Sache zu erwarmen. Die Anschauungen mußten sich auf diese Weise am schnellsten klären. Im December 1871 wurden denn auch Seitens des Comités die entsprechenden Anschreiben an die Redactionen erlassen, und wie Graf zu Eulenburg mittheilte, war ein solches auch direct an Ernst Keil abgegangen, eine Nachricht, die von der Bemerkung an den Verfasser begleitet war, „daß es sehr erwünscht sei, wenn er einige Zeilen dorthin richten wollte, um die Aufnahme des Aufrufs und die Befürwortung des Unternehmens zu sichern“.

Diesen Aufruf an die Presse hatten außer den oben bereits Genannten weiter gezeichnet: die Herren Dr. Stephani, Vicebürgermeister in Leipzig, Freiherr Franz von Stauffenberg, Landrath Fonck in Rüdesheim, Regierungsrath Sartorius in Wiesbaden, Dr. Hans Köster in Cottbus, von Dachröden, Schloßhauptmann in Berlin, Buzzi, Kaufmann in Frankfurt am Main, als Schatzmeister, und Dr. Ebner, Advocat in Frankfurt am Main. Diese Herren bildeten im Verein mit dem vormals provisorischen Comité von da ab den geschäftsführenden Ausschuß für das Niederwalddenkmal, während ein größeres Comité, aus etwa 144 Mitgliedern bestehend und zusammengesetzt aus Männern aller Berufssphären und aller Landestheile Alldeutschlands, die Vertretung der Sache in weiteren Kreisen übernahm.

Umgehend antwortete Ernst Keil dem Verfasser, daß er selbst schon an die Publicirung der Angelegenheit in einer dem Sinne und Geiste der „Gartenlaube“ entsprechenden Form gedacht habe, und forderte zugleich zur Anfertigung von Zeichnungen auf, „die er gerne mit einem Texte begleitet wünschte, der an geeigneter Stelle die Theilnahme des deutschen Volkes für das Unternehmen anregen sollte“.

Schnell war nun der Maler E. Reichmann aus Wiesbaden gewonnen und mit Unterstützung des Comités eine Ansicht des ganzen Rüdesheimer Berges mit dem denselben krönenden Niederwald entworfen und ausgeführt, die zur Wahl gestellten Punkte waren darauf mit Flaggenstangen gekennzeichnet, und der Aufsatz erschien aus der Feder des Verfassers Dieses, wesentlich durch ein treffliches Poem von Emil Rittershaus gehoben und gefördert, in Nr. 19, Jahrgang 1872 der „Gartenlaube“. Hier trat zum

ersten Male die gesammte Idee dem größeren Publicum vor Augen, und von diesem Augenblicke an dürfte auch die allgemeinere Theilnahme des deutschen Volkes für die Angelegenheit zu rechnen sein.

Fast gleichzeitig erschien (im Februar 1872) ein Concurrenzausschreiben, gerichtet an die Künstler Deutschlands, „welches ihrer Wahl die Bestimmung des künstlerischen Charakters des Entwurfs, Plastik oder Architektur oder eine Verbindung beider", frei überließ. Um die Uebernahme des Preisrichteramtes waren die Professoren Drake und Eggers in Berlin, Hähnel in Dresden, Lübke in Stuttgart, Oberbaurath Professor Schmidt in Wien, Oberhofbaurath Professor Strack in Berlin und Professor Zumbusch in München gebeten worden. Als Termin für die Einsendung der Modelle oder Zeichnungen wurde der 1. September 1872 festgestellt. Die Preise waren nicht eben hoch und beliefen sich für den besten Entwurf auf 3000 Thaler, beziehungsweise auf die Ausführung des Denkmals „innerhalb der durch die verfügbaren Mittel gezogenen Grenzen", der zweite und dritte Preis waren auf 1000 und 500 Thaler bestimmt.

Indessen die Mittel flossen für den vaterländischen Zweck nicht allzu reichlich. Köln brachte zwar in einer ersten Versammlung nahe 3000 Thaler auf, Krupp in Essen, von Kramer-Klett in Nürnberg gingen mit gutem Beispiele voran, die Darmstädter Bank, die Aachen-Münchener Feuer-Versicherungsgesellschaft, die Hessische Ludwigsbahn, die Rheinische Eisenbahn und die Taunusbahn, die deutschen Landsleute in St. Petersburg waren unter den ersten Stiftern, das Comité aber sah sich genöthigt, um die Angelegenheit mehr in Fluß zu bringen, im ganzen deutschen Vaterlande Localcomités zu bilden und 1638 Vertrauensmänner zu erwählen, die in allen Provinzen und Städten der Heimath sich der Sammlung liebevoll annahmen. Aber auch in dem Auslande regte sich deutscher Sinn für die gemeinsame Aufgabe.

Mittlerweile waren die Entwürfe (26 architektonische und 11 plastische) in Berlin eingeliefert, von denen jene der Architekten A. Pieper und H. Eggert und des Bildhauers Johannes Schilling den Preis davon trugen. Aber — sie überstiegen den ausgesetzten Kostenbetrag! Eine neue Concurrenz unter den Auserwählten entsprach ebenfalls den Vorbedingungen nicht, und endlich wurde Meister Schilling mit einem endgültigen Entwurf beauftragt, der nach Vollendung allseitig den Anschauungen entsprach, und der nunmehr thatsächtich zur Ausführung gekommen ist.

„Das gewaltige Schwert des streitbaren Weibes ist zur Ruhe gestellt, nicht geschwungen, den von ihm erkämpften Frieden andeutend; die ganze Gestalt athmet Adel, Milde, während aus dem edlen Antlitz hohe Begeisterung aufleuchtet. In der erhobenen Rechten ruht die mit Lorbeer umwundene Reichskrone, das glorreichste Resultat des heiß erfochtenen Sieges, die Wiedererrichtung eines deutschen Kaiserreiches symbolisirend!"

Dies der Grundgedanke, welcher den Meister bei seinem Entwurfe leitete.

Die Belagerungsübung bei Graudenz im August 1883.

Die Manöverübungen unserer Armee werden von dem größten Theile des Volkes mit dem regsten Interesse verfolgt; hängt doch von unserer Kriegsbereitschaft die Freiheit des Landes ab und rücken doch Hunderttausende wackerer Bürger jahraus jahrein in's Feld, um sich im kriegerischen Dienste zu üben. Trotzdem wirken die Beschreibungen der gewöhnlichen Feldübungen, der sich regelmäßig wiederholenden Kaiser- und Corpsmanöver auf die große Masse der Leser ermüdend. In unserem heutigen Artikel aber soll Allen insofern etwas Neues geboten werden, als sich die im August abgehaltene Belagerungsübung vor Graudenz auch auf einen völlig durchgeführten Minenkrieg erstreckte, wie ein solcher seit der Belagerung von Sebastopol in der Kriegsgeschichte sämmtlicher Völker unserer Erde nicht mehr vorgekommen ist.

Die auf dem rechten Ufer der Weichsel gelegene Festung Graudenz, seit Jahren das Uebungsobject der deutschen Pioniere, ist ein Werk des großen Königs Friedrich, welcher im Jahre 1776 den Bau des Platzes an Ort und Stelle persönlich anordnete und auch die ersten Entwürfe hierfür mit eigener Hand aufstellte und zeichnete. Die formidable Festigkeit des Platzes überstand, unterstützt von der bewundernswerthen Energie des Commandanten, General L'homme de Courbière, die Stürme der Jahre 1806 und 1807, und die Mauern, die Wälle tragen noch heute ihr stolzes Haupt hoch aufgerichtet in dem Bewußtsein, einst den ihnen gestellten Anforderungen in jeder Weise genügt zu haben.

Nach kaum hundert Jahren mußte jedoch die Bedeutung der Festung Graudenz den Ansprüchen moderner Kriegführung weichen, sodaß der Platz seit dem Jahre 1873 nicht mehr zu den deutschen Festungen zählt, sondern dem Verfalle überlassen nur noch als ein Uebungsobject für die Artillerie, den Sappeur und Mineur dient. Jedoch nur ein Wink unseres deutschen greisen Heldenkaisers ist erforderlich, und die von Friedrich dem Großen den todten Mauern eingehauchte Kraft wird sich von Neuem entfalten, und in Verbindung mit moderner Kriegskunst aus dem alten Graudenz einen Waffenplatz hervorzaubern, der sich den Festungen Königsberg und Thorn würdig an die Seite stellen und unsern Gegnern ein zweites Plewna werden wird.

Verrathen wir deshalb von den Festungsbauten nicht mehr, als zum Verständnisse unserer weiteren Darstellung erforderlich ist. Die uns Deutschen innewohnende militärische Phantasie dürfte wohl bei allen Lesern im Stande sein, die beigegebene Skizze soweit zu vervollständigen, um das zuvor Angedeutete zum vollen Bilde ergänzen zu können. Es sei nur noch gesagt, daß die Festung Graudenz auf einem die Weichsel um achtzig bis hundert Meter überhöhenden Plateau liegt, von dem sich eine Aussicht genießen läßt, welche der von dem Ufer des Rheins aus erblickten in keiner Weise nachsteht, und daß es sich unter der Pflege und Fürsorge der schönen Frauen der Provinz Preußen ebenso gut leben läßt, wie unter der Obhut der liebenswürdigen Anwohnerinnen unseres andern Grenzstroms im Westen, des Vater Rheins. Alldeutschlands Frauen sind in der Sorge für die Vaterlandsvertheidiger überall von dem gleichen Sinne beseelt. —

Nachdem schon ein kleines Vorcommando in den letzten Wochen des Juli in Graudenz von Danzig her eingetroffen war, um die erforderlichen Vorarbeiten für die Durchführung der Belagerungsübung vorzunehmen, namentlich die Depots zu formiren, die Minengänge der Festung in Holz weiter auszubauen und zu vervollständigen, fanden sich am 30. und 31. Juli auch die weiteren für die Uebung bestimmten Truppen ein. Am 1. August Morgens fand — leider bei strömendem Regen — eine Parade dieser zehn Pionier-Compagnien statt, welcher sich bereits Mittags, und zwar bis zum 8. August, alle diejenigen pioniertechnischen Arbeiten anschlossen, die einer Belagerung sowohl seitens des Angreifers wie der Vertheidigung voranzugehen pflegen.

Gleichzeitig mit diesen Arbeiten, welche namentlich in der Anfertigung von Sappenkörben, Faschinen von Seiten des Belagerers, in der Armirung der Festung — Anlage von Palissadirungen und sonstigen Hindernißmitteln, Aufstellen von Blockhäusern 2c. — von Seiten des Vertheidigers bestanden, wurden die ersten Stadien der Belagerung von einem Theil der hierzu commandirten Infanterie-, Artillerie- und Ingenieurofficiere theoretisch, das heißt auf eine applicatorische Weise, durchgeführt, indem die einzelnen Momente, wie z. B. Berennung und Einschließung, Anlage der Batterien, im Terrain besprochen und hierbei aufstoßende Fragen derartig schriftlich bearbeitet wurden, daß das Ergebniß der angestellten Betrachtungen in Form eines Befehls gebracht werden mußte, wie dergleichen von den einzelnen Ressorts für den Ernstfall zu geben sein würden, um den Erfolg der beabsichtigten Unternehmungen bis in das kleinste Detail zu sichern.

Es läßt sich ohne weitere Specialkenntniß der militärischen Verhältnisse schließen, daß eine derartige Uebung höchst lehrreich und von großer Bedeutung für die Ausbildung derjenigen Officiere sein muß, welche vielleicht einst berufen sein können, vor oder in einer Festung zu stehen, um diese entweder in Besitz zu nehmen oder unserem Reiche zu erhalten.

Die applicatorische Uebung schloß mit der Durchführung der engeren Einschließung des Kernwerkes des Platzes und mit dem Festsetzen des Angreifers auf dem Festungsplateau, unter gleichzeitiger Annahme aller artilleristischen Maßregeln, welche für die

Durchführung des Geschützkampfes auf beiden Seiten für nothwendig erachtet worden waren.

Der praktische Theil der Uebung fand dann am Abend des 10. August in der Herstellung der ersten Parallele seinen Anfang. — Das Terrain vor der Nordfront der Festung gegen das Dorf Prosken hin ist trefflich dazu geeignet, diesen schwierigen Act bei der Belagerung einer Festung zur lehrreichsten Anschauung zu bringen. Gedeckte, von der Festung her nicht zu sehende, aber wohl mit Wurffeuer zu erreichende Anmarschwege — tief eingeschnittene Schluchten — gestatten es, die für den Bau der Parallele erforderlichen Arbeiter und die Truppen zum Schutz derselben gegen Ausfälle ungesehen bis auf 1000 Meter von den Festungswerken entfernt heranzuziehen. Ebenso ließ sich der Anmarsch an die Arbeitsstelle — das heißt die Parallele — selbst völlig gedeckt ausführen. Ein häufigeres Beleuchten des Vorterrains mittelst Raketen von der Festung aus gestattete jedoch dem Vertheidiger die emsig arbeitenden Pioniere und Infanteristen zu entdecken. Ein in Folge dessen unternommener Ausfall gegen die Arbeiter scheiterte an der Wachsamkeit der die Arbeiter deckenden Infanterie, sodaß die Ausfallstruppen unverrichteter Sache in die Festung zurückkehren mußten. Am nächsten Morgen war daher die Basis für den Nahangriff auf die Festung gewonnen, und schritt man bereits am nächsten Abend zur Erbauung der zweiten Parallele. Auch dieses Unternehmen gelang, sodaß bereits am Montag Abend von dieser zweiten, gegen die Festung vorgeschobenen Position der Sturm auf die Lünetten* unternommen werden konnte.

Wer dieses kriegerische Bild zu schauen Gelegenheit hatte, wird den herrlichen Eindruck niemals vergessen, welchen die Sturmcolonnen darboten, als sie in den magischen Lichtkreis traten, den die Leuchtfackeln hervorbrachten, welche von dem durch seine Vorposten alarmirten Vertheidiger der Lünetten entzündet worden waren, um ein wohlgezieltes Feuer auf den heraneilenden Gegner richten zu können. Pioniere mit Sturmgeräth eröffneten den Reigen, begleitet von Schützen, welche ebenfalls ein heftiges Feuer auf die Schanzenbesatzung richteten. Sehr bald hatten die gewandten Pioniere alle die Lünetten umgebenden Hindernisse beseitigt und unschädlich gemacht. Im Sturmeslauf nahten nun die Infanteriecolonnen, um sich in den Graben hinab, den Wall hinauf zu stürzen. Der Vertheidiger mußte dem jähen Anprall weichen, und die Lünetten fielen in des Angreifers Hand, welcher diese Werke nun seinerseits als einen festen Posten für sich selbst einrichtete. Am nächsten Abend wurde dann diese dritte Position nach beiden Flügeln weiter ausgedehnt, wodurch die dritte Parallele entstand, welche unsere Abbildung (S. 621) veranschaulicht.

Wir sehen auf derselben hinter der (im Vordergrunde abgebildeten) eingenommenen feindlichen Lünette und vor der Festung die Laufgräben der dritten Parallele, welche mit denen der zweiten durch die in Zickzackform laufenden „Approchen“ verbunden sind. Jeder Zickzack (Schlag) endet in eine bogenförmige Erweiterung, den sogenannten „Haken“, in welchen Infanterie oder leichtes Geschütz zur Vertheidigung der Laufgräben aufgestellt werden. Links vor der letzten Parallele ist die später erfolgte Sprengung einer Mine angedeutet.

Von dem Moment der Errichtung der dritten Parallele an sollte der bisherige unaufhaltsame Siegeslauf stocken. Die Nähe der Kernfestung forderte nunmehr ein langsames Tempo. Tage und Nächte mußte geschanzt werden, um nach und nach durch die Sappeure das Terrain überschreitbar zu machen, welches zwischen den Lünetten und dem Glacis der Festung liegt.

Frisch gewagt ist halb gewonnen! Diesem den tapferen Soldaten so häufig zu kühnen Unternehmungen drängenden Wahlspruche folgend, faßte jedoch der Angreifer in der Nacht vom 17. zum 18. August den Entschluß, sich auf überraschende Weise eine vierte Position, die vierte Parallele, am Fuß des Glacis zu erbauen.

Es gelang! Trotzdem von Neuem ein gebieterisches Halt! Wußte man doch, daß die Festung mit einem ausgedehnten Minensystem versehen war, und daß es dem Vertheidiger leicht werden würde, von hier aus durch unterirdische Sprengungen das weitere Vorschreiten der Angriffsarbeiten auf dem Glacis zu verhindern oder wenigstens in hohem Maße aufzuhalten. Jetzt galt es daher, den Kampf mit dem unterirdischen Gegner aufzunehmen, die Minengänge desselben zu zerstören und durch Sprengen von stark geladenen Trichterminen Logements* zu schaffen, von welchen aus nicht nur das nächste Vorterrain der Festung beherrscht werden konnte, sondern die auch dazu dienen sollten, mit neuen Angriffsminen dem unter der Erde wühlenden Feind immer mehr und mehr auf den Hals zu rücken.

* Offene, vorgeschobene Festungswerke.

Man hatte beliebt, den Minenkrieg gleichzeitig in zwei Angriffsverfahren, auf dem rechten Flügel mit Schachtminen, auf dem linken Flügel in förmlicher Weise, durchzuführen. Für letzteren Zweck wurde vor die vierte Parallele wiederum eine neue Position, das Minenlogement, vorgeschoben, um von hier aus Minengänge vorzutreiben, die, wenn weit genug, das heißt bis auf etwa fünfzehn bis zwanzig Meter, vorgearbeitet, mit Trichterminen geladen werden sollten. Das Logement kam bereits in der nächsten Nacht zu Stande; Tags darauf ausgebaut, erhielt dasselbe fünf fallende Gallerien, welche mit aller Macht vorgetrieben wurden.

Zum Zweck des Angriffs mittelst Schachtminen gingen in der Nacht vom 20. zum 21. August die Sappeure vor die vierte Parallele vor, hoben daselbst ein Logement aus, in welchem bald darauf die Mineure einige Schächte aufsetzten und schnell in die Tiefe hinabtrieben, die, in Summa mit achtzig Centner Pulver geladen, am nächsten Morgen gemeinsam gezündet wurden. Leider war der Himmel dem zu erwartenden großartigen Schauspiel der Explosion dieser mächtigen Ladung nicht günstig. Ein dichter Nebel verschleierte das Angriffsfeld. Die Spannung der Zuschauer erhielt hierdurch eine unheimliche, noch größere Steigerung. Um zehn Uhr Vormittags ertönte das Signal zum Zünden. Ein mächtiger Knall durchzitterte die Luft, die Erde erbebte, und mit furchtbarem, geisterhaftem Gepolter stürzten die in den Aether geschleuderten, dem Auge völlig unsichtbaren Erdschollen zur Mutter Erde zurück. Wir eilten alsbald an die Sprengstelle; ein sieben Meter tiefer, vierzig bis fünfzig Meter langer und etwa zwanzig Meter breiter Schlund gähnte die Beschauer in seiner großartigen Nacktheit an. Ein imposantes Bild der Zerstörung, ein schlagender Beweis für die Gewalt der aus den achtzig Centnern Pulver entwickelten Gase. Schnell waren Truppen zur Stelle, um diesen der Festungsbesatzung abgerungenen Minengraben zur Vertheidigung einzurichten und zu besetzen.

So leicht und glücklich wie der Schachtminenangriff sollte dagegen der förmliche Minenangriff auf dem linken Flügel nicht verlaufen. Das Vortreiben der Angriffsgallerien konnte nur langsam gefördert werden, der schwere Lettenboden ließ sich nur mühsam durchbrechen. Außerdem wartete hier auch ein aufmerksamer Gegner, und nur zu bald sollte der Angreifer verspüren, was ihm die kleinen Quetschladungen des Vertheidigers für Schaden zuzufügen im Stande waren.

Als endlich nach mehreren Tagen und Nächten und nach mühevoller anstrengender Arbeit zwei Pulverkammern zum Laden fertig gestellt worden waren, zündete der Vertheidiger hiergegen Quetschminen an, welche die Kammern arg beschädigten und das Fertigstellen der Trichterminen wieder auf längere Zeit hinausschoben. Jedoch die Gefechtspause benutzend, welche der Vertheidiger wegen der in seinen Gallerien befindlichen Pulvergase, die erst wieder vor weiterer Arbeit durch Ventilatoren entfernt werden mußten, zu halten gezwungen war, gelang es dem Angriffsmineur dennoch, in der nächsten Nacht die beabsichtigten zwei Trichterminen zu vollenden und am Morgen des 24. August zur Zündung zu bringen. Auch dieses Mal schleuderten wieder einige achtzig Centner Pulver die Erde gegen den Himmel; eine brodelnde Dampfwolke wälzte sich über die Festung hin, und ehe dieselbe sich noch aufgelöst, waren die Trichter schon von dem Angreifer besetzt, welcher sofort neue Gallerien auf der Sohle der sieben Meter tiefen kraterartigen Gebilde, deren obere Breite einige zwanzig Meter Durchmesser zeigte, ansetzte.

„Bis hierher und nicht weiter“, galt nunmehr das Losungswort des Vertheidigers. Alle Versuche, die neuen Gallerien aus den Trichtern weiter vorzutreiben, scheiterten an der Energie des Festungsmineurs.

Aber welch ein beschwerlicher Dienst, welche Aufopferung der Officiere und Mannschaften gehörten dazu, dem Losungswort nicht untreu zu werden!

Acht Meter und mehr unter der Oberfläche der Erde, bis zu

* Leichte Verbauungen und Deckungen von kleinerem Umfange für Infanterie oder Geschütze.



Uebungen im Minenkriege vor Graudenz im August 1883.

Nach einer Skizze unseres Militär-Berichterstatters.

140 Meter Länge unter dem Glacis vorgreifend, liegen die Gallerien des Vertheidigers, vielfach verzweigt und jede directe Verbindung mit der Außenwelt verbietend. Hier an der Spitze der den Katakomben gleichenden Minengänge sitzen die Pioniere bei dürftig leuchtenden Sicherheitslampen und lauschen auf die Arbeiten des Angreifers, um aus den erhörten Geräuschen und deren Richtung die Absichten des unsichtbaren Gegners zu ergründen und denselben entgegenzutreten. Welch ein aufregender, ermüdender, die geistigen und körperlichen Kräfte völlig in Anspruch nehmender Dienst!

Wie schrecklich aber erst im Ernstfall, wenn der Tod durch eine feindliche Sprengung, durch das hierdurch herbeigeführte Zusammenbrechen der Minengänge, durch das Gift der Pulvergase in jeder Minute droht! Am fürchterlichsten aber ist ein lebend Begrabenwerden, wenn hinter dem Mineur durch einen Schuß des Gegners die Gallerie zusammenstürzt. Das „Wieder vor" geht dann nur durch die Leichen der Cameraden.

Beharrlichkeit führt aber endlich zum heiß ersehnten Ziel. Von den verschiedensten Punkten aus ist festgestellt worden, daß der Angreifer dem Vertheidigungssystem bis auf einige Meter nahe gekommen ist. Schleunig wird eine Ladung von vier bis sechs Centner Pulver in die Gallerie gebracht und hinter derselben eine lange Verdämmung angelegt, das heißt Klobenholz und Rasen dahinter gepackt, um zu verhüten, daß sich die Wirkung des Sprengstoffes auch auf die eigenen Minengänge äußere. Acht Stunden harter Arbeit, zu welcher vierzig und mehr Pioniere erforderlich gewesen, haben endlich den Minenquetschosen fertig stellen lassen.

Die Zündung und deren Wirkung belohnt die aufgewandte Mühe reichlich. Die Erde in den Trichtern hebt sich in die Höhe, aufsteigender Qualm, vielleicht ein leiser Knall lassen erkennen, daß die Arbeiten des Angriffsmineurs zerstört worden sind. Das Spiel wiederholt sich noch öfter, und der Vertheidiger schwelgt in dem Gefühl, seinem Feind dauernden Schaden zufügen zu können.

Endlich findet aber auch dieses Treiben seine Grenzen. Das Minensystem der Festung füllt sich schließlich voller Pulverdampf, und der Aufenthalt in den Minengängen ist nur noch mit Lebensgefahr verknüpft. Was hilft es aber, der zähe Widerstand soll und darf nicht erlahmen. Vorwärts, heißt es, niemals zurück! Stundenlanges, durch mächtiges Gebläse erzeugtes Ventiliren hat endlich die Luft so weit gereinigt, daß es möglich wird, die Gallerien wieder zu betreten. Aus Vorsicht werden jedoch zuerst einzelne mit einem Athmungsapparat — wie solche in der Hygiene-Ausstellung zu sehen sind — ausgerüstete Leute in die Gänge des Minensystems geschickt, welche ein Thier, vielleicht ein Täubchen, mit hineinnehmen und dies einige Zeit darin stehen lassen. Wird das Thier später noch lebend herausgebracht, so ist die Luft auch für den Menschen rein und unschädlich, andernfalls muß noch weiter ventilirt werden.

Haben nun auch die Arbeiten in den Gallerien wieder aufgenommen werden können, so kommen dennoch sehr häufig Erkrankungsfälle bei den Mannschaften vor, welche sich als sogenannte Minenkrankheit äußern, das heißt als eine Krankheit, welche sich als Blutvergiftung durch Einathmen von mit Pulverdampf geschwängerter Luft bezeichnen läßt. — Selbst die kräftigsten Körper erliegen diesem heimtückischen Feinde. Ein plötzliches Erlahmen aller Lebensgeister, welches mit Krampferscheinungen wechselt, Athemnoth sind die Kennzeichen der Minenkrankheit. Wehe dem Mineur, der, erkrankt, nicht schnell genug aus der Gallerie entfernt werden kann; in derartigen Fällen hat der Tod schon öfter sein Opfer zu finden gewußt. Ueberall Gefahren mit sich führend, kommt daher ein Friedensminenkrieg von allen militärischen Kriegsspielen der Wirklichkeit am nächsten.

Dies Alles kann uns nicht zurückschrecken. Uebung muß den Meister machen. Die Friedensübungen sind die Vorbereitungen für den Krieg; je ernster und nachdrücklicher dieselben gehandhabt werden, desto mehr werden sie in ihren Folgen nutzbringend für den Ernstfall werden. — Die Vorsehung verhüte, daß jemals vor einer deutschen Festung ein Minenkrieg geführt werden muß; sollte es dennoch einmal dazu kommen, so werden sich auch die Mineure finden, die diesen Krieg bis auf das Messer durchzufechten verstehen werden.

Dies Wort ist für den Kampf unter der Erde keine leere Phrase; kann es doch nur zu leicht vorkommen, daß eine feindliche Gallerie auf einen der Minengänge der Festung trifft, und daß sich dann die Mineure Aug' in Aug' gegenüberstehen, um mit dem Dolch, dem Revolver in der Hand den Weg in die Festung zu erzwingen oder, wie Löwen, den eigenen Bau zu vertheidigen.

Trotzdem es nun auch während der Graudenzer Belagerungsübung viele minenkranke Mineure unter der Festungsbesatzung gab, hielten die in ihrem Fache wohl ausgebildeten Pioniere dennoch lange Zeit Stand. Zwölf Mal und öfter wurden die Angriffstrichter eingeworfen, und die daselbst vorgetriebenen Gallerien zerstört, ehe es dem Angreifer gelang, einen weiteren, den dritten, Trichter zu sprengen, und acht Tage mußten vergehen, ehe der Belagerer zum Sprengen seiner zweiten Trichterreihe schreiten konnte.

Während dieser Zeit war aber auch der Sappeur nicht unthätig gewesen. Derselbe hatte nicht nur seine Laufgräben aus dem Schachtminenlogement vorzutreiben verstanden, sondern dieselben auch längs der Glaciskante anzulegen gewußt. Von hier aus wurde denn schließlich der Grabenniedergang hergestellt und am Sonnabend den 1. September Mittags die Contre-Escarpe* mittelst Schießwolle eingeworfen.

So war der Weg in die Festung geöffnet, welchen der Angreifer am Morgen des 3. September dazu benutzte, die Wälle im Sturm zu nehmen und sich auf denselben festzusetzen.

Mit diesem Gewaltact endete die Belagerungsübung. Möge der freundliche Leser aus der kurzen Schilderung derselben ein Bild gewonnen haben, wie sich der Dienst der Pioniere vor und in einer belagerten Festung gestaltet. F.

* Escarpe heißt die von dem Feinde gesehene Wand des Festungsgrabens, Contre-Escarpe die ihr gegenüberliegende Grabenwand.

„Sie geht zur Bühne".

Ein zeitgemäßer Warnungsruf. Von Paul von Schönthan.

Es hat einmal eine Zeit gegeben, da begrub man die Komödianten außerhalb der Kirchhofsmauer, man unterschied nicht zwischen den Helden der Bretter und den Jahrmarktsgauklern, und vorsichtige Hausmütter holten die Trockenwäsche aus dem Garten, wenn sich die Kunde verbreitete, daß Schauspieler im Anzug seien.

Diese Vorurtheile sind überwunden. Die „Komödianten" werden geadelt, hohe Orden schmücken ihre Brust, die Aristokratie zieht sie in ihre geselligen Kreise; Fürsten, Herzöge, Prinzen wählen ihre Lebensgefährtinnen hinter den Coulissen, und als es vor einiger Zeit ein im Umgang mit Bühnenkünstlern wohlerfahrener Pariser Journalist wagte, den Schauspieler in eine sociale Ausnahmestellung zurückzuweisen, nahmen sich auch die Unbetheiligten der „Geschmähten" an, und ein Pariser Schauspieler „forderte" den Verfasser jenes Artikels nach ritterlicher Sitte. —

Der Schauspieler gilt heute — wenn er sonst die Formen eines erzogenen und anständigen Menschen besitzt — ebenso viel wie irgend ein anderer Künstler, auch in kleinbürgerlichen Vorurtheilen erzogene Leute söhnen sich mit dem Begriff „Schauspieler" aus, und da die amüsanten, gesellschaftlich gewandten Leute bei der Bühne nicht selten sind, findet man heutzutage in allen Gesellschaften Bühnenangehörige.

In Folge dieser veränderten Auffassung hat der Entschluß eines jungen Mannes, sich der Bühne zu widmen, aufgehört, die übrige Familie mit Kummer und Verzweiflung zu erfüllen. Unsere jungen Kunstcandidaten verlassen das Elternhaus nicht mehr „bei Nacht und Nebel", wie es zwei Drittel unserer genialen Schauspieler zu ihrer Zeit gethan haben; da auch in mittleren Städten schon Theaterschulen bestehen, ist der einzuschlagende Weg vorgezeichnet, und die angehenden Künstler ersparen sich sogar die „Schmiere".

Ich weiß, daß in früherer Zeit — und meine Erinnerung reicht gar nicht so weit zurück — der Entschluß eines Mädchens, Schauspielerin zu werden, von den Angehörigen als etwas Unerhörtes, Verwerfliches aufgefaßt wurde; eine Familie glaubte sich dadurch für alle Zeiten der Verachtung des Tanten- und Basenkreises preisgegeben. Heute ist es nichts weniger als auffallend, wenn man von Müttern aus strengbürgerlichen, bureaukratischen oder militärischen Kreisen hört, daß ihre Tochter zur Bühne ausgebildet werde. Leider hört man es zu häufig. Die hohen Gagen berühmter Heroinen, die glänzenden Heirathen einiger Theaterdamen, die Reputation, deren sich anständige Schauspielerinnen heutzutage erfreuen, werden in's Treffen geführt, um die vielleicht noch vorhandenen Bedenken besorgter Eltern zu verscheuchen, und am Ende gelangt man zu dem Schluß, daß der Schauspielerstand mindestens ebenso geachtet ist, wie ein anderer; überdies winken zwei Chancen: künstlerische Triumphe (hohe Gage) oder reiche Heirath.

Der Sprung aus der bürgerlichen Sphäre ist rasch gethan, leider giebt es erfahrungsgemäß kein Zurück. Es existirt ein Sprüchwort, daß Jeder, der ein Paar Schuhe auf den Brettern zerrissen habe, dem Theaterteufel verfallen sei. Das klingt ganz hübsch, aber unsere Jugend ist vom Theaterteufel überhaupt nicht besessen und der angebliche „dämonische Zwang“ besteht wohl hauptsächlich in dem Behagen an einem ungebundenen, abwechselungsreichen und häufig mühelosen Leben, ebenso wie sich die „geniale Begier“ nach Applaus nur auf die gewöhnliche menschliche Eitelkeit zurückführen läßt. Durchaus genielosen Dilettanten, die nur am Sonntag den Künstlerberuf ausüben, thut der Applaus gerade so wohl.

„Sie geht zur Bühne“ — der Entschluß wäre ja sehr erfreulich, wenn man ihn von Damen hören würde, die durch unwiderstehliche Lust und entschiedene Anlagen, vielleicht noch unterstützt durch Organ und Erscheinung, auf diese Bahn gelenkt werden; nimmer aber ist es zu billigen, wenn — und das ist der häufigere Fall — einfach der Bühnenberuf gewählt wird, weil er äußerlich mehr verspricht, als der einer Lehrerin, Comptoiristin, Gouvernante &c.

Eine Befähigung zur Schauspielerin ist — oberflächlich genommen — bei den meisten weiblichen Geschöpfen vorhanden, gewöhnlich auch eine Singstimme, die in den Ohren der Angehörigen zur Primadonna befähigt; die Operncarrière ist vielleicht noch verlockender, und gewissenlose oder unverständige Berather, die solche Mädchen gewerbsmäßigen „Lehrern“ zuführen, geben gewöhnlich den Ausschlag. Nach einer flüchtigen Prüfung ist die Thatsache besiegelt: Sie geht zur Bühne. Leider scheint es in jenen Kreisen nicht hinreichend bekannt zu sein, welcher Ueberfluß an Schauspielerinnen und Sängerinnen zu constatiren ist, von männlichen Bühnenkünstlern gar nicht zu sprechen.

Der letzte Grund ist in der Uebervölkerungscalamität zu suchen, die eine Ueberfüllung aller Fächer herbeigeführt hat. Das mercantilische, das Baufach, Alles ist längst „besetzt“, doppelt und mehrfach besetzt, aber der Kaufmann, der Ingenieur kann im Orient, in Japan, in Amerika eine Existenz finden; der Schauspieler ist an das zwischen Rhein und Wolga liegende geographische Gebiet gebunden, außerhalb desselben sind die Bedingungen seiner Existenz nicht mehr vorhanden.

Das Handwerk könnte noch einen Zufluß an Menschenmaterial vertragen, es ist zu verwundern, daß es nicht in auffälliger Weise an Kräften gebricht; geht doch der Ehrgeiz dieser Stände dahin, die Kinder „was Besseres“ lernen zu lassen; die allein seligmachende Gymnasialbildung scheint auch den dem Handwerkerstand angehörigen Vätern als Bedingung für das Fortkommen ihrer Söhne zu gelten.

Aber es soll ja hier nur von den weiblichen Kunstbeflissenen die Rede sein. Also: ein Bedarf an mittelmäßigen, nicht einmal an „verwendbaren“ Schauspielerinnen besteht gegenwärtig keineswegs, wenigstens nicht im Verhältniß zu dem massenhaften Nachwuchs. In der Praxis erweisen sich die goldenen Aussichten als trügerisch, zumal für Mädchen, die nicht aus purem Leichtsinn, aus Liederlichkeit sich dem freieren Künstlerleben zugewendet haben. — Von diesen soll hier erst gar nicht die Rede sein, wiewohl ihr Einfluß auf die Verhältnisse des Theaters ein sehr wichtiger ist. Zunächst erschweren sie jenen Colleginnen die Existenz, welche wirklich die Absicht haben, durch ihre künstlerischen Leistungen ihren Unterhalt zu erwerben. Es giebt an den meisten Bühnen weibliche Mitglieder, die es „Gott sei Dank nicht nöthig haben“, die Contracte zu unterzeichnen, in welchen von Gage kaum die Rede ist. Der von großmüthigen Kunstfreunden und Beschützern bestrittene Toilettenluxus, den solche Damen entfalten, wird vom Publicum und vom Director gern gesehen, die moralischen Verhältnisse der betreffenden Künstlerin sind beiden Parteien gleichgültig. Jedenfalls sind solche uneigennützige Mitglieder erwünschtere Acquisitionen als die vorwurfsfreie, von einer ihre kleine Pension verzehrenden Mutter begleitete und dürftiger ausgestattete Künstlerin aus „gutem Hause“.

Das ist die praktische Seite, von den Nebenumständen einer solchen Rivalität ganz zu schweigen. Man sollte meinen, daß sie ein wohlerzogenes Mädchen sofort bestimmen müßten, umzukehren und ihre Schwärmerei — wenn eine solche vorhanden war — aufzugeben.

Den Allerwenigsten gelingt es in den ersten zwei bis drei Jahren, und das ist die wichtigste, nicht wiederkehrende Epoche, also als hübsche junge „Anfängerin“ — das Interesse eines Directors oder Intendanten zu erwecken, welches sie zu fördern vermöchte. Nach langem Antichambriren vor der Höhle eines dramatischen Seelenverkäufers — wie der Ausdruck für die Species „Theateragent“ lautet — erhält eine solche Künstlerin ein sechs Monate währendes Provinz-Engagement, Notabene, wenn sie sich bereits als recht tüchtig erwiesen hat und wenn der Agent sie durch sein persönliches Wohlwollen auszuzeichnen wünscht — was man sich natürlich nicht verbitten kann, so sehr es am Platze wäre.

Nur die vom Glücke Begünstigten werden regelmäßig mit Sommer- und Wintercontracten bedacht, wie Viele sehen sich zu einer unfreiwilligen Sommer- oder Winterruhe veranlaßt!

Die prinzlichen und gräflichen Freier, die den Damen vorgeschwebt haben, bleiben gewöhnlich aus, und schließlich spielt sich ein liebenswürdiger Theaterbonvivant in die Gunst der Collegin ein, das Ende ist eine Theaterheirath, die temporäre oder gänzliche Unmöglichkeit, die Kunst auszuüben, Verlust der Stimme &c. — im günstigeren Falle.

Die andere ungünstigere Eventualität brauche ich nicht auszumalen; wer beim Theater Umschau hält, der begegnet verfehlten oder beklagenswerthen und — verlorenen Existenzen in allen Stadien. Leider ist der Rückzugsweg schwer zu finden, selten wird er aufgesucht. — Also: Wer Talent und Drang zum Theater besitzt und die urkräftigen Aeußerungen desselben in sich verspürt, wer einen ernsten und nicht immer ehrlichen Kampf bestehen zu können glaubt, wer sich mit Unempfindlichkeit und Energie auszurüsten vermag, der folge seinem Sterne, besonders wenn er im bürgerlichen Leben auf kein Glück verzichtet; — das „Zum Theater gehen“, weil die Heirathsaussichten „flau“ sind, weil einem die Häuslichkeit zu eng und die mütterliche Ueberwachung lästig wird, ohne mehr als das gewöhnliche Talent zum Declamiren zu besitzen, ohne zuverlässige Anzeichen für seinen Künstlerberuf entdeckt zu haben, das führt von Enttäuschung zu Enttäuschung, bis zur Misère.

Blätter und Blüthen.

Zum hundertsten Geburtstage von Peter von Cornelius. (Mit Illustration auf Seite 617.) „Wenn die Freiheit, die jetzt gewiß und wahrhaft errungen werden wird, würdig soll genossen und den künftigen Zeiten gesichert werden, so muß der Genius der Nation durchdringen in allen Dingen bis zum untersten Glied. Denn nicht große Armeen sind der Schutz eines Volkes, sondern sein Glaube, seine Gesinnung. Daß beinahe Alles in unserem Vaterlande anders werden muß, wenn es der Zeit und dem Sinne des Volkes gemäß sein soll, begreift und fühlt ein Jeder. Nicht Jeder kann die Quelle des Uebels aufspüren, in meiner Kunst kann ich's, ich sehe deutlich, wo es hier fehlt.“

Diese Worte schrieb, als der Sturm des Jahres 1813 losbrach, Peter Cornelius in Rom nieder. Was er damals versprach, das hat er in seinem späteren Leben gehalten; denn wie die Krieger im Felde die politischen Ketten mit Gewalt sprengten, so wußte er auf dem Gebiete der nationalen Kunst erfolgreich, wie kaum Jemand vor ihm, gegen die geistige Fremdherrschaft anzukämpfen. Darum lebt auch sein Andenken

in späteren Geschlechtern fort, und darum feiert auch die deutsche Nation überall den herannahenden hundertsten Geburtstag ihres großen Meisters.

Die „Gartenlaube“ hat schon früher öfters der Verdienste dieses Mannes gedacht, sie hat (Jahrgang 1867, Nr. 17) seinen Charakter ausführlich geschildert und erst vor wenigen Jahren (1879, Nr. 29 und 30) seinen Lebenslauf erzählt.

So ist denn Peter Cornelius für die Gemeinde unserer Leser kein Fremder, und wenn wir heute zur Ehre des Gedenktages eine seiner großartigsten Compositionen unseren Freunden vorführen, so brauchen wir dabei nur kurz Einiges aus seinem Leben hervorzuheben.

In dem kunstfrohen Düsseldorf erblickte der Reformator der deutschen Kunst das Licht der Welt. Der Tag seiner Geburt wird bald als der 17., bald als der 23. September des Jahres 1783 bezeichnet. — Sein Vater war kurfürstlicher Gallerie-Inspector und Lehrer an der Düsseldorfer Akademie. Kein Wunder also, daß die künstlerische Neigung des Knaben sowohl in den reichen Sammlungen seiner Vaterstadt wie im elterlichen Hause reichliche Nahrung fand und daß sich ihm bald Gelegenheit bot, unter tüchtiger Leitung den Zeichnerstift zu führen. Aber der Junge wollte von Anfang seiner Studien an eigene Bahnen wandeln, und das gefiel nicht seinem Lehrer, dem Director Langer, welcher nach dem Tode des Vaters der mittellosen Mutter rieth, den Jungen ein Handwerk lernen zu lassen. Glücklicher Weise wurde dieser Rath nicht befolgt, und der Junge schlug sich durch das Leben, so gut es eben ging, indem er für Buchhändler zeichnete, Kirchenfahnen malte und so seiner Kunst nach Möglichkeit treu blieb.

Der Druck der napoleonischen Tyrannei, welcher damals schwer über Deutschland lastete, rief in ihm einen förmlichen Haß gegen alles Fremde wach, und indem er sich den alten Meistern deutscher Kunst zuwandte, suchte er auch für seine neuesten Schöpfungen deutsche Vorwürfe: Illustrationen zu Goethe's „Faust“ und zu den „Nibelungen“ waren die ersten größeren Werke, mit welchen er vor die Oeffentlichkeit trat.

Im Jahre 1811 sehen wir Cornelius zu Fuß auf der Wanderung nach Rom begriffen. Was er hier leistete, wie er auf dem fremden classischen Boden dazu beitrug, eine deutsche Malerschule zu gründen, das ist in dieser Nummer an einer andern Stelle ausführlich und treffend geschildert worden. An den Schülern erkennt man den Werth des Lehrers, und so könnte das Verdienst Cornelius' nicht besser hervorgehoben werden, als gerade durch die Erzählung der Jugendstudien Ludwig Richter's, welche uns heute (vergl. S. 612) Ferdinand Avenarius in so herzgewinnender Weise vorführt.

Von Rom wurde Cornelius durch den König Ludwig von Baiern nach München berufen, um dort seine berühmten Bilder in der Glyptothek zu malen.

Sein Ruhm war begründet, und bald hierauf erfolgte seine Ernennung zum Director der Akademie in Düsseldorf, derselben Kunstschule, von der er früher wegen Unfähigkeit weggemaßregelt worden war.

Wie es aber damals um die Kunst in Deutschland bestellt war, wie Cornelius für seine Compositionen in der Glyptothek nur ein Honorar von 10,000 Gulden erhielt, während man für die Seidentapeten derselben Säle 80,000 Gulden bezahlte, das und Anderes mögen unsere Leser in dem oben erwähnten Artikel der „Gartenlaube“ (Jahrgang 1879) nachlesen, insofern sie am heutigen Tage für das Ringen des Meisters besonderes Interesse empfinden.

Von Düsseldorf ging er als Akademiedirector nach München und von dort im Jahre 1840 in Folge eines Rufes des Königs Friedrich Wilhelm des Vierten in gleicher Eigenschaft nach Berlin. In München schuf er noch vorher seine hochbedeutenden Bilder, die „Erschaffung der Welt“ und das „Letzte Gericht“, welche die Ludwigs-Kirche schmücken. In München heftete auch König Ludwig dem Meister am letzten Tage des Jahres 1825 im Angesichte seines Bildes der „Zerstörung Trojas“ den Civilverdienstorden auf die Brust mit den Worten: „Man pflegt Helden auf dem Schauplatze ihrer Thaten zu Rittern zu schlagen.“

Im Jahre 1843 erhielt Cornelius den Auftrag, einen christlichen Gemäldecyclus für den Campo santo, den Vorhof zur Begräbnißstätte der preußischen Königsfamilie neben dem Dom zu Berlin, auszuführen. Er ging in demselben Jahre nach Rom, um dort in aller Ruhe diese Aufgabe zu lösen. Diese großartigen Compositionen sind als Gemälde nicht ausgeführt worden. Wohl aber hat sie der Meister durch den Stich veröffentlichen lassen, und auch das unsere heutige Nummer schmückende Bild (S. 617) ist nach dieser im Verlag der Firma G. Wigand erschienenen Sammlung auf Holz übertragen. Es war bestimmt als Hauptbild eine der Wände des Campo santo zu schmücken, und stellt die Aussendung der vier apokalyptischen Reiter: der Pest, des Hungers, des Krieges und des Todes, dar.

Wir lassen hier als die beste Erklärung der großartigen Composition, der gewaltigsten vielleicht, welche die Neuzeit aufzuweisen hat, den Text der Apokalypse („Offenbarung Johannis“, Cap. 6) folgen:

„Und ich sahe,“ sagt dort der Apostel, „daß das Lamm der Siegel eines aufthat. Und ich hörete der vier Thiere eines sagen, als mit einer Donnerstimme: ‚Komm und siehe zu!‘

Und ich sahe ein weißes Pferd, und der drauf saß, hatte einen Bogen; und ihm ward gegeben eine Krone, und er zog aus zu überwinden, und daß er siegete.

Und da es das andere Siegel aufthat, hörete ich das andere Thier sagen: ‚Komm und siehe zu!‘

Und es ging heraus ein ander Pferd, das war roth; und dem, der drauf saß, ward gegeben, den Frieden zu nehmen von der Erde, und daß sie sich unter einander erwürgeten; und ihm ward ein groß Schwert gegeben.

Und da es das dritte Siegel aufthat, hörete ich das dritte Thier sagen: ‚Komm und siehe zu!‘

Und ich sahe, und siehe, ein schwarz Pferd, und der drauf saß, hatte eine Wage in seiner Hand.

Und ich hörete eine Stimme unter den vier Thieren sagen: ‚Ein Maß Weizen um einen Groschen, und drei Maß Gerste um einen Groschen, und dem Oele und Wein thu kein Leid.‘

Und da es das vierte Siegel aufthat, hörete ich die Stimme des vierten Thieres sagen: ‚Komm und siehe zu!‘

Und ich sahe, und siehe, ein fahl Pferd, und der drauf saß, deß Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach. Und ihnen ward Macht gegeben zu tödten das vierte Theil auf der Erde, mit dem Schwert und Hunger, und mit dem Tod, und durch die Thiere auf Erden.“

So lautet die Stelle, welche den Meister zur Composition seines berühmten Bildes begeisterte, und so stürmen denn die vier wilden Reiter über die dahinsinkende Menschheit hinweg. Sie schwingen erbarmungslos ihre schrecklichen Zeichen: Die Pest schnellt die vergifteten Pfeile von ihrem Bogen ab, der hagere Hunger hält die Wage, das Zeichen der Theuerung, empor, der Krieg führt selbst gegen Wehrlose den vernichtenden Schwertstreich, und unaufhaltsam jagt der düstere Tod mit der unerbittlichen Sense dahin.

Cornelius schloß am 6. März 1867 für immer seine müden Augen. Aber sein Geist lebt für und für und wirkt noch heute belebend in der deutschen Kunst.

Ein künstliches Nordlicht zu erzeugen, ist, wie die Leser der „Gartenlaube“ schon früher aus Zeitungsnachrichten entnommen haben werden, dem Leiter der finnländischen Polarexpedition, Professor Lemmström aus Helsingfors, im letzten Winter gelungen. Sein in vielen Tagesblättern falsch dargestelltes Verfahren bestand einfach darin, daß er in Nordfinnland einen Berg von achthundert bis tausend Meter Höhe am Gipfel mit einem System isolirter Metallspitzen bedeckte, denen die Erdelektricität vom Fuße des Berges mittelst eines Metalldrahtes zugeführt wurde, der in einer im Grundwasser versenkten Zinkplatte endigte. Aus den einzelnen Metallspitzen, welche den Berggipfel wie die Stacheln einer geschlossenen Distelknospe umgaben, brachen sodann in der Polarnacht Lichtstrahlen hervor, welche in einem Falle die Länge von hundertundzwanzig Metern erreichten, und im Aussehen sowohl wie bei der spectroskopischen Untersuchung die Eigenthümlichkeiten der Nordlichtstrahlen darboten. Weder Professor Lemmström noch andere Physiker halten mit diesem wiederholt gelungenen Versuche, wie dies hier und da behauptet wurde, das bisher dunkle Problem der Entstehung des Nordlichtes für endgültig gelöst, aber es läßt sich nicht leugnen, daß nunmehr eine gewisse Wahrscheinlichkeit für die Annahme gegeben ist, es handle sich bei der Nordlichterscheinung nicht, wie man in der Humboldt'schen Zeit annahm, um ein „magnetisches Gewitter“, sondern vielmehr um eine stille Ausgleichung der Erdelektricität mit der des Luftkreises, indem die freie Erdelektricität in die trockene Luft jener Breiten sichtbar ausströmt. Das Nordlicht wäre dann nichts anderes, als ein Sanct-Elmsfeuer im Großen, das heißt jenen höchstens meterhohen Flammen vergleichbar, die wir bei gewitterhafter Luft nicht selten auf Kirchthurmspitzen gewahren, die aber in manchen Fällen alle hervorragenden Spitzen der Gebäude, Bäume etc., ja selbst die Häupter der Menschen umspielen. C. St.

Inhalt: Ueber Klippen. Von Friedrich Friedrich (Fortsetzung). S. 609. — Vom alten Richter. Von Ferdinand Avenarius. S. 612. Mit Illustration von E. Limmer. S. 613. — Das National-Denkmal auf dem Niederwald. Von Ferdinand Hey'l. 1. Anregung und Vorbereitungen. S. 616. — Die Belagerungsübung bei Graudenz im August 1883. S. 619. Mit Illustration. S. 621. — „Sie geht zur Bühne“. Ein zeitgemäßer Warnungsruf. Von Paul von Schönthan. S. 622. — Blätter und Blüthen: Zum hundertsten Geburtstag von Peter von Cornelius. S. 623. Mit Illustration auf S. 617. — Ein künstliches Nordlicht. S. 624.

Für die Redaction bestimmte Sendungen sind nur zu adressiren: „An die Redaction der Gartenlaube, Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig“.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

Nº. 39. 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis $2^1/_2$ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

An unsere Leser und Freunde!

Mit dieser Nummer schließt das dritte Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift.

Wohl fragen heute wieder Hunderttausende unserer Leser in ihrem trauten Familienkreise: „Was wird uns denn die ‚Gartenlaube‘ in dem vierten Quartal für die langen Winterabende bringen?“ Nun, wir sind in der glücklichen Lage, Allen das feste Versprechen geben zu können, daß die „Gartenlaube“ nie als ein langweiliger oder unliebsamer Gast in ihrem Hause erscheinen wird. Wir haben das Programm für das nächste Quartal so reichhaltig gestaltet, daß wir sicher den verschiedenartigsten Anforderungen unseres weiten Leserkreises genügen und in jeder Nummer Jedem etwas Neues und Interessantes bieten werden.

Es sei uns gestattet, aus der Fülle des uns vorliegenden Materials nur Folgendes hervorzuheben:

Wir eröffnen das vierte Quartal mit dem spannenden Roman:

„Die Braut in Trauer“ von Ernst Wichert,

in welchem der allgemein beliebte Verfasser ein fesselndes und charaktervolles Bild aus dem gesellschaftlichen Leben der Gegenwart vor unseren Augen entrollt, viele Mängel desselben mit feiner Satire geißelt und die Lichtseiten des schlichten bürgerlichen Haushaltes in herzgewinnender Weise zur Geltung bringt. — Diesem Roman werden sich

„Glockenstimmen“ von Stefanie Keyser

anschließen. Die talentvolle und durch ihre im vorigen Jahre von uns veröffentlichte Novelle „Der Krieg um die Haube“ so rasch beliebt gewordene Verfasserin schildert in dieser Erzählung das originelle Leben und Treiben des urwüchsigen Kleinbürgerthums einer thüringischen Stadt unmittelbar nach den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges. Der seltene poetische Zauber und lebensfrohe Humor dieser Erzählung sichern ihr die günstigste Aufnahme von Seiten unserer Leser.

Von den zahlreichen belehrenden Artikeln, welche im nächsten Quartal veröffentlicht werden, nennen wir hier nur einige: „Das Thermometer in der Familie. Offener Brief an eine Mutter“ von Dr. L. Fürst. — „Der deutsche Hunenheld“ von Karl Blind. — „Der Leberegel“ von Professor Dr. R. Leuckart. — „Der Ablaßstreit im Jahre 1517“ von Emil Zittel. — „Die Faust-Sage“ von Fr. Helbig. — „Im Kampfe um's Recht. Ein Zeitbild aus Siebenbürgen“ von O. Teutsch. — „Im Reiche der unsichtbaren Feinde“ von Dr. A. Bernstein. — „Deutsche Jagd- und Waidmannsbilder“ von L. Beckmann. — „Auf dem Aetna“ von F. Avenarius — „Das deutsche Drama der Gegenwart“ von Rudolf von Gottschall. Ferner: „Gänge mit der Criminalpolizei durch Berlin“, „Der letzte Hohenrhätier“, „Die erste protestantische Kirche“, „Schutz dem Arbeiter!“, „Der deutsche Bergmannstag in Dresden“, „Der französische Hermann“ &c. sämmtlich von namhaften Autoren.

Die meisten dieser Artikel werden durch **vorzügliche Illustrationen** von den ersten deutschen Künstlern und **viele belehrende Abbildungen** im reichsten Maße geschmückt und erläutert.

So werden wir an der Hand kundiger Führer hinauswandern in das Reich des Wissens und der Kunst, in die lauten Werkstätten der modernen Industrie und in die stillen Arbeitszimmer der Erfinder, so werden wir unsere Leser vertraut machen mit den Forschritten der Heilkunde und den gemeinnützigen Wohlfahrtsschöpfungen der Gegenwart, sie geleiten über ferne Länder und Meere und „einführen in die Geschichte des Menschenherzens und der Völker, in die Kämpfe menschlicher Leidenschaften und vergangener Zeiten“. Nach wie vor wird dagegen die „Gartenlaube“ die Kämpfe der wechselnden Tagespolitik nicht in den Schooß der Familie hineintragen und allen confessionellen Streit vermeiden, dabei aber das Banner der Gewissensfreiheit und Duldung hochhalten und im Sinne echter Freiheits- und Vaterlandsliebe aufklärend und anregend wirken.

So möge es uns gelingen, das Vertrauen der Hunderttausende unserer alten treuen Freunde zu rechtfertigen und uns neue Freunde zu gewinnen, denn die „Gartenlaube“ soll das bleiben, wodurch sie zu der verbreitetsten illustrirten Zeitschrift der Welt geworden:

Ein deutsches Volksblatt im besten Sinne des Wortes.

Die Redaction der „Gartenlaube“.

Ueber Klippen.

Erzählung von Friedrich Friedrich.

(Schluß.)

Die Meisten hielten die Gefahr nun für überwunden, der Gewalt des Wassers schien Einhalt gethan zu sein. Man konnte den im Dorfe durch das Hochwasser angerichteten Schaden übersehen, derselbe war zu überwinden, wenn auch Einzelne hart betroffen waren.

Von der angstvoll durchwachten Nacht suchten die Meisten sich zu erholen.

Plötzlich ertönte der Ruf: „Das Wasser! Das Wasser!“ durch das Dorf hin und schreckte Alle auf.

Mit donnerähnlichem Tosen wälzte die Fluth schäumend und an den Felsblöcken hoch aufspritzend sich in dem Flußbette daher. Die Wassermassen, welche oberhalb im Thale sich gestaut, waren durchgebrochen und stürzten nun mit furchtbarer Gewalt abwärts.

Noch begriffen die Wenigsten die Gefahr, in der sie schwebten. Vor der über den Fluß führenden Brücke sperrten angeschwemmte Bäume und Stämme die Strömung. Mit lautem Krachen brach die Brücke zusammen, aber der gewaltigen Masse des Wassers war dadurch wenig Luft gemacht, es durchbrach den Uferdamm und stürzte nun, Steine und Holzmassen mit sich führend, die Dorfstraße hinab.

Ein lauter Angstschrei ertönte von Hunderten. Die zwischen dem Fluß und der Dorfstraße gelegenen Häuser schienen unrettbar verloren zu sein. Die Männer zerrten die Kühe aus den Ställen und brachten sie nur mit größter Mühe über die überfluthete Straße, die einem wilden Strome glich. Die Frauen suchten die Kinder zu retten mit Gefahr ihres eigenen Lebens. In dem maßlosen Gewirr dachte Jeder nur an sich und an die Rettung der Seinigen.

Die Sägemühle war am schwersten bedroht. Schon stürzte das Wasser durch dieselbe hin. Der Müller und die Seinigen hatten sich gerettet, auch der Oberburgsteiner hatte sich durch das Wasser Bahn gebrochen und war am Abhange niedergesunken.

In dem verzweiflungsvollen Geschrei der Frauen, welche um ihr Hab und Gut klagten, in dem Geheul der geängstigten Kinder fragte Niemand, ob Alle gerettet seien, hatten doch selbst beherzte Männer den Kopf verloren.

Da ertönte aus der Sägemühle ein banger Schrei. Die Moidl erschien am Fenster und rief nach Hülfe. Der Weg durch die Thür war durch die Fluth versperrt, das ganze Thal erschien wie eine wilde schäumende Wassermenge.

„Sie ist verloren — die kann Niemand mehr retten!“ riefen die Leute erschreckt.

Da kam Hansel. Das Unglück im Thale hatte ihn von seinem Gehöft getrieben. Noch wußte er nicht, worum es sich handelte.

„Sie ist verloren,“ riefen ihm Mehrere zu.

„Wer? Wer?“ fragte er.

Da hatte die Unglückliche ihn erblickt und ihr Hülferuf: „Hansel, Hansel, rette mich!“ übertönte das wilde Brausen des Wassers.

Der Schreck schien Hansel's Kraft zu lähmen, aber nur für einen flüchtigen Augenblick.

Sein Auge schweifte Hülfe suchend umher.

„Ein Seil — ein Seil!“ rief er dann laut.

„Du kannst sie nicht mehr retten — Du bist selbst verloren!“ riefen seine Freunde und suchten ihn zurückzuhalten von dem tollkühnen Vorhaben.

„Dann bin ich verloren! Ein Seil!“ entgegnete er.

Das Seil wurde gebracht. Mit bebender Hand schürzte er sich dasselbe um den Leib.

„Haltet — haltet!“ rief er den Männern zu und stürzte sich in die wilde Fluth.

Mehr denn zwanzig kräftige Hände hatten das Seil erfaßt. Mehr denn einmal stürzte der Kühne nieder und das Wasser rauschte über ihn hin.

„Er ist verloren!“ schrieen die Frauen, aber an dem Seil wurde er gehalten und er raffte sich jedesmal wieder auf. Selbst die beherztesten Männer bangten um ihn.

Hansel rang sich bis zur Sägemühle glücklich durch. An dem Fenster, an welchem Moidl stand, klammerte er sich an, um seine erschöpften Kräfte zu sammeln. Dann löste er das Seil von seinem Leibe und schlang es fest um einen Pfosten.

„Moidl — Moidl, nun komm!“ rief er und hob die Zitternde aus dem Fenster.

„Umklammere mich fest, fest, so, daß ich die Arme frei behalte! Um Gotteswillen, Moidl, halt fest!“

„Ich halte mich,“ entgegnete das Mädchen, mit beiden Armen seinen Hals umschlingend.

Dann suchte er, mit beiden Händen an dem Seile sich haltend, mit ihr durch den reißenden Strom zu gelangen. Und die Männer am Ufer hielten fest.

Kein Ruf ertönte. Die Angst um zwei Menschenleben hielt jeden Laut in der Brust zurück. Nur einige Mal schrieen einige Frauen auf, als mächtige Baumstämme gerade auf Hansel zutrieben. Sie mußten ihn vernichten. Aber ob sie ihn auch trafen und ihm die Glieder zerstießen, seine Hände hielten fest, langsam — langsam arbeitete er sich weiter.

Als er die Strömung überwunden hatte, schienen die Kräfte ihn zu verlassen, er wankte, aber jetzt waren sie gerettet. Mehrere Männer stürzten sich in das Wasser und trugen Hansel und Moidl bewußtlos an's sichere Ufer.

Ein Schrei der Freude tönte aus mehr denn hundert Kehlen. Die Angst, die sie Alle ausgestanden, löste sich. Alle wollten den Geretteten beistehen.

Man rieb Beiden Stirn und Schläfen, man flößte ihnen Branntwein ein, und sie kamen langsam zu sich. Hansel's Brust dehnte sich und rang nach Athem, als wenn ein schwerer, schwerer Stein von ihm genommen wäre.

„Das macht ihm Keiner nach!“ riefen Mehrere.

Der Oberburgsteiner allein schien von dem ganzen Vorgange nichts bemerkt zu haben. Er saß auf einem Steine und starrte vor sich hin.

„Der Hansel hat Deine Tochter mit Gefahr seines eigenen Lebens gerettet!“ rief ihm ein Bauer zu.

„Wer — wer?“ rief der Oberburgsteiner wie aus einem Traume auffahrend.

„Der Hansel!“

Die große Gestalt des Bauern zuckte zusammen, als er den ihm verhaßten Namen nennen hörte.

„Wo — wo ist er?“ rief er mit wildem Blicke.

Kaum zehn Schritte von ihm entfernt kniete Hansel neben der Geliebten, die sich schwerer als er erholte.

Hastig schritt der Oberburgsteiner auf ihn zu. Mit fester Hand erfaßte er ihn an der Schulter und riß ihn zurück.

„Das ist meine Tochter!“ rief er heftig.

„Oberburgsteiner, Du gehst zu weit! Er hat ihr das Leben gerettet!“ riefen mehrere Männer unwillig.

Die große Gestalt des Bauern richtete sich fest empor. Sein Auge leuchtete, um seinen Mund zuckte es.

„Wer will mir vorschreiben, was ich zu thun habe?“ rief er mit drohender Stimme. „Und wenn er sie hundertmal gerettet, so —“

Ein lautes, donnerähnliches Geräusch über ihm unterbrach ihn.

„Der Oberburgstein!“ riefen Hunderte zugleich erschreckt.

Das Gehöft, welches dort oben so manches Jahr in's Thal hinabgeleuchtet, der ganze Berg schien herabzustürzen. Es wälzte sich krachend nieder, bis die gewaltigen Massen im Thale aufschlugen. Wie lauter, grollender Donner hallte es an den Bergwänden wieder.

Bestürzt blickten Alle einander an. Der Oberburgsteiner hielt noch immer den starren Blick nach oben gerichtet. Er sah sein Gehöft nicht mehr — da brach er mit lautem, unheimlich klingendem Lachen bewußtlos zusammen.

Es war am Tage nach diesem bangen Ereignisse.

Der Regen hatte aufgehört. Wohl war der Himmel noch mit grauen Wolken bedeckt, aber diese gingen hoch. Die Gefahr des Hochwassers war vorüber, der Fluß, der die Dorfstraße sich zu seinem Bette gewählt hatte, war bedeutend gefallen, die Straße war an verschiedenen Stellen mit Balken und Brettern überbrückt.

Wohin das Auge blickte, sah es nur Schutt und Steine. Die meisten Häuser waren bis zur Höhe der Hausthüren damit umgeben und erfüllt. Von der Sägemühle war nur noch der Rest einer Giebelwand, die aus dem Schutte hervorragte, zu sehen.

Jammer und Elend herrschten im ganzen Dorfe, die Felder waren verwüstet, Viele hatten Alles verloren, und nur eine Beruhigung war ihnen geblieben, daß kein Menschenleben vernichtet war.

Hansel, von dessen kühner That trotz des eigenen Elendes Alle sprachen, war von mehreren Freunden zu dem Gehöft seines Vaters geführt und fast getragen, weil die Kräfte ihm den Dienst versagten. Er lag mit zerschundenen Gliedern im Bette, er war nicht im Stande, sich ohne die heftigsten Schmerzen zu rühren, aber seine Augen leuchteten dennoch, denn er hatte die Geliebte gerettet.

Der Oberburgsteiner war in das Haus des Bezirksrichters gebracht und lag noch immer regungslos und mit geschlossenen Augen da. Seine Lippen waren fest auf einander gepreßt, seine Brust athmete schwer.

Der Arzt, der zu dem Kranken gerufen war, hatte constatirt, daß denselben ein Schlaganfall getroffen, und zu dem Richter hatte er offen gesprochen, daß er wenig Hoffnung auf eine Genesung des Oberburgsteiners habe.

„Ich vermuthe, es wird schnell mit ihm zu Ende gehen," hatte er hinzugefügt. „Und es ist vielleicht das Beste für ihn, denn den Verlust seines Gehöftes würde er doch nicht überwinden."

Moidl war bei ihrem Vater und wich nicht von dessen Lager. Schrecken und Angst hatten sie zwar sehr mitgenommen, es lebte in ihr Alles noch wie ein wüster, entsetzlicher Traum, aber sie raffte sich gewaltsam zusammen, um dem Kranken beizustehen.

Nicht ohne Sorge dachte sie an den Geliebten, der, ohne sich zu besinnen, sein Leben für sie gewagt hatte. Ihre Rettung durch ihn erschien ihr wie ein Wunder, und wie sie geschehen war, konnte sie sich kaum noch entsinnen. In ihren Ohren klang nur noch das wilde Brausen des Wassers und der laut keuchende Athem Hansel's, der in der Verzweiflung Uebermenschliches geleistet hatte.

Sie wagte nicht, nach Hansel zu fragen. Aber der Bezirksrichter errieth, was in ihr vorging, und ohne ihr Wissen stieg er hinauf zu dem Gehöft des Haidacher's.

Als er zurückkehrte, war sein Gesicht heiter und er ließ Moidl in sein Zimmer rufen.

„Ich soll Dich von dem Hansel grüßen," sprach er zu der Eintretenden.

Des Mädchens bleiches Gesicht übergoß plötzlich eine dunkle Röthe.

„Sind Sie bei ihm gewesen?"

„Ja."

„Und wie geht es ihm?"

„Gut, Moidl! Er muß zwar noch still liegen, weil er arg zerschunden ist, aber es hat nicht die geringste Gefahr, und er schaut so lustig drein, als ob das ganze Dorf ihm gehöre. Und die Besitzung des Haidacher's ist ohne Schaden davon gekommen. Das Wenige, was das Wasser angerichtet hat, läßt sich in acht Tagen wieder herstellen."

Mit angehaltenem Athem hatte Moidl dem Richter zugehört, seine lustigen Augen sagten ihr deutlich, daß er die Wahrheit sprach.

Der Schrecken, den sie durchlebt, und das Unglück, welches ihren Vater betroffen hatte, waren noch nicht im Stande gewesen, ihre Thränen hervorzurufen. Es war ihr, als ob in ihrer Brust Alles erstarrt wäre. Jetzt weinte sie vor Freude und die Thränen schienen zu lösen, was sie so beängstigend bedrückt hatte.

Der Oberburgsteiner starb nach wenigen Tagen, ohne daß er noch einmal zum Bewußtsein zurückgekehrt war.

Es war ein neuer, schwerer Schlag für Moidl, aber sie fand in dem Bezirksrichter einen väterlichen Beistand.

„Du mußt es ertragen," sprach er in seiner ruhigen Weise zu ihr. „Dein Schmerz wird sich mildern, wenn Du daran denkst, was Deinem Vater vorbehalten gewesen, wenn er wieder genesen wäre. Den Verlust seines Gehöftes, auf das er stolz war, würde er nicht überwunden haben. Daß er denselben verschuldet hat, kann sich Niemand verhehlen. Der Bergsturz würde nimmer erfolgt sein, wenn er den Wald unterhalb seines Gehöftes nicht gefällt und in Acker verwandelt hätte. Die Bäume, deren Wurzeln fest in den Felsen eingedrungen waren, hielten die Erdschicht und gewährten dem Gehöft den sichersten Schutz. Er hörte nicht, als Andere ihn warnten und darauf aufmerksam machten, er folgte nur seinem eigenen eigensinnigen Kopfe, er lachte über die Warner, als der Acker reiche Ernten trug, mit Stolz blickte er auf sie herab, und wie schwer hat dieser Stolz sich gerächt! Ich habe kein Recht, ihm einen Vorwurf zu machen, und auch Du wirst es nicht thun, denn er hat nach seiner Ueberzeugung gehandelt, und es lag vielleicht in der Abgeschiedenheit seines Gehöftes, in der er aufgewachsen war, daß er nur seinem eigenen Kopfe traute. Aber wenn er am Leben geblieben wäre, so würde er selbst diesen Vorwurf sich gemacht und viele trübe Stunden sich bereitet haben. Es ist so am besten für ihn — und auch für Dich!"

Das Alles war zwar nicht im Stande, den Schmerz des armen Mädchens zu verwischen, aber es milderte ihn doch. Und Eines hatte vor Allem beruhigend auf sie gewirkt, der Richter hatte zu ihr gesagt:

„Du bleibst in meinem Hause. Ich werde Deine Angelegenheiten in die Hand nehmen und mit aller Gewissenhaftigkeit ordnen."

Der Oberburgsteiner wurde mit allen ihm zukommenden Ehren begraben. Hatte er auch im Leben durch seinen harten Kopf Manchen zurückgestoßen, so hatte doch das ihn betroffene Unglück ihm die Theilnahme Aller verschafft, und alle Bauern des Thales gaben ihm das letzte Geleit.

Hansel fehlte in der Zahl derjenigen, welche dem Sarge folgten, denn er lag noch immer darnieder. Aber wenige Tage später, als die Herbstsonne wieder in all ihrer Freundlichkeit über den Bergen leuchtete, konnte er die Sehnsucht nicht länger beherrschen. Vergebens suchte seine Mutter ihn zurückzuhalten, auf einen Stock gestützt, stieg er langsam in's Thal. Der Weg wurde ihm schwer, die Füße schmerzten, was that es! In ihm jubelte es laut.

Selbst als er den Blick nach der Stelle richtete, wo der Oberburgstein gestanden und ihm nur das graue Gestein des Berges entgegenstarrte, wurde seine lustige Stimmung nicht getrübt. Er hatte Moidl ja nie des Besitzes wegen geliebt, er hatte auch nie daran gedacht, daß der Oberburgstein sein Eigenthum werde, sondern er hatte sich stets nur ausgemalt, wie er das Gehöft seines Vaters freundlicher gestalten wolle, wenn er die Geliebte erst heimführe, und dieser Gedanke hatte seit dem Tode des Oberburgsteiners eine immer festere Gestalt für sich gewonnen.

Jetzt konnte er schon die Monde zählen, bis sie die Seinige wurde, und er hatte sich in den letzten Tagen Vieles im Geiste zurecht gelegt, wie es werden solle. Der letzte Sommer hatte ihn schon tüchtig weiter gebracht, und seine Lust zur Arbeit war noch gewachsen.

Als er in das Dorf gelangte und die Verwüstung sah, welche das Wasser angerichtet hatte, als er die Stelle erblickte, wo er Moidl durch das wilde Wasser getragen, da zuckte er doch leicht zusammen, denn er begriff jetzt selbst nicht, woher er die Kraft genommen. Der Weg, den er mit der Geliebten durch das Wasser zurückgelegt, war nicht lang, er hatte vielleicht nur wenige Minuten dazu nöthig gehabt, aber es war ihm, als ob er eine Stunde gebraucht habe, denn die Angst hatte die Secunden zu Minuten ausgedehnt.

Hunderte von Händen waren beschäftigt, den Schutt fortzuräumen, und wo er vorüber kam, eilten Männer und Frauen auf ihn zu, um ihm die Hand zu schütteln.

„Das macht Dir Keiner nach, Hansel!" rief ihm der Sägemüller zu.

„Geb' Gott, daß es auch Keiner wieder nöthig hat," gab er zur Antwort.

Er eilte zur Geliebten. Zum ersten Male durfte er sie offen besuchen. Und als die Moidl ihn kommen sah, da eilte sie ihm entgegen und warf sich an seine Brust. Sie konnte es ja jetzt allen Leuten zeigen, daß ihr Herz ihm gehörte.

Sie hatten einander viel mitzutheilen, und der Richter ließ sie geraume Zeit allein. Dann trat er zu ihnen.

„Hansel, nun hab' ich auch noch mit Dir zu reden," sprach er. „Ich bin Moidl's Vormund, und ein Jahr mußt Du sie mir schon noch lassen, ehe Du sie zu Dir hinaufholst. Ich habe aber schon Verschiedenes mit ihr besprochen, womit auch Du wohl einverstanden bist. Die Kühe ihres Vaters stehen noch auf dem Unterburgsteine; wähl' Dir soviel aus, wie Du gut durch den Winter bringen kannst, die übrigen werde ich verkaufen. Ich weiß aus dem Hypothekenbuche, wie viel Geld ihr Vater auf anderen Grundstücken stehen hat, das ist ihr Eigenthum. Ich werde es kündigen und auf die Besitzung Deines Vaters schreiben lassen. Dann kannst Du alle Schulden Deines Vaters abtragen und wirst Luft bekommen. Die Felder und Wiesen des Oberburgsteins sind verloren, und ich glaube nicht, daß sie je wieder herzustellen sind, aber in dem Walde steckt noch ein großer Werth. Ich kann mich nicht darum kümmern, was dort oben geschieht, die Moidl ist deshalb damit einverstanden, daß Du ihn übernimmst und bestimmst, wie viel dort geschlagen werden soll. Meine Meinung geht dahin, daß Du Alles daran wendest das

Gehöft Deines Vaters in besten Zustand zu bringen, und daß Du Deinem eigenen ausgenutzten Walde zum Nachwuchse Zeit läßt. Dann kann Dein Besitzthum es mit vielen anderen aufnehmen, groß genug ist es, es hat ihm nur seit langen Jahren eine feste Hand gefehlt. Dein Vater war stets kränklich, er ist auch von manchem Unfalle heimgesucht, das hat ihn herabgebracht. Ich hoff' indessen, mit der Moidl wird dort oben ein neues Glück einziehen. Ich gönn' es Euch und Andere auch."

Hansel hatte mit freudig glühenden Wangen zugehört. Gern ging er auf die ihm gemachten Vorschläge ein.

„An mir soll's nicht fehlen, Herr Richter!" rief er. „Lust zur Arbeit hab' ich und Kraft auch. Wenn mich kein Unfall trifft, dann soll die Moidl nach Jahren sich jeder Bäuerin im ganzen Thale dreist zur Seite stellen können!"

„Ich halt' Dich beim Wort," entgegnete der Richter und streckte ihm die Hand entgegen.

Mehrere Jahre sind seitdem vergangen.

In dem Dorfe sind von den Verwüstungen, welche das Hochwasser angerichtet, kaum noch einige Spuren zu erkennen. Das Bett des Flusses ist verbreitert und fest. Steindämme engen das Wasser ein, wenn es im Frühjahr oder Herbst hoch anschwillt. Die Sägemühle ist neu erstanden und größer und stattlicher als zuvor. Die Aecker sind von Sand und Steinen gereinigt und tragen neue Ernten.

Viel Arbeit hat das Alles gekostet, aber die Bewohner sind an Arbeit gewöhnt und blicken nicht ohne Stolz auf das Wiedererrungene.

Moidl ist schon seit Jahren Hansel's Frau. Wer das Gehöft des Haidacher's seit Jahren nicht betreten hat, wird Manches kaum wieder erkennen. Da zeugt Alles von Ordnung und Wohlstand.

Die Leute sagen wohl, der Hansel habe viel Glück und auf seiner Hand ruhe ein besonderer Segen. Ja, an Glück fehlt es ihm nicht an der Seite seiner jungen Frau, aber der Segen, der auf seiner Hand ruht, das ist der Segen eines unermüdlichen Fleißes und eines klugen Kopfes, der Alles am rechten Ende anfaßt.

Hansel selbst scheint größer und stattlicher geworden zu sein, und doch ist er nicht um die Breite eines Strohhalmes gewachsen. Das Glück, welches aus seinen Augen leuchtet, läßt ihn größer erscheinen. Es geht ihm gut, es stehen ihm zwei Knechte zur Seite, aber er selbst ist stets der erste und letzte bei der Arbeit.

„Du könntest Dir etwas mehr Ruhe gönnen, es geht Dir ja gut," spricht der Richter, der ihn oft besucht, häufig zu ihm, und er drückt damit zugleich die Ansicht der jungen Frau aus, aber lustig entgegnet ihm Hansel jedesmal:

„Noch nicht, Herr Richter! Was ich Ihnen und der Moidl einst gelobt hab', ist noch nicht erreicht, und ich wüßt' auch nicht, weshalb ich nicht arbeiten sollt', es macht mir Freude und bekommt mir gut. Es fährt noch mancher Gedanke durch meinen Kopf, und was ich mir gesetzt habe, muß ich erreichen."

„Du willst mit Gewalt es zum reichen Manne bringen," wirft der Richter wohl scherzend ein.

„Das ist es nicht, Herr Richter, denn ich hab' für mich ja mehr, als ich brauche," giebt Hansel zur Antwort. „Es ist etwas Anderes, was mich treibt, und Sie selbst haben es veranlaßt. Als Sie mich dort unten so lange in Haft hielten, da hab' ich Tag und Nacht gesonnen, was ich nach meiner Entlassung thun könne, um die Besitzung meines Vaters emporzubringen und dann ruhig vor Moidl's Vater hintreten und ihre Hand verlangen zu können. Da hab' ich ausgesonnen, wie viel sich hier noch thun ließe, und hundertmal hab' ich da jeden einzelnen Punkt erwogen und hin- und hergewendet. Ich will hier noch Manches ändern. Wohl hätt' ich es jetzt nicht mehr nöthig, aber was ich dort unten mir ausgedacht habe, ist mir an's Herz gewachsen, deshalb führ' ich es aus."

Der Blick auf die graue Stätte, an der einst das väterliche Haus gestanden, hatte anfangs in Moidl manche schmerzliche Erinnerung wachgerufen. Aber Eins war unberührt geblieben, die kleine Capelle, in der sie so oft gebetet. Hell und weiß schimmerte dieselbe zwischen den Bäumen hervor und jeden Morgen, wenn die Sonnenstrahlen darauf fallen, ist es Moidl, als ob ihr ein Gruß von drüben gesandt werde.

Und auch die Stätte, an der das Gehöft des Oberburgsteiners gestanden, wo seine Wiesen und Felder gewesen waren, hat den düsteren, grauen Schein verloren. Gräser sprossen zwischen dem Steingeröll empor, die Walderdbeere breitet ihre grünen Blätter weiter und weiter auf. Wind und Regen haben den Samen der Lärchen über die öde, steil abfallende Fläche getrieben, und wo sich eine Felsenritze findet, keimt der Samen und die jungen, zierlichen Sämlinge schießen schnell auf. Schon erscheint das Steingeröll aus der Ferne wie mit einem grünen Schimmer überzogen zu sein.

„Moidl," spricht der Hansel öfter, wenn er drüben nach den Holzknechten gesehen hat und zurückkehrt, „wo das Gehöft Deines Vaters gestanden hat, dort wächst ein neuer Wald auf und wenn uns der Himmel gnädig gesinnt ist, dann erleben wir Beide es noch, daß ich dort Bäume fällen lassen kann."

Germania am Rhein.

Zur Einweihung des National-Denkmals auf dem Niederwald.

„Hurrah, du stolzes, schönes Weib,
Hurrah, Germania!
Wie kühn mit vorgebeugtem Leib
Am Rheine stehst du da!
Im vollen Brand der Juligluth,
Wie ziehst du risch dein Schwert!
Wie trittst du zornig frohgemuth
Zum Schutz vor deinen Herd!"

Das war ein deutscher Sängermund,
Der also sang und sprach!
Zur Kriegesstund' und Siegesstund'
Klang's in den Herzen nach.
Wie Blitz, der aus der Wolke fährt,
Schlug's in die Seelen ein —
Da stand mit blankgezücktem Schwert
Germania am Rhein!

Mit scharfer Waffe in der Faust,
So ging's hinaus in's Feld,
Und, wie die Klinge niedersaust',
Erbebt' die halbe Welt!
Nicht ward in mancher Völkerschlacht
Geführt ein solcher Streich —
Da wurde freie Bahn gemacht
Für's deutsche Kaiserreich!

Nun schaut ein Erzbild, riesenhaft,
Vom Rheinstrom in die Welt.
Als stolzes Sinnbild deutscher Kraft
Ist dort es aufgestellt.
Es schwingt kein Schwert mit ernstem Troh'n
Und nicht die Kriegesfahn' —
Die Rechte reckt die Kaiserkron',
Die deutsche, himmelan.

Friedfertig wendet's das Gesicht
Zum Friedensengel hin. —
In blut'gen Schlachten suchen nicht
Wir Segen und Gewinn!
Nicht späht das Aug' nach Beute aus,
Von Ruhmbegier umstrickt;
Wir freu'n uns, wenn ob uns'rem Haus
Die fromme Palme nickt!

Doch, wenn ein Feind den Krieg begehrt
Im frechen Uebermuth,
Noch scharfgeschliffen ist das Schwert,
Das in der Scheide ruht,
Und kriegsgeübt ist noch die Hand
Zu wucht'gem Hieb und Stoß! —
Für unser deutsches Vaterland
Kein Opfer ist zu groß!

Hoch schaut herab vom Felsgestein
Das Erzbild, spiegelblank.
Heut' weih'n wir's ein am deutschen Rhein! —
Hab', Herr im Himmel, Dank!
Was auch die Zeiten bringen, bleib'
In Gnaden Du uns nah'! — —
Hurrah, du stolzes, schönes Weib!
Hurrah, Germania!

28. September 1883.

Emil Rittershaus.



Magda Irschick als Medea.
Originalzeichnung von Adolf Neumann

Magda Irschick.

Von Rudolf von Gottschall.

Immer mehr verflacht sich das Niveau unserer Bühne, selbst die Anstandsrücksichten, welche die ersten Theater bisher dem höheren Drama gegenüber beobachteten, treten zurück gegen die Dictatur des höchsten Potentaten, der jetzt in Theatersachen gebietet, des Cassenrapports. Der Cassenrapport ist das A und O, der Anfang und das Ende; wenn er spricht, müssen alle Dramaturgen schweigen, ja ein ganzes Collegium von Preisrichtern vermag nicht gegen ihn aufzukommen und die von ihm preisgekrönten Stücke nicht auf die Bühne zu bringen, wenn er sein Veto einlegt.

Natürlich steht besonders die Tragödie mit dem Cassenrapport auf gespanntem Fuße. Es hängt damit zusammen, daß die Zahl begabter Tragödinnen immer mehr im Abnehmen ist. Die anmuthigen Lustspieltalente, die Ingénues jeder Art, wachsen stets von Neuem aus der Erde; das ist ein Gedränge von artigen, allerliebsten, niedlichen Persönchen, welche durch ihre Liebenswürdigkeit die Kritik entwaffnen, sobald sie sich auf den Brettern zeigen; auch an sentimentalen Liebhaberinnen fehlt es nicht, welche über den Augenaufschlag einer Thekla und Ophelia mit der nöthigen Schwärmerei verfügen; aber die eigentlichen Tragödinnen, die Heldinnen, die jenem Schicksal gewachsen sind, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt", sind nahezu auf den Aussterbe-Etat gesetzt. „Ein Königreich für eine Heroine", rufen selbst die königlichen Hoftheater aus, wenn sie überhaupt noch den Ehrgeiz besitzen, das erhabene Genre der Dichtkunst zu pflegen.

Eine Künstlerin vom echten Holz, aus dem man die Tragödinnen schnitzt, ist **Magda Irschick**; sie hat den Zug für das Schwunghafte und Große und in ihrem ganzen Wesen den Wiederhall, den das Macht- und Wuchtvolle des Trauerspiels von seinen Trägerinnen verlangt.

Magda Irschick ist an der blauen Donau geboren, im Jahre 1853 in Wien, als die Tochter eines geachteten Kunsttischlers. In schlichten bürgerlichen Kreisen aufgewachsen, empfing sie jene Anregungen, die für ihr künftiges Lebensgeschick so bedeutsam werden sollten, von dem Wiener Burgtheater, wo die Schauspielkunst stets in Blüthe gestanden hatte und in jener Zeit, in der Glanzepoche der Laube'sche Direction, recht frisch und fröhlich gedieh. Auf das junge Mädchen machte besonders Julie Rettich einen großen Eindruck. Die Freundin Friedrich Halm's, eine liebenswürdige und kluge Frau, gehörte als Künstlerin nicht zur eigentlichen Laube'schen Schule, welche den poetischen Ausdruck auf der Bühne, im Interesse lebenswahrer Menschendarstellung, möglichst herabzustimmen und die Tragödie vom Standpunkte der Komödie und des bürgerlichen Schauspiels aus zu reformiren suchte. Julie Rettich war daher auch dem Altmeister der Wiener Burg nicht sehr genehm. Da er indeß mit dem Rufe einer so bedeutenden Künstlerin zu rechnen hatte, so gab er in seiner Schrift über das Wiener Burgtheater ein kleines Meisterstück dramaturgischer Sophistik, indem er zwar den Geist der Frau Rettich mit vieler Wärme anerkannte, aber doch meinte, daß dieser Geist ihrem eigentlichen Darstellungstalent im Wege gestanden habe. Jedenfalls war Frau Rettich eine Meisterin in einem schwunghaften und verständnißvollen Vortrag, und gerade diese Anregungen sollten für die junge Magda nicht verloren gehen. Ihre Begeisterung für die Bühne stieß im elterlichen Hause auf Widerspruch; Laube's Autorität, der sie geprüft und in ihr ein schönes Talent entdeckt hatte, entschied indeß zu Gunsten ihrer Wünsche; denn auf die Entscheidung des dramaturgischen Altmeisters, die freilich sich nicht immer bewährt hatte, legten die Eltern Magda's großes Gewicht.

Diese erhielt also die Erlaubniß, die künstlerische Laufbahn einzuschlagen. Laube wollte sie anfangs für kleine Rollen an der Burg behalten; doch sie sehnte sich von Hause aus nach einem größeren Wirkungskreise und nahm ein Engagement bei Maurice in Hamburg an, wo sie freilich mehr der heiteren Thalia huldigen mußte. Bogumil Dawison sah sie dort und überredete sie, mit ihm nach Amerika zu gehen: er brauchte für seinen Gastrollencyclus eine Partnerin, welche die ersten weiblichen Rollen spielte. Seine Wahl hatte den glücklichsten Erfolg: Magda Irschick gefiel den Amerikanern ungemein; das Zusammenspiel der Beiden war ein glückliches, denn ihr Naturell hatte eine unleugbare Verwandtschaft. Zwar das Declamatorische, das bei Magda glänzend in den Vordergrund trat, lag Dawison ferner; sein Organ hatte nicht die Fülle, sein Vortrag nicht die Breite, um es zu bewältigen: aber beiden gemeinsam war dasjenige, was man „Rasse" nennen möchte, das eingeborene Feuer, welches die Stellen und Scenen des Affectes und der Leidenschaft, die Höhenpunkte der Tragödie mit hinreißender, blitzartiger Gewalt aufflammen ließ. Dawison erkannte auch das Talent seiner Begleiterin, die in New-York und im Westen Amerikas täglich mit ihm zusammenspielte und seine pecuniären Erfolge mit herbeiführen half, ohne jede künstlerische Eifersucht an. Bis an sein Lebensende correspondirte er mit ihr und ein silberner Lorbeerkranz, den er ihr als Zeichen seiner Verehrung widmete, schmückt noch heute ihr Zimmer.

Nach Dawison kam ein Schauspieler von durchaus verschiedenem Gepräge nach New-York: der preußische Hofschauspieler Hermann Hendrichs, ein Künstler, der durch die schöne Männlichkeit seines Wesens und das harmonische Gleichmaß seiner Darstellung stets einen wohlthuenden Eindruck gemacht hat. Auch mit ihm spielte sie die weiblichen Hauptrollen in den Stücken, in denen er auftrat, und verließ mit ihm Amerika zum großen Leidwesen des New-Yorker Theaterpublicums, das ihr später bewies, daß es ihre künstlerischen Leistungen nicht vergessen hatte.

Nach Europa zurückgekehrt, trat sie in Berlin, Königsberg und Köln auf. In dieser Stadt nahm sie ein festes Engagement an und bildete sich ein größeres Repertoire, Publicum und Kritik zeigten ihr warmes Wohlwollen. Inzwischen hatte Clara Ziegler die Münchener Hofbühne verlassen, und der Regisseur derselben, Richter, durchreiste Deutschland, um einen Ersatz für sie zu finden. Er sah Magda Irschick in Köln als Maria Stuart und engagirte sie sofort für das Münchener Hoftheater an Stelle von Clara Ziegler. Als Brunhilde in der Geibel'schen Dichtung hatte sie einen durchschlagenden Erfolg. Sie trat dann unter Anderem als Iphigenie, Medea, Jungfrau von Orleans, Thusnelda im „Fechter von Ravenna", als Margaretha in den Shakespeare'schen Königsdramen auf und machte besonders mit der letzten meisterhaft durchgeführten Rolle auf das Münchener Publicum den größten Eindruck. In einer jener Separatvorstellungen, in welcher König Ludwig sich, ungestört von der mitgenießenden Menge, den Eindrücken künstlerischer Vorführungen hingiebt, sah er Magda und zeigte sich alsbald als begeisterter Mäcen der Künstlerin, welcher er zahlreiche Gnadenbezeigungen zu Theil werden ließ. Nicht die geringste darunter war ein zehnjähriger Contract am Münchener Hoftheater.

Sie hatte als Nachfolgerin der Clara Ziegler, als Liebling des Münchener Publicums jetzt einen Höhepunkt in ihrer künstlerischen Laufbahn erreicht. Als Mitglied eines gutgeleiteten Theaters ersten Ranges, als prima inter pares in einem vortrefflichen Ensemble, konnte sie ihr Repertoire erweitern durch Aufnahme der neuen Aufgaben, welche die von der Münchener Intendanz stets beachteten Werke der zeitgenössischen Dichter ihr stellten. In solcher Stellung ist eine gediegene und gleichmäßige Entfaltung des Talentes nach allen Seiten hin ermöglicht.

Doch es sollte anders kommen: der Friedensstörer war jener kleine Gott, den von Anakreon bis zu Ovid und Properz die alten Dichter besungen haben, dessen Geschosse indeß nicht blos die Herzen treffen, sondern auch in den Lebensverhältnissen manche Verwirrung anrichten. Magda reichte dem Neffen des Münchener Intendanten, dem Baron Perfall, ihre Hand — und Familienverhältnisse zwangen sie, den Contract mit der Hofbühne, zum großen Bedauern des dortigen Publicums, zu lösen.

Jetzt begannen ihre Schauspieltournées zuerst in Deutschland, wo sie in fast allen größeren Städten in ihren Hauptrollen auftrat, dann in Amerika, wohin sie sich im Jahre 1879 mit ihrem Gatten begab. Sie war die erste deutsche Künstlerin von Bedeutung, welche über das Felsengebirge bis an den Stillen Ocean vordrang und in San Francisco Triumphe feierte, wie neuerdings Franziska Ellmenreich. Ueber Mexico kehrte sie dann nach New-York zurück, spielte bei der Eröffnung des neuen deutschen Thaliatheaters die Medea unter großem Jubel und trat dann sechszigmal

bei fast immer ausverkauftem Hause auf, gefeiert von der deutschen und amerikanischen Presse als eine Künstlerin ersten Ranges. Mit Dollars reich beladen kehrte sie auf ihren Landsitz in Baiern zurück.

Im Jahre 1881 trat sie in Berlin auf und erzielte dort als Brunhilde in Geibel's Tragödie großen Erfolg; daran schloß sich ein Gastspiel in Rußland. Das Jahr darauf nahm sie ein Engagement unter der Staegemann'schen Direction in Leipzig an, wo sie zuerst als Medea mit vielem Beifall auftrat. Doch Frau Magda Irschick, gewöhnt an die Freiheit des Gastspielwesens in zwei Welttheilen, fühlte sich durch die Bedingungen eines festen Engagements eingeengt, und da ein Unwohlsein von längerer Dauer hinzukam, so wurde der Contract auf ihren dringenden Wunsch wieder gelöst. Seitdem lebt sie auf ihrer Besitzung an dem schönen Schliersee in Baiern, doch lange wird ihre Wanderlust wohl nicht ruhen; wie wir hören, soll sie bereits wieder für Amerika einen Contract abgeschlossen haben, der sie zum dritten Male in der nächsten Saison über das Meer führt. Vor ihrem Scheiden beabsichtigt die Künstlerin noch auf einigen hervorragenden Bühnen Deutschlands aufzutreten.

Magda Irschick ist eine Darstellerin großen Stils, sie steht und fällt mit der Tragödie. Schon ihr schönes volltönendes Organ befähigt sie wie Wenige, der Sprache der Dichter gerecht zu werden. Es herrscht freilich jetzt, unter den Einflüssen der Laube'schen Schule, die Neigung, das Recht jener schönen Sprache auf der Bühne möglichst zu verkümmern, und je mehr man die Verse im Conversationston spricht, ihren Vollklang erstickt, ihre rhythmische Bewegung zu verbergen sucht, desto näher glaubt man dem Ideal der darstellenden Kunst zu kommen, für welches der dichterische Ausdruck nichts ist als ein nothwendiges Uebel. Wenn der Altmeister selbst die Verse bei den Proben mit hohlem Grabeston und verloschenem Colorit vortrug, so wandelte die Jünger ein Grauen an vor jener Erbsünde der Poesie, die sich bei einzelnen großen Dichtern, wie bei Schiller, gar nicht ganz ausrotten läßt.

Doch die Dichter machen ihre Verse nicht, damit sie auf der Bühne verstümmelt und ertödtet werden. Die dichterische Schönheit hat ihren eigenen Zauber, verlangt ihr volles Recht: wenn die Verse eines Goethe, Schiller, Grillparzer, Halm mit einem volltönenden und modulationsfähigen Organ vorgetragen werden, dann wird erst eine der Lebensbedingungen der dramatischen Dichtung erfüllt. Dies ist bei Magda Irschick stets der Fall und ein entschiedener Vorzug dieser Künstlerin. Freilich ist ihr oft der Vorwurf gemacht worden, daß sie in Bezug auf das sprachliche Colorit zu viel thue, daß sie zu sehr liebe, sich auf den rhythmischen Wellen der Declamation zu schaukeln und durch den Wohlklang ihres Organs einen gewissen Zauber auszuüben, daß sie hier und dort in eine singende Vortragsweise verfalle. Doch wer hat nicht den Fehler seiner Vorzüge? Frau Irschick bringt dafür auch alle poetischen Stimmungen ihrer Rolle zu ergreifendem Ausdruck: den düstern Groll der Medea, die zarte Hingebung der Griseldis, die leidenschaftliche Gluth der Brunhilde weiß sie schon durch die sprachliche Beleuchtung wirksam hervorzuheben. Wo es eben dem tragischen Medusenblick gilt, da versagen Frau Irschick niemals ihre Mittel. Auf der tragischen Höhe hat sie stets etwas Imponirendes; die aufflammende Leidenschaftlichkeit einer Brunhilde und Medea wiederzugeben, vermag sie wie Wenige. In letzterer Rolle glänzt sie namentlich in jener Scene des zweiten Actes der Grillparzer'schen Dichtung, wo sie vergeblich durch ihr Saitenspiel Jason an sich zu fesseln sucht, der sich nur mit Kreusa beschäftigt, und wo die wilde Gluth der Eifersucht in ihrer Seele aufflammt: das ist die Situation, die unser Bild darstellt. Doch auch die edle Haltung einer Iphigenie mit schöner Plastik der Diction und der Attitüden, die zarteren Gemüthsstimmungen einer Griseldis darzustellen, ist ihr nicht versagt. In ihrer Elisabeth im „Essex“ weiß sie die psychologischen Nüancen fein herauszuarbeiten.

Eine eigenartige Schöpfung ist ihre Geierwally. Das Naturkräftige, Derb-Wilde dieser Gestalt ist ihr Element; dazu kommt, daß sie durch langen Aufenthalt in den oberbaierischen Bergen das volksthümliche Colorit studirt hat, das ihr für diese Rolle des wilden Bauernkindes sehr zu statten kommt. Jedenfalls kommen auch die grellen Accente, welche Frau von Hillern in diesem etwas wüst-genialen Erzeugniß ihrer Muse anschlägt, zu ihrem vollen Recht.

Als Jungfrau von Orleans zeigt die Darstellerin heroischen Schwung, und als Sarema in der „Rose vom Kaukasus“ weiß sie der Heldin ein farbenprächtiges, romantisches Colorit zu geben und den Ausdruck hingebender Liebe, elegischer Klage um das verlorene Glück der Heimath mit der Begeisterung heißlodernder Kampfeslust glücklich zu vereinen.

Wir haben die Hauptrollen erwähnt, welche Frau Magda Irschick bei ihren Gastrollen vorzuführen pflegt. Ihr Repertoire ist noch viel reichhaltiger, gleichwohl muß man bedauern, daß sie nicht durch ein festes Engagement an einer ersten Bühne Gelegenheit und Muße findet, in dasselbe noch mehr Gestalten aus den Schöpfungen neuer Dichter aufzunehmen. Dies Zusammenwirken der dichtenden und darstellenden Talente ist so förderlich für den Fortschritt der dramatischen Kunst, daß man nur mit Bedauern wahrnehmen kann, wie hervorragende schauspielerische Kräfte sich durch ein feststehendes Gastspielrepertoire selbst beschränken. Denn im Creiren neuer Rollen bewährt und steigert sich die schöpferische Kraft, während die beständige Wiederholung derselben Rollen leicht zur Ueberladung mit Nüancen verführt, in denen sich der zurückgedrängte Trieb nach neuer Gestaltung zu bewähren sucht.

Doch Frau Magda Irschick ist einmal an die transatlantischen Wanderschaften gewöhnt, und so muß man ihre freizügigen Neigungen gewähren lassen. Sie ist eine glänzende Vertreterin der deutschen Tragödie, und es ist erfreulich, daß sie das schöne Wort der deutschen Dichtung dort verkündet von Ort zu Ort, so weit die deutsche Zunge reicht in den Landen, über denen das Sternenbanner der großen Republik weht.

Die gewerblichen Anwendungen der flüssigen Kohlensäure.

W. Raydt's Verfahren der Schiffshebung und Schiffssicherung. — Bierausschank mit flüssiger Kohlensäure. — Anwendung zur Fabrikation künstlicher Mineralwässer. — Feuerlösch-Apparate und Dampfspritzen mit Kohlensäurebetrieb. — Krupp's Verfahren zur Herstellung dichter Metallgüsse und zum Auseinandertreiben gebrauchter Kanonen.

„Nur nicht den Muth verlieren!“ heißt der unentbehrliche Trostspruch des Erfinders von Beruf. Denn gar manche Erfindung braucht viel Zeit, um durchzudringen und Werth für das praktische Leben zu erringen, und so ist es auch der flüssigen Kohlensäure gegangen, über deren Darstellung und merkwürdige Eigenschaften wir den Lesern der „Gartenlaube“ im Jahrgange 1878 (S. 80) eingehende Mittheilungen gegeben haben. Wir erwähnten bei jener Gelegenheit, daß sie bisher fast nur als ein kostbares Product der chemischen Laboratorien zur Erzeugung intensiver Kältegrade benützt werde, daß aber amerikanische Ingenieure vorgeschlagen hätten, mit ihrer Hülfe entstehende Schiffsbrände zu bekämpfen. Seitdem haben erfinderische Köpfe eine ziemliche Anzahl anderer Anwendungsarten erdacht. Bekanntlich läßt sich die Kohlensäure, das moussirende Gas unserer Mineralwässer, Biere und Champagner, unter einem Druck von 50 Atmosphären und bei einer Temperatur von 15 Grad C. zu einer wasserhellen Flüssigkeit verdichten, die jedoch sofort in den gasförmigen Zustand zurückkehrt, sobald der Druck entfernt worden ist. Um nun die Anwendung der flüssigen Kohlensäure für gewerbliche Zwecke zu ermöglichen, preßt man in starke eiserne Flaschen gasförmige Kohlensäure unter gleichzeitiger Abkühlung hinein, bis dieselbe flüssig geworden ist, wozu das vierhundertfünfzigfache Volumen des Gases nöthig ist. Es ist nun klar, daß in jedem Augenblicke nicht nur diese bedeutende, auf den kleinsten Raum zusammengedrückte Gasmenge, sondern auch die zur Verflüssigung gebrauchte Druckkraft und Kälte aus solcher Flasche wieder gewonnen werden kann, die somit den dreifachen Charakter eines Gas-, Kraft- und Kältemagazins in ihrem metallenen Bauche vereinigt.

Ganz besonders ist es den Bemühungen des Dr. W. Raydt in Hannover zu danken, daß dieses zuverläßige Gas nunmehr bereits eine Anzahl verschiedenartiger und zum Theil sehr wichtiger Anwendungen erlangt hat, und wir freuen uns hier nach einer

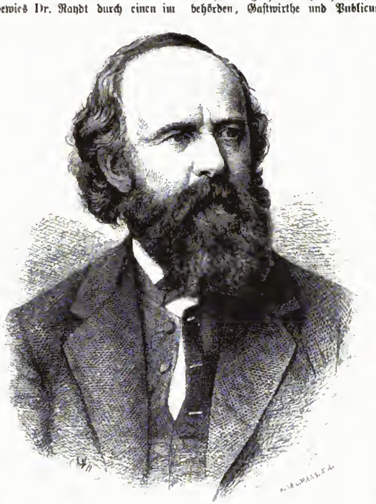
eigenen Angabe des Genannten mittheilen zu können, daß ihm die „Gartenlaube“ mit ihren zahlreichen Artikeln über die Bauer'schen Schiffshebungsversuche die erste Anregung gegeben hat, der flüssigen Kohlensäure seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Bekanntlich benützte Bauer mit Luft gefüllte Ballons (sogenannte Kamele) zur Hebung gesunkener Schiffe. Raydt sagte sich nun, daß die Anwendung dieser Kamele um Vieles erleichtert sein würde, wenn man, statt sie nach Anbringung an den zu hebenden Schiffskörpern oder Schiffsgütern durch Compressionspumpen mit atmosphärischer Luft zu füllen, ihnen einen kleinen Behälter mit flüssiger Kohlensäure mitgäbe, um sie durch das Oeffnen ohne alle Mühe schnell aufzublähen.

Schon im August 1879 bewies Dr. Raydt durch einen im Ausrüstungsbassin der Kieler Werft angestellten Versuch die Tragweite seiner Erfindung, indem er mittelst eines solchen Ballons einen zehn Meter tief im Wasser liegenden Ankerstein von dreihundert Centner Gewicht emporhob. Acht Minuten nach Oeffnung des Kohlensäureventils erschien der Ballon mit seiner schweren Last an der Wasseroberfläche. Natürlich würden sich diese bequem zu handhabenden Kohlensäureballons ebenso praktisch zur Hebung gesunkener Schiffe anwenden lassen, denn ein derartiger Ballon von drei Metern Radius entwickelt im Seewasser eine Tragkraft von 113,000 Kilogramm. Sie werden aus starkem, gummirtem Segeltuch gefertigt, welches innen durch ein metallenes Längsgerüst gestützt wird, während außen ein Geflecht von Hanfgurten die Festigkeit der Außenwandung erhöht.

Vielleicht als noch folgenreicher dürfte sich eine weitere Idee Raydt's erweisen, um durch Anbringung ähnlicher Ballons in nach außen sich öffnenden, dicht über dem Schiffsboden befindlichen Seitenkammern, die mit dem steigenden Verkehr immer häufiger vorkommenden Schiffsunfälle zu mindern, durch ihren Auftrieb angelaufene oder sonst beschädigte Schiffe über Wasser zu halten, oder wenigstens ihr Sinken derart zu verlangsamen, daß die Rettung der Passagiere und Mannschaften in Ruhe bewerkstelligt werden kann. Erinnert man sich, daß beim Untergange der „Cimbria“, wie in den meisten ähnlichen, keineswegs gänzlich zu verhindernden Schiffsunfällen, vor Allem die Schnelligkeit des Sinkens es ist, welche so verhängnißvoll einwirkt, indem sie das Aussetzen der Boote und alle Versuche, das Leck zu stopfen, vereitelt, so verdient Raydt's Vorschlag, das ganze Schiff mit einem in der Stunde der Gefahr hervortretenden Rettungsgürtel von Ballons zu umgeben, gewiß die eingehendste Prüfung. Eine vom Decke aus in Thätigkeit zu setzende Vorrichtung würde die sämmtlichen Kohlensäure-Behälter und die Schiffsluken öffnen, durch welche die tragenden Ballons in dem Maße, wie sie durch das Kohlensäuregas angefüllt werden, zu beiden Seiten des Schiffes hervortreten.

Eine nähere Beschreibung der Vorrichtung findet der dafür sich interessirende Leser im laufenden Jahrgange (Nr. 32 und 33) des „Centralblattes der Bauverwaltung“. Wir wollen hier nur noch erwähnen, daß die Bildung einer Schiffsbergungs-Gesellschaft nach Raydt'schem Systeme im Gange ist und daß auf deren Veranlassung eine Kostenrechnung aufgestellt wurde, nach welcher die Einrichtung für einen Dampfer von der Größe der „Cimbria“ (deren Gewicht circa 3000 Tonnen betrug) einen Kostenaufwand von 19 bis 20,000 Mark, also eine im Verhältniß nicht beträchtliche Summe erfordern würde.

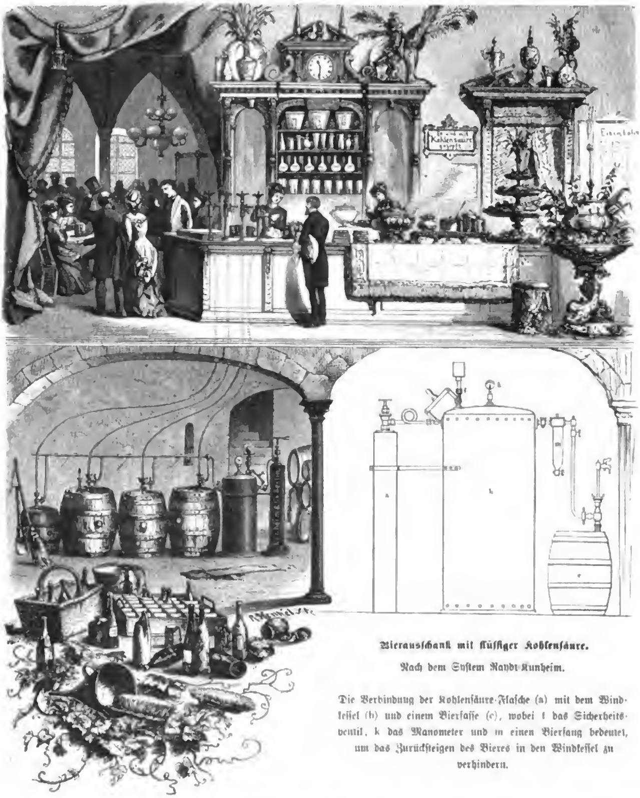
Viel schneller hat sich eine andere Anwendung der flüssigen Kohlensäure Bahn gebrochen, deren Vorzüge allerdings auf der Hand liegen und Jedem einleuchten müssen, der ihr nur einen Augenblick Aufmerksamkeit schenken will, nämlich der Bierausschank mittelst flüssiger Kohlensäure nach dem Systeme Raydt-Kunheim. Fachmänner, Chemiker, Gesundheits- und Sicherheitsbehörden, Gastwirthe und Publicum, kurz Sachverständige aller Classen, welche Gelegenheit hatten, diese Ausschankweise zu prüfen, sind alsbald zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie die Güte des Getränkes in höherem Grade sichert, als jede andere bisher gebräuchliche Methode, und, was die Hauptsache ist, von der Dauer des Ausschanks ganz unabhängig macht, sodaß das letzte Glas aus dem Fasse noch ebenso gut mundet und bekömmt, wie das erste. Jedem Biertrinker ist es ja hinlänglich bekannt, daß bei den bisherigen Ausschankweisen, sei es durch bloßes Abzapfen oder durch Luftdruck, eigentlich nur die ersten Gläser ein Urtheil über die Güte des Getränkes erlauben, daß es in demselben Maße, wie es mit der Luft in Berührung kommt und die in ihm enthaltene Kohlensäure verliert, fortdauernd schlechter wird und bei längerem Zapfen zuletzt kaum noch genießbar bleibt, keinenfalls aber als ein zuträglicher, erquickender Trank gelten kann.



Johannes Schilling, der Schöpfer des Nationaldenkmals auf dem Niederwald.
Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von **Adolf Neumann.**

So bequem daher auch die häufig angewandte Methode, das Bier durch comprimirte Luft aus dem Keller in die Ausschankgefäße des Gastlocals zu heben, für den Wirth und seine Bediensteten war, so wenig konnte sie den Ansprüchen des Gaumens und des Wohlbekommens genügen. Schon die Berührung mit ganz reiner Luft bedingt ein allmähliches Abstehen des Bieres durch Kohlensäure-Verlust und langsame Säuerung, aber bei dem bisherigen Verfahren, welches daher auch wiederholt von der Gesundheitspolizei verboten werden mußte, handelte es sich obendrein häufig um ein gewaltsames Hineinpressen der ungesunden Kellerluft oder der verdorbenen, mit Cigarrendampf und anderen unnennbaren Gerüchen der Schanklocale verunreinigten Luft, was ein beschleunigtes Verderben des Bieres zur Folge hatte. Dasselbe gilt natürlich von der allgemein verbreiteten Praxis, dem Biere durch Aufspritzen mit der verdorbenen Luft des Locals den Anschein eines kohlensäurereichen, moussirenden Getränkes zu geben, eine Unsitte, die sich alle Trinker, da sie das Getränk noch mehr verschlechtert, entschieden und ein für allemal verbitten sollten.

Alle diese Uebelstände werden bei einem Ausschank vermittelst comprimirter Kohlensäure vermieden, und deshalb hat man schon früher die Bierfässer, statt mit Luftdruckpumpen, mit Kohlensäure-Entwickelungsgefäßen in Verbindung gesetzt, wodurch das Abstehen verhindert und einem an Kohlensäure armen Biere unter Umständen sogar ein höherer Wohlgeschmack ertheilt werden kann.



Bierausschank mit flüssiger Kohlensäure.

Nach dem System Raydt-Kunheim.

Die Verbindung der Kohlensäure-Flasche (a) mit dem Windkessel (b) und einem Bierfasse (c), wobei l das Sicherheitsventil, k das Manometer und m einen Bierfang bedeutet, um das Zurücksteigen des Bieres in den Windkessel zu verhindern.

Allein diese Vorrichtungen litten häufig an dem Uebelstande, daß ihre Behandlung umständlich war und daß sie nicht immer eine reine, von Nebenbestandtheilen und Gerüchen völlig freie Kohlensäure lieferten, während bei dem Raydt-Kunheim'schen System eine vor ihrer Verflüssigung sorgfältig gereinigte Kohlensäure zur Verwendung kommt, die in der renommirten chemischen Fabrik von Kunheim u. Comp. zu Nieder-Schönweide bei Berlin im Großen bereitet und den Consumenten in meterhohen, schmiedeeisernen Flaschen von etwa zehn Liter Inhalt geliefert wird. Die Vorzüge dieser neuen Ausschankweise sind so in die Augen springend, daß sich beispielsweise in Berlin bereits über hundert größere und kleinere Bierwirthschaften derselben bedienen, während sie sich andererseits an vielen Orten Deutschlands und selbst schon auf einigen Plätzen des Auslandes, wie z. B. in Antwerpen, Rotterdam und London, eingeführt hat. Die Kosten sind dabei so mäßig, daß sie beinahe schon durch die Brauchbarkeit des Bieres bis auf den letzten Tropfen aufgewogen werden, während sonst stets ein Theil unverwendbar blieb. Dazu kommt aber die erhöhte Güte des Getränkes, welche dieser Ausschankmethode bald die allgemeine Einführung sichern wird.

Was die Einrichtung selbst betrifft, so werden die von der obigen Firma hergeliehenen schmiedeeisernen Flaschen, welche circa acht Kilogramm flüssige Kohlensäure enthalten und zum Ausschank von sechszehn bis fünfundzwanzig Hectoliter Bier (je nach der Dichtigkeit der Fässer und Apparate) ausreichen, zunächst an die Zuführungsröhre eines metallenen Windkessels von erheblich größerem Rauminhalte, der mit Manometer und Sicherheitsventil versehen ist, angeschraubt (vergl. die obenstehende Abbildung).

Ein einziger Handgriff öffnet zugleich das Zuleitungs- und Sicherheitsventil des Windkessels, worauf man durch Oeffnen des

Flaschenventils soviel Kohlensäure einströmen läßt, bis ein am Manometer ablesbarer Druck von ein bis zwei Atmosphären im Windkessel erreicht ist. Hierauf schließt man zunächst das Ventil der Flasche, dann die beiden des Windkessels und öffnet dasjenige, aus welchem das gespannte Kohlensäuregas durch Röhren in die Fässer eintritt, aus denen das Bier emporgedrückt werden soll. Das einzige Bedenken, welches man gegen die in Rede stehende Vorrichtung geltend machen könnte, knüpft sich an die möglichen Gefahren, welche durch den beträchtlichen Druck in den Aufbewahrungsflaschen entstehen könnten. Dieselben sind aus starken schmiedeeisernen Röhren hergestellt, an deren beiden Enden dicke, sich nach innen conisch erweiternde Böden eingeschweißt sind, während die Anschlußöffnungen durch eine doppelte schmiedeeiserne Schraubenklappe verwahrt werden.

Diese Flaschen werden unter amtlicher Controlle einem Probedruck von 250 Atmosphären unterworfen, während der völlig ruhige und gleichmäßige Druck der Kohlensäure in denselben selbst bei einer Erwärmung bis auf 30 Grad nur auf 74 Atmosphären steigen würde. Aus diesen Gründen haben denn auch sowohl das Berliner Polizeipräsidium als das Reichseisenbahnamt die Gefahr eines Zerspringens der Flaschen für so völlig ausgeschlossen erachtet, daß ersteres die Anbringung der Apparate anstandslos gestattet, und das letztere die Versendung der gefüllten Flaschen mit allen Zügen zuläßt. Beim Gebrauche kann schon deshalb keine Gefahr entstehen, weil der Handgriff, welcher den Windkessel an die Flasche anschließt, zugleich das Sicherheitsventil des ersteren öffnet. Auf dem im Juni dieses Jahres abgehaltenen deutschen Gastwirthtage wurden denn auch die vielseitigen Vorzüge des Verfahrens für Wirth und Publicum durch eine Prämiirung anerkannt.

Die durch diese bereits sehr ausgedehnte Verwendung hervorgerufene fabrikmäßige Darstellung einer chemisch reinen, flüssigen Kohlensäure zu ermäßigten Preisen hat alsbald zu dem Versuche geführt, dieselbe auch zur Herstellung der kohlensauren Wässer (künstliches Selter- und Sodawasser), sowie anderer moussirender Getränke zu benützen, und in dieser Richtung hat besonders der Apotheker Bolk in Ratzeburg eingehende und mit dem besten Erfolge gekrönte Versuche angestellt. Bisher bereiteten die Mineralwasserfabrikanten die Kohlensäure selbst, indem sie dieselbe aus ihren mineralischen Verbindungen (Kreide, Magnesit ꝛc.) durch Salzsäure oder Schwefelsäure austrieben, wobei aber, falls nicht eine sorgfältige Waschung des Gases stattfindet, leicht übelriechende und saure Bestandtheile in das Mineralwasser gelangen und dessen Güte stark beeinträchtigen. Es ist dies der Grund, weshalb die Mineralwässer kleinerer Fabriken, deren Apparate entweder unvollkommen sind oder schlecht bedient werden, so häufig den Anforderungen des Wohlgeschmackes und der Zuträglichkeit nicht entsprechen.

Die Benutzung der chemisch reinen flüssigen Kohlensäure zur Mineralwasserfabrikation vereinfacht nicht nur die zur Darstellung der Wässer erforderlichen Vorrichtungen und Methoden erheblich, sondern erlaubt auch — was in heißen Sommern von Wichtigkeit ist — dieselben Mengen eines tadellosen Wassers in viel kürzerer Zeit herzustellen. Hierbei kommt noch, ebenso wie beim Bierausschanke nach dem Systeme Raydt-Kunheim, als begünstigend der Umstand in Betracht, daß das durch Verflüchtigung der flüssigen Kohlensäure gewonnene Gas sich außerordentlich kalt erweist und dadurch die Auflösung im Wasser erleichtert, während es dort das Bier kühlen hilft. Natürlich muß bei der Mineralwasserfabrikation ein höherer Druck der Kohlensäure angewendet werden, was man ja völlig in der Hand hat, da die Kohlensäureflaschen schon bei einer Temperatur von 0 Grad einen Druck von 36 Atmosphären zur Verfügung stellen.

Aus letzterem Grunde eignet sich die flüssige Kohlensäure ferner in hohem Grade zum Betriebe von Feuerspritzen, deren Wasserstrahl sie zu jeder erforderlichen Höhe emportreibt. Die Kohlensäureflasche wird dabei unmittelbar neben dem Wasserkessel angebracht, und Major Witte, der Chef der Berliner Feuerwehr, hat eine derartige Kohlensäurefeuerspritze mit ununterbrochenem Betriebe construirt, bei welcher zwei Wasserkessel vorhanden sind, die abwechselnd mit Wasser gefüllt werden, sodaß der Strahl ohne Unterbrechung bald aus dem einen und bald aus dem andern Kessel aufsteigen kann. Es kommt auch hier in Betracht, daß das Wasser stark abgekühlt und mit Kohlensäure imprägnirt wird, was seine feuerlöschende Kraft bedeutend erhöht, wie dies schon aus dem Gebrauche der in allen möglichen Formen hergestellten Feuerlöscher (Extincteure) bekannt ist, deren Nützlichkeit im Wesentlichen auf der feuerlöschenden Kraft des kohlensauren Wassers und Gases beruht. Sobald nämlich der Strahl einer solchen Spritze in einen halb oder ganz abgeschlossenen Raum gelenkt wird, verbreitet das von dem Löschwasser entwickelte kohlensaure Gas die löschende Kraft über den unmittelbaren Wirkungsbereich des Wassers, indem es den erforderlichen Sauerstoff von den brennenden Stoffen abschließt und so das Feuer ersticken hilft.

Dementsprechend haben sich bedeutende Autoritäten auf dem Gebiete des Feuerlöschwesens dahin ausgesprochen, daß viele Theater-, Fabrik- und Schiffsbrände bei rechtzeitiger Anwendung Raydt'scher Kohlensäurespritzen im Keime erstickt werden könnten. Ein nicht gering anzuschlagender Vorzug derselben, besonders gegenüber der mächtigen Dampffeuerspritze, die erst geheizt werden muß, besteht in der augenblicklichen Wirkung derselben, die in dem Momente eintritt, in welchem der Hahn der Kohlensäureflasche geöffnet wird. Daher hat auch Branddirector Major Witte in Berlin die bei großen Feuern in Anwendung kommenden Dampffeuerspritzen mit einer Nebeneinrichtung versehen lassen, um während des Kesselanheizens Kohlensäure in den Wasserbehälter eintreten zu lassen, damit die Spritze sofort in Thätigkeit gesetzt werden kann.

Hiermit sind aber die Anwendungen der flüssigen Kohlensäure keineswegs erschöpft. Ein mit ihr gefüllter Behälter läßt sich einem beständig geheizten Dampfkessel vergleichen, mit welchem man Arbeitsmaschinen aller Art, Straßenlocomotiven ꝛc. treiben könnte, wenn nicht hierbei einigermaßen die bedeutende Wärmebindung der verdampfenden Kohlensäure und die Nothwendigkeit, dieselbe aus geschlossenen Räumen hinauszuleiten, hinderlich wären. Einige sehr interessante Anwendungen werden bereits seit einigen Jahren in den Eisenwerken von F. A. Krupp in Essen gemacht. Bei der einen handelt es sich um die Herstellung dichter, von Blasen und verborgenen Hohlräumen durchaus freier Metallgüsse, die dann natürlich ein besonders zuverlässiges Constructionsmaterial darstellen. Bei diesem Verfahren wird die Form unmittelbar nach dem Gießen luftdicht verschlossen und in dieselbe oberhalb des Metalls Kohlensäuregas von hoher Dampfspannung, die durch Erwärmen des Behälters mit der flüssigen Kohlensäure im Wasserbade noch erhöht werden kann, eingelassen, bis der Guß soweit erkaltet ist, daß keine Neigung zur Bildung von Hohlräumen mehr vorhanden ist. Von allen bisher angewandten Verfahren, die Metallgüsse während des Erstarrens zu pressen, gab das eben beschriebene, bei welchem man leicht den Druck auf zwölfhundert Atmosphären steigern kann, die besten Resultate, während es sich außerdem durch Einfachheit und Bequemlichkeit der Anwendung empfiehlt. Ebenso wie es in den Essener Werken vorzugsweise für Gußstahl angewendet wird, kann es natürlich auch bei anderen Metallgüssen dienen und wird von der Firma A. Krupp in Berndorff bei Wien beispielsweise mit gleichem Erfolge zur Herstellung von Neusilbergüssen angewandt.

Eine andere im Essener Etablissement erprobte Verwendung der flüssigen Kohlensäure besteht darin, mit ihrer Hülfe die äußeren Ringe von den durch Gebrauch abgenützten Kanonenläufen zu lösen. Sie wird zu diesem Zwecke direct in den Lauf hineingegossen, und entzieht demselben, indem sie sich in Gas verwandelt, so viel Wärme, daß sich das Rohr, in Folge der starken Abkühlung, genügend zusammenzieht, um die einst im glühenden Zustande aufgezogenen Ringe nunmehr mit Leichtigkeit herunterschlagen zu können, sodaß blos das Rohr umgegossen zu werden braucht. In demselben Etablissement wird die flüssige Kohlensäure auch zur Eisbereitung gebraucht, und so haben sich eine Fülle von Verwendungen für einen Stoff ergeben, den man bis vor wenigen Jahren nur in kleinen Mengen, als Rarität, in den chemischen Laboratorien erzeugte, um die in dem oben citirten Artikel beschriebenen physikalischen Experimente damit anzustellen. Seit sie nunmehr, und namentlich durch die Bemühungen von Dr. Raydt, so vielseitige Anwendungen gefunden, wird sie in der gedachten Fabrik so billig fabricirt, daß der berühmte Chemiker Professor A. W. Hofmann in Berlin keinen Anstand zu nehmen brauchte, nahezu einen halben Centner dieses Präparats zur Erläuterung eines Vortrages über „verflüssigte Gase", den er im Beginn dieses Jahres zum Besten des deutschen Schulvereins gehalten hat, zu verbrauchen.

Carus Sterne.

Das National-Denkmal auf dem Niederwald.

Von Ferdinand Hey'l.

2. Ausführung und Vollendung.

Es ist billig, daß wir am heutigen Tage besonders des Künstlers gedenken, welcher das Meisterwerk des Nationaldenkmals geschaffen.

Johannes Schilling (vergl. das Portrait S. 632) ist am 22. Juni 1828 in Mittweida in Sachsen geboren. Sein Großvater, Gustav Schilling, vordem Artillerie-Officier in der sächsischen Armee, hatte durch eine seltene Productivität seinen Namen schriftstellerisch allseitig bekannt gemacht. 1842 schon trat der Enkel, der reichbegabte Jüngling, als Schüler in die Dresdener Kunstakademie, der er drei Jahre angehörte, und mit siebenzehn Jahren wurde der junge Künstler schon in Ernst Rietschel's Atelier aufgenommen, unter diesem Meister fünf Jahre lang strebend und arbeitend. Bei Professor Drake in Berlin und Professor Hähnel in Dresden setzte der in schneller Entwickelung fortschreitende Künstler seine Studien fort.

Einige Arbeiten (die Medaillons „Jupiter und Venus") erwarben ihm ein Reisestipendium für Italien, wo er die Jahre 1854 bis 1856 verbrachte, in Rom sich der besonderen Förderung und Freundschaft des Meisters Cornelius erfreuend. In Italien war der Künstler nicht müßig. Seine Statue des verwundeten Achill, sein Relief „Centaurin und Amor" machten ihn auch dort wie in der Heimath weiteren Kreisen bekannt. Heimgekehrt in's Vaterland schuf er in Dresden die Gruppen „Morgen, Mittag, Abend und Nacht", die den ersten Preis in der Kunstausstellung zu Wien 1869 davontrugen.

Die Nation verdankt Johannes Schilling ferner folgende Meistergestaltungen: Den Fries auf der linken Seite des Vestibuls des Museumgebäudes in Dresden, eine Bronzebüste des Turnvaters Jahn, aufgestellt in Freiburg an der Unstrut, eine Erzstatue des Oberbürgermeisters Demiani in Görlitz. Nach Meister Rietschel's Tod übernahm Schilling die Ausführung der Figuren der Städte Augsburg und Speyer für das Luther-Denkmal zu Worms. Seit 1867 schmückt den Schiller-Platz zu Wien die Gestalt Schiller's aus des Meisters Händen.

Selten vermag ein „Bildner" auf eine größere Zahl durchweg vollendeter Gestaltungen zu schauen, als Johannes Schilling. Rietschel's Denkmal auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden, das Monument Kaiser Maximilian's in Triest, das Kriegerdenkmal in Hamburg; aus etwas früherer Zeit die Gruppen: Vocal- und Instrumentalmusik im Dresdener Schloß, die Pantherquadriga auf dem Dresdener Hoftheater, die Phidias-Statue in der Loggia des Leipziger Museums und andere, sie alle sind Schöpfungen seines Geistes und seiner Hand.

Im Jahre 1874 wurde Schilling die Ausführung des Nationaldenkmals auf dem Niederwald übertragen, das, nun vollendet, den Ruhm des Meisters für alle Zeiten fest begründet, zur Freude und Ehre der deutschen Nation. —

Während der Meister die ersten Schritte zur Verwirklichung seiner Schöpfung that, ließ das Comité seine Thätigkeit nicht ruhen. Noch galt es die Mittel zu schaffen, die bei Weitem nicht zur Genüge angesammelt waren. War man auch aller Orten für den Gedanken begeistert, so wirkten doch die Nachwehen des Krieges, die Veranstaltungen für die localen Denksteine nicht förderlich auf die Sammlung der gemeinsamen Mittel.

Da traten die Gesang- und Kriegervereine zusammen und stifteten — durch Concerte und Veranstaltungen die ersteren, durch öffentliche Aufrufe die letzteren — die Gelder zur Herstellung der Figur des Krieges, die Schüler der höheren Gymnasial- und Realschulen die Mittel zur Beschaffung der Figur des Friedens. Kaiser Wilhelm aber lieh der Errichtung des Germania-Denkmals seine ganze Theilnahme, und es wurde eine Summe sicher gestellt, welche der Ausführung ferner ein Hinderniß nicht mehr bereitete. Die Fertigstellung war endlich gewährleistet.

Während mühsamer Arbeit von allen Seiten — denn die Verwirklichung der Ausführung bot nicht geringe technische Schwierigkeiten — konnte endlich am 16. September 1877 die Grundsteinlegung in feierlichster Form durch des Kaisers ehrwürdige Person vollzogen werden. Von Aßmannshausen aus, wo der Kaiser und die Kaiserin den Bahnzug — von Coblenz kommend — verließen, wurde die Fahrt zum Niederwald angetreten. Zwei rheinische Damen begrüßten die verehrten Majestäten in poetischer Form, den Wein und die Blumen des Rheins darreichend; durch festlich geschmückte Häuserreihen, durch Ehren- und Triumphpforten in Aßmannshausen und Rüdesheim, rechts und links des Niederwaldes, feierte die Gegend den glückverheißenden Tag. Zur Seite des Kaisers und der Kaiserin wohnten der Kronprinz des deutschen Reichs, Prinz Wilhelm von Preußen, Prinz Karl, Prinz Friedrich Karl, die Großherzoge von Mecklenburg und Sachsen, die Feldmarschälle Graf Moltke und von Manteuffel, die Generale von Roon, von Göben und viele andere dem feierlichen Augenblicke an.

Und als, trotz des ungünstigen, drohenden Wetters, die kernige Festrede des Oberpräsidenten, Grafen zu Eulenburg, verklungen war, als die Sonne durch die Wolken brach und der Held unseres Volkes — Kaiser Wilhelm — die ersten drei Hammerschläge that, da wollte des Jubels kein Ende sein, da salutirten die Kanonen von den Höhen, da läuteten die Glocken im gesegneten Rheingau, da mischte sich der Jubel der Versammelten in die Fanfaren der Musik, da feierte in der That die Nation „die Wiedererrichtung des deutschen Reichs" — ohne Nebengedanken und ohne Hinweis auf vergangene Tage des rauhen Krieges.

Feierlich ertönten während der Hammerschläge die Worte des Kaisers: „Wie mein königlicher Vater einst dem preußischen Volke an dem Denkmal bei Berlin zurief, so rufe ich auch heute an dieser bedeutungsvollen Stelle dem deutschen Volke zu: den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung."

Ein weihevoller Augenblick in der That! Der Kronprinz that die drei bedeutungsvollen Schläge mit den Worten: „Mit Gott für Kaiser und Reich!" und Graf Moltke fügte dem hinzu: „Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!", eine Rede, kurz, bündig und aus diesem Munde bedeutungsvoll genug, der ein Hurrah aus tausend Kehlen ein bedeutsames Echo gab.

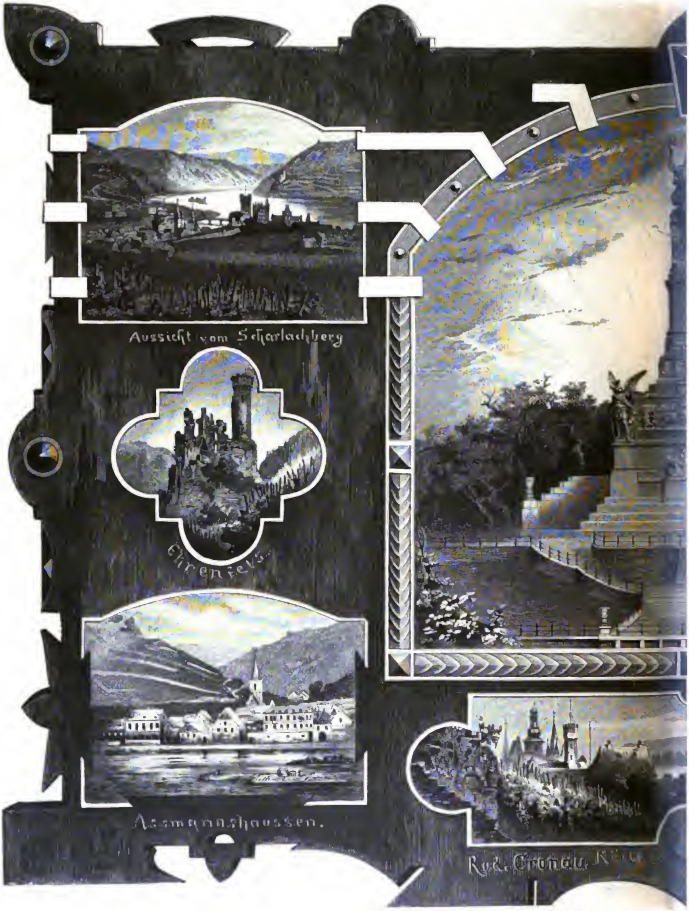
Wir müssen es uns versagen, der in den Grundstein gelegten Urkunden, der kräftigen, bewegten Rede des Grafen zu Eulenburg weitläufiger zu gedenken, um so mehr, als diese Einzelheiten noch in der Erinnerung jener Tage bei unseren Lesern fortleben dürften.

Der Kaiser verließ nicht den Platz, ohne mit den Professoren Schilling und Weißbach von Dresden — unter der Leitung des Letzteren ist der Kolossal-Unterbau errichtet worden — die freundlichsten Worte gewechselt zu haben, gleichzeitig den Verfasser Dieses, ob der durch ihn zuerst in der Presse angeregten Idee, gerade hier das Denkmal zu errichten, beglückwünschend.

Das Fest verlief in glänzendster Weise — der Rhein hatte ein schöneres noch nicht gesehen — eine nationale Feier, dem Gedanken des Einigungsdenkmals in allen Theilen würdig.

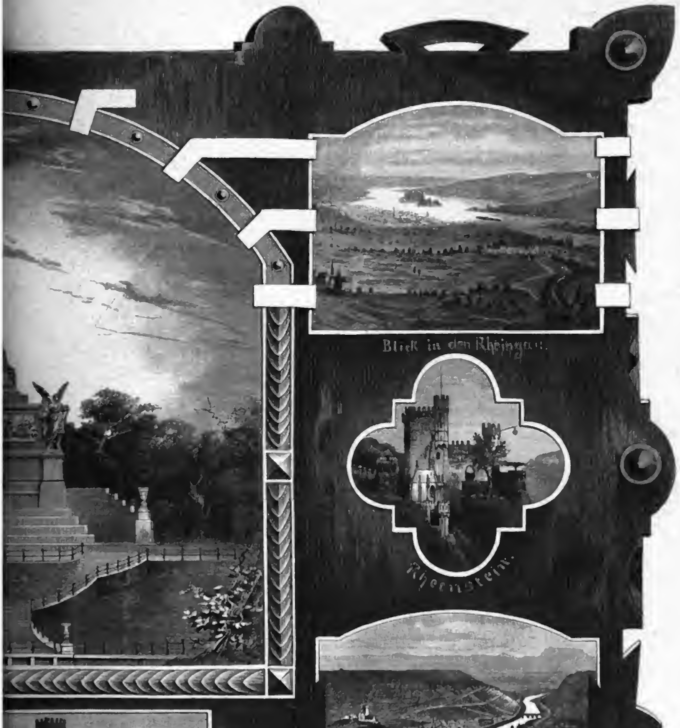
Nun aber begann die ernste Arbeit der Vollendung und der weiteren Sammlung baarer Mittel. Der Unterbau wurde durch Professor Weißbach fertig gestellt, die Terrassen in dem steinigen Boden geebnet und aufgemauert, und die aufopfernde Thätigkeit des Staatsministers Grafen zu Eulenburg und des Comité-Geschäftsführers, Landesdirector Sartorius, ward gerade jetzt in beständiger Spannung erhalten.

Wer den Niederwald kennt, weiß die Schwierigkeiten zu schätzen, mit denen die Steigung des Berges überwunden werden mußte. Steine von nahe zweihundert Centnern Schwere mußten da hinaufgeschleppt werden. Ein einziger Stein bedurfte oft zum Transport bergauf zwei Tage und die Zugleistung von achtzehn Pferden. Steinmaterial aus dem Teutoburger Walde, aus dem Murgthal, aus Sachsen, aus der Nahegegend ist an den äußeren Flächen, solches an Ort und Stelle selbst gebrochen zu dem sechs Meter in die Erde versenkten Fundamente verwendet worden, der eigentliche Unterbau — durch die Firma Holzmann u. Comp. in Frankfurt hergestellt, zeigt eine Höhe von fünfundzwanzig Metern. Die Arbeiten zu den Gußtheilen waren vertheilt an die von Miller'sche Anstalt in München — die Statue der Germania —, die Statue des Krieges und des Friedens an Professor Lenz in Nürnberg,



Das National-Denkmal auf dem

Nach der Natur aufgenomm



…rwald und seine Umgebung.

… Rudolf Cronau.

Mosel und Rhein und Reliefs an die Erzgießerei von Bierling in Dresden und die Gladenbeck'sche Gießerei, die einzelnen Zierstücke und sonstigen Metalltheile, Kränze, eiserne Kreuze, heraldische Adler, Wappen und Schrift an die Erzgießerei Lauchhammer.

Als nun auch von allen Seiten die Kunde kam, daß ein glückliches Geschick über dem Gusse jedes einzelnen Theiles des Kunstwerkes gewaltet, daß ein Hinderniß nicht mehr bestand, als der Heldenkaiser dann den Monat September als den Zeitpunkt bezeichnete, an dem die Enthüllung in feierlichster Weise statt finden sollte, da war des Jubels kein Ende auf und ab am Rhein.

Jetzt schon — in dem Augenblicke, da wir dies schreiben — steht das Werk vollendet da. Wir können uns der Schilderung der Schwierigkeiten enthalten, welche die nun folgende Herbeischaffung der Gußtheile und Aufstellung derselben an Ort und Stelle im Gefolge hatten, da die „Gartenlaube" darüber ihren Lesern bereits ausgiebige Mittheilungen gegeben (vergl. Nr. 34). Auch die äußere Gestaltung des Denkmals ist rings im Vaterlande durch Bild und Schilderung bekannt.

Werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die wunderbare Rheinlandschaft, die sich vom Standpunkte des Denkmals aus vor dem Wanderer ausbreitet. Mitten in den Rebenhügeln stehend, dehnt sich zur Linken das poetische Rheingau zu unseren Füßen aus, dicht drunten Rüdesheim mit der Brömser- und Boosenburg, die Rheinufer mit ihren Weinorten, dem Johannisberg, Geisenheim, und am anderen Ufer Ingelheim mit den Resten des Palastes Karl's des Großen, während fern in der Weite die Kuppeln von Mainz erglänzen. Drüben grüßt Bingen mit der Burgruine Klopp, der Nahe-Mündung und der alten Römerbrücke, darüber hin der von Goethe schon meisterlich geschilderte Rochusberg mit seiner Capelle und seitlich davon der weinberühmte Scharlachberg. Zu unseren Füßen die Ruine Ehrenfels und in nächster Nähe die Strudel des Bingerlochs mit dem Mäusethurm.

Seitwärts, direct nicht sichtbar, liegt das weinselige Aßmannshausen und der charakteristisch neuaufgebaute Rheinstein und drüber hinaus blauen der breitgestreckte Donnersberg, die Höhen des pfälzischen Wasgaues und der Vogesen. In der That ein Punkt so reich an Geschichte und Erinnerung, ein Punkt so poetisch, wie ihn unser Vaterland nirgends wieder bietet.

Treten wir noch einen Augenblick auf die prächtigen Steinterrassen hinaus, die sich stolz mitten aus den Rebhügeln des edelsten deutschen Weines, aus dem Rüdesheimer Berg erheben. In gewaltigem Aufstreben wächst der massive Steinunterbau aus dem Berge heraus. Zu beiden Seiten schieben sich die umgebenden Terrassenmauern bis zu einem tiefer liegenden Vorplatze hin.

Den unteren Sockel der Mitte des Denkmals an der Vorderseite zieren die Gestalten des Rheines und der Mosel, in der Größe von etwa drei Metern ausgeführt. Vater Rhein reicht sein Wachthorn der Mosel, sinnig andeutend, daß ihr nunmehr die Wacht an den Grenzen des Vaterlandes zukomme. Der Rhein, ein Gebild ernster Würde, die Mosel, eine Gestaltung jugendlich-anmuthiger Schönheit.

Zur Rechten und Linken, dem Denkmale vorgeschoben, erheben sich als Eckzierden die Figuren des Krieges und des Friedens. Der Krieg, eine wilde, urkräftige Jünglingsgestalt, bewaffnet mit Schlachtschwert, mit fliegendem Mantel und erhobener Kriegstrompete, ist eine Figur von plastischer Wirkung. Den Friedenszweig aber reicht die gegenüberstehende edle Gestalt des Friedens, in der Linken ein Füllhorn tragend, dem Beschauer dar.

Der Mittelfries zeigt uns Strophen des Liedes: „Es braust ein Ruf, wie Donnerhall", und in dem Bogen des Mitteltheiles oben erkennen wir den deutschen Reichsadler, im Begriffe seinen Siegesflug zu beginnen.

Das Hauptrelief selbst verkörpert die Wacht am Rhein, das heißt den Augenblick, da sich die Krieger des deutschen Heeres zum Vormarsch unter ihrem Heldenkaiser schaaren. Es sind etwa zweihundert Figuren, darunter Kaiser Wilhelm und die Heerführer in sprechendster Aehnlichkeit. Da treten neben dem Kaiser hervor: König Ludwig von Baiern, König Johann von Sachsen und die anderen Fürsten, die Staatsmänner, Heerführer, vor Allem Bismarck und Moltke, Prinz Friedrich Karl, August von Württemberg, Prinz Albrecht Vater, von Manteuffel, von Roon, Steinmetz, Thiele, Bose, von der Tann, Hartmann, Vogel von Falckenstein ꝛc. — etwa hundertfünfzig treffliche Portraits in künstlerischer Modellirung.

Zu beiden Seiten des Denkmals finden sich kleinere Reliefs: „Der Ausmarsch" und „Die Heimkehr". Beide sind von wundersam rührendem Eindruck.

Erhöht über den beiden Untersockeln erhebt sich das Postament, welches die Hauptfigur der Germania trägt. Um den Fuß der Kolossalstatue sind die deutschen Wappen gruppirt und in sinniger Weise wurden über den unteren Theilen des Gesammtdenkmals kolossale Kränze angebracht, so ein Fichtenkranz über des Kriegers Abschied, ein Eichenkranz über die Figur des Krieges, ein Lorbeerkranz über die Figur des Friedens, ein Lindenkranz über des Kriegers Heimkehr. In der That, die Anordnung ist eine meisterliche und in jeder Weise poetische. Auf dem freien Theile des Postamentes erglänzen in riesigen Buchstaben die Worte:

„Zum Andenken an die einmüthige, siegreiche Erhebung des deutschen Volkes und an die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches 1870—1871."

Die Namen der Siegesorte: Weißenburg, Wörth, Spichern, Courcelles, Mars-la-Tour, Gravelotte, Beaumont, Sedan, — Straßburg, Metz, le Bourget, Amiens, Orleans, le Mans, St. Quentin und Paris rund um das Monument, gemahnen an die Heldenthaten des zur Einigung führenden Kampfes.

Sollen wir der Ausführung der Germania selbst noch ein Loblied singen? Sie bedarf dessen nicht — sie ist ohne Widerspruch eine der vollendetsten bildnerischen Gestaltungen unserer Tage. Stolz und doch weiblich schön, hochemporgerichtet vor dem mit Adlern geschmückten Thronsessel stehend, in reicher Gewandung, welche Andeutungen an die Sagen unseres Volkes, an Genoveva, Lohengrin und die deutschen Märchen zeigt, umfaßt ihre Linke das gewaltige Schwert mit zur Erde gekehrter Spitze. Ihre Brust umspannt ein prächtig gearbeiteter Gürtel. Die Rechte hebt die deutsche Kaiserkrone zum Blau des Himmels empor. Das Haupt mit der Fülle wallenden Haares ist durch einen Eichenkranz geziert und das ernst-milde Frauenantlitz zeigt weibliche Schönheit in Hoheit und Würde. In der That eine Germania, wie sie bis heute durch keines Künstlers Hand noch dargestellt worden!

Mit peinlichster Gewissenhaftigkeit sind die einzelnen Theile ausgeführt, die Arbeit des Ciseleurs ist so in das Einzelne übertragen, daß man staunen muß ob dieser Sorgfalt bei einem Denkmal, dessen Hauptfigur allein über 10 Meter mißt und deren Gewicht (allein das der Hauptfigur) über 700 Centner beträgt. Diese Germania wird glänzen auf lange Zeit, nicht nur als Sinnbild dessen, was sie verkörpern soll, sondern auch als Meisterwerk der deutschen Bildnerkunst. —

Und so steht sie denn droben, die „Wacht am Rhein", die stolze Versinnlichung deutscher Kraft und Größe, deutscher Gesittung und Gesinnung. Die Glocken des Rheingaus werden am Festtage den Ruf in alle Lande tragen, daß Deutschland nun einen sichtbaren Freudenausdruck der endlichen Einigung gefunden, die deutschen Fürsten werden mit dem Volke hinauf wallen zu dem rheinischen Berge, das deutsche Lied wird erschallen, und mancher deutsche Mann wird empor zu dem Standbilde schauen, eingedenk der Tage und Stunden, die wir vor dreizehn Jahren durchlebt, eingedenk der Opfer, die wir gebracht, eingedenk unserer Stärke, wenn wir eins sind, aber auch eingedenk, daß wir kein Volk des Krieges, sondern ein solches des Friedens sein wollen, daß wir uns unserer Einigung erfreuen, ohne Nebengedanken, ohne Eroberungsgelüste. Wenn aber fremder Uebermuth den herrlichen Strom, unseren Rhein, nochmals bedrohen sollte, so gemahne dies Denkmal euch ernst an die „Errichtung des nunmehr in Wahrheit einigen deutschen Reiches", so finde uns der Gegner vereint im Gefühle für das Vaterland, vereint in Gefahr und Kampf. Eine *Friedensstätte* zunächst soll das Nationaldenkmal sein — möchte es eine solche am deutschen Rheine für alle Zeiten *bleiben*.

Auf stolzer Höhe thront Germania,
Die Krone strahlt, des Sieges Banner wallen —
Da winkt sie wieder ihren Söhnen allen;
Die Menge drängt heran von fern und nah.
Auf, auf — so ruft sie — legt an's Werk die Hand,
An's Werk des Friedens — mit des Friedens Waffen!
An neue Pflichten mahnt das Vaterland,
Uns darf die Zeit der Ruhe nicht erschlaffen!
Und nicht den Waffen nur sollt ihr vertrauen,
Der Menschheit beste Güter müßt ihr pflegen,
Dann werdet ihr das Reich auf Felsen bauen.
Das walte Gott! Das sei des Friedens Segen!

Volks-Irrungen in der Sprache.

Wonnemonat. — Mäusethurm. — Pilatus-Berg. — Rennsteig und Inselsberg. — Kyffhäuser und Judenkopf. — Wiesendangen, Wiesensteig und Wiesenthau. — Katzenellenbogen. — Personennamen. — Erlkönig. — Wüthendes Heer. — Schwager und Wäsche. — Budiker. — Hagestolz. — Vormund.

Wie nennst du, lieber Leser, unsern sogenannten „schönsten" Monat, der in den letzten Jahren sich dieses Prädicates gar würdig gezeigt hat? Giebst du ihm nicht den Namen Wonnemonat? Und du denkst dir dabei einen Monat, in welchem der duftenden Blümlein wonniges Arom die reine, heilbringende Luft durchströmt, in welchem der Waldessänger wonniges Lied wieder unserm entzückt lauschenden Ohr ertönt, in welchem das Menschenherz selbst wie die Blumenknospe nach langem, ödem Winterschlafe sich öffnet und wie das Vöglein dem Schöpfer ein Danklied entgegenjubelt, in welchem es höher schlägt im Gefühl der Wonne bei der Betrachtung der neu erstandenen Schönheit und Pracht der Natur. Alle diese hochpoetischen Gedanken ruft das Wort Wonnemonat in dir hervor.

Es ist nun eine gewisse Grausamkeit, dein schönes Phantasiegebilde zu zerstören, allein, wenn du es hören willst, so vernimm, daß das Wort Wonnemonat nur einem Irrthum des Volkes seine jetzige Gestalt und seinen Inhalt verdankt. Früher, im Altdeutschen hieß es wunni mânôd, und so benannte auch Karl der Große den Monat der Maja, als er anstatt der bisherigen römischen Benennungen deutsche Monatsnamen in Gebrauch kommen ließ; wunni aber bezeichnet Wiesenland, Trift und alliterirt mit dem fast gleichbedeutenden weide in wunne und weide. Der wunni mânôd also, den das Volk sich später in Unkenntniß des ursprünglichen Sinnes des ersten Bestandtheiles zum Wonnemonat umwandelte, ist eigentlich nur der Monat, in welchem das liebe Vieh zur Weide getrieben wird.

Wie prosaisch! wirst du sagen. Anstatt aber nun über deine Enttäuschung zu klagen, bewundere lieber den poetischen Sinn des Volkes, welches, von der eigentlichen Bedeutung abirrend, in das ursprünglich prosaische Wort so tiefe Gedanken zu legen verstand. Von diesem Gesichtspunkte aus wirst du es gern ertragen, wenn auch im Folgenden dir hier und da eine überaus prosaische Enthüllung einen Schatten auf die schönen Bilder deiner Einbildung werfen wird.

Man erzählt sich eine schöne Sage vom Mäusethurm bei Bingen und dem Bischof Hatto, die gewiß jedem bekannt und von Kopisch dichterisch behandelt ist — aber der Mäusethurm hat mit dem Worte Maus nicht das Geringste zu thun; das Wort stammt von dem altdeutschen motan, mutan, lateinisch mutare, austauschen, Zoll nehmen her. Ehemals wimmelte unser schöner Fluß von Zollstellen, die freilich das Reisen sehr lästig machten, ich erinnere an Roquette's bezeichnende Worte in seinem reizenden Idyll „Waldmeisters silberne Hochzeit":

„Nur freilich war am Rhein der Zoll
Für all sein Gut verhängnißvoll,
Den sich mit scharfer Faust erbaten
Drei Dutzend kleiner Potentaten.
Bei jeder Biegung, jedem Riff
Begrüßt ein Zollhausthurm (Mauththurm) das Schiff,
Und ward das Gut durchwühlt am Land
Mit lüsterner, bewehrter Hand."

Uebrigens findet sich das Wort Mauth, dem der Mäusethurm (Mausthurm) sein Dasein dankt, noch heute in Oberbaiern und in der Schweiz, und ein sehr hübsches, den musikalischen Leserinnen vielleicht bekanntes Tonbild Jungmann's heißt „Das Mauthhäusel".

Das poetische Volk der Schweizer hat sich seinen mons pileatus, also den Berg, dessen Haupt meist von einer Wolkenhaube bedeckt ist, in einen Pilatus-Berg umgeschaffen und erzählt nun, daß sich einst der biblische Landpfleger in Verzweiflung in die Tiefe des nahegelegenen Pilatus-Sees gestürzt habe, und daß er noch jetzt auf Berg und See sein tückisches Wesen treibe.

Der Thüringer nennt den langen Weg auf dem Kamme seines Waldes den Rennsteig und denkt dabei natürlich an rennen, laufen; aber schon Daniel's „Geographiebuch" weiß, daß die ursprüngliche Benennung Rainsteig, das ist Grenzsteig, war. Während der am meisten besuchte Berg des Thüringerwaldes jetzt Inselsberg, mit offenbarem Anklange an Insel genannt wird, hieß er früher der Enzenberg, das heißt der Riesenberg, oder auch Emsenberg, weil die Ems an ihm entspringt. In einer Zeit, in welcher der erste Bestandtheil des Wortes seinem Sinne nach dem Volke nicht mehr bewußt war, wandelte es sich denselben auf dem Wege Enzen, Enzel zu Insel um und schuf sich einen Inselsberg, während es in Oesterreich noch heute die Dörfer Enzendorf und Enzenkirchen, in Württemberg ein Enzenweiler giebt.*

Wer Thüringen bereist, wird gewiß nicht verfehlen, einem der anziehendsten Punkte des Landes, dem sagenreichen Kyffhäuser, einen Besuch abzustatten, er wird beim Anblick des grauen zerrissenen Burgfriedes sich in die Zeiten unserer alten Kaiser zurückträumen, er wird vor Allem des großen Staufers gedenken, dessen Name besonders durch Rückert und Geibel so eng mit der ehrwürdigen Ruine verwachsen ist — wobei ihm ja immerhin einfallen kann, daß der in den Berg Gebannte ursprünglich nicht Friedrich der Erste, sondern Friedrich der Zweite war,** — er wird dann nicht unterlassen, einen Blick in die dunkelgrüne Schlucht zu werfen, welche den Kyffhäuserberg von der gegenüberliegenden hohen Bergkuppe trennt, er wird endlich, angezogen von der seltsamen Gestalt dieser Kuppe, nach dem Namen derselben fragen und sie Judenkopf genannt hören. Staunend wird er diese Benennung hinnehmen, ohne sich

* Vergl. Andersen: „Deutsche Volksmythologie".

** Vergl. „Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser", von Dr. Ernst Koch. Grimma.

zunächst darüber klar zu werden, daß der Name Judenkopf aus dem dem Volke unverständlichen, richtigeren Jütenkopf entstanden ist. Fassen wir den „Kyffhäuser" auf als von „Kuppe der Asen" abgeleitet, als uralte Cultusstätte der germanischen Gottheiten des Lichts, so kann es uns nicht wundern, wenn ihm gegenüber, von ihm durch eine tiefe Kluft getrennt, die Kuppe des den Lichtgottheiten feindlichen Geschlechtes der Jötungen (Riesen) sich befindet, die Jöten- oder Jütenkuppe, welche der Volksmund in den Judenkopf umgewandelt hat.

Und wandert man nun, rings vom frischen Buchenwald umgeben, weiter dem freundlichen Soolbade Frankenhausen zu, so trifft man auf halbem Wege auf eine Lichtung, welche ein Jagdschloß des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt trägt, und nebenbei eine schmucke Wirthschaft, in welcher man die Bedürfnisse des Magens sehr wohl befriedigen kann. Das Volk nennt diese Lichtung das Rathsfeld, obwohl es sich nicht zu erinnern weiß, daß der Platz jemals als Rathsstätte gedient habe; und das Wort hat denn auch wirklich mit dem Rathe ebenso wenig gemein, wie der gastliche Rathsberg bei der Universitätsstadt Erlangen, es würde richtiger Rodsfeld — das baierische Rodsberg — heißen, da es sich in seinem ersten Bestandtheile von roden, abroden herleitet, also in der Bedeutung mit dem Schweizer Rütli übereinstimmt.

Denken wir an Wiesendangen bei Winterthur, Wiesensteig bei Ulm und gar Wiesenthau bei Forchheim — eine wonnige Frühlingslandschaft zaubern diese Benennungen vor unser Auge; freilich verschwinden die schönen Bilder, wenn wir uns der ursprünglichen Namen Wisuntwanga, Wisontessteiga, Wisentouwa erinnern, welche heute mit Feld, Steig und Aue des Wisentochsen wiederzugeben sind. Und nun vollends das allerdings gar nicht poetische Katzenellenbogen, welches aus dem lateinischen Worte Cattimelibocus entstanden ist, gewährt es nicht einen trefflichen Einblick in das Wirken und Schaffen des Volkes in der eigenen Sprache? Für das fremde unverständliche Wort wurde ein lautlich nahe liegendes gesetzt und hat sich in seiner Gestalt und in seinem Inhalte bis heute in unveränderter Gunst namentlich der lieben Jugend erhalten. Und wenn man behauptete, daß selbst der Kanzler des deutschen Reiches, der große Einiger desselben, in der Ableitung seines Namens irrend denselben unrichtig schreibt? Wir leiten seinen Namen vom Orte Bismark her, der das Grenzstück (marc) eines Bisthums war, und wie nun aus Bischofsthum Bisthum wurde, so auch aus Bischofsmark Bismark.

Mit Erwähnung unseres eisernen Kanzlers sind wir den Personennamen nahe getreten, um auch unter ihnen einige wenige aufzusuchen, die in Folge einer sprachlichen Irrung des Volkes in der Bedeutung von ihrem ursprünglichen Sinne abgewichen sind.

Da giebt es einen Weinreich (Winrich), einen Weinhold (Wineholde), welcher allen deutschen Frauen recht bekannt sein sollte;* beide Namen sind mit Anlehnung an „Wein" aus dem alten wine — lieb, theuer hervorgegangen; da begegnen wir einem Rothmann, der sich nicht von roth ableiten darf, sondern von dem altdeutschen hrôd (Ruhm), wie es auch in den Namen Roderich, Rüdeger, Rudolf, Ruprecht oder Robert steckt. In dem Namen Leopold, altdeutsch Liutpolt (kühner Volksheld), hat sich das lateinische leo breit gemacht und ist vom Volke mit offenen Armen aufgenommen. Glaubrecht und Liebrecht scheinen dem Volke Befehlsformen zu sein und haben doch in ihren ersten Bestandtheilen die altdeutschen Worte „glau" einsichtsvoll und „liut" Volk, welche mit der in altdeutschen Namen so häufig sich findenden Silbe „berecht", „brecht" oder „bert", das heißt „glänzend" zusammengesetzt sind. Die Familie Wohlfahrt würde sich richtiger Ableitung folgend mit gänzlich anderem Sinne Wolfhart schreiben, und wenn ein moderner Armin seinen aus dem unseres Nationalhelden verunstalteten Vornamen Herrmann schreiben würde, wie es bisweilen vorkommen soll, so würde er durch diese Schreibart bezeugen, daß er der eitlen Ableitung des Wortes von Herr-Mann huldigt, anstatt von der richtigen „hari" (Heer) und „man" überzeugt zu sein. Sehr bekannt sind ferner Namen wie Lämmerzahl, Mäusezahl, Voszal (niederdeutsch vos gleich Fuchs), Weibezahl, dessen erstes Bildungsglied „weiben" gleich schwanken, wedeln ist; zagelweiben heißt mit dem Schweife wedeln. Alle diese Personennamen dünken dem Volke in ihrem letzten Bestandtheile die Zahl zu enthalten, während das darin liegende Wort Zagel (englisch tail) gleich Schweif ist.

Was persönliche Begriffe betrifft, wer kennt nicht Goethe's Erlkönig, wer aber denkt nicht auch bei Aussprache dieses Wortes zunächst an den Erlenbaum? Der Name heißt im Dänischen elvekonge und elverkonge, das heißt Elfenkönig, wurde dann nach Aehnlichmachung der Consonanten ellerkonge und auf diesem Wege, da Eller gleichbedeutend mit Erle ist, zu unserem Erlkönig. Eine ähnliche Spukerscheinung ist das sogenannte wüthende Heer, von dessen Zuge durch die Lüfte namentlich der leichtgläubige Bewohner der Berge und der Wälder Süddeutschlands immer noch fest überzeugt ist und das gar mancher wackere Schwabe gesehen zu haben vermeint; er nennt es aber nicht wie wir „das wüthende", sondern des „Wuotes Heer", und hat sich so die richtige Ableitung unseres volksirrthümlich gebildeten „wüthenden Heeres" erhalten. Wer Julius Wolff's „Wilden Jäger" gelesen hat, weiß, daß auch er (Seite 107) den germanischen Allvater zum Führer des Geisterzuges, „des Wotansheeres" macht.

Was nennst du alles „Schwager"? Erstens das bekannte verwandtschaftlich dir nahestehende männliche Wesen, dessen Benennung, altdeutsch „swêher", einen uralten Wortstamm darbietet, ferner ein an deinem Körper befindliches Geschwür, dessen Scherzname Schwager aus dem alt-

* Karl Weinhold: „Die deutschen Frauen im Mittelalter". Wien.

deutschen „swere“, „swer“ entstanden ist, und endlich — erinnere dich, wie in Lenau's prächtigem „Postillon“

„Schwager ritt auf seiner Bahn
Stiller jetzt und trüber“ —

gar den wackeren Rosselenker der Post. Weshalb giebst du auch ihm die vertrauliche Benennung; fällt dir dabei ein, daß dieser Schwager seine Entstehung einer Entstellung des französischen chevalier verdankt? Und wenn du mit der Post zu reisen entschlossen bist und eine größere Anzahl von Gepäckstücken mit aufgiebst, so kann es sich ereignen, daß der Postkasten all das vorhandene Gepäck nicht faßt; in diesem Falle hilft sich dein biderber Schwager leichtlich, indem er das noch vorhandene Gepäck oben auf dem Postwagen anbringt und zur Sicherheit der Kisten und Kasten die „Wäsche“ darüber zieht. Bisweilen benennt er wohl auch, poetisch das Ganze für einen Theil einsetzend, die ganze Oberfläche des Wagens mit dem angeführten Namen, und du wirst schwerlich gleich darauf verfallen, diese „Wäsche“ von dem französischen Worte la vache abzuleiten, welches bekanntlich nicht nur die Kuh, sondern auch die Kuhhaut bezeichnet, eben die Kuhhaut, welche dein treuer Wagenlenker über die genannten Kisten und Kasten deckt. Unter den vielen Worten, welche aus dem um Ausbildung des postalischen Verkehrs verdienten Frankreich von uns herübergenommen sind und unter denen erst unseres deutschen Postmeisters sprachreinigende Thätigkeit aufgeräumt hat, befindet sich also auch eine Kuhhaut. —

Wir sprechen wohl von einem Budiker und unsere Schreibung begünstigt die Volksableitung seines Namens von der Bude — die doch richtig nur auf das altdeutsche Wort bûwen, bauen, zurückzuführen ist — indeß seine Budike ist ursprünglich das griechische Wort apotheke, welches durchaus nicht eine Apotheke in unserem Sinne, sondern eine Art Vorrathskammer bezeichnete; im Italienischen wurde dieses Wort schon mit der Bedeutung Bude zu bottega, französisch boutique, und gab so dem Inhaber einer boutique den Namen Budiker. Wenn besagter Budiker begeisterter Anhänger des Cölibates ist, so wird er voraussichtlich wohl Hagestolz bleiben und uns in dieser Gestalt wieder eine sehr anziehende Ableitung gewähren. Mit dem Stolze hat das Wort nichts zu thun — man soll auch gar keinen Stolz darein setzen, der göttlichen Ansicht, „daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein ist“, zuwider zu handeln —, sondern es findet seine Ableitung in den beiden Grundworten hac (Hag) und staldan (besitzen), bezeichnet also einen Hagbesitzer der Art, wie sie vor der Uebersiedelung der Angeln und Sachsen nach England im Sachsenlande in größerer Anzahl vorhanden waren.

Ein hagastalt war des hofbesitzenden Vaters jüngerer Sohn, welcher, da nach germanischem Recht nur der älteste Sohn den Hof erbte, mit einem kleinen eingefriedigten Ackerstück (hac) abgefunden wurde, dessen Geringfügigkeit ihm nicht die Möglichkeit gewährte, einen eigenen Haushalt zu gründen, sondern ihn seine Blicke nach der Hand reicher Erbinnen richten ließ. War er so glücklich, seine Bewerbungen von Erfolg gekrönt zu sehen, so hörte natürlich sein Hagastaltenthum auf, blieben seine Bemühungen ohne Erfolg, so kam es oft vor, daß er auch sein kleines Grundstück noch gegen geringes Entgelt der Bewirthschaftung des ältesten Bruders überließ und in die Reihe der Krieger eintrat, daher denn auch hagastalt häufig geradezu durch Krieger wiederzugeben ist. Die heutige Färbung des Wortes, welches ja fast nur von alten Junggesellen gebraucht wird, lag in jener Zeit noch nicht darin.

Ein anderes urgermanisches Wort ist Vormund, bei dessen Ableitung das Volk sehr irriger Weise an den Mund denkt, der für einen andern redet. Wir betreten hier den Boden des Rechts; munt, lateinisch mundium, ist das gesetzliche Recht des Vaters über seine ganze Familie, womit denn auch Waffenschutz und Vertretung vor Gericht verbunden war, wie ja das Letztere noch heute zu den Obliegenheiten unseres Vormundes gehört. Fast bis zur unumschränkten Gewalt ausgedehnt ist die Mundschaft des Vaters über die Tochter; aus seinen Händen mußte diese Mundschaft über das Mädchen von dem gekauft werden, welcher es zu ehelichen begehrte.

„Das Verfügungsrecht über die Hand des Weibes von Seiten desjenigen, der die Mundschaft hat, ist altgermanisch. Der Vormund — also der, welcher das mundium hat — durfte es vermählten, wem er wollte, ohne auf seine Neigung und Einwilligung Rücksicht zu nehmen.“* Vielleicht darf man auch darin einen Beweis dafür suchen, daß man Unrecht hat, von einer allzu großen Achtung der alten Germanen ihren Frauen gegenüber zu reden. Auch ihnen hat erst das Christenthum die volle Achtung vor dem Weibe, die Anerkennung desselben als Lebensgenossin gebracht.

Das Mädchen wurde also vom Bräutigam gekauft, und der Preis, den er für dasselbe zahlte und der gemeiniglich in Vieh oder Waffen bestand, hieß der muntscaz, das heißt Mundschatz. Auf diese Art wurde die Tochter von der angeborenen Mundschaft des Vaters frei gemacht, im eigentlichen, heute meist nicht mehr verstandenen Sinne, gefreit und trat dann unter das Mundium des Gatten, der sie nun seinerseits lieb haben, achten, oder einem andern Manne verschenken, verkaufen, ja an einen andern verspielen konnte, ohne dafür zur Rechenschaft gezogen werden zu können.

Dasselbe Wort Mund scheint mir auch in unserem Sprüchworte: „Morgenstunde hat Gold im Munde“, zu liegen, welches denn nach unserem Sinne eine Morgenstunde bezeichnen würde, die über Kostbares zu verfügen, und bei welchem man wohl kaum an einen Mund der Morgenstunde zu denken hat, wie der unvermeidliche Berliner Schusterjunge, welcher seinem zornigen, ihn mit diesem Sprüchworte zum Frühaufstehen mahnenden Meister mit tragikomischen Gefühlen erwiderte: „Ach, wenn sie es man mal ausspucken wollte!“

Dr. Söhns.

* Götzinger: „Reallexicon deutscher Alterthümer.“

Blätter und Blüthen.

Phantome. An den Schaufenstern der Spielwaarenhandlungen erblickt man seit einiger Zeit unter obiger Bezeichnung Portraits bekannter Persönlichkeiten, bei denen in groben Umrissen die Schattenstellen weiß und die Lichtstellen schwarz ausgeführt sind, weshalb sie auf's Haar den Vorlagen zu den bekannten „Schattenportraits“ gleichen, bei denen die schwarzen Stellen herausgeschnitten werden sollen. Sie sind indessen bestimmt, so wie sie vorliegen, einer optischen Spielerei zu dienen, die darin besteht, daß man zunächst einige Secunden lang mit beiden Augen ein auf der Mitte des Blattes angebrachtes schwarzes Kreuzchen zu fixiren hat, um hernach, sobald man die Augen von dem Negativportrait auf eine im Schatten liegende weiße Wand richtet, dort das vergrößerte Positivportrait schweben zu sehen, dessen matte Umrisse sich bald wie ein Phantom in Nichts auflösen. Es ist ein sogenanntes „Nachbild“, welches durch die vorübergehende Ermüdung der betreffenden Netzhautstellen, auf welchen sich die helleren Theile des Bildes abzeichneten, hervorgebracht wird, und das kleine zu fixirende Kreuzchen dient nur dazu, die Augen für eine kurze Weile derartig fest einzustellen, daß dauernd dieselben Netzhautpartien von den helleren und dunkleren Theilen getroffen werden.

Da auf den Plakaten, welche der „neuen Erfindung“ beigegeben werden, eine bestimmte Person als Erfinder genannt wird, so wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß schon im Jahre 1865 Dr. A. Resell ähnliche, nur viel schönere und in gleicher Weise mit einem Kreuzchen versehene Phantomerregungsbilder mit wissenschaftlicher Erläuterung in Buchform unter dem Titel „Trugbilder“ (Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung) veröffentlicht hat, die insofern viel interessantere Wirkungen geben, als sie meist in lebhaften Farben ausgeführt sind. Man kann bekanntlich die Netzhaut ebenso für bestimmte Farben, wie für Licht überhaupt, ermüden, und das Auge erblickt dann die Ergänzungsfarben derselben, wie ein Jeder dies von den grünen Flecken weiß, die er nach dem Anstarren der untergehenden röthlichen Sonne erblickte. Auf den Farbentafeln des genannten Buches findet man z. B. einen goldgelben schwebenden Genius mit rothem Kranz, dessen Nachbild einen lichtblauen Genius mit grünem Kranze ergiebt. Ein grasgrüner Amor mit blauem Bogen verwandelt sich in einen röthlichen Amor mit goldenem Bogen, ein schwarzer Schimmelreiter in einen weißen Rappenreiter etc. Die Krone dieser Täuschungen wird jedoch durch einen in sehr grellen Farben (umgekehrter Reihenfolge) gemalten Regenbogen hervorgebracht, der sich überaus täuschend auf der Wand reproducirt und schöner, als es durch den Pinsel möglich wäre, in ein großes Landschaftsgemälde hineingeworfen werden könnte. Uebrigens hat diese Spielerei auch ihre bedenkliche Seite und darf keinenfalls von derselben Person lange fortgesetzt werden. Eine kurze Unterhaltung damit ist indessen sehr lehrreich und darf als völlig unbedenklich angesehen werden.

C. St.

Kleiner Briefkasten.

B. G. in D. Deutsches Forstwaisenhaus. Die Quittung über die für diesen wohlthätigen Zweck der „Gartenlaube“ ferner eingesandten Gaben wird in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift erscheinen. — Nach einer Mittheilung der Berliner Zeitung „St. Hubertus“ beträgt der an der Centralsammelstelle bis jetzt eingegangene Fonds 18,600 Mark. Wir sind gern bereit, auch die kleinsten Gaben für das „deutsche Forstwaisenhaus“ anzunehmen und über dieselben zu quittiren, bitten Sie also, Ihren Beitrag schleunigst an die Adresse: „Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig“ senden zu wollen.

Abonnent aus St. Petersburg. Wie oft sollen wir noch die Bitte wiederholen, keine anonymen Anfragen an uns zu richten! Hätten Sie Ihrem Schreiben Ihren Namen mit genauer Adresse beigefügt, so konnten wir Ihnen sofort brieflich antworten; die Angelegenheit eignet sich für den „Briefkasten“ nicht. Geben Sie uns also Ihre Adresse an.

A. Th. in P. Schwindel!

H. J. in F. Einen Artikel über Iwan Turgenjew finden Sie im Jahrgang 1881 der „Gartenlaube“ S. 578.

K. L. in Darmstadt. Ungeeignet!

L. G. in Straßburg i. E. An das Kriegsministerium.

Inhalt: Ueber Klippen. Von Friedrich Friedrich (Schluß). S. 625. — Germania am Rhein. Zur Einweihung des National-Denkmals auf dem Niederwald. Gedicht von Emil Rittershaus. S. 628. — Magda Irschick. Von Rudolf von Gottschall. S. 630. Mit Illustration. S. 629. — Die gewerblichen Anwendungen der flüssigen Kohlensäure. Von Carus Sterne. S. 631. Mit Illustration. S. 633. — Das National-Denkmal auf dem Niederwald. Von Ferdinand Hey'l. 2. Ausführung und Vollendung. S. 635. Mit Illustration. S. 636 und 637 und Portrait von Johannes Schilling. S. 632. — Volks-Irrungen in der Sprache. Von Dr. Söhns. S. 639. — Blätter und Blüthen: Phantome. — Kleiner Briefkasten. S. 640.

Für die Redaction bestimmte Sendungen sind nur zu adressiren: „An die Redaction der Gartenlaube, Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig“.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig — In Heften à 50 Pfennig

Die Braut in Trauer.

Erzählung von Ernst Wichert.

„Hat das Trauergewand seinen Grund in dem Bedürfniß des Gemüths, der Stimmung des Schmerzes äußeren Ausdruck zu geben? So scheint es. Was ist natürlicher, möchte man sagen, als daß die düstere Stimmung zur düsteren Farbe greift? Wenn der Sonnenschein des Lebens der Nacht gewichen ist, so kleidet sich das Leben in die Farbe der Nacht: in Schwarz. Die Auffassung hat etwas Bestechendes, aber sie erweist sich bei näherer Betrachtung als nicht stichhaltig. Das Schwarz ist nicht des Trauernden, sondern der dritten Personen wegen da, mit denen er in Berührung tritt, es ist nicht die Farbe des Hauses, sondern des Verkehrs, darum wiederholt sie sich außer an dem Kleide und dem Hute (beim männlichen Geschlecht als Flor) auch an dem schwarzen Rande der Briefcouverts, des Papiers, Siegellacks, kurz, die schwarze Farbe kehrt ihr Antlitz nicht dem Trauernden, sondern der Außenwelt zu, sie ist eine unablässig in Erinnerung gebrachte Todesanzeige. Das Schwarz soll eine Scheidewand ziehen zwischen dem Schmerz und dem Scherz, dem Kummer und der Freude, es soll den Trauernden sichern gegen die Heiterkeit der Welt und die Heiterkeit der Welt gegen ihn."

Rudolf von Jhering.

1.

Die bekannte Equipage mit den beiden Braunen hielt vor dem Consul Berghen'schen Hause in der Lindenstraße.

Zu beiden Seiten der Thür hatten sich, wie regelmäßig in diesem Fall, einige Krüppel, alte Weiber und bleiche Kinder aufgestellt, die Abfahrt der gnädigen Frau zu erwarten. Sie wußten, daß es dann für die Bettler jedesmal eine kleine Ernte gab, und ließen sich deshalb die Weile nicht lang werden. Der Kutscher in seiner dunkelgrauen Livree mit schwarzen Aufschlägen saß steif auf dem Bock und ließ nur mitunter die Spitze der Peitschenschnur tupfend auf den Hals oder Rücken der Pferde fallen, wenn sie sich irgend eine kleine Ungehörigkeit erlaubten. Seine würdige Haltung gab keinem Zweifel Raum, daß er sich voll bewußt war, in wessen Dienst er stand.

Endlich bewegte sich die schwere Thür, an der die Messingbeschläge bei der Bewegung aufblitzten. Eine Matrone, ganz in schwarzen Atlas gekleidet, trat am Arm einer schönen jungen Dame heraus, deren Anzug gleichfalls nur die schwarze Farbe erkennen ließ. Sie theilten nach rechts und links Gaben aus und empfingen dafür den üblichen „Gottes Lohn". Es folgte der Diener mit Mänteln und Fußdecken, und ein Mädchen, das in der einen Hand einen Kranz von Immortellen, in der andern ein Körbchen mit Blumen nachtrug. Die junge Dame half der älteren in den bequemen Wagen und stieg dann selbst ein, der Diener rückte das Fußkissen zurecht und stopfte die Decke unter dasselbe, das Mädchen legte Kranz und Blumen auf den Rücksitz. Die alte Frau nickte freundlich dazu, der Diener schwang sich zum Kutscher auf den Bock und fort ging's in scharfem Trabe durch die Speicherstraßen am Fluß über die Brücken der Vorstadt zu.

Das Ziel — der Kirchhof nahe am Thor — war als bekannt vorausgesetzt. Die Fahrt dorthin wiederholte sich fast täglich. Das Wetter mußte schon sehr unfreundlich oder ein Unwohlsein die Ursache sein, wenn sie einmal ausfiel. Der heutige Frühlingstag war kühl, aber hell, und die Sonne stand am blauen Himmel noch ziemlich hoch. Die Straßen zeigten sich belebt von Geschäftsleuten, aber auch von Spaziergängern, die sich die günstige Stunde zur Erholung nicht entgehen lassen wollten.

Die schöne junge Dame unterhielt sich lebhaft mit ihrer Begleiterin, half ihr auch das Rückenkissen zurechtlegen, das Kopftuch gegen die Windseite vorziehen und die Decke über den Knieen fester ziehen. Das Gespräch und diese kleinen Dienstleistungen hinderten sie nicht, ihre Aufmerksamkeit auch dem Straßengewühl zuzuwenden, das sie mit seiner bunten Abwechselung zu interessiren schien. Sie hatte den schwarzen Spitzenschleier hoch aufgeschlagen, sodaß er nur die Stirn beschattete, und ließ, ohne den Kopf viel zu bewegen, die Augen munter ausschauen.

„Da geht Lieutenant Kern von der Artillerie," sagte sie; „er wird grüßen, Mamachen." Dann wieder: „Herr von Blömel reitet ein schönes Pferd, es erinnert ein wenig an Robert's Fuchs; aber er sitzt schlecht und führt es ungeschickt. Findest Du nicht auch?" Bald darauf: „Das ist Emma Stein, mit der ich zusammen nach der Schule gegangen bin. Ich glaube, sie hat's jetzt recht kümmerlich, seit der Bruder seine Stelle verloren hat, der die ganze Familie unterhielt, und ist doch zu stolz, sich mit einer Bitte an uns zu wenden. Onkel Benjamin wußte, daß sie Musikstunden suche, aber wenig dabei verdiene. Sie hat ihm ihre Uhr verkaufen wollen, aber er hat sie nicht angenommen und ihr lieber ein Darlehen gegeben. Sie thut mir recht leid. Osterfeld ist doch wohl zu hart gewesen."

„Mein Schwiegersohn sieht auf Pünktlichkeit im Geschäft vor Allem," antwortete die Frau Consul, „und der junge Mann hat's sehr daran fehlen lassen. Für das arme Mädchen wird man ja etwas thun können. Erinnere mich daran, Helenchen. — Wär's nicht übrigens Zeit, liebstes Kind," nahm sie nach kurzem Schweigen wieder das Wort, „daß wir unsere Gedanken sammeln und uns auf den Besuch bei unserem theuren Robert im Herzen vorbereiten?"

„Ich brauche eine solche Vorbereitung gar nicht, Mamachen," antwortete Helene, mochte aber wohl merken, daß die Frau Consul

die Lippen fester zusammenschloß, und versenkte sich nun in den Anblick des Kranzes ihr gegenüber. Die frischen Farben wichen rasch von ihrer Wange, und bald rollte auch eine Thräne über dieselbe hinab auf die schwarze Busenschleife.

Nun hielt der Wagen vor der Pforte des altstädtischen Kirchhofs. Der Todtengräber und seine Frau, die in der Nähe arbeiteten, eilten herbei und waren sehr devot beim Aussteigen behülflich. Die Frau konnte gar nicht genug rühmen, wie schön das Wetter sei und wie hell der Sonnenschein, und wie sie sich freue, die Frau Consul bei gutem Wohlsein zu sehen. Und was noch die größte Neuigkeit sei: es habe sich eine Nachtigall eingefunden, die wunderschön schlage. „Das ist wohl dem jungen Herrn Berghen zu Ehren geschehen, liebes Fräulein," meinte sie.

Die Frau Consul tupfte mit dem Tuch die Augen.

„Er hört sie nicht mehr," sagte sie schwermüthig und seufzte tief. „Mein einziger Sohn!"

„Aber wir hören sie, Mamachen," suchte Helene zu trösten, „und sind dankbar, daß sie sein Grab aufgesucht hat, zu seinem Andenken mit ihrer süßen Stimme ihr Lied zu singen. Sie mahnt uns, daß die Welt auch über Gräbern schön ist und die Natur ein ewiges Auferstehungsfest feiert. Wir sollen durch die Trauer um das Verlorene nicht unsern Sinn dagegen verhärten."

Die alte Dame schien damit wenig einverstanden.

„Es ist doch unser bester Trost," entgegnete sie mit einiger Schärfe, „daß wir den Lieben, die uns vorangegangen sind, bald nachfolgen. In ihnen leben wir."

Helene wendete ihr rasch das Gesicht zu, als ob sie lebhaft antworten wollte, besann sich aber eines Anderen und senkte den Blick zur Erde. Wie sie bedenklich das Köpfchen auf- und abbewegte, konnte man errathen, daß der Gegenstand sie noch weiter beschäftigte und nur die Rücksicht auf die Matrone ihr Schweigen aufnöthigte.

Der Diener trug den Kranz und das Blumenkörbchen nach. Jetzt, in der Nähe eines Eisengitters von schöner Arbeit, nahm das Fräulein ihm die Sachen ab und gab ihm einen Wink zurückzubleiben. Die Frau des Todtengräbers öffnete die schwere Thür und entfernte sich dann ebenfalls. Die beiden Damen traten in den inneren Raum. Er war sehr sauber gehalten, rundum mit frischen Tannen ausgelegt. Links in dem Gartenbeet lag eine Steinplatte, deren Inschrift kündete, daß darunter der Consul Philipp Berghen ruhe; vor etwa vier Jahren war er verstorben, wenig über fünfzig Jahre alt. Daneben rechts erhob sich ein Postament aus Granit, das eine weibliche Figur von Marmor trug, einen Engel mit gesenkten Flügeln und Palmenzweig. In die vordere Wand war ein Portrait-Medaillon von Marmor eingelassen. Es zeigte den Profilkopf eines noch sehr jungen Mannes, unverkennbar der alten Dame ähnlich. Darunter stand nur der Name „Robert". Das Monument war von Topfgewächsen umstellt, Kränze hingen auf den Ecken der Platte.

Die Beiden standen eine Weile und schauten schweigend darauf hin. Das geschah so jedesmal bei diesen Besuchen. Sie sprachen vermuthlich ein stilles Gebet, denn die Frau Consul sagte „Amen", und gab damit das Zeichen, daß sie in ihrer Andacht nicht weiter gestört werde. Sie selbst begann das Gespräch mit einem Lobe der Tugenden ihres verstorbenen Sohnes und erzählte aus seiner Kindheit, wie klug und gutherzig zugleich er gewesen sei, in Vielem seinem trefflichen Vater ähnlich, aber noch geistig belebter und heiterer. Man hatte dieselben Dinge schon so oft durchgesprochen und kam doch nicht damit zu Ende. Darauf wurden mit einer zierlichen Harke die trockenen Blumen rings um den Steig fortgeschafft und frische Blumen aus dem Körbchen an die Stelle gestreut. Der Kranz fand seinen Platz auf dem Grabe des Consuls, der doch nicht ganz leer ausgehen durfte.

Damit war der Kreis dieser Liebespflichten erfüllt. Diesmal aber schien sich die alte Dame damit nicht begnügen zu wollen. Sie setzte sich auf das eiserne Sprossenbänkchen gegenüber dem Monumente und lud Helene ein, ihrem Beispiele zu folgen.

„Man ist hier recht geschützt gegen den Wind," sagte sie, „und die Sonne bedenkt uns freundlich. Sitzen wir noch ein Weilchen."

Helene leistete sogleich Folge, blickte nun aber neugierig durch die Stäbe des Gitters nach andern Kirchhofsbesuchern aus oder in die erst halbbelaubten Kronen der alten Linden hinein, deren Geäste der Spielplatz der munteren Vögel war.

„Woran denkst Du, Helenchen?" fragte nach einer kleinen Weile die alte Dame.

„An nichts, Mamachen," antwortete das Fräulein ganz unbefangen.

„Das ist aber doch nicht recht," verwies jene. „Man darf sich nicht überall durch die Außendinge zerstreuen lassen; es giebt Orte, die uns auffordern, unsere Gedanken zusammenzuhalten. Ich meine, an einem solchen befinden wir uns."

„Gewiß!" entgegnete Helene, das Köpfchen traurig senkend. „Aber wir sollten uns doch nicht zwingen, Empfindungen in uns über ihre natürliche Dauer hinaus zu verlängern. Es kommt mir das immer wie eine Unwahrheit gegen sich selbst vor."

Die alte Dame wiegte den Kopf.

„Ich verstehe Dich nicht," sagte sie. „Wie kann da von Zwang die Rede sein, liebes Kind? Wir sitzen hier am Grabe meines einzigen Sohnes und Deines Bräutigams. Können da andere Empfindungen in uns lebendig sein, als die der Liebe und der Trauer über den unersetzlichen Verlust?"

„Aber ich habe nicht so stark, wie Du, das Bedürfniß, sie in mir durch die Betrachtung der Ruhestelle des lieben Todten erwecken zu lassen," wendete das Mädchen schüchtern ein. „Ich stehe immer und überall unter ihrer Herrschaft — einen leidenschaftlichen Ansturm wehre ich nicht ab, reize mich aber auch nicht dazu. Brauche ich mir denn vorzuhalten, was ich verloren habe? Kann es einen schmerzlicheren Verlust geben als den meinigen? Aber man muß ja doch das Leben ertragen und der Gewohnheit ihr Recht lassen. Sind doch bereits zwei Jahre darüber hingegangen, seit wir hier an dem offenen Grabe standen."

Die Frau Consul nickte.

„Zwei Jahre — ja, ja! Aber zählt man da nach Tagen und Jahren? Darf man der Zeit erlauben, unser Gefühl abzustumpfen? Weil's in der Welt gemeinhin so zugeht, daß man den schwersten Kummer überwindet, muß man da nicht um so ängstlicher über sich selbst wachen, daß man die Erinnerung in sich stark erhält für das ganze Leben?" Sie nahm die Hand des Mädchens in die ihrige und streichelte sie zärtlich. „Ich weiß," fuhr sie fort, „Du hast Robert geliebt und kannst keinen Menschen mehr lieben, wie ihn. Aber es hat manchmal den Anschein . . . wie soll ich's sagen? als ob Du Dich schon gelassener in die Nothwendigkeit fügst, den Kummer, ihn verloren zu haben, tragen zu müssen — als ob Du gleichgültiger an die Zeit zurückdenkst, wo er Dir gehörte. Das thut mir weh. Ich habe mir schon lange vorgenommen, mit Dir darüber ein mütterlich-ernstes Wort zu sprechen. Beruhige mich, wenn Du kannst."

Das Mädchen bückte sich rasch und küßte ihre Hand.

„Du siehst es so an," sagte sie bewegt, „und — bist die Mutter. Ich werde Dich nicht überzeugen können, daß Du Unrecht hast, und doch kann ich mir keine Schuld geben. Du hast das schöne Talent, Dir den Tag eintheilen zu können nach seinen mancherlei Bedürfnissen. Diese Stunden sind Deinen Töchtern, diese Deiner Wirthschaft, diese Deiner Vereinsthätigkeit, diese Deinen gesellschaftlichen Pflichten oder der Lectüre bestimmt — und dann hast Du auch eine, die ganz und voll der Erinnerung an Deinen Sohn geweiht ist. Du gehst zu ihm, wie Du in die Kirche gehst, und Du gehst von ihm wie aus der Kirche: mit ganz befriedigtem Gemüth. Ich kann mir's so nicht geben. Ich bin immer im Ganzen; was meinen inwendigen Menschen beeinflußt, das giebt ihm mehr eine allgemeine Stimmung, jede Stunde nimmt gleichmäßiger daran Theil. Besinnst Du Dich wohl? Als Robert noch lebte — hast Du mir da nicht manchmal den Vorwurf gemacht, daß ich in seiner Gegenwart nicht merklich genug froh werde, daß ich zu wenig zärtlich, zu kühl für eine glückliche Braut erscheine? Ich konnte aber nur mein Glückgefühl nicht aufsparen für die Stunde des Beisammenseins; ich empfand es immer mit gleicher Stärke und vermochte es dann kaum noch zu steigern, wenn es sich nach Deiner Erwartung beweisen sollte. So ist's auch im Leid. Es verläßt mich nie ganz, es hat aber auch nicht seine vorbestimmte Stunde."

Die alte Dame zog sie an sich und küßte ihre Stirn.

„Ich will überzeugt sein," sagte sie, „daß Du ihn noch immer liebst, wie Du ihn geliebt hast, daß Du ihm in Ewigkeit nicht untreu werden kannst. Versprich mir an seinem Grabe, daß Du seine Braut bleiben willst, so lange Dein Herz schlägt, und ich werde ganz beruhigt sein, nie eine geliebte Tochter zu verlieren."

„Aber wozu ein solches Versprechen, Mamachen?" rief Helene, offenbar erschreckt und beängstigt. „Hast Du Grund, an mir zu zweifeln? Habe ich selbst Grund, mir die Fessel eines Gelübdes anzulegen? Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich jemals anders empfinden könnte, als ich jetzt empfinde. Laß mir diese Zuversicht!"

Die Frau Consul war durch diese Antwort nur halb zufrieden gestellt.

„Liebes Kind," sagte sie, „das menschliche Herz ist schwach — tausend Erfahrungen sprechen leider dafür. Die Todten, meint man, seien todt, und man könne sie nicht mehr verletzen durch Vergessen. Aber sie sind nur todt, wenn man sie vergißt, und was ihnen entzogen wird, das wird denen entzogen, die ihr Andenken treu und unverbrüchlich bewahren. Eine Mutter kann des Sohnes Recht nicht verkümmern lassen in ihrem Herzen. Und darum, theuerstes Kind, wenn Du mich lieb hast, nimm allezeit freundliche Rücksicht auf meine eifersüchtige Schwäche. Ich will kein Gelöbniß verlangen. Zeige Dich mir aber immer so, als ob Du es gegeben hättest, und mein Dank soll Dir gewiß sein."

Sie streichelte wieder ihre nun ganz kalte und schlaffe Hand. Helene sah vor sich hin auf die Erde.

„Wie ich auch nachdenke," entgegnete sie, „ich kann eine Veranlassung zu diesem sonderbaren Gespräche nicht finden, das mich ernstlich beunruhigen könnte. Ist mein Benehmen —"

„Nein, nein!" unterbrach die alte Frau. „Ich habe Dir alles gesagt, was ich auf dem Herzen hatte. Und daß ich Dir's nur gestehe — ich hatte dabei etwas im Sinn, woran Du nicht denken konntest. Vielleicht habe ich's recht ungeschickt angefangen, da vorzusorgen. Aber Du sollst alles wissen, und am besten sogleich. Mein seit des theueren Robert's Tode so stilles Haus wird sich bald wieder der Gesellschaft freier öffnen müssen. Herr Hauptmann von Gräwenstein hat gestern brieflich bei mir um meiner Vera Hand angehalten. Das Ereigniß war vorherzusehen, wie er sich in letzter Zeit zur Familie stellte. Er ist ein sehr achtbarer Mann, den mein guter Philipp, so wenig er sonst für das Militär schwärmte, gewiß gern zum Schwiegersohn angenommen hätte."

Helene hatte auf der Bank eine halbe Wendung gemacht, um ihr besser in's Gesicht sehen zu können.

„Ach!" rief sie, „ist's möglich? Aber Vera hat mir kein Wort gesagt."

Die Frau Consul lächelte.

„Wie sollte sie? Der Herr Hauptmann hat sich natürlich erst meiner Zustimmung versichern wollen. Sie wird im Stillen vermuthet haben —"

„Es überrascht mich doch. Ihre Aeußerungen über Herrn von Gräwenstein waren nicht der Art."

„Sie ist sich vielleicht wirklich ihrer Neigung erst jetzt recht bewußt geworden."

„Das müßte es sein. Ich kann mir's nur noch schwer zurechtlegen, wie diese beiden Menschen ein so inniges Verhältniß zu einander finden konnten. Vera ist eine so sensible Natur. Sie schien mir immer zu erschrecken, wenn er das Wort ergriff oder lachte."

„Es ist für Vera gewiß ein Glück, daß sie eine feste Stütze für's Leben erhält, wie sie ihrerseits wieder mildernd und veredelnd auf den Mann einwirken wird, der sie liebt. Ein sehr passendes Paar, denke ich. Wie dem sei, die Verlobung wird in den nächsten Tagen gefeiert werden, und es steht nichts im Wege, die Hochzeit sehr bald folgen zu lassen. Ein Brautpaar im Hause — das verändert gleich die ganze Situation. Ich verkenne nicht, liebstes Kind, daß Deine Lage eine schwierige ist. Eine gewisse äußerliche Betheiligung kann Dir nicht erspart bleiben, und doch darfst Du nicht vergessen, daß Du Deinem geliebten Todten um so mehr die zarteste Rücksicht schuldig bist. Ich meine, Du wirst Dich noch mehr — wie soll ich sagen? — klösterlich einschränken müssen, um Dein Wesen mit Deiner äußeren Erscheinung in Harmonie zu zeigen. Es ist Dir tiefstes Bedürfniß, das Trauerkleid nicht abzulegen: sorge nun aber auch dafür, daß man Dich so versteht . . . selbstverständlich, ohne die Gesellschaft zu verstimmen, die keinen Grund hat, sich Deinetwegen einen Zwang aufzulegen. Achte freundlich auf meine kleinen Winke, und Deine Aufgabe wird sich erleichtern. Du bist ja überzeugt, daß es Niemand auf der Welt mit Dir so gut meint, als ich, die Mutter Deines Robert. Und nun laß uns nach Hause eilen — es wird schon empfindlich kühl im Freien."

Helene küßte ihre Hand, stand dann auf und öffnete die Gitterthür. Sie entgegnete nichts, aber ihre finstere Stirn und die gepreßten Lippen hätten eine Antwort geben können. Doch war sie auf dem Gange nach dem Wagen bemüht, die alte Dame davon nichts merken zu lassen. Während der Fahrt wurden nur gleichgültige Worte gewechselt. Erst in der Langgasse bat sie aussteigen zu dürfen, um dem alten Onkel Grün einen Besuch abzustatten, auf den er gewiß schon sehr lange warte. Frau Berghen widersprach nicht gerade, stimmte aber auch nur halb zu. Das Fräulein hielt den Entschluß fest und gab dem Kutscher das Zeichen zu halten.

„Darf ich Dir den Wagen schicken?" fragte die Frau Consul.

Helene dankte. „Ich möchte nicht so sehr an die Zeit gebunden sein," sagte sie und huschte fort.

2.

Der „alte Onkel Grün" war Uhrmacher und hatte sein kleines Geschäft in einer lebhaften Seitenstraße. Er war ein Vetter von Helenens verstorbenem Vater und ihr einziger Verwandter in der Stadt, überdies ihr Vormund.

Die Frau Consul hatte gegen ihn nichts weiter einzuwenden, als daß er den alten Handwerksgebrauch beibehielt und an seinem Werktisch unter dem Fenster vom Morgen bis zum Abend fleißig arbeitete, statt in einem feinen Local den Uhrenhandel kaufmännisch zu betreiben. Die Bedürfnisse des Wittwers waren die mäßigsten; er begriff nicht, warum er sich Sorgen und Lasten aufbürden sollte, da ihn seine Geschicklichkeit doch gut nährte. Wirklich war er ein sehr gesuchter Arbeiter; wenn es ein besonders künstliches Werk zu repariren galt, wandte man sich nur an ihn und wußte ihn trotz des einfachen Schildes an seiner Thür und des schmucklosen Schaufensters allemal zu finden.

Als das Fräulein eintrat, saß er auf seinem gewohnten Platz im grauen Arbeitsrock, den grünen Blendschirm über der Stirn, die Augen mit einer mächtigen Brille bewaffnet, die einem kurzen Opernglase ähnlich sah. Vornübergebeugt setzte er mit einer feinen Zange ein kaum sichtbares Stiftchen in ein Uhrgehäuse ein. Unter einer Glasglocke neben ihm lagen noch mehr dergleichen zierliche Sächelchen, außerhalb aber die mannigfachsten Werkzeuge, Bürsten und weiche Läppchen. Er war so eifrig beschäftigt, daß er gar nicht umschaute, als die sich öffnende Thür eine Glocke über derselben in Bewegung setzte.

„Was steht zu Befehl?" fragte er nur zurück.

Helene horchte ein Weilchen auf das Ticken der vielen großen und kleinen Uhren an den Wänden ringsum. Dieses Geräusch machte auf sie jedesmal denselben ganz eigenen Eindruck. Als Kind hatte sie immer behauptet, daß sie sich die Ohren zuhalten müsse, wenn sie sprechen wolle, da die Uhren gar zu eifrig wären ihr zuvorzukommen. Der alte Herr mußte seine Frage noch einmal stellen.

„Guten Tag, Onkelchen," sagte sie nun und trat hinter ihn.

Er ließ sich nicht stören.

„Du bist's, Lenchen!" rief er nun, offenbar sehr erfreut. „Gieb mir einen Kuß auf die Backe, aber stoße mich nicht an, sonst fällt mir das da aus einander und ein Paar Stunden Arbeit sind umsonst. Ein sehr merkwürdiges Werk aus dem vorigen Jahrhundert, keine Fabrikwaare. Damals gab's noch Uhrmacher, heut ist eigentlich nur noch der Name davon übrig geblieben. Die Maschinen schaffen's auch accurater, aber an einer geschickten Hand hat man doch größere Freude. So eine alte Uhr ist etwas für sich, hat ihren eigenen Charakter. Was man jetzt kauft, ist immer nur eins von vielen Tausenden — eine langweilige Gesellschaft, Kindchen."

Helene begrüßte ihn mit aller Vorsicht.

„Wende nur gar nicht den Kopf," bat sie; „ich setze mich hier zu einem gemüthlichen Plauderstündchen in Deine Nähe. Darf ich?"

„Lege doch ab. Wie geht's, wie steht's? Hast Dich lange nicht blicken lassen."

„Es ist auch gar nichts Wichtiges vorgefallen, Onkelchen."

„Und heut —?"

„Heute auch nicht. Es war mir nur so um's Herz, Dich wieder einmal zu sehen und sprechen zu hören."

„Das freut mich, das freut mich. So — da sitzt der Stift fest. Nun hat's weiter keine Gefahr mehr."

„Aber sputen sich Deine Uhren komisch!" rief das Mädchen lachend. „Es ist, als ob sie um die Zeit wettlaufen wollten."

„Sie sind die Zeit," meinte er, „mit jedem Pendelschlag grenzen sie ein Stückchen Ewigkeit ab. Könnte man's nur dahin bringen, daß sie so genau gingen wie die liebe Sonne, nach der sie sich richten sollen. Aber sie haben alle ihre Nücken. — Von wo kommst Du?"

„Vom Kirchhofe, Onkelchen."

„Vom Kirchhofe — immer vom Kirchhofe!" knurrte er. „Was will denn ein so frisches junges Ding immer bei den Todten?"

Helene seufzte.

„Wenn's da seinen Bräutigam hat . . ."

„Ah! das ist ein trauriges Erlebniß — schreibt sich schon tief genug in's Gedächtniß ein. Muß man denn immer stacheln?"

Das Mädchen schwieg und senkte die Augen.

„Ich denke mir," fuhr er fort, ein kleines Rad putzend, „wenn Einer eine tiefe Wunde empfangen hat, die lebensgefährlich war, so soll er sie ausheilen lassen, so gut es gehen will, und nicht immer wieder geflissentlich aufreißen, um sich neuen Schmerz zu verursachen. Es dauert so schon lange genug, bis sie sich schließt. Wenn sie sich aber mit der Zeit schließt, so ist's doch wohl ein Zeichen, daß das nach der Natur der Dinge so sein soll. Ich rede wahrlich dem Leichtsinn nicht das Wort, hab' selbst ein schweres Gemüth und stoße nur langsam ab, was darauf drückt. Wenn man den Tag über immer schweigsam bei der Arbeit sitzt, über sein handwerksmäßiges Thun nicht viel nachzudenken hat und selten zerstreut wird — Du kannst Dir's denken. Und ich habe eine Frau begraben, von der ich in alle Wege nur Liebes erfahren, und zwei Kinder, die reiche Hoffnung gaben. Ich hab' mir's nicht abgewehrt — bei Leibe nicht. Recht versenkt hab' ich mich in meinen Schmerz und Kummer, und wohl auch gemeint, nie mehr gesund werden zu können. Aber gewaltsam widersetzt hab' ich mich der Heilung nicht und dem Leben sein Recht gelassen. So bin ich denn wieder in's Gleichgewicht gekommen. Wenn das einem alten Menschen gelingt, der schon im Absterben ist und von der Welt nicht mehr viel zu erwarten hat, wie viel mehr eignet es sich für einen jungen und kräftigen, dem sie noch mit allen ihren Herrlichkeiten offen steht! Warum soll der mit allen seinen Gedanken immer nur zurück zu dem Verlorenen? Das ist ein gemachtes Wesen, dem ich nicht das Wort reden kann."

In ihr Gesicht schoß die Röthe.

„Glaubst Du denn, daß ich unwahr gegen mich bin?" fragte sie.

„Hm — hm!" brummte er. „Ein klein wenig doch. Es mag Dir selbst nicht recht klar werden. Ich kenne Dich ja von frühester Kindheit an, Leuchen. Ist das wahr? Du bist in Deines Vaters Hause ein so munteres Dingelchen gewesen, als nur eines in der Welt herumspringen kann, und das Unglück, das Dich durch seinen Tod traf und Deine Verhältnisse gar sehr veränderte, hat Dich um Deinen natürlichen Frohsinn nicht bringen können. Ich habe Dich ja alle die Zeit immer unter Augen gehabt, bis die Frau Consul Dich in ihr Haus nahm. Du hast damals einen starken Willen bewiesen, Dir selbst durchzuhelfen, und ich meine, der würde sich auch jetzt bewähren, wenn Du Deinem Herzen Ruhe lassen könntest. Ist es denn wirklich ganz gebrochen? Das wirst Du dem alten Onkel doch nicht einreden."

„Ich will's auch nicht," sagte sie, den Kopf noch tiefer senkend, in trotzigem Tone.

„Nun also! Da gehst Du nun schon fast zwei Jahre lang in tiefster Trauer —"

„Das ist der Wunsch meiner Wohlthäterin, Onkel."

„Ja so! Die Frau Consul schreibt's vor." Er hob die große Brille von der Nase und legte sie auf den Tisch.

„Sie schreibt's nicht vor," antwortete das Mädchen. „Aber ich weiß, daß sie sich's gar nicht anders vorstellen kann, als mich in Trauerkleidern zu sehen. Und warum soll ich der alten schwergeprüften Frau, die so engelgut ist, nicht diese rein äußerliche Beruhigung gewähren? Ich selbst . . . ja, wie weißt Du denn, daß ich nicht einem herzlichen Bedürfnisse folge?"

Sie wagte dabei doch nicht aufzublicken. Es mochte ihr durch den Sinn gehen, was eben nur auf dem Friedhofe verhandelt war. Hätte er das mit angehört!

Onkel Grün ließ sich auch gar nicht irre machen. Er hatte nun auch seinen grünen Schirm abgelegt und den Stuhl herumgewendet, und sah sie nun mit seinem freundlichen alten Gesichte etwas ungläubig an, doch immer nickend, als ob er ganz einverstanden wäre.

„Ja, ja," sagte er, „sie haben Dich tüchtig eingesponnen und sprechen Dir's täglich vor, daß Du die Flügelchen gar nicht mehr brauchst. Und wenn Du hübsch artig bist und an ihren Fäden nicht zerrst, so thun sie Dir alles Erdenkliche zu Liebe, tragen Dich auf Händen und verhätscheln Dich. Aber gieb nur Acht: Was Du jetzt meinst freiwillig zu geben, werden sie bald glauben als eine Pflicht fordern zu dürfen. Sein und Schein wird für Dein Gefühl immer mehr aus einander gehen, und das erträgst Du nicht ohne schwere Einbuße. Darum rathe ich bei Zeiten: prüfe die Flügelchen und schwinge Dich auf!"

Er hatte ihre beiden Hände gefaßt und betrachtete sie abwechselnd. Von der rechten hatte sie den schwarzen Handschuh abgenommen, und die Grübchen in der zarten Rundung schimmerten röthlich. Der Gegensatz schien ihm recht in die Augen zu springen, und auch sie merkte wohl, daß er einen schalkhaften Hintergedanken hatte. Sie lächelte, da er gar nicht fertig werden konnte, sein Spiel zu wiederholen, und seufzte dann recht wehmüthig.

„Du meinst es gut mit mir," sagte sie nach einer Weile und stand auf. „Aber mir ist nicht mehr zu helfen. Ich kann doch nicht, wie ich will, und — ich weiß auch nicht einmal, was ich will. Wenn ich mich nur einmal recht aussprechen dürfte! Aber das darf ich nicht — selbst Dir gegenüber nicht. Es ist mir, als ob ich den guten Menschen schweres Unrecht thäte, die mich in ihrer Art so lieb haben und recht auf Händen tragen. Laß mich's nur still mit mir ausmachen: es ist schon dafür gesorgt, daß ich innerlich nicht allzu schwarz werde."

Dabei faßte sie seinen weißen Kopf und küßte ihm die Stirn. „Und nun von etwas Anderem, Onkelchen!"

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf um's Recht.

Ein Zeitbild aus Siebenbürgen.

Das Märchen vom Dornröschen kommt dem unwillkürlich in den Sinn, der in den letzten Jahren, seit Deutschlands Blicke mehr nach Osten schweifen, das allmähliche Aufdämmern der Kenntniß jener Länder und jener Völker verfolgte. Jahrhunderte lang hatte die Dornhecke um die Kenntniß des deutschen Lebens in Siebenbürgen gewuchert, starr, undurchdringlich schien sie zu sein — da kamen die Ritter vom Geist, den alten Bann zu brechen, und es gelang.

Leider geschah dies erst, nachdem namentlich bei dem Sachsenvolke Siebenbürgens die in Jahrhunderten aufgebauten und in unaufhörlichen Kämpfen befestigten nationalen Zustände, die Grundsäulen seines Glückes, mit dem Todesstoße bedroht wurden. Wohl hatten in früheren Jahrzehnten viele junge Männer aus Ungarn und Siebenbürgen auf deutschen Hochschulen ihre Studien vollendet und Kunde gebracht von Land und Leuten ihrer Heimath; auch Deutsche der Zips und Siebenbürgens waren zahlreich darunter. Damals litt jedoch der Deutsche noch an der Schwäche der Bevorzugung alles Fremden, das ungarische Wesen imponirte ihm, und da beide damals einen gemeinsamen Feind hatten: das Metternich'sche System, so war eine innige Verbindung beider ganz natürlich. Daher kam es auch, daß man mit den Magyaren auf die Deutschen der Zips und Siebenbürgens oft geringschätzig hinblickte.

So blieben diese stammverwandten Völker uns fremd. Den deutschen Augen ging erst ein Licht über die wahren Verhältnisse im Leben und Wesen derselben auf, als die Magyaren in Folge

des sogenannten „Ausgleichs" die Herren und in demselben Augenblick die Verächter und Widersacher des Deutschthums im Bereich der „Stephanskrone" geworden waren.

„Die Zertrümmerung des Sachsenlandes" hieß die Schrift, welche unsere Theilnahme aufrief, und seit dem Beginn dieser Kämpfe um das Fortbestehen deutschen Wesens in jenem fernen Lande an der Grenze europäischer Cultur war die Presse redlich bemüht, die große Vergangenheit wie die qualvolle Gegenwart des Sachsenvolkes den Deutschen des neugewonnenen Reichs vor die Augen zu führen und an's Herz zu legen.

Ueber diese schwere Zeit bis zum letzten Kampf um das Schicksal der „Mittelschulen" können wir unsere Leser auf unsere Mittheilung im Jahrgang 1881, S. 375 und 402 unseres Blattes verweisen. Zu den Vorkämpfern in diesem geistigen Krieg in diesen Lernjahren wurde der ernststrebende Jüngling ausgestattet mit der Fülle der Charakterbildung, die heute bei dem Uebermaß der Eindrücke und der übergroßen Menge des der Jugend gebotenen Bildungsstoffes schwerer erlangt zu werden scheint als früher. Nachdem er, der Sitte der Zeit folgend, in Vasarhely (Neumarkt) seine juristischen Studien beendigt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, in deren Dienst er nun sein Leben lang stand, von unten auf dienend, bis das Vertrauen seiner Mitbürger ihn zu ihrem Bürgermeister erhob.

Das ist der äußere Rahmen, in dem ein reiches Leben liegt, voll von edlen Thaten und männlicher Arbeit für das sächsische Volk. Die anerkannte Tüchtigkeit des Mannes bewog seine Volksgenossen schon frühe, ihn zu ihrem politischen Vertreter zu wählen. Als solchen sandten sie ihn wiederholt in die sächsische Nations-



Karl Wolff. Joseph Gull. Adolf Zay.

Die Vorkämpfer des Deutschthums in Siebenbürgen.

Nach Photographien auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Ungarn und insbesondere für die Rechtsstellung des sächsischen Volkes, gehören die drei Männer, die wir heute in Bild und Wort unsern Lesern vorführen. Ihre politische Thätigkeit ist auch für uns von größtem Werth, denn ihren mannhaften Reden im ungarischen Reichstag, ihrem entschiedenen Auftreten ist es mit zu verdanken, daß das Dunkel sich allmählich lichtet, das über unsern Kenntnissen der Zustände in Ungarn-Siebenbürgen lag, und wir allmählich heller sehen.

Ein gut Stück politischer Vergangenheit und Gegenwart knüpft sich an die drei Kämpfer, deren Namen zuletzt die bewundernswerthe Haltung in der Mittelschuldebatte in Deutschland bekannt gemacht hat.

Der älteste von ihnen ist Joseph Gull, jetzt Reichstagsabgeordneter des Großauer Wahlkreises, bis zu seiner Wahl Bürgermeister in Schäßburg. Einem alten Bürgerhaus jener Stadt entsprossen, geboren 1819, hat er, öfter mit der Noth des Lebens ringend, das deutsche Gymnasium seiner Vaterstadt besucht. In universität (die Vertretung des Sachsenlandes), ebenso 1863 bis 1864 auf den Hermannstädter Landtag, von dort in den Reichstag nach Wien, 1865 in den Klausenburger Landtag, 1867 in den Pester Reichstag, in dem er nur während der Jahre 1875 bis 1881 nicht Mitglied war, ferngehalten durch sein städtisches Amt und durch Krankheit.

Seine ganze reiche Thätigkeit zu schildern, kann nicht unsere Aufgabe sein. Es geht durch dieselbe wie ein rother Faden durch: die Sorge für das sächsische Volk, der Kampf für das Recht desselben. Der letzte Act des Kampfes, der heute noch nicht ausgespielt ist, beginnt auf dem Klausenburger Landtag 1865. Als die magyarische Majorität dort den Beschluß faßte, daß, weil in Folge der Union Siebenbürgens mit Ungarn 1848 ein siebenbürgischer Landtag nicht mehr existire, die Abgeordneten nach Pest gerufen werden sollten, da der ungarische Reichstag allein das Recht habe, Gesetze auch für Siebenbürgen zu geben, da war Gull einer der tapfersten Kämpfer gegen diese Maßregel. Mit den Waffen der

Gesetze erklärte er: jene Union habe nie die volle Legalität erlangt, gefährde die Rechte und Selbstständigkeit Siebenbürgens, die Mehrzahl der Bewohner Siebenbürgens erblicke darin die ernsteste Gefahr für ihre Nationalität, Sprache und Religion; wenn eine Union geschlossen werden solle, müßten die Bedingungen derselben durch einen Staatsvertrag dauernd verbürgt werden.

Daß Gull und seine Genossen nicht zu schwarz gesehen, sollte sich bald nur zu sehr zeigen. Trotzdem derselbe Klausenburger Landtag feierlich die Aufrechthaltung der Rechte der sächsischen Nation verheißen hatte, ließ sich die ungarische Regierung am 8. März 1867 vom Abgeordnetenhaus „freie Hand" geben, in Siebenbürgen bezüglich der Regierung, Verwaltung und Rechtspflege nach Gutdünken zu verfügen! Die sächsischen Abgeordneten, die dagegen sprachen, erreichten nichts. Die Folge davon war unter Anderem, daß der auf Lebenszeit gewählte Sachsencomes Conrad Schmidt seines Amtes, ohne eine Untersuchung, ohne einen Schein des Rechts, entsetzt wurde und ein Werkzeug der Regierung seine Stelle einnahm, die geehrteste im Sachsenlande. Die Reden der sächsischen Abgeordneten im Reichstag, welche den Gewaltact kennzeichneten, waren Muster von Geist, Kenntniß und Mannesmuth, aber was vermochten sie gegen die im Voraus fertigen Beschlüsse einer übermächtigen Mehrheit?

In Folge einer schweren Krankheit war Gull genöthigt, Jahre lang dem öffentlichen Leben fern zu bleiben. Gerade diese Jahre waren für die sächsische Nation voll Kampf und Anfechtung. Aber je bedrängter die Lage wurde, um so höher stieg der Kampfesmuth in den besten Männern des Volks; in die Reihen der Alten traten neue Kämpfer ein, darunter der schneidigsten einer: Karl Wolff. Ebenfalls in Schäßburg geboren (1850), der Sohn eines wohlhabenden Arztes, konnte er nach der Absolvirung des Schäßburger Gymnasiums die juristischen Studien in Wien und Heidelberg, wo er promovirte, beginnen, in Hermannstadt, Klausenburg und Wien fortsetzen. Eine feurige, urkräftige Natur, wandte er sich in Wien der Journalistik zu und war bei der „Neuen freien Presse" thätig. Da traf ihn die Aufforderung, die Leitung eines neuzugründenden Blattes in Hermannstadt zu übernehmen, das sich zur Aufgabe setzte, ein Herold im Kampfe für das Recht der Deutschen in Ungarn zu sein, die Besten des sächsischen Volkes zu edler Arbeit für die idealen Güter desselben zu vereinigen und diesem Volke den Glauben an sich selbst zu erhalten und zu stärken. Diesem Rufe sich nicht zu entziehen hielt Dr. Karl Wolff für seine Ehrenpflicht, und so begann denn das „Siebenbürgisch-deutsche Tageblatt" in Hermannstadt unter seiner Leitung 1874 seine Laufbahn, die es heute noch geht, hochangesehen, ein Spiegel der deutschen Gesinnung im Sachsenvolke, dem als Alles beherrschende Pflicht gilt: der heilige Kampf für die Erhaltung deutschen Rechtes, deutscher Bildung und Gesittung auf dem Flecken Erde in Siebenbürgen, das die Väter deutschem Wesen erobert haben!

Ein solcher Kampf in so schweren Zeiten kann nur geführt werden in schneidiger Art. Es gehört dazu nicht nur Wissen und Charakter, sondern auch die Gabe, rasch sich zu entscheiden und in kritischen Augenblicken nicht zu zaudern und das Schlagwort, das den Kern der Sache trifft, in die Menge zu schleudern, die nur mit dem Herzen, selten mit dem Verstande Politik macht. Wer nur einen Jahrgang des „Tageblatts" durchblättert, wird diesen Charakter, es ist der seines Leiters, ihm aufgedrückt finden: thatkräftig und entschlossen verfolgt es sein Ziel, getragen von der heiligen Liebe zum sächsischen Volke.*

So sehen wir den einen Mann als Schriftsteller und Parlamentsredner zugleich auf dem Kampfplan, und er hielt im erbittertsten Streite mit Wort und Feder aus, selbst in dem tiefsten Schmerz, der den jungen Vater am Sarge seines geliebten Kindes darniederbeugte. Nur eine Heldennatur kann aus Liebe zum Volke und zur Freiheit so das erschütterte Herz bezwingen.

Inzwischen ging das magyarische Zerstörungswerk in Siebenbürgen weiter vor sich. Obwohl das vielgenannte Gesetz von 1868 dem Sachsenlande die „auf Gesetzen und Verträgen" beruhenden Rechte zusicherte, der Nationsuniversität ihren bisherigen Wirkungskreis gewährleistete (mit Ausnahme der richterlichen Befugniß), dem Sachsenlande ein besonderes Municipalgesetz verhieß, geschah 1876 das gerade Gegentheil davon, und da jenes Unionsgesetz die Stelle eines Vertrags vertritt, so kann dem ungarischen Parlamente der Vorwurf nicht erspart werden, daß es sich hier eines Vertragsbruchs schuldig gemacht hat! Freilich nur dem sächsischen Volke gegenüber! Aber indem es geschah, wurde das deutsche Leben in Siebenbürgen schwer geschädigt.

Das ist in den Verhandlungen des ungarischen Reichstages in den Tagen vom 22. bis 27. März 1876 von den sächsischen Rednern schlagend nachgewiesen worden.

Unter diesen befand sich damals schon auch Adolf Zay, der in kurzer parlamentarischer Laufbahn sich einen Namen gemacht hat, welcher über den ungarischen Reichstagssaal hinausgeht. In Hermannstadt geboren (1850), hat er die juristischen Studien in Hermannstadt (1867 bis 1870), dann in Wien (1870 bis 1872) gemacht und sich dann der Advocatur gewidmet. Im Jahre 1875 wurde er von der Stadt Mühlbach, 1878 vom Burzenländer Oberland, 1881 vom ersten Wahlkreis der Stadt Kronstadt in den ungarischen Reichstag gewählt.

Es traf in eine Zeit ernstester Art. Neben die altgedienten Parlamentarier der Sachsen, den hochverdienten Friedrich Kapp und den unerschütterlichen C. Gebbel, trat in ebenbürtiger Weise Zay. In jener Debatte über die Zertrümmerung des Sachsenlandes sprach er das muthige Wort:

„Es giebt Gesetze, deren Abänderung schon deshalb nicht im souverainen Belieben der Gesetzgebung steht, weil sie den Charakter eines zweiseitigen Vertrages haben und aus ihnen wohlerworbene Rechte erwachsen sind," und: „Hinter uns steht das ganze sächsische Volk; die sächsische Nation wird eine Confiscation ihrer auf Gesetz und Vertrag beruhenden Rechte nimmermehr als rechtsgültig anerkennen; sie wird auf ihr gutes Recht niemals Verzicht leisten, in Anhoffung einer schöneren Zukunft und im Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache."

Die Schlacht ging für den Augenblick verloren. Aber die Getreuen waren nicht besiegt. Die ungarische Regierung schritt fort auf der unheilvollen Bahn der Magyarisirung; sie brachte im Jahre 1879 einen Gesetzentwurf ein, nach welchem in jeder Volksschule das Magyarische gelehrt werden müsse — und das in einem Staate, in dem zwei Drittel Nichtmagyaren einem Drittel Magyaren gegenüberstehen. Der sächsische Abgeordnete C. Gebbel hatte Recht, als er diesen Zwang zur Erlernung dieser Sprache „eine neue Art des grundherrlichen und unterthänigen Verhältnisses, eine geistige Leibeigenschaft" nannte. Die sächsischen Abgeordneten, darunter auch A. Zay, wiesen nach: das Gesetz sei abermals ein Rechtsbruch, indem es die Autonomie der confessionellen Schulen, die in Ungarn der einzige Hort der nationalen nichtmagyarischen Bildung sind, schwer schädige und die Volksbildung hemme, weil sein Zweck nicht Bildung, sondern — Magyarisirung sei.

Mit scharfen Worten geißelte Adolf Zay die Thatsache, daß die innere Politik Ungarns zum Theil von Renegaten gemacht werde, und „daß das Schmarotzergeschlecht der Neophyten nur dort zu Einfluß und Macht gelangen kann, wo das öffentliche Leben krank ist", und schloß die Rede mit dem Wunsche, „daß es dem magyarischen Stamme rechtzeitig gelingen werde, sich aus dem Taumel des forcirten Patriotismus dieser Tage zu ernüchtern".

Ein vergeblicher Wunsch! Der Trank des Chauvinismus wirkt nicht nur berauschend, er läßt den einmal Gefangenen nicht mehr frei.

Zur Magyarisirung der Volksschule war der erste Schritt gethan; Gymnasium und Realschule sollten rasch folgen. Im März dieses Jahres kam das Mittelschulgesetz zur Verhandlung vor den ungarischen Reichstag, dessen Zweck kein anderer war, als die Magyarisirung der Mittelschulen. Und doch giebt es heute schon keine anderen deutschen Gymnasien in ganz Ungarn als die sächsischen in Siebenbürgen. Die anderthalb Millionen Deutsche in Ungarn haben zur Erziehung ihrer Intelligenz blos — magyarische Anstalten!

Das Mittelschulgesetz ist in Deutschland vielfach erörtert worden und darum wohl bekannt: es zwingt alle nichtmagyarischen Anstalten zur obligaten Erlernung des Magyarischen in weitem Ausmaß, fordert magyarische Lehramtsprüfung von allen Candidaten, erschwert damit insbesondere den Deutschen den Besuch

* Eine solche rasch entschlossene und gelungene That war, um auch aus dem nichtpolitischen Leben Wolff's ein Beispiel anzuführen, die Gründung des „Siebenbürgischen Karpathenvereins", den er wie mit einem Schlage 1880 auf 1881 in's Leben rief und der heute 1300 Mitglieder zählt (Vorstand Dr. Conrad in Hermannstadt) und mit größtem Erfolge daran arbeitet, die Schönheiten der siebenbürgischen Gebirgswelt den Reisenden zu öffnen.

der deutschen Hochschulen, verbietet die Unterstützung evangelischer Anstalten von Seiten auswärtiger Herrscher und Staaten, während die Verbindungen der römisch-katholischen Behörden mit dem Ausland hiervon ausgenommen werden.

In diesem schweren Kampfe um die höchsten Güter sind die sächsischen Abgeordneten im Pester Reichstage Schulter an Schulter gestanden, allen voran Joseph Gull, Dr. Karl Wolff, Adolf Zay. Wir können, was sie geredet, hier nicht einmal auszugsweise andeuten. Die Reden sind gedruckt und seien hiermit jedem deutschen Manne, der die Ehre des deutschen Geistes hoch hält, dringend zur Beachtung empfohlen. („Der Mittelschulgesetzentwurf im ungarischen Reichstag. Uebersetzung aus den stenographischen Reichstagsberichten." Hermannstadt, 1883. J. Delleff.) Es giebt Zeiten, wo schon das Wort eine That ist. Solche Worte sind jene Reden! Sie sind es in ihrer Entschiedenheit, in ihrer Berufung auf das Gesetz, in ihrer Sachlichkeit, und all das um so mehr, als es sich nur zu wahr gezeigt, was Gull bezüglich einer Rede des Ministerpräsidenten Tisza sagte, in der dieser in gewohnter Weise, ohne Gründe, gegen die Sachsen „gehetzt" hatte: „Ich wußte es sofort, daß, nachdem nun der Damm durchbrochen worden, das gewisse getrübte Wasser in mächtigen Wogen hervorbrechen werde!"

Und wie trüb und wie schmutzig!

Wir aber freuen uns, daß das deutsche Recht solche Vorkämpfer in Ungarn gefunden, und sprechen mit den Worten der Zustimmungsadresse, die mit vielen tausend Unterschriften den sächsischen Abgeordneten den Dank des Sachsenvolkes darbringt: „So wenig die Aussichtslosigkeit des Kampfes Sie abgehalten hat, Ihre Pflicht zu thun, ebenso wenig wird der augenblickliche Mißerfolg uns abhalten, zu glauben, daß das gebeugte Recht doch noch Anerkennung finden werde!" *

Für dieses gebeugte Recht auch in der sächsischen Nationsuniversität (früher politische Vertretung des Sachsenlandes, jetzt Verwalterin des sächsischen Nationalvermögens) einzutreten, hat das sächsische Volk die drei Männer, Gull, Wolff und Zay, im Mai dieses Jahres auch als ihre Vertreter dorthin gewählt. Unmittelbar nach der Mittelschuldebatte bedeutet das zugleich eine glänzende Anerkennung ihrer Haltung — der Haltung deutscher Männer!

* Wir fügen hinzu, daß denjenigen, die sich über Vergangenheit und Gegenwart des tapferen sächsischen Volkes und die Kämpfe des Deutschthums in Ungarn belehren wollen, nicht dringend genug empfohlen werden kann: G. D. Teutsch, „Geschichte der Siebenbürger Sachsen." Leipzig, Hirzel, 2. Auflage, 1874. — R. Heinze, „Hungarica." Freiburg und Tübingen, 1882. — K. Ludolf, „Der Sprachen- und Völkerkampf in Ungarn. Ein Bericht und Mahnwort an das deutsche Volk." Leipzig, 1882, Mutze.

Die Red. der „Gartenlaube".

In den Schlössern der Maria Stuart.

Warum ist das Interesse an Maria Stuart noch nicht erloschen? Weshalb suchen nicht nur Dichter und Maler, sondern auch Geschichtschreiber immer wieder die Gestalt der unglücklichen Königin aus Jahrhunderte langem Schlummer zu wecken? War sie etwa eine große Fürstin? Zeichnete sie sich durch Seelenadel und Tugenden vor ihren Zeitgenossen aus? Kann ihre Schönheit den Antheil erklären, den wir Alle an ihr nehmen? Sind wir vielleicht Sclaven des romantischen Hauches, welcher die harten, alltäglichen Linien in den Zügen der Männer und Frauen des Hauses Stuart verhüllt? Verdeckt uns nicht der süße, sentimentale Nebel die nüchterne Wahrheit, daß ein Element des scheinbar auf der Königsfamilie lastenden Fluches nichts anderes ist, als die naturgemäße Strafe für alle die Fehler, welche aus den geistigen und sittlichen Mängeln ihrer Glieder entspringen: aus der Unfähigkeit, ihre Zeit zu begreifen, aus überspanntem Idealismus, falscher Ritterlichkeit, unkluger Hartnäckigkeit und der Vorliebe für krumme Wege? Läßt das Unglück der schönen Frau eine Saite in unserem Herzen anklingen? Spricht das Geheimniß, welches noch immer ihr Leben umschwebt, zu unserer Phantasie? Oder verlangt es eine Lösung von unserem Verstande? Ja, was bewegt mich denn, die schmutzige Hauptstraße des schottischen Städtchens hinabzuwandern?

Ich beantworte diese Fragen nicht nur nicht, sondern ich stelle mir obendrein die neue, ob diese Umgebung der Ehre würdig ist, der Geburtsort Maria Stuart's zu sein....

Dort stand das Haus, aus welchem Hamilton den Regenten erschoß, sagt mein Begleiter, im Begriff, mich zu verlassen. Wie ich mir die Begebenheit recht lebendig vorstelle: ein Haufen Gewappneter reitet hinab die schmale, vom Pferdegetrappel widerhallende Straße, der Regent, inmitten schottischer Ritter, schaut hinauf zu den Fenstern, aus denen sich neugierige Gesichter drängen; jetzt übertönt ein Schuß das Rauschen des Zuges, der Regent taumelt, Verwirrung in den stockenden Reihen, Edle drängen sich um Murray, Andere springen vom Pferde, schlagen die Hausthür ein — da erblicke ich an eben dieser Thür, sanft an die steinerne Einfassung gelehnt, ein Mädchen von fremdartiger Schönheit. Schwarzes Haar umrahmt die breite Stirn. Die Augenbrauen beschreiben einen klar gezeichneten Bogen um die großen, tief leuchtenden Augen. So üppig der rosige Mund! Und wie das großcarrirte Tuch, welches sie um die runden Schultern hält, zu den kräftigen Farben ihres gebräunten Gesichtes paßt! Eine echt keltische Erscheinung, die man selten in Norfolk und Suffolk finden würde. Und vielleicht bildet die schmutzige Stadt mit den dunkeläugigen Keltenmädchen und der Erinnerung an ein Verbrechen doch den passenden Eingang zum Stuart-Schlosse Linlithgow.

Jetzt erblicke ich zum ersten Mal seine düsteren Umrisse. Den Kiesweg hinausschreitend, an der alten Kirche vorüber, werde ich den massenhaften Charakter des viereckigen Gebäudes gewahr. Noch stehen die Mauern des ausgebrannten Schlosses unerschüttert, aber es kann auch dem flüchtigsten Beschauer das Gepräge des Ruinenhaften nicht verbergen. Die hohen Fensteröffnungen sind nicht leer, denn Dohlen und Krähen, die gewöhnliche Beigabe alter Schlösser, fliegen dort krächzend ein und aus. Eigenthümlich ruhig erscheint neben dem schweren, starren Gemäuer der glatte See, der sich zur Linken an den sanft abfallenden Rasengrund schmiegt und sich still zu den gegenüberliegenden Hügeln dehnt. Welches bunte Gewoge von Damen und Rittern, von schlanken Schotten und anmuthigen Französinnen in diesem Parke, auf jenem See, als Jakob V. und Maria von Guise hier ihren prunkenden Hof hielten!...

Eben bedeutet mir ein Mann in Uniform und mit einem schweren Schlüsselbunde in der Hand, ihm in das Schloß zu folgen. Wir gehen unter einem einfachen Porticus, durch eine dröhnende Halle hinab in den rechteckigen Hof. In der Mitte liegen die Trümmer eines alten Brunnens. Die vier Wände laufen in vier runden Thürmen zusammen, deren schraubenförmig über einander aufsteigende Fenster auf eine im Innern befindliche Treppe hindeuten. Die uns gegenüberliegende nördliche Façade ist am gegliedertsten und leichtesten. Sie wurde erst von Jakob VI., dem Sohne der Maria Stuart, gebaut und enthält zahlreichere Fensteröffnungen als die älteren Theile des Schlosses. Rechts auf der Ostseite befindet sich der ehemalige Haupteingang, ein weites gewölbtes Thor. Die größte Bedeutung desselben verkündet ein verwitterter Schmuck über dem Thorbogen. Der untere Theil der Zierrath, drei leere, hohe Nischen, fesselt einen Augenblick unseren Blick. Dann gleitet er höher hinauf, wo sich verstümmelte Engel auf der Mauer ausbreiten.

Wir gehen durch die Thorhalle und gelangen am anderen Ende vor einen tiefen verwilderten Graben. Ehemals verband eine Zugbrücke das Schloß und das jenseitige Ufer. Auf demselben ist der Weg, welcher in früheren Zeiten auf den Eingang zuführte, noch deutlich erkennbar. Von hohen Bäumen eingefaßt, biegt er nach rechts durch den Park. Links schimmert der See silbern durch's Gebüsch.

Auf dem Rückwege in das Innere des Schlosses bleibt mein Führer nach einigen Schritten stehen, nimmt ein Döschen aus der Tasche und empfiehlt mir Aufmerksamkeit. Jetzt beugt er sich vornüber, zündet ein Streichhölzchen an und wirft es in einen finsteren Spalt. Wir sehen es eine zeitlang fallen und dann plötzlich verlöschen. Dies war der Kerker des Schlosses, erzählt er, mich bedeutungsvoll ansehend. Wie angenehm mußte es für die

Könige des Hauses Stuart gewesen sein, ihre Feinde unter dem Thore ihres Palastes in einer feuchten, dunklen Grube zu wissen!

Erst wenn man die Treppen hinaufsteigt, wird der Zustand der Verwüstung, in welcher sich das Schloß befindet, recht ersichtlich. Der Stein tritt überall nackt an's Licht: die Decken sind eingestürzt; von oben, von den Seiten blickt der graue, schottische Himmel in die Ruine hinein. Und doch war Linlithgow noch im vorigen Jahrhundert einer der schönsten Paläste Schottlands, bis die Dragoner des englischen Generals Hawley in der Nacht vor der Schlacht bei Falkirk im Jahre 1745 in einem Zimmer ein Feuer ausbrechen ließen, welches das ganze Gebäude zerstörte.

Wir gehen rasch durch den ehemaligen Parlamentssaal, der mehrere Feuerherde von unglaublicher Größe aufzuweisen hat, wir verweilen einen Augenblick in der anstoßenden Capelle, wo, nach der Ueberlieferung, eine Erscheinung den König Jakob IV., den Großvater Maria's, vor dem Kriege gegen England warnte, und betreten darauf den westlichen, den ältesten Flügel, welcher die Privatgemächer der königlichen Familie enthält. Ein weiter Raum wird als das Wohnzimmer der Königin bezeichnet; in dem anstoßenden etwas kleineren fand die Geburt Maria Stuart's am 8. December 1542 statt. Beide Zimmer haben eine liebliche Aussicht auf den Rasengrund und den See. Die Wände sind so dick, daß auf den Fensterbänken jedes Fensters vier Personen Platz finden.



Holyrood-Palace. Im Hintergrunde Arthur's Seat.

Als die Prinzessin hier geboren wurde, lag ihr Vater in einem entfernten Schlosse im Sterben. Auf die Nachricht von der Geburt Maria's sagte er schwermüthig: „Es kam mit einem Mädchen und es wird mit einem Mädchen zu Ende gehen!“ Das waren die letzten, bitteren Gedanken des noch jugendlichen, unglücklichen Königs. Es fehlt auch selbst hier nicht an der für ein Stuart-Schloß charakteristischen Umgebung. Denn in dem anstoßenden Gemache wird uns eine geheime Treppe gezeigt, auf welcher Jakob III. den Nachstellungen seines rohen Adels, der ihm nach dem Leben trachtete, mit knapper Noth entkam.

Langsam steigen wir nun eine der Wendeltreppen hinan und schauen, auf dem damaligen Dache angekommen, längs der senkrecht emporsteigenden, rauchgeschwärzten Mauern in die stillen, trümmerbedeckten Räume. Eine gewundene Treppe, welche noch höher führt, scheint in der Luft zu schweben. Die Verlockung ist so gewaltig, daß wir rasch hinaufeilen. Mit der letzten Stufe haben wir den höchsten Punkt des Schlosses erreicht. Rings liegt das Land ausgebreitet vor uns. Gegen Norden, hinter den Hügeln, welche den See umgeben, streckt sich die helle Fläche des Meerbusens von Forth (Firth of Forth) in's Land. Auf dieser Seite begrenzen den Blick die edelgeformten kräftigen Berge der Grafschaften Fife und Kincardine. Südlich erhebt sich schönes, das Städtchen Linlithgow umgrenzendes Hügelland. Und jetzt, wo wir die Aussicht nach einer andern Richtung genießen wollen, verdeckt uns den Blick ein kleines, achteckiges Thürmchen, vor dessen Thür wir stehen und welches wir bisher nicht bemerkt hatten. Wir treten neugierig durch den niedrigen Eingang ein, wir befinden uns im Lieblingsstübchen der Königin Margarethe (Queen Margaret's bower). Hier saß die Fürstin, die Großmutter Maria Stuart's, tagelang, nachdem ihr Gemahl Jakob IV. in den Krieg gegen England gezogen war, und schaute sehnsuchtsvoll hinüber nach den Hügeln, in der Hoffnung, den Zug der wiederkehrenden Krieger zu erspähen. Endlich ward ihr die Kunde, daß der Gemahl mit allen seinen Mannen auf dem Schlachtfelde zu Flodden Field erschlagen liege. Einige Verse Walter Scott's über der Thür deuten die Stimmung der unglücklichen Fürstin an, und wahrlich, wenn man an einem schwermüthigen, schottischen Herbstabend hoch über dieser Trümmerwelt steht, dann flößen die beängstigende Stille, welche auf der Landschaft ruht, und die Bilderkette von Rohheit, Verrath, Mord und Unglück, welche das alte Schloß vor unserer Seele entrollt, etwas von der grenzenlosen Einsamkeit und Trauer der hoffenden und verzweifelnden Königin in das Gemüth. So groß ist sie, daß man sich versucht fühlt, die Geschichte Margarethens für die Erfindung eines Dichters zu halten, der, seine Phantasie entlastend, die Gestalt der unseligen Fürstin aus seinen Empfindungen schuf, um in Anderen einen Nachhall der Gefühle zu wecken, welche ihn hier durchbebten. So stark ist sie, daß man hinuntereilt, um das alte, ungastliche Gemäuer zu verlassen und den düsteren Empfindungen, welche es hervorruft, zu entrinnen.



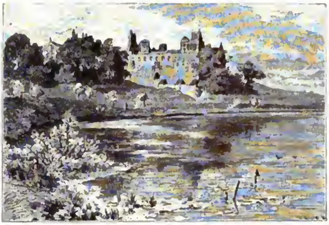
Lochleven Castle im Loch Leven.

Gefängniß der Maria Stuart.

Und schon dampfen wir durch die hügelige Gegend. Das Land dehnt sich bald zu einer weiten Ebene aus. Rechts erheben sich die Pentland-Hügel. Die Häuser ballen sich allmählich dichter zusammen. Wir fliegen durch einen Tunnel, halten, steigen eine Treppe hinauf und befinden uns in Princes' Street in Edinburgh. Es giebt vielleicht keine Straße in Europa, welche sich an eigenthümlicher Schönheit mit ihr messen kann. Auf der Nordseite stehen stattliche, hohe Häuser; von der Südseite, welcher neben mehreren öffentlichen Gebäuden besonders das Walter Scott-Denkmal zur Zierde gereicht, hat das Auge einen entzückenden Blick auf ein im üppigsten Grün schimmerndes Thal, dessen gegenüberliegender Abhang schroff und steil zu der ausgedehnten Hochfläche emporsteigt, auf welcher die schweren Massen von Edinburgh Castle lasten. Schöne Brücken überspannen die Schlucht. Eine derselben führt uns aus der eleganten Neustadt, an deren Saume wir uns be-

fanden, in die winkelige, steile Altstadt hinauf. Wo die Straße freier wird, erblicken wir den Aufgang zu dem Bergschlosse vor uns. Der Burgberg erscheint hier, wo wir den Südabhang sich fast senkrecht aus der Ebene erheben sehen, höher und steiler, als von Princes' Street aus.

Edinburgh Castle ist heutigen Tages eine Caserne. Daran gemahnt uns die breitschultrige Schildwache in Hochland-Uniform, die, wie alle englischen Soldaten, auf Wache eilig auf- und abläuft und scharf Kehrt macht. Es ist fast selbstverständlich, daß sich in früherer Zeit auch ein Staatsgefängniß hier befand. Das allererste Gebäude, welches der Besucher betritt und unter welchem der Aufgang zum Schlosse durchführt, enthält den Kerker, in welchem der Marquis von Argyle die letzte Nacht vor seiner Hinrichtung zubrachte.



Linlithgow Castle. Geburtsort der Maria Stuart.

Nachdem wir, langsam aufsteigend, den Gipfel des Berges erreicht haben, entfaltet sich vor unseren Augen ein Landschaftsbild von überraschender Großartigkeit. Edinburgh Castle ist mit der Akropolis von Athen verglichen worden. Rings um den Burgberg lagert ein schornsteinreiches Häusermeer; an dem malerischen Calton Hill vorbei wogt es nach der in Rauch gehüllten Hafenstadt Leith, dem schottischen Piräus, hinab. Dahinter der glitzernde Meerbusen des Forth, zwischen der nach Norden biegenden Südküste und den edelgeschwungenen Bergen von Fife, dem schottischen Argos, in den deutschen Ocean hinausrollend. Es fällt nicht schwer, sich ein im Meerbusen liegendes Eiland als Aegina vorzustellen. Hinter uns streben die Arthur's Seat und Salusbury Craigs genannten Hügel empor; in größerer Entfernung thürmen sich die Portlandberge auf.



Edinburgh von Calton Hill aus gesehen.

Altstadt. Auf dem Berge Edinburgh Castle. In der Neustadt Princes' Street.

Wer das Schloß besucht, ist auf den Anblick zweier Zimmer gespannt, welche Maria Stuart als Gemahlin Darnley's bewohnte. In dem ersten hängt ein in Oel gemaltes Bildniß der Fürstin. Es entspricht nach meiner Meinung am meisten dem Eindrucke, welchen ihre Lebensschicksale hervorrufen. Leider ist es von allen Abbildungen der Königin am wenigsten bekannt. Die Photographien geben auch nicht im Entferntesten den Charakter des Gesichtchens wieder: die Heiterkeit, die Herzensgüte, die unbewußte Sinnlichkeit, kurz, das ewig Weibliche ihrer Erscheinung. Kein Zug, der auf geistige Kraft oder Energie des Charakters schließen ließe! Die Natur hat sie dazu bestimmt, in friedlicher Zeit zu leben, zu lieben und geliebt, bewundert, angebetet zu werden. Welches muß ihr Loos sein, wenn sie ohne den Schutz eines Vaters, eines Bruders, eines Gatten, umgeben von Intriguanten und Schurken, ohne königliche Macht, dem Ehrgeize und der Selbstsucht roher Barone preisgegeben wird!

Sie ist als die Braut des Dauphins dargestellt. Ein reicher Goldschmuck windet sich um das zarte Hälschen, unter dem zierlichen Häubchen drängt sich braunes, fein gekräuseltes Haar hervor. Die Stirn wölbt sich fast kindlich über den braunen, schelmischen Augen; jugendlich zart sind die unberührten weichen Lippen. Es ist schade, daß kein deutscher Maler in einer Copie, welche die verblichenen Farben des Originals aufblühen läßt, uns den ganzen holden Reiz dieses Antlitzes offenbart hat. In dem anstoßenden Zimmer gebar Maria Stuart Jakob VI. von Schottland, bekannter unter dem Namen Jakob I. Die aus dem sechszehnten Jahrhundert stammende, wohl erhaltene, getäfelte Decke ist in Fächer eingetheilt, auf welchen abwechselnd die von einer Krone überragten Initialen J. R. und M. R. angebracht sind. Auf der Wand unter dem schottischen Wappenschild steht eine Inschrift mit dem Datum: „19th IVNII, 1566".

Beim Verlassen des Schlosses gelangt man in die ziemlich steil abfallende High-Street, die bedeutendste Verkehrsader der

Altstadt Sie wurde im vorigen Jahrhundert für eine der schönsten Straßen Europas gehalten, warum, ist uns heute unverständlich. Die Gebäude sehen vernachlässigt aus, aber der Historiker und Antiquar treibt sich gern in dieser Gegend umher. Dort steht, etwas in die Straße vorspringend, das Haus des schottischen Reformators John Knox. Aus dem Eckfenster des ersten Stockes predigte er oft seinen in High-Street versammelten Anhängern. Es wäre der Mühe werth, die Außentreppe hinaufzusteigen, in die kleinen düsteren Zimmer einzutreten und einen Augenblick auf dem Stuhle des fanatischen Geistlichen auszuruhen, welche Ehre jedem Besucher angeboten wird, aber unser Weg führt uns vorüber. Unser Ziel ist Holyrood Palace, welcher High-Street im Osten abschließt.

Der Palast hat weder eine hervorragende Lage wie Edinburgh Castle, noch besitzt er den Zauber des Alters, wie das Schloß zu Linlithgow. Es ist ein keineswegs imposantes viereckiges Gebäude in ebener Lage, welches erst in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts errichtet wurde. Ein alter, auf dieser Stelle stehender Palast brannte im Jahre 1542 nieder. Das Schloß, welches nach dem Brande wieder aufgebaut wurde, bewohnten Lord Darnley und die Königin nach ihrer Rückkehr aus Frankreich. Ein großer Theil desselben wurde im Jahre 1650 ein Raub der Flammen. Glücklicher Weise blieben die Privatgemächer der Maria Stuart und ihres Gemahls verschont. Beim Neubau wurden sie dem jetzigen Gebäude einverleibt und bilden die Nordwestecke des heutigen Schlosses. Von dem inneren rechteckigen Hofe führt eine Treppe in die Zimmer Darnley's, in denen nur Eins den phantasievollen Reisenden anzieht: eine schmale offene Thür. Durch diesen Ausgang blickt man auf die berüchtigte steinerne Wendeltreppe, welche in Verbindung mit dem Maria Stuart als Schlafgemach dienenden Raume steht. Auf den schmalen, halb in Dunkel gehüllten Stufen drang Darnley an der Spitze einiger Freunde in die Zimmer der Königin, um ihren Geheimsecretär zu ermorden.

Die Gemächer Maria Stuart's liegen einen Stock höher. Es sind vier unregelmäßig gebaute Zimmer von ungleicher Größe. Zuerst gelangen wir in das halbdunkle Audienzzimmer. Hinter der Thür wird uns auf den Dielen ein großer Fleck gezeigt mit dem Hinzufügen, daß sich hier Rizzio verblutet habe. Der zweite Raum war das Schlafgemach der Königin. In demselben steht noch das vermoderte, zerfetzte Himmelbett Maria's und einige alte Möbel. Auf der Ostseite mündet die vorher erwähnte Wendeltreppe. Einen Schritt von ihr entfernt, auf der Nordseite, gelangt man durch eine niedrige Thür in ein schmales hohes Zimmer. Hier speiste die Königin mit Rizzio und einigen Freunden an dem Abend, welchen Darnley zur Ausführung seines Verbrechens erwählt hatte. Unbemerkt waren die Mörder in das Schlafgemach gelangt und drangen plötzlich in das enge Zimmer. Der Italiener klammerte sich voller Todesfurcht an das Kleid der Königin. Darnley suchte ihn aus dem Zimmer zu reißen, um ihn vor den Gemächern seiner Gemahlin zu tödten. Aber in der Ungeduld der Mordgier versetzte ihm Einer einen Dolchstoß, worauf auch die Uebrigen über Rizzio herfielen. Halb entseelt ward er durch das Schlafzimmer und das Audienzzimmer geschleppt und sank, aus dreiundfünfzig Wunden blutend, in der Nähe der Treppe todt zusammen. Die vierte, unregelmäßig gebaute Kammer benutzte die Königin als Ankleidezimmer. Es ist ein nüchterner, in keiner Beziehung merkwürdiger Raum.

Man verläßt den Palast gern, wie alle Stuart-Schlösser. Denn fast jedes erweckt schmerzliche, niederdrückende Erinnerungen, welche kein erhebender Gedanke erträglich machen kann. Ueberall unmännliche Gewaltthat oder feige Hinterlist eines rohen, gesetzlosen Adels! Wir athmen auf, wenn wir wieder das offene Land vor uns erblicken, welches der Schnellzug mit uns durchbraust. Noch einmal haben wir Gelegenheit, Linlithgow Castle rechts von uns auf dem Hügel zu sehen. Jetzt eilen wir über das Schlachtfeld, auf welchem der volksthümliche Held Schottlands, William Wallace, die entscheidende Niederlage erlitt, die ihr letztes trauriges Nachspiel in der Hinrichtung des edlen Patrioten fand. Oben links, für das bloße Auge kaum erkennbar, steht ein kleines weißes Denkmal an der Stelle, von welcher er, angesichts des prächtigen Meerbusens und der hochragenden Berge, den Kampf gegen den englischen König leitete.

Nun liegt das Schlachtfeld von Falkirk vor uns. Hier besiegte „Prinz Charlie", der junge Prätendent, zum letzten Male die englischen Truppen. Schon fliegen wir an Bannockburn vorüber, wo Robert Bruce die Truppen Eduard's II. vernichtete. Das Schloß, welches wir in diesem Augenblicke auf steiler Höhe schimmern sehen, ist Stirling Castle. Auf jener luftigen Höhe hat Maria Stuart oft residirt und einige ungetrübte Stunden verlebt. Aber da das Schloß keine besonders werthvolle Erinnerung an die Königin birgt, lassen wir uns vom Dampfroß weiter durch stille Thäler, an hohen Bergen vorüber tragen und gelangen nach mehrstündiger Fahrt an die Ufer des Loch Leven. Der weite, schöne See wird im Süden von einer Bergreihe begrenzt, im Norden breitet sich die Ebene von Kinroß aus. Ungefähr eine Viertelstunde vom Ufer entfernt liegt eine kleine Insel, über deren Baumkronen ein viereckiger Thurm, an den sich verfallenes Gemäuer lehnt, ein wenig hervorragt. Dort wurde Maria Stuart gefangen gehalten, nachdem sie im Jahre 1567 in die Gewalt der aufständischen Lairds gefallen war. In einem Thurmzimmer verlebte sie neun Monate, Tag und Nacht bewacht, bitter gekränkt und mit erfinderischer Lust erniedrigt von der Mutter des Regenten, welche einstens die Gunst Jakob's V., des Vaters der Maria Stuart, genossen hatte.

Nach einem Versuche Maria's, in den Kleidern einer Waschfrau zu entkommen, bei dem sie von den Bootsleuten erkannt und gezwungen worden war, in den Thurm zurückzukehren, gelang es endlich George Douglas, die Schlüssel des Schlosses an sich zu bringen und mit der Königin in der Nacht des 2. Mai 1568 über den See zu entfliehen. Die Schlüssel, welche er in den Loch Leven warf, sowie ein Elfenbeinscepter der Königin wurden im Anfange dieses Jahrhunderts auf dem Boden des Sees wiedergefunden und werden in der Residenz des Grafen von Morton aufbewahrt.

Während wir am Ufer des Sees sitzen, ist die Nacht hereingebrochen. In den Häusern blitzen die Lichter und am Himmel die Sterne auf. Wie die Dunkelheit sich auf die plätschernden Wellen senkt und die stille Außenwelt weniger und weniger das Gemüth beschäftigt, ziehen um so lebensvollere Bilder aus dem ferneren Schicksale der freudlosen Fürstin an dem inneren Auge vorbei. Bald nachdem sie Loch Leven Castle verlassen hatte, trieb sie eine unglückliche Schlacht über die Grenzen ihres Reiches. Den schottischen vertauschte sie mit einem englischen Kerker. Indem unser Blick nach der finsteren dunkelnden Masse ihres ersten Gefängnisses hinüberschweift, steht eine andere Ruine, Hunderte von Meilen entfernt, vor unserer Seele: Fotheringhay Castle in Northhamptonshire.

Wilhelm Hasbach.

Der Letzte von Hohen-Realta.

„Aus dem dunkeln Geklüft und zerriss'nen Gestein
Was stürzet dort siegend hervor?
Es ist der gewaltige, freie Rhein,
Der sprengte das Felsenthor."

Wer kennt nicht wenigstens vom Hörensagen jene großartige Alpenschlucht, welche anderthalb Stunden lang, von über tausend Fuß hohen Felsenwänden eingeengt, das angestaunte Kleinod des an Naturschönheiten so reichen Cantons Graubünden bildet? Wer kennt nicht die Via mala, den „bösen Weg", auf dessen Grunde der jugendliche Rhein bald ruhig seine schimmernden Wellen spielen läßt, bald, durch Schmelzwasser der Berge aufgeregt, mit wildem Getose dahinbraust? Einst zogen hier die Kriegsheere verschiedener Nationen über den sich aufthürmenden Alpenkamm, und mühsam beförderten hier die Säumer ihre Waaren, gegen Raubritter die Sicherheit des Handels und Wandels mit Geld oder bewaffneter Faust, je nach der Zeiten Lauf, erringend. Und wo am Eingang zu dieser finsteren Schlucht das liebliche Tomleschgerthal seine Reize entfaltet, blinkten vor Zeiten von den

Kuppen der einzelnen Berge viele herrliche Burgen, in denen das laute, übermüthige Ritterleben in Saus und Braus dahinflog, und tief im Thale wenig erfreulichen Widerhall weckte.

Heute hört man sie nicht mehr, die feierlich kriegerischen Klänge und begeisterten Harfengesänge, entschwunden sind für immer unseren Blicken „jene Ritter voll Muth" und „Fräulein so hold und gut". Nur die alten Burgen am Rhein träumen noch von jenen Tagen, wiewohl

„Verfallen und wehmuthsvoll schauen
Zu Thale die Thürme, die grauen, —
Ein geisterhaft Flüstern um sie." —

Ja, die Geister der Volkssage werden nimmer müde, und was die geschriebene Geschichte nicht zu erzählen weiß, davon pflegen sie den kommenden und gehenden Geschlechtern zu berichten. So haben sie denn auch die höchste jener Burgen, gleich einer Königin, mit ihrem schimmernden Glanze gekrönt.

Da erhebt sie sich auf hoher Felsenstufe, himmelanragend, die ehrwürdige Ruine der Burg von Hohen-Realta (auch Hohenrhätien genannt), stolz blickt sie von ihrer Höhe auf das Domleschger Thalgefild hinab und scheint wie ein vereinsamter Wachtposten den Eingang der Via mala zu hüten. Die Geschichte berichtet uns, daß sie einst eine gewaltige Veste war, ausgezeichnet durch ihre Lage und ihre Bauwerke. Vier Thürme beschützten sie, und noch heute sieht man von dem nördlichsten derselben stattliche Reste.

Ein sagenhafter König Rhätus soll sie schon im dritten Jahrhundert v. Chr. gegründet haben, und in den zwei Jahrtausenden, die seitdem verflossen, schaute die Burg auf Wandlungen und Wandlungen, welche der Lauf der Geschichte zu ihren Füßen im Thale hervorbrachte. Aus einem stolzen königlichen Sitze wurde sie selbst zu einer Ritterburg, in welcher die Zwingherren des Landes nach ihrer Weise schalteten und walteten.

Und merkwürdig! Ebenso dunkel wie die Entstehung ist auch das Ende Hohenrhätiens. Aber sein Untergang mußte mit tragischen Kämpfen verbunden sein, denn was uns die Sage davon berichtet, das zeugt von tollkühnem Muthe und blinder Verzweiflung.

Der letzte der Herren auf Hohen-Realta, genannt der rauhe Conrad, soll die schöne Tochter des greisen Andreas von Ehrenfels (der benachbarten Burg) geraubt haben. Der Raub sollte nicht ungestraft bleiben, und die Mannen des Ehrenfelser und die Bauern der Umgegend stürmten das Schloß. Als nun der Sieg den Gegnern des Hohenrhätiers zugefallen war, da hat Conrad seinem Rosse die Augen verbinden lassen, ihm die Sporen gegeben und sich so vom Felsen in den Rhein hinabgestürzt. Erst nach zweitägigem Suchen wurde die Tochter im Burgverließ gefunden und ihrem bekümmerten Vater zugeführt.*

So erzählen sich die Einen im Volke. Aber es giebt noch andere Varianten der Sage. Eine im Jahre 1742 erschienene Beschreibung von Graubünden durch N. Gererhard spricht in folgender Weise von Hohenrhätien:

„Ein Stück ob Sils sind die Rudera des ältesten Schlosses von ganz Bünden, nämlich: Alta Rhätia von Rhäto circa 300 Jahre vor Christi Geburt erbauet. Dieses Hohen-Rhätien stehet nächst ob Thusis auf einem sehr hohen perpendicular aufrecht stehenden Felsen, an welchem der Hinterrhein hinfließet. Man erzählet ein artiges, wie man des letzten Zwingherrn auf alta Rhätia los worden. Nämlich als seine Feinde, die er lang genug tiranisirt hatte, ihn in seiner Festung eingesperrt gehabt, daß er nirgends mehr echappiren können, faßte er diese desperate Resolution, und verbande seinem Pferde die Augen, setzte sich darauf, und gabe ihm den Sporn und sprengte es furiose über den entsetzlich hohen Felsen hinaus in die Luft, da soll auch unden observirt worden seyn, daß das Pferd ein gut Weil vor dem Mann in der Tiefe angelanget, und dem in der Luft der Bauch zersprungen, daß ihm die Därm ausgehanget, ehe er auf den Boden kommen ist. Dies war ja eine harte Cavalcade. Es wäre diesem Cavalier oder Reuter auf dem fahlen Pferd wohl bekommen, wann sein Pferd dem Pegaso gleich gewesen wäre und hätte fliegen können. —"

Hat nun die erste Variante dieser Sage Nina Camenisch, der anmuthigen Nachtigall des Domleschger Thales, den Vorwurf zu einem kurzen Roman geliefert, so dürfte die letztgenannte Erzählung durch Friedrich Keßler ihren veredelten poetischen Abschluß gefunden haben. Ihrer Auffassung entspricht wenigstens zum Theil das Gedicht „Der letzte Zwingherr Bündens", welches den Untergang des letzten Hohenrhätiers also schildert:

Da wo der junge Rhein erzürnt und wild
Der finstern Viamalaschlucht entschießet
Und abwärts durch's Domleschger Thalgefild
In tausend Wirbeln seine Wasser gießet;

Im Schloß, das weithin in die Schlucht hinein
Den Weg nach Welschland räub'risch kann belauern,
Der letzte Zwingherr Bündens steht allein,
Geharnischt auf der Zinne seiner Mauern.

Der Bauernaufruhr schwoll zum Schloß empor,
Im Blute liegen, die es sollten schirmen,
Empörung klopft mit starker Faust an's Thor
Und rüttelt an den Mauern, an den Thürmen.

Des Ritters Aug' von Berg zu Berge schweift,
Ob irgendwo noch Rettung zu erpochen;
Doch alle Burgen ringsum sind geschleift
Und alle Warten, alle Thürm' gebrochen!

Mit hohlen Augen, wie aus off'nem Grab,
Grinst ihn der Tod an aus des Thales Schlunde,
Gebrochen ist des Adels Herrscherstab —
Er fühlt es tief und spricht mit stolzem Munde:

„Zum mächt'gen Riesen wuchs heran der Zwerg,
Die Ritter können ihn nicht mehr besiegen,
Die Landesherrlichkeit ist von dem Berg
Hinab zum Bauern in das Thal gestiegen.

Der Letzte bin ich und zum Tod bereit;
Allein der Feind soll meinen Leib nicht haben,
Mit ihm will ich die alte Ritterzeit,
Hinunterspringend in den Rhein, begraben!" —

So sprechend, stürzt im Harnisch er beherzt
Hinunter in die Tiefe vom Castelle,
Und über seinem Leichnam spielt und scherzt,
Aufschäumend im Triumph, des Stromes Welle.

Aber damit war die weitere Entwickelung der Sage nicht abgeschlossen. Der Raub der Jungfrau und der Kampf des untergehenden Adels mit dem um seine Freiheit kämpfenden Volke der Schweiz wurden zu einem Ganzen verbunden, und damit wurde eine neue künstlerische Ausbeutung des Stoffes ermöglicht. In diesem neuen Gewande würde die Erzählung etwa folgendermaßen lauten:

Eine vielleicht in irgend einem Grade leibeigene Tochter feiert im Thale von Domleschg die Hochzeit; sie bedurfte dazu die Erlaubniß ihres Grundherrn, weil das Verhältniß desselben zu ihren Nachkommen vorher festzustellen war. Die Sache scheint nicht ganz geordnet zu sein, und der Ritter hilft sich durch eine Gewaltthat, indem er die Braut raubt. Damit hat er wider sein Recht gehandelt und ist zum gemeinen Räuber geworden. Das im Krieg und Frieden an treues Zusammenhalten gewohnte Landvolk, zum weitaus größten Theil schon freie Leute, eilt, nachdem es sich rasch gesammelt, zur Burg hinauf und erstürmt sie. Der Ritter, keinen Ausweg findend, will sich mit der Geraubten in die tiefe Schlucht stürzen, aber das Mädchen wird ihm noch im letzten Augenblick entrissen, und er thut den entsetzlichen Sprung allein.

Das ist der Untergang des letzten Ritters von Hohen-Realta, wie ihn der berühmte schweizerische Maler E. Stückelberg, der schon durch seine Gemälde in der neuen Tells-Capelle unsern Lesern bekannt ist, in dem großartig aufgefaßten, unsere heutige Nummer schmückenden Bilde darstellt.

Mag nun diese Auffassung der wirklichen Geschichte des Domleschger Thales und des Cantons Graubünden nicht entsprechen, so bleibt ihr doch ein hoher historischer Werth erhalten. Der Schreckensruf „Tod den Tyrannen!" ist wohl in dieser Weise niemals in jenen Bergen zur Geltung gelangt. Eine unparteiische geschichtliche Forschung ergiebt vielmehr, daß zwar die Unklarheit der Rechte und Pflichten, sowie der kriegerische Zeitcharakter im Mittelalter da und dort gewaltsame Selbsthülfe hervorrufen mußten. Aber es war in Rhätien immer so gemeint, daß Jeder bei seinen Rechten und Diensten zu bleiben habe, nach altem Herkommen. Die Conflicte, hier „Stöße" genannt, führten allmählich zu vielen kleinen Bünden, in welchen alle Stände eines Gebietes zusammenschwuren und in welchen immer die Sicherung von Recht und Gerechtigkeit für Jedermann das Hauptziel war. Die kleinen

* Vergl. „Thusis und die Hinterrheinthäler". Von Ernst Lechner. Chur 1875.



Der letzte Ritter von Hohen-Rea

Nach dem Orig-



ürzt sich in den Abgrund der Via mala.

von E. Stückelberg.

Bünde verschmolzen später in drei große Bünde, und diese verbanden sich etwa im Jahre 1470 zu dem gemeinsamen Staate der „ewigen drei Bünde in Rhätien", welcher 1803 als Canton Graubünden der schweizerischen Eidgenossenschaft beitrat.

Aber vom allgemein geschichtlichen Standpunkte und gewissermaßen allegorisch aufgefaßt, predigt uns die gewaltige Composition Stückelberg's in beredter Sprache eine nicht abzuleugnende und wahre Thatsache.

Der an Gewaltstreiche gewöhnte Ritter ist der Vertreter des Mittelalters und steht hier dem für Rechte und Sicherheit zusammenhaltenden Landvolke gegenüber. Ihn und mit ihm gleichsam das Mittelalter läßt der Künstler durch ihre eigene Schuld auf großartige Weise untergehen, während das Volk sich selbst zu helfen weiß und durch sein Zusammenhalten und seine Bündnisse einer neuen, geregelten Staatsordnung entgegengeht.

St. v. Z.

Das Thermometer in der Familie.

Offener Brief an eine Mutter.



Täuscht mich mein Gedächtniß nicht, sehr geehrte Frau, so kamen Sie, als ich Ihr Kind vor etwa acht Tagen zum ersten Male einer plötzlichen fieberhaften Erkrankung wegen besuchte, mir mit den besorgten Worten entgegen: ‚Ich glaube, meine Kleine hat Fieber!' Und als ich, leider im Augenblicke kein Krankenthermometer bei mir führend, Sie fragte, ob Sie nicht im Besitze eines solchen seien, äußerten Sie: ‚Das kenne ich gar nicht; aber ich habe ein Badethermometer!' — Außer demselben brachten Sie, mit zitternder Hand, von Ihrem Schreibtisch noch ein auf einem kleinen Marmor-Obelisken befestigtes elegantes Stubenthermometer herbei. Beides konnte ich, zu Ihrem Befremden, für diesen Zweck nicht brauchen, allein nach annähernder Taxation des Fiebers und unter Berücksichtigung der übrigen Krankheitssymptome ließ sich immerhin eine treffende Diagnose stellen, und ich ordnete alles Nöthige an. Dabei sprach ich den Wunsch aus, Sie möchten sich ein gutes Krankenthermometer anschaffen, nannte Ihnen die Bezugsquelle und erklärte mich bereit, Sie im Gebrauche des Instrumentes zu unterweisen.

Wie Sie mir gegen Abend bereits das Thermometer zurecht gelegt hatten, mit Gelehrigkeit und Eifer meiner kurzen Erklärung lauschten und die Anwendung, sowie das Ablesen der Temperatur verfolgten, wie geschickt und genau Sie es dann zu den Ihnen angegebenen Stunden selbst wiederholten und den Befund notirten — mit Vergnügen erinnere ich mich, trotzdem es für Sie recht schwere Stunden am Krankenbette des eigenen Kindes waren, Ihrer Lehrzeit. Von Tag zu Tag wuchs Ihre Sicherheit. Klar entrollte sich Ihnen das Bild der allerdings ernsten Erkrankung: mit dem Gange der Fiebercurve schwankte zwar auch Ihr Herz mit zwischen Furcht und Hoffen, aber beides war nicht übertrieben, sondern durch die Erkenntniß in maßvollen Schranken gehalten. Es war an Stelle unbestimmter, in Extremen sich bewegender Gefühle die bestimmte ernste Ruhe der Beobachtung jeder Nüance des Krankheitsverlaufs, gewissermaßen das Verständniß für Ihre Aufgabe am Bettchen der kleinen Tochter gekommen. Wenn ich an die Pünktlichkeit denke, mit der Sie zur rechten Zeit, bei richtiger Fieberhöhe das abkühlende Bad genau nach Vorschrift bereiteten, wie sich an dies Verfolgen des Fiebers zugleich eine erhöhte Genauigkeit in Beachtung sonstiger Krankheitszeichen, ein richtigeres Handhaben der Diät und Pflege schloß — sagte ich mir: Jede Mutter ist doch, von Haus aus, das Muster einer Krankenpflegerin! Und als Sie mir zum ersten Mal freudestrahlend mit der stark herabgegangenen Temperaturcurve entgegenkamen (denn auch solche zu zeichnen hatten Sie rasch begriffen und Ihre Zeichenmappe längst bei Seite gelegt, um nur diese ernsten bedeutungsvollen Linien mit geübter Hand zu Papier zu bringen), da wußte ich, daß Sie für die Thermometrie gewonnen waren. ‚Dies war die Krisis! Nicht wahr?' flüsterten Sie an jenem Morgen und suchten in meinen Augen die Antwort zu lesen. Ich vertröstete Sie auf den Abend; und als dieser nur geringe Steigerung brachte, auch am andern Morgen die Temperatur mäßig blieb, während zugleich die kleine Patientin überhaupt offenbar wohler sich befand, waren Sie über Ihre neugewonnenen Kenntnisse der Krankenbeobachtung und der Krankenpflege seelenvergnügt, ja Sie wären am liebsten gleich selbst als Apostel dafür aufgetreten.

‚Wenn Sie mir für meine entfernt wohnende Schwester eine kurze Schilderung dessen geben könnten, was Sie mich persönlich gelehrt haben, ich wäre Ihnen ungemein dankbar. Sie hat ebenfalls kleine Kinder und von allen diesen so wichtigen Dingen so wenig Ahnung, wie ich sie hatte.'

Ihre Schwester, sehr geehrte Frau? Sagen Sie lieber, Ihre Schwestern, das heißt die meisten Frauen und Jungfrauen sind in gleicher Lage wie Sie.

‚Um so segensreicher würde hier eine Belehrung sein.'

Sie haben Recht und in kleinem Kreise suche ich täglich die Kenntniß der Thermometrie zu verbreiten, wodurch ich schon manchen Nutzen gestiftet zu haben glaube. — Jedoch über diesen Kreis hinaus reicht mein Wort nicht.

‚Aber das geschriebene Wort, von einem Weltblatte verbreitet über die fernsten Lande, bei Arm und Reich, zumal in das Haus, in die Familie getragen!'

Diesen Einwurf mußte ich gelten lassen, und ich versprach Ihnen einen offenen Brief über die Bedeutung des Thermometers in der Familie.

Sie sehen, daß ich mein Versprechen nicht vergessen habe. In der Sommerfrische, fern von meiner Wirkungsstätte, greife ich zur Feder und sende eine Art ‚Weltpostbrief', dessen Entstehung Sie am besten kennen, heim; dort wird er in der Presse seine Auferstehung feiern, und das geflügelte Rad wird dann das Weitere übernehmen. Von den Kinderstuben unserer Heimath bis nach denen der andern Halbkugel unserer Erde ist freilich ein weiter Weg, und verschieden sind die nationalen und geographischen Verhältnisse, Klima und Sitte, Lebensweise und Comfort. Aber

der menschliche Organismus unterliegt denselben Bedingungen und die liebevolle Mühe, ein Kind gesund zu erhalten, ist im Herzen dortiger Frauen nicht minder lebendig. Man spricht nur zu einer unbekannten, ungezählten Gemeinde, in einem unermeßlichen Auditorium, dessen gewölbte Decke der Sternenhimmel ist, und doch im Grunde nur zu des Kindes Mutter, zu der sorglichen Schwester desselben, zu seiner mütterlichen Freundin oder treuen Pflegerin — kurz zur ‚Frau'!

Soll ich eine sehr gelehrte Miene annehmen? Soll ich Ihnen eine systematische, gründliche Abhandlung schreiben? Nein! Erschrecken Sie nicht! Ich will lieber verständlich auch für die ‚Nicht-Aerztin' sein und mich noch rechtzeitig daran erinnern, daß die Gesundheits- und Krankenpflege volksthümliche Verbreitung finden müssen, wenn sie dem Volke nützen, in Fleisch und Blut desselben übergehen sollen. Allerdings ist, und zwar mit Recht, das Popularisiren theoretischer Wissenschaften bei Fachmännern verpönt, denn es erzeugt Verwirrung, Halbwissen, Selbstüberhebung. Hingegen ist es, wie jeder Vernünftige zugeben muß, Pflicht, die Kenntniß dessen zu verbreiten, was dazu dienen kann, das Erkranken zu verhüten, rechtzeitig zu erkennen und correct zu beobachten.

Vermeidet man dabei, zu sehr in's Einzelne zu gehen und den Laien zu selbstständigen Diagnosen bestimmter Krankheitsformen, zum eigenmächtigen Eingreifen zu verleiten — dann bleibt man in den Grenzen, welche eingehalten werden müssen, um die Erkenntniß nicht zu einem zweischneidigen Schwerte werden zu lassen.

Folgen Sie mir im Geiste in die Kinderstube eines wohlgeordneten Hausstandes. An einer schattigen Stelle vor dem Fenster ist ein Thermometer befestigt, und die sorgliche Mutter wirft des Morgens, ehe die größeren Kinder zur Schule gehen, die kleineren angekleidet werden, einen prüfenden Blick auf dasselbe. In Verbindung mit der Windrichtung, die sie nach dem Fluge des Rauches gegenüber befindlicher Schornsteine (gute Windfahnen mit feststehender Angabe der Himmelsgegend sind leider Seltenheiten) zu beurtheilen gelernt hat, weiß sie jetzt, daß ein Ostwind weht und daß heute nur 6° R. sind.

Sie kleidet die Kinder dem entsprechend, ermahnt das Eine, auf dem Schulwege den Mund hübsch zuzuhalten, und läßt das Andere, das etwas empfindlich ist, erst Mittags in's Freie, wo einige Grade mehr in der Luft sind. Im Hochsommer wird sie, wenn das Quecksilber schon Vormittags eine ungewöhnliche Höhe erreicht hat, die Kleinen, um sie vor Sonnenstich zu schützen, erst bei beginnender Abendkühle wieder hinauslassen. Tritt ein greller Temperaturwechsel ein — und ein solcher ist oft viel gefährlicher als anhaltend hohe oder niedere Temperatur — dann wird es ihr Auge noch eher gewahr als ihr Gefühl. Der treue Warner, das Thermometer, spricht eine stille, aber bestimmte Sprache, seine Zahlen reden, und wer sie beachtet, schützt sich, vor Allem aber die viel empfindlicheren Kinder, vor manchem Ungemach. Und nicht blos zu Haus, auch auf Reisen ist es ein guter Berather, zumal auf Bergen oder an der See, wo Wärme und Kälte oft unerwartet schnell sich ablösen.

Sehen wir uns jetzt in der Kinderstube um! Da hängt an der Wand das Badethermometer in seiner bekannten Holzhülse. Es ist jetzt gerade ‚außer Diensten', das heißt es versieht gegenwärtig — wie zum eigenen Vergnügen — die Stelle eines Stubenthermometers. Wir haben einen kalten Wintermorgen, das Thermometer verkündet uns, daß, nachdem das abendliche Feuer im Ofen längst erloschen, die normale Temperatur (15 bis 16° R.) bei weitem nicht mehr vorhanden ist. Die Zimmerluft ist 10 bis 11°, also für das Kleine dort in der Wiege zu empfindlich, selbst für das Größere mit seinem Katarrh. Rasch ‚etwas' heizen. Es giebt dienstbare Geister, zumal vom Lande, welche diesem ‚etwas' eine große Ausdehnung geben; ihre dicke Haut, ihr mangelhaftes Urtheil und ungeschultes Gefühl läßt sie nie dazu kommen, kalt, kühl, lau, warm und heiß richtig zu unterscheiden. Nach einer Stunde betritt die Mutter wieder den Raum. Sie glaubt ihren Augen nicht zu trauen. ‚Zwanzig Grad!' ruft sie aus und macht sich daran, den Fehler der Ueberheizung durch Oeffnen eines Nebenzimmers wieder auszugleichen.

Ein Kind hat kühle Händchen und Füßchen — die Mutter sieht, daß die Temperatur des Zimmers zu niedrig ist. Ein Kind hat Fieberhitze, und der Arzt hat kühles Verhalten angeordnet; eine kurze Beobachtung des Thermometers und die Mutter kühlt die von der Sonne schon zu sehr erwärmte Stube durch Sprengen, durch aufgehängte nasse Laken u. dergl. m. ab, schließt die Jalousien und erniedrigt die Temperatur um 2° R., eine Mühe, die sich rasch lohnt, indem das bis dahin unruhige Kind in einen sanften Schlummer sinkt. Bald ist es am Ofen zu heiß, am Fenster zu kalt — das Thermometer giebt zuverlässige Auskunft und lehrt, sich nicht mit unbestimmten Vorstellungen zu begnügen.

Jetzt naht die Badestunde. Das Thermometer wandert in die bereits halb gefüllte Badewanne, und während noch kaltes oder warmes Wasser zugegossen wird, bewegt man es, um die wärmeren und kälteren Partien des Wassers besser zu mischen, hin und her, zeitweilig den Stand des Quecksilbers beobachtend. Sie wissen, geehrte Frau, wie verschieden warm die Kinder zu baden gewöhnt sind oder von Jugend auf zu baden gewöhnt werden, wissen aber auch, daß man nicht über 28° R. hinausgeht, auch wohl für gewöhnlich nicht unter 26° R. abwärts. Diese Grenzen durch bloßes Schätzen mit dem Ellbogen (dem üblichen Thermometer mancher Kinderwärterinnen) oder mit der Hand zu bestimmen, ist wenig zuverlässig, ja kaum möglich.

Eine gewissenlose Kinderfrau, die vom Thermometer nichts verstand, soll auf die Frage, woran sie erkenne, ob das Bad zu heiß oder zu kalt sei, die Antwort gegeben haben: ‚Wird das Kind roth, so ist das Bad zu heiß, wird es blau, so ist das Bad zu kalt.'

Wenn das auch nur ein grausamer Scherz ist, so ist er doch aus dem Leben gegriffen.

Vor einer Reihe von Jahren starben in der Praxis einer bestimmten Hebamme einer ostdeutschen Stadt zahlreiche Kinder; sie erlagen einer Art Starrkrampf. Diese räthselhafte Epidemie wurde erst durch die Medicinalbehörde aufgeklärt, deren Nachforschung der Nachweis gelang, daß die Frau die Neugeborenen ohne Badethermometer, nach bloßer Abschätzung der Badewärme, viel zu heiß gebadet hatte.

Oft genug kommt in einzelnen Fällen Aehnliches vor. Zumal aber eignet sich nicht für jedes Kind ein und dieselbe Temperatur des Bades; ein blutarmes, schwächliches wird nicht so kühles Wasser vertragen, wie ein vollsaftiges, robustes Kind, dem dies wohlthuend und angenehm ist. Und wie sollte man die ärztlichen Verordnungen bezüglich der Badewärme, der abkühlenden Bäder bei Fieber befolgen, ohne die Grade genau abmessen zu können? Nur Zahlen sind hier maßgebend und beweisend, nur sie geben die Bürgschaft exacten Handelns.

Ich sehe Sie im Geiste verständnißinnig lächeln; denn jetzt taucht vor Ihnen die Erinnerung auf an die schweren, zum Glück nun gut verlaufenen Tage, in denen Sie sich so rasch die Fiebermessung angeeignet und mit dem Krankenthermometer vertraut gemacht haben. Dieses, ein feiner gearbeitetes Thermometer, ist nach Celsius in 100° (vom Null bis zum Siedepunkte) eingetheilt; da jedoch die Körpertemperatur, auf deren Messung es in diesem Falle nur ankommt, selbst in krankhaften Zuständen nicht unter 33,5° C. zu sinken und nicht über 42,0° C. zu steigen pflegt, so ist beim Krankenthermometer alles, was unter und über diesen Grenzen ist, im Grunde unnöthig. Deshalb sehen Sie eben gerade diesen Theil der Scala sorgfältig ausgeführt und jeden Grad noch in Zehntel eingetheilt. Denn bei Messungen von solcher Bedeutung kommt es auf Bruchtheile eines Grades an, die man entsprechend dem Stande der dünnen, feinen Quecksilbersäule entweder mit bloßem Auge oder mit einer Loupe ablesen muß.

Nicht jedes Krankenthermometer, welches man in einem Geschäft kauft, ist exact genug gearbeitet. Erkundigen Sie sich deshalb bei Ihrem Hausarzt nach einer Quelle besonders zuverlässiger Instrumente und lassen Sie, wenn Sie besonders sicher gehen wollen, das gewählte Thermometer noch controlliren. Das eine geht vielleicht $^{2}/_{10}$ Grad zu hoch, das andere $^{3}/_{10}$ zu tief, ein anderes bedarf in seiner oberen, das andere in seiner unteren Partie einer Correctur, die Sie sich dann auf das Glas mit einritzen lassen. Diese Differenz bei jedem Befund mit zu- oder abzurechnen, ist kinderleicht und giebt Ihren Beobachtungen den Werth größter Genauigkeit. Aber auch ohne diese Vorsichtsmaßregel wird es immer schon verdienstlich sein, ein Thermometer aus guter Werkstatt gut benutzen zu lernen, und das Instrument genügt (nach Jürgensen), wenn es bei wiederholter Messung der Achselhöhlentemperatur bei einer gesunden Person, eine Stunde nach dem Frühstück, ungefähr 37,0 zeigt.

Mit dem Thermometer vertraut, wird eine Mutter nicht mehr nöthig haben, zu sagen: „Ich glaube, mein Kind hat Fieber!“ An die Stelle des Vermuthens, des bangen Zweifelns, tritt das Wissen, die Bestimmtheit. Freilich läßt sich hier nicht das Wesen des Fiebers, die Lehre vom Wärmehaushalt des Körpers und seiner krankhaft erhöhten Wärmebildung erläutern; ich habe dies in einem mit vielen Abbildungen versehenen Werke ‚Das Kind und seine Pflege im gesunden und kranken Zustande‘, zweite Auflage (Leipzig, J. J. Weber) ausführlich, in Verbindung mit der Lehre von den Krankheitszeichen des Kindes und der Lehre von der Krankenpflege, erörtert. Sie wissen jedoch, und das muß hier genügen, daß der menschliche Körper eine Normal-Temperatur besitzt, die allerdings zwischen 35,5° und 37,5° C. schwankt, aber doch im Wesentlichen in diesen Grenzen bleibt. Auch dürfen Sie getrost, besonders beim Kinde, noch eine Temperatur von 36,0 und 38,0 als ziemlich normal betrachten, ohne sich Bedenken hinzugeben. Nur was darunter oder darüber ist, das ist als verdächtig anzusehen und ernster zu nehmen.

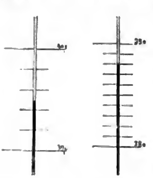
Nach aufwärts zu pflegt man ein Steigen bis 38,5 als ‚leichte Fieberbewegung‘, bis 39,5 als ‚mäßiges Fieber‘, bis 40,5 als ‚beträchtliches Fieber‘ zu bezeichnen. ‚Höchstes Fieber‘ ist ein Ansteigen der Körperwärme bis etwa 42,0. Sinkt andererseits die Temperatur bis auf 35,0, so ist dies ein ‚mäßiger Verfall‘. Ein Sinken bis auf 33,5° deutet auf ‚tiefen Verfall‘.

Daß über 42,0° der Körper die Fieberhitze kaum erträgt, unter 33,5 die Lebensenergie sinkt, werden Sie sich ohne Weiteres selbst sagen. Solche Extreme hält eben der Organismus nicht lange aus.

Machen wir nun die Probe und messen wir die Hautwärme des Kindes. Ist es noch klein, das heißt in den ersten Lebensjahren, so bietet die Achselhöhle noch zu wenig Raum für das Quecksilbergefäßchen des Thermometers. Sie legen deshalb das Kindchen auf die Seite, etwa wie Sie es vom Klystier-Geben schon gewöhnt sind, und führen, nachdem Sie das längliche, cylindrische Quecksilbergefäßchen (runde sind nicht empfehlenswerth) mit Mandelöl bestrichen haben, vorsichtig etwa 4 Centimeter weit in den Mastdarm ein. Freilich muß dieser erst von etwaigem Inhalt durch ein laues Wasserklystier befreit sein. Jetzt ist das Quecksilber, rings von Schleimhaut umgeben, im Innern des Körpers und Sie werden, da diese Messung deshalb ziemlich schnell und genau zu bewirken ist, nach 5 Minuten (nach der Uhr gesehen!) wohl kaum noch ein Steigen des Quecksilbers bemerken. Wenn Sie 2 oder 3 Mal in Zeiträumen von je einer halben Minute bestätigt finden, daß die Temperatur sich gleich bleibt, lesen Sie mit Sorgfalt die ganzen Grade und die kleinen Zehntelstriche ab, nehmen das Thermometer vorsichtig heraus und reinigen es sofort, um es dann, in seiner Holzhülse, wieder an einen sicheren Platz zu legen.

Den Befund notiren Sie, unter Angabe der Zeit der Messung, in ein Büchlein, nicht auf ein loses Blatt; z. B.: am 6. October früh 7 Uhr = 38,8.

Bei manchen Krankenthermometern sind die ganzen Grade blos in Fünftel, bei manchen in Zehntel eingetheilt. Ersteres geschieht nur, um das Ablesen zu erleichtern, weil das Auge durch 4 kleine Theilstriche nicht so leicht, wie durch 9, zu Irrthümern veranlaßt wird. Natürlich bedeuten bei einer Eintheilung in Fünftel die kleinen Striche nur die geraden Zehntel ($^2/_{10}$, $^4/_{10}$, $^6/_{10}$, $^8/_{10}$); die ungeraden Zehntel fehlen, doch können Sie dieselben ja ohne Schwierigkeit sich abzählen. Werfen Sie einen Blick auf beifolgendes vergrößert dargestelltes Stück einer solchen Thermometerscala! 39,1 würde sich zwischen 39,0 und dem ersten kleinen Strich, 39,3 zwischen dem ersten und zweiten Strich befinden. In diesem Falle ist das Quecksilber zwischen dem zweiten und dritten Strich stehen geblieben; Sie notiren also 39,5. Daneben sehen Sie ein Stück eines in Zehntel eingetheilten Krankenthermometers; hier zählen Sie einfach vom letzten ganzen Grad, also im vorliegenden Falle von 38,0 an, aufwärts; Sie zählen 8 Striche, notiren daher als das Ergebniß Ihrer Messung 38,8.



Sie sehen, die Sache ist sehr einfach. Sie fordert nur Geduld, Sorgfalt und ein etwas scharfes Auge, die bekannten Requisiten für jede exacte Beobachtung. Ungeduld, welche es nicht erwarten kann, den Befund abzulesen und das Thermometer herauszunehmen, ist eine schlechte Eigenschaft; denn meist ist der Zeitpunkt, in dem das Quecksilber zur Ruhe kommt, noch nicht erreicht und darum der Befund ungenau. Allerdings scheinen sich die vorgeschriebenen Minuten der erwartungsvoll gespannten Beobachterin endlos auszudehnen, und auch das Kind wird ab und zu unruhig, und man hat alle Mühe, es zu verhüten, daß es sich umherwälzt, das Thermometer abbricht oder sich zu sehr aufregt. Aber Ueberredung, gutes Festhalten und Selbstbeherrschung und nun sorgfältig genau ablesen! Denken Sie an diese Hauptbedingung, und, wenn es zu dunkel oder Ihr Auge nicht scharf genug ist, gilt es, ein Stümpfchen Licht und ein Vergrößerungsglas bereit halten, um gerade die dem Arzte erwünschten Zehntel gut zu erkennen.

Bei einem größeren Kinde (natürlich auch beim Erwachsenen) genügt das Einlegen des Thermometers in die am bequemsten zugängliche Achselhöhle, deren Haut man sorgsam abtrocknet. Beachten Sie hierbei nur, geehrte Frau, daß das Quecksilbergefäßchen überall von der Haut umgeben sei, nirgends von Luft oder Leibwäsche, und halten Sie 10 Minuten den Arm sanft gebeugt und angedrückt, während Sie die theilweise entblößte Brust leicht bedecken.

‚Zehn Minuten?‘ fragen Sie mich. Allerdings, meine sehr gelehrige Schülerin. Die äußere Haut ist stets, selbst wenn sie ‚im Fieber glüht‘, noch einige Zehntel kühler, als das Innere des Körpers; die an letzterer gefundene Temperatur ist also im Grunde nicht ganz der des Körpers entsprechend und die Mastdarm-Temperatur ein wenig genauer. Doch mögen Sie die Differenz ruhig vernachlässigen, wenn Sie nur die Achselhöhlen-Temperatur nicht eher ablesen, als bis das Thermometer einige Minuten lang gleichen Stand gezeigt hat; denn etwas Zeit ist hier zu Gewinnung eines sicheren Resultates nöthig.

Auch hier ist der Befund genau abzulesen, so lange das Thermometer noch in der Achsel liegt. Sie — als nunmehrige Kennerin — werden fast ungläubig lächeln, wenn ich Ihnen berichte, daß Neulinge zuweilen mit dem aus der Achselhöhle genommenen Thermometer erst nach dem Fenster gehen, um dort, bei besserem Lichte, den Quecksilberstand (der ja inzwischen schnell gesunken ist) abzulesen. Das dürfte man sich höchstens bei einem sogenannten Maximal-Thermometer erlauben, dessen Quecksilber in Folge einer sinnreichen Einrichtung fest auf dem höchsten Punkte stehen bleibt und noch nach Stunden das Ablesen ermöglicht. Für Ihren gewöhnlichen Gebrauch bedürfen Sie dieses etwas subtilen, leicht aus der Ordnung kommenden Instrumentes nicht.

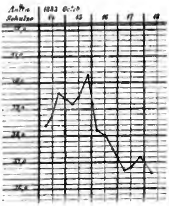
So messen Sie nun, wenn Ihnen Ihr Arzt keine anderen Zeiten vorgeschrieben hat, früh 7 Uhr, Mittags 1 Uhr, Abends 7 Uhr und so fort und notiren sich den Befund recht übersichtlich, stets unter Angabe des Datums. Der Tag der Fieberbeobachtung beginnt und endet mit den Glockenschlägen der Mitternacht, ganz wie der Tag, nach dem die Eisenbahnen rechnen. Die Frühmessung und Abendmessung sind es nun, auf die es hauptsächlich ankommt. Ist schon die Temperatur des gesunden Menschen nicht ganz feststehend, sondern früh einige Zehntel niedriger, als Abends, sodaß sie gewissermaßen eine leichte Wellenlinie darstellt, so ist dieser Unterschied bei Fieber viel greller, und es bleiben weder die Höhen der Morgen- noch die der Abendtemperatur sich gleich. Hebungen und Senkungen kommen, wenn man sich die gefundenen Temperaturen graphisch darstellt, in großer Mannigfaltigkeit, aber doch bei einzelnen Krankheiten in bestimmten Formen zum Vorschein. —

‚Graphisch darstellen! Bitte nicht so gelehrt, lieber Doctor!‘ höre ich Sie jetzt, und zur rechten Zeit, mich ermahnen. Und dennoch sind wir schon mitten in der Erklärung eines Begriffs, der Ihnen vielleicht auch noch nicht vorgestellt war: ‚Temperatur-Curve‘. Sie haben doch gewiß schon jene räthselhaften Wellenlinien in Veröffentlichungen der Meteorologen, der Statistiker ꝛc. gesehen, welche das, was in Zahlen gefunden wurde und erst Vorstellungen nöthig macht, bildlich, für das Auge sofort und viel klarer übersehbar darstellen. In ähnlicher Weise können Sie sich die mit dem Krankenthermometer gefundenen Zahlen auf ein

Gitterwerk übertragen, welches Sie ohne Schwierigkeit sich auf einem Blatte Querfolio mit Bleistift und Lineal selbst herstellen können, wenn Sie es nicht vorziehen, es sich in sauberer Herstellung fertig zu kaufen.* Sie nehmen schon Ihr halbvergessenes Zeichenmaterial hervor, und bereits liegt ein halbirter Bogen Schreibpapier vor Ihnen ausgebreitet! Nun denn, machen Sie sich die Temperaturtabelle selbst; das ist jedenfalls, wenn man sie erst kennen lernen will, nützlicher.

Sie werden auf dem beifolgenden stark verkleinerten Schema, das Ihnen als Vorlage dienen mag, sich leicht zurechtfinden.

Links sehen Sie in senkrechter Richtung das Abbild eines Theiles der Celsius-Scala, welche, damit man nicht durch zu viele Theilstriche irre wird, nur in Fünftel getheilt ist. Die ganzen Grade gehen als stärkere, die Theilstriche als dünnere horizontale Linien weiter. Ferner sehen Sie abwechselnd stärkere und dünnere senkrechte Linien. Die stärkeren bedeuten Mitternacht, die dünnen Mittag. Zwei stärkere Linien umschließen einen ganzen Krankheitstag. Die Morgenzeit wird also zwischen die starke und dünne Linie, die Abendzeit umgekehrt zwischen die dünne und starke Linie fallen.



Sie bemerken früh, daß ein Ihnen anvertrautes Kind mit Unwohlsein und etwas Hitze erwacht, und die Messung ergiebt Ihnen 38,4. Diesen Befund tragen Sie zunächst in Ihr Notizbuch ein und gleichzeitig markiren Sie ihn auf der Temperaturtabelle an richtiger Stelle (mit Tinte) durch einen Punkt. Mittag ein Uhr messen Sie wieder. Sie finden 38,8 und markiren sich auch dies. Ihre Hoffnung, daß Bettruhe und entsprechendes Verhalten diese offenbar erhöhte Temperatur wieder ausgleichen würde, hat sich nicht erfüllt; Sie finden Abends 39,6, und ein Blick auf die mit Lineal hergestellte Verbindung dieser drei durch Messung gefundenen Punkte zeigt Ihnen deutlich ein Ansteigen der Körperwärme. Sie werden nicht zögern, einen Arzt zu Rathe zu ziehen, und wenn Sie ihm lediglich diese Beobachtungen mittheilen, ohne sich ein Urtheil über die Deutung derselben zu erlauben, wird er von diesen objectiven Wahrnehmungen, die ihm die Diagnose sehr erleichtern können, angenehm berührt sein und sich freuen, wenn die Notizen gewissenhaft fortgesetzt werden. Das Entsetzliche für den Arzt sind nur die ihm von halbunterrichteten Müttern entgegengebrachten, natürlich meist falschen Diagnosen, die übertriebenen Aeußerungen mancher Frauen, ganz besonders bezüglich des Fiebers. Vergessen Sie darum nicht, daß selbst hohe Fiebersteigerung bei Kindern schnell vorübergehend und sehr bedeutungslos sein kann und daß zuweilen von geringfügigen Störungen gerade das Kind eine scheinbar stürmische Vermehrung der Körperwärme erfährt, die sich ebenso schnell wieder ausgleicht.

Im vorliegenden Falle finden Sie die kleine Patientin am anderen Morgen nicht fieberfrei; die Temperatur ist nur wenig gesunken; sie hat die Norm nicht erreicht. Ihr Arzt constatirt dies bei dem Morgenbesuche; er verordnet das Nöthige, und Sie haben ihm durch die vorherige Messung Zeit und Mühe gespart. Bis zum Abend ist die Temperatur noch höher gestiegen, bis auf 40,3. Jetzt hat der Arzt ein Bad von 26° R. angeordnet, das nach und nach durch Zugießen von kaltem Wasser bis auf 20° R. abgekühlt werden soll, worauf dann zum Schluß noch eine Uebergießung von 16° R. über Hinterkopf und Nacken des fieberhaft aufgeregten Kindes stattfinden sollte. Sie befolgen dies getreulich und sehen zu Ihrer Freude, wie die Temperatur alsbald und am andern Morgen dauernd wesentlich herabgegangen ist, wie sie — und das ist maßgebend — am Abend nicht wieder gestiegen, sondern zur Norm zurückgekehrt ist, um sich aldann nur noch in deren Grenzen zu bewegen.

Nicht immer verläuft ein Fieber so rasch und günstig, wie Sie es bei diesem ziemlich harmlosen Debut erlebt haben. Zuweilen bewegt es sich wochenlang in hohen Regionen und zeigt nur geringen, morgendlichen Abfall oder steile Thäler und Erhebungen. Manchmal fällt es in langsamen Stufen allmählich ab, manchmal sinkt es rasch bis zur Norm oder selbst unter dieselbe — das Bild der sprüchwörtlich gewordenen ‚Krisis‘.

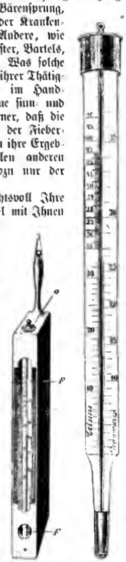
Diese Curve hat natürlich bei jeder fieberhaften Krankheit, wie Wechselfieber, Masern, Scharlach, Pocken, Lungenentzündung, Halsentzündungen etc., einen ziemlich gesetzmäßigen Verlauf, der aber bei jedem Menschen Verschiedenheiten darbietet. Aha! Jetzt sehe ich förmlich, wie Sie das Ohr spitzen — denn nun, denken Sie, kommt die Hauptsache! Jetzt werde ich lernen, wie ich aus der Temperaturcurve erkennen kann, welche Krankheit ich vor mir habe.

Leider muß ich so ungalant sein, Ihnen diesen Wunsch zu versagen. Der Laie soll nicht ‚mit dem Feuer spielen‘, das heißt: er soll nicht über das hinaus wollen, was ihm frommt. Ueberlassen Sie die Beurtheilung, die Deutung Ihrer Beobachtungen vertrauensvoll und bescheiden dem auf wissenschaftlichem Boden stehenden Arzt und bedenken Sie, welche Summe von Fleiß, welche Unzahl von Beobachtungen dazu gehört hat, ehe Kliniker und Aerzte wie Bärensprung, Traube und Wunderlich die Lehre von der Krankenthermometrie wissenschaftlich begründen, Andere, wie Ziemssen, Thomas, Jürgensen, Liebermeister, Bartels, Obernier, sie weiter ausbauen konnten. Was solche Fachmänner zum Theil als Hauptaufgabe ihrer Thätigkeit betrachteten, dies einem Nichtarzte im Handumdrehen beibringen zu wollen, wäre eine sinn- und zwecklose Profanation. Bedenken Sie ferner, daß die Wärmemessung ja nur ein kleiner Theil der Fieber- und Krankenbeobachtung ist und daß man ihre Ergebnisse nur im Zusammenhange mit allen anderen Symptomen richtig würdigen kann, wozu nur der Arzt befähigt ist.

Gewiß werden Sie darnach einsichtsvoll Ihre Hand davon lassen, ein gefährliches Spiel mit Ihnen nur halbverständlichen wissenschaftlichen Mitteln zu wagen.

Bleiben Sie bei der Uebung in der Technik der Thermometrie, in dem Gebrauche des Thermometers, und Sie werden schon sehr Vieles und sehr Ersprießliches leisten.

Der Wunsch, diese Kenntniß und Fertigkeit in immer weitere Kreise, zumal von Frauen, zu tragen, erfüllt wohl jeden Arzt. Was mich betrifft, so habe ich mich bemüht, dem Uebelstande, daß ein Krankenthermometer nach Celsius in so wenigen Familien vorhanden ist, meist nur ein Stuben- oder Badethermometer nach Réaumur, durch Angabe eines neuen Thermometers abzuhelfen, das, ohne theurer und größer als ein Krankenthermometer zu sein, doch zugleich für Luft-, Stuben- und Bademessung leicht verwendbar ist. Ich habe das kleine nützliche Instrument, das auf der ‚Hygiene-Ausstellung‘ zum ersten Male an die Oeffentlichkeit trat und das jeder geschickte Thermometerfabrikant herstellen kann (vorschriftsmäßig vorräthig ist es bei R. H. Paulcke in Leipzig), wegen seiner vielfachen Verwendbarkeit, die allen Zwecken der häuslichen Gesundheits- und Krankenpflege dient, ‚Universal-Thermometer‘ getauft, um dem Kinde einen Namen zu geben.



Universal-Thermometer.

Wollen Sie wissen, wie es aussieht und verwendet wird? Sehr gern! Beistehend eine bildliche Darstellung! Sie sehen zunächst ein Krankenthermometer vor sich, welches Sie auf den ersten Blick wohl nicht von dem üblichen unterscheiden werden. In Wirklichkeit besteht der Unterschied darin, daß die Quecksilbersäule, etwa von 34,0° C. aufwärts bis 43,0° C. dünner, darunter und darüber dicker ist. Dadurch rücken innerhalb dieser Grenzen die Grade aus einander und gestatten Eintheilung in Zehntel. 37,5° ist mit einem rothen, 36,5° mit einem blauen Strich markirt, da

* In Leipzig hat der Lithograph Fritzsche, Langestraße, solche Tabellen vorräthig.

diese beiden Zahlen die Grenzen der normalen Temperatur angeben.

Links von der Quecksilbersäule finden Sie die Eintheilung nach Celsius (für Krankenmessung), rechts die nach Réaumur (für Luft-, Stuben- und Badetemperatur noch immer die volksthümlichste Eintheilung) durchgeführt, letztere natürlich, wie immer üblich, nur in ganzen Graden. Durch die verschiedene Dicke der Quecksilbersäule wurde es erreicht, dem Thermometer, ohne es ungebührlich zu verlängern, die Verwendbarkeit für alle die erwähnten Zwecke zu ermöglichen und es so recht eigentlich zu einem Haus- und Familienthermometer zu machen. Wenn es Ihnen als Wasserthermometer dienen soll, brauchen Sie es nur von oben in die daneben abgebildete Holzhülse zu stecken, und das Badethermometer ist fertig. Dies wurde dadurch erleichtert, daß der sonst in der Mitte befindliche Griff der Holzhülse nach rückwärts verlegt wurde. Darnach ließ sich oben eine Oeffnung (o) zum Einsetzen des Thermometers anbringen, ohne daß Charniere oder Haken, die dann rosten, oder complicirte Schrauben oder Pflöcke, welche verquellen, nöthig geworden wären. Das Wasser umspült bequem das Thermometer (bei den Oeffnungen F F), und die aus einem Stücke Holz höchst einfach hergestellte Hülse dient, wenn sie nach dem Gebrauche abgetrocknet ist, wieder dazu, das Thermometer an der Wand aufzuhängen, wenn man die Temperatur der Außen- und Stubenluft bestimmen will. Als gute Hausfrau werden Sie nach dem Kostenpunkte fragen. Gewiß wird es Sie befriedigen, wenn Sie hören, daß dies eine Thermometer mit seiner Hülse, das 3 andere Thermometer ersetzt, nur halb so viel kostet, wie die letzteren, die man sich wohl unter 6 Mark nicht beschaffen könnte.

Also ein Hinderniß, das Thermometer immer weiter in Familienkreisen einzubürgern, die Kenntniß seines Werthes und seiner Anwendung zu verallgemeinern, besteht wahrlich nicht. Wollen Sie als Pionnier mit dafür wirken? Sie werden es nicht bereuen; bald werden Sie sich und Anderen dadurch Beruhigung, bald Gewißheit verschaffen. Sie werden sich überzeugen, daß da, wo Kinder im Hause sind, das Thermometer in den guten Tagen der Gesundheit ein treuer Freund, Warner und Berather, in den schlimmen Zeiten der Krankheit aber ein zuverlässiger Gehülfe ist, immer aber zu exacten Beobachtungen anleitet und das angeborene Talent der Frau zu sorgsamer Krankenpflege weckt. Sie werden sich selbst eine Genugthuung, dem Arzte eine wesentliche Unterstützung gewähren, wenn Sie im Thermometriren geübt sind.

Und nun zum Lebewohl den Wunsch: Möge es Ihnen erspart bleiben, in Sorgen und Kummer von der neuen, ernsten Kunst Gebrauch zu machen; möge aber, wenn Unvermeidliches an Sie herantritt, Ruhe, Sammlung und Fassung Ihnen nicht fehlen! — Jedoch bei Zeiten an's Werk, nicht erst im Augenblicke der Noth und Verlegenheit. Denken Sie an des alten Gellert Worte:

‚Im Unglück tern' an's Glück, im Glück an's Unglück denken.'

Und damit — Gott befohlen! Ihr sehr ergebener

Dr. L. Fürst."

Blätter und Blüthen.

Heinrich Heine's Buch der Lieder, illustrirt von Paul Thumann. In den ersten Tagen des Monats October erscheint das schon seit langer Zeit im Buchhandel angekündigte und von der deutschen Leserwelt gewiß mit großer Spannung erwartete Prachtwerk, in welchem der gefeierte Künstler Professor Paul Thumann die Lieder eines der volksthümlichsten Dichter Deutschlands durch seine genialen Compositionen unserem Verständnisse näher rückt. Wie nicht anders zu erwarten war, ist in den Thumann'schen Zeichnungen mehr die ideale Seite der Heine'schen Poesie zur Geltung gelangt, während die oft störende Ironie des Dichters von dem Maler gewissermaßen in den Hintergrund gedrängt wird. Das gereicht jedoch dem Werke keineswegs zum Nachtheile, hebt vielmehr seinen Werth bedeutend, da auf diese Weise das wahrhaft Schöne und Ideale dem Auge des Beschauers vorgeführt und jeder Mißton vermieden wird. Das neue, im Verlage von Adolf Titze in Leipzig erschienene Werk ist mit zwölf Lichtdruckbildern und hundert Text-Illustrationen geschmückt, und es reiht sich in vollendeter Weise den allbekannten Prachtausgaben Thumann's an, unter denen wir nur „Frauen Liebe und Leben" von Adalbert von Chamisso und „Amor und Psyche" von Robert Hamerling besonders hervorheben. Was das Werk bietet, davon zeugt das feinempfundene, unsere heutige Nummer schmückende Bild „Die Geisterinsel", welches nach einem der Lichtdrucke für die „Gartenlaube" in Holzschnitt ausgeführt wurde.

„Ein westfälischer Dichter" — so wurde Levin Schücking im Jahrgang 1862 der „Gartenlaube" bezeichnet, als dieselbe ihn dem großen Leserkreis, den er schon damals für sich gewonnen hatte, in Bild und Wort vorstellte. Seit 1858, wo er mit seiner Erzählung „Der gefangene Dichter" in der „Gartenlaube" auftrat, ist er derselben ein treuer und stets beliebter und geehrter Mitarbeiter gewesen, ja, er ist es über das Grab hinaus geblieben, denn eine noch ungedruckte Novelle von ihm wird nun, nachdem er uns am 31. August durch den Tod entrissen worden ist, als letzte Gabe seines Geistes sein Gedächtniß bei unseren Lesern neu beleben und dankbar ehren.

Bernhard Levin Schücking kann ein Kind des Glücks unter den deutschen Dichtern genannt werden. Die Poesie in den liebsten und liebenswürdigsten Gestalten stand an seiner Wiege, geleitete ihn durch Kindheit und Jugend, führte ihn, als die Sorglosigkeit, die ihm bisher das Dasein erhellt, plötzlich schwand, in neue freundliche Umgebung, bis der Mann in voller Selbstständigkeit am eigenen Herde ganz und frei dem dankbaren Dienst seiner Beschützerin, Führerin und Göttin leben konnte. So wohl wird es nur selten den „Pflügern mit dem Geist". Und nachdem er die große Zeit des Vaterlandes, die auch er, der treue Patriot, mit herbei gesehnt und geführt, stolz und froh mit erlebt hatte, starb er in den Armen seiner Lieben, beweint nicht blos von diesen, sondern betrauert von allen Gebildeten seiner Nation. Auf sein Grab kann man mit Recht neben den Eichen- und Lorbeerkranz einen Rosenkranz legen.

Schücking's Familie hatte sich schon mehrere Generationen aufwärts durch geistvolle Männer und Schriftsteller hervorgethan. Sein Vater war hannöverischer Amtmann, eine jetzt verschwundene Stellung, die an Macht und Ansehen der eines französischen Präfecten gleichkam. Er „residirte" in dem fürstbischöflichen Schlosse Clemenswerth und stand mit dem umwohnenden Adel in geselligem Verkehr und gleichem Ansehen, sodaß sein Sohn in Folge dieser Verbindungen den westfälischen Adelsnamen „Levin" in der Taufe erhalten konnte. Auch liebte und übte er die schönen Künste und Wissenschaften, und da Levin's Mutter, Katharina, eine hochgebildete Dame und zu ihrer Zeit sogar eine gefeierte Dichterin war, so wuchs der Knabe und der Jüngling in einer Atmosphäre auf, in welcher das angeborene Talent gedeihen mußte.

Elise von Hohenhausen war es, die uns („Gartenlaube" 1868, Nr. 43) einen klaren Einblick in das rührend schöne Verhältniß eröffnete, in welchem Levin zu der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff stand. Levin's Mutter wird von derselben als eine „ausgezeichnete Persönlichkeit voll Schönheit, Anmuth und hoher Weiblichkeit" geschildert, „eine einsame Blume der Haide", die mit den reichen Blüthen ihrer Poesie nur ihre Umgebung erfreuen, unter den damaligen Verhältnissen aber nicht zu weiter oder gar allgemeiner Anerkennung gelangen konnte.

Diese auch in ihrer Lebensstellung hervorragende Frau wurde für das junge Dichterherz Annette's der Gegenstand einer Verehrung, welche zu einem innigen Freundschaftsbunde zwischen Beiden führte. Als Katharina's Sohn, Levin, den sie am 6. September 1814 geboren hatte, zum ersten Mal das Elternhaus verlassen mußte, um in Münster das Gymnasium zu besuchen, gab sie ihm einen Empfehlungsbrief an Annette mit, die damals auf ihrem väterlichen Rittergute Hülshoff wohnte. Das schon herangewachsene Fräulein empfing den jungen Menschen fast mit derselben Befangenheit, mit welcher dieser vor ihr stand, und die landesüblichen gegenseitigen Höflichkeiten waren damals das einzige Ergebniß dieser Sendung. Levin bezog später die Universitäten in Heidelberg und München und lebte von dem stattlichen väterlichen Wechsel ein flottes Studentenleben, in welchem dem Jus, seinem Brodstudium, gerade nicht überviel Zeit gewidmet, dagegen die Pflege der schönen Künste und Literatur fröhlich geübt wurde. Da traf die Familie der schwerste Schlag, der sie treffen konnte: Levin's Mutter starb, und mit ihr ging der Segen des Hauses zu Grunde. Trotz des gewohnten großen Aufwandes war sie stets im Stande gewesen, durch strenge Ordnung das Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe aufrecht zu erhalten. Diese wirthschaftliche Fähigkeit entbehrte Levin's Vater, und so ging der Hausstand in kurzer Zeit reißend rückwärts, denn eine zweite Frau konnte weder den Kindern die Mutter ersetzen, noch den Ruin des Hauses aufhalten. Ein Bankerott brachte den Amtmann um Stellung und Vermögen, und der Sohn stand nun verarmt am Ende seiner Studienzeit.

Die allgemeine Theilnahme, welche dieses Mißgeschick der hoch geachteten Familie in ganz Westfalen erregte, erinnerte auch die Dichterin Annette wieder an den empfohlenen Sohn ihrer Freundin, und die Ausübung wahrer Freundespflicht wurde nun ihr Trost bei dem schweren Verlust. Sie machte es ihm möglich, seine Studien zu vollenden, und mit eisernem Fleiß brachte es Levin bald so weit, daß er sich zum Staatsexamen melden konnte. Aber nun trat ihm der ehemalige Reichthum Deutschlands an Vaterländern hemmend in den Weg. Denn da Levin in Hannover, wo man gegen seinen Vater so hart verfahren war und das damals durch das Schicksal der sieben Göttinger Professoren in absonderlichem Rufe stand, kein Staatsamt begehrte, meldete er sich zum Examen in Münster, das ja 1815 wieder an Preußen gekommen war. Dort aber wollte man ihn nicht als Preußen anerkennen und wies ihn zurück.

Und wieder war es die Freundin seiner Mutter, welche dem Zurückgestoßenen die hülfreiche Hand reichte. Ihre Schwester war die (dritte) Gemahlin des alten Freiherrn Joseph von Laßberg auf der Meersburg am Bodensee geworden. Dieser originelle alte Herr, dessen Bildniß den Artikel (1868, S. 685) schmückt, auf den wir uns hier beziehen, hatte auch die poetische Schwester seiner Gattin zu sich genommen, und da er als Gemahl der Fürstin von Fürstenberg in der Lage gewesen war, seinem Sammeleifer nach Herzenslust zu fröhnen, und auf seinem Schlosse Eppis-

Aus Heine's „Buch der Lieder".

Illustrirt von Prof. Paul Thumann.

Die Geisterinsel.



Mein Liebchen, wir saßen beisammen
Traulich im leichten Kahn;
Die Luft war still und wir schwammen
Auf weiter Wasserbahn.

Die Geisterinsel, die schöne,
Lag dämmernd im Mondenglanz;
Dort klangen liebe Töne,
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber
Und wogt' es hin und her.
Wir aber schwammen vorüber
Trostlos auf weitem Meer.

hausen ein höchst werthvolles Museum von Manuscripten, darunter der älteste Nibelungen-Codex, Büchern und Kunstschätzen aller Art anzulegen, das er nun nach der Meersburg hatte schaffen lassen, so kam ihm natürlich der Vorschlag seiner Schwägerin, einen jungen gelehrten Dichter zur Ordnung dieser Schätze zu berufen, ganz gelegen. Dieser junge Dichter war Levin Schücking. Die köstliche Zeit, die er in dieser romantisch-poetischen Umgebung in einem Paradiese Deutschlands verlebte, hat er selbst oft warm und farbenreich geschildert, besonders in seinem „Lebensbild der Annette von Droste“.

Wenn man weiß, daß die gastfreie Burg am Bodensee eine Wallfahrtsstätte bevorzugter Geister war, daß Männer wie Uhland, Heinrich von Wessenberg, die Brüder Grimm, Görres, Gustav Schwab, Pfeiffer, Schott, Pertz, Reinh. Köstlin etc., Leute aus dem Rheinland, aus Schwaben, Franken, der Schweiz und Oesterreich dort Stammgäste waren, so kann man sich ein Bild von dem Leben und Treiben auf der Meersburg zusammensetzen, und vor Allem von dem Fleiße im Museum, dessen merkwürdigstes Stück der alte „Meister Sepp von Eppishausen“, wie er sich gern nannte, offenbar selbst gewesen ist.

Schücking schied von der Meersburg im Frühjahre 1842, um zu Ellingen in Franken, der Residenz des Fürsten Wrede, die Studien der Söhne desselben zu leiten. Später begleitete er den Fürsten in seine Sommerresidenz Mondsee in Oesterreich ob der Enns, wo er seinen ersten Roman „Ein Schloß am Meere“ schrieb und die Freiin Louise von Gall kennen lernte, die er im October 1843 als seine Gemahlin heimführte. Auch sie war eine dichterische Natur, nach Geist und Herz ihrem Manne innigst verwandt. Leider starb sie schon im Jahre 1855, und dem trauernden Gatten blieb nur der Trost, ihr mit ihrem eigenen Buche „Frauenleben“ ein dauerndes Denkmal setzen zu können.

Das schriftstellerische Leben Schücking's war nur in seinen ersten Ehejahren ein bewegtes, solange noch der Dichter und der Journalist in ihm um den Vorrang stritten. Im Jahre 1844 bewog ihn die Einladung der Redaction der „Allgemeinen Zeitung“ zur Uebersiedelung nach Augsburg. Hier nahm seine Pflichtarbeit ihn nicht so in Anspruch, daß er nicht noch Muße gefunden hätte zur Schöpfung eines neuen Romans „Die Ritterbürtigen“. In diesem Werke offenbart sich bereits eine innere Wandelung durch die Einflüsse des äußeren Lebens: die realistische Auffassung gewinnt über die ehedem vorherrschend romantische Richtung den Sieg. Der Klang seines Namens wurde in immer weiteren Wellenkreisen über Deutschland getragen. Daher geschah es, daß er nach einer Badecur in Ostende und während einer Rheinreise im Sommer 1845 von der damals neu organisirten Redaction der „Kölnischen Zeitung“ den Antrag erhielt, die Leitung des Feuilletons derselben zu übernehmen. Der Rhein und die Nähe Westfalens zogen mit gleichen Kräften an ihm, und so ging er nun nach Köln. Vorher hatte er bei Cotta einen Band „Gedichte“ drucken lassen.

Auch hier theilte sich seine Thätigkeit in die des journalistischen Berufs und des poetischen Schaffens. Je mehr aber die letztere durch die erste beengt und gestört wurde, desto mehr mußte die Sehnsucht nach Abschüttelung des Zwangs wachsen.

Und so sehen wir ihn, nachdem er sich auf einer italienischen Reise neue Kräfte und Anschauungen geholt, auch von Köln scheiden. Im Jahre 1852 wärmte er den Herd auf seinem eigenen Boden, indem er sich auf seinem Gute Sassenberg bei Warendorf im Münsterlande für immer niederließ.

Was er von da an geschaffen, gehört zu den besten und gediegensten Werken, von denen nicht wenige sicher sind, von den Sturmfluthen der Romanliteratur nicht hinweggeschwemmt zu werden. Unsere Leser erlassen uns die Aufzählung der einzelnen Zeugnisse seiner rastlosen Thätigkeit, welche sich der Lyrik und dem Drama, vor Allem aber dem Roman widmete; sie haben die Meisterschaft des Erzählers durch dessen Beiträge zu unserer Zeitschrift kennen gelernt und längst sich selbst ihr Urtheil über dieselbe gebildet. Was aber unser aller Mitarbeiter Schmidt-Weißenfels an den Schluß seines Lebensbildes von Levin Schücking setzte, das wollen wir hier wiederholen. „Die Schücking'schen Romane,“ sagt er, „bieten in volksthümlichen Sittenschilderungen, welche selbst mit Hülfe archivalischen Details gegeben werden, das Beste, was wir in dieser Art besitzen. Die ruhige Behaglichkeit der Erzählung, welche an Walter Scott mahnt, die Natürlichkeit der Conflicte und ihrer Auflösungen, die vielfach locale Färbung des Dialogs, der anmuthige Herzenshumor, der oft aus dem Dichter spricht — alle diese Eigenschaften erhöhen in den Romanen Levin Schücking's die harmonische Grundstimmung. Die Phrase, die Raffinerie der Erfindungen, die künstliche Mache der Mode ist in ihnen nicht vertreten, wohl aber die feine Sinnigkeit, das frische Talent, deutscher Geist und deutsche Herzlichkeit, welche aus der Geschichte des echten, charaktervollen Volkslebens unseres Vaterlandes kostbare Gemälde zu schaffen wissen.“

Das Buch dieses Geistes und Herzens ist geschlossen. Wieder einer der treuen Alten ist heimgegangen. Immer kürzer wird die Reihe jener Zeit-, Kampf- und Strebensgenossen. Und wer dieser kurzen Reihe angehört, dem legt sich, wie Einer um den Anderen von hinnen scheidet, Flor um Flor um's Herz und im Ohre summt das leise Wort:

„Warte nur, balde
Ruhest du auch.“

Fr. Hfm.

Juwelgruß*

an Deitschlands allverehrden Gunst- un Maler Meester
den Herrn
Professer Dr. Adrian Ludwig Richter
in Loschwitz bei Dräsen.
Ze seinen achzigsten Geburtsdage,
d. 28. Sept. 1883,
ehrforchtsvoll dargebracht
von äunen alden Leibz'ger.

'S war in der Resedensstadt Dräsen
Vor grade achzig Jahr'n gewesen,
Da steckt' ä junger Springinsfeld
Sei Schniffelnäschen in de Welt.
Un gaum, daß er ä Weilchen nu
Se ahnjeguckt mit Seelenruh
Von rechts un links, von om un unden
Un diese Welt gans hibsch befunden,
Da kriegt' er iwwer all den Gucken
In Fingeen so ä närr'sches Jucken:
„Fix,“ rief er, „gebt ä Bleistift mir —
Ich bringe alles ze Babier!“ —
Un siehe da, gesagt, gedhan,
Mei Ludwig fänglt ze malen ahn.
Un Dorf un Stadt, un Berg un Thal
Un Sonnenschein un Wedderstrahl
Un Boom un Bach un Feld un Flur
Malt er von jetzt in eener Dur.
Un was in Lifden zibbelzabbelt,
Was iwwer'sch Gras hin kribbelkrabbelt,
Un was de huppst un was de springlt
Un was de biepst un was de singlt,
Was surrt un gurrt, was schwirrt un summt,
Was quietscht un fietscht, was brillt un brummt,
Un was de krächzt un was de grunst,
Das fällt zer Beide seiner Gunst.
Doch Mägd- und Knäblein, Weib- un Männichen
Malt eegal er dorch acht Dezennichen —
Gorz, schließlich fragt ä jeder sich:
Was malt denn dieser Ludwig nich?
— Denn wenn (wie manchmal jetzt 's Gerede)
De Welt ämal erfrieren dheede,
Indem de Sonne streikt' un spreeche:
Mei Gohlenvorrath geht zer Neege —
Un 's fiel (denn wie gaun's andersch sein?)
Den liewen Gott hernachens ein:
Das bischen Welt war doch recht scheen,
Ich will noch 'mal an's Schaffen gehn! —
Un wenn er dann nich gleich am Ende
De alden Schepfungkspläne fände —
Was meent ihr wohl, was er da machde?
Er winkde seinen Betrus sachde:
„Freind,“ sprech er, „geh ämal ä Gangl
In unsern Gunst- un Biecherschrankl
Un hole fix ämal von da
Mir Ludwig Richter'sch Obern!“ —
Bald dheet' uf seinen Schooß de Mabben
Er schmunzelnd auseinander klabben
Und schief de neie alde Welt,
Wie Richter'sch Blei se dargestellt.
Dann refidirt' er Stick fer Stick
Das All mit seinen Schepferblick
Un spreeche froh un wohlgemuth:
„Ich wußt' es, das Rezept is gut!“

Edwin Bormann.

* Unter den vielen Glückwünschen, welche dem Jubilar zu seinem 80. Geburtstage eingesandt worden, befindet sich auch der obige „Juwelgruß“, den wir seiner gelungenen Form und originellen Auffassung wegen gern als eine Probe unserer Dialektdichtung nachträglich veröffentlichen.

Kleiner Briefkasten.

K. L. in Osnabrück. Das dramatische Luther-Festspiel, welches in Jena aufgeführt werden soll, ist von Otto Devrient gedichtet worden. Die Aufführungen finden zunächst am Sonnabend, den 13., und Sonntag, den 14. October, statt, werden an den gleichen Tagen der folgenden Wochen fortgesetzt und am 10. und 11. November geschlossen werden.

B. G. in Berlin. Nach dem soeben von Dr. F. Schneider herausgegebenen „Jahresbericht für 1882 über die auf Selbsthülfe gegründeten deutschen Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften“ (Leipzig, Julius Klinkhardt, 1883) beträgt die Gesammtzahl dieser Vereine im deutschen Reich 3550. Ihnen gehören rund 1,100,000 bis 1,200,000 Mitglieder an, und ihre geschäftlichen Leistungen kann man auf einen Umsatz von mehr als 2000 Millionen Mark veranschlagen.

Inhalt: Die Braut in Trauer. Erzählung von Ernst Wichert. S. 641. — Im Kampf um's Recht. Ein Zeitbild aus Siebenbürgen. S. 644. Mit Portraits. S. 645. — In den Schlössern der Maria Stuart. Von Wilhelm Hasbach. Mit Illustrationen auf S. 648 u. 649. — Der Letzte von Hohen-Realta. Von St. v. J. S. 650. Mit Illustration von E. Stückelberg. S. 652 u. 653. — Das Thermometer in der Familie. Offener Brief an eine Mutter. Von Dr. L. Fürst. S. 654. Mit Abbildungen. — Die Geisterinsel. Gedicht von Heinrich Heine. Mit Illustration von Paul Thumann. S. 659. — Blätter und Blüthen: Heinrich Heine's Buch der Lieder, illustrirt von Paul Thumann. Ein westfälischer Dichter. S. 658. — Juwelgruß. Gedicht von Edwin Bormann. — Kleiner Briefkasten. S. 660.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 41. 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Die Braut in Trauer.

Erzählung von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Onkel Grün wischte sich mit seinem rothen Taschentuche über die Augen.

„Von etwas Anderem!“ knurrte er. „Ja, womit unterhalte ich Dich denn, Lenchen? Von rechtswegen solltest Du mir die Neuigkeiten zutragen. Aber da fällt mir ein …“ Er öffnete einen kleinen Wandschrank und nahm einen Brief heraus. „Willst Du einmal lesen?“

„Von wem?“

„Von meinem Sohn, Lenchen.“

„Von Walter …“

Sie schien zu zögern.

„Lies nur, es sind keine Geheimnisse darin. Und über die gute Nachricht wirst Du Dich auch freuen, wenn Du dem Vetter Grün auch nicht sonderlich grün gewesen bist.“

Er lachte herzlich über das billige Wortspiel und schob ihr den Brief in die Hand. Dann konnte er aber doch nicht abwarten, bis sie ihn zu Ende gelesen hatte, obschon er inzwischen seine Taschenuhr mit den Wanduhren verglich und einige Zeiger stellte. „Das Beste steht zuletzt,“ rief er, „er hat nach glänzend bestandenem Examen hier eine Stelle am Gymnasium angenommen, kommt wieder zu seinem alten Vater zurück. Nun, sein Stübchen soll er in Ordnung finden.“

„Das wird Dir lieb sein,“ sagte Helene ohne sonderliche Bewegung. „Wie lange war Walter fort?“

„Fast drei Jahre,“ antwortete der Alte. „Er war ja noch Student, als er ging. Ganz richtig! Er wollte durchaus fort, als Du Dich mit Robert Berghen verlobt hattest. Er hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, daß Du das Seminar durchmachen und Gouvernante werden solltest.“

Helene erröthete leicht.

„Er quälte mich wirklich ein bischen mit seinen pedantischen Grillen,“ sagte sie. „Ich konnte es ihm in nichts recht machen.“

„Seine Beweise von Zärtlichkeit waren freilich etwas bärenmäßig.“

„O! Er hatte sein grausames Vergnügen daran, mir fortwährend die Wahrheit zu sagen.“

Onkel Grün blinzelte mit den freundlichen Augen.

„Zu schulmeistern wird er jetzt nichts mehr finden.“

„Glaube das doch nicht, Onkelchen. Leute seiner Art können es nicht lassen. Und jetzt ist gewiß an mir noch viel mehr auszusetzen, als damals. Wenn Du schon mit mir nicht zufrieden bist …“

„O, o! Das ist etwas anderes.“

„Nein, nein! Walter mit seinen scharfen Augen wird noch viel tiefer sehen — oder zu sehen meinen. Er wird alles an mir unnatürlich, verschroben, unehrlich finden. Auf die Umstände Rücksicht zu nehmen, war er niemals geneigt. Weißt Du — ich fürchte mich recht vor ihm.“

„Aber Lenchen!“

„Du kannst mir das nicht so nachempfinden, Onkel,“ fuhr sie eifrig fort. „Recht habe ich doch. Und wenn er gar kein Wort sprechen würde, ich könnte ihm von den Augen ablesen, was er dächte.“

Der alte Herr schüttelte den Kopf und sah dabei schon ein wenig verdrießlich aus, obgleich der Mund das freundliche Lächeln festzuhalten suchte. „Da thust Du ihm gewiß zu viel,“ sagte er. „Du steckst voll Einbildungen, Kind.“

„So!“ entgegnete Helene in schmollendem Ton und zugleich weinerlich, „ist das auch Einbildung, daß er mir damals, als er wegging, offen herausgesagt hat …“ Sie stockte.

„Nun, was hat er Dir gesagt, Lenchen?“

„Es war eigentlich recht abscheulich. Er hat mir gesagt, er glaube gar nicht daran, daß ich Robert Berghen liebe. Das Wort hat mich tief gekränkt, Onkel, und ich kann's ihm gar nicht verzeihen.“

„Lenchen!“

„Nein, nein! Es sollte mich vor mir selbst recht in den Staub hinabdrücken. Etwas Kränkenderes konnte mir gar nicht gesagt werden. Ich hätte gern davon geschwiegen, wie ich bis jetzt geschwiegen habe. Aber da Walter nun zurückkommt — und es Dir doch auffallen müßte, wenn unser Verkehr nicht so freundschaftlich ist, wie es sich für Verwandte schickt — und weil Du mir dabei eine Schuld beimessen könntest, von welcher ich mich frei weiß, darum habe ich gesprochen, Onkel. Aber es ist nur für Dich. Walter erfährt nichts davon, daß ich geplaudert habe — hörst Du? Das würde mich bei ihm in noch schlechteres Licht setzen.“

„Auf meine Verschwiegenheit kannst Du rechnen,“ versicherte er. „Aber es thut mir doch aufrichtig leid …“

Sie schloß ihm den Mund mit einem Kuß.

„Sorgen brauchst Du Dir deshalb gar nicht zu machen,“ sagte sie. „Aber damit er nicht wieder etwas äußert, was mich verletzen muß — über meine schwarzen Kleider etwa — erkläre ihm das alles, Onkelchen, recht aus meiner Lage heraus, und übernimm gegen ihn meine Vertheidigung, auch wenn Du ihm lieber zum Munde reden möchtest. Es wird sich dann schon nach

und nach verbluten. Und nun lebe wohl! Man wird zu Hause auf mich warten. Ich sehe bald wieder nach, wie Dir's geht. Bis Walter kommt, dauert es ja auch noch eine Weile. Und nicht wahr, Du bist mir nicht böse, daß ich ihn verklagt habe? Ich wollte ihn auch gar nicht verklagen. Deinen Sohn! Wie könntest Du das denken! — Ach Gott, nun ist mir wieder recht schwer zu Muth. Aber es wird vorübergehen. Ade, Onkel Benjamin."

Sie küßte seine Stirn und sein graues Haar, wischte eine Thräne von der Wange fort und verließ das Zimmer, ehe er ein Wort des Abschiedes sagen konnte.

Die Uhren tickten ruhig weiter.

3.

Helene Grün war die einzige Tochter des verstorbenen Kaufmanns Emil Ferdinand Grün, dessen Name einmal an der Börse den hellsten Klang hatte. Er besaß eines der ersten Getreidegeschäfte in dieser Stadt, deren Wohlstand vornehmlich auf dem Getreidehandel basirt. Eine schwere Krankheit, in die er nach dem frühen Tode seiner geliebten Frau gefallen war, hinterließ bei ihm eine Reizbarkeit der Nerven, die den sonst so soliden Kaufmann zu waghalsigen Speculationen trieb und schließlich in der Gefahr um alle ruhige Ueberlegung brachte. Seine Gegner benutzten die Nothlage. Er machte Bankerott. Für sein einziges Kind konnte er nichts retten. Das zehrte an seinem Herzen; der Concurs war noch im Gange, als er sich auf's Krankenbett legte und nach schweren Leiden starb. Es hieß, er habe keine Nahrung angenommen und dadurch sein Ende beschleunigt.

Helene war damals erst sechszehn Jahre alt. Sie hatte von den Sorgen des Vaters, von der Gefahr, in der er die letzte Zeit schwebte, keine Ahnung gehabt, ihr junges Leben in vollen Zügen genossen. Plötzlich mußte sie erfahren, daß sie ganz arm sei, und bald darauf der Leiche des theuersten Menschen folgen.

Der Onkel Benjamin Grün hatte sich ihrer angenommen. Die Vettern standen nicht sonderlich mit einander. Der Kaufmann fürchtete, durch häufigere und freundschaftliche Besuche zu beschweren, der Handwerker zu geniren. Keinem Theil fehlte es an Wohlwollen, aber die Lebensbedingungen und wohl auch die Charaktere waren zu verschieden. Nun gab es für Onkel Benjamin keine andere Rücksicht, als die auf das gute Herz. So sehr er sich einschränken mußte, um das verwöhnte junge Dämchen bei sich aufnehmen zu können, keinen Augenblick hatte er doch geschwankt. Selbst das Opfer hatte er nicht gescheut, seinen Sohn, den Studenten, auszuquartieren.

Helene zeigte den besten Willen, sich in ihre Lage zu schicken. Sie sah ein, daß sie dem guten Onkel nicht für ungemessene Zeit zur Last fallen dürfe. Es stellte sich bald heraus, daß sie im väterlichen Hause vielerlei gelernt hatte, aber das Wenigste so planmäßig und gründlich, daß sie davon praktischen Nutzen ziehen konnte. Dessen wurde sie sich erst bewußt, als Walter sie examinirte. Es war das ihr eigener Wunsch gewesen; nun aber fühlte sie sich leicht verletzt, wenn sie schlecht bestand. Sie glaubte zu bemerken, daß er ein grausames Vergnügen dabei empfand, die Blößen ihres Wissens aufzudecken, um sich in seiner Ueberlegenheit zu zeigen, oder gar mit seinen Schulkenntnissen vor ihr zu glänzen. Er fing's wirklich nicht sonderlich geschickt an, sich ihr Vertrauen zu gewinnen. Es war seine Art, überall die Dinge in ihrem ganzen Ernst zu nehmen und so wenig sich selbst als Andern Concessionen zu machen. Auch als sie dann das Seminar besuchte, um sich zu einer Stellung als Lehrerin vorzubereiten, hatte er fortwährend an ihrer Beschäftigungsweise zu kritteln. Manchmal wieder war er wunderlich sentimental, saß schweigsam ihr gegenüber, sah sie verwundert an und seufzte, als ob ihn ein tiefes Leid drückte; oder er philosophirte weltschmerzlich und erklärte unverstanden zu bleiben. Dann wußte Helene gar nicht, was sie aus dem Vetter machen sollte. Suchte sie seine finstere Stimmung fortzunecken, so schien er jedesmal tief gekränkt; auf ernste Fragen, was ihn bekümmere, antwortete er aber in räthselhaften Wendungen. So fühlte sie sich in seiner Gegenwart immer bedrückt und unfrei. Nur mit Mühe konnte sie den Argwohn abwehren, daß er sie nicht möge, weil sie ihn halb und halb aus dem väterlichen Hause verdrängt habe. Und nun mußten doch noch ein paar Jahre hingehen, bis sie selbstständig für sich sorgen konnte! Was dann geschah, um die Situation plötzlich völlig zu ändern, hatte kein Theil auch nur im Traum vorausgesehen.

Der gefährlichste Concurrent Grün's war der Consul Philipp Berghen gewesen, der ein altes, höchst solides Geschäft vertrat und bedeutendes Capital zur Verfügung hatte. Er hatte Grün, der bei seinem Vater die Handlung gelernt, längere Zeit freundschaftlich unterstützt und im Geschäft gefördert. Erst als Berghen's älteste Tochter Selma seinen Buchhalter Osterfeld geheirathet hatte, dieser nun Compagnon geworden war und seinen geschäftlichen Einfluß täglich ausdehnte, änderte sich das Verhältniß. Osterfeld glaubte, bei irgend einer Gelegenheit einmal von Grün eine persönliche Kränkung erfahren zu haben, und trug ihm dieselbe nach. Der Consul, schwach von Charakter, seiner Tochter zärtlich zugethan und immer geneigt, dem Hausfrieden Opfer zu bringen, ließ sich unschwer von dem alten Freunde abdrängen und durch den ebenso geschäftskundigen als energischen Schwiegersohn auf andere Bahnen leiten. Nun entstand eine Rivalität zwischen beiden Häusern, die geradezu in Feindschaft ausartete, als Grün sich auf gewagte Speculationen einzulassen begann, die doch, wenn sie gelangen, ihm an der Börse einen Vorrang schaffen konnten. Berghen rieth, den Verlauf abzuwarten. Aber Osterfeld, mochte er nun wirklich besorgt sein oder nur begierig den Vorwand ergreifen, ging mit dem größten Eifer daran, die Gegner des lästigen Rivalen unter einen Hut zu bringen, überall Contreminen zu legen, seine Verbindungen zu untergraben. So kam es, daß schließlich Grün seinen Fall vornehmlich dem Hause Berghen u. Comp. zu danken hatte.

Consul Berghen hätte das Mißbehagen über diesen Ausgang des Kampfes, in dem er doch Sieger geblieben war, vielleicht nicht so schwer empfunden, wenn dem Fall des Hauses Grün nicht bald darauf auch der Tod seines letzten Inhabers gefolgt wäre. Seine Gewissenhaftigkeit kam über den Vorwurf nicht hinweg, daß er einen Theil der Schuld dieses frühen Hinscheidens trage, und die Beschäftigung mit diesen Gedanken wurde um so peinlicher, als er nachträglich bei einer Durchsicht der Bücher und Correspondenz sich meinte überzeugen zu müssen, daß Osterfeld schließlich nicht einmal vom kaufmännischen Standpunkt ganz lautere Mittel angewendet gehabt, den verhaßten Gegner niederzuwerfen. Von dieser seiner Einsicht in die Verhältnisse konnte er freilich nichts verlauten lassen, ohne Streit in die Familie zu bringen. Als aber nach kaum einem Jahre sein Brustleiden sich plötzlich so arg verschlimmerte, daß er an sein Ende denken mußte, fand er keine Ruhe, bis er seinen einzigen Sohn Robert, künftigen Chef des Hauses, an sein Krankenlager berufen und ihm das Kind des früheren Freundes empfohlen hatte. Er verhielt ihm nichts von dem, was er wußte. Er gedenke ihm keine bestimmte Vorschrift zu machen, sagte er ihm, von seinem guten Herzen und seiner edelmüthigen Gesinnung erwarte er aber die freundlichste Berücksichtigung seiner Wünsche. Er selbst wolle in Frieden mit allen Seinigen sterben, und bitte ihn daher diesen Auftrag geheim zu halten.

Robert wußte wohl, daß der Kaufmann Grün eine Tochter hatte. Vor einer Reihe von Jahren, als die Familien noch in einer Art von gesellschaftlichem Verkehr standen, hatte er das kleine Mädchen auch öfters gesehen und sehr niedlich gefunden. Dann aber war er zu seiner geschäftlichen Ausbildung nach Hamburg und demnächst auf weite Reisen geschickt. Das hübsche muntere Kind war seinem Gedächtniß ganz entschwunden, als er in's Vaterhaus zurückkehrte. In die geschäftlichen Angelegenheiten des Hauses mischte er sich nicht weiter ein, als seine Dienste gefordert wurden. Er lebte wie ein junger Cavalier und trieb allerhand Sport, wozu es dem einzigen, von der Mutter verhätschelten Sohne eines reichen Hauses an Mitteln nicht fehlte, suchte mit Vorliebe den Umgang mit Cavallerie-Officieren und setzte besonders seinen Stolz darein, die schönsten Pferde im Stall zu haben und für einen untadelhaften Reiter geachtet zu werden.

Er hatte das kleine Fräulein Grün gänzlich vergessen; nicht einmal der Vorname war ihm erinnerlich, als sein Vater ihm von der armen Waise sprach, der er sich in gewisser Hinsicht verschuldet fühle. Robert war allezeit ein guter Sohn gewesen. Im Aeußeren seiner Mutter sehr ähnlich, die einmal für schön gegolten hatte, harmonirte er im Charakter eigentlich mehr mit dem Vater, dessen weiches Gemüth auf ihn übergegangen war. So freute er sich

num seines Vertrauens und gab dem geliebten Kranken die Versicherung, sofort Nachforschungen anstellen zu wollen. Er drückte ihm dann innig die Hand, sprach die Hoffnung aus, daß es bald zur Besserung gehen werde, und bat ihn, sich jetzt und in Zukunft ganz auf ihn zu verlassen.

Er hielt Wort, nicht nur weil er ein Versprechen gegeben hatte, sondern auch aus eigener herzlicher Theilnahme an dem Schicksal des armen Mädchens. Er frischte die Erinnerung an seine Besuche bei Grün auf und versetzte sich dabei in Räume, deren Ausstattung hinter der im elterlichen Hause gewohnten in Nichts nachstand. Wie schmerzlich mußte das Fräulein durch den Umschlag der Verhältnisse berührt sein! Er machte sich Vorwürfe, nicht schon selbst daran gedacht zu haben, was aus dem Mädchen geworden.

Seine Erkundigungen führten rasch zum Ziel. Er suchte den Uhrmacher Benjamin Grün auf, gab ihm seine Uhr zur Reparatur, kaufte eine andere und hielt sich möglichst lange in dem kleinen Laden auf, um sich dem Manne bekannt zu machen, vielleicht auch einmal dem Mädchen zu begegnen. Das gelang wirklich, und gleich der erste Eindruck war entscheidend. So schön hatte er sich Helene gar nicht vorgestellt. Er sprach sie an. Ob sie sich wohl seiner noch erinnere? Sie sah ihn mit ihren großen blauen Augen prüfend an und schien sich nicht sogleich zurechtzufinden. Dann war's, als ob sie erschrak; die Wimpern zuckten und auf der Stirn zog sich ein feines Fältchen. „Wenn ich nicht irre, Herr Berghen" — sagte sie, nicht gerade unfreundlich, aber mit erzwungener Gleichgültigkeit. Sie war im Ausgehen begriffen und meinte, sich auch seinetwegen gar nicht aufhalten zu sollen. Er aber setzte das Gespräch fort und hielt sie so noch eine Weile fest. Sie dürfe ihm nicht zürnen, was auch von seinem Hause gegen ihren Vater unternommen sei. Uebrigens dürfe er versichern, daß seinem Vater ihr Unglück sehr nahe gegangen. Helene entsann sich sehr bitterer Aeußerungen ihres Vaters über Berghen und antwortete deshalb kühl: „Ich verstehe von diesen Dingen nichts. Einen Vorwurf mache ich Niemand. Was Sie mein Unglück nennen, werde ich zu tragen wissen. Bedauert will ich nicht sein." Sie entfernte sich in stolzer Haltung. Er entschuldigte sich gleichsam bei ihrem Onkel, daß er's gewagt habe, die alte Bekanntschaft zu erneuern, stotterte etwas von herzlicher Theilnahme an ihrem traurigen Geschick, suchte den alten Herrn auszuforschen, wie für ihre Zukunft gesorgt sei. Er erhielt ausweichende Antworten. Dem biederen Uhrmacher wollte es nicht einleuchten, was die Sache den jungen Herrn angehe.

Robert hatte viel überflüssige Zeit. Das schöne Mädchen kam ihm nicht mehr aus dem Sinn, alle seine Gedanken richteten sich auf die Frage: wie er weitere Begegnungen ermöglichen könne. Sonderbar, daß seine Uhr nicht in Ordnung kommen wollte! Endlich eröffnete er Grün ein Anliegen. Der wies ihn glatt ab. Das Mädchen habe noch einen alten Onkel, der allenfalls im Stande sei, zwei Kinder zu ernähren. Robert bat ihn, nicht vorschnell zu entscheiden, ihn vor Allem mit Helene selbst sprechen zu lassen. Das konnte er nicht gut ablehnen.

Aber bei ihr kam er noch schlechter an. Es werde ihr schon nicht leicht, sagte sie, von Verwandten Wohlthaten anzunehmen. Daß sie ein Fremder ihr darbiete, und gar der Mann, der ihrem armen Vater das Leben verkümmert habe, müsse sie als eine Kränkung empfinden. Wenn er ihr einen Beweis von Achtung geben wolle, möge er darauf nicht weiter zurückkommen.

Er sagte seinem Vater nichts davon, wie wenig er ausgerichtet habe. Der Kranke wurde täglich kränker und zuletzt ganz theilnahmlos. Nachdem er gestorben und begraben war, nahm Robert längere Zeit die Regulirung der großen Erbschaft in Anspruch.

Wie er dann eifriger darüber nachsann, auf welche Weise er dem stolzen Mädchen würde helfend zur Seite stehen können, da sie doch nach aller Wahrscheinlichkeit von ihm noch weniger als von seinem Vater etwas annehmen werde, wurde es ihm täglich klarer, daß es nur einen einzigen Weg gebe, auf dem sich ihr unbedenkliches Entgegenkommen erhoffen lasse. Und nun glaubte er auch zu wissen, daß er von dem Augenblicke, wo er Helene gesehen, ernstlich an gar nichts Anderes gedacht habe, als sich ihre Neigung zu gewinnen. So überlegte er denn nicht mehr lange, ging eines Tages zu Benjamin Grün und hielt feierlich um ihre Hand an.

Den alten Uhrmacher überraschte diese Erklärung sehr. Weniger Helene selbst. Sie hatte ja genug Beweise erhalten, daß sie ihm gefiel. Nur darüber konnte sie sich nicht sogleich versichern, daß die Neigung eine wechselseitige sei. Sie forderte Bedenkzeit. Inzwischen sollte er sie sehen und sprechen dürfen. Sie selbst machte Vetter Grün noch denselben Abend von dem Geschehenen in ruhiger Weise Mittheilung. Noch war bei ihr von leidenschaftlicher Betheiligung so wenig die Rede, daß sie ihn gut freundschaftlich um Rath angehen konnte, was sie thun solle. Aber er gebehrdete sich sogleich so närrisch, daß sie wohl diese Vertraulichkeit für übel angebracht halten mußte. Ob er glaube, daß es je vergessen werden könne, wie sein Vater gegen ihren Vater gehandelt habe? Ob der Bursche meine, mit einem goldenen Pflaster die Wunde schließen zu können? Sein Antrag sei beleidigend. „Aber Leute dieser Art bilden sich ein," rief er, „daß sie nur die Hand ausstrecken dürfen. Ihnen gehört ja die Welt! Warum soll sich nicht auch eine Frau kaufen lassen? Ah! die Speculation auf die liebe Eitelkeit mag wohl selten fehl gehen. Wenn ich mir vorstelle, daß Du Dich so entwürdigen könntest, Helene —!" Und nun folgte im heftigsten Tone eine Fluth von Angriffen gegen die armen Mädchen, die durchaus „versorgt" sein wollen und für erbärmlichen Tand auf die heiligsten Rechte des Herzens verzichten. Ein leichtfertiges Ding sei ihm lieber und achtenswerther, als eine kluge Rechnerin. Er redete sich so in Eifer, daß sein Vater es nöthig fand, sich einzumischen und vor übereilten Schlüssen zu warnen.

Auf Helene machte sein heftiges Dreinfahren durchaus nicht den erwünschten Eindruck. Sie wußte nur zu gut, daß der Vetter in seiner üblen Laune ebenso Robert Berghen, als ihr selbst Unrecht that. Er war ja mit Allem unzufrieden, was ihre Person betraf, wie hätte er in diesem Falle sich rücksichtsvoller benehmen sollen? Sein Uebereifer wirkte komisch. Was wollte er denn? Am Ende, daß sie gar nicht heirathen sollte?

„Was hat nur Walter gegen ihn?" fragte Helene einmal nach einer recht unartigen Begegnung. Der Alte zuckte die Achseln und machte dabei ein wunderlich pfiffiges Gesicht. „Unsinn," sagte er, „Unsinn! Er weiß selbst nicht, was er will und kann. Ein Student!" Durch diese Charakteristik wurde ihr der Vetter nicht verständlicher.

Helene gab ihr Jawort. Robert war außer sich vor Freude darüber. Sie wurde aber bald gedämpft, als er zu Hause glückstrahlend von seiner Verlobung Anzeige machte und nur lange Gesichter zu sehen bekam. Seine Mutter schien sich ernstlich auf eine Erörterung gar nicht einlassen zu wollen. Selma sprach von der Romantik, die sich leider in der Praxis oft so schlecht bewähre. Vera hatte erwartet, daß er sich seine Braut unter ihren Freundinnen aussuchen werde. Osterfeld lachte ihn geradezu aus.

So verdrießlich es Robert war, mußte er doch Helene bitten, für jetzt nicht zu verlangen, den Seinigen vorgestellt zu werden. Sie trat sofort zurück. Nur dann könne sie ihm nun noch angehören, wenn seine Mutter selbst sie aufsuche und für ihren Sohn werbe. Bis dahin dürften sie einander nicht wiedersehen.

Robert gab die Partie nicht verloren. Mit einer Energie, die man an ihm ganz ungewohnt war, betrieb er seine Herzensangelegenheit bei der Mutter, wohl wissend, daß sie die entscheidende Stimme habe. Anfangs setzte sie freilich seinem Ansinnen ein empörtes: „Niemals!" entgegen. Aber das Mädchen fing ihr doch an zu imponiren, das diese Forderung gestellt hatte und darauf in stolzester Haltung bestand. Robert drohte in's Ausland zu gehen, das schien ihr unerträglich.

So entschloß sie sich denn, nachzugeben. Als sie einmal dieses Schwerste überwunden hatte, erledigte sie denn die heikle Angelegenheit auf die liebenswürdigste, auch für Helene freundlichste Weise. Nur nicht die Leute über Dinge reden lassen, die bei den Betheiligten schon abgethan waren. Und vor Allem den Töchtern und dem Herrn Schwiegersohn gegenüber die volle Autorität beweisen! Wer nicht wußte, was hinter den Coulissen gespielt hatte, mußte glauben, daß allen Familienangehörigen nichts Erwünschteres sich hätte ereignen können, als diese Verlobung, die nun wenige Wochen später mit so viel würdiger Repräsentation öffentlich gefeiert wurde, als bei der noch fortdauernden Trauer um den verstorbenen Chef des Hauses schicklich und zulässig schien.

Es folgte dann für das junge Paar eine sehr glückliche Zeit. Helene war bald der erklärte Liebling der Mama und die ver-

traute Freundin der Schwestern Robert's. Die Frau Consul hatte Bedenken, ob der Verkehr der jungen Leute im Hause des Uhrmachers nicht Anstoß erregen könne, und sprach deshalb den Wunsch aus, Helene möchte sich schon jetzt als ihre Tochter betrachten und ganz zu ihr ziehen. Dagegen konnte Onkel Benjamin nichts einwenden, wennschon er nun völlig vereinsamte, da sein Sohn Walter die Stadt verlassen hatte. Helene konnte nur die gütige Hand küssen, die so mütterlich ihre Führung übernahm.

Der Hochzeit wäre nichts im Wege gewesen, hätte nicht das Trauerjahr abgewartet werden müssen. Helenen war diese Frist nicht unlieb; sie meinte, ihren Bräutigam noch so wenig zu kennen, ihn erst recht lieben lernen zu müssen. Um so ungeduldiger zeigte er sich. Sobald der gesellschaftliche Anstand es erlaubte, drang er auf Festsetzung des Hochzeitstages. Und nun war Alles bereit; in einer Woche sollte ihm sein Glück gewiß sein. Da ereignete sich der Unglücksfall, der jede Hoffnung vereitelte.

Robert's Liebhaberei für schöne Pferde hatte sich auch in dieser Zeit nicht verleugnet. Seine größte Freude war es, Helene neben sich zu Pferde zu sehen oder sie auf einem mit zwei feurigen Rossen bespannten Wägelchen, das nur für Zwei Raum hatte, selbst spazieren zu fahren. Es kostete sie anfangs einige Ueberwindung, ihrer Aengstlichkeit Herr zu werden, aber bald machte ihr das Reiten auf einem gutgeschulten Pferde viel Spaß, und die Sicherheit, mit der er die Zügel führte, verminderte auch bei den wildesten Fahrten das Gefühl der Beklommenheit. Eines Tages rollte das Wägelchen auf einer der Chausseen vor den Stadtthoren. Vom Exercirplatz her kam ihnen ein Trupp Soldaten entgegen. Spielleute marschirten voran. Gerade, als das Fuhrwerk seitwärts vorüberfuhr, setzten sie mit ihren Trommeln und Pfeifen ein. Die Pferde scheuten, drängten zum Graben, wurden wild und gingen durch. Robert verlor die Gewalt über sie. Er dachte nur an die Gefahr für seine Braut. Noch wenige hundert Schritte, und die Chaussee nahm eine Wendung nach rechts. Folgten ihr die wilden Thiere, so mußten sie den leichten Wagen herumschleudern und zu Fall bringen; rannten sie auf die Bäume auf, so war noch Schlimmeres zu befürchten. Zu langer Ueberlegung blieb ihm nicht Zeit, der schreckhafte Gedanke, Helene könnte beschädigt werden, verwirrte ihn ganz. So versuchte er das Unsinnigste, sie zu retten: er sprang mit den Zügeln in der Hand ab und ließ sich schleifen. Wirklich gelang es ihm auf diese Weise die Pferde zum Stehen zu bringen, aber er hatte von den Hufen der Rosse und von den Steinen, gegen welche er geworfen wurde, die schwersten Beschädigungen davongetragen. Ohnmächtig wurde er von den Officieren, die nachgeeilt waren, aufgehoben und von den Soldaten nach Hause getragen.

Unbeschreiblich war der Jammer seiner Angehörigen — der Braut, die das Entsetzliche mit ansehen mußte, der armen Mutter, der Schwestern, die in den Anordnungen für das Hochzeitsfest überrascht wurden. Die Aerzte stellten eine schwere Verletzung der Brust fest, wagten kaum einige Hoffnung zu geben. Der Zustand des Verunglückten verschlimmerte sich trotz der sorgsamsten Pflege von Tag zu Tag. Linderung seiner Leiden schien er nur zu fühlen, wenn Helene seine Hand hielt oder die Wange an die seinige lehnte. Das Sprechen wurde ihm schwer.

Er mochte sein Ende herannahen fühlen und sprach so dringend den Wunsch aus, sein Testament zu errichten, daß man ihm wohl nachgeben mußte. Als der Richter sich einfand, verlangte er mit demselben allein zu bleiben. Osterfeld, der ihn — vielleicht nicht ohne Absicht — in's Krankenzimmer begleitet hatte, mußte sich zum Rückzug verstehen. Was er letztwillig verordnet hatte, erfuhr Niemand. In der nächsten Nacht starb er.

Helene fiel in Folge der Aufregung und Ueberanstrengung in ein Nervenfieber. Bald nach dem Begräbnißtage war sie selbst aufgegeben. Aber ihre kräftige Natur widerstand. Monate vergingen freilich, bis sie für hergestellt erklärt werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Vom zweiten deutschen Bergmannstag.

Von Theodor Gampe. Mit Illustrationen von Paul Heydet.



In den Muldenhütten.

„Ihr, die ihr sorgt, daß in dem Reiche
Sich munter alle Räder dreh'n,
Daß Kohlendampf zum Himmel steige,
Daß alle Hämmer ringsum geh'n,
Ihr Kenner, Meister der Metalle,
Die deutsche Erde in sich schließt;
Ihr Reichthumspender, Alle, Alle
Seid uns mit Herz und Hand gegrüßt."

Mit diesen Worten begrüßte am 2. September der Vicepräsident des deutschen Reichstages, Ackermann, eine Versammlung auf dem „Belvedère" zu Dresden, die an geistiger und volkswirthschaftlicher Bedeutung wenige ihres Gleichen haben dürfte. Das Wohl und Wehe einer Viertelmillion Menschen, einer Viertelmillion Bergleute „vom Leder" ist diesen 300 Bergleuten „von der Feder" anvertraut, die hier zusammen kamen; der Mineralreichthum unseres Vaterlandes ruht in ihrer Hand; sie sind ferner die Träger derjenigen deutschen Wissenschaft, welche sich in allen erzführenden Gebirgen der Erde das Bürgerrecht erworben, und gewiß wird auch das deutsche Volk von einer solchen erlauchten Versammlung gern etwas vernehmen wollen.

Aber wo anfangen und wo aufhören? — Fünf Tage, einschließlich der Vorversammlung, währte dieser Bergmannstag, fünfzehn größere Vorträge wurden gehalten mit einer Menge Debatten im Gefolge, drei gemeinschaftliche Ausflüge wurden unternommen und auch die Festessen, Frühstücke und Toaste gaben eine Fülle von Material, weil sie schon durch ihre fachmännische Eigenart Interesse wachrufen würden; wir müssen uns aber mit

wenigen Spalten bescheiden und können darum nur des Wichtigsten gedenken.

Jedenfalls hat auch die Wahl des Ortes Dresden für den zweiten deutschen Bergmannstag ihren Antheil an der ausgezeichneten Stimmung, die von vornherein alle Theilnehmer beseelte. Dresden mit seinen Naturschönheiten liegt am Fuße des Erzgebirges, in der Nähe von Freiberg, der classischen Bergmannsstadt; Dresden ist die Residenz eines Landes, dessen ganzer Habitus vom Bergbau herrührt, dessen Dampfhämmer ihren Urahn im Bergmannsfäustel haben und dessen Glanz und Reichthümer zum nicht geringen Theil aus der Erde geschürft worden sind. Am Sedanstage Abend kamen die Herren zur ersten Begrüßung auf dem „Belvedère" zusammen. Sofort fiel ein Umstand Jedermann in's Auge, und das waren die auffällig zahlreichen Charakterköpfe. Der gewaltige Ernst des Berufes, die außergewöhnlich große Verantwortlichkeit, welche auf diesen Männern lastet, der historische Zug, der dem ganzen Stande etwas Eigenartiges verleiht, und die gewaltigen Räthsel des Erdinnern, an denen derselbe seit Jahrhunderten seinen Scharfsinn übt, mögen vereint gearbeitet haben, um diese ungewöhnlich große Zahl fesselnder Gesichter herauszubilden.

Die wissenschaftlichen Vorträge begannen am Montag in der prächtigen Aula des neuen königlichen Polytechnicums. Am Aufgang hatten sich zu beiden Seiten auserwählte Bergmannsgestalten als eine Art Ehrencompagnie aufgestellt; einige derselben, wahrlich keine Theaterbergleute, brachte unser Zeichner auf seinen Bildern als Staffage an, da für eine Gesammtansicht leider der Raum zu beschränkt war.



Im „Carola-Schachte" zu Zaukeroda.

Von den Vorträgen selbst haben wir nur zwei zu erwähnen, welche durch ihren Stoff weit über das fachmännische Interesse in das allgemein menschliche hinausragen. Der erste dieser Vorträge berührte ein dunkles, unheimliches Capitel. Bergrath Haßlacher aus Berlin sprach über die sogenannte preußische Schlagwettercommission, welche eigens eingesetzt wurde, um den entsetzlichen Massacres der Bergleute durch schlagende Wetter Einhalt zu thun und den grimmigsten Feind des Bergbaues zu bändigen.

In den letzten zwanzig Jahren sind in den preußischen Bergwerken 1350 Explosionen dieser dem Erdinnern entströmenden Gase vorgekommen — das ist eigentlich ein entsetzliches Ergebniß der Statistik.

Welche Massen verstümmelter Leichen, jammernder Wittwen und Waisen tauchen da vor unserer Phantasie auf! — In jeder Woche mehr als eine Explosion. — Es sind allerdings auch zwei Drittheile aller preußischen Kohlengruben mit Schlagwettern behaftet, und das erklärt uns wohl die beklagenswerthen Verhältnisse, aber tröstet uns nicht darüber.

Die größte Zahl der Unglücke wurde durch offene Grubenlichter herbeigeführt, dann und wann haben jedoch auch die sogenannten Sicherheitslampen ihrem Namen keine Ehre gemacht, und ein kleinerer Theil ist ferner durch die Sprengungen herbeigeführt worden, das heißt die Pulver- oder Dynamitgase haben die schlagenden Wetter entzündet. — Der Vortragende führte eine glänzende Reihe von Sicherheitsmaßregeln auf, aber man mußte sich doch am Schlusse des Vortrages eingestehen, daß der Mensch noch ziemlich machtlos diesen Gefahren gegenübersteht. Riesenventilatoren, Abkühlungseinrichtungen, um die Entzündbarkeit der Gase zu vermeiden, die Sicherheitslampen — alles, alles hat den Bergmann schon treulos im Stich gelassen, und die Schlagwettercommission mag für menschliche Fähigkeit Glänzendes geleistet haben, aber den Gefahren gegenüber ist es leider noch blutwenig.

Fast ununterbrochen strömen diese dämonischen Gase aus, und der Bergmann spielt zuweilen mit ihnen wie mit den unschuldigsten Dingen von der Welt; der Verfasser selbst sah, wie ein Steiger in einem Zwickauer Kohlenwerk das offene Grubenlicht an eine Erdspalte hielt, und jedesmal züngelten die blauen Flämmchen um den Spalt wie Irrlichter. Das waren schlagende Wetter. Natürlich haben so schwache Ausströmungen bei guter Ventilation keine Gefahr — es ist aber doch ein etwas unheimliches Spiel.

Freundlicher war das Bild, das der Oberberghauptmann von Dechen aus Bonn in seinem Vortrage über den Mineralreichthum Deutschlands den Hörern vorzauberte. Deutschland ist darin ein reiches Land, mindestens viel reicher als unser großer Rivale Frankreich. Deutschland besitzt an der Ruhr, in Oberschlesien, an der Saar und am Fuße des Erzgebirges vier

großartige Kohlenbecken, unsere Salzlager werden an Masse und Güte von keinem Salzlager der Erde übertroffen, ebenso erfreut sich Deutschland zu Beuthen in Oberschlesien des größten Zinkbergbaues der Welt. Der Silberbergbau im Harze und im Erzgebirge ist zwar vom Westen Nordamerikas weit überflügelt, doch sind die Erträgnisse durch die Fortschritte in der Verhüttung der Erze größer als je.

1820 wurden nach Dechen an der Ruhr 500,000 Tonnen Steinkohlen gefördert, im Jahre 1880 war dieses Quantum auf 20,000,000 Tonnen angewachsen. Insgesammt wurden 1880 aus deutscher Erde 282,000,000 Tonnen Kohle gehoben.

Vom Bergbaue leben in Deutschland gegenwärtig 291,000 Männer, also mehr als zwei Menschen vom Hundert suchen ihr Brod „tief unter der Erde".

Das edelste Product aber, was der deutsche Bergbau dem Weltmarkte zuführt, ist nicht Kohle, nicht Silber und Gold — es ist das bergmännische Wissen. — Der deutsche Bergbeamte ist ein Kosmopolit geworden, in den entlegensten Gegenden der Erde, wo nur ein Bergmann die Haue einsetzt, ist er zu Hause, beliebt und geehrt, und von seiner Wissenschaft fällt auch ein Schimmer auf seine Heimath und seine Nation. —

Am 4. September dampfte der gesammte Bergmannstag nach den Muldenhütten bei Freiberg, jenen kolossalen Erzschmelzen, welche wir den Lesern der „Gartenlaube" schon einmal vorführten (Jahrgang 1879, S. 666). Wir könnten bei der Durchwanderung kaum etwas Neues auftischen, und so begnügen wir uns mit dem Hinweise auf die betreffende Paul Heydel'sche Illustration. Dieselbe stellt die Ehrenpforte vor den Muldenhütten dar, und war dieselbe besonders dadurch verschieden von den üblichen Ehrenpforten, daß auf den Säulen leibhaftige Bergleute die Bekrönung darstellten. Im Hintergrunde werden Theile der Muldenhütten sichtbar, und links in der Ecke entströmt das feuerflüssige Metall einem sogenannten Pilz'schen Hochofen. Der Paradebergmann daneben ist aus dem Treppenhause des Dresdener Polytechnicums dahin versetzt worden.

In Freiberg selbst fand wie in Dresden officieller Empfang statt. Eine größere Zahl der Gäste hatte sich jedoch zerstreut und besuchte die weltbekannten Erzgruben Himmelfahrt, Himmelsfürst und andere, wo der Begriff vom Himmel auf den Kopf gestellt worden ist.

Erst vor dem „Kaiser-Wilhelm-Erbstollen" fanden sich die Theilnehmer wieder zusammen zu fröhlicher „Einfahrt" und einer originellen „Schicht". Der Zeichner giebt uns nur den oberen Theil dieses Erbstollens wieder, welcher mit seinen strammen Bergmannsfiguren den Kopf für ein Bild abgiebt, das seiner Natur nach nicht nach Freiberg, sondern nach dem Plauenschen Grunde gehört.

In gebückter Haltung und erwartungsvoll fuhren die Leutchen der bergmännischen Wissenschaft ein, doch man traf da drinnen auf keine neuen Räthsel des Erdinnern, man traf nicht einmal auf die ärmsten Blei-Erze, dafür aber that sich eine wunderliebliche goldhelle Quelle auf, an der denn auch wacker geschürft, oder richtiger gesagt, geschlürft wurde. Der Stollenmund führte nämlich zu dem freundlichen Gasthaus „Zum baierischen Garten", und die Schicht bestand in einem solennen Imbiß.

Gegen Abend wand sich der Zug von hier ab mit „bedächtiger Schnelle" zur berühmtesten bergmännischen Hochschule, zur Freiberger Akademie. Man sah es den Herren an, das war ihnen kein fremder Boden, sie wußten sich so ziemlich Alle zurecht zu finden, und ihre Gespräche knüpften meistens an goldene Jugendtage an, die sie hier verlebt. Die wenigen aber, die hier zum ersten Mal einkehrten, waren insbesondere erstaunt über den Reichthum des Mineralogischen Museums.

Der vierte Tag brachte nicht weniger denn sieben wissenschaftliche Vorträge und die unvermeidlichen Discussionen dazu. Einen davon hörte auch der oberste Bergherr des Landes, König Albert von Sachsen, mit an — gewiß seines humanitären Stoffes wegen. Derselbe beschäftigte sich mit der Arbeiterfrage, natürlich mit specieller Berücksichtigung der Bergarbeiter. Der Vortragende, Dr. Ullrich von Clausthal, hat seine Laufbahn als gewöhnlicher Lohnarbeiter begonnen, hatte später 3000 Bergarbeiter unter sich und darf darum wohl Anspruch darauf erheben, daß er die Verhältnisse genau kennen muß, wer aber diese genau kennt, das heißt wer als Arzt eine richtige Diagnose stellen kann, der verdient auch im Uebrigen Vertrauen. Dr. Ullrich sieht die Lösung der Arbeiterfrage in der Pflege gesunder patriarchalischer Verhältnisse zwischen Arbeiter und Arbeitgeber; der letztere soll mehr der Vater und Fürsorger als der Herr sein, er soll nicht meinen, er habe genug gethan, wenn er einen anständigen Lohn auszahle, er soll seine Erfahrung, seine Bildung, seine höhere Intelligenz auch für den Arbeiter anderweit dienstbar machen, indem er wohlthätig auf sein Familienleben einzuwirken sucht; er will die Kluft aus der Welt schaffen, die sich durch die socialen Bewegungen der letzten Jahrzehnte so weit aufgethan und die unüberbrückbar zu werden droht.

Unter allen Umständen verlangt Dr. Ullrich eine humane Behandlung auch Elementen gegenüber, die sich dessen nicht gerade würdig zeigen, und in scharfen Worten verurtheilt er die üblichen Härten und Schimpfereien des Aufsichtspersonals, die leider in sehr vielen Gruben noch als Attribut und Vorrecht eines Aufsehers in Geltung stünden. Dadurch werde nur das Volksgemüth verbittert, und ein Vortheil einer solchen Behandlung sei absolut nicht einzusehen, Autorität und Ansehen würden nie durch Haß oder Furcht gefördert.

Der Redner fand reichen, sehr reichen Beifall, und darüber darf man sich besonders freuen; wie schon früher gesagt wurde, sind die Hörer über Hunderttausende von Bergarbeitern gesetzt, es war also ganz der rechte Boden, auf dem Dr. Ullrich die goldenen Weizenkörner der Humanität ausstreute, und der Beifall läßt erwarten, daß manches Wort aus der Aula der technischen Hochschule zu Dresden in die Tiefen der Erde hinabdringt und dort zum Segen Aller Anwendung findet.

Am Nachmittag desselben Tages unternahm der gesammte Bergmannstag auf einem hübsch decorirten Dampfschiff, das die Stadt Dresden zur Verfügung gestellt hatte, einen Ausflug in die alte Markgrafenstadt Meißen. Die Albrechtsburg, der Dom und die Porcellanfabrik wurden besichtigt und man versüßte sich im Uebrigen den Aufenthalt und den Meißner Wein durch bergmännische Bonmots. Nachzutragen ist hier, daß auch die Meißner Behörden den stattlichen Heerzug officiell begrüßten.

Der letzte Bergmannstag, Donnerstag der 6. September, entführte sämmtliche Theilnehmer schon in aller Frühe auf einem offenen Lowryzug nach dem Plauenschen Grund bei Dresden. Hier hat bekanntlich die Natur ein Miniaturkohlenbecken, wie es scheint, eigens für Dresden angelegt. Wenn auch die bescheidenen Verhältnisse den Herren vom Rhein, von der Ruhr und Oberschlesien wenig imponiren konnten, so ist der eigenartige Abbau dieses Beckens doch für den Fachmann von besonderem Interesse, und an rationellem Betrieb stehen die Werke des Plauenschen Grundes keinem der Welt nach.

Den Hauptanziehungspunkt bildete augenscheinlich eine neu angelegte elektrische Eisenbahn in der Tiefe des Carola-Schachtes zu Zaukeroda. An bergmännischen Ehrenwachen und Paraden vorüber wendete sich der Zug diesem Schachte zu und wurde in Förderkörben in die Tiefe hinabgelassen. Am sogenannten Füllort bestiegen die Herren den elektrischen Bahnzug. Derselbe bestand aus sechszehn Hunten und der Locomotive, der wir heute nicht näher gedenken können, so sehr sie es auch verdient. So rollte der Zug, wie es jeder andere auch gethan haben würde, durch die Eingeweide der Erde dahin, und wenige Minuten später entlud sich derselbe an einem Querschlag wieder von seiner kostbaren Fracht.

Eines Transparentes müssen wir hier erwähnen, das mit wenigen Mitteln, aber recht eindringlich die Geschichte der Kohlenförderung wiedergab. Mit dem Tragkorb ist zu Großvaters Zeiten schüchtern begonnen worden, dann verstieg man sich zur Schubkarrenbeförderung, dann kam der zünftige Bergmannshunt, der erst von sogenannten Huntejungen und später von Pferden getrieben wurde, bis vor Kurzem die Elektricität diese armen Thiere aus ihrer lebenslänglichen Gefangenschaft 300 Meter tief unter der Erde befreite.

Bei dem schon erwähnten Querschlag that sich plötzlich ein Bild auf von einer wahrhaft bestechenden Romantik, und wäre Fräulein Schehezerade mit im Zuge der Burgherren einhergeschritten, sie würde ihre Märchen von Tausend und eine Nacht gewiß auf tausend und zwei Nächte completirt haben. Ein großer ausgemauerter Hohlraum, phantastisch ausgeschmückt, schimmerte im wunderbaren Glanze Edison'scher Glühlichter, mehrere Büffets mit

den auserlesensten Gaben der Oberwelt waren aufgebaut, und eine Zahl schmucker Bergknappen empfingen den Bergmannstag als dienstbare Geister und credenzten das feurige Naß mit solcher Anmuth, als hätten sie im Leben nichts anderes gethan, als die Servietten statt der Fäustel geschwungen. Unser Zeichner giebt (vergl. S. 665) von diesem unterirdischen Frühstücksaal sogar zwei Ansichten, und derselbe verdient diese Auszeichnung vollauf. Freilich die überraschten Gesichter selbst der erfahrensten Bergbeflissenen und die höchst angenehm erregte Stimmung konnte derselbe nicht wiedergeben.

Selbstverständlich sprangen bald wieder die Toaste wie Fontainen in lustigen, schimmernden Weisen, aber auch ernste Worte fielen dazwischen, und eine einzige Bemerkung hätte die Versammlung fast tragisch stimmen können. Die Werkbeamten theilten mit, daß in etwa dreißig Jahren diese gesammten Baue, die gegenwärtig wie ein Ameisenhaufen von Leben erfüllt sind, einsam und öde stehen und der Urnacht, die vordem hier geherrscht, wieder anheimfallen werden. Die Kohlen sind dann zu Ende, der letzte Bergknappe fährt aus, und dann wird es wieder still in der Tiefe sein, still für ewig.

Die sogenannte Sächsische Semmeringbahn, die Kohlenbahn des Plauenschen Grundes, nahm sich des Bergmannstages nunmehr an und brachte die Herren von Schacht zu Schacht. Herrliche klare Herbstluft, malerische Bergparaden, Ehrenpforten, Glückauf-Rufe, Ansprachen wiederholten sich so oft, daß der arme Berichterstatter hoffnungslos den Bleistift möchte sinken lassen. Die schönste der Ehrenpforten am Glückauf-Schacht giebt der Zeichner wieder, umrahmt von zwei historischen Bergmannsgestalten vom Jahre 1636, und damit können wir es genug sein lassen; auch ein Stückchen Bergparade ist auf dem Bilde sichtbar (vergl. S. 668).

Endlich lief der Bergmannstag auf der „Goldenen Höhe", hoch über allen Schächten, in eine Art Hafen ein. Der Freiherr von Burgk, der glückliche Besitzer einiger solcher Goldgruben, hatte hier den Herren ein Festessen bereiten lassen, das letzte in einer langen, langen Reihe. Ermüdung war nicht zu spüren, die elektrische Uebertragung der Geistesblitze ging lebhafter von statten denn je, die Toaste schlugen ein wie die Junigewitter, und besonders helles Gelächter erscholl, als der Freiherr von Burgk den Ort selbst bergmännisch erklärte: man säße nicht einmal auf Kohlen, trotz des Namens „Goldene Höhe".

Dies der zweite deutsche Bergmannstag. Schließen wir mit dem Trinkspruch eines alten Harzers:

„Es grüne die Tanne, es wachse das Erz,
Gott schenke uns Allen ein fröhliches Herz!"

Der französische Hermann der Cherusker.

Von Dr. Karl Seldner.

In den Stunden, die ich im August dieses Jahres bei meiner Anwesenheit in Paris dem Musée des Antiquités Nationales in dem stattlichen Schlosse Franz I. in St. Germain en Laye widmete, reifte bei der Betrachtung der gallischen Alterthümer, der wunderschön ausgeführten Modelle des alten Alesia, der ganzen Belagerung und der Belagerungsmaschinen der schon vorher gehegte Vorsatz, auf der Rückreise in die Heimath an dem Original nicht vorüberzufahren.

So dampfte ich denn, erfüllt und überfüllt vom Babel an der Seine, am 21. früh sieben Uhr vom Lyoner Bahnhofe ab, an Fontainebleau, Montereau vorüber, dann an Sens, das die alten Senones noch im Namen führt, durch fruchtbares, wohl angebautes Hügelland, immer nach Südosten, bis der Zug um die Mittagszeit die Cotes d'Or erreichte.

Ich hatte in diesen Stunden vollauf Zeit, meine Reisegesellschaft zu studiren. Sie bestand aus zwei mittelalterlichen, aber noch französisch-graziösen Damen und drei jungen Militärs, Telegraphisten, wie ich nach und nach aus ihrer Unterhaltung und dem zackigen Blitz am blauen Kragen der schwarzen Uniform merkte. Das Coupé war bald in lebhaftem Gespräch, nur mir gegenüber, der durch Gestalt und blonden Vollbart den Deutschen nicht verleugnete, höflich ablehnend. Allmählich näherte sich der Zug meinem Ziele, der Station les Laumes, daher setzte ich mich über die ablehnende Haltung meiner Reisegenossen hinweg und erkundigte mich in meinem besten Französisch nach dem, was man für den Aufenthalt in dem kleinen Orte wissen mußte, Gasthaus und Zeitdauer des Ausflugs nach Alise-Ste.-Reine, wie heute Alesia heißt. Ein gerade eingestiegener redseliger Provinzler, wie es schien, ein kleiner Gutsbesitzer der Gegend, Localpatriot, gab mir bereitwillig Auskunft.

Les Laumes! Der Zug hielt, und ich stieg aus.

In dem dem Bahnhof gegenüberliegenden Wirthshaus des Ortes erhielt ich ein gutes Zimmer und eben solches Dejeuner mit dem unvermeidlichen mouton (Hammelfleisch). Die aus Bürgern des Ortes, die Flaschenbier tranken (in der Bourgogne! — überhaupt scheint sich das Bier in Frankreich immer mehr Platz zu erobern), und einem das große Wort führenden, aus Paris gekommenen jungen Mann bestehende Tischgesellschaft kannegießerte über die guten Aussichten der Republik.

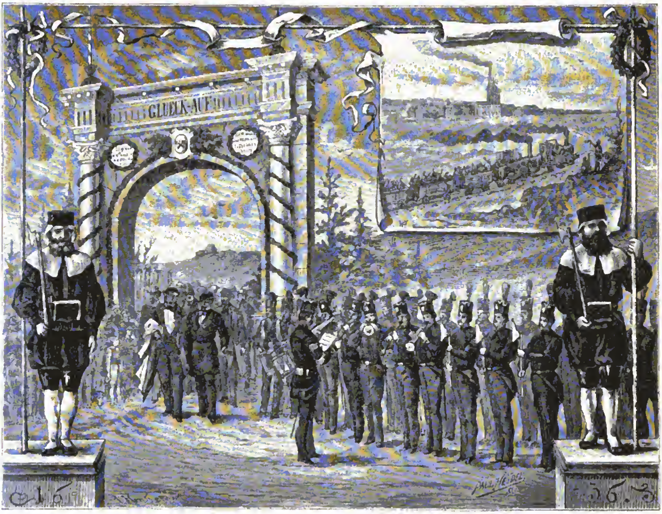
Nachdem ich etwas der Ruhe gepflogen, machte ich mich, als die ärgste Hitze nachließ, auf nach der Höhe, von der die Statue des Vercingetorix wie ein segenspendender Genius in's Thal herabschaut. Der Weg führt an dem durch den Lärm wieder an unser Jahrhundert gemahnenden Bahnhof durch die etwa eine Stunde breite Plaine des Laumes, dann nach einem halben Stündchen Steigens durch die ersten Häuser des Dorfes Alise-Ste.-Reine weiter den Berg hinan. Da begegnete mir ein junger Bauer, den ich, um sicher zu gehen, nach dem Weg fragte.

Er antwortete erst französisch, fuhr aber dann fort: „Der Herr ischt wohl e Dütscher? 'S freut mi, Ihne z' treffe; ichch bin en Elsässer, ichch bin hier employiert bi de Hängschte (Hengsthalter). Ichch ging gärn mit Ihne, awwer ichch hä no allerhand z' besorge, ichch hä mi erscht vor zwei Täg mit eme Mädel von hier verheiert." Er fragte noch nach meiner Heimath; auf meine Antwort: „Mannheim" war die seinige: „ah, wo die Maschine herkumme, sell ischt im Badische, n'est-ce pas?" Ich sprach ihm meine Freude aus, einen Landsmann zu treffen, wünschte ihm Glück zu seinem jungen Ehestand, in dem sich Neudeutschland und Frankreich verbänden, und dankte ihm für sein freundliches Anerbieten; dann trennten wir uns mit kräftigem Händedruck.

Nach einigem Steigen stand ich auf dem Plateau und vor mir ragte, mit dem Sockel etwa zehn Meter hoch, Vercingetorix auf: ein jugendkräftiger Mann, barhäuptig, mit wallendem Haar und herabhängendem Schnauzbart, trotzigen Blickes; unter dem Brustpanzer ein faltiges Gewand mit kurzen Aermeln, auf die rechte Schulter zurückgeworfen der Mantel, der bis zur Erde hinabwallt, um die Handgelenke Spangen, die Beine behost und kreuzweis mit Binden umschnürt, die Füße in derben Schuhen, gestützt auf sein langes Schwert, an der linken Seite den Dolch, hinter sich auf dem Boden den Spitzhelm — so schaut er weit hinaus in die Lande. Und ringsum feierliche Stille statt des Brausens der Weltstadt, das mich noch am Morgen umtönte; das Gras, in das ich mich geworfen, zitterte im Winde, der von der Seite der Heimath kam, die Käfer summten und die Schmetterlinge gaukelten.

Meine Gedanken zogen in den Sommer des Jahres 52 vor Christo. Im siebenten Jahr des Kampfes der Gallier gegen Cäsar stand, zum ersten und letzten Mal, das ganze Volk mit wenigen Ausnahmen von den Pyrenäen bis zum Rhein für Freiheit und Volksthum unter den Waffen. Zum Führer hatten sie diesen Vercingetorix, einen Adeligen von fast königlichem Ansehen, gewählt; er, ein stattlicher, tapferer, kluger Mann, hatte das Landvolk des Arverner (Auvergne)-stammes, das der dort herrschenden Oligarchie ebenso feind war wie den Römern, zugleich zur Wiederherstellung des arvernischen Königthums und zum Krieg gegen Rom aufgerufen. Nachdem zuerst in erfolgreichem Widerstand sein Feldherrntalent die Kriegführung geändert hatte, begann auch bald der Sieger-Nimbus Cäsar's zu erblassen. Hatte nämlich früher Cäsar seine Siege Schlag auf Schlag erfochten und wurde Stadt um Stadt in sicher fortschreitender Einschließung erobert, so bedufte es jetzt zu beiden langdauernder angestrengter Kämpfe. So bekamen die Gallier Vertrauen auf

ihren Führer. Cäsar zog deshalb nothgedrungen seine bisher getheilte Macht hier, um diesen Berg von Alesia, zusammen, auf dessen Plateau und Abhängen Vercingetorix sich festgesetzt hatte. Diesmal gelang es jedoch letzterem nicht, wie früher, sein Fußvolk unter dem Schutz der Festungsmauern aufzustellen und durch die Reitermassen die Verbindungen nach außen hin sich offen zu halten, während er die des Feindes zu unterbrechen gedacht hatte. Seine Reiterei wurde von Cäsar's deutschen Berittenen in jedem Zusammentreffen geschlagen; auf den umliegenden Höhen wie in der Ebene campirten in größeren und kleineren befestigten Lagern (von acht solchen hat man bei den von Napoleon III. veranlaßten Nachgrabungen Spuren entdeckt) die



Vom zweiten deutschen Bergmannstag: Im Plauenschen Grunde.
Originalzeichnung von Paul Heydel.

römischen Legionen und zogen mit eiserner Beharrlichkeit um den ganzen Festungsberg Verschanzungslinien; diese wurden durch dreiundzwanzig kleine Redouten gesichert, und an Stellen, wo leicht beizukommen war, das Vorland durch Verhacke, Wolfsgruben und Fußangeln geschützt. Die Belagerten sahen den Ring sich langsam, da er etwa vier Stunden lang war, aber sicher schließen.

Von meinem Standpunkte aus konnte ich mir die Linie sehr gut in die Landschaft hineindenken; sie ist auf der beigegebenen Karte gezeichnet.

Auf eine Einschließung aber war Vercingetorix nicht gefaßt: er hatte unter den Mauern der Stadt kämpfen wollen, nicht sich belagern lassen; für seine 80,000 Mann Fußvolk, 15,000 Reiter und die zahlreichen Stadtbewohner genügten die aufgespeicherten Vorräthe bei weitem nicht. Er mußte sehen, daß er diesmal verloren war, wenn nicht die gesammte Nation herbeieilte und den eingeschlossenen Feldherrn befreite. Daher entließ er im letzten Augenblick, als der Weg wenigstens für Berittene noch frei war, seine ganze Reiterei und entsandte zugleich an alle Stammeshäupter die Weisung, alle Mannschaft aufzubieten und sie zum Entsatz heranzuführen. Er selbst, entschlossen, die Verantwortung für den von ihm entworfenen und fehlgeschlagenen Kriegsplan auch persönlich zu tragen, blieb in der Festung, um im Guten und Bösen das Schicksal der Seinigen zu theilen. Cäsar aber machte sich gefaßt, zugleich zu belagern und belagert zu werden. Er gab daher Befehl, das Heer mit Lebensmitteln auf dreißig Tage für Mann und Roß zu versehen, und richtete seine Umwallungslinie auch an der Außenseite zur Vertheidigung ein, das heißt er zog parallel mit der inneren eine äußere: von beiden sind Reste aufgefunden worden. Der Umfang der letzteren mag über fünf Stunden betragen haben und zog sich, den Bodenverhältnissen folgend, durch die Ebene, Abhänge hinauf, über die Plateaus und wieder die Abhänge hinunter, bis sie die innere ganz umschlossen hatte.

Die Tage verflossen; schon hatte man in der Festung kein Getreide mehr, schon hatten die eigenen Landsleute die unglücklichen Stadtbewohner austreiben müssen, die dann zwischen den beiderseitigen Verschanzungen, von den Ihrigen wie von den Römern unbarmherzig zurückgewiesen, elend umkamen. Welche Bilder unsäglichen Jammers müssen diese Felsabhänge damals geschaut haben! Ein hochstehender Gallier wies die Belagerten sogar auf die, wie Cäsar sagt, „frevelhafte Unmenschlichkeit" hin: wenn alle Nahrungsmittel aufgezehrt seien, sich vom Fleische der kriegsuntüchtigen Greise zu nähren! Doch so weit sollte es nicht kommen.

In der letzten Stunde zeigten sich auf den Höhen hinter Cäsar's Linien die unabsehbaren Züge des Entsatzheeres, angeblich 250,000 Mann zu Fuß und 8000 Reiter, unter dem Oberbefehl

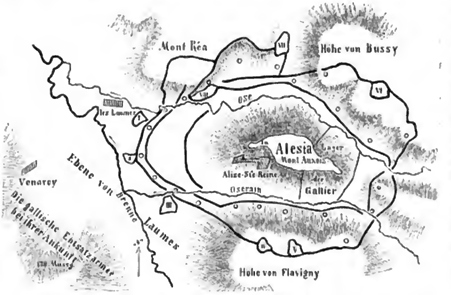
von Commius, Viridomarus, Eporedirix, Vercassivellaunus, Häuptern verschiedener Stämme. Cäsar's Heer, sehr hoch auf 50,000 Mann geschätzt, hatte also, mit Front nach zwei Seiten, gegen eine siebenfache Uebermacht zu kämpfen! Fußvolk erfüllte die Höhen dort im Westen, wo jetzt im Sonnenglanze die friedlichen Fluren und Dörfer von Mussy und Venarey sichtbar sind. Vom Canal bis zu den Cevennen hatten die Völker jeden Nerv angestrengt, um den Kern ihrer Patrioten, den Feldherrn ihrer Wahl zu retten. Nur die Männer eines Stammes, einsichtslos und eigensinnig, hatten geantwortet, daß sie wohl gegen die Römer, aber nicht außerhalb der eigenen Grenzen zu fechten gesonnen seien.

Auf dieser Westseite fand jedenfalls der erste Sturm statt, den die Belagerten von Alesia aus und die Entsatztruppen draußen auf die römische Doppellinie unternahmen. Er dauerte unter Anspannung aller beiderseitiger Kräfte, da auf der leicht übersehbaren Wahlstatt weder Tapferkeit noch Feigheit unbemerkt blieb, von Mittag bis Sonnenuntergang, bis endlich Cäsar's germanische Reiter die gallischen Reiter und Bogenschützen und die Legionen das übrige Fußvolk in die Stadt zurückwarfen. Aber als nach eintägiger Rast um Mitternacht der Angriff wiederholt ward, gelang es in der Dunkelheit an einer Stelle, wo die Umwallungslinie über den Abhang eines Berges — im Nordosten, bei Bussy — hinlief und von dessen Höhe herab angegriffen werden konnte, die Gräben zuzuschütten und die Vertheidiger vom Wall herunterzuwerfen. Der Augenblick war kritisch. Da nahm Labienus, Cäsar's fähigster Unterfeldherr und rechte Hand, die nächsten Cohorten zusammen und warf sich, mit unwiderstehlicher Wucht ausfallend, auf den Feind. Unter den Augen des von den Seinen für unbesiegbar gehaltenen Imperators, der selbst, an seinem rothen Kriegskleid weithin erkennbar, in dem gefährlichsten Momente erschien, wurden in verzweifeltem Nahgefecht die Stürmenden zurückgejagt; die mit Cäsar eingetroffenen Reiterschaaren und Cohorten faßten die Flüchtenden im Rücken und vollendeten ihre Niederlage. So hatten Kriegskunst und kalte Entschlossenheit über Tapferkeit und edle Begeisterung, die aber der Ordnung ermangelten, gesiegt. Es war aber mehr als ein großer Sieg; über Alesia, ja über die gallische Nation war damit unwiderruflich entschieden. Das Entsatzheer, völlig entmuthigt, verlief sich unmittelbar vom Schlachtfeld nach Hause. Vercingetorix hätte vielleicht noch jetzt fliehen, wenigstens durch das letzte Mittel des freien Mannes sich erretten können; er that es nicht, sondern erklärte im Kriegsrath, daß, da es ihm nicht gelungen sei die Fremdherrschaft zu brechen, er bereit sei, sich als Opfer hinzugeben, um so weit als möglich das Verderben von der Nation auf sein Haupt abzulenken. So geschah es. Die Gallier lieferten ihren von dem ganzen Volke feierlich erwählten Feldherrn dem Landesfeind zu geeigneter Bestrafung aus. Hoch zu Roß und in vollem Waffenschmuck erschien der König der Arverner vor dem römischen Proconsul und umritt dessen Tribunal; darauf gab er Roß und Waffen ab und ließ sich schweigend auf den Stufen zu Cäsar's Füßen nieder. Fünf Jahre später, als Cäsar nach der Entscheidungsschlacht von Pharsalus einen glänzenden Triumph feierte, wurde der Held von Alesia hinter dem Imperator-Triumphator durch die Gassen der italischen Hauptstadt geführt und dann als Hochverräther an der römischen Nation, während sein Ueberwinder den Göttern seinen feierlichen Dank auf der Höhe des Capitols darbrachte, an dessen Fuß enthauptet. Gegen besiegte Feinde haben die Römer immer brutal gehandelt, wenn nicht die Staatsraison es anders gebot.



Denkmal des Vercingetorix.
Nach einer Photographie.

Mommsen schließt seine Darstellung dieses Kampfes: „Wie nach trübe verlaufenem Tage wohl die Sonne im Sinken durchbricht, so verleiht das Geschick noch untergehenden Völkern wohl einen letzten großartigen Mann. Also steht am Ausgang der gallischen Geschichte Vercingetorix. Er vermochte nicht sein Volk von der Fremdherrschaft zu erretten, aber er hat ihm die letzte noch übrige Schande, einen ruhmlosen Untergang, erspart. Er hat nicht blos gegen den Landesfeind kämpfen müssen, sondern vor Allem gegen die antinationale Opposition verletzter Egoisten; ihm sichern seinen Platz in der Geschichte nicht seine Schlachten und Belagerungen, sondern daß er es vermocht hat, einer zerfahrenen und in Particularismus verkommenen Nation in seiner Person einen Mittel- und Haltpunkt zu geben, wenn auch seine gewaltigen Thaten und seine hochherzige Aufopferung nur ein kurzer Sommer einschließt. Das ganze Alterthum kennt keinen ritterlicheren Mann, in seinem innersten Wesen wie in seiner äußeren Erscheinung. Aber der Mensch soll kein Ritter sein und am wenigsten der Staatsmann. Es war der Ritter, nicht der Held, der es verschmähte sich aus Alesia zu retten, während doch an ihm allein der Nation mehr gelegen war als an hunderttausend gewöhnlichen tapferen Männern. Es war der Ritter, nicht der Held, der sich da zum Opfer hingab, wo durch dieses Opfer nichts weiter erreicht ward, als daß die Nation sich öffentlich entehrte und ebenso feig wie widersinnig mit ihrem letzten Athemzug ihren weltgeschichtlichen Todeskampf ein Verbrechen gegen ihren Zwingherrn nannte. Es ist nicht möglich ohne geschichtliche und menschliche Theilnahme von dem edlen Arvernerkönig zu scheiden; aber es gehört zur Signatur der gallischen Nation, daß ihr größter Mann doch



Plan der Belagerung von Alesia durch Cäsar.

Die dicken Linien bedeuten die beiden Umwallungslinien Cäsar's gegen Alesia und die Entsatzarmee. — I bis VIII die acht Lager. — o o die 23 Redouten. — Ia auf dem Westvorsprung des Mont Auxois ist die Statue des Vercingetorix.

nur ein Ritter war." — Für sie war sein Verlust unersetzlich; mit ihm war Einheit in die Stämme gekommen, mit ihm entwich die Einheit. Die Gesammtvertheidigung wurde nicht fortgesetzt, mit den Einzelnen wurde Cäsar leicht fertig. Finis Galliae!

Es war eine Schuld der französischen Nation, die Napoleon III. einlöste (ihm verdankt überhaupt Frankreichs Geschichtsforschung vieles), daß er nach den Ausgrabungen Vercingetorix das schöne Denkmal setzen ließ. Wie das unseres glücklicheren deutschen Römerbekämpfers Hermann ist dieses Kunstwerk Meillet's auch aus Kupfer getrieben. Napoleon ließ darunter schreiben: La Gaule unie formant une seule nation animée d'un même esprit peut défier l'univers. Vercingétorix aux Gaulois assemblés. Caes. de bell. Gall. l. VII. c. XXIX. Napoléon III. empereur des Français à la mémoire de Vercingétorix* — Worte, die Cäsar an obiger Stelle als von dem großen Arverner beim Aufruf zum Kampfe gegen den Landesfeind zu seinen Landsleuten gesprochen überliefert hat.

So gleich ist sich das Volk in seiner Sprechweise geblieben; dieselben Zeilen könnten in Aufrufen Carnot's, des ersten und dritten Napoleon, Gambetta's, Victor Hugo's stehen. Die Statue ist zugleich ein Denkmal Napoleon's: zur Zeit seiner größten Macht, als er befahl, daß sie entstehe, dachte er wohl kaum daran, daß er, geschmäht von dem Volke, das damals sein vive l'empereur erschallen ließ, auf fremder Erde sterben würde, daß das Nachbarvolk, das er schwach zu erhalten bestrebt war, erstarken und, selbst durch Blut und Eisen geeinigt, „das vereinigte Gallien", das es leichtfertig herausgefordert, niederwerfen würde, alle wie ein Mann, selbst die jüngsten mit. Ein solcher jüngster, ein Schulcamerad von mir, der zum Neid der andern, die das Unglück hatten für „zu jung und schwach vermeint" zu werden, die Bänke der Unterprima hinter sich lassen durfte, um in den heiligen Krieg zu ziehen, war als Patrouillenführer in einer Winternacht an diese classische Stätte verschlagen worden. Als er vom Thale aus die Riesengestalt bemerkte, die sich von den breiten Linien des Horizonts am Nachthimmel abzeichnete, fragte er den beholzschuhten Bauer, der in sanftem Zwang die Prussiens durch das schneebedeckte Land führte, was das sei.

„Ah, monsieur, voilà le Vercingétorix!" war die Antwort, mit welcher die Tertianerschulstube sich dem jungen Vaterlandsvertheidiger wieder in mächtiger Erinnerung aufdrängte, zu ungewöhnlicher Stunde, an noch ungewöhnlicherem Orte.

Ich hatte mich längere Zeit hindurch so ganz in die Vergangenheit zurückversetzt, daß herankommende Schritte mich unangenehm aus meinen Phantasien, erfüllt von „Schild- und Schwerterschall, Kampfgeschrei und Toben" hochgewachsener Gallier und behender Legionare, aufschreckten. Ich erhob mich; die sich näherten, waren zwei geistliche Herren, ein älterer und ein jüngerer. Sie waren sichtlich erstaunt mich mit Karte und Buch hier zu treffen; um ihnen das Erstaunen zu benehmen, fragte ich nach dem, was mir von der Oertlichkeit noch unklar geblieben. Auf's Bereitwilligste gab man mir Auskunft; besonders der ältere, wie sich später bei gegenseitiger Vorstellung herausstellte, Mr. l'Abbé L., Chanoine von Dijon, der früher Pfarrer in der Nähe von Alise war, hatte sich selbst auf's Eingehendste mit der Localität beschäftigt und war eine Autorität bei den Ausgrabungen gewesen. Er gab mir schließlich die Adresse eines Mr. Perney, der das Museum unter sich habe. Wir trennten uns; nach einem Abschiedsblicke auf Vercingetorix stieg ich abwärts und bog nach Süden um das Plateau, um in das Dorf zu kommen. Dieses liegt, theilweise förmlich angeklebt an die steilabfallenden Felswände, an dem Südwestabhange des Mont Auxois und scheint wohlhabend zu sein. Mr. Perney war leider nicht zu Hause; an seiner Stelle zeigte mir ein weiblicher dienstbarer Geist das „Musée". Diese stolze Aufschrift trägt ein kleines Gartenhaus, welches in einigen Glaskästen Reste von Waffen, Münzen, Gefäßen, menschlichen Gebeinen enthält; den Löwenantheil der Ausgrabungen hatte seiner Zeit die Sammlung in St. Germain erhalten.

Nachdem ich eine Erfrischung eingenommen, und zwar auch wieder Bier (aus Dijon) in dem Weinlande, stieg ich die andere breite Straße des Ortes hinan. In einem kleinen Kramladen bei einer alten Frau fand ich unter Heiligenbildern (ich glaube, in Alise existirt ein wunderthätiges) die Photographie der Statue des stolzen Galliers, deren Holzschnittwiedergabe diesen Artikel ziert. Beim Heraustreten hatte ich die Freude wieder, diesmal allein, Mr. le Chanoine zu begegnen; der liebenswürdige Greis ließ es sich nicht nehmen, mich zu führen. Er ging mit mir nach Osten längs des Südabhangs, wo die Felsen des Plateaus am steilsten sind und wo die Gallier sicher keine Mauern brauchten. Er zeigte mir da ein wohlconservirtes gallisches Grab und knüpfte im Laufe der Unterhaltung längere Reflexionen an die Katastrophe von Alesia, indem er meinte, daß jetzt, „zwischen christlich katholischen Völkern" wohl nicht mehr die unnützen Esser einer belagerten Stadt zum Hungertode zwischen zwei feindlichen Wällen verdammt würden, und daß man tapfere Feinde jetzt nicht mehr hinrichte, wie er an Abd-el-Kader bewies. Auf dem Rückwege erzählte er mir, er weile zur Cur in dem Spitale des Dorfes; hier sei eine Heilquelle gefaßt, deren Kraft das Volk besonders rühme, weil das Wasser durch die Asche verbrannter Städte fließe. Er bedauerte sehr, mir andern Tages die Reste der Umwallungslinien im Thale und auf den umliegenden Höhen nicht zeigen zu können, nachdem ich ihm gesagt, daß meine Zeit beschränkt sei. Ich dankte ihm für seine Freundlichkeit und schied mit den herzlichsten Worten, die mir mein Französisch eingab: „Ich bin glücklich, daß ich einen Franzosen gefunden habe, welcher einen Deutschen nicht als ein Ungeheuer ansieht," was mir ja mehrfach begegnet war.

Mit raschen Schritten eilte ich, da es dunkel wurde, les Laumes zu. Hier saß die Gesellschaft von Mittags gerade wieder beim Diner. Frech geworden durch meine sprachlichen Erfolge des Nachmittags, nahm ich lebhaften Theil an der Unterhaltung, suchte den Herren die Meinung beizubringen, daß es doch das Beste sei, wenn Franzosen und Deutsche jetzt, nachdem Jeder habe, was ihm gebühre, sich in Frieden ließen, und daß ich besonders kein Spion, sondern nur ausgestiegen sei, um ihren großen Vorfahren Vercingetorix zu besuchen. Einen kleinen Erfolg glaube ich in der Sache davongetragen zu haben, weniger in der Sprache, denn die kleine Burgunderin, die uns bediente, kam fast nicht aus dem Lachen heraus.

Bis zum Eilzug um Mitternacht hatte ich noch einige Stunden Zeit, um zu ruhen und die Eindrücke des Tages zu verarbeiten. Der Zug kam mit einer halben Stunde Verspätung an; als er nach Dijon weiter sauste, an dem mondscheinbeglänzten Vercingetorix vorbei, war es mir, als nicke der letzte Ritter der Gallier von der Höhe mir seinen Abschiedsgruß zu. Sicher kann er sein, daß ich von der Stätte, die er geheiligt, die schönsten Erinnerungen mit in die Heimath nahm.

* Das vereinigte Gallien, bildend eine einzige, von demselben Geiste beseelte Nation, kann dem Weltall Trotz bieten. Vercingetorix an die versammelten Gallier. Caes. de bell. Gall. VII. Buch, XXIX. Cap. Napoleon III., Kaiser der Franzosen, dem Andenken des Vercingetorix.

Dann geh' zu ihr . . .

Das Beste ist, auf Dich allein zu bauen,
Doch wo nicht klar genug die Augen schauen,
Und Dich verläßt das muthige Vertrauen,
Aus eig'ner Kraft den Knoten zu durchhauen —
Den Rath der Männer suche ohne Grauen.

Wenn aber Zweifel Dir am Herzen nagen,
Dann geh' zu ihr mit Deinem bangen Zagen,
Die unter ihrem Herzen Dich getragen,
Und frage Dich, kannst Du sie selbst nicht fragen:
Was würde wohl die Mutter dazu sagen?

Albert Traeger.

Die Sage vom Doctor Faust.

Von Fr. Helbig.

I.

Faust und der deutsche Volksgeist. — Faust-Prometheus. — Urkundliche Existenz des Doctor Faust. — Glauben und Wissen. — Die Magie. — Die Faust-Idee. — Das Faust-Buch von Spieß. — Marlow. — Englische Komödianten. — Das Puppen- und Volksspiel. — Faust wird „gerettet“. — Lessing. — Das Münchener Faust-Drama.



Der Genius des deutschen Volks darf es sich zu hohem Ruhme anrechnen, daß er die tiefsinnigste aller Sagen, die Sage von Dr. Faust, zur Existenz und zugleich zur höchsten künstlerischen Entwickelung gebracht hat. Im Schooße der romanischen Völker konnte nur ein Don Juan, kein Faust entstehen. Und als dieser romanische Don Juan doch über die deutsche Grenze hinüberging, schlüpfte er ganz unversehens in das Gewand des weiland „Doctors und Magisters“, das heißt er erhielt ein höheres geistiges Relief. Auch der polnische Faust kommt nicht über den alten Don Juan hinaus. Die Faust-Sage ist aber auch mit dem deutschen Volksgeiste auf's Innigste verwandt. Es steckt in ihr ein gut Stück davon, wenn nicht das Ganze.

Die Idee der Faust-Sage finden wir schon im hellenischen Alterthum, ein Umstand, der eben nur die nahe Verwandtschaft des griechischen mit dem deutschen Geiste documentirt. In dem praktischen Realismus der Römerwelt freilich konnte keine Faust-Sage erstehen. Eine gewisse Faust-Idee lag den Eleusinischen (Dionysos-)Festen zu Grunde, welche den Kampf des Geistigen mit dem Fleische, des Irdischen mit dem Göttlichen symbolisirten. Noch greifbarer trat sie zu Tage in der Sage von Prometheus und Dädalus-Icarus. Auch Dädalus und Icarus strebten, dem Faust vergleichbar, über die Erde hinaus der Sonne zu und büßten die vermessene Ueberhebung mit der Erkenntniß menschlicher Ohnmacht. Auch Faust-Prometheus wollte den Menschen das Licht, die Erkenntniß, bringen, aber die eifersüchtigen Götter warfen den verwegenen Himmelsstürmer zurück auf die Erde und strafTen ihn mit ewig nagender Pein, wie seinen späteren deutschen Nachfolger mit den Qualen der Hölle. Die Entwickelung der deutschen Faust-Sage ist indeß eine ganz selbstständige, wenn auch einzelne altgriechische Motive, wie z. B. die Entführung der Helena, hinein verwebt sind.

Die erste Frage, welche uns zu beschäftigen hat, würde zunächst wohl die sein: Hat ein Doctor Faust überhaupt gelebt? Durch zeitgenössische Zeugnisse wird diese Frage auf das Bestimmteste bejaht. Schon das älteste literarische Document der Faust-Sage, das im Jahre 1587 gedruckte Faust-Buch des Buchdruckers Spieß, deutet in der einleitenden Widmung darauf hin. „Es sei,“ heißt es dort, „seit vielen Jahren schon eine gemeine und große Sage in Teutschland Doctor Johannis Fausti, des weitbeschreiten Zauberers und Schwarzkünstlers, gewesen und allenthalben eine große Nachfrage bei Gastungen und Gesellschaften nach des gedachten Fausti History gewesen.“ Der Verfasser schickt dann auch eine genaue Lebensbeschreibung Faust's voraus, läßt ihn in Roda bei Weimar geboren sein, schildert ihn als einen „geschwinden Kopf“, der zu allerlei Muthwillen aufgelegt gewesen sei und für die Theologie, zu der ihn seine Eltern bestimmt hatten, keine rechte Zuneigung empfunden, es gleichwohl aber durch seine geistige Findigkeit und Geschicklichkeit schon im sechszehnten Jahre zum Magister und Doctor der Theologie gebracht habe. „In dieser wissenschaftlichen Unbefriedigtheit,“ heißt es in dem Buche weiter, „wandte er sich nach Krakau, einer Hochschule der Zauberei, und studirte Tag und Nacht die nekromantischen und andere Bücher, wollte sich nachher keinen Theologen mehr nennen lassen, ward vielmehr ein Weltmensch, zugleich auch ein Arzt, der vielen Leuten half, ein Astronom und Mathematiker.“

Aber auch schon vor dem Erscheinen des Spieß'schen Faust-Buchs wird der Person des Faust mehrfach urkundlich Erwähnung gethan. So in einem Briefe des Abts von Sponheim Trithemius vom 20. August 1507. Dort erscheint er unter dem Namen Georg Sabellicus, und in der That scheint dies sein rechter Name, und der Name Faustus — der Glückliche — nur ein Beiname gewesen zu sein. Trithemius nennt ihn „einen Landstreicher, Schwätzer und Betrüger, der sich eher einen Narren als einen Meister nennen sollte“; Begbardi in seinem „Zeyger der Gesundheit“ (1525) einen tapferen Mann, der fast durch alle „Landschaften, Fürstenthümer und Königreiche“ gezogen und die Kunst der Nekromantie, Physiognomie und der Visionen der Krystalle gezeigt habe.

Ebenso gedenkt Johann Gast, ein protestantischer Theologe, in seinen 1554 erschienenen Tischreden seiner, und Johann Manlius erwähnt in seiner Sammlung von Gemeinplätzen aus den Reden Melanchthon's und anderer berühmter Leute (1566) der persönlichen Bekanntschaft Melanchthon's mit Faust. Melanchthon erzählt dort von ihm, Faust sei aus Kundlingen in Schwaben, nahe von Melanchthon's Geburtsort Bretten, gebürtig gewesen, habe in Krakau die Magie erlernt und sei sich geheimer Künste rühmend an vielen Orten umhergezogen, auch mehrfach der Gefangennahme durch Häscher entwischt. Selbst in Luther's Tischreden wird eines Schwarzkünstlers Faustus gedacht, an den Luther seine Ansichten über den Teufel anknüpft.

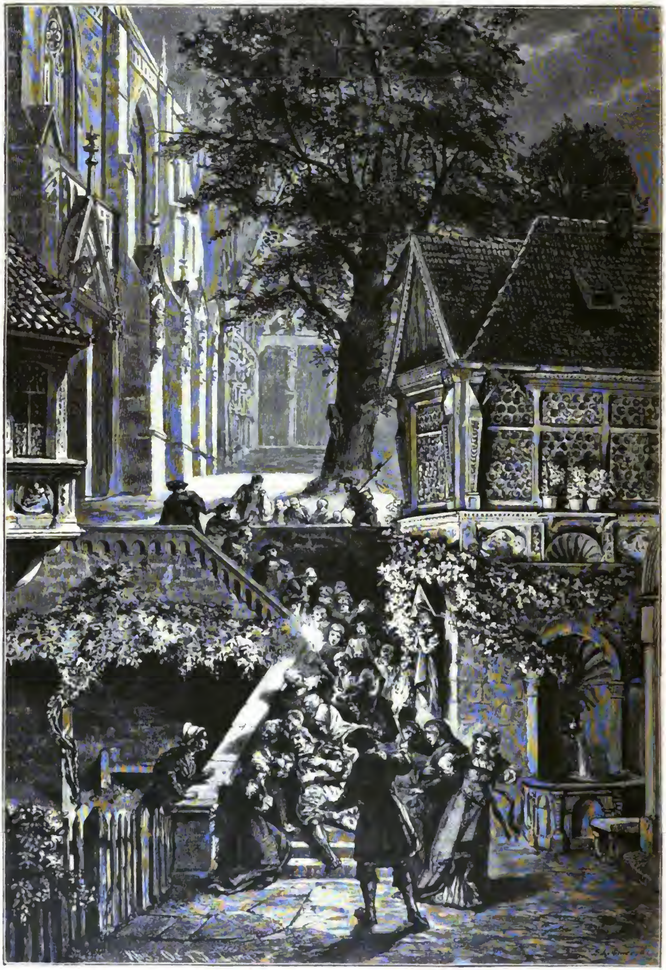
Conrad Geßner schreibt in einer Epistel vom 16. August 1560 an den kaiserlichen Leibarzt Kreto von Krafftsheim von einem Faust, der vor nicht langer Zeit gestorben sei und einen außerordentlichen Ruf gehabt habe. Ein gleiches Zeugniß finden wir bei Johann Wier 1565 in dessen Werke über die „Spuren der Dämonen“. Auch der Jurist Camerarius will 1602 ältere Leute gesprochen haben, welche den Johann Faust von Kundlingen noch gekannt und viel von ihm gehört hatten, während der Theolog Heinrich Bullinger 1575 ihn unter seine Zeitgenossen zählt und Leonhard Thurneißer in seinem Zaubertheater ihn den Zauberern beigesellt. Auch Franz von Sickingen hat auf seiner Burg eine zeitlang die Gesellschaft des Faustus Sabellicus jun. genossen.

Daß Faust längere Zeit an der Universität Erfurt gelehrt und dort sein Wesen getrieben haben soll, scheint eine Angabe von Martinus Rufus zu bestätigen, indem derselbe 1513 in einem Briefe an einen Freund schreibt: „Es kam vor acht Tagen quidam Chiromanticus (ein gewisser Schwarzkünstler) nach Erfurt Namens Georg Faust, ein Prahler und Schwätzer.“

Aus dem Allen scheint hervorzugehen, daß Faust eine Art verdorbener Gelehrter war, der in der Weise der fahrenden Schüler ohne feste amtliche Stellung zum Aergerniß der Gelehrtenzunft, von der er abgefallen war, abenteuernd im Lande umherzog und das Volk durch allerlei Kunststücke und Eulenspiegeleien haranguirte. Wahrscheinlich hat es auch mehrere solche Fauste gegeben, da wir einem Faustus jun. begegnen.

Zur Feststellung des erst volksthümlich und zuletzt literarisch berühmt gewordenen Faust sind dann eine Anzahl von Zügen und Handlungen anderer theils sagenhafter, theils zu einer historischen Merkwürdigkeit gelangter Personen, wie z. B. des Zauberers Virgilius, des Theophrastus Paracelsus, verwendet und mit dieser Person dann die Faust-Idee selbst in Verbindung gebracht worden.

Diese Idee war aber ein Product ihrer Zeit, sie lag gleichsam



Valentin's Tod.

Aus der Faust-Aufführung im Leipziger Stadttheater, 1. Tagewerk 4. Act 10. Scene.

Originalzeichnung von E. Limmer.



Faust läßt vor dem kaiserlichen Hofe Helena und Paris erscheinen.
Aus der Faust-Aufführung im Leipziger Stadttheater, 2. Tagewerk 1. Act 8. Scene.
Originalzeichnung von E. Limmer.

in der Luft. Sie spricht sich bereits im Eingange des Spieß'schen Faust-Buchs aus, wenn es dort heißt: „Faust nahm sich Adlersflügel, wollte alle Gründe im Himmel und auf Erden ausforschen, denn sein Fürwitz, Freiheit und Leichtfertigkeit stachen ihn und reizten ihn nur, daß er deshalb den Teufel vor sich gefordert." Es war der in jene Zeit hineingeworfene Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen, ein Zwiespalt, welcher der kindlicheren Lebensanschauung des Mittelalters noch fremd war. Für das Ansehen der Kirche drohte diese Erneuerung des philosophischen Denkens, dieses Streben nach Erkenntniß, das besonders durch die neu ausgegrabene Literatur der alten Welt gefördert worden war, sehr verhängnißvoll zu werden. Sie war daher rasch mit ihrem Fluche bei der Hand und erklärte alles Streben und Forschen nach Dingen, die außerhalb der gemeinen Erkenntniß lagen und den Glaubenssätzen der Kirche widersprachen, für einen Abfall von Gott und folgerecht für eine Verbindung mit dem Widerpart Gottes, dem Satan. Für einen solchen Abfälligen verschloß sich auf immer das Thor ihrer Gnade, der Eingang zum Himmel. Für einen Don Juan hatte sie, wenn er sich zu Reue und Buße bekehrte, noch Gnade, für einen Faust — niemals.

Zu dem kam noch ein anderer Umstand. Neben dem kirchlichen Glauben hatte sich im Schooße des Volkes noch eine Art Afterglaube, der Aberglaube, entwickelt. Derselbe hatte seinen Ausgang im altgermanischen Heidenthum. Die Kirche hatte zwar einen Theil dieses altheidnischen Cultus in christliche Formen zu bringen verstanden. Es blieb aber noch Mancherlei übrig, das im Schooße des Volkes sein heimlich genährtes Dasein fristete. Das Volk glaubte noch an geheimnißvolle Naturkräfte, welche durch Dämonen vertreten und in Bewegung gesetzt würden. Durch die Kenntniß dieser Naturkräfte konnte man übernatürliche Wirkungen hervorbringen und sich in den Besitz von Dingen und Genüssen versetzen, die auf den gewöhnlichen Wegen unerreichbar blieben. Dazu mußte man freilich die Gunst jener Dämonen erringen. Diese Dämonen aber standen außerhalb des Christenthums. Wer sich mit ihnen verband, fiel von dem Christenthum ab und folgerecht der Hölle anheim.

Weiter hatte sich schon unter den alten Aegyptern, Chaldäern und Griechen eine geheim gehaltene Wissenschaft entwickelt, welche den Wissenden die Kenntniß übernatürlicher Dinge und die Macht übernatürliche Wirkungen hervorzubringen, das ist zu zaubern, in gleicher Weise vermittelte. Diese von den Arabern dann noch besonders ausgebildete Wissenschaft führte den Namen der Magie — im Grunde war dieselbe nichts weiter als ein Spiel mit leeren Formeln — und war inzwischen vom Morgenlande nach dem Abendlande gekommen. Sie wurde von der wissensdurstigen Zeit begierig aufgegriffen. Auch diese Magie wurde von der christlichen Kirche, von der sie theilweis ihre Formen borgte, verurtheilt und ihre Anhänger wurden geächtet.

Endlich hatte die Wiedererweckung der Antike in jener Zeit der Renaissance auch das heitere Sinnesleben des Alterthums mit geweckt. Die Kirche aber war dem weltlichen Treiben abhold, sie verlangte Entsagung und Ablehr von den Freuden dieser Welt. Wer den letzteren zu stark sich hingab, machte sich des Bündnisses mit den Mächten der Hölle in gleicher Weise verdächtig; daher wurde auch Don Juan in den alten spanischen Sagen eines solchen Bundes geziehen.

Aus diesen Widersprüchen und Anschauungen heraus erwuchs nun die Faust-Sage, in der sich dieselben gleichsam verdichteten. Gehen wir nun zu den einzelnen dichterischen Bearbeilungen derselben über.

Das Faust-Buch von Spieß erzählt uns, wie Faust in einem Walde bei Wittenberg die Beschwörung der höllischen Mächte vorgenommen. Die Hölle folgt dem an sie ergangenen Rufe und sendet ihren Abgesandten Mephistopheles; die einzelnen Punkte der vorläufigen Uebereinkunft werden verabredet. Faust verlangt, daß der Geist ihm unterthänig sei und Alles thue, was er begehre; dieser wieder, daß Faust den christlichen Glauben verleugne. Nach vierundzwanzig Jahren will der Teufel ihn holen, bis dahin soll er Alles haben, wonach sein Herz gelüste. Der Verfasser des Buchs theilt die Verschreibung sogar wörtlich mit.

Nachdem der Pact also abgeschlossen und mit Faust's Blut besiegelt ist, regt sich sofort Faust's dürstende Wißbegierde, und er stellt an den im Gewande eines Mönchs auftretenden Mephisto allerlei Fragen über das verborgene Wesen der Dinge. Mephistopheles läßt sich nur ungern in die gelehrten Disputationen ein und giebt allerlei ausweichende Antworten. Doch entwirft er eine Art Weltentstehungslehre, schildert den Himmel und mit besonderer Vorliebe die Hölle nach den Anschauungen damaliger Zeit. Als Faust daran nicht genug hat und immer gieriger nach Erkenntniß strebt, als er insbesondere darüber Auskunft verlangt, wie Gott die Welt erschaffen habe, da giebt ihm, wie es im Texte heißt, der Geist einen falschen und gottlosen Bericht. Unbefriedigt über die erlangte Weisheit, beginnt Faust nun die Wahrheit in der Welt selbst aufzusuchen, indem er dieselbe auf einem Drachenwagen an allen Orten und Enden durchstreift. Auf diesen Reisen wird der Gelehrte zum Zauberer und Hexenmeister, der den Papst und Sultan vexirt, dem Kaiser Karl V. die Gestalten der Antike wieder erscheinen läßt und vor dem gemeinen Volke bis zum Hokuspokus eines Taschenspielers herabsteigt. Bei diesem schalen Treiben faßt ihn mehrfach der Ueberdruß und die Reue, die Sehnsucht nach dem verscherzten Himmel, die ihm Mephistopheles durch den Genuß immer neuer Sinnesfreuden zu vertreiben weiß. Alle schönen Frauen des Erdballs führt er in seine Arme. Selbst Helena, das Schönheitsideal der alten Welt, erweckt er wieder zum Leben und verleiht ihm sogar den Scheingenuß ehelichen Glücks an ihrer Seite. Als die Frist abgelaufen ist, verfällt Faust in die kläglichste Verzweiflung. Den Ausbruch seiner Reue und Zerknirschung parodirt Mephisto mit wahrhaft teuflischem Spott. „Du solltest dem Teufel nicht so viel vertraut haben," lallt er ihm zu, „denn der Affe Gottes ist ein Lügner und Mörder. Hättest Du Gott vor Augen gehabt und Dich mit den Gaben, so er Dir verliehen, begnügen lassen, dürftest Du diesen Reihentanz nicht tanzen."

Faust lädt in Folge dessen die Genossen seiner Freunde in der letzten Nacht zu einem Nachtmahle und hält ihnen eine bußfertige Predigt, indem er sie ermahnt, immer Gott vor Augen zu haben und ihn zu bitten, daß er sie vor des Teufels Arglist behüte. Um Mitternacht tobt gräßlicher Lärm um's Haus und am Morgen findet man von dessen Herrn nichts weiter als sein verspritztes Gehirn. Eine ermahnende, christliche Moral schließt das Buch.

Nach dem Erscheinen des Spieß'schen Faust-Buches bemächtigt sich auch bereits die gestaltende Poesie des anziehenden Stoffes. Schon im Jahre 1594 brachte der englische Dichter Marlow, ein Vorläufer Shakespeare's, ihn in die dramatische Form. Das im Jahre 1604 zuerst gedruckte Drama schließt sich eng an das Spieß'sche Faust-Buch an, das der Dichter gekannt haben muß. Das Stück beginnt im Studirzimmer Faust's mit einem Monologe von demselben Gedankeninhalte, wenn auch nicht von derselben Gedankentiefe wie bei Goethe. Faust hat alle Wissenschaften durchstudirt; keine gewährt ihm Befriedigung. Er wirft sie zur Seite und eilt in die Arme der Magie. Durch sie will er zur Gottheit empor. Nun folgen im Stücke die gleichen wißbegierigen Fragen nach den höchsten Dingen, das Durchstreifen der Welt, die Zaubereien und Phantasmagorien, das Begehren nach dem Weiblichen wie bei Spieß. Himmel und Hölle werden als guter und böser Engel personificirt in Scene geführt. Beide streiten sich um Faust. Jener sucht ihn der Tugend, diese dem Laster in die Arme zu führen. Zu dem guten Engel gesellt sich noch Faust's Vater, der den Sohn flehend bittet, vom Bösen zu lassen. Faust ringt wiederholt mit Reue und Umkehr, aber Mephisto gewinnt immer wieder den Sieg.

Englische Schauspieler, welche namentlich in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in Truppen Deutschland durchzogen, brachten Marlow's Drama zu uns, und aus ihm bildete sich dann unter Benutzung der einheimischen Traditionen das deutsche Volksschauspiel vom Doctor Faust, das bald auf dem Marionettentheater, bald auf der lebenden Bühne erschien. Diese deutschen Schau- und Puppenspiele, deren Wilhelm Creizenach in seiner Schrift „Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels von Dr. Faust" (1878) nicht weniger als acht aufführt, sind in der Hauptsache sich gleich und nur im Einzelnen von einander verschieden. Eigenthümlich ist allen das der Handlung vorausgehende Vorspiel in der Hölle. Hier beschwert sich Charon bei Pluto gegen die Furien, weil sie ihm keine Seelen mehr brächten. Pluto läßt die Furien kommen und ermahnt sie, die Menschen besser zu bearbeiten, sie zu lehren, Böses zu thun, und beauftragt insonderheit den Mephisto, den Dr. Faust in Wittenberg für die Hölle zu erobern, Faust, der seiner Gesinnung nach schon der Ihre sei.

Hier erscheint Faust schon in etwas idealerer Fassung. Noch aber steht der eigentliche Teufelspact im Mittelpunkte der Handlung; noch ist der Fluch der Kirche nicht von ihm genommen. Erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, als eine neue geistige Strömung in die Zeit hineindrang und die gefesselten Geister entfesselte, nahm die Faust-Sage eine mächtige Wendung. Faust wurde nicht mehr gerichtet, er wurde gerettet. Und der zuerst diese rettende That vollzog, war kein Geringerer als Lessing. Lessing hatte im Jahre 1753 in der Schuch'schen Bretterbude auf dem Gensd'armenmarkte in Berlin das alte Volksschauspiel vorstellen sehen und sich dadurch zur dramatischen Bearbeitung des Stoffes angeregt gefühlt. Gleich wie Goethe, hat er den Stoff sein ganzes Leben lang mit sich herumgetragen. In der ersten Bearbeitung schloß er sich noch an die alte Faust-Fabel an, in einer zweiten brachte er die Sage dem menschlichen und zeitlichen Empfinden näher. Von dem erstern dieser beiden Lessing'schen Fauste sind uns nur einzelne Bruchstücke überliefert worden; das Manuscript des zweiten ging Lessing nach seiner eigenen Angabe auf einer im Jahre 1775 unternommenen italienischen Reise spurlos verloren. Neuerdings hat man zwar gemeint in einem in demselben Jahre zu München ohne Angabe des Verfassers gedruckten Faust-Drama den verlorenen Lessing'schen Faust wiedergefunden zu haben, es ist jedoch diese von Engel aufgestellte Annahme besonders von Kuno Fischer bestimmt widerlegt worden. Nur die Idee des Stücks und der ungefähre Gang der Handlung lassen sich aus den zerstreuten Andeutungen Lessing's und seiner Freunde erkennen. In einer Rathsversammlung des Teufels, in welcher die einzelnen Sendboten der Hölle über den Erfolg ihrer Absendung nach der Erde ihrem Obersten Beelzebub Bericht erstatten, meldet einer dieser Unterteufel, er habe auf Erden einen Menschen gefunden, dem durchaus nicht beizukommen sei. Er habe keine Leidenschaft, keine Schwachheit, nur e i n e n Trieb und e i n e Neigung: einen unauslöschlichen Durst nach Wissenschaften und Kenntnissen.

„Ha,“ ruft Beelzebub aus, „dann ist er auf immer mein, sicherer mein, als bei jeder andern Leidenschaft.“

Nun erhält Mephisto den Auftrag, diesen Faust der Hölle zu gewinnen; eine Stimme vom Himmel aber ruft: „Ihr sollt nicht siegen!“

Die Geister der Hölle wähnen nun zuletzt doch, gesiegt zu haben, und stimmen bereits einen Triumphgesang an.

„Triumphirt nicht,“ ruft ihnen die Schaar der Himmlischen zu, „Ihr habt nicht über die Menschheit und Wissenschaft gesiegt. Die Gottheit hat dem Menschen nicht den edelsten der Triebe gegeben, um ihn ewig unglücklich zu machen. Was Ihr sahet und zu besitzen glaubet, war nur ein Phantom.“

Ein Engel hatte vorher den echten Faust in einen tiefen Schlummer versenkt und an seiner Statt ein Schemen geschaffen, mit dem die Teufel ihr betrogenes Spiel trieben.

Damit ist Faust mit einem Male dem Banne der alten kirchlichen Tradition entrückt und das spätere Goethe'sche: „Wer immer strebend sich bemüht“, bereits vorbereitet. Der Höllenpact, früher die Hauptsache, ist jetzt ganz nebensächlich geworden; selbst dem Gebiete der Magie ist der Held bereits entzogen.

Auch in dem gedachten Lessing'schen Pseudo-Faust von einem unbekannten Verfasser geht der Himmel siegreich aus dem Kampfe hervor. Faust, der bereits am letzten Tage seiner Erdenfrist angelangt ist, erklärt dem Mephistopheles, daß er die ihm vom Teufel gegebene Macht nur dazu verwandt habe, Wohlthaten auszuüben, und Mephisto beweist ihm mit vernichtendem Hohne, daß er mit all diesen Wohlthaten nur Böses gestiftet habe.

Gleichwohl gewinnt auch in diesem Drama Faust den Himmel. „Die Wage der Gerechtigkeit,“ kündet zuletzt der Engel des Lichts, „ist zwar bei ihm zu leicht gefunden worden, aber die unendliche Barmherzigkeit hat seine Laster weit überwogen.“ Es ist der die Zeit bereits durchwogende Humanitätsgedanke, der hier siegreich triumphirt!

Blätter und Blüthen.

Faust als Mysterium auf der Bühne des Leipziger Stadttheaters. Im Anschluß an Fr. Helbig's Aufsätze über die Faust-Sage bringen unsere Illustrationen Scenen aus der Leipziger Aufführung der beiden Theile von Goethe's „Faust“ als Mysterium, in der Einrichtung Otto Devrient's.

Auf Devrient's Annahme, daß Goethe in der Dichtung selbst die dreitheilige Bühne fordert, wofür die Worte des Directors im „Vorspiel auf dem Theater“:

„So schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus
Und wandelt, mit bedächt'ger Schnelle,
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle“

in's Treffen geführt werden, könnte man erwidern, daß der Dichter an eine Bühnenaufführung des „Faust“ zunächst wohl gar nicht gedacht hat und seine dichterische Phantasie durch keine Fessel beengte. Dies zugegeben, bleibt dennoch die Thatsache bestehen, daß der Faust-Stoff, wie ihn Goethe vorfand und in den Umrissen beibehielt, für die Mysterienbühne zurechtgeformt war und ohne gewaltsame Einengung der modernen Bühne nicht angepaßt werden konnte. Gleich im „Prolog im Himmel“ ist die Dreitheiligkeit der Bühne nach mittelalterlichem Muster eine gebotene Nothwendigkeit, um Himmel, Erd' und Hölle gleichzeitig dem Auge vorzuführen. Aber die Fabel des Gedichtes fordert nicht nur die mittelalterliche Bühne, sondern auch die mittelalterliche Naivetät des Herzens, das fromme Gemüth treuherziger Zuschauer, um die Sage von verkaufter Seligkeit, Hexenspuk, Zauberwerk und betrogenem Teufel gläubig-entgegen zu nehmen.

Die Mysterienbühne gliedert den Raum der Scene in drei Theile. Die ebene Vorderbühne umfaßt etwa ein Drittel der Scene, der mittlere Raum füllt das zweite Drittel derselben auf etwa drei Meter Höhe, das letzte Drittel beherrscht den Hintergrund, welcher bis zu doppelter Höhe der Mittelbühne ansteigt. Zu den Emporräumen führen verstellbare Treppen, welche es gestatten, der Scene die jeweilige Gestalt anzupassen. In den einfachen Scenen, in denen die Tiefe der Bühne nicht nothwendig ist, begnügt sich die Darstellung mit dem ebenen Vorderraum. So bleibt für die Scenen in Faust's Studirzimmer, in der Hexenküche, in „Auerbach's Keller“ &c., welche in Leipzig sämmtlich in geschlossener Decoration spielen, die Dreitheiligkeit der Bühne ganz außer Betracht. — Die Mysterienbühne bietet mithin den allergrößten Spielraum für scenische Effecte, ohne im Geringsten die Vortheile einfacher Scenirung aufzugeben.

Otto Devrient's Faust-Einrichtung verwerthet nun die Dreitheiligkeit des Bühnenraumes zur Gewinnung decorativer Arrangements, durch welche die zusammengehörenden, aber örtlich aus einander liegenden Scenen einen gemeinsamen Schauplatz erhalten. Dies geschieht namentlich mit den Gretchen-Scenen, den Scenen in der kaiserlichen Pfalz und der classischen Walpurgis-Nacht. Daß die steigende Bühne den Scenen, die im Himmel spielen, besonders zu statten kommt, hat sich bald herausgestellt. — In diesen gliedert sich der Schauplatz in Hölle (Tiefe aus der Versenkung), Erde (ebene Vorbühne mit der Mittelbühne) und Himmel (Emporbühne). Auf der höchsten Höhe, in lichten Wolken, durch welche das Gottesauge strahlt, erscheinen die in Anbetung versunkenen Engel in mattfarbener Gewandung. Die Erde wird durch Felsengruppen dargestellt. In der Tiefe des Vordergrundes, in einer Felsenkluft, gähnt der teufelspeiende Höllenrachen, dem Mephisto entsteigt. Auf der felsigen Halbhöhe spielt die Scene mit dem Herrn.

Dieselbe Decoration bildet auch den Schluß des zweiten Theils. Diesmal ist der Himmel anfangs geschlossen; sieben Wolkenschleier, die sieben Himmel darstellend, öffnen sich erst nach und nach und zeigen die himmlischen Heerschaaren, zuletzt auf höchstem Wolkenthrone die Mater gloriosa, im Strahlenglanze, eine Schaar schwebender kleiner Engel um sie gruppirt.

Unten treiben kurz vorher die Trabanten Mephisto's ihren Teufelsspuk. Nachdem die schlotternden Lemuren Faust's Grab aufgeworfen und dessen Körper der Erde zurückgegeben, beginnt der Kampf um seine Seele. Die Dick- und Dünnteufel wollen dieselbe haschen, werden aber durch den Anblick des Erzengels und der Rosen auf das Grab streuenden Büßerinnen, darunter Gretchen, bestrickt und geblendet, welchem Zauber auch Mephisto erliegt und als der dumme betrogene Teufel des Mittelalters zornsprühend durch den Höllenrachen den Rückzug in's Reich der ewigen Finsterniß nimmt.

Die Scene, gehoben durch die weihevollen Engelchöre, steigert sich am Schlusse zu wahrhaft überwältigender Wirkung, ergreifend, zur Andacht zwingend — ein Beispiel, wie die Kunst der Religion dienen kann, wie sie in ihren erhabensten Werken Religion ist!

Unsere erste Illustration (S. 672) zeigt die Decoration, in welcher sich die gesammten Gretchen-Scenen abspielen. Auf der Höhe des Hintergrundes erhebt sich der Dom, vor welchem die erste Begegnung mit Faust stattfindet, im Mittelgrunde rechts Gretchen's Haus, eine breite Straßentreppe, wie man sie in älteren Städten noch häufig findet, führt in eine tiefer gelegene Gasse, in welcher links sich das Haus der Frau Marthe Schwertlein mit Vorgarten befindet. In diesem Gärtchen spielen die Liebesscenen. Unter Gretchen's Fenster befindet sich der Brunnen, an welchem Lieschen ihre Schmähungen ergießt, und am Fuße der Treppe die Mater dolorosa, den Dolch im Herzen. Die Fenster Gretchen's sind, nach mittelalterlichem Muster, zur Seite zu schieben und gewähren so einen vollen Einblick in das von süßem Dämmerschein durchwebte Heiligthum.

Dieses Arrangement ermöglicht es, die gesammten Scenen der Gretchen-Episode ohne Verwandlung, ja ohne Unterbrechung durchzuspielen, denn die zeitlichen Zwischenräume, welche die einzelnen Vorgänge trennen, werden durch die scenischen Hülfsmittel, durch Uebergang von Tag zur Nacht &c., wie durch die vermittelnde und verbindende Musik überbrückt. Die Vereinfachung des scenischen Apparates drängt die Dichtung zusammen, dieselbe wird nicht mehr durch unzählige Verwandlungen fortwährend unterbrochen und zerrissen, sondern giebt sich als ein geschlossenes Bild, welches uns durch keinerlei technische Vorrichtungen gestört oder beeinträchtigt wird. Dazu geben sich alle Arrangements leicht, ungesucht und wirkungsvoll. Die dargestellte Scene zeigt uns Valentin's Tod.

Wie natürlich ergiebt sich das Herbeieilen Gretchen's auf den ersten Hülferuf, der Zuruf Martha's an Valentin aus ihrem Garten, das Arrangement der umstehenden Gruppen und der hieran sich sofort anschließende Gottesdienst im Dome, für welchen wir den Priester mit Ministranten bereits auf der vor der Kirche liegenden oberen Straße erblicken.

Von größtem Gewinne jedoch zeigt sich die Faust-Einrichtung als Mysterium und Devrient's Bühnenbearbeitung im zweiten Theile des Gedichtes. In diesem giebt es jetzt nur volle Acte und eine zusammenhängende Folge der Scenen, welche es selbst den naivsten Laien ermöglicht, den rothen Faden des Inhalts durchweg festzuhalten. Zu einer Darlegung des Scenenganges ist hier nicht der Raum, es sei nur noch erwähnt, daß alle Scenen, die in der kaiserlichen Pfalz spielen, wie jene der classischen Walpurgisnacht zu je einem Acte zusammengefaßt und so, ein folgerecht gegliedertes Ganzes, in ihrer Gestaltung überall interessirend, in ihrem gedrängten Inhalt spannend und bühnenwirksam sind.

Unsere zweite Illustration (S. 673) zeigt uns den Schluß des ersten Actes. Auf des Kaisers Verlangen hat Faust als Geistermeisterstück Helena und Paris aus der Unterwelt heraufgezaubert und führt diese nun im Schauspiel vor. Der obere Banketsaal hat sich hinter dem geschlossenen Vorhange in einen antiken Palast verwandelt und bildet den Schauplatz des Spiels. Im Halbkreise sitzt unten der Hof, die Vorstellung glossirend. Mephisto steht links auf der Treppe oben. Faust ihm gegenüber. Es ist der Moment aufgefaßt, wo Faust, hingerissen von Helena's Erscheinung, beschließt, das Dunstbild durch die Kraft des Schlüssels, den er von den Müttern der Tiefe geholt, zum körperlichen Wesen zu gestalten.

Die Leipziger Bühne hatte sich die Faust-Aufführungen zu einer Ehrensache gemacht und stattete das Werk scenisch und decorativ völlig neu und auf das Glänzendste aus. Es fehlte nicht das große und kleine Himmelslicht, es wimmelten die Straßen in den Volksscenen von malerischen Gruppen, unter denen namentlich die Landsknechte durch historisch treue, effectvolle Costüme auffielen. Herr Director Max Staegemann bewies mit der Vorführung des größten deutschen Dichtwerkes, daß er seine Mission als Leiter der Leipziger Bühnen in echt künstlerischem Sinne erfaßt hat und durchzuführen gedenkt.

Dafür sprach auch die bis in die kleinsten Rollen vorzügliche Besetzung des Werkes, für welche das gesammte Opernpersonal zugezogen war. — Otto Devrient gastirte in dem ersten Cyclus der Aufführungen als Mephisto und erntete als Bearbeiter und Darsteller doppelten Lorbeer.*

Goethe's großes Werk lebt fortan nicht mehr im Buche allein, der großen Menge verschlossen, es steht lebendig, verkörpert vor uns und mit dem Fortschreiten der Kunst wird es uns im ganzen Glanze seiner ewigen Schönheit voll und uneingeschränkt erstehen. Hierfür gebührt dem rastlos strebenden Künstler Otto Devrient, wie dem kunstfördernden Director des Leipziger Stadttheaters, Kammersänger Max Staegemann, und seinem Oberregisseur, Ernst Gettke, nicht nur der volle Dank des Leipziger Publicums, sondern auch ein anerkennendes Wort der nationalen Kunstwelt. —

„Heilige Poesie,
Himmelan steige sie,
Glänze, der schönste Stern,
Fern und so weiter fern!
Und sie erreicht uns doch
Immer, man hört sie noch,
Vernimmt sie gern!"

singt der Chor zu Euphorion's Leyer, des Sohnes Faust's und der Helena, dessen Bild unsere Titelvignette (S. 671) bringt. — M. —

* Sein Portrait wird eine der nächsten Nummern unseres Blattes schmücken. D. Red.

Eine Romanbibliothek. Unser Blatt ist so glücklich gewesen, im Laufe der Jahre eine Reihe verschiedenartiger Erzählungen darbieten zu können, die seit ihrem ersten Erscheinen in seinen Spalten zu den werth- und wirkungsvollsten Erzeugnissen deutscher Novellistik gerechnet werden. Es ist Thatsache, daß viele derselben eine ganz ungewöhnliche Aufmerksamkeit und Theilnahme erregt, Berühmtheit erlangt und sich dauernd in der Gunst unzähliger Leser erhalten haben. Der Plan, die besten dieser beliebten, weit und breit als musterhaft anerkannten Schöpfungen in einer leichter zugänglichen Sammlung, einer „Romanbibliothek der ‚Gartenlaube'", zu vereinigen, bedarf daher wohl kaum einer besonderen Erklärung und Befürwortung. Wissen wir doch aus eigener Wahrnehmung, daß der Gedanke vom Publicum aus angeregt wurde und die Verlagsfirma mit der Ausführung endlich einem Wunsche, einem oft ihr nahegelegten Verlangen großer deutscher Kreise des In- und Auslandes entgegen kommen will. Die ausgesandte Ankündigung zeigt den Charakter, den Umfang, die Begrenzung des Unternehmens. Dasselbe beschränkt sich auf die mit dem Aufgang Marlitt's eingeleitete Epoche und konnte nicht bezeichneter eröffnet werden, als durch die Geschichte des blondhaarigen Mädchens, jenes einst so zauberhaft wirkende dichterische Gebilde, das in den beängstigenden Kriegsstürmen des Sommers 1866 plötzlich vor den Augen der Nation aufstieg und überraschendes Entzücken, wohlthuende Erfrischung, einen warmen Strahl erhebender Freude und sänftigenden Friedens in Tausende von Seelen strahlte. Mit „Goldelse" und dem darauf folgenden „Geheimniß der alten Mamsell" hat E. Marlitt nicht blos ihren Ruhmesweg, ihre eigene glanzvolle Laufbahn betreten, sondern auch entschieden den Anstoß zu einer neuen Aera des Volks- und Frauenromans gegeben. Sie hat sichtlich Schule gemacht und verwandte Talente erweckt, sodaß sich der Einfluß ihrer stil- und stimmungsvollen, mächtig fesselnden und ergreifenden Schilderungsweise, der anmuthsinnigen Poesie, des volksthümlich-freisinnigen, sittlich edlen Gehalts ihrer Darstellungen in einer Reihe von selbstständig schaffenden Nachfolgerinnen deutlich erkennen läßt.

Mit vollem Rechte werden also die sämmtlichen bereits in einer erheblichen Zahl starker Auflagen verbreiteten und doch unablässig von Neuem begehrten Romane der verehrten Meisterin, von „Goldelse" bis zu „Amtmanns Magd" in der neuen Sammlung erscheinen. Ferner wird die Bibliothek die gleichfalls hochgeschätzten, durch scharfe Charakteristik, durch schwungvolle und spannende Kraft ausgezeichneten „Gartenlauben"-Romane E. Werner's bringen, denen sich als gewiß nicht minder willkommene Collection die interessanten, von jugendfrischer Herzensinnigkeit durchhauchten Gestaltungen W. Heimburg's anschließen werden. Mannigfaltiges, in einem Wechsel von namhaften Einzelwerken verschiedener Autoren, die den Lesern der „Gartenlaube" seit lange durch bedeutsame Leistungen rühmlich bekannt und vertraut geworden sind, reiht sich zwischen die Werke der genannten Erzählerinnen; so Amelie Godin's gemüthvolles und elegant gezeichnetes Familiengemälde „Mutter und Sohn", Frau von Hillern's eigenartig geistsprühendes, von modernen Ideenstürmen bewegtes Lebensbild „Aus eigener Kraft", ferner die kleineren, durch leidenschaftliche Gluth und düstere Tragik erschütternden Novellen der unglücklichen E. Werber und endlich eine Leistung ganz anderer Art: G. v. Meyern's eindrucksvoller Roman „Teuerdank's Brautfahrt", dieses ebenso großartig gedachte als herrlich ausgeführte Kleinod historisch-poetischer Schilderung, ein Meisterstück des leider zu früh heimgegangenen Dichters. Eine hinlängliche Fülle also von erprobter Schönheit, von Geistesglanz und Herzensgenuß für die Hausbibliotheken deutscher Familien und zur Beruhigung der zahlreichen Familienväter, denen unter den heutigen Verhältnissen literarischer Production an einer bildenden, erhebenden, von reinem und edlem Sinne getragenen und doch einem gewissen philiströsen Genre sich fernhaltenden Unterhaltungslectüre für ihre Frauen und Töchter gelegen ist. Die Anschaffung der ganzen Bibliothek ist durch den gestellten Preis und die terminweise Ausgabe der Lieferungen wesentlich erleichtert. Die bereits erschienenen Lieferungen zeigen das handliche Format und die nicht luxuriöse, aber solid elegante Ausstattung der Sammlung.

Inhalt: Die Braut in Trauer. Von Ernst Wichert (Fortsetzung). S. 661. — Der zweite deutsche Bergmannstag. Von Theodor Gampe. S. 664. Mit Illustrationen von Paul Heydel. S. 664, 665 und 668. — Der französische Hermann. Von Dr. Karl Seldner. S. 667. Mit Abbildungen. S. 669. — Dann geh' zu ihr. Gedicht von Albert Traeger. S. 670. — Die Sage von Doctor Faust. Von Fr. Helbig. I. S. 671. Mit Illustrationen von E. Limmer. S. 671, 672 und 673. — Blätter und Blüthen: Faust als Mysterium auf der Bühne des Leipziger Stadttheaters. S. 675. — Eine Romanbibliothek. S. 676.

☞ **Dieser Nummer ist Nr. 8 unserer „Zwanglosen Blätter" beigelegt.**

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 42. **Die Gartenlaube.** 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Die Braut in Trauer.

Erzählung von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

4.

Als Helene genesen war, legte ihr eines Tages die Frau Consul eine Schrift vor. „Ersieh daraus,“ sagte sie, „wie sehr er Dich geliebt — selbst vor seinen nächsten Verwandten bevorzugt hat.“

Sie las sein Testament. Robert hatte sie zu seiner Universalerbin eingesetzt.

„Nein, nein!“ rief sie, „das darf nicht sein, das will ich nicht. O mein Gott, wenn Jemand glauben könnte …“

Frau Berghen beruhigte sie. „Ich denke, wir kennen einander,“ sagte sie. „Mein theurer Robert hätte sich diesen Act sparen können. Es verstand sich von selbst, daß seine Braut mein Kind blieb. Ich würde Dich bedacht haben, wie meine anderen Kinder — seinetwegen, und weil in meinem Herzen kein Unterschied ist. Ich habe keinen Sohn mehr — Du bist mir seine Verlassenschaft. Ich weiß, daß Dein ganzes Leben, wie das meinige, der Trauer um den geliebten Todten geweiht sein wird. Leben wir denn in gleichem Leide einander zum Trost.“

Helene sank an ihre Brust und weinte sich recht satt. „Die Welt hat keine Freuden mehr für mich,“ schluchzte sie. „Ach! daß ich ihm nicht folgen kann! Für mich ist er in den Tod gegangen.“

„Für Dich! Vergiß das nie,“ mahnte die Mutter.

Das Mädchen umarmte sie von Neuem. „Wie könnte ich das je vergessen?“

Helene hatte nicht vergessen — gewiß nicht. Sie war noch immer, wie am ersten Tage, überzeugt, nie vergessen zu können. Aber unmerklich hatte die Trösterin Zeit ihren Heilbalsam in die Herzenswunde geträufelt. Sie war thätig im Hause, beschäftigte sich mit Handarbeit zu wohlthätigen Zwecken, las viel, musicirte und malte. Wenn sich so der Tag mit nützlichen Dingen füllte, empfand sie so viel Wohlsein, als sie glaubte auch in ihrer Abgeschiedenheit nicht entbehren zu dürfen.

Sie hieß noch immer „Robert's Braut“. Wenn man von ihr sprach, nannte man sie kaum anders, auch in ihrer Gegenwart. Was sich von kleinen Andenken an ihn auffinden ließ, wurde ihr zugetragen. Die Möbel seines Zimmers wanderten in das ihrige, seine Bücher, seine Briefmappe, seine Taschenbüchelchen, seine Abbildungen von edlen Rennpferden und wilden Jagden, seine Sammlungen aus der Knabenzeit, seine Schulhefte und Geburtstagszeichnungen, seine Uhr mit Kette, selbst seine Waffen, auf die er viel gehalten hatte. Photographien aus jedem Lebensalter hingen an den Wänden, standen auf zierlichen Gestellen, füllten ein kostbares Album. Noch nach seinem Tode war er in ganzer Figur von dem geschicktesten Künstler der Akademie gemalt, dann für sie nochmals copirt. Trat sie in ihr Zimmer, so empfing er sie; überall war er ihr gegenwärtig.

Die Schwestern wetteiferten mit der Mutter, das Andenken an den Verstorbenen zu einem wahren Cultus zu stempeln. Doch hatten sie nach einem Jahre die Trauerkleider abgelegt — sich der Sitte gefügt, wie sie sagten. Das Haus, in dem früher ein so lebhafter, gesellschaftlicher Verkehr unterhalten wurde, konnte sich nicht dauernd in ein Kloster verwandeln. Frau Selma Osterfeld bewohnte die zweite Etage. Sie öffnete wieder ihren Salon, wenn auch zunächst nicht zu lauten Vergnügungen. Von solchen war sie überhaupt keine Freundin. Schlank gewachsen, fast hager und stets bleich, hatte sie es gern, wenn man sie für ein ätherisches Wesen hielt, für eine ganz unsinnliche Natur, für eine schöne Seele. Sie sprach immer sehr leise und etwas lispelnd, liebte die strengen Odeurs und fühlte ihre Nerven durch jedes Geräusch angegriffen. Sie gab am liebsten Thees, die spät anfingen und früh beendet waren. Eine kleine Vorlesung irgend einer hochpathetischen Dichtung war mitunter Beigabe. Ihr Mann hatte das Privilegium, sich an solchen geselligen Abenden immer nur einige Minuten blicken lassen zu dürfen, oder auch gänzlich fern zu bleiben. Der Aermste war leider durch das Geschäft so sehr in Anspruch genommen, daß er sich keine Mußestunden gönnen konnte. Das Verhältniß zwischen Beiden war schwer zu bestimmen. Sie begegneten einander vor Dritten immer mit ausgesuchter Zartheit, aber von innigeren Beziehungen war wenig zu spüren. Beide sprachen von ihrer „glücklichen Ehe“. Aus derselben war nur ein Kind hervorgegangen, ein Knabe von jetzt acht Jahren. Sie sehnten sich auch nicht nach Vermehrung der Familie. Selma war glücklich, diesem einen Sproß ihre ganze mütterliche Zärtlichkeit zuwenden zu können, Osterfeld nicht unzufrieden, daß das Vermögen „zusammenblieb“. In die Erziehung mischte er sich vorläufig wenig. Er behielt sich vor, später den dereinstigen Chef des Hauses Berghen u. Comp. für seinen Beruf vorzubilden.

Helene, so vorsichtig sie sich auch nach irgend einer Seite hin äußerte, fand Osterfeld kalt, Selma überschwänglich. Sie traute seiner Höflichkeit so wenig, als ihren wortreichen Freundschaftsbezeigungen. Auch die pietätvolle Verehrung für Robert schien ihr bei Beiden etwas Erkünsteltes zu haben, das sie verstimmte. Sie sprechen nicht, wie sie denken, mußte sie sich immer wieder sagen. Und warum sprechen sie überhaupt mit mir so

eifrig bei jeder Gelegenheit über einen Gegenstand, der in mir die trübsten Erinnerungen wecken muß? Daß Osterfeld, sowie er sie sah, auch das Testament seines Schwagers vor Augen hatte, ahnte sie freilich nicht. Wie hätte ihr das einfallen können, da sie auf diese letztwillige Erklärung nie ein größeres Gewicht gelegt hatte, als daß sie auch darin einen Beweis von Robert's tiefer Neigung schätzte.

Auch Vera hätte sie sich bei ganz freier Wahl nicht gerade zur Freundin ausgesucht. Sie war in ihrer äußeren Erscheinung der Gegensatz zu der viel älteren Schwester, eher klein als groß, voll und, wie man sagt, blühend wie eine Rose. Doch fehlten ihr die zarten Farben dieser Blume; bei ihrem lebhaften Temperament erhitzte sie sich leicht und ärgerte sich dann über ihre rothen Backen. Sie hielt auf die neueste Mode und war auf drei der ersten Fachzeitungen abonnirt, konnte aber sehr ungehalten sein, wenn man sie auch nur im Scherze beschuldigte, diesen Dingen irgendwelche Wichtigkeit beizulegen. Sie wollte eher für eine Gelehrte gelten, besuchte wissenschaftliche Vorlesungen „interessanter" Professoren und las Bücher, die sie nur zum kleinsten Theil verstand. Sie war Dilettantin in mancherlei Künsten, ihrem Können aber stets um mehrere Stationen voraus. So übte sie nur die schwierigsten Clavierstücke, ohne sie je zu bewältigen, und sprach mit Bedauern von den Leuten, die hübsche Musik machen. Sie behauptete, Partituren lesen zu können, und bildete es sich sicher auch ein. Sie malte in Oel, modellirte auch gelegentlich, um „ihren Farbensinn zu bilden". In der Kunstgeschichte war sie so weit beschlagen, eine Reihe von Namen hersagen zu können, die den Laien verblüffen mußten. Auch verfügte sie über eine gewisse Zahl von Kunstausdrücken und machte davon namentlich in Bilderausstellungen verschwenderischen Gebrauch. Im Salon zu glänzen war ihr geheimster Ehrgeiz. Sie konnte aber auch sehr gefühlvoll sein und besaß in bewunderungswürdigem Maße das Talent, „sich aussprechen zu können". Wie gerne sie es übte, wußte Helene.

Ob Herr von Gräwenstein der richtige Mann für sie sei, konnte bezweifelt werden. Er war ein tüchtiger Soldat, verwandt und verschwägert mit hohen Militärs und sonstigen Großwürdenträgern und hatte auf ein gutes Avancement zu rechnen — wenn ihn seine Schulden nicht unmöglich machten. Davon hatte er gerade so viel aufgesummt, daß er die Verpflichtung fühlte, sich nach einer reichen Partie umzusehen. Er sprach nicht Französisch und Englisch, spielte nicht Clavier — um so eifriger freilich Karten — war wenig belesen, außer in amüsanten Romanen, deren Titel er doch nie behalten konnte, verstand von Kunstsachen gar nichts und verließ sich überall mit Vorliebe auf seinen „praktischen Verstand". Seine Witze waren oft nicht die feinsten, aber in Damengesellschaft erfreute er sich großer Anerkennung wegen seines frischen, munteren Wesens, seiner kecken Galanterie und seiner Fertigkeit im Tanz. Mit diesen Eigenschaften konnte er kaum erwarten, bei Vera Berghen sein Glück zu machen. Doch fing er's geschickt genug an, sie für sich zu interessiren, indem er sich ihr auf Gnade und Ungnade ergab. Er stellte sich womöglich noch unwissender, als er war, um ihr ganz staunende Bewunderung ihrer „riesigen" Kenntnisse und Talente beweisen zu können. Das schmeichelte ihr. Welches Glück, dem Herrn Gemahl stets als ein höheres Wesen zu erscheinen, gegenüber dem rauhen Militär als die Vertreterin von Kunst und Wissenschaft zu glänzen! Diese Erwägungen gaben rasch die Entscheidung. Die Verlobung wurde gefeiert.

Und nun verstand es sich auch ganz von selbst, daß sie ihren Bräutigam liebte, stets geliebt hatte. Helene mußte sich ihre verschwenderischen Gemüthsergüsse gefallen lassen. Sie hätte ja erfahren, was Liebe sei. „Jetzt kann ich erst die ganze Größe Deines Verlustes ermessen!" rief sie. „Wie hast Du ihn nur überleben können? Wenn ich denken sollte ... o, ich müßte den Verstand verlieren! Was ist das Leben ohne Liebe? Eine Welt ohne Sonnenschein. Kann man sich denn wirklich in sie hineingewöhnen? Deine Seelenstärke ist bewundernswerth. Und daß Du nun täglich daran erinnert werden mußt, was Dir das tragische Geschick unbarmherzig geraubt hat! Ich will Dir's nicht verdenken, wenn unsere Freude Dich traurig stimmt. Nimm auf uns keine Rücksicht und ziehe Dich zurück, so oft Dir's so um's Herz ist. Ich werde Dich bei Gräwenstein zu entschuldigen wissen. Das Bild unseres theuren unvergeßlichen Robert wird Dir stets die liebste, die einzig befriedigende Gesellschaft sein."

Helene fühlte sich verletzt durch dies zudringliche Mahnen. Sie vermißte den herzlichen Ton echten Mitleids. Es war so viel Schellengeklingel dabei.

Mama Berghen hatte aber ganz Recht gehabt: Die Verlobung gab rasch dem stillen Hause ein ganz verändertes Ansehen. Gräwenstein setzte überall die heitere Stimmung voraus, in der er sich selbst befand. Nachdem die pflichtschuldigen Visiten — deren gab's eine Unzahl, da Civil und Militär gleichmäßig bedacht werden mußten — glücklich abgethan waren, meldeten sich nun die Gegenbesuche. An den Vormittagen blieb der Salon selten eine halbe Stunde leer. Mehrere entfernter wohnende Verwandte reisten zu und nahmen in dem gastlichen Hause Quartier. Der Bräutigam führte seine Cameraden ein. Vera hatte in literarischen und künstlerischen Kreisen Bekanntschaften, die ihre Gratulationen nicht versäumten. Das Fräulein versicherte, daß ihre „Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft" keine Unterbrechung erfahren würden; zur Zeit ließ sie sich doch durch die muntere Unterhaltung der Officiere am liebsten fesseln.

Die Frau Consul war so in Anspruch genommen — auch für eine glänzende Ausstattung mußte ja gesorgt werden — daß sie nur mit Mühe die zum Besuche des Kirchhofs bestimmte Stunde erübrigen konnte. Endlich gab sie den Bitten ihrer Töchter nach, sich zu schonen und ruhigere Zeiten abzuwarten. Helene aber sollte nicht gehindert werden. Jedesmal trug die Mama ihr die zärtlichsten Grüße an Robert auf. Sie ließ ihn förmlich um Entschuldigung bitten, daß ihre mütterliche Liebe sich jetzt so schlecht bewähre. „Aber seine Braut soll er auch jetzt nicht vermissen." Für Helene wiederholten sich diese Begleitreden, fast genau mit denselben Wendungen, so oft, daß sich der Eindruck bald abstumpfen mußte. Sie saß ein halbes Stündchen unter den sich immer dichter belaubenden Bäumen und hörte dem Gesange der Vögel zu. Die Nachtigall schien ihre schönsten Lieder für ihr Kommen zu sparen. Helene war ganz zufrieden damit, allein gelassen zu sein. Sie durfte sich nun keinen Zwang anthun. Mit den Todten sprach sie nicht, auch nicht in Gedanken. Längst war innerlich erschöpft, was sie ihnen zu sagen hatte. Aber sie nahm regelmäßig ein Weißbrödchen mit, zertheilte es in kleine Krumen und warf sie den Vögeln hin. Bald war sie ihnen so bekannt, daß sie vom Eisengitter hinab hüpften und sich auf die Bank dicht neben sie wagten. Diese Fütterung war nun ihr größtes Vergnügen.

Sie dachte auch nicht daran, sich von der Gesellschaft ganz zurückzuziehen; es schien ihr ausreichend, daß sie sich mit einem möglichst stillen Antheile begnügte. Das unbehagliche Gefühl, sich im Traueranzuge zeigen zu müssen, konnte sie freilich nicht ganz loswerden. Trat sie ein, so verstummte im Kreise der Lustigen eine Weile das laute Lachen; wer mit ihr sprach, dämpfte den Ton. Die Damen des Hauses meinten andeuten zu müssen, daß sie sich durch ihr Erscheinen ein Opfer auferlege. Und ihr selbst war gar nicht so zu Muth: sie hatte recht froh sein können mit den Fröhlichen, wenn sie nicht so von außen her verstimmt worden wäre.

Unter den näheren Verwandten des Hauptmanns, die nun häufig im Hause verkehrten, war auch der Regierungsassessor von Brendeln, ein Mann erst Anfangs der Dreißiger, aber von jedem Fremden, und namentlich von jungen Damen, älter geschätzt. Sein fast über der Mitte der hohen Stirn gescheiteltes Haar war schon recht dünn und deckte nach hinten hin die Platte trotz aller Kunst des Friseurs nicht mehr vollkommen. Die über der scharfen und spitzen Nase strichartig aufgezogenen Augenbrauen und das schwarze Lippenbärtchen, dessen Zipfel dieselbe Richtung aufwärts nahmen, gaben dem bleichen, fast hageren Gesichte etwas Keckes, Gespanntes. Er trug eine Brille ohne Einfassung, und hatte die Gewohnheit, öfters mit gebücktem Kopfe über dieselbe hinweg zu sehen, wenn er einen entfernteren Gegenstand fixiren wollte.

Wenn er nicht sprach, schob er meist die Unterlippe ein wenig vor, wodurch Mund und Kinn einen übermüthigen Zug erhielten. Uebrigens galt er für einen vollendeten Cavalier. Gräwenstein behauptete in seiner derben Manier, sein Vetter Brendeln sei „der klügste Kerl", der ihm im Leben vorgekommen sei. Er habe große Aussichten und müsse jedenfalls in das Ministerium. „Strebt auch nach Kräften," fügte er leiser hinzu, „ist immer der Meinung seines Präsidenten — aus Ueberzeugung natürlich. Muß Carrière machen. Es fehlt ihm nur noch eine gute Partie."

Den Damen des Hauses lauschte der Assessor sehr bald ihre kleinen Schwächen ab. Die Frau Consul überzeugte er, daß er der beste Freund ihres Sohnes gewesen sei. Mit Frau Selma Osterfeld schwärmte er gefühlvoll und entwickelte ihr die neusten spiritistischen Probleme, für die sie sich halb gläubig interessirte. Bei Vera spöttelte er über dieselben Dinge. Er imponirte ihr durch seine Belesenheit und ließ noch weniger gelten als sie. Er hatte alle großen Gallerien gesehen und viele Ateliers berühmter Künstler besucht. Natürlich hatte er nun auch das beste Recht, über Kunst zu sprechen, gelegentlich auch zu witzeln. Vera nannte ihn einen sehr geistreichen Menschen und damit war er es für die ganze Familie.

Helene schien Herr von Brendeln anfangs kaum zu beachten. Ein hübsches Mädchen — freilich! Aber doch nur etwas wie ein angenommenes Kind und dazu eine unglückliche Braut! Eine unglückliche, oder wie er sich lieber ausdrückte: „verunglückte" Braut war ihm eine sehr „peinliche" Erscheinung. Er ging ihr gern aus dem Wege und begnügte sich, der Frau Consul und ihren Töchtern mit passenden Variationen über deren zarte Behandlung des armen Mädchens Elogen zu machen. Helene bemerkte wohl, daß er sich wenig um sie kümmerte, es kränkte sie aber durchaus nicht. Der Assessor war ihr recht unsympathisch, sie wußte selbst nicht warum. Sie dachte aber kaum einmal ernstlich darüber nach, so wenig interessant war er ihr.

Plötzlich änderte sich die Situation ganz auffallend. Herr von Brendeln schien nur noch für Helene Augen zu haben, mit Ungeduld ihr Eintreten zu erwarten, am Gespräche mit ihr das größte Vergnügen zu finden, ihren Rückzug aus der Gesellschaft als das Signal zu betrachten sich selbst möglichst bald zu empfehlen. Konnte er nicht neben ihr Platz nehmen, so stellte er sich hinter ihren Stuhl; durfte er sie nicht zu Tische führen, so wußte er's doch geschickt so einzurichten, daß er ihr Nachbar links wurde oder ihr gegenüber zu sitzen kam. Das arme Mädchen müsse sich so verlassen fühlen, äußerte er sich zu der Frau Consul: es sei die Pflicht des Hausfreundes, sie mit besonderer Aufmerksamkeit zu behandeln. „Das bin ich schon meinem verewigten Freunde Robert schuldig," fügte er hinzu, über die Brillengläser hinweghimmelnd. Das rührte die gute Frau fast zu Thränen. Selma versicherte er, daß er eine besondere Passion für unglückliche Menschen habe und allemal sehr stark das Bedürfniß empfinde zu ihrer Aufrichtung nach Kräften beizutragen. Das fand sie sehr edelmüthig. Zu Vera sagte er:

„Wenn ich Sie so Arm in Arm mit meinem Vetter sehe — ich könnte neidisch werden. Aber meine Aussichten sind gering, einmal eines ähnlichen Glückes theilhaftig zu werden. Ich bin zu kritisch, und eine zweite Vera Berghen giebt's nicht. So ist's am besten, ich lasse das Suchen ganz, wenigstens so lange ich Sie immer vor Augen habe, und wähle den Umgang der einzigen jungen Dame aus der Schaar Ihrer Freundinnen, die sicher nicht gefunden sein will. Fräulein Helene ist nicht besonders geistreich, aber man unterhält sich gut mit ihr. Und von Zeit zu Zeit haben Sie ja glücklicher Weise immer noch eine Minute für mich." Das war zu schmeichelhaft, um nicht ganz nach Wunsch zu wirken.

Der Einzige, der den wahren Grund dieser Umwandelung kannte, war Herr von Gräwenstein. Er selbst hatte sie durch eine wichtige Mittheilung veranlaßt. Unter Brautleuten darf es bekanntlich keine Geheimnisse geben. Als unter ihnen einmal auf Helene die Rede gekommen war und der Hauptmann sie wegen ihrer unsicheren Lage bedauerte, hatte Vera ganz unbefangen ausgeplaudert, daß ihr Bruder sie in seinem Testamente zur Erbin eingesetzt habe. „Wenn man will," hatte sie gesagt, „ist Helene reich und dazu ganz unabhängig. Wenn sie Robert's Antheil herausforderte, würde man ihn ihr nicht weigern können. Freilich denkt sie selbst sicher am wenigsten daran. Es war ja auch eine bloße Form, die Robert anwendete, Helene fest an unser Haus zu schließen und ihr darin eine berechtigte Stellung zu geben. Sie wird da zeitlebens gut aufgehoben und jeder Sorge entledigt sein. Helene ist ein gutes Mädchen und wird nicht vergessen, wem sie Dank schuldig ist."

Der Hauptmann hatte so seine eigenen Gedanken darüber. Wenn er das früher gewußt hätte, vielleicht .... Er brauchte unter allen Umständen bald nach der Hochzeit eine nicht unerhebliche Summe baar, um sich mit seinen Gläubigern zu arrangiren, und Vera blieb von ihrer Mutter abhängig, die sich wieder hinter Osterfeld zurückziehen konnte. Nun war's für ihn zu spät. Aber sein Vetter konnte vielleicht daraus Nutzen ziehen. Und wenn der schnell zum Ziele gelangte, hatte er ja freie Hand, auch seine Noth zu bedenken.

Er nahm daher Brendeln bei Seite und sagte zu ihm: „Du — ich weiß eine gute Partie für Dich." Brendeln zuckte die Achseln. „Nein, wahrhaftig, eine famose Partie. Aber man muß es geschickt anfangen." „Das wäre meine Sache," meinte der Assessor. Der Hauptmann lachte: „Nu — ein hübscher Kerl bist Du gerad' nicht, und das spricht bei den Frauenzimmern denn doch immer mit." „Dummes Zeug," knurrte Brendeln, „Du hast mich zum Besten." — „Wahrhaftig nicht." — „Ist sie denn jung —?" — „Kaum zwanzig." — „Hübsch —?" — „Sehr hübsch." — „Und natürlich reich." — „Natürlich, sonst würde ich Dir gar nicht davon sprechen." — „Aber, zum Teufel! es ist doch ein Haken dabei?" Der Hauptmann klopfte ihm die Backe. „Du liebe Vorsicht! An diesem Haken hängt nichts, was Dich sonderlich beschweren darf. Das Mädel ist schon einmal verlobt gewesen." — „Ah! Das thut nichts." — „Aber der Bräutigam ist gestorben." — „Um so besser." — „Wer weiß? Die Braut hat die ernstliche Absicht, ihm treu zu bleiben." Der Assessor lächelte. „Von wem sprichst Du denn?" Nun wurde der Schleier gelüftet. Herr von Brendeln war sehr überrascht, wußte sich aber bald zu fassen. „Das ist mir aufrichtig lieb zu hören," sagte er. „Ich habe für das schöne und liebenswürdige Mädchen längst eine tiefere Neigung gefaßt. Es wäre früher Thorheit gewesen, sich ihr gefangen zu geben; jetzt hat's weiter keine Gefahr."

Seitdem also hatte Helene sich seines ausgezeichneten Wohlwollens zu erfreuen. Sie war ganz ahnungslos und legte deshalb auch seiner plötzlichen Annäherung kein anderes Motiv unter, als daß er sich erinnere, einer so nahen Angehörigen des Hauses Rücksicht schuldig zu sein.

Er fing es sehr geschickt an, sich in ihr Vertrauen zu bringen und sie zugleich auszuforschen. Immer wußte er dem Gespräch eine Wendung zu geben, die darauf hinleitete. „Es steht geschrieben," äußerte er sich ein andermal, „seid fröhlich mit den Fröhlichen und traurig mit den Traurigen, oder so ähnlich. Die Vorschrift ist nicht sonderlich schwer zu erfüllen. Denn echte Fröhlichkeit steckt an, wie echte Trauer. Sehe ich einen herzlich lachen, so verziehen sich unwillkürlich auch meine Lachmuskeln; sehe ich einen schmerzlich weinen, so fließt mir das Wasser in's Auge, er mag mich sonst so wenig angehen, als er will. Aber es giebt eine conventionelle Fröhlichkeit und eine conventionelle Traurigkeit — sich dazu angemessen zu stellen, ist oft eine sehr peinliche Zumuthung."

„Das habe ich tausendfach empfunden," bestätigte Helene. „Wir haben eigentlich gar kein Recht, Andere daran zu erinnern, daß uns einmal etwas recht Trauriges begegnet ist, sobald wir selbst uns nicht mehr vom Verkehr mit den Menschen ausgeschlossen fühlen. Ich thu's ungern."

„Der Sitte muß man sich fügen," meinte er. „Aber es empfiehlt sich, da auf den Tag pünktlich zu sein, weil die kleinste Zugabe schon eigentlich jede Grenze aufhebt. Es ist ja eben nur von der Form die Rede, nicht von dem Wesen der Sache. Sie wissen, mein Fräulein, daß ja selbst die Farbe der Trauer rein conventionell ist."

Sie stimmte so willig zu, daß es ihm unmöglich entgehen konnte, wie in ihrem Gemüth das Pflänzchen Unmuth schon ganz strebsam gekeimt hatte.

„Ich würde es sehr bedauern," fuhr er fort, „wenn Sie sich die schönsten Lebensjahre verkümmerten. Ich denke, wir haben gar kein Recht, der Welt zu entsagen, die ja ihre Ansprüche an uns keineswegs aufgiebt. Es mag das schlaffen und sentimentalen Naturen eine Erleichterung erscheinen; sie verlieren immer sogleich sich selbst. Wer sich aber gesund fühlt, wird allemal fragen, was er Anderen sein kann; und mit zwanzig Jahren, liebenswürdig, schön —"

Nun sah sie erschreckt auf. „Herr Assessor —"

„Ich sage nur die Wahrheit," versicherte er, „und zu welchem Zweck? Um Ihnen zu beweisen, daß wir Gott unser Leben schuldig sind, unser ganzes Leben. Wie kommen wir dazu, abschließen zu wollen, bevor er abschließt?"

Dergleichen Reden beunruhigten sie nicht wenig. Herr von Brendeln wurde ihr durch dieselben kaum vertrauter — so ernst er sprach, der ganze Mensch hatte etwas in seinem Wesen, das dazu nicht recht zu stimmen schien — aber da die Saite, die er

berührte, immer gleich einen Ton gab, der ihr wohlgefällig klang, konnte sie sich ihm doch nicht entziehen. Im Gegentheil empfand sie ein ängstliches Behagen, wenn er sie über die Brillengläser hinweg in's Auge faßte und nun auf sie zuging, um sie in's Gespräch zu verwickeln. Er beschäftigte sich doch mit ihr, er hielt sie nicht für abgestorben, und sie nahm sich stets zusammen, vor ihm ihre frischesten Lebensgeister spielen zu lassen.

Es war ihr eine stille Genugthuung, sich irgendwie oppositionell verhalten zu können. Diese Seitensprünge waren freilich sehr harmloser Natur. Sie malte Blumen, und wählte nun mit Vorliebe immer die heitersten Farbenzusammenstellungen. Das Roth und Gelb schien ihrem Auge besonders angenehm zu sein. Vera sagte einmal: „Aber der Strauß brennt ja!" Sie spielte Clavier, aber nicht mehr seriöse Stücke und schwermüthige Melodien, sondern Compositionen von hellster Klangfarbe und raschem Tempo, womöglich Tanzrhythmen, wenn auch nicht Tänze. Und eines Abends, als viel junges Volk versammelt war und die Unterhaltung lahm wurde, setzte sie sich an den Flügel und lockte wirklich zum Tanz, der nun rasch in Gang kam, da Herr von Gräwenstein seine Braut umfaßte und mit ihr durch den Saal wirbelte. Die Frau Consul schaute etwas verwundert drein, that aber doch nicht Einhalt. Nur als Helene auf den Walzer gleich eine Polka folgen ließ, trat sie an's Clavier und sagte: „Willst Du nicht lieber einen Andern spielen lassen, Lenchen? Du muthest Dir viel zu." Das Mädchen schüttelte den Kopf. „Ich bin gern nützlich, und es freut mich selbst."

Herr von Brendeln tanzte nicht. Eine Weile stand er in einer Ecke des Saals, mit gekreuzten Armen, und blickte zu der schönen Spielerin hinüber. Sie bemerkte ihn wohl und griff jedesmal eine falsche Taste, wenn sie über das Blatt hin sich überzeugen wollte, ob er seinen Platz noch nicht verändert habe. Dann wurde er dreister, trat an's Instrument, lehnte sich an dasselbe und schaute ihr zu. „Bravo, bravo!" zischelte er.

Sie wurde gluthroth.

„Warum tanzen Sie nicht?" fragte sie.

„Weil Sie spielen," antwortete er.

„Hören Sie das ungern?"

„Im Gegentheil — es elektrisirt mich."

„Das merke ich eben nicht."

„Weil ich nicht hüpfe wie die Püppchen auf der Scheibe unter der Glasglocke? Auf mich wirkt gerade diese Musik anders. Ich komme von dem Gedanken nicht los, daß gerade Sie es sind, die zum Tanz aufspielt. Das bannt mich an die Stelle."

„So finden Sie's doch ungehörig —"

„Sie wollen mich nicht verstehen, mein Fräulein. Diese Tanzmusik reizt mich nicht zum Tanz, weil sie mir viel mehr ist als das: ein erfreuliches Zeugniß der Heiterkeit Ihres Gemüths, das mir zu viel Werth hat, als daß ich es in so banaler Weise für mich ausnutzen möchte. Und ich denke mir auch, ein ruhender Punkt muß Ihrer Empfindung genehm sein."

„Er zerstreut mich nur. Tanzen Sie doch!"

„Mit Ihnen, Fräulein, wenn Sie einen Andern spielen lassen wollen."

„O ... ich tanze nicht."

„Heute oder morgen —"

„Nie mehr."

„Daran glaube ich nicht. Ich bin so dreist, mich zu verschwören, selbst nicht wieder zu tanzen, bis ich von Ihnen eine Zusage erhalte."

In diesem Augenblick stockte der Tanz und die jungen Herren und Damen brachen in ein helles Lachen aus. „Aber wie spielst Du?" rief Vera. „Es ist ja keine Spur von Tact mehr in Deiner Polka. Jeder versucht's auf seine Weise damit zurechtzukommen, und dabei laufen wir einander über."

„Daran haben Sie Schuld, Herr von Brendeln," sagte Helene ein wenig geärgert. „Ich kann nicht zugleich auf das Spiel und auf die Unterhaltung aufmerksam sein. Es wäre wirklich gut, Sie tanzten auch." Sie begann wieder den Walzer und sah fest auf's Notenblatt. Der Assessor zog sich zurück und nahm wieder in der Ecke gegenüber Stellung. Auch jetzt aber fehlte viel, daß die Musik recht tactmäßig klang. Helene setzte sie auch nur noch eine Weile fort, dann stand sie auf und zog sich bald aus der Gesellschaft ganz zurück.

5.

An einem der folgenden Tage, als Helene sich, wie nun fast immer, allein auf dem Kirchhofe befand und auf dem Bänkchen an Robert's Grabe in einem mitgenommenen Buche las, bemerkte sie, daß sich Jemand dem Gitter näherte. Sie glaubte anfangs, der Todtengräber mache sich an den Gräbern etwas zu schaffen, da aber die Person stehen blieb, blickte sie doch auf und sah nun zu ihrer Ueberraschung Herrn von Brendeln vor sich. Die Schreckwirkung war unverkennbar. Sie mußte sich wohl so deutlich auf ihrem Gesichte aussprechen, daß er, während er lächelnd den Hut zog, wie zur Entschuldigung seiner Anwesenheit sagte: „Ich hatte keine Ahnung, Sie zu treffen, bestes Fräulein. Es ist sonst nicht meine Gewohnheit auf Kirchhöfen spazieren zu gehen, und ich kam auch heute nur aus einer Art von geschäftlicher Veranlassung her. Ein Freund schrieb mir kürzlich, daß einer seiner Vorfahren hier beerdigt sein solle, für den er sich aus besonderen Gründen interessirte, und bat mich, gelegentlich einmal nachzuforschen, ob sich die Stelle noch ermitteln lasse. So wanderte ich nun durch die Reihe der Gräber und traf auf dieses Gitter, die junge Dame fesselte meinen Schritt, und ich wagte nicht mich bemerkbar zu machen, da ich sie in ein Buch vertieft fand. Nun bin ich ertappt."

Helene war aufgestanden. Sie sah, während er sprach, seitwärts nach dem Monument und schien die Aufschrift zu lesen. Kein Besuch an dieser Stelle konnte ihr unlieber sein als dieser. Sie fühlte das, wenn sie sich auch nicht nach dem Grunde fragen mochte. Der erste wildaufschießende Gedanke war gewesen: das ist unverschämt! Sie war überzeugt, er habe sie hier aufgesucht. Sie erwartete, wenn sie schwieg, werde er sich sogleich wieder entfernen, da das nicht geschah, fragte sie sehr kühl: „Und haben Sie nun gefunden, was Sie suchten?"

„Wenn Sie das alte Grab meinen, nein," antwortete er, mit den beiden Händen die Eisenstäbe festhaltend, die er gefaßt hatte. „Weiß Gott, wo der alte Herr zur letzten Ruhe eingegangen ist. Es sind da zu viele Steine und Kreuze mit verwischten Aufschriften. Man würde Tage brauchen, um mit Zuversicht aussprechen zu können, der Name stehe darauf oder nicht. Ich weiß nicht, ob meine Geduld langmüthig genug sein wird."

„Sollte das Kirchenbuch nicht die beste Auskunft geben können?" fragte sie, wieder nach einer Pause.

„Wohl möglich," sagte er leichthin, und fuhr dann fort: „Uebrigens ist eine solche Wanderung über eine Gräberstätte doch recht lehrreich. Man erfährt dabei unter anderen sehr nachdenklichen Dingen, wie rasch der Mensch vergessen wird, wenn er die Augen geschlossen hat, und begreift, daß Bescheidenheit, wenn nicht eine Tugend, doch eine beachtenswerthe Klugheitsregel ist; die allermeisten dieser in die Erde eingesunkenen, mit Gras bewachsenen Steinplatten und vom Regen entfärbten Kreuze sind verhältnißmäßig sehr jung. Auf ein halbes Jahrhundert haben es die wenigsten gebracht. Wahrlich, das Leben ist kurz, aber noch viel kürzer ist das Gelebthaben. Man thäte klug, sich's zu verbitten, so undauerhaft conservirt zu werden."

„Sie machen da den Menschen den schweren Vorwurf der Lieblosigkeit gegen ihre Todten," bemerkte Helene, selbst im Ton des Vorwurfs.

„Er ist durchaus nicht beabsichtigt," entgegnete der Assessor, „durchaus nicht. Das Lebende hat Recht! Es ist nur natürlich, daß die Gräber verfallen. Was thut denn am Ende auch der Durchschnittsmensch, das auf dauernde Erinnerung Anspruch hätte? Man sollte sich hüten, ihn nach seinem Hingange künstlich auszuzeichnen. Wer ihm ein liebendes Andenken bewahrt, braucht keine Gedächtnißtafel, und für jeden Anderen ist sie doch leer, was auch darauf geschrieben stehen mag."

Dem hätte Helene zustimmen können. Aber daß er ihr's gerade an diesem Orte sagte, machte sie scheu. Sie fand das unzart und wollte es ihn merken lassen. Deshalb entgegnete sie nichts, sondern nahm das Buch auf und öffnete die Gitterthür.

„Sie wollen fort?" fragte er.

Sie schloß die Thür ab. „Es ist wohl schon spät."

„Hoffentlich vertreibe ich Sie nicht?"

„O—h!"

„Sie erlauben, daß ich Ihnen bis zum Wagen das Geleit gebe —"

„Bemühen Sie sich meinetwegen nicht, Herr Assessor."



Des Tigers Beute.
Originalzeichnung von F. Specht.

„Wenn ich Ihnen nur nicht lästig falle!“ Er schloß sich ihr an. „Darf ich Ihnen den Shawl tragen — oder das Buch?“

„Die Gegenstände beschweren mich nicht.“

„Aber wenn man sich gern nützlich beweisen möchte! Ein Gebetbuch?“

Helene erröthete über das ganze Gesicht. „Nein!“ sagte sie in heftigem Ton.

Er lächelte. „Ich hätte meine Frage anders fassen sollen: doch nicht ein Gebetbuch?“

„Nein, nein!“ fiel sie nun fast ängstlich ein. „Ihre Voraussetzung war gewiß sehr gerechtfertigt. Der Platz eignete sich nicht —“

„Aber, mein bestes Fräulein,“ unterbrach er, „was für Ansichten wollen Sie mir da aufbürden? Braucht man zum Leben überhaupt ein Gebetbuch? Braucht man dazu eine bekannte Stelle? Oder glauben Sie sich in meinen Augen zu versündigen, wenn Sie das reizend schattige Plätzchen eines Friedhofes benutzen, um in idyllischer Zurückgezogenheit einen interessanten Roman —“

„Es ist kein Roman — gewiß nicht,“ versicherte sie lebhaft abwehrend.

Er warf einen Seitenblick auf das Buch. „Goldschnitt! Also wirklich kein Roman. Gut! es ist mir gleich. Eine Sammlung von schönen Gedichten, nicht wahr? Etwas für's Herz. Vortrefflich! Für stimmungsvolle Verse ist das umgitterte Plätzchen unter der Linde ganz wie geschaffen. Wenn ich nicht irre, schlug vorhin auch eine Nachtigall in der Nähe. Poesie — das ist Gebet. Sie erhebt die weltmüde Seele zu allem Höchsten, sie idealisirt das Leben, sie macht uns gut und fromm, sie heiligt unser Fühlen und Denken. Womit besser können wir uns an dem Grabe eines theuren Verstorbenen beschäftigen?“

„Mit Gedanken an ihn,“ sagte sie rasch, aber leise.

Er blinzelte über die Brille hin. „Mein theures Fräulein, beschweren Sie sich doch nicht mit Vorwürfen, die Sie am wenigsten zu verdienen glauben können. Was verlangen wir denn von uns? Man kann nicht Jahre lang Tag für Tag in der Stimmung sein, Gedanken zu erneuern, die sich naturgemäß sehr bald erschöpfen müssen. Wohin man täglich geht, dahin trägt man auch sein tägliches Empfinden. Soll unser Gefühl nicht vollends verflachen, so müssen wir ihm ein geistiges Element zutragen. Was kann man Löblicheres thun, als sich an dem Orte, der eine ernste Bedeutung hat, mit den Gedanken erfüllen, die der Dichter in den feierlichsten Stunden seines Lebens dauernd schön geformt hat?“

Wieder sprach er nur aus, was sie selbst gedacht hatte. Aber es war ihr peinlich, daß er's aussprach. Sie hatte, wie auch sonst schon mitunter, das Gefühl, daß er gewaltsam einen Zugang zu ihrem Innersten zu erzwingen bemüht sei. Und es war ihr, als ob sie sich um so ängstlicher verschließen müßte. Sie beschleunigte ihre Schritte.

Beim Einsteigen in den Wagen war er ihr behülflich. Konnte sie sich getäuscht haben? Nein, er hatte ihr die Hand gedrückt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem dreieinigen Königreich.

Ein Beitrag zum Verständniß der kroatischen Wappenfrage.

Von Ferdinand Schifkorn.

Kroatien als Bezeichnung eines bestimmten Landgebietes gehört zu jenen geographischen „Begriffen“, welche dem Nichtösterreicher von der Schulzeit her als dunkle Punkte im Gedächtnisse haften, für deren spätere Klärung sich jedoch höchst selten Gelegenheit ergiebt.

Die breite Heerstraße der Touristen führt eben nur in die pittoresken Alpenländer Oesterreichs, um von dem großen Ausgangspunkte, der lebensfrohen Residenz, über Triest auf glatter Eisenspur oder sonniger Meeresfläche den alten germanischen Herzenszug nach dem Süden zu befriedigen; selbst ein gelegentlicher Abstecher nach Fiume, der aufstrebenden Rivalin Triests und Venedigs, erinnert nur insofern an die Existenz des „Königreiches Kroatien“, als man erfährt, daß die stets begehrlichen Magyaren auch dieses Kleinod mit eiserner Reiterfaust festhalten, ohne sich den Besitz durch rechtliche Scrupel oder liebevolle Rücksichten für die „kroatischen Brüder“ verkümmern zu lassen.

Als nun vor wenigen Wochen der elektrische Funke uns aus jenem Lande die Nachricht von plötzlich ausgebrochenen Unruhen brachte, da fehlte wohl den meisten deutschen Lesern das Verständniß für die Bedeutung und Tragweite jener Vorgänge. Warum hat denn die Anbringung eines Wappenschildes mit magyarisch-kroatischer Umschrift an dem Finanzgebäude zu Agram einen solchen Sturm entfesselt? Warum behandelte man die Revoltirenden mit einer für unsere Begriffe von staatlicher Ordnung so zarten Nachsicht? Das waren Fragen, die auf den Lippen Vieler schwebten und zum größten Theil unbeantwortet blieben.

Nur ein Blick in die Geschichte des Landes löst den Schleier dieses Geheimnisses, und diese Geschichte läßt sich zum Theil an der Hand der kroatischen Wappen erklären.

Sehen wir uns zuerst das nebenstehende an! Es ist das alte Wappen des dreieinigen Königreichs Kroatien, Slavonien und Dalmatien mit der kroatischen Königs Zwonimir-Krone. Es weckt in uns Erinnerungen an längst vergangene Zeiten, in denen jenes Land eine nicht unbedeutende und blühende Macht bildete. Und diese Blüthe hatte es nur der deutschen Schirmherrschaft zu verdanken!



In den ersten Jahrhunderten der neueren Geschichte bildete Kroatien eine öde Wildniß, denn sengende und plündernde Avarenhaufen hatten in ihm nach barbarischer Sitte gehaust. Als sie aber ihre Raubzüge bis nach Thüringen ausgedehnt hatten, da zog der Frankenkönig Karl der Große gegen dieselben zu Felde, nicht aus Eroberungsgier, sondern um die Grenzen seines Reiches zu schützen. 796 wurde das wilde Asiatenvolk auf's Haupt geschlagen und Kroatien als südöstliche Grenzmark dem deutschen Reiche angefügt. Da wurden Ruhe und Ordnung in dem verödeten Lande durch kaiserliche Beamte hergestellt, stammverwandte Ansiedler wanderten von dem benachbarten Dalmatien ein, bis die Eingeborenen allmählich zur Macht gelangten und ihre Herrscher als selbstständige kroatische Herzöge auftreten durften.

Schon im Jahre 888 konnten sie als Schutzherren dalmatinischer Seestädte Venedig Trotz bieten, und ihre Herrschaft wuchs beständig, bis mit dem kroatischen Wappen, welches ein roth-weißes Schachfeld zeigte, auch die drei goldenen Leopardenköpfe des dalmatinischen Wappens und dasjenige von Slavonien vereinigt wurden. Schon um das Jahr 970 nahm der kroatische Fürst Dirzislaw den königlichen Titel an und sein Nachfolger Zwonimir wurde auch als solcher anerkannt.

Aber seine Krone sollte nicht lange das kroatische Wappen schmücken, schon gegen das Ende des elften Jahrhunderts mußte sie einer anderen weichen, der ungarischen Stephans-Krone, welche auf dem zweiten von uns abgebildeten Wappen zu sehen ist. Seit jener Zeit begann die lange Leidensperiode des kroatischen Volkes, deren Folgen, wie die neuesten Vorfälle zeigen, bis heute nicht verschwunden sind. Kroatien wechselte seine Herrscher, bald waren es Ungarn, bald Venetianer oder Türken, welche sich als Herren und Gebieter des Landes benahmen und trotz der Fruchtbarkeit desselben keinen Wohlstand aufkommen ließen.

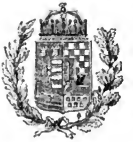


Das Geschick der kroatischen Nation erfuhr auch unter österreichischer Herrschaft (seit 1797) keine nennenswerthe Veränderung, denn auf Wunsch magyarischer Magnaten wurde Kroatien mit dem Gebiet der Stephanskrone vereinigt. Eine Ausnahme hiervon bildete die sogenannte Militärgrenze, deren allmähliche Organisation in den Zeitraum von 1741 bis 1766 fällt, die sich vom adriatischen Meere bis Orsova erstreckte und, in neunzehn Regimentsbezirke eingetheilt, unter militärischer Verwaltung stand.

So blieb es bis 1848, in welchem Jahre die lange unterdrückte Erbitterung gegen die magyarische Herrschaft im ganzen Lande in hellen Flammen emporloderte. Es ist genugsam bekannt, welche Gräuel leidenschaftlicher Nationalhaß und rachsüchtige Erbitterung auf beiden Seiten in den nachfolgenden Wirren herbeiführten, ebenso, welchen bedeutenden Einfluß die militärisch organi-

sirten Truppen der Kroaten und Serben unter der Leitung des Banus und seither viel gefeierten Nationalhelden Jellacic auf die Wendung der magyarischen Erhebung 1848 bis 1849 ausübte. In Folge dieses Einflusses wurde Kroatien und Slavonien abermals von Ungarn losgelöst und unter dem alten, durch das kurze Regime Napoleon's (1809 bis 1815) neu belebten Titel eines Königreiches Illyrien als besonderes Kronland verwaltet.

Das October-Diplom 1860 machte jedoch dieser Errungenschaft ein rasches Ende, indem es die alten politischen Verhältnisse wieder herstellte; durch den Ausgleich vom Jahre 1867 endlich wurde Kroatien und Slavonien innerhalb des Verbandes mit Ungarn ein gewisser Grad von Selbstständigkeit durch eine nationale, politische wie administrative Verwaltung zugestanden, doch bildet eine ganze Reihe von Beschwerden über Auslegung und praktische Ausführung dieser Zugeständnisse von Seite der magyarischen Regierung einen Hauptgrund des fortdauernden Zerwürfnisses zwischen beiden Nationen. Als Repräsentant dieser Zeit möge das nebenstehende Wappen dienen, welches auf den meisten Aemtern angebracht ist und in den letzten Wochen eine so wichtige Rolle spielte.



Ein so verschiedenes, wechselreiches Geschick der einzelnen Theile des dreieinigen Königreiches, wie es schon aus diesem kurzen geschichtlichen Abriß ersichtlich ist, konnte selbstverständlich nicht ohne nachhaltige Wirkung auf Land und Leute bleiben, zumal ersteres, theils durch seine Bodenbeschaffenheit, theils durch die Nähe des Meeres, schon an und für sich der verschiedenartigsten Entwickelung physischer und geistiger Thätigkeit Vorschub leistete. Abgesehen von der italienischen Bevölkerung der dalmatinischen Seestädte, sowie von der deutschen oder deutschgebildeten Agrams, ist der culturelle Unterschied zwischen der betriebsamen slavischen Küstenbevölkerung und den halbwilden Bergstämmen der Bochesen und Crivoscianer, oder zwischen der militärisch strammen, wohlhabenden Bevölkerung der fruchtbaren Grenzdistricte und den armen verkommenen Bauern Zagoriens in der That ein so bedeutender, daß auch die Antipathie so verschiedenartiger Volkselemente, wie sie ungeachtet der gemeinschaftlichen nationalen Abstammung mehrfach zu Tage trat, begreiflich erscheint.

Dalmatien ist als der berühmteste und zugänglichste Theil Altkroatiens auch der bekannteste. Die reizend gelegenen Inseln Lussina, Curzola, Lissa, nach welcher der denkwürdige Sieg des österreichischen Seehelden Wilhelm von Tegetthoff am 20. Juli 1866 benannt wurde, und das blühende Lacroma, seit dem unglücklichen Ende seines Besitzers, des Kaisers Maximilian von Mexico, wieder vergessen in der Einsamkeit des Meeres; die Städte Zara, das alte Jadera, dessen Schiffer der Sage nach unter Cäsar gegen Pompejus kämpften; Spalato mit seinem Diocletian-Palaste und den merkwürdigen Ruinen des alten Salona, mit seinen nationalen Erinnerungen an Zwonimir, welcher in der Peterskirche zum König von Kroatien und Dalmatien gekrönt wurde; Ragusa, einst das südslavische Athen; endlich das unvergleichlich schön gelegene Cattaro — wer kennt sie nicht, sei es aus eigener Anschauung, sei es durch Beschreibungen und Abbildungen, welche die Reize der Natur wie die Kunstschätze seiner Vergangenheit preisen?

Weit weniger besucht und bekannt ist das Innere des Landes, welches mit seinen steil aufragenden Felsenbergen, so schön deren pittoreske Formen sich aus der Ferne vom azurblauen Himmel abheben, den Touristen um so weniger verlockt, als die denkbar schlechtesten Wege in die spärlichen Oasen der wilden Felsenwüste führen, und selbst in diesen die Bewirthung der gastfreien Morlaken wie deren Betten noch von keiner civilisirten Zunge gepriesen wurden.

Man sagt, daß die staatsklugen Venetianer während ihrer langen Herrschaft über Dalmatien den herrlichen Wälderschmuck seiner Berge, welcher ihrer Flotte zu statten kam, absichtlich ohne jede Schonung und Vorsicht mit Stumpf und Stil ausrotteten, um durch die Verarmung des Landes dessen Unterthänigkeit zu sichern. Wenn es so ist, so gelang das Vorhaben nur zu vollkommen. Armuth und in Folge dieser Unwissenheit im weitesten Sinne des Wortes herrschen unter diesem Bergvolke, trotz aller seitherigen civilisatorischen Bemühungen der österreichischen Regierung und trotz dessen unleugbarer hoher Naturbegabung.

Die Morlaken oder Illyrier, wie sich die dalmatinischen Slaven zum Unterschiede von ihren kroatischen Brüdern gern nennen, sind ein hochgewachsener, kräftiger, schöner Menschenschlag, namentlich in Bezug auf das männliche Geschlecht, da die Frauen, wenn auch in früher Jugend schön, durch vorzeitigen Kindersegen und harte Arbeit schon in der Blüthe der Jahre verwelkt und häßlich erscheinen. Nationalhaupteigenschaft ist kriegerische Tapferkeit, welche, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, durch den Gebrauch der Waffen vom zartesten Alter an genährt, jeden Einzelnen zum schlagfertigen Vertheidiger seiner Heimath wie seiner wirklichen oder vermeintlichen Rechte, aber freilich auch zum gefährlichen Nachbar macht.

Auch im Verkehr unter sich wie mit Fremden wissen diese rauhen, unwissenden Söhne der Wildniß eine Art patriarchalische Höflichkeit, vereint mit stolzem Selbstbewußtsein, zu bewahren, welche an diesen prächtigen Männer- und Greisengestalten geradezu bestechend wirkt; doch gehen slavophile Federn wohl zu weit, wenn sie dieses Benehmen als einen Beweis überlegener, gleichsam natürlicher Cultur im Hinblick auf andere Nationen betonen. Die dalmatinischen Bergbewohner haben diese Würde in Sprache, Haltung und Geberde eben mit den benachbarten Orientalen und vielen noch wilderen Völkern gemein, deren „überlegene" Cultur noch Niemand zu rühmen wagte.

Daß unter der würdevollen Hülle eine ganz unbändige Wildheit verborgen liegt, bewiesen die Crivoscianer im Jahre 1869 durch ihr Verhalten gegen wehrlose Gefangene zur Genüge, aber auch an ihrer übergroßen Veranlagung zum Culturvolke wird man so lange zweifeln dürfen, als das tapfere Bergvolk bürgerliche wie bäuerliche Arbeit als den freien, wehrhaften Mann entehrend betrachtet.

Der dalmatinische Landmann arbeitet thatsächlich nur, wenn ihn die Noth dazu zwingt, sonst überläßt er die Sorge um Haus, Vieh oder Feld den Weibern, um als freier Mann die Berge zu durchstreifen, oder träumerisch hingestreckt seine Pfeife zu rauchen, am liebsten aber um bei kreisendem Becher dem von der Gusla (zweisaitiges Instrument) begleiteten Vortrage eines Helden- oder Liebesliedes zu lauschen.

Die städtische Bevölkerung Dalmatiens gehörte in ihren gebildeten Schichten noch vor wenigen Jahrzehnten ausschließlich zur italienischen Nation, in deren Händen sich daher auch die politische wie administrative Verwaltung des Landes befand. Nur in Ragusa hatte sich neben der italienischen auch slavische Bildung geltend gemacht, und wurde daselbst vor hundert Jahren (1783) das erste slavische Buch im Lande gedruckt.

Seither haben sich die Verhältnisse wesentlich verändert. Mit dem Jahre 1848 war der nationale Volksgeist erwacht, zahlreiche slavische Unterrichtsanstalten unterstützten das Streben nach Bildung, Schritt um Schritt wurde das italienische Element aus seiner dominirenden Stellung gedrängt, und heute ist die slavische Nationalpartei durch den Besitz der Landtagsmajorität factisch Herrin im Lande, daher sich die früheren Herren grollend in's Privatleben zurückziehen, wenn sie es nicht vorziehen, der Heimath ihrer Väter für immer den Rücken zu kehren.

Unmittelbar aus den dalmatinischen Bergen in das Innere Kroatiens oder Slavoniens sich versetzend, erkennt man so recht deutlich die nachhaltige Einwirkung des Verwaltungssystems auf den Charakter des Volkes. Dort wie hier hatte man Jahrhunderte hindurch unter der Kriegsfurie und wechselnder Herrschermacht zu leiden, dort wie hier wurde das kroatische Volk Fremden unterthan, Armuth und Unwissenheit waren dort wie hier die natürliche Folge; während sich aber unter der italienischen Vormundschaft, welche zwar nicht förderte, doch auch nicht unterdrückte, ein freier, lebensfroher Sinn im Volke erhielt, dessen bildungsreife Elemente unter der deutsch liberalen Regierung eine überraschend lebenskräftige Entwickelung bethätigten, schuf das magyarisch-aristokratische Comitatssystem jene unterthänige Bauernschaft, welche, seufzend unter dem dreifachen Drucke der Arbeit, Steuerlast und Willkür, ihre natürlichen Anlagen nur zu jener Schlauheit und Verstellungskunst benützt, womit sie den kochenden Zorn unter der Maske resignirter Demuth verbirgt.

Sollte auch nur der zehnte Theil der haarsträubenden Details auf Wahrheit beruhen, wie sie namentlich über die landesübliche Steuereintreibung verlauten, das Elend des Volkes und dessen verzweifelte Wuthausbrüche wären damit hinlänglich motivirt.

Abgesehen davon, daß die Steuern überhaupt ganz willkürlich bemessen werden, sollen noch viele Bauern durch wiederholte

Eintreibung schon bezahlter Steuern, Andere wegen rückständiger Beträge von wenigen Kreuzern um Haus und Hof gekommen und selbst das von der Regierung an die Verarmten gespendete Aussaatgetreide von den Steuer-Executoren sofort wieder mit Beschlag belegt worden sein.

Uneingeweihten mag es befremdend erscheinen, daß in einem verhältnißmäßig freien, constitutionell regierten Staate Aehnliches auch nur ausnahmsweise vorkommen kann. Abgesehen von dem berüchtigten Tisza-Eszlarer Proceß, welcher die constitutionelle Praxis magyarischer Comitatswirthschaft vor aller Welt bloßlegte, muß man sich vergegenwärtigen, daß, während die nationale Partei für die Erziehung der wohlhabenden Jugend in höheren Bildungsanstalten reichlich sorgte, während beispielsweise in Agram eine Akademie und in neuester Zeit sogar eine kroatische Universität* errichtet wurde, das Volksschulwesen nach wie vor vernachlässigt blieb, unter der ländlichen Bevölkerung Lese- und Schreibkundige zu den Ausnahmen gehören, und selbst diese die höhere Schriftsprache nur in den seltensten Fällen verstehen.

Erwägt man weiter, daß in Folge dessen der sogenannte Dorfnotär (Gemeindeschreiber) mit dem Gemeindevorsteher die Intelligenz des Dorfes vertritt, Gesetze erläutert und auslegt, die Gemeindesteuer bemißt etc., daß diese Beiden aber schon im eignen Interesse Hand in Hand mit den aristokratischen Gutsbesitzern und Comitatsbeamten gehen, so können die Klagen über Corruption und Willkür kaum mehr Wunder nehmen.

Das ist es, was dem Landeskundigen den sonst so freundlichen Anblick verleidet, welchen der reiche Wechsel von waldumrauschten oder rebengeschmückten Hügeln und üppig grünen Niederungen, stattlichen Herrengütern und zwischen Pflaumenbäumen hervorlugenden Dörfern für den Reisenden bietet; das ist es, was ihn erleichtert aufathmen läßt, wenn ihn sein Weg in das nicht minder wechselreiche Gebiet der ehemaligen Militärgrenzbezirke führt.

Im Westen mitunter rauhes Bergland, gegen Osten dagegen milde, fruchtbare Tiefebene, zeigt das langgestreckte Gebiet eine Gleichheit des Volkscharakters, wie sie eben nur durch eine nahezu zweihundertjährige militärische Erziehung erreichbar ist. Es ist wahr, daß der Grenzer keine Ahnung von der demokratischen Freiheit eines Schweizer Bürgers hatte, doch wußte er auch nichts von dem Drucke feudaler Adelsherrschaft. Die Militärgesetze waren streng, aber vor diesen waren Alle gleich; ja, der Sohn des gemeinen Soldaten konnte so gut Officier werden — wollte und konnte er lernen — wie der Sohn des Obersten; Lesen, Schreiben und Rechnen mußte aber Jeder lernen, wollte oder wollte er nicht. Endlich forderte man von ihm Gehorsam, nicht Unterwürfigkeit, Offenheit, nicht lügenhafte Demuth.

Dies Alles machte allerdings noch keine Culturnation, höhere Ziele blieben dem Soldatenvolke verschlossen, doch schuf es eine treffliche Basis für die Zukunft, zog ein kräftiges, mannhaftes Geschlecht heran, das trotz Demuth und Arbeitslast den Kopf hoch trägt und keinen Herrn fürchtet; wenn aber ein an Disciplin und strenges Gesetz so sehr gewöhntes Volk dennoch revoltirt, wie dies als Nachspiel des Agramer Wappentumultes thatsächlich geschah, so beweist dies nur, wie schmerzlich es schon jetzt die Segnungen constitutioneller Comitatswirthschaft zu fühlen beginnt, und wie rasch der Sinn für Gesetzlichkeit durch deren Nichtachtung von oben herab erschüttert werden kann. Auch der Umstand, daß sich die Bewegung hier wie im ganzen Lande direct gegen die Magyaren und deren Anhänger richtete, obschon die ganze Verwaltung in den Händen kroatischer Beamten ruht, läßt sich keineswegs durch den Anlaß der Wappenfrage, sondern nur durch die Nachwehen der vormärzlichen Verhältnisse erklären.

Damals waren die Magyaren thatsächlich die Herren im Lande, und wer immer von den eingeborenen Adeligen die fast königlichen Vorrechte magyarischer Gutsbesitzer mitgenießen wollte, mußte Magyare werden mit Leib und Seele, Weib und Kind. In welchem Grade diese Entnationalisirung stattfand, zeigt das drastische Beispiel von vierzehn Ortschaften in dem zwischen Agram und Sisseg gelegenen Bezirke Toropelye, deren slavische, jedoch geadelte Bewohner 1848 die Sache der Magyaren gegen ihre Landsleute verfochten. Doch die gewaltige Fluth der nationalen Volkserhebung war unbezwinglich und den vereinzelten Edelleuten blieb keine Wahl, als sich derselben so rasch als möglich anzuschließen; sie wurden wieder gute Kroaten und kämpften mit dem Volke, nach wieder hergestellter Ruhe aber spielten sie mit ihren alten Verbündeten in Comitat und Gemeinde die Herren so meisterhaft wie ehedem — und daher der Volkshaß gegen die „Magyaronen".



Otto Devrient.
Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Wie man sieht, wirkte die Anbringung des Wappenschildes mit magyarisch-kroatischer Umschrift an dem Finanzgebäude zu Agram nur als Zünder, welcher den lange aufgehäuften Brennstoff im Lande in Flammen setzte.

Die Partei, welche die gewaltsame Entfernung jenes Schildes am 15. August in Scene setzte, mochte zwar vor der Hand nur eine kräftige Demonstration zur Unterstützung der mannigfachen Beschwerden bezüglich des magyarisch-kroatischen Ausgleiches bezwecken, eine andere, minder scrupulöse aber benutzte die Gelegenheit, um den Volkszorn für Pläne auszunützen, deren Ziel der lebhaften Phantasie der Südslaven entspricht. Kroatien und Slavonien zählen circa 1,190,000 Slaven, die ehemalige Militärgrenze etwa 690,000, Dalmatien 430,000; rechnet man die Slaven Ungarns und jene von Bosnien und der Herzegowina mit rund 2,500,000 hinzu, so ergiebt sich auch ohne Serbien eine ganz respectable Basis für ein nationales Zukunftsreich, für dessen Verwirklichung allerdings nebst Anderem die Hauptsache fehlt: „Ein einig Volk von Brüdern!"

Alles in allem genommen hat die kleine Wappenfrage die große Nationalfrage auch im Süden der österreichischen Monarchie aufgerollt, und diese zweite Frage dürfte nicht so leicht aus der Welt zu schaffen sein wie die erste. Möge die Lösung zum Wohle Aller im Geiste nationaler Versöhnlichkeit gelingen!

* Zur richtigen Würdigung dieser Errungenschaft sei erwähnt, daß die kroatische — nicht serbische — Schriftsprache erst vor etwa 50 Jahren durch den nationalen Gelehrten Gay (1809 geb.) eingeführt und 1835 die erste kroatische Zeitung unter dem Titel „Naradne Novine" herausgegeben wurde.

Die Sage vom Doctor Faust.

Von Fr. Helbig.

II.

Klinger's Faust-Roman. — Die Sturm- und Drangperiode. — Chamisso-Schink. — Goethe's Faust. Endliche Lösung des Faust-Problems wenigstens symbolisch. — Faust kommt zur Erkenntniß der Endlichkeit und zur Einschränkung seines Thatentriebes auf die Erde. — Stolte's Faust. — Lenau. — Die Stadien der Faust-Entwickelung. — Die Faust-Natur der Menschheit.

In dem im Jahre 1792 erschienenen, mit großer dichterischer Kraft ausgeführten Romane von Klinger: „Faust's Leben, Thaten und Höllenfahrten" wird das ähnliche Problem behandelt, wie im Münchener Faust, aber im verneinenden Sinne abgeschlossen. Hier will der mit titanischer Größe gezeichnete, aber auch mit einem wahren Prometheus-Trotze ausgestattete Faust die Hölle zwingen, an die Tugend der Menschheit zu glauben, und verliert die Wette an die Hölle, denn überall, wo er die Menschen auf ihre Tugend und Unschuld prüft und versucht, erliegen sie im halben Entgegenkommen stets dem Versucher. Er, der, ein zweiter Karl Moor, auszieht, die Menschheit an ihren Unterdrückern zu rächen, muß bald an ihrer edlen Bestimmung verzweifeln und stürzt sich zuletzt selbst in den Schlamm des sinnlichen Genusses. Er, der sich vermaß die Hölle zu bezwingen, sinkt zuletzt besiegt und vernichtet ihr in die Arme.

Von jetzt ab sprossen die Fauste wie Pilze aus dem mit allerlei Gährungsstoffen getränkten Boden. Faust, der trotzige Himmelsstürmer, war ganz nach dem Geschmacke der damaligen Sturm- und Drangperiode. Selbst neben und nach Goethe traten diese Fauste noch auf mit dem Anspruche auf ebenbürtige Beachtung. So war namentlich der Faust des Reichsgrafen Julius Soden in dessen 1797 erschienenem Volksschauspiele in seiner Schwärmerei für Vaterland, Humanität und Freiheit das vollendete Ur- und Vorbild der damaligen Zeit.

Im Jahre 1803 schrieb der Dichter Chamisso einen Faust, der sich jedoch nur auf einen Monolog und das Zwiegespräch mit dem guten und bösen Geist beschränkt. Der böse Geist verspricht ihm um den Preis seiner Seele die Schätze der Wahrheit mit den Worten: „Und was der Mensch vermag, sollst du erkennen!" Vergebens warnt ihn der gute Geist vor dem trügerischen Pacte. Gott habe in seiner Weisheit dem Menschen die Freude des Daseins gegeben, den Glauben und die Hoffnung, die Ahnung des Unendlichen. Faust will sich damit nicht begnügen, schließt den Bund mit der Hölle und erfährt, daß sie ihn mit Sophistik betrogen, denn das, was der Mensch vermöge zu erkennen, erklärt der Teufel, sei eben nur das, daß der Zweifel des Wissens Grenze sei. „Erst der Tod reiße die trennende Mauer ein." Faust verfolgt nun durch Selbstmord die Wahrheit über diese Grenze hinaus.

Das zweibändige Faust-Drama von Schink, das im nächsten Jahre erschien, ist eine poetische Ausführung der Lessing'schen Faust-Idee. Mephisto und Ithuriel, der Engel des Guten, kämpfen hier gemeinsam um Faust's Seele, der mit dem Leben in verschiedene Berührung gebracht wird. Auch hier strebt Faust nach voller Gottähnlichkeit auf Erden, erreicht auch durch des Teufels Hülfe eine hohe weltliche Macht und Bedeutung, wird dann aber durch denselben höllischen Förderer seiner Pläne seiner menschlichen Ohnmacht inne. Er blickt in den Spiegel der Erkenntniß und sieht dort die ganze Thorheit seines Strebens:

„Den Vorhang, der die
Welt der Geister deckt,
Wagt' ich zu heben mit
verweg'ner Hand,
Mich brüstend mit erlog'-
ner Herrschermacht,
Hielt ich das Blendwerk
lügenhafter Geister
Für Wirklichkeit, der
Lüge Possenspiel
Für meiner Ohnmacht
hohe Wunderkraft."

Demüthig erfleht er vom Himmel fortan nichts weiter, als bescheiden stillen Wahrheitssinn, der nur nach dem, was gut und böse ist, von Selbstsucht frei und Eigendünkel, strebt.

Hierin liegt bereits ein großer Fortschritt in der Faust-Entwickelung. Während bei Lessing der Himmel, bei Chamisso die Hölle diese Schlußwahrheit ausspricht, ist hier Faust selbst in dieselbe eingetreten und hat sich erst mit dieser Selbsterkenntniß den Zutritt zu Gott, der, wie es bei Schink heißt, die Wahrheit selbst ist, erkauft.

Allein diese Erkenntniß gewinnt Faust erst im Tode, sie kommt zu spät und kann also für ihn nicht mehr nutzbringend werden. Daß dies geschehe, muß sie bereits früher in Faust auftauchen. Der dies erkannte und die Sage nach dieser Richtung erweiterte und zum endlichen Abschlusse brachte, war Goethe.

Wie bei Lessing, gab auch bei Goethe das Puppen- und Volksschauspiel des Faust, das der Knabe Goethe öfter in seiner Vaterstadt zu schauen bekam, die erste Anregung. Einzelne Motive desselben sind denn auch in seinem Faust, wenn auch im Dienste höherer Gesichtspunkte, verwendet. Was Goethe mit mächtigem Drange zu dem Faust-Stoffe hinzog, war das Gefühl einer inneren Verwandtschaft zwischen dem Helden der Sage und seinem eigenen Selbst. „Wie er," so bekennt er, „hatte auch ich mich in allem Wissen herumgetrieben und war frühe genug auf die Eitelkeit desselben hingewiesen: wie er, hatte auch ich es im Leben auf allerlei Weise versucht und war immer unbefriedigter und gequälter zurückgekommen." „Der Faust'sche Drang, Adlerflügel zu nehmen, alle Gründe im Himmel und auf Erden zu erforschen, daneben auch die Freuden der Welt epikuräisch zu genießen," war



Falsches Geld.
Nach dem Gemälde von A. Eckardt.

einem ganzen Wesen, wie er an einer anderen Stelle gesteht, ahe verwandt.

Auch Goethe leitet seine Dichtung mit einem Vorspiel ein. Er verlegt es aber nicht, wie seine Vorgänger, in die Hölle, ondern in den Himmel. Der Herr fragt nach Faust. Mephisto chilt ihn einen Thoren, dessen Trank und Speise nicht irdisch sei, en die Gährung in die Ferne treibe. Er bittet sich die Erlaubniß us, ihn seine Straße sacht zu führen, und wettet, daß der Himmel hn dann verliere. Der Herr geht auf den Vorschlag ein und berläßt ihm Faust in der sicheren Voraussicht, daß nach allen Versuchen, ihn von seinem Urquell abzuziehen, der Vertreter des Bösen ihm bekennen werde, daß ein guter Mensch in seinem unklen Drange sich des rechten Wegs wohl bewußt sei. Beim Eintritt in das Drama finden wir Faust, wie bei Marlowe und m Puppenspiel, im Studirzimmer. Er sieht die Nichtigkeit aller acten Wissenschaften ein, ist mit sich zerfallen, unzufrieden, ergrämt, dabei arm und elend. Darum hat er sich der Magie rgeben. Der Staub der Gelehrsamkeit ekelt ihn an; er sehnt ich nach der lebendigen Natur. Er schlägt das Zeichen des Erdeistes auf, glüht über den Eindruck wie von neuem Wein, aber er Geist erinnert ihn höhnend an seine Erbärmlichkeit, ihn, das Ebenbild Gottes, der sich der ewigen Wahrheit bereits so nahe edünkt. Den Gedanken kann er nicht ertragen; er stürzt ihn in Verzweiflung; gleich dem Faust Chamisso's will er sich vergiften, m im Jenseits die Wahrheit zu entdecken. Der Klang der Osterlocken hält ihn mit kindlicher Erinnerung zurück. Die Erde hat hn wieder.

Auf dem Spaziergange vor den Thoren der Stadt beneidet Faust die Menschen um ihre einfache Lebensfreude. Sie nehmen as Leben, wie es ist, die Dinge, wie sie sind, und grübeln nicht ach Ursache und Wirkung, nach dem Räthsel der Welt. Aber r kann die Natur nicht ruhig genießen, ihm sind ihre Freuden erschlossen; der rastlose Drang seines Innern, die nie ruhende Reflexion verkümmern ihm den Genuß. Er vertieft sich diesem olgend bei der Heimkehr in das Studium der Bibel, sucht das Johannis-Evangelium zu erklären und fühlt nur neue Zweifel: r erkennt von Neuem die Schalheit alles gelehrten Wissens. Er at glückliche, zufriedene Menschen gesehen und will sich gleich hnen dem Lebensgenusse hingeben, will Leid und Freud' der Erde heilen, wenn er sich auch keine Hoffnung macht, damit Befriedigung u gewinnen.

Der Sinnengenuß soll für ihn aber nicht Selbstzweck sein, r soll nur seinem Drange nach Erkenntniß dienen. Seine höhere Natur ist nicht befriedigt durch ein ruhiges behagliches Genießen m Sinne des gemeinen Mannes. Schmerzlich soll der Genuß sein. Er will ganz aufgehen in der Menschheit, sein eigen Selbst zu hrem Selbst erweitern.

Mephisto ist mit dieser Umstimmung Faust's ganz zufrieden; er Gewinn der Wette däucht ihm jetzt gewiß.

So wenig, calculirt er, wie ihn die Wissenschaft befriedigte, o wenig wird Faust das Leben befriedigen. Er wird es schal und unbedeutend finden und in seiner Unersättlichkeit nie die Ruhe gewinnen, welche jeder wahre Genuß verlangt. So wird r verzweifelnd sich immer wieder der Magie und dem Teufel rgeben.

Mephisto führt nun Faust in's Leben hinein, zuerst unter die trunkenen Gesellen in Auerbach's Keller, deren flache Unbedeutendheit ihn anwidert, so daß er seinen Führer zum Aufbruche drängt. Diese Partie und der Gedanke der Verjüngung Faust's ind dem Volksbuche entnommen. Charakteristisch ist hier, daß den dabei vorkommenden Hocuspocus Faust nicht selber vornimmt, ondern daß er ihn von Mephisto vornehmen läßt. Die Figur at ein höheres Relief erhalten, der alte Hexenmeister ist überounden.

Nun kommt die Liebestragödie mit Gretchen, in ihrem Verlaufe ganz Goethe's eigene Erfindung. Faust empfindet hohes und seliges Glück, so sehr auch Mephisto dieser Empfindung spottet. Aber die alte Unersättlichkeit bringt ihn um den reinen Genuß. Er sieht selbst, wie er dem Abgrunde zurast, und erhebt wider sich herbe Anklage. Er führt die Geliebte in Schande und Verbrechen. Vergebens will er sie äußerlich retten und auf eine Pfade führen. Sie folgt ihm nicht: sie wendet sich an des Himmels Gnade, und dieser kündet ihr Erlösung, weil sie sich elbst überwand und der Lockung des Bösen widerstand. Faust aber stürmt ruhelos weiter; seine Erlösung ist noch nicht gekommen.

Im zweiten Theile finden wir Faust im Grünen entschlummert, die Geister der Natur umschweben ihn. Dann führt uns der Dichter an den kaiserlichen Hof. Dort ist allerlei Noth. Mephisto schafft Abhülfe durch Creirung des Papiergeldes, Faust aber läßt wie im Puppenspiele die Gestalten der Antike auftreten, nachdem er den Schlüssel dazu bei den Müttern geholt. Da ist er auf einmal wieder der alte Schwarzkünstler. Er verliebt sich in die aufgezauberte Helena, strebt nach ihr, will sie erfassen: sie verschwindet.

Dann treffen wir im dritten Acte Faust wieder in seiner alten Studirstube. Wagner macht den Homunculus, der sich gleich wie ein zweiter Faust geberdet und die Welt durchschweifen muß. Er zieht mit Faust und Mephisto nach der classischen Walpurgisnacht. Faust sucht überall die Helena. Wir finden sie in ihrer Häuslichkeit. Sie soll ihres Treubruchs halber bestraft werden. Da wandelt sich die Scene; Helena ist auf eine mittelalterliche Burg entrückt, Faust ist Burgherr; Alles kommt ihm huldigend entgegen. Aus dem Bunde mit Helena entsproßt Euphorion. Auch dieser schwingt wie Faust Icarus sich hinauf zu den Höhen des Ruhmes und findet dort den selbst bereiteten Tod. Helena sagt Faust Lebewohl und vergeht im Hauche.

Von eigentlichen Thaten, die Faust zur Förderung seiner Entwickelung verrichtete, ist bis dahin nichts zu spüren, ebenso wenig, bis auf das Verhältniß zur Helena, von einer „Stillung" glühender Leidenschaften in den Tiefen der Sinnlichkeit, wie das Programm des ersten Actes lautete.

Endlich im Beginn des vierten Actes tritt eine heilsame Umkehr im Charakter Faust's ein, indem er an die Stelle des bloßen todten Lebensgenusses das lebendige Schaffen und Wirken setzt:

„Dieser Erdenkreis
Gewährt noch Raum zu großen Thaten,
Erstaunungswürdiges soll gerathen.
Ich fühle Kraft zu kühnem Fleiß;
Herrschaft gewinn ich, Eigenthum,
Die That ist Alles, nichts ist Ruhm."

Faust beschränkt sich indeß dabei auf die Absicht, das herrische Meer vom Ufer auszuschließen, den feuchten Breiten Grenzen zu gewinnen. Faust erhält zur Belohnung für eine durch Mephisto's Hülfe dem Kaiser gewonnene Schlacht den Meeresstrand zu eigen. Er führt, um denselben dem Meere abzugewinnen, Dämme auf, läßt einen Canal graben, richtet einen Hafen ein, in welchen Schiffe ein- und auslaufen. Aber noch einmal überkommt ihn der alte Faustische Drang. Die errungenen Erfolge beglücken ihn nicht: es stört ihn die Nachbarschaft der friedlichen Idylle von Philemon und Baucis. Er hat das Leben durchstürmt: der Erdkreis ist ihm bekannt, aber die Aussicht nach drüben ist ihm versagt. — Endlich geht ihm die Erkenntniß auf: Ein Thor, ruft er sich zu, wer dorthin die Augen blinzelnd richtet.

„Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.
Was braucht er in die Ewigkeit zu schweifen?
Was er erkennt, läßt sich ergreifen,
Er wandle so den Erdentag entlang."

Mit dieser bereits lebendig bethätigten Erkenntniß gewinnt er sich den Frieden. Die Sorge flieht verscheucht von seinem Lager und beraubt ihn aus Rache des Augenlichts. Aber diese Blindheit hindert ihn nicht, weiter für die Menschheit zu sorgen. Ihr allein gilt jetzt sein Streben. Die Spur von seinen Erdentagen wird in Aeonen nicht untergehen. Im Gefühle dieses errungenen Friedens überrascht ihn der Tod. Mephisto macht nun zwar auf Grund des alten Pacts auf seine Seele Anspruch, aber die Engel entführen sein Unsterbliches:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen.
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

Dieser zweite Theil des Goethe'schen Faust erfüllt allerdings in der Ausführung vom realen Standpunkte aus das nicht, was der erste Theil versprochen hat. Mephisto hat dort Faust gelobt, ihn durch die große und kleine Welt zu führen, er sollte das Leben so satt bekommen wie die Wissenschaft, und Ekel empfinden. Die Welt des zweiten Theiles ist aber zum großen Theil eine phantastische und symbolische.

Dagegen ist das Faust-Thema selbst correct festgestellt, und in so weit ist Goethe's Faust kein Fragment. Die Annahme Mephisto's, Faust würde nach des Lebens Durchstürmung Ekel empfinden, erweist sich nämlich als eine irrige. Faust gewinnt vielmehr die Erkenntniß, daß es mit diesem unersättlichen Vorwärtsstürmen im Genuß sowohl wie in der Weisheit nichts ist, da der Mensch in den Banden der Endlichkeit lebt, die er nicht von sich abschütteln kann. Goethe's Faust geräth aber darüber nicht in Verzweiflung, wie der von Chamisso und Klinger, und verfällt damit auch nicht der Hölle — er begnügt sich aber auch nicht mit der bloßen Selbsterkenntniß, wie bei Schink; er setzt vielmehr, wie schon angedeutet, diese Erkenntniß in Thaten um, indem er fortan das menschlich Gegebene und menschlich Erreichbare zum Ziele seines Strebens und Lebens macht, wozu er nicht die Beihülfe des Satans braucht.

Die falsche Annahme, daß Goethe's Faust nur ein Fragment, und die richtige, daß derselbe mangelhaft durchgeführt sei, haben verschiedene Nachdichtungen von Goethe's Drama hervorgerufen. Unter ihnen ist die hervorragendste Arbeit wohl die von Ferdinand Stolte.

Stolte gab in den sechsziger Jahren einen vierbändigen „Faust" heraus, der sich für eine Fortsetzung des ersten Theils der Goethe'schen Dichtung ausgiebt. Stolte meint, nach dem, wie Faust in diesem ersten Theile sich versündigt habe, könne seine Wiedergeburt nur erfolgen durch Schmerz und Reue. Von Sünde und Schuld beladen tritt der Goethe'sche Faust des ersten Theils in den Stolte'schen ein und läutert sich — so zeichnet der Dichter sein Thema — in sich selbst so gründlich, daß er zuletzt im Genuß irdischer Vollendung und Freiheit rein und nach Verdienst den Himmel erlangt. Stolte läßt ihn zum Gründer eines neuen idealen Zukunftsstaates werden, in dem das von Christus verkündete Reich Gottes auf Erden zur Wahrheit wird. Dieser Stolte'sche Faust hat sich allerdings damit eher den Himmel verdient als der Goethe'sche.

Ein Jahr nach Goethe's Tode schrieb der Dichter Lenau einen „Faust", ohne damit wesentlich Neues zu bieten. Sein Faust ist ein Sophist, der, in der Entwickelung rückschreitend, wieder der Hölle verfällt.

Auch die anderen Faust-Dichtungen bieten für die Fortentwickelung der Sage kein Interesse, und somit enthält der Goethe'sche Faust, abgesehen von seinen Compositionsfehlern immer doch die höchste und wahre Lösung der Faust-Sage.

Der alte Zauberer und Hexenmeister ist am Ende dieser seiner irdischen Laufbahn zum Beglücker der Menschheit geworden. Anfangs war es der bloße von Uebermuth gestachelte Mensch, der sich, um den Anderen voraus zu sein, die Schranken der Natur zu überwinden und Zauberkünste zu treiben, mit dem Teufel verbunden hatte, und der, als die Folgen seines Pactes an ihn herantraten, der jammernden Verzweiflung verfiel. Dann wird die Magie und der Bund mit dem Satan für ihn nur das Mittel höherer Zwecke. Nicht um zaubern und sich irdische Genüsse verschaffen zu können, sondern aus dem Triebe nach Erkenntniß, nicht aus sinnlichem, sondern aus metaphysischem Drange, oder um mit der erlangten Zaubermacht Gutes schaffen zu können, geht er den Bund mit den Mächten der Unterwelt ein.

Jener alte Faust kommt nicht weiter als zu der Erkenntniß, daß er der Hölle verfallen ist, daß er durch den Bund mit dem Teufel sein Seelenheil verscherzte; der einer späteren Zeit angehörende Faust kam zu der Erkenntniß, daß alles Wissen in die Grenzen der Endlichkeit gebannt ist, daß mit allem Trotze und allem Auflehnen gegen diese Schranken nichts erreicht wird, daß der Mensch sich mit dem soll begnügen, was ihm Gott gegeben, die Freuden des Lebens maßvoll soll genießen, soll glauben und hoffen, streben und wirken.

Für den Faust der alten Sage gab es keine Erlösung. Der Abfall vom Glauben, der Bund mit der Hölle war eine unsühnbare Todsünde. Bete und glaube, lautete die alte Satzung, oder du bist verflucht; die neuere hieß: „Strebe und hoffe und du bist erlöst, auch wenn du geirrt und gefehlt. Und wenn selbst aus der gewollten Gutthat nur Böses entkeimte, selbst der faustische Drang nach oben dich auf die Bahn des Verbrechens drängte, hast du nur dein höheres Selbst dir gerettet, so nimmt die himmlische Barmherzigkeit dich erlösend auf."

Ein weiteres endliches Stadium der Faust-Sage verlangte dazu noch, daß jene Erkenntniß sich umsetze in die That, daß der Mensch seine Kräfte brauche und nütze im Dienste der Menschheit, daß er nach seinem Theile mitwirke an der Vervollkommnung.

Freilich hört damit Faust auf, ein Halb- oder Ganzgott zu sein, er wird zum in sich begrenzten Menschen. Die endliche Lösung des Räthsels bedingt also die Resignation; aber das Resultat dieser Resignation ist ein wirkliches positives, während jenes Schweifen in die unendliche Ferne immer nur negative Resultate liefert. Es zeigt doch einen Zweck, während jenes zwecklos bleibt.

Damit wird die menschliche Faust-Natur nicht aus der Welt geschafft. Weder aus der kleinen Welt des Menschen, noch aus der großen Welt der Menschheitsgeschichte. Ruhelos treibt sie den Menschen von Ziel zu Ziel, nach Idealen und Wünschen, und wenn das Gewollte und Erstrebte erreicht ist, so läßt es ihn unbefriedigt und treibt ihn weiter zu andern Aufgaben, die auch dann immer nur wieder eine neue Station bilden auf dem nie endenwollenden Wege seines unablässigen Ringens und Strebens. Immer und immer wieder dringt der durch das Leid der Erfahrung nicht gewitzigte Menschengeist vor nach den dunkeln ewig verhüllten Pforten der Wahrheit. Viele gehen auf dem Wege unter, geistig todt und zerbrochen, nur wenige finden sich zurück zur Ruhe und Resignation. Und auch sie, die gelernt haben ihre Zwecke irdisch zu begrenzen, streben doch immer gerade nach solchen Zielen, die für das Maß ihrer individuellen Kraft unerreichbar sind. Auch sie unterliegen dem Fluche ihrer Faust-Natur.

Gleichwohl wird ohne diese nichts Großes geschaffen auf Erden. Alle großen Genies auf den verschiedenen Gebieten der menschlichen Thätigkeit, der Wissenschaft, der Kunst, der Politik, der Industrie tragen diesen Faust'schen Drang in sich, müssen ihn in sich tragen, wenn sie etwas Großes erreichen wollen. Unter dem zermalmenden Tritte eines solchen Faust-Genies gehen oft Tausende menschlicher Existenzen gnadlos zu Grunde, damit es die Bahn frei gewinnt für seine unersättlichen Triebe — aber das blutige Opfer ist nicht vergebens gewesen, es rettete dem Fortschritt der Menschheit Jahrhunderte.

Die Menschheit bedarf dieser großen Faust-Naturen. Sie beschleunigen das Tempo ihrer Geschichte. Jede Krisis ihrer Entwickelung wird durch das Emporsteigen eines großen, weit über alle Andern emporsteigenden Genies gekennzeichnet. Gleicht sie doch selbst in ihrem rastlosen Vorwärtsdrängen, das immer Ziele häuft auf Ziele, einem Faust.

Deutschlands große Industrie-Werkstätten.

Nr. 17. Louis Schönherr und sein Webstuhl.

Was möchte so ein biederer altägyptischer Webermeister für ein verdutztes Gesicht machen, führte man ihn an einen Webstuhl von heute! Wohl ist das mechanische Grundprincip dieser vielleicht ältesten Maschine der Welt durch Jahrtausende dasselbe geblieben, wir sehen auf den alten Wandmalereien am Nil häufig den Weber im Webstuhl abgebildet mit unverkennbarer Andeutung von Schuß und Kette, und das Linnen der Mumien zeigt genau wie das heutige gekreuzte Fadenlage.

Und dennoch würde höchstwahrscheinlich die gesammte ehrsame Leineweberzunft von Theben und Memphis mit „Gunst und Verlaub" auf und davon laufen, wenn dieselbe einen modernen Bruder jener alten Webstühle erblicken sollte; er frißt das Garn centnerweise, geberdet sich wie toll, regt Tausende von Armen und Aermchen zu gleicher Zeit, und nur die Webstoffe wachsen mit einiger Ruhe und Behaglichkeit aus dem aufgeregten Ungethüm hervor nach der löblichen Tendenz: „Je länger, je lieber."

Der Verfasser, zwar nicht Fachmann, aber ziemlich heimisch zwischen den Riemenscheiben der mannigfaltigsten Fabriken, nimmt keinen Anstand, den Webstuhl in seiner vieltausendjährigen Ent-

wickelung als eines der größten mechanischen Kunstwerke hinzustellen, deren sich unsere Cultur erfreut. Hier greifen so ziemlich alle nur möglichen mechanischen Vorrichtungen zusammen zu einem Werke, und dieses eine Werk kann wieder unendlich vielseitig gestaltet werden durch die fast unerschöpfliche Möglichkeit anderer Anordnungen eben dieses proteusartigen Mechanismus.

Die meisten Menschen machen denn auch große Augen vor einem arbeitenden Webstuhl, staunen und gehen wieder fort, ohne sich das Wunder erklären zu können. Und ein Wunder ist's auch wirklich! Das eilt und schießt hin und her, das neigt und beugt sich, dreht, wendet, hebt und senkt sich: dort starke Schläge, hier die subtilsten Verrichtungen, hier zittert's kurz und wellenförmig, dort wirkt eine behäbige mechanische Kraft in ruhigen Umgängen, oben rückt's aus, unten setzt's ein und an allen Stellen schier wechselt's in toller, unerklärlicher Laune, dazwischen ertönen Signalwerke und über dem stark bewegten Fadengewirr schwebt wie eine Art heiliger Geist die Jaquard-Maschine und schiebt ihre durchlöcherten Karten in breiten Lagen hastig vorwärts, als fürchte sie, nicht nachzukommen.

Aber es herrscht in dem argen Durcheinander eine strenge Ordnung. Nach festen Gesetzen sieht man aus den Wirrnissen die herrlichsten Phantasiegebilde von einer ganz ungeheueren Mannigfaltigkeit aufblühen. Wir kennen sie ja Alle, diese Hunderttausende von Webmustern und Webstoffen: hat doch jeder Mensch seinen eigenen Geschmack, und der modernen Weberei ist es ein Leichtes, diesem millionenköpfigen Ungeheuer zu Willen zu handeln.

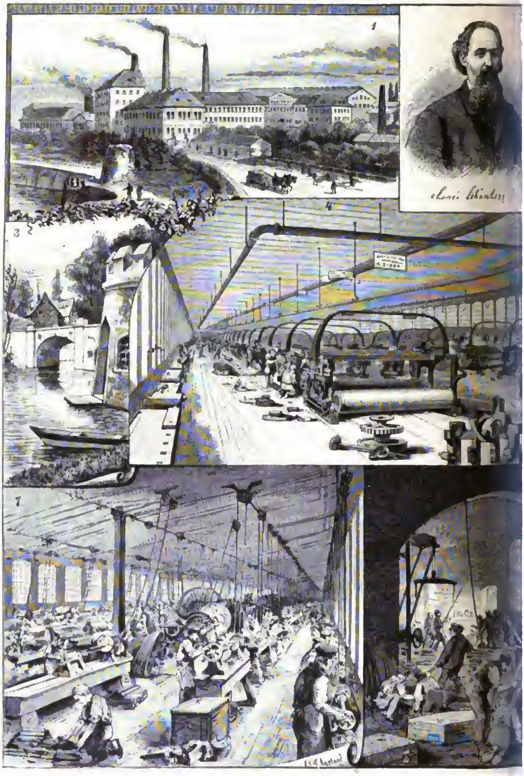
Und das sollte kein Wunder sein?

Aber dieses enorme Capital von Menschenwitz und Findigkeit ist nicht auf einmal und am allerwenigsten von Einem allein angesammelt worden. Alle Culturvölker der Erde haben ihre Beiträge hierzu gestellt und unser liebes Deutschland sicher nicht die kleinsten. Wir haben einen Mann in Deutschland, einen schlichten Webersohn aus Plauen im Voigtlande, dessen Name mit der Geschichte der Weberei verknüpft sein wird für alle Zeiten.

Die Fachleute, die diesen Artikel zu Gesicht bekommen, werden sogleich wissen, daß kein Anderer gemeint sein kann, als der Erfinder und Webstuhlfabrikant Louis Schönherr in Chemnitz. Auch der großen Leserwelt wird der Name schon begegnet sein und wär's auch nur in einer Annonce, in der etwa eine französische, spanische, russische, italienische oder japanesische Weberei einen Werkmeister sucht, „der mit Schönherr'schen Webstühlen vertraut sein muß“.

Dieser Schönherr'sche Webstuhl ist eine Erscheinung in der Weberbranche von ganz unberechenbarer Bedeutung; doch da ich mich als Nichtfachmann ehrlich declarirte, möge das eine Fach-Autorität bestätigen: Regierungsrath Dr. Hartig, Professor am Dresdener Polytechnicum, schreibt über den Schönherr'schen Stuhl: „Jeden Freund vaterländischer Industrie muß eine solche Erfindung mit Stolz erfüllen, sie trägt durchaus den Charakter voller Originalität und löst die feinsten Probleme, welche die fabrikmäßige Erzeugung der Gewebe an den Constructeur stellt, und dazu kommt ein factischer Erfolg, wie er in der Geschichte der Weberei ohne Gleichen dasteht“ etc.

Ein solcher Mann verdient gewiß durch die „Gartenlaube“



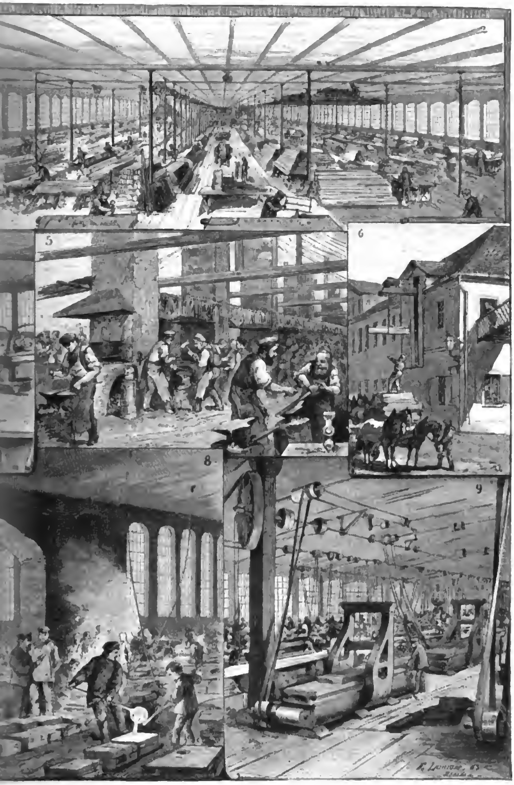
Die Schönherr'sche Webstuhlfabrik in Chemn

1. Fabrikanlage. 2. Tischlersaal. 3. Motiv aus dem Parke. 4. Montirsaal. 5. 5

dem deutschen Volke vorgestellt zu werden, um so mehr, als er trotz seiner erstaunlichen Erfolge schlicht und bescheiden geblieben ist und sich nicht in Stolz und Ueberhebung von den Kreisen abwendete, in denen sein Leben doch eigentlich wurzelte. Doch auch der Leser wird mir verbunden bleiben für die Bekanntschaft mit dem Erfinder und seiner Erfindung: selbst der unscheinbarste

Gegenstand gewinnt ja ein erhöhtes Interesse, wenn wir ein wenig in seinen „Personalacten“ herumblättern.

Täglich, stündlich, ja in jedem Augenblick haben wir Webstoffe vor Augen, sie sind das erste Culturattribut, mit welchem der nackt in's Leben gestoßene Mensch in Berührung kommt, sie



h der Natur aufgenommen von E. Limmer.

5. Verladung. 7. Eisendrehereisaal. 8. Eisengießerei. 9. Eisenhobeleisaal.

bilden auch die letzten Hüllen, den letzten Schutz, wenn wir zu Staub zerfallen, und warum sollten Männer und Maschinen, die so eng mit diesen Freunden im Leben und Tod verwachsen sind, nicht interessant sein? Diese Frage ist leider keine müßige, man will nur zu oft Fachberühmtheiten in die Fachliteratur verwiesen sehen, welche vielleicht an cultureller Bedeutung ein halbes Dutzend Berühmtheiten von der „normalen Sorte“ weit hinter sich lassen.

Louis Schönherr ist neben dem Webstuhle zur Welt gekommen; sein Vater war Handelsweber in Plauen im Voigtlande, und der Webstuhl sollte auch sein Leben ausfüllen. Sein Geburtsjahr (1817) fällt in die Zeit, da sich unser Vaterland von den schweren Kriegen langsam erholte, seine Jugend aber trifft mit jenen frischen Jahrzehnten zusammen, in welchen die ganze Welt in eine förmliche Aufregung durch die vielseitigsten neuen mechanischen Ideen gerathen war.

Es muß unserem Erfinder nicht sehr wohl in seiner Jugend ergangen sein: wir finden ihn 1826 als Kühjungen beim Schulmeister in Thierbach bei Plauen. Wasser- und Windmühlen hat auch er geschnitzelt, doch will ich diese Spielerei nicht als prophetische Erscheinung hinstellen, es haben das schon viele Knaben gethan: „Sind aber keine Weber geworden“, nach Goethe'schem Sinn.

Mit vierzehn Jahren, den Kopf voll Ideen, das Herz voll Erwartung und den Beutel voll Kupfer, wanderte der Knabe in die Fabrikstadt Chemnitz ein, wo schon so Mancher sein Glück schmiedete. Hier war ein älterer Bruder, Wilhelm mit Namen, schon längere Zeit in der sogenannten „Großen sächsischen Maschinenbau-Anstalt“ thätig, und unter dessen Protection durfte der jüngere Bruder als Drehjunge eintreten. An derselben Stelle, wo der Knabe jetzt den Besen führte, um die Eisendrehspähne zu beseitigen, sollte er einst seine wichtigsten Erfindungen machen, aus demselben bescheidenen Fabriklein sollte die größte Webstuhlfabrik auf dem Continent entstehen, und wo er für vierzehn Groschen Lohn per Woche, den Tag zu vierzehn Arbeitsstunden, wirkte, barg der Zukunft Schooß für ihn die wohlverdienten Lebensgüter — eine Wandlung, die schon an sich das innigste Interesse herausfordert.

Der ältere Schönherr war gleichfalls ein inventiöser Kopf, merkwürdiger Weise schlug bei ihm in späterer Zeit der klare mathematische Verstand in eine Art philosophischer Mystik um, die in ihrer Erscheinungsform an Jakob Böhme erinnert. Beide Brüder haben wacker mit einander geschafft, doch getrennt erfunden, der Aeltere erwarb zwei, der Jüngere zehn Patente und die weitaus wichtigsten: dies zur Klarstellung der schon mehrfach erörterten Antheilnahme der beiden Brüder an der Erfindung des Schönherr'schen Stuhls.

Den ersten Erfolg errangen die Brüder mit einander mit einer Werkzeugmaschine, die zugleich hobelte, drechselte, bohrte und Räder schnitt. Das war offenbar ein wenig zu viel auf einmal, indessen kaufte doch die sächsische Regierung die Maschine für 200 Thaler an und stellte sie auf der Brühl'schen Terrasse in Dresden dem Publicum zur Schau. Sodann construirten die Brüder selbander eine Geigenmaschine. Die Maschine war gut, berichtet man, aber die Geigen waren schlecht, die sie lieferte, so schlecht, daß auch die Maschine schlecht gemacht wurde und bald

in die Rumpelkammer gerieth. Beide Brüder waren zu jener Zeit bereits von der Idee erfüllt, einen mechanischen Webstuhl zu erfinden, einen Webstuhl, der nicht nur das Mechanische der Weberei verrichten sollte, wie es etwa bei Herstellung von Shirtings, Kattun, Leinwand, Tibets ꝛc. allein zur Geltung kommt, nein, er sollte auch die Handwerksvortheile des lebenden Webers wahrnehmen und sich aneignen, sie wollten mit ihrem Webstuhl mehr einen mechanischen Kunstweber herstellen, dem auch die Erzeugung der complicirteren Stoffe möglich wäre. Dazu brauchte es größerer Mittel, welche die Brüder nicht besaßen; sie theilten darum ihr Project einem russischen Edelmann mit, und mit erstaunlicher Schnelle sandte die russische Regierung den Brüdern 2000 Thaler nach Dresden, wofür sie denn auch pflichtschuldigst einen mechanischen Webstuhl für Handbetrieb erfanden, der 200 Schuß in der Minute bewirkte.

Der Erfolg war ein glänzender, der Stuhl erregte Aufsehen, und sicher wären beide Brüder über die Weichsel in das Land des weißen Czaren gegangen, doch machte man ihnen bang vor der grassirenden russischen Knute. Es ist ja gewiß auch nicht sehr angenehm, ein solches häßliches Ding als Antrieb zu neuen Erfindungen im Hintergrund zu wissen. Die sächsische Regierung, die von dieser Furcht nicht unterrichtet war, wollte sich die emsigen, anspruchslosen und doch so genialen Männer im Lande erhalten, sie gewährte dem Aelteren eine kleine Jahrespension und ermöglichte dem Jüngeren den Besuch des eben erst begründeten Dresdener Polytechnicums. Das war eine rühmenswerthe, segensreiche That. Ohne dieselbe hätten die Brüder ihren Abscheu vor der Knute wahrscheinlich doch noch überwunden, und damit wäre Deutschland um zwei Erfinder ärmer geworden und Sachsen um eine blühende Großindustrie gekommen.

Jetzt waren die Noth, Sturm und Drangjahre beendet und es folgt die Vervollkommnung der Erfindung und ihre fabrikmäßige Herstellung.

Eine längere Reihe von Jahren wird am besten übersprungen. Leider fand Louis Schönherr erst 1851 einen Capitalisten Namens Seidler, der den „unerhörten" Muth hatte, 7000 Thaler für die neue Erfindung in die Schanze zu schlagen. Die ersten Anlagen waren so unglaublich primitiver Natur gewesen, daß ein Aufblühen der jungen Webstuhlfabrik ganz unmöglich erschien, jetzt aber konnte man doch nothdürftig Hülfsmaschinen beschaffen. Im Anfang behalf man sich mit Miethlocalen, später erkaufte man die vormalige sächsische Maschinenbau-Anstalt, die wir bereits kennen, da Louis Schönherr seine Maschinenbauercarrière hier als Drehjunge begonnen.

Jetzt trat die Zeit der rapiden Entwickelung ein. 1859 ward Schönherr durch den Austritt Seidler's Alleinherrscher in seinem Reich, 10 Jahre später waren seine Mannen bereits auf 600 Köpfe angewachsen, 1872 kam die landesübliche Umwandlung in ein Actienunternehmen, das vermehrte Capital ermöglichte bedeutende Erweiterungen, doch änderte sich sonst nichts in der Leitung. Gegenwärtig ist man nahe daran, den 22,000sten Webstuhl in die Welt hinauszuschicken und diese 22,000 Webstühle weben so ziemlich in der ganzen Welt am Ruhm deutschen Erfindungsgeistes, deutschen Fleißes und deutscher Solidität.

Die wirthschaftliche Bedeutung dieser Ziffer ist eine ganz außerordentliche, denn sie umfaßt nur schwere Webstühle für Tuche, Buckskins, Segelleinen und ähnliche schwere Stoffe. In Cottbus allein gehen über 1000 Schönherr'sche Buckskinstühle, mit Luckenwalde, Forst und Spremberg steigt die Zahl auf über 4000; sie bilden auch im Ausland die Grundlage für den Erwerb großer Industriebezirke, und dabei sind diejenigen Schönherr-Stühle ganz außer Betracht gelassen, die im In- und Ausland gegen Patentprämie in großer Zahl gebaut worden sind.

Es hat einige Schwierigkeiten, das Hauptverdienst Schönherr's als Erfinder und Constructeur zum allgemeinen Verständniß zu bringen; man müßte auf die subtilsten Mechanismen eingehen und könnte ebenso gut die höhere Mathematik zum Gegenstand einer populären Abhandlung wählen, aber in der Hauptendenz seiner Erfindung spiegelt sich gleichzeitig auch sein Hauptverdienst. Ihm genügte es nicht, die rein mechanischen Verrichtungen der Weberei den Menschen abzunehmen, er wollte, wie schon früher angedeutet wurde, die Individualität des guten Handwebers auf die mechanische Weberei übertragen, er wollte die Handwerksvortheile in derselben nicht entbehren.

Der Handweber giebt mit der Weberlade seine Schläge, mit denen er den Schußfaden an die Kettenfaden festschlägt, in grundverschiedener Stärke, je nachdem die tausendfach verschiedenen Stoffe es verlangen; er giebt oft zwei, auch drei Schläge von wechselnder Stärke für jeden Faden, und man sollte meinen, nichts sei leichter, als diese Schläge mechanisch nachzuahmen, und doch ist ganz das Gegentheil der Fall. Es sind eben nach einem bestimmten Gefühl des Webers abgemessene elastische Schläge, die dann unter Umständen ein so weiches, sammetartiges Tuch herstellen. Schönherr hat in seinem Stuhl, im Gegensatz zu allen anderen existirenden mechanischen Stühlen, diese elastischen einfachen oder doppelten Schläge erzielt durch ein System von Excentern, dies sind ungleiche Scheiben, welche den Anschlag durch einen an sich sehr einfachen Mechanismus vermitteln, und diese Anordnung bedingte eben eine ganz eigenartige Construction des übrigen Mechanismus am Schönherr'schen Webstuhl.

Der Erfinder hat demnach erreicht, was er wollte, er hat dem guten Handweber die feinsten Handwerksvortheile abgelauscht, während der schlechte nicht mehr in Frage kommen kann. Die Tuche, wie sie der Schönherr'sche Webstuhl zu liefern vermag, erinnern in ihrer sammetartigen Derbheit an jene ehrwürdigen Zeiten, da der Enkel des Großvaters Rock trug, wenn er zur Confirmation schritt. Bei den jetzt gebräuchlichen lockeren modernen Stoffen sind solche langjährige Umwandlungen freilich unmöglich geworden, und nur diese vergängliche Mode hat in neuerer Zeit dem leichter gebauten, leichter arbeitenden amerikanischen Kurbelwebstuhl auch in Deutschland Eingang verschafft, ohne gerade dem Schönherr'schen Abbruch zu thun. Uebrigens baut die Fabrik, um dem Geschmack der Neuzeit Rechnung zu tragen, auch solche Kurbelwebstühle, die in den Schönherr'schen Werkstätten wesentlich verbessert worden sind.

Neue Errungenschaften sind die Einrichtung des Schönherr-Stuhles auf leinene Damaste, die bisher eine Domäne des Handwebers geblieben waren, aber sich freilich auch für ihn nicht sehr ergiebig zeigten. Dieser Stuhl liefert die bekannten prächtigen großen Muster in viel größerer Mannigfaltigkeit als der Handstuhl; man wird nunmehr bald auch in minder bemittelten Familien diese herrlichen Leinendamaste auflegen können, weil die fabrikmäßige Herstellung dieselben zweifellos sehr verbilligen wird.

Die vielen kleineren Erfindungen und Verbesserungen können hier nicht aufgezählt werden.

Daß in einer Fabrik, in welcher so viel erfunden und verbessert wurde, die eisernste Solidität in der Ausführung eiserne Regel ist, kann als selbstverständlich angenommen werden, erwähnt sei nur, daß jedes Lager ohne Ausnahme mit Edelmetall ausgefüttert wird.

Zu einem Gang durch die Fabrik will ich meine Leser nicht einladen; es giebt keine interessanten Processe zu beschreiben, wie etwa in Hütten, Spinnereien u. dergl. Wir sehen wohl, wie die Tausende von Theilen und Theilchen auf den besten Hülfsmaschinen hergestellt werden, aber keine der Arbeiten kann auf ein besonders hervorragendes Interesse Anspruch erheben. In den Montirsälen fließen die Massen von Wellen und Wellchen, Rädern und Rädchen, die Bäume, die Schützen und Gott weiß was für mögliche und schier unmögliche Excenter, Wangen, Schienen und sonstige Theile zusammen, und das Zusammen kann wohl das Auge direct fesseln, aber für eine Vermittelung durch die Feder ist der Bau eines Webstuhls, wie dieser selbst, zu complicirt.

Herzlich erfreut war ich über einen seltenen Umstand: die Schönherr'sche Fabrik ist durch und durch eine deutsche. Hier giebt es keine fremden Patente, keine englischen Werkmeister, und von den 291 Hülfsmaschinen sind nur 10 ältere ausländischen Ursprungs, man verschmilzt jetzt in der Hauptsache nur deutsches Eisen, und die 750 Arbeiter hämmern, feilen und drehen nur mit deutschen Werkzeugen.

In der großartigen Tischlerei von 123 Meter Länge und 27 Meter Breite arbeiten 24 große Holzbearbeitungsmaschinen von mammuthartigen Dimensionen. Man stellt hier zuweilen Weberbäume her, die der Größe nach eigentlich in die Vorwelt gehören. Letzthin verließ ein Webstuhl die Fabrik, auf welchem 7 Meter breites Segelleinen gewebt werden soll, das ist jedenfalls der Goliath unter allen Webstühlen.

Die kolossalen Holzlager und die Dampfschneidemühle seien nur erwähnt. Für Eisenbearbeitung sind 267 Maschinen in

Thätigkeit. Drei Dampfmaschinen und vier vom Chemnitzfluß getriebene Turbinen bewegen das Ganze durch eine Transmission von $1^{1}/_{10}$ Kilometer Länge.

Von der geschäftlichen Leitung hat sich Louis Schönherr seit einigen Jahren zurückgezogen, wohl aber hat er sich seinen Versuchssaal vorbehalten, wo der noch in hohem Grade rüstige Herr mit einigen findigen Beamten ungestört an der Lösung weiterer mechanischer Probleme arbeitet. Mancher Fachmann gäbe vielleicht Tausende darum, könnte er hier sich stundenlang so frei umsehen, wie der Verfasser es thun durfte. Mir ist nur freigegeben, von einem originellen Schönherr-Stuhl zu sprechen, der einem interessanten Zweck dienen soll. Die Idee gehört dem Webschullehrer Knorr in Chemnitz an und kann nur mit Hülfe des Schönherr'schen Systems verwirklicht werden: es richtet sich dieselbe gegen die Falschmünzerei und interessirt sich besonders die russische Regierung dafür, die bekanntlich arg geplagt ist von förmlichen „Industriegesellschaften für falsches Papiergeld“. Ein deutscher Weblehrer und ein deutscher Webstuhlbauer sind nun darüber, gründliche Abhülfe zu schaffen. Der Webstuhl stellt ein sehr feines complicirt gemustertes Gewebe her, das auf der Papiermaschine gleich mit in das Papier einlaufen soll, aus welchem die Banknoten verfertigt werden. Die Falschmünzer werden sich in Zukunft einen Schönherr'schen Webstuhl von besonderer Construction anschaffen müssen, sodann brauchen sie eine Papierfabrik und eine Druckmaschine, und wenn sie Alles haben, fehlt ihnen noch die Hauptsache — nämlich das Webmuster. Man macht's den Leuten wirklich recht sauer.

Persönliches ist über Louis Schönherr wenig zu berichten, sein Leben ist Mühe und Arbeit gewesen, und trotz seiner großen Erfolge ist er schlicht geblieben, wie einer der einfachsten Bürger. Inmitten seiner Fabrik, seiner Häuslichkeit ist er ein Patriarch, kein eigentlicher Herr, und auch als Familienvater kann er es mit den gesegnetsten biblischen Stammvätern aufnehmen, er braucht Niemand weiter als seine Kinder einzuladen, wenn er mit einem reichlichen Dutzend am Tische sitzen will.

In einem so erfinderischen Zeitalter kann Neues leicht das Alte stürzen, niemals aber werden die Grundprincipien der Schönherr'schen Erfindung untergehen, sie wurzeln nicht oberflächlich in der vergänglichen Mode, sondern in der alten gediegenen Handweberei, und der Name Schönherr wird geehrt werden müssen, so lange ein Volk überhaupt anerkennt, daß es einem bedeutenden Erfinder, einem rastlosen Verbesserer Ehre und Dank schuldet.

Th. G.

Blätter und Blüthen.

Otto Devrient und sein Luther-Festspiel. (Mit Portrait S. 681.) In der letzten Nummer der „Gartenlaube“ ist versucht worden, den Lesern ein Bild der Devrient'schen Bearbeitung des Faust als Mysterium zu entwerfen. In Jena, dem freundlichen und lebenvollen Universitätsstädtchen Thüringens, ist nun in diesen Tagen ein nicht minder eigenartiges künstlerisches Unternehmen zur Ausführung gelangt, das gleichfalls Devrient's Namen trägt. Es handelt sich darum, den großen Reformator Luther, seine Persönlichkeit und sein Leben dramatisch zur Anschauung zu bringen. Diese Idee ging freilich nicht von Devrient, sondern vom Gymnasialdirector Richter aus, aber Devrient griff sie mit Lebhaftigkeit auf und erwies sich auch als der Mann, sie zu verwirklichen. Sobald er von den Leipziger Faust-Aufführungen nach Weimar zurückgekehrt war, ging er mit der ihm eigenen Energie sofort an die gründlichen Vorstudien zu dem „dramatischen Luther-Festspiel“. Er vertiefte sich in den Ton jener Zeit und in die Charakteristik der Hauptfiguren und sann darauf den reichen Stoff zu gliedern. Nicht ein Bühnenstück nach den strengen Gesetzen der Dramaturgie sollte das Festspiel werden, sondern ein dramatischer Lebensabriß Luther's, und nicht Berufsschauspieler sollten es verkörpern: wie das Ganze volksthümlich gedacht war, so sollten auch die Darsteller aus dem Volke kommen. Jena, die alte Hochburg freien wissenschaftlichen Strebens und Lebens, erwies sich als der rechte Boden für das Unternehmen. Unsere norddeutschen Universitäten haben zu allen Zeiten ein starkes protestantisches Gefühl gepflegt und zumal in den kleineren Universitätsstädten strahlt von der Hochschule eine lebhafte geistige Anregung nach allen Seiten hin in die Bevölkerung aus. Wir waren Zeuge, wie vor neun Jahren das kleine Jenenser Theater den kühnen Versuch machte, Zacharias Werner's „Luther“ zur Darstellung zu bringen, und welches rege Interesse man diesem Experimente in allen, auch in den bürgerlichen Kreisen der kleinen thüringischen Universitätsstadt entgegenbrachte. Auch für Devrient's „Luther“ hat sich die lebendigste und freudigste Theilnahme geäußert, die Darsteller des Festspieles, deren mehr als hundert sind, fanden sich aus allen Gesellschaftskreisen Jenas zusammen, sodaß nur zwei Rollen, die Luther's und der Katharina (Herr Devrient und seine Schülerin, Fräulein Kühlmann), von Berufsschauspielern dargestellt werden. Nachdem das Festspiel vollendet war, hatte der Regisseur Devrient den Dichter Devrient abgelöst und unter seiner anregenden Leitung fanden die Proben statt, denen sich alle Mitwirkenden mit hingebendem Eifer und hoher Begeisterung widmeten. Man darf behaupten, daß ein Ensemble von Berufsschauspielern Devrient's Festspiel vielleicht künstlerisch vollendeter, aber schwerlich mit der gleichen Kraft der Begeisterung und mit so volksthümlicher Wirkung dargestellt haben würde.

Wie hat nun Devrient als Dichter des Festspieles seine Aufgabe gelöst? Wie hat er den reichen Stoff angeordnet, in welche dramatischen Abschnitte zerlegt er das Leben und Wirken des großen Reformators?

Devrient hat mehrere Male den Plan seiner Dichtung geändert, bis er sich für einen Entwurf entschied, der uns Luther's Leben von den Erfurter Klostertagen bis zum Tode in sieben Abtheilungen vorführt. Wir sehen Luther in der ersten Abtheilung im Franziskanerkloster zu Erfurt, wie der im strengen Dogma befangene Jüngling nach einem freien freudigen Gottesglauben ringt, wie ihn das Bewußtsein der menschlichen Schwäche und Sündigkeit quält, bis ihn der edle Staupitz den Ausweg aus seiner Seelenmarter zeigt, indem er ihn auf die erste und größte Wahrheit des Christenthums hinweist, auf die Vergebung der Sünden durch den Glauben an den Erlöser. Was er nun erkannt als den rechten Geist und Inhalt des Evangeliums, das lehrt er in Wittenberg mit dem ganzen Feuereifer der Ueberzeugung.

Wir finden ihn in der zweiten Abtheilung des Festspiels als den gefeierten Lehrer seiner Wittenberger Gemeinde: aber wie er erst mit sich gekämpft und gerungen, so muß er jetzt kämpfen mit den crassen kirchlichen Mißständen, über die ihm seine Romreise in Angelegenheiten seines Ordens die Augen geöffnet hat. Der Ablaßschwindel droht sich zwischen ihn und seine Gemeinde zu drängen, denn der Ablaß sichert ja Jedem Vergebung der Sünden gegen gute Bezahlung, während er, Luther, die Lehre predigt, daß Vergebung der Sünden nur erlangt werde durch wahrhafte Reue und Buße. Das gesprochene Wort dringt nicht kräftig genug durch; da schlägt er die Thesen an die Schloßkirche an. Die Kirchgänger finden den Anschlag, die Studenten übersetzen die lateinischen Thesen dem Volk und die Stimmung steigert sich zu hellem Tumult, als ein Ablaßhändler aus Halle in Wittenberg erscheint. Luther sucht den Aufruhr zu dämpfen, wird aber zu den ersten Demonstrationen gegen den Papst gereizt.

Die beiden folgenden Abtheilungen zeigen uns Luther auf dem Reichstage zu Worms und auf der Wartburg; die Situationen sind die bekannten. Mit der fünften Abtheilung tritt Katharina von Bora in die Handlung ein. Luther's Lehre ist bis in die Abgeschlossenheit der Klöster gedrungen; die Herzen erwachen, die Seelen dürsten nach Freiheit; das Weib verlangt nach seinen Rechten. Katharina entflieht aus Nimpschen mit Hülfe Luther's, und die nächste Abtheilung schildert uns Luther's Kämpfe mit seiner Neigung, bis die Liebe siegreich durchbricht und er, der nun die Mönchskutte abgelegt hat, seine „Käthe“ heimführt.

Bis hierher bewegt sich die Handlung rasch vorwärts und in aufsteigender Linie; nun aber macht der Dichter einen tiefen Einschnitt in die Handlung. Die letzte Abtheilung spielt im Sterbejahr Luther's und sie muß von einer eigenthümlich ergreifenden Wirkung sein. Es ist nicht mehr der kühne, von Schaffensfreudigkeit beseelte Reformator, der hier im Kreise seiner gelehrten Freunde bei der letzten Bibelrevision sitzt. Seine Arbeitskraft ist wohl noch vorhanden, aber der frische Quell der Arbeitslust ist versiegt. Undank und Zwiespalt lähmen Luther's Werk; der große Sieger im Geisteskampfe erlebt das tragische Geschick aller großen Männer, den Abfall der Stimmung auf dem Gipfel seines Wirkens, und diese Erfahrung hat ihn trübe und starrsinnig gemacht.

Die Grafen von Mansfeld rufen Luther auf, ihren Streit zu schlichten, und alt und matt, den Tod im Herzen, folgt er diesem Rufe. Dem Schmerz, der bangen Vorahnung Katharina's, ihren Gatten nicht wiederzusehen, steht seine fromme Ergebenheit in Gottes Willen gegenüber. Mit dem Schlußgesang: „In Fried' und Freud' fahr' ich dahin,“ von Luther und den Seinigen gesungen, gelangt das Festspiel Devrient's zu einem wirkungsvollen Abschluß.

Es erübrigt uns nur noch einige Worte über den Lebensgang des Mannes zu sagen, von dem in der „Gartenlaube“ während der letzten Zeit wiederholt gesprochen worden ist und den wir unseren Lesern heute im Bilde vorstellen.

Am 3. October 1838 in Berlin als Sohn Eduard Devrient's, des berühmten Theaterhistorikers, geboren, war Otto Devrient an verschiedenen Theatern als Liebhaber und Charakterdarsteller thätig, doch machte sich auch sein glänzendes Regietalent bald bemerkbar. Seine vortrefflichen Inscenirungen am Hoftheater zu Weimar hatten zur Folge, daß er an die Spitze des Mannheimer Hof- und Nationaltheaters berufen wurde. Damit beginnt Devrient's Directorialthätigkeit, die er später in Frankfurt fortsetzte und nach vier Jahren künstlerischen Wanderlebens, während welcher Zeit er an den bedeutendsten deutschen Theatern gastirte, im nächsten Jahre als Leiter der Oldenburger Hofbühne wieder aufnehmen wird. Der jüngste der berühmten „Devrient's“ steht heute in vollster Manneskraft, und seinem glänzenden Geiste, seiner vielseitigen und fleißigen Thätigkeit wird die deutsche Bühne sicherlich noch manche werthvolle Anregung verdanken.

Ein Stückchen Faustrecht aus neuerer Zeit. In einer der schönsten Gegenden des an Naturschönheiten so reichen westfälischen Sauerlandes liegt das durch seine Draht- und Eisenindustrie, sowie durch die trefflichen dort gefertigten Gold- und Silberwaaren bekannte Städtchen Altena.

In früheren Jahrhunderten war die Bedeutung Altenas als Industriestadt eine verhältnißmäßig noch größere, als heute. Weit über die Grenzen Deutschlands hinaus wurden damals die Arbeiten seiner Messer- und Panzerschmiede gesucht, und noch der große Kurfürst hatte, um die hier betriebene Kunst zu ehren und zu fördern, den Bewohnern von Altena Befreiung vom Militärdienste zugesagt und dieses Recht für Kinder und Kindeskinder feierlich verbrieft. Diese Gnade, auf welche die wackern Altenaer nicht wenig stolz waren, sollte etwa ein Jahrhundert später zu einem höchst eigenthümlichen Vorfalle Veranlassung geben.

Noch während des Siebenjährigen Krieges hatte man jenes Recht geachtet, und außer einigen patriotischen jungen Burschen, welche in der Stunde der Noth freiwillig zu den Fahnen des großen Königs geeilt waren, hatte kein Altenaer dessen Rock getragen

Bald nach Beendigung des Krieges sollte jedoch das alte Privilegium gewaltsam angetastet werden. Einer von den Kampfgenossen des großen Königs, der General von Wolfersdorff, ein gewaltthätiger, rücksichtsloser Mann, ein Haudegen von der alten Schule, war nach beendetem Kriege als Regimentscommandeur nach Hamm versetzt. Bei einem Besuche in Altena hatte er mit Wohlgefallen die kräftigen Gestalten der Altenaer Bürgerssöhne gesehen und dabei die Aeußerung gethan: „Schöne Leute; das wären Soldaten für mein Regiment!“

Die Altenaer machten sich, als sie diesen Ausspruch des Generals vernahmen, darob wenig Sorgen; denn sie vertrauten auf ihr altes Recht.

Nicht gering war deshalb ihre Verwunderung, als trotzdem eines schönen Tages die Kunde sich verbreitete, daß der General auf dem Wege sei, um ihre Söhne mit Gewalt zu Recruten zu pressen.

Mochte anfangs auch Mancher über diese Nachricht lachen, so verging doch der Scherz, als man den General hoch zu Roß an der Spitze einer Compagnie Grenadiere in der Richtung von Iserlohn her auf die Stadt losrücken sah.

Einen Augenblick standen die wackeren Altenaer bestürzt da ob des seltsamen Anblickes, der sich ihnen bot; aber auch nur einen Augenblick; dann war ihr Entschluß gefaßt, und man war darüber einig, daß man sein gutes altes Recht wahren und Gewalt mit Gewalt vertreiben müsse.

Die Glocken, welche seit jenem Tage, wo hundert Jahre zuvor der Oberst Barbisier, einer der Henkersknechte Ludwig's XIV., die Stadt mit Plünderung bedroht, nur noch zu friedlichem Werke geläutet hatten, ließen in gellenden Schlägen ihren Nothruf durch das Thal erschallen, und sie hatten nicht vergebens gerufen. Von allen Seiten strömten Jung und Alt, Mann und Weib eilends herbei, um dem Feinde den Einzug zu wehren.

Schnell wurden die Thore geschlossen und in den engen Straßen des Städtchens entwickelte sich ein gar seltsames, emsiges Treiben. Ueberall in den Werkstätten und Häusern, wie auf offener Straße sah man die Bürger große Feuer anzünden und Wasser, sowie mächtige Eisenstäbe herbeitragen.

Die Aufforderung des inzwischen herangekommenen Generals, die Thore zu öffnen, wurde abgelehnt, und als Wolfersdorff mit Gewaltmaßregeln drohte und seine Soldaten zum Sturme vorgehen ließ, begann der Kampf.

Während die Männer mit glühend gemachten Eisenstangen auf die Stürmenden losschlugen, gossen die Frauen von den Stadtmauern heißes Wasser auf die Anstürmenden herab, welches die Kinder aus den Häusern ihnen zutrugen.

Die armen Soldaten, welche, eines solchen Empfanges nicht gewärtig, keine Kugeln mit sich führten und lediglich auf den Gebrauch des Kolbens und des Bajonnets angewiesen waren, befanden sich den glühenden Eisenstangen und den heißen Wassergüssen der zornigen Altenaer gegenüber sehr im Nachtheil, wurden aber trotzdem von ihrem über einen solchen Widerstand aufgebrachten Führer immer auf's Neue zum Angriffe vorgetrieben.

Nachdem man so mit äußerster Erbitterung von beiden Seiten nahezu zwei Stunden lang gekämpft hatte, mochte der General doch wohl einsehen, daß sein Bemühen vergebens sei. Eine große Zahl seiner Soldaten hatte, wenn auch nicht gerade gefährliche, so doch sehr schmerzhafte und schwer zu heilende Verwundungen davongetragen. Er entschloß sich endlich zum Rückzuge, welcher denn auch alsbald unter dem lauten Jubel der Altenaer angetreten wurde.

Während Wolfersdorff in Hamm seine Verwundeten heilen ließ und mit Grimm seiner Niederlage gedachte, veranstalteten die Altenaer am nächsten Sonntage ein feierliches Dankfest.

Der Pfarrer hatte den Text aus Jesaias 37, 29 genommen, wo der Herr zu Sanherib, dem Feinde Israel's, spricht: „Ich will dir einen Ring in die Nase legen und ein Gebiß in dein Maul und dich den Weg wieder umführen, den du gekommen bist.“

Mit dieser originellen und für Wolfersdorff wenig schmeichelhaften Dankfeier war die Sache jedoch noch keineswegs für diesen abgethan. Die Bürgerschaft hatte nicht unterlassen, den Vorfall nach Berlin zu berichten, und Friedrich II., welcher in solchen Dingen keinen Spaß verstand, sandte seinem General folgenden kräftigen Verweis:

„Mein lieber General von Wolfersdorff!

Es ist officiell rapportirt worden, welche Disturbationen Er in dem Städtchen Altena gemacht hat. In Erwägung seiner sonstigen Meriten will Ich diese mauvaise Geschichte für diesmal pardonniren, werde Ihn aber, wenn Er sich nochmal eine solche Abnormität zu Schulden kommen läßt, nach Spandau schicken.“

Das Privilegium der Befreiung vom Militärdienst ist nun mit so manchem Anderen längst erloschen; der stolze, unabhängige Bürgersinn aber, welcher sich in dem hier erzählten Vorfalle ausspricht, ist den Bewohnern von Altena bis zur Stunde geblieben.

Im Uebrigen wird man im Gegensatze zu der sogenannten „guten alten“ Zeit, in der solche Dinge sich ereignen konnten und in der nur zu oft die Willkür und die rohe Gewalt an die Stelle des Rechtes traten, die unsrige doch wohl als die bessere neue bezeichnen dürfen.

Rudolf Scipio.

„Thiere der Heimath.“ Deutschlands Säugethiere und Vögel, geschildert von Adolf und Karl Müller. Mit Original-Illustrationen nach Zeichnungen auf Holz und Stein von C. F. Deiker und Adolf Müller. Kassel und Berlin. Verlag von Theodor Fischer. — Die Namen der Verfasser, den Lesern der „Gartenlaube“ seit langen Jahren bekannt durch eine Reihe anziehender Schilderungen aus dem Thierleben, ließen auch diesmal etwas Gediegenes erwarten. Brehm hatte es mit einigen Mitarbeitern unternommen, die Gesammtheit der Thierwelt, beziehungsweise deren biologische Eigenthümlichkeiten dem gebildeten Publicum aller Stände zugänglich zu machen, und die große Verbreitung des „Thierlebens“ dürfte als erfreuliches Zeichen des erwachenden Interesses an den Naturwissenschaften gelten. Wenn nun die Gebrüder Müller für ihr Werk die Rahmen enger gezogen haben, indem sie ausschließlich die „Thiere der Heimath“ zur Sprache bringen, so muß das ein recht glücklicher Gedanke genannt werden.

Die Aufgabe, die gewiß keine leichte war, ist in dem vorliegenden Werke in glänzender Weise gelöst. Da es Original nicht nur in Hinsicht auf das Beobachtungsmaterial, sondern auch in Bezug auf bildliche und sprachliche Darstellung, holt sich unzweifelhaft jeder Naturfreund, Forscher wie Dilettant, gern in dem auch durch äußere Vorzüge ausgezeichneten Buche Belehrung und Rath. Selbst denjenigen aber, dem das Interesse an den Werken der Natur abgegangen, dürften die lebenswarmen Thiercharakteristiken, welche die unverkennbaren Züge eines von Jugend auf im Verkehr mit der Natur geübten Scharfblicks und einer treuen Hingebung und minutiösen Sorgfalt tragen, sicherlich nicht kühl lassen, sondern sie werden in ihm den Wunsch rege machen zu eigener Beobachtung, zu einem vertraulicheren Umgang mit der Welt der lebenden Wesen, die gleichzeitig mit uns den heimischen Boden bewohnen. Es ist eben nicht Studirstubenluft, die uns entgegenweht aus diesen Blättern, sondern der würzige Hauch des Waldes, wo wir bald der Spur des flüchtigen Rehs folgen, bald auf den hämmernden Specht lauschen. Bald werden wir in's frische Grün des Baumgartens geführt, wo der Buchfink schlägt, bald zum plätschernden Mühlrad, dem Lieblingsaufenthalt der Wasseramsel, bald an das Gebälk einer alten Scheune, wo bei Mondschein eine Marderfamilie auf das Raubhandwerk auszieht — alles lebendig, alles frisch; überall wirken Belehrung und Erzählung in wohlthuender Abwechselung, und selbst dem Humor ist an der richtigen Stelle sein Plätzchen vergönnt. Aber auch mancher beherzigenswerthe Mahnruf ist eingefügt, wo es heißt, gegen Unwissenheit, Kurzsichtigkeit und Vorurtheil zu Felde zu ziehen und einem verkannten Freunde des Landwirths die Ehre zu retten.

Wir wünschen dem trefflichen Buche die verdiente Anerkennung!

Dr. Emil A. Göldi.

Des Tigers Beute. (Mit Illustration auf Seite 681.) Der Sieger in dem gewaltigen Ringen, dessen Ausgang uns heute die meisterhafte Originalzeichnung von Friedrich Specht vorführt, ist unseren Lesern zur Genüge bekannt. Vielen aber dürfte es neu sein, daß dieses berüchtigte Raubthier Ostindiens, welches, im Gegensatze zu anderen wilden Thieren, vor der menschlichen Cultur nicht zurückweicht, sondern mitten aus belebten Dörfern sich seine Beute holt, in dem indischen Büffel einen ihm meist gewachsenen Gegner findet. Der Wildbüffel ist in der That mit so großer Kraft und solchem Muth ausgestattet, daß er im Kampfe mit dem Tiger fast regelmäßig Sieger bleibt. Man erzählt sogar, daß Büffel einmal einen Hirten, der von einem Tiger gepackt worden war, von dem Angreifer befreit und den Tiger getödtet hätten, oder, daß die Büffel einer Heerde, als sie das Blut eines angeschossenen Tigers rochen, sofort dessen Spur aufnahmen und diese mit rasender Wuth verfolgten. Darum stellt auch die indische Dichtung den Büffel als dem Tiger ebenbürtig dar. In dem von unserem Künstler mit seltener Lebenstreue dargestellten Falle verhalf dem Tiger augenscheinlich die Hinterlist zum Sieg, indem er das zur Tränke gehende Thier unverhofft überfiel.

Kleiner Briefkasten.

B. K. in Hamburg. Der vor Kurzem im „Berliner Tageblatt“ veröffentlichte und mit so vielem Beifall aufgenommene Roman „Am Horizont“ von Friedrich Friedrich ist soeben als Buch im Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig, erschienen. Ebenso können Sie die früher in der „Gartenlaube“ (Jahrgang 1881) veröffentlichte Novelle von Victor Blüthgen „Der Friedensstörer“ jetzt in Buchform bei Gebr. Paetel in Berlin beziehen.

G. B. in Nürnberg. Hinsichtlich der Richtigschreibung des Dialekts ist Ihr Wunsch erfüllt worden.

L. B. in Triest. Die Dichterin, welcher wir Ihre Anfrage mittheilten, wird Ihnen wohl selbst den gewünschten Bescheid geben.

Frau „Veritas“ in L. Ja, es ist richtig: der Lorenz Clasen ist der Maler der „Wacht am Rhein“, jener ersten kampfgerüsteten „Germania“.

A. K. in E. Schwindel.

Ein Abonnent in Lübeck. Wir bitten Sie um genaue Angabe Ihrer Adresse, da unser Brief an Sie als unbestellbar zurückgekommen ist.

Inhalt: Die Braut in Trauer. Von Ernst Wichert (Fortsetzung). S. 677. — Aus dem dreieinigen Königreich. Ein Beitrag zum Verständniß der kroatischen Wappenfrage. Von Ferdinand Schifkorn. S. 682. Mit Abbildungen. S. 682 und 683. — Die Sage vom Doctor Faust. Von Fr. Helbig. II. S. 685. — Falsches Geld. Illustration von A. Eckardt. S. 685. — Deutschlands große Industrie-Werkstätten. Nr. 17. Louis Schönherr und sein Webstuhl. S. 687. Mit Abbildungen von E. Limmer. S. 688 und 689. — Blätter und Blüthen: Otto Devrient und sein Luther-Festspiel. S. 691. Mit Portrait. S. 684. — Ein Stückchen Faustrecht aus neuerer Zeit. S. 691. — Thiere der Heimath. — Des Tigers Beute. S. 692. Mit Illustration von F. Specht. S. 681.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis $2\frac{1}{2}$ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Die Braut in Trauer.

Erzählung von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

6.

Helene war durch dieses Zusammentreffen auf dem Friedhofe sehr beunruhigt. Je mehr sie darüber nachdachte, um so weniger zweifelhaft wurde es ihr, daß ein bloßer Zufall dabei nicht obgewaltet hatte. Sie meinte anfangs, der Mama davon Mittheilung machen zu sollen, allerdings nur ganz gelegentlich im Gespräch, wie über irgend etwas anderes an sich ziemlich Gleichgültiges. Aber sie gab den Gedanken wieder auf. Warum von solchem Nichts ein Aufheben machen?

Ihr war aber doch recht beklommen zu Muth, als sie das nächste Mal nach dem Kirchhofe fuhr. Sie mußte sich immer wieder die Frage vorlegen, ob der Assessor sich blicken lassen werde. So zerstreut hatte sie noch nie auf dem Bänkchen vor Robert's Monument gesessen. Sie schalt sich selbst närrisch. Eben stand sie auf, um jeder unliebsamen Eventualität aus dem Wege zu gehen, als wirklich der Assessor hinter den Linden vortrat und sich grüßend an's Gitter stellte.

Nun ärgerte sie sich über seine Dreistigkeit, hielt es aber doch für ungeschickt, sofort aufzubrechen. Der Assessor wußte von dem Manne, dessen Grab er suchte, eine lange Geschichte zu erzählen, aus der doch nicht recht klug zu werden war. Sie währte so lange, daß sie immer ungeduldiger und unaufmerksamer zuhörte. „Aber das ist ja ein ganzer Roman," sagte sie; „erzählen Sie mir den gelegentlich einmal im Salon der Frau Consul zu Ende."

„Wie Sie befehlen," antwortete er geschmeidig.

„Ich möchte Ihnen auch nicht hinderlich sein, Ihre Nachforschungen fortzusetzen," nahm sie wieder das Wort. „Es wird Ihnen lieb sein, recht bald zum Ziel zu kommen."

„O, glauben Sie das nicht!" rief er. „Jede Minute, die ich in Ihrer Nähe zubringen darf, entschädigt mich reichlich für alle Zeitversäumniß."

Das ging zu weit. „Dann erlauben Sie, Herr Assessor," sagte sie mit abgewendetem Gesicht, „daß ich mich schleunigst entferne. Es kann wohl nicht meine Absicht sein, Ihnen Gelegenheit zu geben, mich hier zu unterhalten."

Er folgte ihr. „Wenn ich Sie erzürnt haben sollte ...."

„Nein, nein! Aber bleiben Sie zurück."

„Darf ich Sie nicht zum Wagen —"

„Ich bitte, nein."

Er verbeugte sich.

Helene eilte fort. Es war ihr schon unangenehm, daß die Frau des Todtengräbers in demselben Gange arbeitete und sie beobachten konnte.

Am folgenden Tage fuhr sie eine Stunde früher aus und blieb nun unbehelligt. Am dritten aber nützte diese List schon nichts mehr. Sie hatte die Stelle des Erbbegräbnisses noch nicht erreicht, als der Assessor ihren Weg kreuzte. „Ich wollte Sie nur begrüßen," sagte er, „da ich Sie kommen sah. Fürchten Sie nicht, daß ich Ihre Andacht störe."

Sie war im Augenblick ganz verwirrt. „Aber es ist doch sonderbar," stotterte sie, „daß Sie stets gerade zu derselben Zeit ...."

„Ja, es trifft sich sonderbar," bestätigte er ganz ernst. „Aber für mich sehr glücklich," setzte er hinzu. „Uebrigens war mir heute sicher diese Belohnung zu gönnen. Ich habe einige alte Steine von den Brennnesseln gesäubert und mir dabei tüchtig die Hände verbrannt."

Das war höchst unwahrscheinlich. Seine modefarbenen Handschuhe zeigten keine Spur der Berührung mit irgend welchem Unkraut. Helene achtete denn auch nicht weiter darauf. Sie überlegte, was sie zu thun habe, um Herrn von Brendeln den deutlichsten Beweis zu geben, daß er ihr lästig sei. Schnell entschlossen machte sie Kehrt und ging nach dem Pförtchen zurück. Das hatte er doch nicht erwartet. Noch eine Weile stand er mit abgezogenem Hut und sah der schlanken, sich im Gehen überhastenden Gestalt nach. Dann ließ er die Spitze seines Stöckchens eine Schlangenlinie durch die Luft beschreiben. „Der Kirchhof ist ihr verleidet," murmelte er, „das kann auch als ein Erfolg gelten."

Helene hatte Mühe, die Thränen zurückzuhalten, als sie wieder in den Wagen stieg. Sie lehnte sich in die Kissen zurück und senkte den Sonnenschirm so tief, daß die Vorübergehenden ihr nicht in's Gesicht sehen konnten. Was beabsichtigte Herr von Brendeln eigentlich? Diese Annäherung war so persönlicher Natur, daß sie kaum noch mißverstanden werden konnte. Welche Tollheit, sie auf dem Kirchhofe aufzusuchen! Wenn Jemand dieses Zusammentreffen bemerkt hatte, davon sprach —! Wie konnte sie den Schein abwehren, im Einverständniß gewesen zu sein? Sie biß die Zähne in die Lippe ein. Eine solche Rücksichtslosigkeit!

Und doch sprach da noch eine andere Empfindung mit. Sie hatte sich in ihrem Innersten oft genug dem Zwange widersetzt, sich gleichsam als eine der Welt abgestorbene Nonne zeigen zu sollen; aber es war ihr bisher noch nie in den Sinn gekommen, daß sie Anderen und sich selbst aufhören könne, die Braut Robert's zu sein. Einem Anderen noch begehrenswerth zu erscheinen, einem Anderen zu werden, was sie Robert gewesen war, stellte sich ihr

nicht einmal im Traume als eine Möglichkeit vor. Und nun trat plötzlich etwas an sie heran, das ihr Denken und Empfinden in diese Richtung drängen mußte.

Es bemühte sich Jemand offenbar sehr ernstlich um sie. Hatte sie ihn abzuweisen ohne jede Prüfung, ob er ihr gefallen könne oder nicht, lediglich aus dem Grunde, weil sie einem Verstorbenen die Treue zu bewahren verpflichtet blieb? Oder durfte sie, ohne sich zu versündigen, ihr Herz befragen? Die Antwort war vielleicht in diesem Falle leicht, aber in einem anderen . . . Daß die Frage überhaupt aufgeworfen werden konnte, das war das Ueberraschende, Berauschende. Wie stand sie mit ihrem Herzen dazu?

Nicht weit von der Brücke über den Fluß klopfte sie mit dem Sonnenschirm dem Kutscher auf die Schulter und gab ihm die Weisung, sie zu Herrn Benjamin Grün zu fahren. Sie beabsichtigte durchaus nicht den alten Onkel in's Vertrauen zu ziehen, oder gar von ihm einen Rath zu erbitten; aber es war ganz ihrer Stimmung gemäß, jetzt gerade seine Gesellschaft aufzusuchen.

Noch eine ziemliche Strecke von seiner Wohnung entfernt, mußte der Kutscher die Pferde im Schritt gehen lassen, da ein Lastfuhrwerk die Straße sperrte. Seitwärts ging ein junger Mann in derselben Richtung und wurde eingeholt. Helene schien ihn aufmerksamer in's Auge zu fassen. Als nun die Peitsche knallte — ein Zeichen für den Lastfuhrmann, rascher zu fahren oder auszuweichen — wandte er den Kopf zurück — nochmals und nochmals, und blieb dann stehen, um die Equipage dicht an sich herankommen zu lassen. „Vetter!" rief Helene hinaus. „Bist Du's wirklich?"

Er reichte die Hand über den Wagenschlag. „Guten Tag, Helene! Der Zufall will's, daß ich Dich bei meinem ersten Ausgange treffe — wirklich nur um die Ecke herum zu meinem Director."

Sie schüttelte seine Hand. „Seit wann bist Du zurück?"

„Seit vorgestern. Gestern ließ mich der alte Papa keine Minute fort."

„Zu mir wärst Du wohl auch nicht gekommen."

„Kann sein! Aber ich hatte mir's vorgenommen, der Frau Consul möglichst bald meine Visite abzustatten."

„Das ist löblich. Wohin gehst Du nun?"

„Nach Hause."

„Dahin wollte ich auch. Komm zu mir in den Wagen." Sie drückte die Feder an der Thür, die nun aufsprang.

„Es lohnt kaum," meinte er, stieg aber doch ein und setzte sich ihr gegenüber. Eben war auch die Straße frei geworden und der Wagen rollte rasch weiter.

Helene reichte dem Vetter nochmals die Hand zum Gruß. Sie schien sogleich ein recht freundschaftliches Verhältniß anbahnen zu wollen.

„Du siehst übrigens gut aus," sagte sie, ihn musternd. „Wenn ich an das bleiche Mondscheingesicht von damals denke —"

„Denke nicht daran," bat er.

Sie beugte sich ein wenig vor. „Ist das da auf der Backe eine Schmarre?"

Er erröthete leicht. „Nicht die einzige, der Bart verdeckt die andern."

„Wirklich? Ich denke, Du warst ein principieller Gegner des Duells?"

„Der bin ich noch," versicherte er lachend. „Aber wie weit kommt man im Leben mit seinen Principien? Und in gewissen Jahren reitet man sie doch in der That zu pedantisch. Hatte ich nicht überhaupt die glücklichste Anlage ein arger Pedant zu werden?"

„Das muß ich bestätigen," sagte Helene. „Du hast mich oft grausam gequält."

„Das war gegenseitig."

„Wie das? Ich wußte nicht —"

„Ach, Du konntest so wenig dafür, als ich. Mir ist's übrigens ganz heilsam gewesen. Wenn man Neigung zum Stubenhocken und Büffeln hat, kann man nur dankbar sein für einen kräftigen Stoß in's Freie." Er schien jetzt erst ihren schwarzen Anzug in's Auge zu fassen. „Das konnte allerdings Niemand vorhersehen," sagte er in ganz verändertem Tone. „Aber wer weiß, ob Dir's anders — nicht noch trauriger ergangen wäre."

Ihre Stirn verfinsterte sich. „Du warst gegen Robert ganz blind eingenommen."

„Das mag sein. Obgleich . . . Zu Leuten mit seinen Passionen werde ich immer schwer Vertrauen fassen können. Und glaube mir, Du warst keine Frau für ihn."

„Aber —"

Er zuckte die Achseln. „Was stöbern wir da in dem alten Staube herum? Er fliegt doch nur auf, um sich wieder zu senken und liegen zu bleiben, wo er liegt. Freilich — wie konnten wir Beide einander nach Jahren begegnen, ohne eine Strecke Weges zurückzugehen? Am besten geschah's gleich. Man ist's dann hoffentlich für alle Zeit los."

Der Wagen fuhr am Hause des Uhrmacher's vor. Der alte Herr saß an seinem Werktisch am Fenster und arbeitete fleißig. Nun sah er auf, schob den grünen Augenschirm zurück und lachte über das ganze Gesicht, als ihm die Zwei zunickten. Dann kam er ihnen bis an die Thür entgegen.

„Nun, was sagst Du zu meinem langen Jungen, Lenchen?" war sein erstes Wort. Dazu schmunzelte er recht wohlgefällig. Er behielt ihre Hand und führte sie in's Zimmer, in dem sie mit lautem Ticktack empfangen wurde.

„Ich hätte Walter kaum wieder erkannt," sagte sie.

„Zu seinem Vortheil verändert, nicht wahr?" schloß er rasch an. „Sehr zu seinem Vortheil. Man kann's nicht anders sagen." Er klopfte ihm die Wange.

„Er hatte früher etwas komisch Unfertiges," meinte Helene. „Nun ist er als ein ganzer Mann zurückgekommen."

„Ein ganz anderer Mensch, ein ganz anderer Mensch!" rief der Uhrmacher und küßte ihn rechts und links. „Und doch der alte, Lenchen — wenn man ihm auf dem Grund geht, der alte. Eine wahre Seele von Mensch."

„Da soll man nun nicht ganz eitel werden!" sagte der Doctor, sich zu dem Mädchen wendend.

„Ah pah, eitel!" polterte der Alte. „Du weißt am besten, was Du werth bist. Laß mir meine Freude an Dir. Hast mir ja auch Sorgen genug gemacht."

„Nun kommt die Kehrseite obenauf," neckte Walter.

„Ja, ja, mit Deinem vergrämten Wesen und unsinnigen Gerede damals. Und als Du ganz wild ausschlugst und recht liederliche Briefe schriebst! Ja, ja, Du Schwerenöther! Er faßte ihn wieder beim Kopfe und küßte ihn ab. „Gereimt habe ich mir's doch." Er blinzelte dem Mädchen zu. „Verstehst Du, Lenchen?"

„Kein Wort, Onkel."

Walter meinte ihm jetzt zuvorkommen zu müssen.

„Hast Du denn nicht gemerkt, Cousinchen, daß der lange Junge in Dich ganz närrisch verliebt war?" rief er lachend. „Zum Tollwerden!"

Sie schien zu erschrecken. „Walter," sagte sie, „so darfst Du nicht scherzen."

„Scherze ich denn? Ja, jetzt, nun ich curirt bin! Ich hab's wahrscheinlich sehr klug angefangen, Dir zärtliche Gefühle für mich einzuflößen. Mein Himmel, heut kann man sich ja kritisch zerfleischen. Ich war ein Narr, Lenchen. So ein komisch unfertiger junger Mensch —"

„Vetter —"

„Du hattest ganz Recht, der zählt nicht mit. Ihm selbst fallen dann freilich so viel Heine'sche Verse ein; er verzweifelt am Leben und begeht noch nicht den dümmsten Streich, wenn er sich nun erst recht hineinstürzt. Es muß irgend ein Kopfüber gewagt werden. Nach einiger Zeit steht man wieder fest auf den Füßen."

„Ohne Gefahr ist's doch nicht," meinte der Papa und tätschelte ihm die Schulter. „Mancher setzt sich so etwas in den Kopf, das er dann niemals wieder herausbringt, oder das verzweifelt lustige Leben hört gar nicht mehr auf. Eine so kerngesunde Natur freilich . . . na, ich freue mich, daß Alles wieder in bester Ordnung ist. Und nun sage ich's auch ganz dreist heraus: Die beste Figur hast Du als Liebhaber nicht gespielt, mein Junge. Was, Lenchen? Da verstand's der junge Herr Berghen besser."

Helene war ganz still und ernst geworden. Nun ihr Name genannt wurde, schien sie erst wieder aufzumerken. Da sie das vergnügte Gesicht des alten Onkels sah, lachte sie auch und sagte:

„Ja es ist sehr lustig." Und dann rückte sie vor dem kleinen Spiegel das Hütchen zurecht, strich die Handschuhe glatt und verabschiedete sich, indem sie Vater und Sohn zugleich die Hände reichte.

„Willst Du schon fort?" fragte der Onkel verwundert. „Du bist kaum eingetreten."

„Ich darf die Pferde nicht so lange stehen lassen," entschuldigte sie. „Ich wollte auch nur fragen kommen, ob Walter schon angekommen sei, und da ich ihn nun gesehen habe, braucht's darauf nicht einmal einer Antwort. Aber ich finde mich schon wieder ein — Abends einmal, wenn wir zum Plaudern Zeit haben. Walter hat gewiß viel zu erzählen."

Er begleitete sie zum Wagen und hob sie hinein. Sie nickte ihm freundlich zu, aber ihr Lächeln hatte etwas Wehmüthiges. Und als sie nun allein mit sich war, überkam sie eine Bangigkeit, die sich gar nicht meistern lassen wollte. Was war ihr denn geschehen? Sie war auf ihrem Lebenswege an einer offenen Thür vorübergegangen, und jetzt erst, da sie sich weit, weit entfernt hatte und zufällig zurückblickte, sah sie, daß sie zum Eintritt eingeladen hatte. Sie empfand keinen Schmerz darüber; aber es beunruhigte gleichsam ihr Gewissen. Wie viel Kummer hatte sie Walter bereitet! Und wie schwer mußte sein Kampf gewesen sein, wenn es ihm gelang, sich so völlig zu befreien, daß er nun in ihrer Gegenwart über sein früheres Leid scherzen konnte!

Walter war sicher der strenge Idealist geblieben, der an sich die höchsten Anforderungen stellte Und nicht nur an sich. Wie er das Gefühl, das keine Erwiderung gefunden, von sich ausgestoßen hatte, so setzte er auch bei ihr die Festigkeit voraus, ihr Geschick hinzunehmen, wie sie sich's bereitet hatte. Eine Rückkehr gab's nicht. Wohin auch? Sie waren beide andere Menschen geworden in diesen Jahren.

Er hatte sie geliebt ... Es war doch wundersam, das jetzt zu erfahren und nachträglich ein Verständniß für das Unverstandene zu suchen und zu finden. Vorbei — vorbei!

Zu viel hatte an diesem Nachmittage auf ihr Gemüth eingestürmt. Sie ging sogleich auf ihr Zimmer, schloß sich ab und ließ sich auch am Abend nicht mehr in der Familie blicken. Robert's großes Bild verhängte sie, die Photographien stellte sie um. Sie konnte heute nicht mit reinen Empfindungen und auch nicht gleichgültig genug darauf blicken. Und es war ihr auch, als müßte es ihn kränken, sie zu sehen. Sie konnte nichts dafür. Es war ohne ihr Zuthun geschehen, daß der Eine und der Andere sich ihrer bemächtigt hatte. Aber bei Robert konnte sie nun doch nicht sein.

Am folgenden Tage ließ sie sich unwohl melden. So fiel die Fahrt nach dem Kirchhof aus. Aber auch am nächsten suchte sie Ausflüchte.

Die Frau Consul entschloß sich, einmal wieder selbst auf den Kirchhof zu fahren. Nach ihrer Rückkehr erzählte sie, daß sie dort Herrn von Brendeln getroffen habe. Helene hörte auffallend zerstreut zu. „Es scheint mir aber doch recht unpassend," sagte sie, „daß er da ..." Sie wurde roth und stockte.

„Wieso?" fragte die Mama. Dann kam ihr ein Gedanke, der frappirend wirkte. „Er ist wohl auch sonst schon dort gewesen?"

„Ja — in letzter Zeit," antwortete Helene.

„So — so! Wahrscheinlich erwartete er auch heute, Dich da zu finden? Ich erinnere mich jetzt, daß er mich so sonderbar anredete. Er hatte mich offenbar von weitem nicht gleich erkannt, da ich gebückt stand und der Lebensbaum ihm mein Gesicht verdeckte. Er wußte es hinterher zu verreden. Ja — was will er denn von Dir?"

„Das weiß ich nicht."

„Sehr sonderbar. Und das ist wohl auch der Grund, weshalb Du in den letzten Tagen ... Du hast ganz Recht, mein liebes Kind. Sein Benehmen ist mindestens unzart. Mein Himmel! der Tag ist ja lang, und er kann auch zu anderer Stunde seine Nachforschungen nach dem versunkenen Geheimrath anstellen, oder was er sonst gewesen ist."

Die Frau Consul wollte sich's überlegen, was dagegen zu thun sei. Die Sache wurde mit den Töchtern besprochen. Vera versprach, durch ihren Bräutigam ganz unter der Hand Herrn von Brendeln wissen zu lassen, daß man mit ihm unzufrieden sei. Durch Selma erfuhr Osterfeld regelmäßig, was sich in der Familie ereignete. Er nahm den Vorfall sehr ernst. „Dieser Herr von Brendeln," sagte er, „ist mir längst verdächtig. Habe ich's denn allein bemerkt, daß er Helenen auffällig den Hof macht? Er ist zu klug, um irgend etwas ohne Absicht zu thun. Wenn er sich ernstlich um Helene bemühen sollte ..."

„Sie ist jung und hübsch," äußerte Selma wie zur Bestätigung.

„Bah!" sagte er, „und reich."

„Reich?"

„Vergeßt doch nicht Robert's Testament. Ich weiß nur noch nicht bestimmt, ob er davon Kenntniß hat. Aber es ist mir sehr wahrscheinlich — es ist anders kaum denkbar. Herr von Brendeln strebt vorwärts und braucht dazu die solide Unterlage eines möglichst unabhängigen Vermögens. In ein armes Mädchen verliebt er sich nicht."

„Schade um seine ganz nutzlosen Bemühungen."

„Hm ... Er kann sehr liebenswürdig sein."

Selma lächelte ungläubig. „Aber wie kannst Du nur denken, daß Helene einer solchen Verirrung fähig wäre! Sie hat geliebt! Vermagst Du Dir vorzustellen, daß man mehr als einmal lieben kann? Das würde mich sehr unglücklich machen."

Damit war jede Fortsetzung des Gesprächs abgeschnitten. Osterfeld hatte nur noch alle Mühe aufzuwenden, seine Frau durch Zärtlichkeiten zu überzeugen, daß er ganz ihrer Meinung sei. Sie kosteten ihm allemal einen gewissen Zwang. Zum Glück kam er nur sich selbst als Liebhaber komisch vor; Selma war immer leicht gerührt, wenn er weich wurde.

Uebrigens erreichte er durchaus seinen Zweck. Selma sprach natürlich mit der Mama über die wichtige Angelegenheit und beleuchtete sie hier mit dem Lichte, das er ihr angesteckt hatte. Nun freilich gab sich die Frau Consul den Anschein, gar nicht begreifen zu können, wie ein solcher Verdacht sich durch die Thatsachen rechtfertige. „Osterfeld rechnet da zu kaufmännisch," sagte sie, „und übersieht, daß es für das Gefühl unmögliche Combinationen giebt." Trotz dieses Absprechens beschloß sie doch, im Stillen schärfer zu beobachten. Helene wurde mit zärtlichster Sanftmuth wie eine Leidende behandelt; sie sollte nicht einmal ahnen, daß man etwas anderes als völlige Resignation von ihr erwarten könne.

Herr von Brendeln setzte übrigens seine Besuche im Hause fort und änderte sein Benehmen in keiner Weise. Vielleicht noch auffälliger, als vorher, hielt er sich zu Helene; so oft sich irgend die Gelegenheit dazu bot, war er bemüht, sie in ein vertrauliches Gespräch zu ziehen. Er erschreckte sie oft genug durch seine Offenherzigkeit in der Beurtheilung der Menschen, unter deren täglichem Einfluß sie stand.

Helene entnahm für sich aus seinen anscheinend ganz allgemeinen Betrachtungen, was auf ihre besondere Lage Bezug haben konnte, und fühlte sich immer unbefriedigter. Es ängstigte sie manchmal, daß der Assessor so viel Macht über sie gewann; aber dann erschien er ihr wieder als der Befreier aus den drückendsten Banden. Es war ihr ganz sicher, daß sie nichts für ihn empfand, was herzliche Zuneigung hätte heißen dürfen, aber sie fühlte sich ihm doch zu Dank verpflichtet. Sie täuschte sich vielleicht über den eigentlichen Grund jener Sicherheit, aber darin, daß sie vorhanden war, täuschte sie sich gewiß nicht.

Nun hielt auch Walter Grün Wort: er stattete im Hause der Frau Consul seine pflichtschuldige Visite ab. Man empfing ihn dort allseitig mit einer gewissen Voreingenommenheit. Eine so achtbare Persönlichkeit der Uhrmacher war, man wußte eben in diesem Kreise nichts mit ihm anzufangen, und sein Sohn, mochte er auch studirt haben, war doch wohl zu sehr unter dem Einflusse kleinbürgerlicher Anschauungen und Gewohnheiten erzogen, um hier heimisch werden zu können. Nun machte sein Erscheinen offenbar den günstigsten Eindruck auf die weiblichen Mitglieder der Familie. Der Herr Doctor bewegte sich mit der vollen Freiheit eines geschulten Cavaliers, und nicht einmal das den jungen Gelehrten sonst wohl eigene steife Wesen, das sich namentlich in der Schule so leicht angewöhnt, wurde fühlbar. Er führte das Gespräch mit größter Leichtigkeit in jenem spielenden Tone, der auf die wenigen Minuten des Zusammenseins berechnet ist. Dabei war doch kein Wort ganz unbedeutend, der Gegenstand, den er berührte, sofort interessant. Bald wendete er sich an die Frau Consul, bald an eine der Töchter und warf ihnen den Ball zu. Ein Fremder hätte überzeugt sein müssen, daß er seit Jahren in dem Hause aus- und eingehe.

Die Damen selbst, höchst angenehm und anregend beschäftigt, suchten den Besuch zu verlängern. Mit dem Hut in der Hand mußte er stehend noch eine Weile die lebhafte Conversation fortsetzen. Als er dann endlich entlassen wurde, lud die Frau Consul, der Zustimmung ihrer Töchter gewiß, ihn auf's Freundlichste zum Wiederkommen ein. „Warten Sie nicht auf die feierliche Einladung," sagte sie, „sondern kommen Sie, so oft Sie ein Stündchen frei haben. Sie sollen uns jederzeit willkommen sein."

Das mußte Helene sehr liebenswürdig finden, und sie bewies auch ihre Dankbarkeit durch die heiterste Stimmung nach seinem Weggange. Vorher hatte sie sich bei dem Gespräch kaum betheiligt, wie denn auch Walter wenig bemüht gewesen war, sie hineinzuziehen. Das hatte sie nicht für eine Zurücksetzung gehalten, sondern eher im Stillen die geschickte Weise gelobt, wie er sich zunächst den fremden Damen bekannt machte und die Frau vom Hause merken ließ, daß er ihretwegen gekommen. Sie war mit dem Vetter außerordentlich zufrieden, wohl sogar ein wenig stolz auf ihn. In die Freude darüber mischte sich wieder die Verwunderung, was der linkische, pedantische Student in den Wanderjahren aus sich gemacht habe. Sein Vater behielt Recht: er war ein ganz anderer Mensch geworden.

„Was für ein hübscher, stattlicher Mann ist Dein Vetter!" rühmte die Frau Consul.

„Er hat etwas Geistiges im Gesicht, das sehr anzieht," meinte Vera.

„Und aus den Augen spricht ein tiefes Gemüth," ergänzte Frau Selma Osterfeld.

„Die Haltung ließ nichts zu wünschen," nahm die Mama wieder das Wort. „Erinnert er nicht in der Figur ein wenig an Robert? Auch ungefähr dieselbe Größe."

„Was er spricht, ist eigentlich Alles ganz ernst," kritisirte Vera, „und man muß manchmal recht scharf aufpassen, um ihm folgen zu können; aber es fließt ihm so leicht vom Munde, als fänden sich die Worte von selbst zusammen. Ich mußte wiederholt an Herrn von Brendeln denken, mit dem er doch sonst nicht die mindeste Aehnlichkeit hat."

„Nicht die mindeste," bestätigte Helene.

„Der Assessor ist vielleicht noch gewandter," sagte Selma lächelnd — sie glaubte, daß Helene für ihn Partei ergriffen habe. „Aber man weiß doch nie, wie weit es ihm Ernst mit der Sache ist. Ich bin da in letzter Zeit sehr vorsichtig geworden und möchte Jedem rathen, meinem Beispiel zu folgen. Herr Doctor Grün hat etwas in seiner ganzen Art, das Vertrauen erweckt. Ich würde ihm ohne Bedenken die Erziehung meines Sohnes anvertrauen. Ob er sich nicht möchte bereit finden lassen, wenigstens einige Stunden zu übernehmen?"

„Wohl schwerlich," meinte Helene.

„Weshalb nicht?"

„Ah! Ich kann mir nicht denken, daß er sich dazu verstehen wird, den Hauslehrer zu spielen — am wenigsten in diesem Hause."

„Warum am wenigsten in diesem Hause?" fragte Frau Berghen ein wenig gereizt. „Man ist anderswo kaum in der Lage so hohe Honorare zu bewilligen."

„Gerade des Honorars wegen, Mamachen," antwortete Helene. „Doch kann man sich ja bei ihm erkundigen."

Das geschah bei nächster Gelegenheit, genau mit dem Erfolge, den Helene vorhergesehen hatte. Er lehnte aber so liebenswürdig ab, daß man die Anfrage nicht bereuen durfte. Er gedenke alle seine freie Zeit wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen, sagte er, die seine Habilitation bei der Universität vorbereiten sollten. Doch erbiete er sich gern, den Knaben von Zeit zu Zeit zu prüfen und — ganz freundschaftlich — wegen seiner weiteren Ausbildung Rath zu ertheilen. Er ließ sich auch zugleich die Bücher zeigen und spendete den Arbeiten so freundliches Lob, daß die zärtlichste Mutter hätte beruhigt sein können.

(Fortsetzung folgt.)

Die elektrische Kraftübertragung.

Ein Bild aus der elektrischen Ausstellung in Wien.

Ein fröhliches, buntes Leben durchwogt seit Wochen die Kaiserstadt an der Donau. Seit den Tagen der Weltausstellung im Jahre 1873 hat Wien nicht eine solche Zahl von Fremden begrüßt, wie es nun beherbergt, wo zwei hochinteressante Ausstellungen ihre mächtige Anziehungskraft in weite Ferne hinaus, selbst über den Ocean hinüber wirken lassen. In dem neuen Rathhause, diesem wunderbaren Meisterwerke moderner Baukunst, versetzt uns die historische Ausstellung der Stadt Wien in die Erinnerungen an eine vergangene und für immer todte Zeit — und „im Prater draußen", in der majestätisch imposanten und stolzen Rotunde schauen wir die Wunder einer Naturkraft, welcher die Zukunft gehört.

Es wird wohl kaum ein Menschenalter währen und der elektrische Strom wird in dem ewigen Kampfe der Menschheit um die Wohlfahrt ihres Daseins keine bescheidenere Rolle spielen, als Dampf, Wasser und Gas in unserem heutigen Leben. Wer sollte daran heute noch zweifeln, wenn er offenen Auges und empfindlichen Sinnes die Rotunde durchwandert und ihre Kreuzflügel und Gallerien durchschreitet? Freilich, das Licht, welches die Elektricität uns spendet, ist der gewaltigste Magnet für die Tausende und Tausende, die Abend für Abend durch die von Musik, Sang und Lust durchrauschten Prater-Auen dem Flammenscheine entgegenziehen, welcher die Rotunde umfluthet. Entzückt, überrascht wogt die Menge in die Lichtatmosphäre des Palastes, sie drängt sich durch die reizenden „Interieurs", die im Glanze ihrer Beleuchtung uns anheimeln wie Bilder aus „Tausend und eine Nacht"; sie jubelt in dem kleinen Theater den Tänzen Beifall, über welche das elektrische Licht den Zauber der Märchenwelt unserer Jugendphantasie ergießt. . . . Und so wandert die Menge weiter durch all die künstlerisch ausgeschmückten Hallen, in welchen die Völker der civilisirten Welt ihre Errungenschaften auf dem Gebiete der Elektrotechnik ihr vor Augen führen, sie staunt an und bewundert die äußere Pracht, die wohl der zeichnende Stift des Künstlers, wie dies auf unserm nebenstehenden Bilde geschehen ist, wiederzugeben vermag, auf deren Beschreibung jedoch die Feder des Journalisten von freien Stücken verzichtet. Wenn der Maler die geschmackvollen Pavillons, die Portale und Theater darstellt, so versuchen wir lieber den inneren, geistigen und volkswirthschaftlichen Werth der weniger in's Auge fallenden Maschinen an einem Beispiele zu erörtern, denn nur eine solche Betrachtung wird uns belehren können, wie groß der Werth und die Bedeutung dieses friedlichen Wettstreites für die gesammte Menschheit ist.

Das Licht ist ohne Zweifel die imposanteste Erscheinung, in welcher die Elektricität in dem letzten Jahrzehnte, seit die Telegraphie uns eine alltägliche Anwendung geworden, sich geäußert hat; jedoch wir meinen, es sei ihr noch eine andere Anwendung von höherer Bedeutung, von größerem Werthe für die arbeitende Menschheit in der Zukunft vorbehalten, eine Anwendung, welche die gegenwärtige Ausstellung uns wohl nicht in erschöpfender, aber doch in anregender Weise vorführt.

Zu den schwierigsten Aufgaben der Mechanik zählt es, eine Kraftquelle an einem von ihr weit entfernten Orte Arbeit verrichten zu lassen, eine Kraft auf große Entfernungen hin gleichsam zu übertragen. Die Erfindung der dynamo-elektrischen Maschine, bei welcher durch die Bewegung eines Drahtkreises in der Nähe eines Magnetes elektrische Ströme erzeugt werden, hat diese Aufgabe ihrer Lösung näher geführt.

Wir können mechanische Arbeit in einer solchen Maschine in elektrische Energie verwandeln, wir können diese durch Drähte weiter leiten, um sie schließlich an einem fernen Orte durch eine gleiche Maschine wieder in mechanische Arbeit umzusetzen. Hippolyte Fontaine, ein französischer Ingenieur, bewies auf der Weltausstellung in Wien zum ersten Mal diesen Transport mechanischer Arbeit mittelst des elektrischen Stromes. Seit jener Zeit haben Gelehrte und Praktiker an der Ausbildung, an der Erforschung und Verwerthung dieser Erscheinung unermüdlich gearbeitet.

Paris, München und Königsberg haben uns in rascher Folge die Ergebnisse dieser Studien und Versuche vor Augen gestellt, und Tausende haben in Anschauung derselben die Ueberzeugung von der großen Zukunft der elektrischen Kraftübertragung gewonnen.



Die elektrische Ausstellung in Wien. Originalzeichnung von J. J. Kirchner.

1. Gruppe der deutschen Aussteller. 2. Elektrische Bahn. 3. Seilbahn und Motor. 4. Englischer Pavillon. 5. Pavillon des österreichischen Handelsministeriums. 6. Rotunde mit dem großen Reflector. 7. Orientalischer Pavillon. 8. Kaiser-Pavillon. 9. Portal der Kunsthalle. 10. Haviland-Theater.

Die Elektricitäts-Ausstellung in Wien ist nicht mit leeren Händen erschienen. Wenn wir von dem in großartigster Weise belebten „Praterstern" aus auf der breiten Reichsstraße nur wenige Minuten in den Prater hineingewandert sind, da treffen wir schon das erste Object, an dem uns die elektrische Kraftübertragung höchst wirksam demonstrirt wird: die elektrische Eisenbahn von Siemens und Halske. In horizontaler Lage und theils in gerader Linie, theils in Bogen, führt diese schmalspurige Bahn anderthalb Kilometer weit ~~bis~~ vor das Nordportal der Rotunde. Pfeilschnell fliegen die beiden schmucken Wagen zwischen den Bäumen und über die Wiesen dahin, mit lautem Jubel von der Jugend begrüßt, die längs des Schienenstranges ein lebendes Spalier bildet.

Die bewegende oder secundäre Maschine, die „Locomotive" des elektrischen Wagens, ist zwischen den Radachsen desselben verborgen; die stromerzeugende oder primäre Maschine hat in der Westgallerie der Rotunde ihren Platz erhalten; eine mächtige Dampfmaschine verleiht ihr Leben und läßt sie jenen Strom erzeugen, welcher den Schienenstrang durcheilend an jeglicher Stelle, wo der Wagen sich befindet, durch die Radreifen auf der einen Seite zu dem Pole der secundären Maschine gelangt. Von dem zweiten Pole fließt der elektrische Strom durch die Radreifen und den Schienenstrang zurück zu jener Dynamomaschine in der Rotunde, also den Kreislauf schließend, ohne welchen ein Strom nie und nimmer bestehen kann.

Siemens und Halske denken an noch kühnere und großartigere Anwendungen dieser Art der Kraftübertragung: einen Pfeiler des Ausstellungspalastes schmücken nette Skizzen und Pläne, die Entwürfe zu einer „Stadtbahn" durch Wien. Der Gedanke ist nicht neu: schon vor vielen Jahren hat B. Mendel, dessen Schriften im Lesezimmer der Ausstellung aufliegen, für die elektrischen Hochbahnen in den verkehrsreichsten Theilen der Großstädte manch warmes Wort geschrieben.

Wenn wir den Palast durch das Südportal betreten, wenn wir den reizenden Kaiserpavillon umschreiten und bei dem funkelnden Kupferobelisken uns nach rechts wenden, da treffen wir in der Abtheilung der kaiserlich königlich privilegirten Südbahn-Gesellschaft einen hübschen Wagen, von Holzstangen überragt. Das ist ein Modellwagen der ersten „elektrischen Gebirgseisenbahn", welche von Mödling aus mit einer Spurweite von einem Meter, mit Steigungen von fünfzehn pro Mille und mit Bogen, deren Halbmesser oft nur dreißig Meter beträgt, durch die enge „Klause" drei Kilometer weit in das reizende villenreiche Thal der „Brühl" geführt wird. In anderem Sinne wieder, als bei der kleinen Bahn von Siemens, ist hier die Aufgabe gelöst, die mächtige Dampfkraft durch die Vermittelung des elektrischen Stromes an jene stets wechselnde Stelle zu übertragen, wo sie wirksam werden soll. Starke hölzerne Stangen bilden auf der einen Seite der Bahn gleichsam Spalier und tragen zwei Leitungskabel, welche die stromerzeugende Maschine mit den tiefer hängenden, schwachen, nach unten hin geschlitzten Eisenröhren verbinden. In ihnen läuft das kleine, durch eine Hanfschnur mit dem Wagen verbundene „Contactschiff", von dem ein Metallfaden hinabführt zu der Dynamomaschine zwischen den Radachsen. Das Schiffchen, das so unscheinbar mitläuft, spielt eine gar wichtige Rolle, denn es vermittelt den Uebergang des Stromes aus der Leitung zu der stetig ihren Ort wechselnden Betriebsmaschine, und gestattet ihm auch wieder aus dieser zu seiner Ursprungsquelle zurückzukehren.

Das ist nun Alles recht schön erdacht und gar sinnreich durchgeführt, aber es giebt ein Häkchen dabei, an dem wir nicht achtlos vorübergehen dürfen. Von der Arbeit, die wir nutzbar zu machen gedenken, bringt uns der elektrische Strom nur einen Theil, und zwar einen verhältnißmäßig kleinen Theil, mit dem anderen haben wir gleichsam die Uebertragung der Kraft auf eine so weite Strecke bezahlen müssen. Er hat nämlich dazu gedient, die Leitungsdrähte oder Leitungsschienen und die Eisenmassen der Maschinen zu erwärmen, ist also für den beabsichtigten Zweck verloren gegangen. Diese Verluste erleiden wir bei jeder elektrischen Kraftübertragung: sie wachsen mit der Entfernung der beiden Maschinen, wie der Botenlohn mit der Länge des Weges sich steigert; sie werden sich verringern, wenn einmal die Principien der Kraftübertragung der Construction der Dynamomaschinen in richtiger Weise zu Grunde gelegt werden — aber allzeit wird man darauf bedacht sein müssen, diese Uebertragung der Arbeit nur dort anzuwenden, wo vor dem hohen Vortheile derselben jene Verluste ihre Bedeutung einbüßen. Aber schon heute sehen wir in den Ausstellungshallen eine große Anzahl verschiedenartigster Maschinen, deren Hämmer, Sägen und Bohrer durch elektrischen Strom getrieben werden.

Leider ist die Elektricität in all den einzelnen Fällen ein kostspieliger Geselle, der nicht so viel nützt, als er verzehrt, und den Jeder darum gern weiter schickt. Der Schlosser, dessen Maschine ein kleiner Motor betreiben soll, stellt sich eine Gaskraftmaschine in seine Werkstätte, läßt den schmucken, prächtig arbeitenden Motor mittelst Wellen- und Riemenübertragung seine Werkzeuge bewegen und weist dem theueren „Kraftvermittler" die Thür. Aber man muß bedenken, daß alle diese Maschinen hier nur als Proben und Beispiele für die Lösung des großen Räthsels der Kraftübertragung aufgestellt sind.

„Seht ihr" — so wollen sie uns lehren — „der elektrische Strom **kann** mechanische Arbeit in einfacher Weise übertragen. Denkt euch alle diese einzelnen Maschinen, wie sie hier im weiten Palaste der Rotunde verstreut sind und von denen jegliche zu ihrer Bewegung einer anderen Arbeitsgröße bedarf, denkt sie euch an den verschiedenen Punkten einer Stadt — und denkt euch nun draußen vor ihren Thoren einen mächtigen elektrodynamischen Motor, betrieben von einer gewaltigen Dampfmaschine oder einer nicht minder kräftigen Turbine — wie anders wird nun plötzlich das Bild! Der elektrische Strom, welchen jene entsendet, er theile sich in viele Arme; in die Werkstätte eines Mechanikers führe der eine, in die Dachstube einer armen Näherin der andere; hier verzweige der Strom sich in den Arbeitssälen einer großen Buchdruckerei, dort trete er in die Kammer eines Galvanoplastikers; der schlichte Tischler gebrauche einen Theil seiner Kraft und einen anderen wieder verwerthe der Spengler — ist der elektrische Strom nun auch noch ein unnützer Geselle, ein überflüssiger Vermittler?"

Nein, wahrhaftig nicht! Nun wird er ein mächtiger Bundesgenosse des Kleingewerbes, der Kleinindustrie. Die Dampfmaschine hat ihre Allgewalt einst dem „Capitale" geliehen und das Sprüchwort Lügen gestraft: es habe das Handwerk einen goldenen Boden. Die Gaskraftmaschine ist dem Handwerk zuerst wieder hülfreich beigesprungen, sie hat sich seinen Bedürfnissen angepaßt, aber noch immer nicht in jenem Maße, wie es erforderlich war. Nun aber ist es möglich, eine bedeutende Arbeitsgröße billig zu gewinnen, sie auf weite Entfernungen zu übertragen und in fast beliebig kleine Arbeitsmengen, je nach dem Bedürfnisse des Einzelnen, zu vertheilen.

Wir sagen, es ist möglich, auf solche Weise dem Kleingewerbe mechanische Arbeitskräfte zu bieten, nicht weil die Aufgabe schon vollkommen gelöst ist, sondern weil wir der Ueberzeugung sind, daß die Elektrotechniker auch die Schwierigkeiten dieses Problems besiegen werden. Und diese Schwierigkeiten sind bedeutender, als man auf den ersten Augenblick anzunehmen geneigt ist. Jede der secundären Dynamomaschinen muß eine bestimmte Arbeit leisten, keine von ihnen darf die andere in ihrer Thätigkeit beirren. Wenn die Nähterin oben in ihrem Stübchen ihre Maschine rasten läßt, darf es der Mechaniker in dem Gange seiner Maschine nicht fühlen; und wenn dem Tischler die Abendglocken zur Ruhe läuten, dürfen die Druckpressen einer Zeitung sich darob nicht in ihrer Bewegung beeinflussen lassen. Es ist dieselbe Aufgabe, welche Edison in so genialer Weise bei der Beleuchtung eines ganzen Stadttheiles durch Glühlampen gelöst hat; denn auch hier mußte man beliebig viele Lampen verlöschen können, ohne daß die Leuchtkraft der anderen hierdurch verändert wurde.

Auf der elektrischen Ausstellung zu Paris vor zwei Jahren hat der französische Ingenieur Marcel Deprez nach einem sinnreichen Systeme der Stromvertheilung siebenundzwanzig verschiedene Maschinen durch eine primäre Maschine in Thätigkeit setzen lassen; jede unabhängig von der anderen, wie die einzelnen Industriellen einer Stadt selbst. Noch ist die Discussion über dieses System nicht geschlossen, noch stoßen die Beweise der Gelehrten auf dem weiten Kampfplatze der Wissenschaft hart auf einander und führen Colonnen von Formeln einen ernsten Waffentanz, und schon erscheint inmitten der elektrischen Wunder der Rotunde ein neues System der Stromvertheilung. Der Civilingenieur Gravier aus Warschau hat in der Westgallerie zwei dynamo-elektrische Maschinen aufgestellt. Ihre Ströme sendet er nach allen Theilen des Ausstellungspalastes: er speist mit ihnen 24 Bogenlichtlampen, er

giebt einer Anzahl Glühlichtlampen den nöthigen Strom, er läßt die Schleif- und Bürstenapparate eines Galvaniseurs durch sie betreiben, er setzt mit ihrer Hülfe einen Ventilator in Bewegung und zeigt an der von ihnen bewirkten Heizung eines Samowars und eines Kochapparates, wie sich vielleicht in Zukunft die Elektricität auch für häusliche Zwecke verwerthen lassen wird.

Nun muß es sich also zeigen, ob Gravier den großen Wurf gethan, ob er eine glückliche Hand gehabt und das schwierige Problem gelöst hat. Die elektrische Kraftübertragung, sobald sie in wirklich praktischer Weise durchgeführt ist, wird zweifellos in die Verhältnisse unseres wirthschaftlichen Lebens tief eingreifen: denn mit ihr ist noch eine Frage von hoher Bedeutung für dieselben verbunden: die Ausnützung jener billigen Kräfte, welche die Natur den Menschen als mächtige Arbeitsfactoren darbietet.

In unseren Bächen, Flüssen und Strömen, da liegt ein werthvoller Schatz verborgen, der noch nicht voll und ganz gehoben ist: jene Arbeitsmenge, welche auf ihrem Laufe sich gleichsam ansammelt und stetig vermehrt. Die Hauptadern des Verkehrs, die Eisenbahnen, führen nicht immer dicht hinan an solche Flüsse, und schließen darum die „Werke" an ihnen von ihren Vortheilen aus; auch die größeren Städte, die Mittelpunkte der Industrie, liegen oft entfernt von jenen Punkten, wo sich die Wasserkraft in günstigster Weise verwerthen ließe. Die Elektricität bringt hier Hülfe: ein Wassermotor, eine Turbine z. B., nimmt die Arbeit des Wassers in sich auf; die Dynamomaschine, welche von jener bewegt wird, verwandelt diese in Elektricität, und als solche nun wird sie in die Ferne geleitet und in all' die verschieden großen und verschieden starken Dynamomaschinen vertheilt, welche sie wieder in mechanische Arbeit zurück verwandeln. Auch hier werden wir nicht die ganze Arbeit wieder erhalten, welche uns der Bach, der Fluß oder Strom geboten; aber das ist ja eine alte und wohlbekannte Wahrheit, daß dem Menschen Nichts umsonst wird, daß er sich Alles erringen und erwerben und erkaufen muß. Und ich denke, es ist besser, wir gewinnen nur einen Theil jener Arbeitsmenge der Gewässer, als daß wir sie ganz unbenützt hinabfluthen lassen in den Ocean.

Die elektrische Ausstellung in Wien bietet uns leider kein Beispiel dieser Art, wie es so anschaulich und so interessant die Ausstellung in München uns gelehrt hat. Aber sie zeigt die Anwendung einer anderen nicht minder mächtigen Naturkraft, des Windes.

Vor dem Nordportale der Rotunde, über die elektrisch betriebene Seilbahn, welche aus dem Lagerhause die Kohlen in das Kesselhaus der Rotunde befördert, ragt ein großes Windrad empor mit einem breiten Flügelarme — hier oben wirkt die Kraft der bewegten Luft und unten in dem hölzernen Häuschen wird sie in einer Dynamomaschine in Elektricität verwandelt, die nun in beliebiger Weise fortgeleitet, vertheilt und wieder in mechanische Arbeit umgesetzt werden kann. Aber der Wind ist ein unverläßlicher Arbeiter, heute rast er wie toll, als müßt' er die ganze Welt zusammenfegen, und morgen ruht er gemächlich wie ein „alter Deutscher" auf seiner Bärenhaut. Mit solchen Launen muß gerechnet werden: darum hat Ingenieur Friedländer, der Aussteller dieses Motors, zwischen die primäre und die secundäre Maschine jene unter dem Namen Accumulatoren bekannten Elektricitätssammler eingeschaltet, um durch sie die Elektricität, welche in den Zeiten des Windes gewonnen wurde, für die windlosen Tage aufzubewahren.

So sind wir nun wieder vor dem Portale angelangt, durch welches wir den lichtdurchflossenen Palast betraten; funkensprühend sanft der elektrische Wagen an uns vorüber; von der Höhe der Rotunde huscht ein Lichtkegel magisch über die Baumwipfel und bleicht den Glanz der Sterne und des Mondes. Innen, in dem weiten Raume aber drängt und staut sich noch immer die bewundernde Menge, zischen und schnarren und lärmen Maschinen und Motoren, läuten die Glocken der Eisenbahnsignale, pochen die Hämmer der Telegraphen, tönen Schellen und Wecker und widerhallen die elektrisirenden Klänge der „Straußischen Walzer", durch welche die unermüdliche Militärcapelle auf Tausende der Besucher eine gar mächtige Anziehungskraft auszuüben versteht.

Alfred Birk.

Wie verpflegen wir unsere gefiederten Hausfreunde?

Rathschläge für eine verständige und ersprießliche Stubenvogelpflege.

Von Dr. Karl Ruß.

Als vor Kurzem der internationale Thierschutzcongreß in Wien im Einladungsprogramm unter anderen wichtigen Punkten auch die Besprechung des Vogelschutzes in allen seinen Beziehungen angekündigt hatte, erhielt ich — als Herausgeber der weit verbreiteten Zeitschrift „Die gefiederte Welt" — zahlreiche Zuschriften, in denen man mich aufforderte, dort in die Schranken zu treten einerseits gegen etwaige zu weitgehende Beschlüsse in Betreff des Haltens von Stubenvögeln überhaupt, andererseits aber auch mit den Thierschutzvereinlern gemeinsam gegen die Mißstände, welche allerdings in der Vogelliebhaberei vorkommen und die sich keineswegs leicht abstellen lassen.

Es war mir nicht vergönnt, nach Wien zu reisen; mit desto größerer Freude entnahm ich den Berichten die Mittheilung, daß man mit den gefaßten Beschlüssen sich lediglich gegen den nur zu argen Mißbrauch, Vögel für die Zwecke des Frauenputzes zu tödten, gerichtet, daß man sich mit Maßnahmen des Vogelschutzes im Freien beschäftigt und die Vogelliebhaberei verständiger Weise unberührt gelassen hat. Um so mehr haben wir, die Vogelliebhaber, nun aber auch Veranlassung dazu, ernstlich dahin zu streben, daß wir den billigen Anforderungen des Thierschutzes in möglichst vollem Maße genügen. Eigentlich sollte dies von vornherein als selbstverständlich gelten dürfen, denn der Vogelliebhaber muß doch eben die Vögel lieb haben und sie dementsprechend liebevoll verpflegen; — leider bleibt jedoch in zahlreichen Fällen darin viel zu wünschen übrig, und so will ich denn hier einmal einem weiten Bedürfnisse gegenüber vom Vogelschutz in der Häuslichkeit sprechen.

Mit aufrichtiger Betrübniß sehen wir allenthalben um uns her, daß es viele Leute giebt, welche Stubenvögel anschaffen, ohne wirkliche Vogelliebhaber zu sein und die ausreichenden Kenntnisse zur Verpflegung der Vögel zu haben und ohne auch nur darnach zu streben, sich solche anzueignen. Am schlimmsten erscheinen in meinen Augen jene herzlosen Reichen, welche einen prunkvollen Vogelkäfig irgendwo im Vorzimmer oder Salon aufstellen, um in demselben eine Anzahl möglichst buntfarbiger Vögel verständnißlos und liebeleer verkommen zu lassen. Dann folgen die kaum minder unverantwortlich handelnden Leichtfertigen, die, von der Schönheit, dem Gesange oder irgend einer andern Eigenthümlichkeit eines Vogels augenblicklich hingerissen, ihn anschaffen, nur zu bald aber des bedauernswerthen Thieres überdrüssig werden und es erbarmungslos wie ein verschmähtes Spielzeug beiseite werfen. Diese letzteren versuchen es gewöhnlich doch wenigstens einen Ertrag aus dem Verkauf desselben zu schlagen, und wohl dem Vogel, wenn er dann noch lebensfähig in die Hände eines wirklichen Liebhabers gelangt. Beiden, den Leichtfertigen ebensowohl als den Uebelwollenden, gilt meine ernste Mahnung, daß sie ihre sogenannte Vogelliebhaberei aufgeben und sich in irgend welcher andern Weise Vergnügen und Zerstreuung suchen mögen. Sie sollten bedenken, daß sie sich der allerärgsten Thierquälerei schuldig machen, und daß, wenn sie auch nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes strafbar sind, doch alle rechtschaffen und billig denkenden Menschen ihre Handlungsweise verabscheuen müssen.

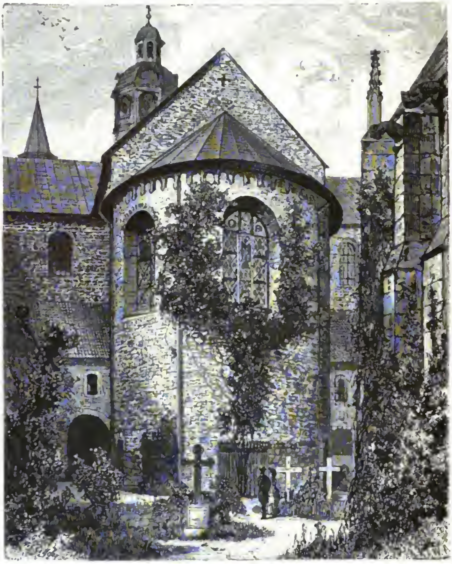
Nur Der hat die Berechtigung dazu, einen Stubenvogel (oder irgend ein Thier überhaupt) anzuschaffen und zu halten, welcher sich die ausreichenden Kenntnisse der Eigenthümlichkeiten und insbesondere der Bedürfnisse des Pfleglings erworben und der nun ernstlich dahin strebt, den ersteren Genüge zu leisten und die letzteren zu befriedigen.

Die Entschuldigung, daß Jemand die Vögel gern sachgemäß verpflegen würde, daß es für ihn aber zu schwierig, zeitraubend oder doch zu unbequem sei, sich erst weitläufig über sie zu unterrichten, wird kein Einsichtiger gelten lassen, denn die Be-

lehrungsquellen, aus welchen für solchen Zweck zu schöpfen ist, stehen in staunenswerther Mannigfaltigkeit Jedermann zu Gebote. Eine stattliche Reihe von Namen der Schriftsteller haben wir vor uns, welche darin wetteifern, die Vogelliebhaberei nach allen Seiten hin zu fördern, ihr Anleitung und Rathschläge für alle möglichen Fälle zu gewähren. Jede Buchhandlung legt auf das Bereitwilligste eine reiche Auswahl an entsprechenden Büchern dem Suchenden vor.*

Alle Stubenvögel, und zwar ebenso einheimische wie fremdländische, müssen vor einigen üblen Einflüssen sorgsam bewahrt werden, weil dieselben ihnen nur zu leicht Verderben bringen, und zwar sind dies: Zugluft, plötzliche und starke Wärmeschwankungen, Naßkälte, verdorbene mit Dunst oder Qualm erfüllte Luft und Unreinlichkeit. Beim Reinmachen der Zimmer des Morgens droht allen Stubenvögeln, vornehmlich den zarteren, Gefahr, ohne daß die liebevollen Pflegerinnen daran denken. Das Aufrühren des Staubes, das Wischen und Waschen, plötzliches Oeffnen der Fenster verursacht schon bei Menschen Unbehagen, Schauer, Erkältung, Schnupfen &c., und erklärlicher Weise leiden die Tropenvögel erst recht darunter. Man sollte daher alle Sing- und Schmuckvögel, auch die einheimischen, während dessen stets in einen anderen Raum bringen oder doch durch eine dichte Decke sorgfältig schützen.

Im Uebrigen hat die Erfahrung längst ergeben, daß alle unsere gefiederten Stubengenossen keineswegs so sehr hinfällig sind, als man anzunehmen pflegt; bei verständiger Pflege erhalten sich selbst die kleinen Prachtfinken von Afrika, Asien und Australien zehn Jahre und weit darüber hinaus vortrefflich im Käfige, die meisten Papageien sind sehr ausdauernd und einige erreichen bekanntlich ein staunenswerth hohes Alter, selbst bei den für äußerst zart und weichlich angesehenen Arten hat in letzterer Zeit verständnißvolle Pflege das Ergebniß gezeigt, daß sie durchaus nicht so hinfällig sind, wenn sie gesund und lebensfähig zu uns gelangen.



Der tausendjährige Rosenstock am Dom zu Hildesheim.
Nach der Natur gezeichnet von Robert Geißler.

Wenn Jemand bei der Lotterie einer Vogelausstellung einen Gewinn gemacht oder, plötzlicher Eingebung folgend, sich in den Besitz eines Vogels gesetzt hat, welchen er gar nicht kennt, so muß es ihm zunächst darauf ankommen, den Namen des Pfleglings zu erfahren und sich über dessen Bedürfnisse zu belehren. Da giebt dem Neuling in der Liebhaberei entweder der Vorstand des betreffenden Vereins oder ein älterer Liebhaber mit Vergnügen Auskunft. Vor allem ist es nothwendig zu wissen, ob der Vogel ein Hartfutter-, also Samenfresser oder ein Weichfutterfresser sei. Im ersteren Fall ist die Verpflegung überaus einfach, denn die bei den Lotterien der Ausstellungen in der größten Anzahl abgegebenen sogenannten kleinen Exoten, also Prachtfinken, Widafinken und Webervögel, bedürfen zur Fütterung zunächst nur weißer, ungeschälter Hirse, Kanarien- oder Spitzsamen nebst gelegentlicher Zugabe von etwas frischen Ameisenpuppen oder sogenanntem Weichfuttergemisch aus getrockneten Ameisenpuppen und geriebenen Möhren oder Gelbrüben nebst Eierbrod und einigen Mehlwürmern. Dabei kann man sie jahrein und -aus erhalten, und nur wenn man sie züchten will, spendet man mehr von den letzterwähnten Zugaben, auch eingequellte Sämereien, Eierbrod, Grünkraut und, so viel wie man beschaffen kann, Gräsersamen von den Fluren in frischen Rispen. Den aus Ostindien herstammenden Arten, namentlich den kostbaren Papagei-Amandinen muß man auch immer unenthülsten Reis, sogenannten Paddy, anbieten.

Die größeren Körnerfresser, wie rothe und graue Cardinäle &c., bekommen noch etwas Hanfsamen und beständig Mehlwürmer und Weichfutter dazu. Auch bei ihrer Züchtung füttert man wie bei der aller vorigen und giebt ihnen anstatt der Gräserrispen vornehmlich Hafer in frischen Aehren mit noch nicht vollreifen Körnern.

Gewöhnlich bilden weiter eine Hauptzahl der Gewinne bei jeder Vogellotterie auch kleine Papageien, so vor allen Wellensittiche und Zwergpapageien von einigen Arten. Sie werden mit Hirse, Kanariensamen und Hafer gefüttert und erhalten als Zugabe beim Nisten dieselben Sämereien eingequellt, sowie in Rispen, auch Gräsersamen, etwas Grünkraut und das Weichfuttergemisch mit etwas

* Es sei uns gestattet, bei dieser Gelegenheit auf die Werke des Verfassers, Dr. Karl Ruß, „Die fremdländischen Stubenvögel", „Handbuch für Vogelliebhaber", „Die sprechenden Papageien", „Die Prachtfinken", „Der Wellensittich", „Der Kanarienvogel" und „Bilder aus der Vogelstube" hinzuweisen. Der „Kanarienvogel" ist bereits in der vierten Auflage erschienen, beide Theile des „Handbuches" in der zweiten Auflage, und das letztere sowie „Die sprechenden Papageien" sind mehrfach in andere Sprachen übersetzt. Selbstverständlich müssen wir aber auch die Werke von Bechstein, Lenz, Brehm, Gebrüder Müller, Friderich, Martin u. a. m. als vorzügliche Belehrungsquellen bezeichnen, namentlich soweit dieselben kürzlich neue Bearbeitungen gefunden haben und den Ergebnissen, welche eifrige Vogelpflege und Züchtung in der letzten Zeit gebracht, Rechnung tragen. Das hervorragendste unter allen Werken über einheimische Vögel, welches trotz seines Alters doch vollen Werth dauernd behält, Naumann's „Naturgeschichte", steht leider so hoch im Preise, daß es nur wenige wohlhabende Liebhaber zu benutzen vermögen. Vor den kleinen Machwerken, welche seit Kurzem förmlich wie Pilze hervorschießen und die meistens kenntniß- und verständnißlos aus den Schriften der genannten Autoren abgeschrieben sind, müssen wir warnen. D. Red.

Kleine Bilder aus der Gegenwart.

Nr. 7. Bei J. Wickersheimer.

„Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,
Mit Instrumenten vollgepfropft –“

ist das eigenartige Laboratorium, in welches wir heute unsere Leser einzuführen gedenken. Eine sonderbare Kunst wird in seinen Räumen ausgeübt, die Kunst, abgestorbenen Thieren und Pflanzen ein möglichst lebensfrisches Aussehen für möglichst lange Zeit zu verleihen. Aber diese Kunst ist selbstverständlich keine Schwarzkunst; den Zauberstab vertritt hier das einfache Recept, welches also lautet:

„In 3000 Gramm kochenden Wassers werden 100 Gr. Alaun, 25 Gr. Kochsalz, 12 Gr. Salpeter, 60 Gr. kohlensaures Kali und 10 Gr. arsenige Säure aufgelöst. Zu je 10 Liter der erkalteten und filtrirten Lösung werden 4 Liter Glycerin und 1 Liter Methyl-Alkohol zugesetzt.“

Das ist die bekannte Wickersheimer'sche Conservirungsflüssigkeit, wie der „Reichs-Anzeiger“ seiner Zeit ihre Zusammensetzung veröffentlicht hat, und wir befinden uns in dem Laboratorium des Präparators und Conservators am anatomischen Museum der Berliner Universität J. Wickersheimer, dessen epochemachende Erfindung im Jahre 1879 das deutsche Reich angekauft und zum allgemeinen Besten der Oeffentlichkeit übergeben hat.

Wozu diese Flüssigkeit dient, das wissen unsere Leser bereits aus einem früheren Artikel der „Gartenlaube“ (Jahrg. 1879, Nr. 22). Mit ihrer Hülfe werden Thierleichen und Pflanzen vor Verwesung geschützt, wobei sie, im Gegensatz zu allen anderen Conservirungsmethoden, ihre ursprüngliche Weichheit, Biegsamkeit und Farbe beibehalten. Die Erwartungen, welche man damals an diese Erfindung knüpfte, haben sich vollständig erfüllt.



Bei J. Wickersheimer.
Originalzeichnung von E. Höppner.

J. Wickersheimer hat sich auch in letzter Zeit einen einfachen Apparat construiren lassen, an welchem er genau beweisen kann, daß die inneren Organe der von ihm conservirten Thierleichen wirklich ihre Elasticität beibehalten. Auf unserer Abbildung ist der geschickte Präparator dargestellt, wie er gerade im Begriffe steht, das Experiment seinen Zuschauern vorzuführen.

Auf dem Tische liegt ein bereits vor zwei Jahren mit der Conservirungsflüssigkeit präparirtes Zicklein. In die Luftröhre desselben wird ein Schlauch eingeleitet, welcher wiederum mit der unter dem Tische sichtbaren, durch Wasserkraft getriebenen Maschinerie in Verbindung steht. Setzt man nun den mit einem Blasebalg versehenen Apparat in Bewegung, so tritt durch den Schlauch die Luft in regelmäßigen Zeitabschnitten in die Lunge des Zickleins ein, und man sieht, wie der Brustkorb sich genau wie beim lebenden, athmenden Thiere senkt und hebt.

Naturgemäß hat sich in dem Maße, wie die Erfindung in weiteren Kreisen Eingang gefunden, auch die Zahl derer, welche sich Rath und Hülfe bei Herrn Wickersheimer holen, vergrößert. Nicht allein „Leute vom Fach“, wie Mediciner, Zoologen, Botaniker, Chemiker, gehören zu diesem Kreise, auch Private, Liebhaber und Sammler, kommen mit ihren Wünschen. Dieser will ein Hirschgeweih mit der die Wurzeln desselben umgebenden Stirndecke nebst Haut und Haar erhalten wissen, jener sich einige Lieblingswürmer und Käfer conserviren lassen u. dergl. m.

Aber auch eine höhere Mission war der Erfindung noch beschieden; ich meine die außerordentlichen Vortheile, die sie den Malern vom Thier- und Stillleben gewährt. Die namhaftesten Meister, wie Paul Meyerheim, A. Hertel, Grönland und viele andere, sind längst in regen Connex zu Herrn Wickersheimer getreten, und bald ist es ein Schwan, bald ein schon etwas anrüchiger Kranich, oder Meister Reinecke, auch wohl Freund Lampe, welchen ein Bad in dem Lebenselixir von nöthen, und welche dann, gestählt zu mehrwöchentlichem Modell-Liegen, einzeln, in Gruppen oder mit dem nöthigen Kohl garnirt, irgend ein Stillleben verherrlichen helfen.

Durch neue Modification der Flüssigkeit ist es Herrn Wickersheimer gelungen, auch ganz große Organismen, wie Pferde, zu imprägniren. So hat er vor Kurzem für den Bildhauer Professor Siemering (Berlin) zu dem für Dresden bestimmten Denkmale den Schimmelhengst Sultan, welchen Kaiser Wilhelm in vielen Schlachten geritten, in eine lebensvolle Stellung bringen und imprägniren müssen, worauf ein vorzüglicher Abguß des Schlachtrosses angefertigt werden konnte. Dies ist in der That eine bedeutende Errungenschaft, die im Vergleich zu dem bisherigen Modelliren nach dem unruhig stehenden lebenden Thiere garnicht hoch genug anzuschlagen ist. Die von vielen Tagesblättern gebrachte Notiz, bezüglich der geplanten späteren Ueberführung des „Sultan“ nach dem Hohenzollern-Museum, entsprang vermuthlich der blühenden Phantasie eines Combinations-Reporters. Bezweckt war nach Herrn Wickersheimer's Aussage thatsächlich nur der erwähnte Abguß, und, nachdem das Fell entfernt, ein nochmaliger Abguß der Muskellagen in eben derselben, kraftvoll schreitenden Stellung des Pferdes, und dieser Zweck ist vollkommen erreicht.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß Herrn Wickersheimer von vielen Industriellen Vorschläge und Anerbieten gemacht worden sind und noch werden, um Lebensmittel (Wein, Bier, Fleisch &c.) für längere Transporte zu präpariren. Diese Errungenschaft dürfte für Export und Import eine nicht zu unterschätzende Bedeutung erlangen, jedoch hat sich Herr Wickersheimer nähere Mittheilungen hierüber noch vorbehalten, um erst nach Abschluß der Versuche und Unterhandlungen mit der vollendeten Thatsache in die Oeffentlichkeit zu treten.

Ameisenpuppen. Mittelgroße Papageien, die sogenannten Perikiten, versorgt man ebenso, doch mit Zugabe von etwas Hanfsamen.

Alle australischen Prachtsittiche, von den kleinen Schönsittichen bis zu den größten Arten der Plattschweifsittiche hinauf, werden hauptsächlich mit Kanariensamen, Hirse, Hafer und die größten unter Zugabe von Hanfsamen ernährt. Zur Zucht bekommen sie dieselben Zugaben wie die Zwergpapageien, sodann aber auch erweichtes Eierbrod oder Biscuit.

Die großen sprechenden Papageien, den Graupapagei, die Amazonen und alle ihre Genossen, sollte man nur mit Hanfsamen

und Mais unter Zugabe kleiner Mengen von bestem trockenem Weizenbrod (Semmel oder Wecken), besonders dem sogenannten Potsdamer Zwieback, und gelegentlicher Spendung von ein wenig vorzüglichstem Obst versorgen, dagegen die bisher übliche Fütterung mit in Kaffee, Thee oder auch Wasser geweichtem Weißbrod aufgeben; noch unheilvoller als die letztere aber ist für solche kostbaren Vögel die leider stark verbreitete Darreichung aller möglichen menschlichen Nahrungsmittel, Fleisch, Fett, Gemüse, Kuchen u. a. m., denn selbst in kleinen Gaben, nur als Leckerei bringen dieselben ihnen doch ganz regelmäßig über kurz oder lang Verderben, Krankheit und Tod.

In neuerer Zeit werden bei den Vogellotterien auch Weichfutterfresser, das heißt eigentlich nur die allbekannten und allbeliebten Sonnenvögel ausgegeben, und diese müssen das schon erwähnte Mischfutter aus Ameisenpuppen und Gelbrüben, nebst etwas erweichtem Eierbrod, ferner auch einige Mehlwürmer und als Zugabe ein wenig Hirse, Kanarien- und Mohnsamen empfangen.

Während die kostbaren Harzer Kanarienvögel, von denen bei den Ausstellungslotterien mancher Vereine wohl einige oder mindestens einer im Werthe von 75 bis 100 Mark unter den Hauptgewinnen vorhanden sind, mit bestem süßem Sommerrübsamen zu drei Theilen und Kanariensamen zu einem Theil oder auch blos mit dem ersteren allein, immer aber unter Zugabe von ein wenig Eifutter (hartgekochtem Gelbei mit geriebener Semmel zu gleichen Theilen) oder anstatt dessen wenigstens mit etwas Löffelbiscuit versorgt werden, bekommen die Kanarienvögel von gemeiner Landrasse lediglich Rübsen, Kanarien- und Hanfsamen, letzteren gequetscht.

Nachdem ich nun im Wesentlichen eine Uebersicht der Fütterung aller jener anspruchslosen Vögel gegeben, welche einerseits als Gewinne bei den Lotterien und andererseits als Hauptgegenstände einer bescheidenen Vogelliebhaberei in der Gegenwart zur Geltung kommen, werden die Leser mir darin zustimmen müssen, daß die Verpflegung derselben im Ganzen außerordentlich einfach, mühe- und kostenlos erscheint.

Ungleich schwieriger und bei weitem kostspieliger ist die Haltung der herrlichsten einheimischen Sänger, der Sprosser, Nachtigallen, Schwarzplättchen und anderer, sowie der verwandten fremdländischen, Spottdrossel, Schama und anderer Sängerköniginnen. Sie werden theils mit bloßen, besten, frischen Ameisenpuppen nebst Frucht, theils mit verschiedenen Weichfuttergemischen und Mehlwürmern und gleichfalls Beeren und anderer Frucht verpflegt; dazu aber bedarf es durchaus der Anleitung entweder von Seiten eines erfahrenen Vogelwirths oder der Belehrung durch ein stichhaltiges Handbuch der Vogelpflege.

In allen Fällen wollen die Vogelliebhaber entschieden daran festhalten, daß es zum Wohlgedeihen ihrer Pfleglinge nothwendig ist, ihnen sämmtliche Futtermittel, beziehentlich Nahrungsstoffe überhaupt, nur im allervortrefflichsten Zustande zu reichen. Ferner mögen sie es nicht außer Acht lassen, daß man jeden neueingetroffenen gefiederten Gast zunächst ganz ebenso verpflegen muß, wie es beim Verkäufer bisher geschehen ist, und daß man ihn erst ganz allmählich an die Nahrung gewöhnen soll, welche als zuträglicher für ihn gilt.

Von größter Wichtigkeit für das Wohlergehen und Wohlbefinden der Stubenvögel ist sodann die Beschaffenheit ihrer Wohnungen, das heißt also der Käfige. Es würde hier zu weit führen, wollte ich eine vollständige Darstellung aller Käfige, wie sie für die zahlreichen Stubenvögel am besten hergerichtet werden müssen, nebst genauen Einrichtungs-, Größen- und anderen Angaben anfügen; dies ist auch gar nicht nothwendig, denn eine große Anzahl von Käfigfabrikanten, Nadlermeistern und Andern wetteifern förmlich darin, die Erfahrungen, welche die neuere Vogelpflege gebracht, auch in den Vogel-Wohnungen zu verwerthen. Allerdings sieht man noch immer auf den Ausstellungen die weder schönen, noch praktischen Käfige in Thurm, Schweizerhaus-, Burg- und anderen Formen, in Holzschnitzerei und Laubsägearbeit, weil sie von einsichtslosen Leuten stets von Neuem verlangt werden — aber im wohlthätigen Gegensatze dazu treten uns doch mehr und mehr die zweckmäßig eingerichteten Käfige entgegen. Die großen Fabriken von A. Stüdemann, H. B. Hähnel, L. Wahn in Berlin, Wenzel Czerveny in Pilsen und Andere liefern für jede Vogelwelt passende Käfige in sachgemäßer Ausführung und zu mäßigen Preisen.

Wer nun also die verhältnißmäßig geringe Mühe nicht scheut, sich über die Bedürfnisse seiner gefiederten Gäste genau zu unterrichten, und wessen Liebe zur gefiederten Welt so groß ist, daß er Freude darin findet, ihr Dasein behaglich zu machen, der darf als Vogelliebhaber im schönsten Sinne des Wortes gelten, und weder die Mitglieder der Thierschutzvereine, noch irgend ein anderer vernünftiger Mensch wird an der Berechtigung rütteln, daß er Stubenvögel halte, hege und pflege.

Der Ablaßstreit im Jahre 1517.

Von Emil Zittel.

Zuweilen treten die tiefgreifendsten Umwälzungen auf dem Gebiete des staatlichen und kirchlichen Lebens scheinbar plötzlich in einem ganz genau zu benennenden Zeitpunkt und in Folge irgend einer jedem Auge auffallenden Thatsache zu Tage, um sich dann bald langsamer, bald schneller in ihren weithin erkennbaren Folgen zu entwickeln. In diesem Sinne hat man den Anfang der deutschen Reformation wegen der 95 Thesen von je her auf den 31. October des Jahres 1517 gesetzt. Dem tiefer Blickenden freilich ist es in diesem Fall, wie in allen ähnlichen Fällen, kein Geheimniß, daß sich alle derartigen tiefergehenden Umwälzungen des herkömmlichen Wesens und Lebens nur allmählich, oft sogar Jahrhunderte lang deutlich vorbereiteten, ehe sie endlich Jedem erkennbar in auffallenden Thatsachen sich offenbaren, ganz so, wie in einer Nacht die langsam entwickelte unscheinbare grüne Knospe zur farbenreichen Blume ausbricht.

Der Beginn der deutschen Reformation erinnert uns speciell an das bekannte Bild von dem letzten Tropfen, der ein Gefäß zum Ueberfließen bringt. Der Tetzel'sche Ablaßhandel war ein solcher Tropfen, der in unserem Vaterlande wie in der Schweiz einer seit Jahrhunderten im Stillen immer mächtiger herangewachsenen Unzufriedenheit mit der römischen Kirchenherrschaft schließlich zum unaufhaltbaren Ausbruch verhalf. Und weil damals Dr. Martin Luther, „die Wittenbergisch Nachtigall, die man jetzt hört überall" (Hans Sachs), mit ebenso seltenem Muth der Ueberzeugung wie seltener Kraft und Macht der Rede das aussprach, was Hunderttausende, wenn auch zum Theil nur unklar, dachten oder fühlten, wurde er sofort zum bewunderten Führer der damals längst mit Rom zerfallenen Mehrheit der deutschen Nation. So war in der That die Ablaßpredigt Tetzel's oder vielmehr Luther's feierlicher Protest gegen dieselbe der Schlag, welcher, um mit des Letzteren eigenem Wort zu reden, „der Pauke ein Loch gemacht hat".

Wir dürfen das Wesen des Ablasses wohl bei unseren Lesern als bekannt voraussetzen. Der Ablaß, wie ihn Johann Tetzel predigte, war die in's Frivole gezogene Entartung einer alten kirchlichen Einrichtung. Zu den Kirchenstrafen, welche die Kirche reumüthigen Sündern auferlegte, ehe sie dieselben wieder in die Gemeinschaft der Gläubigen aufnahm, gehörten auch Gaben an Andere oder für kirchliche Zwecke; auch wurden körperliche Bußen zu Gunsten eines frommen Zweckes öfters in Geldbußen umgewandelt. Je verschwenderischer sich aber der Hofstaat und je üppiger sich das Leben der Päpste gestaltete, desto rücksichtsloser suchte man diese ergiebige Geldquelle auszubeuten, und zu Luther's Zeit war es dahin gekommen, daß der Papst aus der Vergebung der Sünden ohne Weiteres ein Geldgeschäft machte.

Der Ablaß tritt uns hier in der Form entgegen, daß die Vergebung der Sünden direct erkauft werden konnte, ja nicht nur die Vergebung der schon begangenen, sondern selbst zukünftiger Sünden. Dieser Mißbrauch der ursprünglichen päpstlichen Schlüsselgewalt war ein so in die Augen springender, daß er einem Manne wie Luther in seiner ganzen grellen Ungerechtigkeit erscheinen und ihm das Herz bewegen mußte vor Zorn gegen die leichtfertigen Ablaßprediger und vor Mitleid mit dem bethörten Volke; denn die Speculation auf die Thorheit der

Menschen ist nie eine vergebliche gewesen, und gar Mancher gab den letzten Groschen hin in dem Glauben, sich damit die Vergebung seiner Sünden zu verschaffen.

Ein unreines Geschäft wird aber nie von reinen Händen betrieben, und es ist daher wohl erklärlich, daß die Ablaßhändler, wie man sie bezeichnend nannte, denn ein Handel war es ja, den sie betrieben, meist Personen von recht zweifelhafter Vergangenheit und Moral waren. Sie hielten es nicht für Raub, einen recht beträchtlichen Theil ihrer Einnahmen in die eigene Tasche verschwinden zu lassen, und eine alte Berechnung zeigt uns, daß der bekannteste aller Ablaßkrämer, Johann Tetzel, gegen den Luther zunächst die Blitze seiner schneidigen Worte schlenderte, im Festsetzen seiner „Diäten“ durchaus nicht übertrieben bescheiden war. Er führte ein so fröhliches Leben, daß Kurfürst Albrecht später klagte, Tetzel habe mit seiner Gesellschaft „wahrlich nicht ärmlich und peinlich“ gelebt, sondern jährlich so gegen 28,000 Mark verbraucht. Freilich waren die Einnahmen auch darnach: es wird in alten Aufzeichnungen versichert: in Freiberg in Sachsen habe Tetzel einmal in zwei Tagen 2000 Goldgulden (16,000 Mark) eingenommen und in Görlitz im Laufe des Jahres 1508 auf 1509 45,000 Gulden, das heißt 360,000 Mark!

Dieser Johann Tetzel war ein redebegabter und kenntnißreicher, aber auch, wie schon aus dem Vorgehenden erhellt, über die Maßen gewissenloser Mensch. Er war zuvor einmal wegen Ehebruchs zum Tode verurtheilt gewesen und „im Sack in Innsbruck“ gesteckt, das heißt wohl zum Ersäufen im Sack verurtheilt gewesen, dann aber vom Kaiser Maximilian zu lebenslänglichem Gefängniß begnadigt worden. Später war er überhaupt frei gekommen, um als Ablaßprediger schon seit 1502 an verschiedenen Orten Verwendung zu finden. Im Jahre 1517 nahm ihn Kurfürst Albrecht in seine Dienste, und er wurde nun auch von Rom aus zum Inquisitor und geistlichen Commissar ernannt.

Es ist uns einer der lateinischen Ablaßbriefe Tetzel's aus dem Jahre 1517 erhalten, der zu charakteristisch für das Ablaßwesen ist, als daß wir ihn hier nicht zum Abdruck bringen sollten. Er lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen:

„Frater Johannes Tetzel,
Mitglied des Predigerordens, aus Leipzig; Baccalaureus der heiligen Theologie und
speciell ernannt zum Ketzermeister
durch die göttliche Fürsorge unseres heiligen Vaters in Christo, Papst Leo's X., des Hohenpriesters Gottes und seines Stellvertreters auf der ganzen Erde;
auch
des heiligen römischen Stuhles Unter-Nuntius und
Commissär der heiligen Ablässe
für die
Kirchen-Provinzen, Diöcesen, Staaten, Länder und einzelnen Orte Deutschlands
sammt dem
Guardian der Minoriten des heiligen Franziscus, seinem Collegen,
wünscht
allen und jedem Christgläubigen, insbesondere den Magistralen und Rechtsgelehrten, Untersuchungsrichtern und Justizbeamten, Klerikern und Laien
ewigen Frieden in dem Herrn!

Mit großem Leid bekannte und beichtete uns voll Trauerns Matthäus Menner, Hintersasse des Hofgutes Erichow der Pfarrei Burgwerben an der Saale, daß er den Hund seines Nachbars, der ihn angebellt, mit einem Stein habe werfen wollen. Während des Werfens aber sei die Tochter seines Nachbars dem Hunde unversehens nahe gekommen, so daß er sie ganz wider Willen und Absicht getroffen habe. Dieser Mord aber schmerze ihn sehr.

Um sich nun seines Heils zu versichern, ließ er sich mit gebeugten Knieen und gefalteten Händen und unter Thränen von uns einen Indulgenzbrief ausstellen. Kraft dessen sprechen wir, deren Sache es ist, das Heil zu bringen, wo wir es können, den genannten Matthäus Menner, der sich mit uns nach Vermögen zum Besten des Kirchenärars des Apostelfürsten abgefunden hat, mit dem apostolischen Ansehen, mit welchem wir für diese Gegend bekleidet sind, mitleidshalber von diesem unfreiwilligen Morde los und erklären durch gegenwärtiges Schreiben, daß er durch eben diese Autorität von dem genannten Morde ganz freigesprochen ist, und befehlen Jedermann, es seien Kleriker oder Laien, unter Androhung der Verurtheilung, Censuren und Strafen, die in unserem apostolischen Vollmachtschreiben uns übertragen sind: Niemand solle den Matthäus Menner dieses Mordes wegen weder anklagen noch richten, sondern jeder ihn überall für ganz und vollkommen losgesprochen halten.

Zur Beglaubigung und Zeugniß der Wahrheit haben wir das Siegel genannten Aerars und das päpstliche Wappen, das wir zu diesem Behufe führen, aufgedrückt.

Gegeben Erichow im Jahr des Herrn 1515 den 19. Mai: im dritten Jahr der Regierung unseres heiligen Herrn, des Papstes.“

Obgleich Tetzel nicht nach Wittenberg, noch überhaupt in das kursächsische Land kommen durfte, so fühlte man doch auch dort die Folgen seiner Wirksamkeit: denn die Unterthanen Friedrich's des Weisen strömten zu Hauf nach Magdeburg, Halle und Naumburg, um so leicht und schnell von ihren Sünden losgesprochen zu werden, und das nahm noch zu, als Joachim I. Tetzel und seinen Begleitern am 16. September 1517 auch die Mark Brandenburg öffnete.

So predigte Tetzel im October 1517 in Berlin und in Jüterbogk unter dem Zuströmen von Vornehmen und Geringen, und bis nach Wittenberg spürte man die sittlich bedenklichen Folgen. Da vermochte der pflichttreue Professor der Theologie, Gemeindeprediger und Ordensvorsteher Dr. Martin Luther in Wittenberg seine bisherige Zurückhaltung nicht länger zu bewahren und entschloß sich, „der Pauke ein Loch zu machen“.

Aber wohl wissend, daß ihm selbst die gleichgesinnten Freunde ernstlich abrathen würden, theilte er Niemand sein Vorhaben mit, sondern schlug nach alter akademischer Sitte am 31. October, das ist vor dem Vorabendgottesdienst des Allerheiligenfestes, 95 Sätze in lateinischer Sprache an der Schloßkirche zu Wittenberg an, deren Thüren damals zu derartigen öffentlichen Ankündigungen der Universitätsprofessoren als „schwarzes Brett“ benützt wurden. Diese 95 Sätze erscheinen uns nun freilich, zumal in der deutschen Uebersetzung des Justus Jonas, durchaus gemäßigt und tragen durchaus kein scharf reformatorisches oder gar revolutionäres Gepräge an sich. Aber sie fanden bei der allgemeinen Mißstimmung aller eifrigen, aber edel denkenden Christen, wie aller aufgeklärten Geister, Politiker und Gelehrten einen so überaus lebhaften Widerhall, daß ein Zeitgenosse sagen konnte: „sie liefen in vierzehn Tagen durch ganz Deutschland, und in vier Wochen hatten sie schier die ganze Christenheit durchlaufen, als wären die Engel selbst Botenläufer gewesen.“

Uebrigens gilt doch auch von diesen Thesen das Wort „ex ungue leonem“ — selbst an der Klaue erkennt man den Löwen. Die heilige Begeisterung, die tüchtige theologische Bildung, der kühne Muth, der klare Verstand, der praktische Sinn, der köstliche Humor: sie alle leuchten uns aus den in schönem Latein geschriebenen Sätzen entgegen, welche längst eine reinere und geschmackvollere Uebersetzung verdient hätten.

In seinen Thesen führte Luther aus, daß der Papst nur die von ihm auferlegten Kirchenstrafen erlassen könne: im Uebrigen vermöge derselbe nur insofern Schuld zu erlassen, als er verkündigt und bestätigt, daß die Schuld von Gott erlassen sei. Es irren also diejenigen, welche sagen, daß der Mensch durch des Papstes Ablaß von jedweder Strafe erlöst werde und die Seligkeit erlange. In der 36. These steht der entscheidende Satz: „Jeder wahrhaft reumüthige Christ erlangt als solcher vollständigen Erlaß seiner Strafe und Schuld und besitzt ihn mit Fug und Recht auch ohne Ablaßbrief.“

Es ist begreiflich, daß eine solche Sprache überall verstanden wurde! Das Alles war zwar in lateinischer Sprache, aber doch recht „deutsch“ geredet. Die Thesen machten auch in Wittenberg gewaltiges Aufsehen, aber zu einer Disputation, zu welcher Luther aufgefordert hatte, kam es nicht — weil in Wittenberg Niemand war, der diese Sätze zu bekämpfen gewagt hätte. Auch Tetzel fühlte sich zunächst nicht gemüßigt, mündlich oder auch schriftlich zu antworten. Vielmehr stellte er bald darnach seine Predigten und Ablaßankündigungen ein und erbat sich Verhaltungsbefehle seiner Vorgesetzten. Um sich aber auf den sichtlich entbrennenden Kampf besser zu rüsten, ging er zunächst nach Frankfurt an der Oder, um sich daselbst mit der theologischen Doctorwürde bekleiden zu lassen. Die dortige Universität vollzog das unter dem Zuströmen von gegen dreihundert Dominikanern mit Freuden, und der Rector derselben, Wimpina, fertigte zwei große Thesenreihen an, die nun Tetzel gegen die Luther-Thesen ausgehen ließ, nachdem er die letzteren am 22. Januar 1518 in Frankfurt an der Oder feierlich als Ketzerwerk verbrannt hatte. Bald darauf aber zog er sich still in sein Kloster nach Leipzig zurück: denn in dem heftig ausgebrochenen Streite fing man von Seite der Päpstlichen an ihn fallen zu lassen und der Tactlosigkeit, ja der Verschwendung und Untreue zu beschuldigen. Es kam so weit, daß, als der von Rom abgesandte päpstliche Nuntius Miltitz im Jahre 1519 Luther nach Altenburg berief und auch den Johannes Tetzel dahin vorlud, dieser in unterthänigstem Tone



Der Ablaßstreit

Nach dem Oelgemälde v



ahre 1517.
Lindenschmitt.

sein Ausbleiben entschuldigen zu wollen bat, da er Leipzig nicht ohne Lebensgefahr verlassen könne, „denn Martinus Luther, der Augustiner, hat die Mächtigen überall so wider mich erregt, daß ich nirgends sicher bin. Deshalb kann ich zu Ew. Ehrwürden, die ich lieber als einen Engel sehen möchte, aus meines Lebens Fahr nicht kommen."

Da Miltitz bald darnach selbst nach Leipzig kam, ließ er sich den Tetzel vorführen und schrieb dann an den kurfürstlichen Rath Pfeffinger:

„Mir ist Tetzel's lügenhaftes und schändliches Leben hinlänglich bekannt. Ich habe ihn dessen selbst mit gültigen Zeugnissen überführt und mit den Rechnungen überwiesen, daß er monatlich 130 Gulden (1040 Mark) für seine Mühe gehabt hat, dazu alle Kosten frei, einen Wagen mit drei Pferden und noch 10 Gulden monatlich für seinen Diener, ohne das, was er obendrein gestohlen hat. So hat Tetzel, der überdies auch noch zwei Kinder hat rc., der Kirche gedient! Ich werde Alles nach Rom berichten und ein Urtheil über ihn erwarten."

Tetzel selbst wollte nach diesem bedrohlichen Zusammentreffen mit Miltitz aus dem Lande fliehen, erkrankte aber und wurde so elend, daß sogar Luther ihm einen freundlichen Trostbrief schrieb, in dem er ihn versichert, daß er nicht wider ihn, sondern gegen einen ganz Anderen kämpfe und daß sich Tetzel vor ihm und seinem Namen nicht fürchten solle.

Bald darauf starb Tetzel, im Juli 1519, als ein sechszigjähriger überlebter, verurtheilter und von Denen schon fast vergessener Mann, die ihn vor wenig Jahren im Triumphzug in ihre Städte eingeführt hatten! Der Streit aber, der sich über sein Treiben entzündet, hatte unterdessen die engen Grenzen der Ablaßfrage längst durchbrochen, viel gewaltigere Verhältnisse angenommen und sich gegen viel wichtigere Fundamentallehren der römischen Kirche gewendet. So war es denn ohne weitere Bedeutung, daß später selbst das Tridentiner Concil in dieser Frage sehr milde und versöhnlich urtheilte.

Diesen ganzen Ablaßstreit hat uns der bekannte Münchener Historienmaler W. Lindenschmitt in seinem an die Schule Kaulbach's erinnernden Idealbilde mit ergreifender Charakteristik dargestellt und dabei alle historischen Personen in demselben vereinigt, welche an dem Ablaßstreit oder auch an der zum Theil mit dem Ablaß sich beschäftigenden Leipziger Disputation (27. Juni bis 15. Juli 1519) Theil genommen haben.

In einer Kirche, welche hier als Sinnbild der christlichen Kirche überhaupt erscheint, hat Tetzel dem Altar, welchem aber jetzt Alles den Rücken dreht, gegenüber seine erhöhte Verkaufsstätte unter dem Bilde des jüngsten Gerichts aufgebaut, wo uns vor Allem die große Geld- und Ablaßzettelkiste in die Augen fällt. Im rechten Vordergrunde unter dem Volke steht der abgehärmte, unbeugsame und von heiliger Gluth erfüllte Augustinermönch Luther, den damals der Cardinal Cajetan als eine „deutsche Bestie mit tiefliegenden Augen und tiefsinnigen Speculationen im Kopf" bezeichnet hat, der er nicht mehr begegnen wolle. Auf die Bibel zeigend, erhebt er seine Stimme gegen den Unfug des Ablaßhandels. In seiner Umgebung finden wir die Bilder seines Gönners Staupitz und seiner Freunde Bugenhagen und Carlstadt.

Ueber dieser Gruppe sitzen in dem Chorstuhl der Kurfürst Johann Friedrich und der Herzog Georg von Sachsen mit ihren Begleitern. Vor Luther sehen wir in lebhafter Erregung verschiedene Gestalten: neben einer herrlichen Figur, den „christlichen Adel der deutschen Nation" repräsentirend, Schüler und Volk, theils zuhörend, theils zum Zerreißen der Ablaßbriefe schreitend. Im Mittelgrunde des Bildes steht Johann Eck und der Dominikanerprior Hoogstraten, die beiden Hauptvertheidiger des Ablaßhandels, gegen das tobende Volk durch Waffengewalt geschützt. Ueber dieser Gruppe sieht man auf hoher Tribüne den Verkauf der Zettel und Tetzel dieselben ausrufend und auf die an der Wand hinter ihm gemalten Schrecken der Hölle weisend. Das herausdrängende Volk stellt in Charaktergestalten die Ursachen des Ablaßbedürfnisses dar.

Zu oberst die als Rittersmann erscheinende rohe Gewaltthat — vor ihm ein knieender Dieb oder Strolch — zunächst der alte reiche Geizhals mit der jungen schönen Frau, die den Preis des Ablasses mit frecher Stirn der Börse ihres Liebhabers entlehnt, — dann mehr abwärts fanatische Weiber und Bauern, wucherische Bürger und gierige Advocaten, und ganz vorne links eine Gruppe eleganter Ritter und Frauen, die lustig und vergnügt ihren Ablaß einstecken, um — zur Fortsetzung des alten Wandels zu schreiten, begafft von den dreisten Augen der verwahrlosten in Faulheit und in Ehrfurchtslosigkeit aufwachsenden Jugend.

Dem gegenüber, auf der Kirchenbank rechts, sehen wir das Bild der inneren Reue und Zerknirschung, welche allein von der Sünde erlöst, und ein schlafendes Kind als Bild der Unschuld. Ueber dem Chorstuhl sieht man oben an der Wand das Bild des Sündenfalles und in dem Altarschrein auf der anderen Seite des Bildes die Geburt Jesu, die That der allen Zeiten und Völkern verheißenen Erlösungsgnade Gottes.

Unter Spitzbuben.

Ergötzliche und lehrreiche Geschichte aus dem schönen Italien.

Wenn der geneigte Leser etwa glauben sollte, ich wolle ihm irgend eine der oft erzählten Räubergeschichten in veränderter Form auftragen, z. B. Gefangennahme eines harmlosen Reisenden, Aufenthalt in einer romantischen Felsenhöhle, endlich eintreffendes Lösegeld, als der Räuber Kühnster schon im Begriff war, sein Opfer für immer zum Schweigen zu bringen, so ist er in gewaltigem Irrthum. Meine Geschichte ist zahmerer Art, und ich würde vielleicht gar nicht daran denken, sie zu erzählen, wenn ich nicht das Interesse Derer im Auge hätte, die gleich mir — denn ich habe die Ehre in dieser Geschichte eine Hauptrolle zu spielen — von dem südlichen Himmel und wer weiß, wovon noch, angezogen, sich einfallen lassen sollten, allein, als simple Reisende, die eine oder andere Gegend zu durchstreifen, es verschmähend, dem rothen Bädecker zu folgen, der genau vorschreibt, wo man gehen, essen, trinken und schlafen soll; ich würde sie nicht erzählen, wenn ich ferner nicht glaubte, es würde für das deutsche Publicum ergötzlich und lehrreich sein, zu vernehmen, wie es einem ehrbaren deutschen Professor gehen kann, der nach Alterthümern sucht, und welche Achtung man in Italien zuweilen vor deutscher Bildung hat.

Meine Geschichte hat außerdem zwei Vorzüge, die von dem lesenden Publicum in der Regel besonders geschätzt werden: erstens ist sie funkelnagelneu, denn sie passirte im Juli und August dieses Jahres; zweitens ist sie so wahr, wie nur eine Geschichte wahr sein kann, denn alles, was ich erzählen werde, ist in den heiligen Archiven der Polizei und Justiz auf Staatspapier niedergeschrieben — ein Vorzug, den nur wenige Geschichten haben —. Was aber dort nicht niedergeschrieben ist, kann ich durch das Zeugniß ehrlicher italienischer Spitzbuben und anderer vornehmer Gesellschaft, wie Gefangenenaufseher, Gefängnißschreiber, Polizeidiener rc. als wahrheitsgemäß bezeugen lassen, wenn dem skeptischen Leser, der nur deutsche Zustände kennt, etwa Zweifel aufstoßen sollten. Auch ein gewisses deutsches Consulat hat, freilich in anderm Stile geschrieben und mit Weglassung der Randglossen, die Geschichte in seinen Acten, und wird sich darüber mit gewissen italienischen Behörden in sicher ganz freundschaftlicher Weise unterhalten. Für jeden Leser wird es vielleicht auch nicht uninteressant sein, einen Blick in Sphären zu thun, die den meisten Deutschen, die das Land des ewig blauen Himmels anzieht, verschlossen sind, aber doch ein Stück Cultur jenes gesegneten Himmelsstriches ausmachen. Wenn ich die Eigennamen weglasse, so möge der verehrte Leser dies entschuldigen; ich kann sie aus mancherlei Gründen nur der Verschwiegenheit der Redaction der „Gartenlaube" anvertrauen. Doch nun die Geschichte!

Wie tausend Andere hatte ich die Sommerferien ersehnt, um Leib und Geist zu erfrischen in den höheren Regionen der Alpenwelt, und diesmal hatte ich mir die höchsten zum Umherbummeln auserlesen. Nachdem ich von Genf aus halb zu Wasser und halb zu Lande bis nach Martigny gelangt war, begab ich mich auf die breite schöne Straße, die einst von Napoleon I. gebaut wurde, um mit seinen barfüßigen, aber kriegsruhmdürstigen Kriegern über den großen St. Bernhard nach Italien die französische Freiheit zu importiren.

Was mich anbetraf, so hatte ich die friedlichsten Absichten. Ich wollte mein Reisetaschenbuch mit Notizen anfüllen über die Gegend, die Geschichte jenes Zuges des großen modernen Welteroberers, die historischen Denkwürdigkeiten in Augenschein nehmen, die sich etwa noch vorfänden rc. Nach dem Besuch des weltberühmten Hospizes vom heiligen Bernhard wollte ich aber in das Thal von Aosta hinuntersteigen, um die verhältnißmäßig noch wenig bekannten Ueberbleibsel römischer Herrschaft kennen zu lernen, bis ich dann das Dampfroß mit dem Schluß der Ferien bereit finden würde, mich nach M. zurückzuführen, wo ich als simpler Professor wiederum über die Syntax verschiedener moderner Sprachen jungen Leuten Vortrag halten sollte.

Ich hatte die Gastfreundschaft der Bernhardiner genossen und war im Thale der brausenden Dora auf manchen Hügel und manchen Berg gestiegen, um die möglichen und unmöglichen Römerbauten, die mir als

solche bezeichnet wurden, kennen zu lernen, wobei ich von dem herrlichen Ausblick auf das Thal mit allen seinen Seitenthälern, den darüber ragenden schneebedeckten Häuptern des Montblanc, Monte Rosa &c. oft mehr entzückt war, als von dem Trümmerhaufen, um dessen willen ich den Berg erstiegen hatte. Die Zeit war rasch verstrichen und der Tag rückte heran, wo dies Umherschweifen sein Ende erreichen sollte. So gelangte ich nach B......, von wo ich am andern Tage mit der Bahn direct nach M..... zu fahren gedachte. Ich kehrte, ohne den rothen Bädecker zu fragen, in einem mir als gut und nicht zu theuer empfohlenen Hôtel ein, in welchem man, wie mir versichert worden war, auch französisch sprach, was für mich insofern von Wichtigkeit war, als ich der italienischen Umgangssprache nicht mächtig war, da ich bis dahin nicht Gelegenheit hatte, dieselbe zu practiciren, in gebildeten Kreisen Italiens aber überall französisch gesprochen wird. In Piemont ist letzteres sogar die Sprache der officiellen Kreise, und alle Versuche der italienischen Regierung, die italienische Sprache bei Gerichtsverhandlungen &c. einzuführen, sind bis jetzt an dem Widerstande der Beamten und Gemeinden gescheitert.

B., das im Kriege von 1859 mit seiner Festung noch eine Rolle gespielt hat, bietet manches Interessante, und ich versäumte nicht, es in Augenschein zu nehmen. Auch die Festung besah ich mir, von außen natürlich, ahnungslos, welche Bedeutung dieselbe für mich erhalten sollte.

Am anderen Morgen nahm ich mein bescheidenes Frühstück ein und erklärte dabei, daß ich nach Tische abreisen würde. Bei dieser Gelegenheit machte ich die Entdeckung, daß man mein Französisch nicht verstand oder — nicht verstehen wollte. Nach Tische überreichte man mir die Rechnung. Sie betrug für das staubige Zimmer nach dem Hofe hinaus und die drei bescheidenen Mahlzeiten, die ich genommen, ungefähr das Doppelte von dem, was man anderwärts bezahlt, nämlich siebenzehn Franken. Mein Professorenmagen war nicht gewöhnt, in so verhältnißmäßig kurzer Zeit mich zu so enormen Ausgaben zu veranlassen, und rebellirte, sodaß ich mir das Schriftstück, zu deutsch Rechnung, genauer besah. Da fand sich denn Verschiedenes, was ich weder verlangt noch gehabt hatte. Es war nicht der freundlichste Blick, den ich dem biederen Hôtelier zuwarf, als ich nach meiner Reisetasche griff, mein darin wohl verwahrtes Portefeuille herauszuholen und zu bezahlen.

Wer beschreibt aber meinen Schrecken, als ich die Seitentasche, in der es verwahrt worden war, leer fand! Ich kramte die Tasche aus, aber kein Portefeuille war zu finden. Dagegen machte ich die angenehme Entdeckung, daß eine Naht der Tasche aufgetrennt war, an derselben Seite, an welcher inwendig das Behältniß für Papier und Gold sich befand. Die aufgetrennte Naht war von außen durch eine Klappe verdeckt, sodaß man das Attentat erst beim Oeffnen der Tasche, behufs Herausnahme von Geld &c., bemerken konnte. Ich vergaß in meiner Bestürzung die Höhe der Rechnung und alles und griff mechanisch nach meinem Portemonnaie, um zu zahlen und fortzukommen. Aber auch dieses betrog mich heute.

Seit ich einst auf einem größeren Bahnhofe in Mitteldeutschland durch einen geschickten Taschendieb um mein Portemonnaie mit verschiedenen gelben Zwanzigern gekommen war, ohne daß ich das Geringste gemerkt hatte, habe ich die löbliche Gewohnheit, auf Reisen &c. so wenig wie möglich dem Portemonnaie anzuvertrauen, damit der Verlust im schlimmen Falle nicht zu groß sei. Jetzt fand ich darin wohl verschiedene ganze und halbe Franken, auch eine Zahl Fünf- und Zehn Rappenstücke, aber im Ganzen machte dies nicht siebenzehn Franken aus. Ich wandte mich an den Wirth und theilte ihm mit, daß ich soeben die Entdeckung gemacht habe, ich sei meines Portefeuilles beraubt. Nachdem er mich von Kopf bis zu Fuß betrachtet, erwiderte er, er verstehe nicht französisch, wolle aber mit mir zu einem Freunde gehen, wo man mich verstände.

Ich war im Herzen froh darüber, daß ich Jemanden finden sollte, der mich verstand und mir in meiner Verlegenheit beistehen könnte. Wir traten in ein Haus ein, das ich für ein Handlungshaus hielt, und die Stube, in welcher wir uns bald befanden und in welcher verschiedene Schreiber saßen, schien mir ein Comptoir zu sein.

Mein freundlicher Hôtelwirth wandte sich an einen der Herren und redete ihn an. Auch ich begrüßte ihn in französischer Sprache; aber als ich ihm erzählen wollte, was mir geschehen sei, herrschte er mich an:

„Schweigen Sie!"

In demselben Augenblicke traten zwei uniformirte Persönlichkeiten ein, und nun ging mir ein Licht auf über den Ort, wohin mich der schlaue Wirth geführt hatte.

„Auch gut!" dachte ich, „hier kannst Du Dich legitimiren und sogleich eine Vereinbarung mit dem Wirthe treffen."

Ich zog daher ohne Umstände meinen guten deutschen Paß hervor, der außer Namen und Stand eine genaue Beschreibung meiner Person enthielt und in welchem alle Behörden des In- und Auslandes dienstergebenst ersucht wurden, dem Inhaber nöthigenfalls Schutz und Beistand angedeihen zu lassen. Dies in diesem kritischen Augenblick besonders wichtige Schriftstück überreichte ich dem hochmögenden italienischen Polizeicommissar.

Er besah die deutschen Hieroglyphen von oben nach unten und von rechts nach links, schüttelte mit dem Kopfe, dann schnauzte er mich an: Hier spreche man nur italienisch!

„Halt," dachte ich, „der Mann wird als Italiener vielleicht vor der Sprache seiner Urväter Respect empfinden!"

Damit kramte ich mein in lateinischer Sprache verfaßtes Doctordiplom aus, das ich zufällig bei mir führte, weil ich vergessen hatte, es in den großen Koffer zu packen, den ich von G. nach M. per Bahn hatte gehen lassen. Er besah sich das Opus, auf das ich einst so stolz war, als ich es zum ersten Male in den Händen hielt, mit verächtlicher Miene, warf es auf seinen Tisch, fuhr auf mich los, drohte mir mit der Faust und überhäufte mich mit einer Fluth von Redensarten, aus denen die freundlichen Anreden „Vagabond" und „Brigand" mir in das Gesicht sprangen.

Es ist begreiflich, daß ich durch solche Behandlung erregt wurde, und ich schrie ihm noch lauter entgegen, ich sei ein Deutscher, habe meine vollgültigen Papiere bei mir und könne mich über meine Person nach jeder Richtung hin ausweisen.

„Un Tedesco!" (ein Deutscher) und spricht französisch!" lief es von Mund zu Mund.

Das mußte wohl neben meinen unleserlichen (wenigstens für den Commissar) Papieren ein neues schwerwiegendes Moment des Verdachtes sein, denn nun erklärte der Commissar, mich binden lassen zu wollen als Brigand.

Dabei liefen die Schreiber in der Stube auf und ab, die Polizeidiener um mich herum, und untersuchten prüfend meinen Anzug. Alle aber schrieen durch einander, daß es ein Heidenspectakel war, und die ganze südländische Erregbarkeit drückte sich in dem lebendigen Geberdenspiel und den Gesticulationen aus.

Ich wollte der elenden Komödie ein Ende machen und wandte mich, so ruhig wie möglich, an den Wirth, indem ich ihm erklärte, ich würde für die wenigen Franken, die ich, durch den an mir begangenen Diebstahl genöthigt, augenblicklich schuldig bleiben müsse, ihm so viel von meinen Werthsachen da lassen, als er glaube, daß zu seiner Sicherheit nothwendig sei, nöthigenfalls auch meinen Paß auf der Polizei so lange deponiren, bis ich ihm den Betrag gezahlt habe. Er schien zu überlegen, dann sprach er mit dem Commissar, ohne daß ich verstehen konnte, was sie verhandelten.

Auf einen Wink des letzteren fielen plötzlich zwei der Schergen über mich her, rissen mir Ueberzieher, Rock und Weste vom Leibe, um, wie ich aus den Worten des Machthabenden heraushörte, zu untersuchen, ob ich Revolver, Dolch oder Gift bei mir habe. Das Futter des Rockes wurde abgerissen und hinter demselben alles genau besichtigt. Sobald ich eine Bewegung machte, um zu verhindern, daß die Kleidungsstücke respective die in den Taschen befindlichen Sachen beschädigt würden, drohte man, mich gegen die Mauern zu drücken, und warf mir andere Redensarten in's Gesicht, die mich zu der Ueberzeugung brachten, daß ich hier auf Alles, auch das Schlimmste, gefaßt sein müsse.

Meine Protestation, die ich in der energischsten Weise gegen solche Vergewaltigung losstieß, und meine Berufung auf meine Eigenschaft als deutscher Staatsbürger, wurde mit Hohn und Spott aufgenommen. Als man ein größeres Taschenmesser fand, erregte dies die größte Aufmerksamkeit; es wanderte von Hand zu Hand, bis Alle es genau besehen und ihre Bemerkungen darüber gemacht hatten. Ein Scherge hatte meine Reisetasche ausgekramt und fand ein kleines Tintenfaß in Form eines Schweizerhäuschens, Federn und einen Federhalter. Das schlug dem Fasse vollends den Boden aus. Ein Brigand und Schreibzeug! Was für ein gefährliches Subject mußte ich sein!

Der liebenswürdige Wirth hatte sich inzwischen entfernt. Der Commissar saß überlegend da, während ein anderer Beamter mir sagte, ich möge meine Sachen wieder einpacken. Ich that dies so rasch wie möglich, um von diesem unheimlichen Orte fortzukommen. Da stürzte plötzlich ein anderer Beamter herein, flüsterte einige Worte, im Nu ertönte eine Klingel, drei Schergen erschienen im Locale und erhielten den Befehl, mir alles wieder abzunehmen und mich in's Gefängniß zu führen. Die widerliche Scene des Herunterreißens wiederholte sich. Ich protestirte von Neuem und berief mich auf die deutsche Behörde, die mir den Paß ausgestellt habe und der ich bekannt sei.

„Ja," entgegnete der Commissar höhnisch, „dahin wird man Euch führen, aber so!"

Dabei hielt er die Arme über einander, was so viel heißen sollte als: „Gebunden!"

Die Sache war außer dem Spaß. Was wollte man mit mir? Ich hatte keine Ahnung davon. Zum ersten Mal in meinem Leben wurde ich von Gensd'armen durch die Straßen geführt, wo die Leute mich neugierig anstarrten; das Thor der Festung, die ich am Tage vorher von außen betrachtet hatte, öffnete sich, und über verschiedene Höfe hinweg wurde ich in das Innere eingeführt, um dies ganz gegen meinen Willen kennen zu lernen. Zunächst wurde ich in der Schreiberstube registrirt, dann in einem anderen Gemache bis auf's Hemde entkleidet und jedes Kleidungsstück sorgfältig untersucht. Dann nahmen mich zwei Unterofficiere in ihre freundliche Mitte, schwere eiserne Thüren öffneten sich, und ich befand mich bald darauf in einem feuchten, dumpfen Gewölbe zu ebener Erde, aus dessen dunklem Hintergrunde mich zwei Galgengesichter neugierig anstierten.

Die Wärter entfernten sich; ich stand nahe der Thür, das Eisengitter betrachtend. Dann kniff ich mich in die Arme, um mich zu vergewissern, ob ich schlafe oder wache. Es schien wirklich das letztere der Fall zu sein. In einer Ecke lag auf dem feuchten Steinpflaster ein Strohsack, der mir als Lagerstätte angewiesen worden war — sehr einladend! Beim Hinausgehen hatte der eine Unterofficier, französisch radebrechend, mir das Local als schön, frisch und kühl angepriesen — sehr angenehm bei der tropischen Hitze da draußen! Der eine jüngere Strauchdieb kam auf mich zu, redete mich mit seinem italienischen Patois vertraulich an, und als er merkte, daß ich ihn nicht verstand, ging er hin, nahm einen irdenen Topf, füllte ihn aus einem schmutzigen Fasse mit Wasser und hielt ihn mir entgegen mit der Aufforderung zu trinken — sehr liebenswürdig!

Doch da rasselten die Schlüssel draußen wieder; gewiß hatte man den Irrthum erkannt, meine Papiere und Briefe genau angesehen und kam, mich wieder in Freiheit zu setzen. Die äußere Thür öffnete sich und vor die zweite Gitterthür trat eine lange Gestalt in himmelblauer

Uniform mit gutmüthig dummem Gesichte. Nachdem der Himmelblaue mich eine zeitlang betrachtet, öffnete sich der breite Mund und fragte im reinsten österreich-ungarischen Dialekt:

„Sie sein Deutscher?“

„Ja,“ erwiderte ich, froh, ein deutsches Wort zu hören, und that die Gegenfrage:

„Sie sprechen deutsch?“

„O,“ erwiderte mein Mann und warf sich in die Brust, „ick deutsch kann serr gut sprecke; ick bin gewese viele Jahren in der Oesterreik, wissen's, hab' ick gesprocke nicks als deutsch!“

In der Hoffnung, etwas von ihm über den eigentlichen Grund meiner Einsperrung zu erfahren, that ich eine hierauf bezügliche Frage.

„Ja, schaun's,“ erwiderte Bruder Meiniges, „weil die Polizei Sie halt nit kennen, mer kann nit wissen, wer und woher sein.“

„Das steht ja in meinem Paß,“ erwiderte ich.

„Ja,“ versetzte er, schlau blinzelnd, „mer kann nit wisse, ob das ist Paß Ihriges, könne auch habe gestohle die Papier.“

„Nun, was will man denn machen, um zu erfahren, daß es wirklich meine Papiere sind?“

„Ja,“ erwiderte er bereitwilligst, „das kann warten drei oder vier Woche, bis hab'n geschriebe an Ihriges Polizei, wer sein.“ Und erzählend setzte er hinzu: „Hab'n hier gewesen eine Baier, der hat auch gehabt Papier, gut Papier, hat hier muß warte vier Woche bis Antwort.“

„Hatte er nichts verbrochen?“

„O nicks, gar nicks, mer wußt nit, ob sein Papier war ordentlich.“

„Aber man kann mich doch unmöglich so lange hier einsperren ohne Grund.“

„O, warum nit?“ erwiderte er gutmüthig, „das macht nicks. Wenn hab' gemackt nicks weiter, könne nachher gehe, wo Ihr wollen hin.“

Das waren ja herrliche Aussichten! Auf bloßen Verdacht hin vier Wochen hier eingesperrt sein, in dieser Gesellschaft? Ich stellte mir vor, was man denken würde, wenn ich in den nächsten Tagen, wo mein Unterricht beginnen sollte, in M. nicht einträfe, auch in einigen Wochen nicht, und meine Erregung kannte keine Grenzen. Doch da kam mir ein glücklicher Gedanke. An den Consul in M. schreiben und seine Hülfe anrufen. Schon war Bruder Meiniges, über mein längeres Schweigen scheinbar verdrießlich, im Begriff, fortzugehen, als ich mich an ihn wandte.

„Können Sie mir nicht sagen, ob ich einen Brief schreiben kann?“

Erschrocken fast sah er mich an.

„O,“ rief er, „das kein Haus sein zum Schreiben! Hier nicks schreiben!“

In dem Augenblicke faßte ich an meine Rocktasche und vermißte einen dem Culturmenschen unentbehrlichen Toilettengegenstand.

„Aber ich werde doch mein Taschentuch, auch Seife, Kamm und Bürste aus meiner Reisetasche erhalten können?“

„No,“ war die phlegmatische Antwort, „die bekommen's erst, wenn sein verurtheilt; vielleicht zwei, drei Monat, oder vier Woche, oder ick nit weiß, wie viel.“

„Verurtheilt? Weshalb denn?“

„Ja, schaun's, weil nit hab' bezahlen der Wirth.“

Damit ging er lachend fort, die Doppelthür schloß sich, und ich war allein, oder vielmehr nicht allein, woran mich das lebhafte Zwiegespräch der beiden Strolche, das sich nach Entfernung des Unterofficiers erhob, erinnerte. Ich lief in der Zelle auf und ab, die Gedanken gingen kreuz und quer, ohne daß ein vernünftiger kam, der aus dieser Lage Erlösung zu verschaffen fähig gewesen wäre. Endlich faßte ich den Entschluß, ruhig zu werden und die Entwickelung der Geschichte geduldig abzuwarten — blieb doch nichts anderes übrig.

Des Wanderns müde, setzte ich mich auf meinen Strohsack — einen anderen Sitz gab es nicht — und fing an die Zelle und deren Insassen zu studiren. Der eine derselben, ein jüngerer Mann, lief fortwährend von einer Ecke zur anderen und gab sich anscheinend alle Mühe, mir die vortheilhafteste Meinung von seinem Tenor beizubringen, denn unaufhörlich tremolirte er:

„O cara mia
Bella donna“ 2c.

wobei er die Endvocale lang verklingen ließ. Jedenfalls ein Opernsänger, den man hier gewaltsam seinem eigentlichen Berufe fern hielt zum Bedauern des Publicums, das ihn schmerzlich vermißte. Der Andere, ein älterer Mann in grauem Haar, stand stumm und in sich versunken da.

Die Nacht kam. Licht gab es natürlich nicht. Um zehn Uhr erschien die Wache mit einer Fackel und untersuchte die Zelle genau, ob nicht etwa ein Ausbruch vorbereitet werde. Doch der Opernsänger und sein stummer Genosse, letzterer in Adam's Costüm, lagen und schliefen fest. Ich schlief nicht und war in meinen Kleidern geblieben. Man bedeutete mir, daß ich mich zu entkleiden habe, was ich aber ablehnte, obgleich man drohte, Gewalt anwenden zu wollen. Nach Entfernung der Wächter starrte ich wieder schlaflos in die Dunkelheit. Die Mosquitos umschwärmten mich in Schaaren und zerstachen mir Hände und Gesicht. Von halber Stunde zu halber Stunde ertönte der langgezogene Zuruf der Wachen auf den Wällen der Festung. Aus der Ferne schallte der mehrstimmige Gesang von männlichen und weiblichen Stimmen im Chor bis gegen Morgen. Die beiden gegenüberliegenden Fensterlöcher ließen nach Mitternacht eine kalte Nachtluft hereinströmen, die zwar die Mosquitos, wie es schien, verjagte, mich aber, der ich am Tage stark transpirirt hatte, frösteln machte. Endlich kam der Morgen, mit ihm aber auch ein bis dahin mir unbekannter Schmerz in meiner rechten Körperhälfte und Athmungsbeschwerden. Ich fürchtete, als die Schmerzen größer wurden und bestimmter in der Gegend der Lungen auftraten, eine Entzündung. Im Laufe des Vormittags kam Bruder Meiniges.

„Komm mit!“ sagte er zutraulich, und bald befand ich mich in einem Zimmer vor dem allgewaltigen Staatsanwalt. Ihm zur Seite saß ein Herr, in welchem ich den Deutschen erkannte, der, wie sich bald herausstellte, als Dolmetscher fungiren sollte.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Der tausendjährige Rosenstock am Dom zu Hildesheim. (Mit Abbildung S. 709.) Der tausendjährige Rosenstock auf dem Friedhofe des Domes zu Hildesheim wächst und blüht, ringsum gegen starke Winde geschützt, inmitten der Mauern des ehrwürdigen Domes, emporgerankt an der Ostseite der halbrunden Gruftzelle heute noch wie zur Zeit Ludwig's des Frommen.

Wäre es nicht eine bekannte Thatsache, daß die wilde Rose an vielen alten Gemäuern und Steinwänden von Geschlecht zu Geschlecht weiter wuchert, so müßte das Bestehen dieses merkwürdigen Strauches dem Wunderglauben reiche Nahrung zuführen. Aber wo die Verhältnisse so günstig sind wie hier, wo die Wurzeln sich tief in die Steinklüfte einbohren können und wo von ihnen äußere vernichtende Einflüsse abgehalten werden, da treibt diese wundervolle Pflanze ihre Blüthen gewissermaßen in die Ewigkeit hinein.

Es bestehen über das Alter dieses Strauches unantastbare geschichtliche Ueberlieferungen seit dem elften Jahrhundert. Bischof Hezilo (gestorben 1079), der den durch Feuer zerstörten Dom neu aufbauen ließ, befahl, dem verschont gebliebenen Rosenstock „als einem merkwürdigen Denkmal der Vorzeit die sorgfältigste Pflege angedeihen zu lassen“.

Zweige und Wurzeln wurden während des Baues durch einen gemauerten Canal gedeckt, der gleichwohl den vergrabenen Wurzeln und einigen Ausschüssen so viel Luft und Licht ließ, daß sie bestehen konnten; und nachdem im Jahre 1120 der Rundbau, die Apsis, vollendet worden war, ward der Rosenstrauch an dem Mauerwerk emporgeführt.

Als vor 800 Jahren der Rosenstock bereits ein merkwürdiges Denkmal der Vorzeit genannt wurde, war er zweifelsohne schon von bedeutender Größe, denn seit unvordenklichen Zeiten hat er sich nicht verändert. Seine Wurzeln liegen unter dem mittleren Altar der Domgruft und der Stamm ist durch die zwei Meter dicke Mauer gewachsen. Hiernach ist die Ueberlieferung von der Entstehung des Domes an der Wurzelstätte des Rosenstockes nicht wohl anzuzweifeln, ebenso sind die skeptischen Aeußerungen mancher Besucher des Platzes, es würden von Seiten der Domgeistlichkeit, um das Wunder zu erhalten, von Zeit zu Zeit neue Setzlinge eingegraben, hinfällig.

Die ganz neuen ausgeschlagenen Triebe aus den alten Stämmen reden deutlich.

Die Geschichte des uralten Rosenstammes ist folgende. Ludwig der Fromme war in der Waldgegend, wo jetzt Hildesheim steht, „zu jagen den weißen Hirsch“. Er verlor beim Ueberschreiten des Flüßchens Innerste Pferd und Hunde und kam von seinem Jagdgefolge ab.

Als er vergeblich in sein Hifthorn geblasen und, ganz verlassen, in der Einsamkeit knieend gebetet, sank er in tiefen Schlaf. Ein heiliges Gefäß, das er bei sich trug, hatte er über einen Rosenstock gehängt. Erwachend, sah er die Gegend weit und breit mit Schnee bedeckt, aber der Rosenstock leuchtete mit frischen Blüthen. Die Sache ist, wenn es etwa im Mai oder im Spätherbst gewesen, ganz erklärlich.

Dem vom Schlafe Erwachten kam die Erscheinung wie ein Wunder vor, und als auf erneutes Ansetzen seines Hornes die Jagdgesellschaft sich wieder einfand, beschloß Ludwig an der Stelle des Rosenstockes eine Capelle zu bauen.

Das wird schon damals ein alter, kräftiger Strauch gewesen sein, denn seine Wurzelfasern wurden durch den Bau nicht zerstört.

Und seine Rosen lachen noch heute dem stillen Beobachter entgegen und predigen von der Ewigkeit der vielgestaltigen Liebe, deren unvergängliches Bildniß die Rose ist.

Robert Geißler.

Inhalt: Die Braut in Trauer. Von Ernst Wichert (Fortsetzung). S. 693. — Die elektrische Kraftübertragung. Ein Bild aus der elektrischen Ausstellung in Wien. Von Alfred Birk. S. 696. Mit Abbildungen. S. 697. — Wie verpflegen wir unsere gefiederten Hausfreunde? Rathschläge für eine verständige und ersprießliche Stubenvogelpflege. Von Dr. Karl Ruß. S. 699. — Kleine Bilder aus der Gegenwart. Nr. 7. Bei J. Wickersheimer. S. 701. Mit Illustration. S. 701. — Der Ablaßstreit im Jahre 1517. Von Paul Zittel. S. 702. Mit Illustration. S. 704 und 705. — Unter Spitzbuben. Ergötzliche und lehrreiche Geschichte aus dem schönen Italien. S. 706. — Blätter und Blüthen: Der tausendjährige Rosenstock am Dom zu Hildesheim. S. 708. Mit Abbildung. S. 709.

Für die Redaction bestimmte Sendungen sind nur zu adressiren: „An die Redaction der Gartenlaube, Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig“.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 44. **Die Gartenlaube.** 1883.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Die Braut in Trauer.

Erzählung von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

7.

Vetter Grün benutzte die Erlaubniß, sich nach seinem Belieben als Gast einführen zu dürfen, viel eifriger, als Helene erwartet hatte. Ihre Befürchtung, daß ihm die Hausgenossen bald gleichgültig werden würden, schien sich nicht bestätigen zu wollen. Er gab freilich allemal mehr, als er empfing, und hielt dies offenbar auch ganz in der Ordnung. Wenigstens ließ er sich selbst gegen die Cousine nichts merken, daß er etwas vermißte. Er fehlte auch bei den kleineren und größeren Gesellschaften selten, vielleicht nur so oft, als ihm gerade schicklich schien, um nicht für unvermeidlich gehalten zu werden. Dann konnte Helene überall das Bedauern aussprechen hören, daß man seine anregende Unterhaltung entbehren müsse. „Haben Dir neulich nicht die Ohren geklungen, Walter?“ pflegte sie ihn bei nächster Gelegenheit zu fragen, die sie manchmal selbst durch einen Besuch bei Onkel Benjamin herbeiführte.

Herr von Brendeln hatte sich ihm in jeder Weise entgegenkommend bewiesen. Zu Anfang schien es auch so, als hätten sich ein Paar Männer gefunden, die nach ihrer geistigen Structur zu einander gehörten und rasch gute Freunde werden müßten. Aber bald zeigte sich eine sehr merkliche Abkühlung. Sie gingen sich nun eher aus dem Wege, so weit dies möglich war. Betheiligten sie sich bei einem gemeinsamen Gespräch, so schien es sich ganz von selbst zu verstehen, daß auf die Behauptung des Einen der Andere gerade das Gegentheil vertheidigte. Diese Redekämpfe wurden oft sehr interessant. Vielleicht bewies sich der Assessor darin als der gewandtere Dialektiker, aber der Doctor hatte das tiefere und gründlichere Wissen für sich, und er überzeugte auch mehr.

Helene freute sich, in Vetter Grün eine feste Stütze finden zu können, deren sie in diesem Hause so sehr bedurfte. Es war ihr Wunsch, sich ihm recht innig anzuschließen. Sie durfte erwarten, daß er sich, wenn er erst im Hause bekannt geworden, vornehmlich mit ihr beschäftigen, sich liebevoll um sie bekümmern werde. Aber darin täuschte sie sich schwer. Er begrüßte sie, wie man eben eine Verwandte begrüßt, und verabschiedete sich auch so — mit einem nichtssagenden Wort, mit dem üblichen Händedruck. Er suchte nicht die Unterhaltung mit ihr, und wenn sie sich von selbst ergab, war sie so allgemeiner Natur, daß der Fremdeste Zeuge sein durfte. Oft stellte sie sich absichtlich allein in eine Fensternische oder an's Clavier, immer so, daß sie von ihm bemerkt werden mußte. Sie wurde auch bemerkt, aber er machte nicht die mindeste Anstalt zu ihr zu treten, sondern ließ sich nur um so eifriger in das Gespräch mit dem Nächststehenden verwickeln. Es war, als ob er geflissentlich jedes Mißverständniß beseitigen wollte, als wuchere die Jugendthorheit noch heimlich fort und habe Mühe sich zu verbergen.

Sie empfand darüber den heftigsten Verdruß. Es war ihr gar keine Entschädigung, daß Herr von Brendeln fortfuhr sie auszuzeichnen und mit immer auffälligerer Ausschließlichkeit sich ihr zu widmen. Unlieb war ihr dies jetzt freilich nicht. Wenn Walter sich so wenig aus ihr machte, so war da doch ein Anderer, der sich desto mehr um sie bemühte.

Sie glaubte auch wirklich zu bemerken, daß Walter sich zu diesem augenfälligen Entgegenkommen nicht ganz gleichgültig stellte. Sprach sie mit Herrn von Brendeln, so streifte sein Blick viel häufiger an ihr vorüber, als wenn sich ein Anderer mit ihr beschäftigte. Wurde die Unterhaltung munterer, so konnte sie sich einbilden, daß Walter etwas wie Beunruhigung merkbar werden ließ. Gelegentlich fehlte es auch nicht an flüchtigen Aeußerungen über den „galanten“ Herrn Assessor, die scherzhaft eingekleidet waren, aber einen mürrischen Klang hatten. Verspürte er am Ende doch eifersüchtige Regungen? Mindestens beachtete er sie.

Sie hatte also ein Mittel, sich bei ihm Beachtung zu verschaffen. Trotzig sagte sie sich: gut! treib's nur, wie du's willst. Ich glaube dir nicht recht, daß du im Ernst von mir so wenig wissen willst. Wenn du aber dein Vergnügen daran hast, mich so obenhin zu behandeln, als ob ich für dich gar nicht zähle, so will ich mir wenigstens die Genugthuung schaffen, dich ein Bischen dafür zu ärgern. Und es ärgert dich, daß mir einer den Hof macht, den du nicht leiden kannst, und daß ich ihn nicht abfallen lasse, weil du ihn nicht leiden kannst. Ich will auch zeigen, daß ich mich ganz frei weiß. Ich will recht boshaft sein, um dir's zu vergelten!

Darnach handelte sie nun auch. Und gar nicht boshafter meinte sie sein zu können, als wenn sie Herrn von Brendeln die Wege zu sich ebnete und ihn recht auffällig ermunterte, seine Liebenswürdigkeit an sie zu verschwenden. Hatte er sich auch keiner heimlichen Gunst zu erfreuen und mußte er sie für recht launisch halten, wenn sie an Abenden, wo Walter fehlte, ihm recht übermüthig zu erkennen gab, wie weit er vom Ziel sei, so durfte er sich zu anderen Zeiten doch zu seinen Erfolgen gratuliren. Sie hielt dann seinen schmeichelhaftesten Lobsprüchen und vorzüglichsten Redewendungen nicht nur muthig Stand, sondern schien durch ihr heiteres Lachen und ihre witzigen Antworten ihr Wohlgefallen daran beweisen zu wollen. Seine Aufforderung zu musiciren oder zu singen blieb selten unbeachtet, und er stand

dann hinter ihrem Stuhl, ihr die Blätter umzuschlagen, oder lehnte sich ihr gegenüber auf's Clavier und rief von Zeit zu Zeit ein leises Bravo hinüber. Es war ärgerlich genug, daß er immer dreister wurde, aber sie litt es doch nicht seinetwegen.

Der Frau Consul war es jedesmal ein Stich in's Mutterherz, wenn sie die Beiden zusammenstehen, Herrn von Brendeln sich geschäftig um das schöne Mädchen bemühen, Helene aber mit gerötheten Wangen munter lachen und plaudern sah. Sie faßte einmal den Muth, Doctor Grün auf das Paar hinzuweisen.

„Ist Ihnen das Benehmen des Herrn Assessors nicht auffällig?" fragte sie ihn.

„Er interessirt sich unzweifelhaft für meine Cousine," antwortete er, leicht die Achsel zuckend.

Die Frau Consul wurde sehr unruhig. „Aber Herr Doctor —" zischelte sie, „Sie sagen das so, daß ich vermuthen muß ... Nein! auf etwas der Art darf man ja gar nicht kommen. Vergessen Sie nicht, daß Helene Braut ist."

„War —"

„O! in ihrem Herzen kann Robert nicht gestorben sein. Man soll sie dessen aber auch nicht mit einem Schein von Grund beschuldigen dürfen. Und sie ist wirklich recht unvorsichtig. Es sind schon von anderer Seite Bemerkungen gefallen, die mich besorgt machen müssen, daß sie sich schadet. Und doch ist mein Verhältniß zu ihr — meines Sohnes wegen — so zarter Natur, daß ich unmöglich eingreifen kann, ohne ihr etwas Kränkendes zu sagen. Sie aber —"

„Ich, gnädige Frau —?"

Walter versprach nichts. Er hatte über das, was die Frau Consul anregte, seine eigenen Gedanken, die er denn auch am liebsten für sich behielt. Das nächste Mal aber, als Herr von Brendeln wieder mit mehr als gewohnter Dreistigkeit Helene von der Gesellschaft im Garten zu isoliren wußte und sie sich's sogar gefallen ließ, daß er ihr den Fächer aus der Hand zog und damit allerhand Spielereien trieb, stand er doch auf und ging zu ihr, irgend eine gleichgültige Frage einwerfend. Der Assessor, der seine Absicht merken mochte, zog sich bald zurück. Walter legte Helenens Arm in den seinigen und führte sie durch den Garten, der Laube zu, in der die Anderen saßen. Sie war sich augenscheinlich nicht klar darüber, wie sie sein Benehmen deuten sollte, sah zur Erde, oder schielte zur Seite, wie er's eigentlich meine. Er bemerkte es. „Du bist eine kleine Kokette," sagte er in scherzendem Tone.

Sie machte sogleich ihren Arm frei und blieb stehen.

„Gefällt Dir das nicht?" fragte sie herausfordernd.

„Aufrichtig gesagt — nein!" antwortete er.

„Und warum nennst Du mich so?"

„Nun ... ich habe doch Augen."

Die Thränen perlten ihr über die gerötheten Wangen. „So bin ich also doch für Dich noch auf der Welt!" rief sie mit schluchzender Stimme.

„Helene —!"

„Du siehst wenigstens, was Dir mißfällt! Aber ich verdiene diesen Vorwurf von Dir nicht."

„Von mir oder einem Andern. Man beobachtet Dich."

„Mag man doch!" Ihre Lippen zitterten. „Man täuscht sich — ich weiß es am besten."

„So ist Dir's wirklich voller Ernst, Helene?"

„Was?"

„Du läßt Herrn von Brendeln glauben, daß er sich nicht umsonst bemüht."

Die Thränen flossen reichlicher. „Und was geht's Dich an?"

Die Frage setzte ihn in Verwirrung. „O! mich ...? Ich bin Dein Vetter."

„Das spricht nicht mit," entgegnete sie rasch. „Das gar nicht."

„Du bist sonderbar, Helene. Ich verstehe Dich nicht."

Sie wendete sich mit Heftigkeit ab und drückte das Tuch auf die Augen.

„Wie willst Du mich denn auch verstehen," sagte sie trotzig, „da Du von mir gar nichts wissen magst?"

„Du hörst ja, Helene, daß ich —"

„Ach! wenn Du schelten kannst! Das war ja auch früher so Deine Art und damit hast Du alles verdorben."

Er wiegte den Kopf. „Aber ich habe ja noch gar nicht gesagt, daß ich Dich tadle, wenn Du diesem Herrn von Brendeln in allem Ernst —"

„Siehst Du, daß ist Dir ganz gleichgültig," rief sie. „Und wenn es Dir gleichgültig ist, so mache ich mir auch nichts daraus, was Herr von Brendeln von mir glaubt. Ach, ich — ich ...!" Sie preßte das Tuch in der Hand zusammen, warf ihm einen zornigen Blick zu und entfernte sich schnell nach dem Hause.

Walter folgte ihr nicht. Einen Moment nahm sein Gesicht einen recht heiteren Ausdruck an. „Er wird doch der Glückliche sein," murmelte er. „Was darf es mich kümmern? Sie sollte ja volle Freiheit haben ..." Der Kopf schien ihm heiß, er zog den Hut ab und trug ihn in der Hand, während er nach der Laube ging. „Aber unbegreiflich ist's — unbegreiflich. Dieser Fant —!"

Er blieb nur noch kurze Zeit. —

In den nächsten Tagen ließ er sich gar nicht blicken. Dann stattete er eine flüchtige Visite ab. Und dann kam er seltener und immer seltener, sich mit überhäufter Arbeit entschuldigend. Gegen Helene zeigte er sich ganz unverändert, wenn nicht freundlicher. Sie aber that, als ob sie ihm nicht frei in's Gesicht sehen könne. Er meinte, sie schmolle, weil er zu dreist in ihrem Herzen geforscht und eine wunde Stelle getroffen habe.

Eine wunde Stelle gewiß. —

8.

Helene trieb's nun wieder auf den Kirchhof. Sie fühlte sich sehr unglücklich und hoffte, daß die melancholische Stimmung der Gräberstätte ihr wohlthun würde. Auf dem Plätzchen vor dem Monument war ihr nur noch beklommener zu Muth. Sie quälte sich absichtlich mit Gedanken an Robert. Sein Bild blieb nebelhaft verschwommen; sie konnte mit dem Herzen nicht zu ihm. Der Assessor beirrte sie dabei nicht. Aber desto mehr Walter. Nicht daß sie mit zärtlichen Empfindungen seiner gedacht hätte. Sie konnte sich einreden, daß sie ihn recht aus Herzensgrund hasse. Wer sonst verschuldete denn auch, daß sie sich selbst so zuwider geworden war?

Die Frau Consul begleitete sie jetzt wieder öfter. Das war ihr anfangs lieb. Sie meinte, so werde sich am leichtesten das gewohnte Verhältniß wieder herstellen. Bald mußte sie erkennen, daß Mißtrauen im Spiel war. Nun hatte es die alte Dame ganz bei ihr verschüttet.

Indessen rückte der Hochzeitstag immer näher heran. Hauptmann von Gräwenstein war sehr ungeduldig geworden und hatte so dringend die Abkürzung der Wartezeit gewünscht, daß die Mama schon nachgeben mußte. Die Hochzeitsreise im Spätsommer versprach auch erfreulicher zu werden, als weiter hinaus im Herbst. Dazu kam, daß man jetzt noch auf den Garten rechnen durfte, der, wenn auch nicht am Hochzeitstage selbst, doch am Polterabende die sehr wünschenswerthe Aushülfe schaffen konnte. In der Hoffnung auf gutes Wetter war ein Gartenfest geplant, bei dem sich die Gäste, aus dem Hause ab- und zugehend, abwechselnd betheiligen konnten.

Wichtige Fragen waren schon Wochen lang vorher zu erörtern: wie viel Brautführerpaare erwünscht sein könnten, wie man Civil und Militär möglichst gleichmäßig heranziehe, wer den Brautkranz zu überreichen habe. Vera weigerte sich mit aller Entschiedenheit, den Kranz aus Helenens Händen anzunehmen. So starkgeistig sie sich sonst gern bewies, hier behielt die abergläubische Vorstellung die Oberhand, daß eine Kranzjungfer, deren Bräutigam gestorben sei, ihr Unglück bringen müsse. Sie hielt dieses Bedenken auch gegen Helene selbst nicht zurück; unter den zärtlichsten Liebkosungen versicherte sie, daß ihr der Gedanke schreckhaft wäre, von einer Braut in Trauer geschmückt zu werden; sie würde die Empfindung nicht los werden, daß ihr ein Todtenkranz geweiht sei. „Es ist ja auch ganz unmöglich," rief sie, „daß Du in Deinem schwarzen Kleide das Gedicht sprechen kannst!" Helene beruhigte sie völlig. „Uebrigens," fügte sie lächelnd hinzu, „würde mein schwarzes Kleid nicht gestört haben. Ein so frohes Ereigniß, wie Deine Hochzeit, giebt mir den schicklichen Anlaß es abzulegen."

Natürlich erfuhr die Frau Consul von dieser „sehr merkwürdigen" Aeußerung. Sie gab sich den Anschein, sie leichthin zu nehmen, spürte aber doch nach, was Helene etwa wegen ihrer Garderobe veranlasse. Es war lange nicht dahinter zu kommen. Eines Nachmittags kurz vor dem Feste fand sie endlich Helenens

Stübchen in einen Bazar umgewandelt. Auf allen Möbeln lagen die herrlichen Roben ausgebreitet, mit denen sie als Robert's glückliche Braut überreich beschenkt worden war. Alle Farben zeigten sich vertreten. Mit allen Zeichen des Schreckens blieb die alte Dame an der Thür stehen, faltete die Hände und zitterte mühsam die Frage: „Aber was treibst Du, Kind —?“ heraus.

Helene gelang es nicht sonderlich, den Ton der Unbefangenheit festzuhalten, als sie antwortete: „Ich suche mir ein Kleid zum Polterabend aus, Mamachen, und krame deshalb alle meine Schätze vor. Es ist eigentlich überflüssig, da ich schon vorher mit mir ganz einig war.“

„Aber wie konntest Du überhaupt im Zweifel sein?“ fragte die Frau Consul, die sich die letzten Worte günstig auslegte. „Wir Beide, denke ich, sind ein für allemal entschuldigt, wenn wir auch freudigen Ereignissen gegenüber an der Farbe der Trauer festhalten.“

„O Mama!“ rief das Mädchen, „mit mir ist's doch etwas anderes. Ich bin jung und gehöre zur Jugend. Die Jugend aber will an einem lustigen Polterabend nicht daran erinnert sein, daß Freude sich rasch in Leid wandeln kann. Ich habe mir's überlegt, daß ich's dem Brautpaar, den Gästen — wenn Du willst, auch mir selbst schuldig bin, die Umstände zu berücksichtigen. Natürlich kann von der Wahl heiterer Farben nicht die Rede sein. Aber Du bist gewiß einverstanden, wenn ich ein weißes Kleid wähle und mich auch sonst ganz mit Weiß schmücke. Selbst Nonnen tragen ja weiße Gewänder.“

Der alten Dame fingen die Backen an zu glühen, und die zornige Aufwallung machte sich auch in der Stimme bemerkbar. „Weiß oder Roth! Es ist in diesem Falle ganz gleich. Sei ehrlich! Der Polterabend ist Dir nichts als ein Vorwand, endlich die verhaßte Trauer los zu werden. Schon lange trauerst Du nicht mehr im Herzen. Geh, geh! Du hast meinen Sohn nie geliebt!“

Diese heftigen Vorwürfe verfehlten ihre Wirkung. Helene setzte sich trotzig zur Gegenwehr, überzeugt, daß ihr Unrecht geschehe. „Sprich nicht von der Vergangenheit,“ sagte sie. „Robert ist glücklich gewesen — ich will mir kein Verdienst zurechnen, aber Robert ist glücklich gewesen durch mich. Ob ich ihn geliebt habe, das weiß nur Gott. Ich gab ihm mein ganzes Herz, so weit ich es selbst verstand. Und noch immer empfinde ich's als einen Schmerz, daß ich ihn verloren habe. Nie kann ich ihn vergessen! Aber lebendig todt mag ich nicht sein. Schmähe mich deshalb, wie Du magst, ich werde nicht geringer von mir denken.“

Frau Berghen lenkte ein. „Es ist, wie es ist,“ sagte sie, traurig den Kopf senkend, „die Menschen sind sich alle gleich. Unter Millionen leistet einmal einer etwas Ungewöhnliches, das doch das Gewöhnliche sein sollte. Ist es möglich, daß eine so geringfügige Sache, wie ein Kleid, uns entzweien kann? Wenn Du nun weißt, daß eine alte Frau, die Du doch liebst und ehrst, als eine Kränkung empfindet, was Dir höchstens eine unbedeutende Befriedigung der Eitelkeit ist — sollte das nicht schon Beweggrund genug sein, von Deinem Vorhaben abzustehen und Dich ihren Wünschen zu fügen?“

Helene begriff sehr wohl, was Nachgiebigkeit in diesem Augenblick bedeutete. Aber sie traute sich auch nicht die Festigkeit zu, durchgreifen und ihr Stück behaupten zu können. „Wenn Du's so nimmst...“ sagte sie unmuthig, „gut! Das weiße Kleid soll Dir kein Aergerniß bereiten. Aber auch das schwarze soll Niemand die Festfreude verkümmern: ich werde zu Vera's Polterabendgästen nicht gehören.“

Davon wollte nun freilich die Frau Consul nichts wissen. Aber ihr Zureden war doch nicht einmal besonders dringlich. „Wie Du willst, liebes Kind,“ sagte sie endlich, „Du hast ja noch Zeit, Dir's zu überlegen.“

Damit küßte sie ihre Stirn und ging. Helene suchte ihren Aerger zu verbeißen. „Ihr seid Alle nur auf Euch bedacht,“ murmelte sie in sich hinein, „und habt nicht einmal einen greifbaren Nutzen davon. Es ist Euch eine Genugthuung, daß ich unglücklich bin: der Todte soll sein Opfer unter den Lebenden haben. Wenn sich mir noch einmal etwas Frohes ereignete, Euch wär's ein Dorn in's Fleisch. Aber seid ruhig, seid ganz ruhig! Mein Glück wird Euch nicht kränken! Ich habe nicht einmal Wünsche, die Euch besorgt machen dürften.“

Ihre Stimmung wurde sehr schwermüthig, als sie alle die bunten Fähnchen wieder bei Seite schaffte, und sie blieb es auch in den folgenden Tagen. Meist war sie mit sich allein. Als nun der Polterabend herankam, schloß sie sich wirklich auf ihrem Zimmer ein und ließ sich auch durch Vera nicht herauslocken, so gefällig sie ihren Festanzug bewunderte.

Es kamen doch recht schwere Stunden. Nicht daß sie starke Sehnsucht empfunden hätte, an Tanz und Spiel da unten Theil zu nehmen. Aber sie konnte doch auch nicht von da hinwegdenken; es mahnte sie fortwährend, nun sei's für alle Zeit mit Spiel und Tanz zu Ende und dürfte doch nicht zu Ende sein. Die Unruhe des Festabends drang bis zu ihr. Die nächsten Zimmer waren zu Garderoben eingeräumt. Sie hörte die Damen, die dort ihre Toilette ordneten, laut sprechen und lachen. Dann rauschten die seidenen Schleppen vorüber. Unter ihr im Saale wurde es lebhaft. Aus ihren Fenstern sah man in den Garten. Dort brannten Hunderte von Lampions. Bengalische Flammen wurden angezündet und färbten das Laubdach der Bäume roth, blau und weiß.

Die Aufmerksamkeit wurde fortwährend dahin abgelenkt. Sie ließ die Vorhänge herab, aber trotz der Lampe auf ihrem Tische machte sich der Wechsel des Lichts bemerkbar. Die Musik spielte lustig auf. Von Zeit zu Zeit, nach gelungenen Aufführungen, wurde laut gelacht oder geklatscht und Bravo gerufen. Helene hatte ein Buch aufgeschlagen und schien auch eifrig zu lesen. Aber die Blätter wurden selten gewendet, und der Blick, der sich darauf heftete, war starr. Sie hatte die Ellenbogen aufgestützt und die Fingerspitzen in die Ohrmuscheln gelegt — es half doch nichts; sie hatte keine Ruhe bei sich selbst.

Sie sprang auf und ging mit raschen Schritten durch das Zimmer. In den Spiegel warf sie einen flüchtigen Blick im Vorbeigehen. Die Backen glühten ihr, als ob sie getanzt hätte. Sie kam sich recht häßlich vor. Auf dem Wege zurück wendete sie absichtlich das Gesicht ab. Sie wiederholte den Gang auch nicht wieder, sondern setzte sich in einen tiefen Lehnstuhl, streckte den Kopf zurück und träumte zur Decke hinauf. Ob mich doch einer vermissen wird? Einer! Wer? Erst war's wirklich kein Bestimmter. Irgend einer. Es wäre ihr eine Wohlthat gewesen, wenn sie's gewußt hätte. Dann schien doch die Frage nicht mehr so ganz gleichgültig: wer? Der Kreis zog sich enger und enger. Der und der und der... was mache ich mir daraus? Es blieben noch ein paar Menschen, auf deren Vermissen sie eine Art von Anspruch hatte. Die Gestalten huschten vorüber. Vom Garten herauf scholl wieder ein vielstimmiges Beifallrufen, und gleich darauf setzte die Musik mit einem Tusch ein. Wer hat Zeit an Dich zu denken?

Ob doch Walter gekommen sein mag? Er konnte an diesem Tage kaum fehlen. Was sollte er nur davon denken, daß sie sich gar nicht blicken ließ? Ah! Wahrscheinlich hatte die Mama entschuldigend von einem Unwohlsein gesprochen, auch ohne daß er sich nach ihr erkundigte. Gefragt hatte er sicher nicht. Oder so beiläufig. Sie konnte sich vorstellen, wie?

Die kleine Stutzuhr auf der Spiegelconsole schlug zehn. Es ist Zeit zum Schlafengehen. Die Decke über den Kopf!

Sie erhob sich langsam und müde im Stuhl. Da klopfte es leise an die Thür. Nun zuckten die Hände, die auf den Seitenlehnen lagen. Ihr erster Gedanke war: Walter.

Lächerlich! Wahrscheinlich hatte die Frau Consul eins von den Hausmädchen geschickt, sich zu erkundigen, ob ihr das Abendessen hinaufgebracht werden solle. Helene stand auf und trat an die Thür. „Wer ist da?“ fragte sie.

Statt der Antwort erfolgte ein neues Klopfen. Es war ihr, als ob sie ein leises Kichern vernahm. Nun drehte sie den Schlüssel um. In demselben Augenblicke öffnete sich auch schon die Thür. Eine männliche Gestalt trat auf die Schwelle.

„Herr von Brendeln!“ rief sie sehr erschreckt. „Was in aller Welt wollen Sie?“

„Mich durch den Augenschein überzeugen, daß Sie nicht krank sind,“ sagte er.

„Aber das ist unschicklich — bleiben Sie!“ bat Helene. Sie versuchte, die Thür wieder zu schließen. Es gelang nicht.

„O!“ sagte er, „ich komme nicht allein. Meine Schwester, die zum Feste hergekommen ist, brennt vor Verlangen, Sie kennen zu lernen. Wollen Sie ihr gütigst erlauben...“

Er schob eine junge Dame vor, die seitwärts gestanden hatte und von Helene bis jetzt nicht bemerkt war.

„Ihre Schwester?" fragte sie verwundert. „Aber hier . . . Ich bitte, mein Fräulein —"

Die so Angemeldete schlüpfte hinein. „Darf ich? Mein Bruder hat in seinen Briefen so viel von Ihnen geschwärmt, daß ich auf's Herzlichste bedauern mußte, Sie in der Gesellschaft nicht anzutreffen. Man sagte, Sie seien unwohl; aber er versicherte so zuversichtlich, das sei ein Vorwand, daß ich dem Verlangen nicht widerstehen konnte, mich zu Ihnen führen zu lassen. Da bin ich nun und bitte um Verzeihung, wenn ich zu dreist war. Der ganze Polterabend wäre mir verdorben gewesen, wenn ich Sie nicht gesehen hätte."

Der Assessor war gleich nach ihr eingetreten und hatte die Thür hinter sich geschlossen. „Aurelie hofft sich im Sturm Ihr freundschaftliches Vertrauen erobern zu können," sagte er; „ich darf ihr das Zeugniß geben, immer eine treffliche Schwester gewesen zu sein, und das spricht doch, wie Sie mich kennen, bestes Fräulein, entschieden für ihr gutes Herz."

Helene war so verwirrt, daß sie darauf nicht eine passende Antwort fand. Sie kehrte ihm den Rücken zu und führte das Fräulein nach dem Sopha. Jetzt im Lichtschein der Lampe bemerkte sie erst, daß sie es mit einer nicht mehr ganz jugendlichen Erscheinung zu thun hatte. Die Verwandtschaft war unverkennbar. Aurelie hatte die spitzen Züge ihres Bruders und auch in den Augen etwas Lauerndes wie er. Der Assessor hatte öfters von ihr gesprochen und dann immer nur ihre Klugheit gerühmt.

Jedenfalls wußte sie rasch und mit großem Geschick Helene aus der Verlegenheit zu ziehen. Herr von Brendeln stand hinter seinem Stuhl und mischte sich gelegentlich in das Gespräch. „Es ist hier so reizend in Ihrem stillen Stübchen," sagte Aurelie, „daß ich am liebsten gar nicht mehr zur Gesellschaft zurückkehren möchte."

„Da es uns aber schwerlich so gut werden wird," bemerkte der Assessor mit einem bestätigenden Seufzer, „wird uns nichts übrig bleiben, als das Fräulein zu entführen."

„Das gelingt nicht," sagte Helene kopfschüttelnd.

„Warum nicht? Wir sind Zwei gegen Einen," scherzte er.

Helene lachte schon. „Also Gewalt?"

„Im Nothfall," gab er zu. „Aber ich hoffe, daß gute Worte —"

„Verschwenden Sie sie nicht an mich, Herr Assessor. Ich bin taub."

„Aber im Ernst, liebes Fräulein," mischte sich Aurelie ein und nahm deren Hand zärtlich in die ihrige, „warum entziehen Sie sich der Gesellschaft?"

„Es ist eine Nothwendigkeit," sagte Helene den Blick senkend, „erlassen Sie mir die Gründe."

„Sehr ungern," versicherte Fräulein von Brendeln. „Ich würde sie gewiß sämmtlich nicht gelten lassen dürfen."

„Und die Nothwendigkeit liegt auch wohl nicht in Ihnen selbst," fügte der Assessor hinzu.

„O doch — doch!"

„Wie? Es widerstrebt Ihnen innerlich an diesem frohen Familienfeste theilzunehmen?"

„Im Trauerkleide." Es war ausgesprochen. Schon im nächsten Augenblicke wurde es ihr leid.

„Aber was nöthigte Sie —?"

„Forschen Sie nicht weiter," fiel Helene ein. „Die besonderen Verhältnisse bedingen es so."

„Und da haben wir denn wohl auch sämmtliche Gründe auf einem Haufen zusammen," rief Aurelie lachend. „Das Trauerkleid! Aber die Trauerzeit ist längst vorüber. Das Trauerkleid ist ein schwarzes Kleid, nichts weiter, und das schwarze Kleid" — sie lehnte sich in die Sopha-Ecke zurück und musterte sie mit sichtlichem Wohlbehagen — „das schwarze Kleid steht Ihnen außerordentlich gut, liebstes Fräulein. Ihr zarter Teint, Ihre frischen Farben, das blonde Haar —"

„O, ich bitte Sie —!" unterbrach Helene. „Sie beschämen mich."

„Aber warum soll man's nicht sagen dürfen," meinte das Fräulein, „wenn es wahr ist? Ach! Lassen Sie sich bewegen, liebes Fräulein! Es ist ja gar zu traurig, daß Sie hier so allein sitzen sollen und an dem schönen Fest nicht Theil haben. Wenn ich Sie recht herzlich bitte —!"

„Bitten Sie nicht! Es ist einmal so beschlossen." Der Ton war nicht so fest, wie ihn die Worte bedingt hätten.

„Aber kein Beschluß ist unabänderlich," bemerkte der Assessor. „In so kleinen Dingen muß man nicht consequent sein wollen."

„Eigensinn ist sonst nicht mein Fehler," meinte Helene. „Aber meine Toilette ist wirklich nicht geeignet —"

„Sie läßt sich ja im Augenblick ergänzen," rief Aurelie, sich erhebend. Auf dem Tisch stand ein Glas mit prächtigen rothen Rosen, Helenens Lieblingsblumen. Die lebhafte Dame zog zwei davon heraus und steckte sie ihr in's blonde Haar. „Kann es einen reizenderen Kopfputz geben?" fragte sie. „Lebende Blumen — Rosen. Wie unschuldig das aussieht! Noch ein Sträußchen hier auf die Schulter . . . Nein, nein! wehren Sie meine Hand nicht ab, das gehört dazu. Zwei Rosen, ein Knöspchen, ein paar grüne Blätter — allerliebst! Was sagst Du, Leopold?"

„Ich bin stumm vor Bewunderung," versicherte er, über die Brille wegsehend. „Das ist ja das Ei des Columbus! Lebende Blumen — trefflich! Daran kann auch die trübste Grillenfängerei keinen Anstoß nehmen."

Aurelie zog sie nach dem Spiegel. „Und wie die schwarze Farbe gleich paralysirt ist! Sehen Sie nur."

„Ich werde mich wohl hüten eine Eloge zu sagen," äußerte Herr von Brendeln, sich abwendend. „Fräulein Helene hört dergleichen, wie ich weiß, sehr ungern."

Dieses Anerkenntniß schmeichelte ihr. „Ich danke Ihnen," sagte sie recht freundlich.

Er trat zu und reichte ihr den Arm. „Darf ich bitten?"

„Nein, es ist zu lächerlich, daß ich mich so abholen lasse."

„Lachen wir doch! Man feiert ja Polterabend. Ihren Arm, mein Fräulein —"

„Aber Handschuhe wenigstens. . . ." Sie zog eine Schieblade im Schränkchen aus und durchwühlte den Inhalt. Aurelie nickte hinter ihr dem Bruder zu. „Natürlich weiß," sagte sie.

„Weiß — hier." Helene war in fieberhafter Aufregung. „Wenn Sie's denn wirklich so wollen. . . ." Der Handschuh riß auf. Sie suchte ein zweites Paar vor. „Es ist wirklich — nicht einzusehen — warum ich nicht. . . ." Aurelie knöpfelte mit geschickter Hand zu. „So —! ich bin bereit."

(Fortsetzung folgt.)

Doctor Martin Luther.

Von Emil Ittel.

Wir stehen vor einem deutschen Mann der Weltgeschichte. Niemand wird behaupten, daß alle weltgeschichtlich hervorragenden Helden auch immer persönlich anziehende oder auch nur interessante Menschen gewesen sind. Bei Luther könnte man eher streiten, ob die geschichtliche Bedeutung oder die individuelle Persönlichkeit desselben uns mehr Interesse und Bewunderung abgewinnt. An dieser letzteren wird sich auch der wirklich gebildete Katholik voll und ganz erfreuen können und jeder Deutsche bekennen müssen, daß hier echt deutsche Art, echt deutscher Geist und deutsche Kraft, germanische Gemüthstiefe bei echt deutschem Witz und Humor in der That in einer so eigenthümlich nationalen Färbung uns entgegen tritt, daß unser Herz unwillkürlich für ihn gewonnen wird.

Und wahrlich, selten hat ein Mann dem deutschen Volke so aus der Seele geredet, wie Martin Luther, und ebenso selten hat es einer so wie er verstanden, in der knappen Sprache des einfachen Volkes die ernstesten und heiligsten Dinge mit derber Geradheit und Handgreiflichkeit und doch zugleich in so religiös würdiger und ergreifender Weise auszusprechen. Dabei standen ihm jederzeit eine solche Menge drastischer, aus dem einfachsten Leben gegriffener Bilder, so köstliche Sprüchwörter oder von ihm selbst geschaffene sprüchwortähnliche Schlagworte zu Gebote, daß seine Schriften uns darin noch heute eine wahre Fundgrube sein könnten. Luther's erste Biographie waren Predigten, welche Matthesius zum Andenken seines entschlafenen Lehrers gehalten hat, und weil



Das Luther-Denkmal zu Eisleben.
Nach Professor Rudolf Siemering's Entwurf.

auch nachher die meisten Luther-Biographien von Predigern und Theologen als „christliche Erbauungsschriften" geschrieben worden sind, kommt gerade diese volksthümlichste Seite Luther's selten genügend zur Geltung, und doch beruhte gerade auf ihr offenbar ein sehr großer Theil seiner Popularität.

Wie seine besonderen Naturanlagen, so hat aber auch die Erziehung, Bildung und Lebensschule, welche Martin Luther bis zum Jahre 1517 zu Theil geworden ist, ihn wohl dazu vorbereitet, der Führer der religiösen Reform im deutschen Reiche zu werden. Aus diesem Grunde ist seine Jugendgeschichte von besonders hohem Interesse.

Wie allbekannt, stammt Luther aus einer einfachen Bauernfamilie des unfern von Eisenach gelegenen Dorfes Möhra. Sein Vater, ein tüchtiger und schließlich wohlhabender Bergmann, war zuerst nach Eisleben gezogen, wo ihm sein Sohn Martin geboren wurde, und bald darauf in eine günstigere Stellung in dem nahen Mansfeld eingetreten, wo er schließlich Pächter mehrerer Schmelzöfen ward und bis nach dem Augsburger Reichstag (1530) als angesehener Bürger lebte.

In Mansfeld ist Luther in der damals üblichen strengen „Zucht" herangewachsen, durch welche die seine ganze Jugendzeit erfüllende Verschüchterung und Verzagtheit erzeugt wurde, die ihn später dazu trieb, aus Furcht vor Gottes Gericht und der verführerischen Macht der Sünden der Welt in's Kloster zu gehen. Auch von den Schulen jener Zeit sagte er einmal, sie seien „Kerker und Höllen, die Lehrer aber Tyrannen und Henker gewesen".

Von dem Segen einer gewissenhaften und treuen Erziehung aber, wie sie ihm von Vater und Mutter zu Theil geworden, hat er später die schönen Worte geschrieben:

„Wenn ich in des Kaisers Schmuck umherginge, oder eine junge Frau im Schmuck der Königin von Frankreich, das wäre ein so köstlich Ding von der Welt, daß Jedermann das Maul aufsperrte. Aber in Wahrheit ist's nichts gegen diesen geistlichen Schmuck eines Christen, wenn ein Weib dahergeht in Gehorsam gegen Gott, ihren Ehemann lieb und werth hat, die Kindlein wohl und fein zieht, und sich in ihrem Beruf nach Gottes Wort und Befehl richtet. Gegen solchen Schmuck sind Perlen, Sammt, goldene Stück wie ein alter, zerrissener, geflickter Bettlersmantel."

Von der nöthigen Strenge hat er aber auch ein ernst-heiteres Wort geschrieben:

„Es ist ein Werk der Barmherzigkeit, das Gott lohnen will, daß man, wo böse Kinder und Gesind im Hause sind, einen eichenen Butterwecken in die Hand nehme, und schmiere ihnen die Haut damit voll. Solches ist eine geistliche Salbe wider der Seele Krankheit, die da heißt Ungehorsam gegen Vater und Mutter."

Im vierzehnten Lebensjahre kam Luther mit einem wohlhabenderen Mitschüler auf eine bessere Schule nach Magdeburg und ein Jahr darauf nach Eisenach, wo sich eine Patricierfrau, Ursula Cotta, seiner freundlich annahm.*

Mit dem Frühjahre 1501 siedelte der siebenzehnjährige Luther in die fromme und blühende Universitätsstadt Erfurt über, wo er zunächst in der Artistenfacultät diejenigen humanistischen Studien trieb, welche heutzutage in die Oberclassen der Gymnasien verlegt sind, oder als „Philosophica" neben den akademischen Fachwissenschaften unserer Universitäten hergehen. Nach drei Semestern bestand er ruhmvoll das Examen eines „Baccalaureus" und im Jahre 1505 mit größtem Lobe das unserem „philosophischen Doctorexamen" entsprechende Magisterexamen. Nun kam die Zeit, ein Fachstudium zu wählen, und gern hätte sich Luther der Theologie zugewandt, mit der er sich schon viel beschäftigt hatte, aber sein Vater, „der die Pfaffen nicht leiden konnte, die wohlversorgt von fremden Gütern leben", wollte, daß er die juristische Laufbahn betrete, und der Sohn gehorchte.

Aber ihn, der auch als Student noch täglich die Messe besuchte und in der Universitätsbibliothek eine vollständige Bibel gefunden, die er noch nie gesehen hatte und die ihn nun ganz gefangen nahm, beschäftigte bald die Frage seines Seelenheils so ausschließlich und so lebhaft, daß er endlich in eine überreizte Gemüthsverfassung gerieth. Bald meinte er in jedem Schrecken und Unfall, zumal im raschen Tode eines Freundes, die drohende Stimme Gottes erkennen zu müssen, und gelobte schließlich am 2. Juni 1505 bei einem furchtbaren Gewitterschlage im Walde bei Stotternheim der heiligen Anna, der angeblichen Mutter der Jungfrau Maria und Schutzpatronin der Bergleute, falls er diesmal noch durch ihre Fürbitte das Leben behalte, ein Mönch zu werden. Am 16. Juli lud er alle seine Freunde zu sich und überraschte sie nach froh und munter verlebten Stunden schließlich, wie er das nachher auch noch öfter gethan hat, mit einem fertigen unwandelbaren und sofort in's Werk gesetzten Entschlusse. In der Frühe des folgenden Morgens am Alexius-Tage überschritt er, von den ihn vergeblich abmahnenden Freunden bis zum Thore begleitet, die Schwelle des in der Stadt gelegenen hochberühmten Augustinerklosters.

Aber auch hier fand er nicht, was er suchte: die heiß ersehnte Ruhe seiner Seele, weil er nicht Herr werden konnte „der Erregtheit des Herzens, das sich vor den Sünden entsetzt und unablässig trachtet nach der Fülle guter Werke der Gerechtigkeit und Seligkeit". Auch mußte es ihn doch fort und fort betrüben, daß sein Vater über diesen Schritt sehr entrüstet war. „Er," so erzählt uns Luther selbst, „wollte darüber toll werden und es mir nicht gestatten. Er antwortete mir schriftlich und hieß mich Du — vorher hieß er mich Ihr, weil ich Magister war — und sagte mir alle Gunst ab."

Schließlich hat sich der Vater freilich in das Unabänderliche geschickt und sogar, wenn auch ungern, am 2. Mai 1507 an dem Feste der Priesterweihe seines Sohnes persönlich Antheil genommen. Dieses sein trostloses Klosterleben schildert Luther später selbst in den bezeichnenden Worten:

„Wahr ist's, ein frommer Mönch bin ich gewes't, und hab' meine Ordenspflicht so streng gehalten, daß ich sagen darf: Ist je ein Mönch in Himmel kommen durch Möncherei, so wollt' ich auch hineingekommen sein. Das werden mir alle meine Klostergesellen bezeugen, die mich gekannt haben; denn ich hätte mich, wenn es länger gewährt hätte, zu Tode gemartert mit Wachen, Beten, Lesen und anderer Arbeit."

Als er nun schließlich ernstlich krank wurde, trat dann, wenn auch nur sehr allmählich, jene von Grund aus entschiedene Veränderung in seiner religiösen Weltanschauung ein, die er in Anlehnung an die Redeweise seines liebsten Apostels, des Paulus, als den Uebergang von der „Werkheiligkeit" zur „Glaubensgerechtigkeit" bezeichnet hat. Je fester er sich dann in den folgenden Jahren in diese Grundidee der paulinischen Schriften hineinarbeitete — „das ist," sagte er einmal, „die Saite, auf der ich immer leiere" — um so ruhiger und freudiger wurde sein Gemüth. Um so eifriger aber warf er sich nun auch auf das Studium der ihm hierdurch persönlich so theuer gewordenen heiligen Schrift.

Im Spätjahre 1508 wurde der zum einfachen Mönche herabgestiegene Magister auf die Empfehlung des Generalvicars seines Ordens, Johannes von Staupitz, zunächst in das Wittenberger Augustinerkloster versetzt, um als „Magister der philosophischen Wissenschaften" an der neugegründeten Universität Wittenberg Vorlesungen zu halten. Im folgenden Jahre schon wurde er zum „biblischen Baccalaureus" und dann zum „Sententiarius" promovirt, als welcher er nun das Recht hatte, auch dogmatische Vorlesungen zu halten. Aber schon im Spätjahre 1509 wurde er wieder als Professor nach Erfurt gerufen und 1511 in Ordensangelegenheiten sogar nach Rom geschickt. Dort steigerte sich seine Abwendung von dem äußerlichen Wesen der Werkheiligkeit um so mehr, als er nun auch „des Papstes Hinterseite ohne Majestät geschaut" und erfahren hatte, wie die italienischen Priester die Messe in frivolster Weise abhielten, von dem bon Christian, dem „guten Christen" wie von einem dummen Esel redeten und die „deutschen Bestien" höchlichst verachteten. Nach seiner Rückkehr von Rom wurde er alsbald wieder nach Wittenberg berufen, wo er nun sein Lebenlang geblieben und schon im November 1512 fast wider seinen Willen Doctor der Theologie geworden ist. Wie er dieses Amt aufgefaßt hat, ist in den folgenden, aus dem Jahre 1531 stammenden Worten sehr charakteristisch ausgesprochen:

„Zu einem guten Werke gehört ein gewisser göttlicher Beruf und nicht eigene Anschläge. Ich, Doctor Martin, bin damals dazu berufen und gezwungen worden, daß ich mußte Doctor werden, ohne meinen Dank aus lauter Gehorsam. Da hab' ich das Doctoramt müssen annehmen und meiner allerliebsten heiligen Schrift

* Der in den Gassen Eisenachs als armer Schüler mit herumsingende kleine Martin ist ein von den Luther-Malern oft behandelter Gegenstand; eine als Modell längst vollendete Statue dieses Currendschülers harrt noch ihrer Aufstellung. Die Redaction.

schwören und geloben, sie treulich und lauter zu predigen und zu lehren. Ueber solchem Lehren ist mir das Papstthum in den Weg gefallen, und hat mir's wollen wehren. Aber ich will in Gottes Namen ‚auf Lenen und Ottern treten‘ (Ps. 91, 13) und das soll bei meinem Leben anfangen und nach meinem Tode vollends ausgerichtet sein. Johannes Huß hat von mir geweissagt, da er aus dem Gefängniß in Böhmerland schrieb: ‚Sie werden jetzt eine Gans braten — denn Huß heißt: eine Gans — aber über hundert Jahren werden sie einen Schwan singen hören, den sollen sie leiden.‘“

Wie zum Doctorat, so hat ihn von Staupitz auch zum Predigen gedrängt, zuerst in der Klosterkirche, bald aber, weil diese zu klein und baufällig war, in der Stadt- und in der Schloßkirche.

Luther blieb stets bei seinem Bibeltext und klagte, daß so viele Prediger anstatt dessen gleich „in's Schlaraffenland“ fahren: „Einer predigte von Weltweisen, einer von Heiligen; der von blauen Enten und jener von Hühnermilch; wer kann's aufzählen, das Ungeziefer!“

Im Jahre 1513 war Luther auch zum „Districtsvicar“, das heißt zum Visitator aller Augustinerklöster in Meißen und Thüringen erwählt und war somit im Jahr 1517 wenigstens in Kursachsen eine sehr hochangesehene Persönlichkeit.

Da kam nun im Spätjahr 1517 der Ablaßstreit, den wir in Nr. 43 der „Gartenlaube“ ausführlich geschildert haben, und sofort begann sich aus ganz Deutschland die bisher im Stillen grollende Reformpartei in frischem thatenlustigem Regen um Luther als wie um einen plötzlich erschienenen Führer zu schaaren; Luther selbst aber hat später die Art und Weise, wie er in diese Sache hineingeführt wurde, in folgenden bezeichnenden Worten geschildert:

„Ich war allein und aus Unvorsichtigkeit in diesen Handel gerathen, und weil ich nicht zurückweichen konnte, räumte ich dem Papst in vielen und hohen Artikeln nicht allein viel ein, sondern betete ihn auch mit rechtem Ernst willigtich an. Denn wer war ich elender, verachteter Bruder, der dazumal mehr einer Leiche als einem Menschen ähnlich sah, daß ich mich sollte wider des Papstes Majestät setzen, vor welchem sich nicht allein die Könige auf Erden und der ganze Erdboden, sondern — daß ich so sage — auch Himmel und Hölle entsetzten, und nach dessen Winken sich Alle richten mußten. Was und auf welche Weise mein Herz jenes erste und zweite Jahr erlitten und ausgestanden hat, in welcherlei Demuth, die nicht falscher und erdichteter, sondern echter Art war, wollte schier sagen Verzweiflung, ich da schwebte: ach davon wissen die sichern Geister wenig, die nachher des Papstes Majestät mit großem Stolz und Vermessenheit angegriffen haben! Ich aber, der ich allein in der Gefahr steckte, war nicht so fröhlich, getrost und der Sache gewiß, denn ich wußte Vieles nicht, was ich Gott lob jetzt weiß. Ich disputirte nur und war begierig mich belehren zu lassen. Und weil mich die todten und stummen Meister, das ist der Theologen und Juristen Bücher nicht genugsam berichten konnten, begehrte ich bei den Lebendigen Rath zu suchen und die Kirche Gottes selbst zu hören.“

Am 7. August 1518 erhielt Luther in Folge des bekannten Anschlagens seiner 95 Thesen an der Schloßkirche zu Wittenberg am 31. October 1517 (vergl. Nr. 43 d. J.) eine Vorladung nach Rom, da aber Jedermann erkennen konnte, daß man dort am Ablaß nicht werde rütteln lassen, versagte der weise Kurfürst seinem Professor den zur Reise nöthigen Urlaub. Darauf erhielt umgehend der in Augsburg anwesende päpstliche Legat, Cardinal Cajetan, von Rom aus den Auftrag, Luther zu verhören, zum Widerruf aufzufordern und im Falle der Verweigerung desselben seine Auslieferung nach Rom, im Nothfall unter Androhung des Bannes, ja des Interdictes über Kursachsen, zu erzwingen.

Im October trat Luther in Augsburg vor Cajetan; er trat zuerst zaghaft und voller Scheu und Ehrfurcht vor diesen Großen der Kirche, fand aber bald den festen Muth des Bekenners wieder.

Dem frivolen Italiener Urban von Serralonga, der ihm sagte: „Was ist's denn um die sechs Buchstaben r e v o c o (ich widerrufe)?“ hatte er auf die Frage: „Glaubst Du, daß der Kurfürst um Deinetwillen sein Land wird verlieren wollen?“ geantwortet: „Das will ich selbst nicht.“ Auf die fernere Frage: „Wo willst Du dann aber bleiben?“ gab er die stolze Antwort: „Unter dem Himmel!“ —

Cajetan brach nach zwei Tagen alle weiteren Verhandlungen mit den harten Worten ab:

„Geh! Widerrufe, oder komm mir nie wieder vor die Augen.“

Als ihn dann Staupitz bat, noch einmal mit Luther zu reden, gab Cajetan die bereits in unserm Ablaß-Artikel erwähnte Antwort: „Ich verhandle nicht weiter mit dieser Bestie, die so tiefe Augen und wunderbare Speculationen im Kopfe hat.“

Darauf entfloh Luther, Böses ahnend, plötzlich nach Wittenberg, worauf Cajetan vom Kurfürsten dessen Auslieferung nach Rom, mindestens dessen Landesverweisung forderte. Luther remonstrirte in einer Gegenschrift beim Kurfürsten und bat denselben, er möge ihn nicht nach Rom schicken, wo ja „selbst der Papst seines Lebens nicht sicher“ sei.

„Sie haben Papier und Federn und Tinte in Rom und unzählige Notarien; es wird leicht sein, zu Papier zu bringen, worin und warum ich geirrt habe. Ich kann mit geringeren Unkosten abwesend durch Briefe belehrt, als anwesend durch Nachstellungen umgebracht werden.“

So lehrte und predigte nun Luther in Wittenberg ohne Anfechtung die neue Lehre in Gemeinschaft mit dem vor Kurzem dahin berufenen einundzwanzigjährigen Melanchthon, dem Professor Amsdorf und dem Privatdocenten Bugenhagen, der dann 1523 Stadtpfarrer geworden ist.

„Es sind mehr als anderthalbtausend Studenten hier,“ schrieb damals ein Zeitgenosse, „welche beinahe alle beständig, wo sie gehen und stehen, ihre Bibel mit sich führen. Alle gehen bewaffnet, aber es herrscht unter ihnen, als unter Brüdern, die in Christo vereinigt sind, große Eintracht.“

Aber Rom ruhte nicht. Im Januar 1519 wurde Luther von dem päpstlichen Kämmerer Miltitz nach Altenburg berufen. Was der stolze Cardinal mit Härte nicht erreicht, das sollte nun der feine sächsische, mit den deutschen Verhältnissen besser vertraute Edelmann durch höfische Liebenswürdigkeit erlangen.

„Ich dachte,“ sagte Miltitz lächelnd, „Du wärst ein alter verlebter Theologus, der hinterm Ofen säße und so mit sich selbst disputirte.“ Aber jetzt getraue er sich nicht, ihn selbst mit einem Heer von 2500 Mann aus Deutschland nach Rom zu holen. Ihm versprach denn Luther auch wirklich, er wolle vom Ablaß fernerhin ganz schweigen, der römischen Kirche treu gehorchen und an den Papst ein demüthiges Schreiben richten!

Das Letztere hat er gethan. Aber wenn er in diesem Briefe bekennen mußte, seine Schriften seien „weiter verbreitet, als er es je gedacht, und hätten in den Gemüthern tiefere Wurzeln geschlagen, als daß sie könnten widerrufen werden“, er also nur Schweigen geloben könne: so war es natürlich, daß sich die übrige Welt hierdurch nicht ebenfalls zum Schweigen verurtheilt sah. Siegesbewußt trat jetzt von der römischen Seite her der hochgelehrte Ingolstädter Theologe Dr. Eck auf und veranlaßte die Disputation zu Leipzig, und zwar gegen den Willen der Leipziger Facultät, die sogar durch den Herzog Georg dazu gezwungen werden mußte, indem er ihr schrieb: „Es liege ihm daran, daß die armen Laien erführen, woran sie hinsichtlich des Ablasses wären. Seine Theologen aber, die er schon öfter als müßige und unzeitige Leute habe rühmen hören, werde das ein Exercitium sein, damit sie das mit an den Tag brächten, darüber sie so viele gute prandia verzehrt hätten; sonst sei ihm ein einjähriges Kind lieber, das doch mit Brei und geringer Kost mit der Zeit zu Etwas gebracht werde, oder ein altes Weib, das doch noch um Lohn singen oder springen könne.“

Das half! Im Juni und Juli 1519 fand die Disputation unter Anwesenheit des Herzogs Georg in der Pleißenburg statt. Die Wittenberger waren mit 200 Studenten, die „Spieße und Helleparten trugen“, eingezogen, und auch die Bürgerwehr war unter's Gewehr getreten. Der Bischof von Merseburg freilich hatte noch in letzter Stunde die Disputation verboten und während des Einzugs der Wittenberger das Verbot an den Kirchenthüren anschlagen lassen. Aber der das besorgt hatte, wurde von Rechtswegen eingesteckt. Drei Wochen wurde gestritten, und schließlich behauptete jede Partei, den Sieg davon getragen zu haben.

Die hohe Bedeutung der Leipziger Disputation liegt lediglich darin, daß sie Luther und seine Gesinnungsgenossen nöthigte, über die Consequenzen ihres Standpunktes zu größerer Klarheit zu kommen; und in der That hat auch schon wenig Wochen nachher Luther in seiner „Erklärung zur Leipziger Disputation“ jenes bedeutende und kühne Wort geschrieben, welches als die erste helle und rückhaltlose P r o c l a m a t i o n des p r o t e s t a n t i s c h e n P r i n c i p s betrachtet werden kann:

„Ich glaube ein christlicher Theologe zu sein und im Reiche der Wahrheit zu leben, deshalb will ich frei sein und mich keiner Autorität, sei es des Kaisers oder der Universitäten oder des Papstes, gefangen geben, um zuversichtlich Alles zu verkündigen, was ich als Wahrheit erkenne, sei es von einem Katholiken oder Ketzer behauptet, sei es von einem Concil angenommen oder verworfen."

Damals hat ein gewisser Mosellanus den Reformator beschrieben: ein Bild, das ziemlich anders aussieht, als das des späteren wohlbeleibten Mannes, der uns auch in dem Wormser Denkmal entgegentritt. „Martinus" schreibt dieser Zeitgenosse, „ist von mittlerer Statur; sein Leib ist schmächtig, durch Sorgen und Studien abgemagert, sodaß man fast alle Knochen an ihm zählen kann, seine Stimme tönt hell und scharf. Seine Gelehrsamkeit und sein Verständniß der heiligen Schrift ist unvergleichlich, sodaß er fast alles an den Fingern herzählen kann. Im Leben und Umgang ist er höflich und freundlich. In Gesellschaft führt er ein fröhliches und angenehmes Gespräch, ist lebhaft und heiter, immer munter und fröhlichen Gesichts, sieht immer freundlich aus, wie hart ihm auch seine Widersacher drohen, sodaß man wohl gern glaubt, er gehe nicht ohne Gott mit solchen wichtigen Dingen um."

(Fortsetzung folgt.)

Des deutschen Volkes Ehrentag.

Von Ferdinand Hey'l.

„— Lebendig ist geworden,
Was uns'rer Väter Hoffen war.
Vom Fels bis zu des Meeres Borden
Flog unser mächt'ger Kaiseraar.
In Lieb' und Treue jubelnd weihen
Wir Deutschland ewig Herz und Hand. —
Heil uns'rem Kaiser! Heil dem freien
Und ein'gen deutschen Vaterland!"

E. Rittershaus.

So sind sie denn vorüber, die herrlichen Festesstunden der letzten Septembertage, so ist denn die Weihe geschehen in würdigster Form, durch keinen Mißton gestört, durch keinen Unfall getrübt! Das waren Stunden, wie sie jedem Volk zu wünschen sind — hehr und geheiligt durch eine Stimmung der Andacht und Weihe, wie sie unter dem blauen Dom des Himmels nicht häufig erscheint!

Wenn auch die „Gartenlaube" darauf verzichten muß, nachträgliche Schilderungen der Feier ihren Lesern zu bieten, wie solche in den Blättern des Tages längst vorgelegen, so gelingt es uns doch vielleicht, noch mancher Einzelheiten gedenken zu können, die der Aufbewahrung für spätere Zeiten würdig sind. Hat die „Gartenlaube" mit zuerst den Gedanken der Errichtung unseres nationalen Denkmals auf dem Niederwald vertreten, so ist sie auch zu einem Schlußworte berechtigt, ja verpflichtet.

Ohne Ueberhebung dürfen wir sagen, daß edler wohl selten ein Volk das Fest einer Verbrüderung gefeiert, wie an jenem Tage das unsere. Welche Einstimmigkeit trat in diesen Menschenmassen hervor — in diesem Menschengewühl, das mindestens auf hunderttausend Theilnehmer zu berechnen war! Ja, wir sind ein Volk, und einig können wir handeln! Trotz Wein und Festesjubel, ohne Ueberwachung der heiligen Hermandad, würdig von Anfang bis zu Ende verlief der Tag. Nichts erinnerte an jene kriegerischen Zeiten, in denen wir uns zu der jetzigen Bedeutung als Volk hindurchrangen — Alles war vermieden, was auch nur irgendwie Feindseligkeit oder Uebermuth gegenüber dem Nachbarlande kund thun konnte — die deutsche Nation hat ein Beispiel gegeben, wie ein Volk sich selbst ehrt. — —

Schwer lagerten die Wolken drüben über der Grenze nach Frankreich hin, die Vogesenkette nur hier und da durch abwechselnde Aufhellung erleuchtend. Ein frischer, rheinischer Luftzug setzte die Helmbüsche der zahlreichen Generalität in flatternde Bewegung, daß sie erschienen wie friedliche Festesfahnen, die Banner der Krieger- und Sängervereine wehten ihre Grüße über die Festversammlung hin und hinunter in's Land, als setzte sie eine unsichtbare Hand in diese grüßende Bewegung, und einzelne Sonnenstrahlen leuchteten hier und da über die hehre Gestalt der Germania, als geschähe dies Alles auf höhere Anordnung. Und als nun unser ehrwürdiger Kaiser seinem Wagen entstieg, als die alten Standarten mit den Resten ihrer zerschossenen und verwitterten Flaggentücher den Ehrengruß boten, sich vor dem Monarchen senkend, da ging es — nachdem der brausende Jubel des Willkomms sich endlich gelegt — wie ein geheimnißvolles Rauschen über den grünbelaubten Berg dahin, da erfaßte Rührung Alle, die da harrten des bedeutungsvollen Augenblicks der gemeinsamen Denkmal-Weihe. Vom Strom und vom anderen Ufer herüber tönte das fernschallende Hurrah mächtig wirkend in den Jubel der droben versammelten Festgenossen. Es war ein Gefühl, ein Band, welches das deutsche Volk in diesem unvergeßlichen Augenblicke umschlang. Wohl dem, der diese Stunde mit erlebt! Sie verkündete: Wir sind jetzt ein Volk, wir sind eines Stammes, eines Sinnes.

Wer konnte ungerührt bleiben, als die Vertreterinnen der rheinischen Städte (Marie Hey'l aus Wiesbaden, Helene Rittershaus aus Barmen, Anna und Clara Schilling aus Dresden, Emma vom Bruck aus Crefeld, Elise Götz-Rigaud aus Frankfurt und Louise von Ritter aus Rüdesheim) an den Monarchen herantraten, als die Sprecherin derselben (Marie Hey'l) das warmgefühlte treffliche Poem von Emil Rittershaus in innigster Erregung sprach, als der Heldenkaiser näher herantrat und unverwandten Blickes, selbst in offenbarer Gemüthsbewegung, der Rede lauschte:

„Segen, Heil dem Zollernsohne! — Sei gegrüßt im Land der Reben,
Du, der Deutschlands Kaiserkrone hat dem Reich zurück gegeben!
Dir, der Volkesglück zu schaffen, nimmer, nimmer müd' geworden,
Friedensfürst und Held in Waffen, Gruß Dir an des Rheines Borden!
Lausch', o Herr, den Freudenchören, was sie tausendstimmig sagen,
In des Rheines Rauschen hören wir das Herz von Deutschland schlagen.
Jauchzend schlägt es Dir entgegen, der durch Gottes gnädig Walten
Uns geführt auf Siegeswegen, der den Rhein uns deutsch erhalten!
Dank Dir, Herr, daß Du erschienen! Dankend blicken wir nach oben —
Treu dem Vaterland zu dienen, ist's, was jubelnd wir geloben; —
Gott mit Dir! Er sprech' ein Amen zu den Wünschen, die wir hegen!
In des deutschen Volkes Namen: Unserm Kaiser Heil und Segen!"

Die Sonne brach einen Augenblick durch das bereits gelichtete Gewölk, so klar, daß sich selbst für die Theilnehmer auf den Schiffen drunten durch das offene Kaiserzelt hindurch ein Bild von mächtiger Wirkung bot. Warm drückte der Heldenkaiser der Sprecherin die Hand und sagte in innig bewegtem Tone:

„Wohl haben Sie Recht gehabt mit Ihren trefflichen Worten — durch Gottes gnädiges Walten ward uns der heutige Tag beschieden, und mit Dank blicke auch ich nach oben, zu Dem, der uns bis dahin geführt!"

Und nicht wohl anders als wahrhaft erschütternd mußte auf alle Theilnehmer nach dieser Rede der feierliche Choral: „Nun danket alle Gott" wirken, der, von den Edelsten und den erlesenen Abgesandten des Volkes, von der ganzen Versammlung angestimmt, über den Berg weit, weit dahin tönte. Wer den greisen Kaiser beobachten konnte, wie er den Blick zu der im Sonnenlicht hier und da erglänzenden Germania hinaufwarf, während der Festrede des Grafen zu Eulenburg, der mußte unwillkürlich mit fühlen, was die Seele des Heldenfürsten in diesem Augenblick bewegte. Und wenn auch ein Ungefähr den Kanonendonner zu früh ertönen ließ, sodaß dieser sich in die Worte des Herrschers mischte, nicht leicht kann eine Rede einen mächtigeren Nachdruck empfangen, als es hier geschah, da der Kaiser, auf die Vorsehung hinweisend, sagte:

„Millionen Herzen haben ihre Gebete zu Gott erhoben, ihm für seine Gnade ihren demüthigen Dank dargebracht und ihn gepriesen, daß er uns für würdig befand seinen Willen zu vollziehen."

Und als er endete:

„In diesem Sinne weihe ich dieses Denkmal: den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung," da bekräftigte der Donner der Geschütze die königlichen Worte, da gab der Widerhall der mächtigen Salven dem Gesagten ein bedeutsames Geleit. Hoch aufrechtstehend mit dem Blick nach dem Denkmal, das Haupt entblößend, schloß Kaiser Wilhelm mit den feierlichen Worten: „das walte Gott!"

Als nun der Kronprinz dem bewegten Herrn und Vater die Hand küssen wollte, als der Kaiser den stattlichen Thronfolger an seine Brust zog und ihn küßte — wo ist eine Feder, welche diese Scene würdig und entsprechend schildern wollte?

Und neben dieser Gruppe stand Johannes Schilling, der bescheidene Künstler, dem die Thränen unaufhaltsam in den vollen Bart rannen, der beglückte Meister, der seiner Erregung kaum Herr werden konnte. Brausend erklang die Nationalhymne in das Thal, jubelnd ertönte der Weihegesang: „Lieb' Vaterland magst ruhig sein“ vom Eichwalde herab, von tausend Kehlen angestimmt, mächtiger wirkend als je zuvor. Da trat der Kaiser an Moltke heran und reichte dem treuen Kampfgenossen die Rechte, ihn mit seinen gewinnenden Augen fest anblickend — in diesem kaiserlichen Gruße den Dank aussprechend allen Jenen, die da mitgeholfen, seien sie noch unter den Lebenden, seien sie dahingerafft im Kampfe um das heiß errungene Ziel. Das waren keine äußerlichen Formen mehr, das waren wahrhafte Ergüsse väterlicher Liebe und unverbrüchlicher Volkestreue. Das hehre Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Stolz auf die jetzige Größe unseres Vaterlandes und unserer Nation, wie gerechtfertigt waren sie heute, waren sie an dieser Stelle — es war ein Fest von unsäglichem Zauber, wie wir in Deutschland noch keines erlebt. —

Und wie die Fahrt zum Berge hinauf, so war auch jene hinunter zur Festesstadt Rüdesheim ein Triumphzug der Liebe und Verehrung für Kaiser und Reich. Da jubelten deutsche Herzen den Führern der Nation entgegen, da verstummte politischer Hader, da fühlten Alle, wie König Albert von Sachsen später in Wiesbaden bedeutungsvoll sagte, „die Erinnerung an eine ernste, aber schöne Zeit“ und gedachten, wie er, „in dankbarer Freude, daß unser Vaterland während zwölf Jahren des äußeren Friedens seine Siege genießen konnte!“

Die kleine Festesstadt Rüdesheim darf stolz sein auf die Veranstaltungen, die sie zum Weihetag getroffen. Natürlich fehlten auch Triumphbogen und Festestrunk nicht, namentlich aber lenkte ein riesiges Faß, für die weingesegnete Stadt charakteristisch genug, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Dasselbe bildete eine kolossale Ehrenpforte und war von dem Architekten Franz Schädel aus Frankfurt am Main ausgeführt worden. Es ist 9,50 Meter lang und 4,80 Meter hoch, ohne den Kuppelbau auf der Mitte des Fasses, der sich auf einem 1,35 Meter hohen Untersatze erhebt und in einem Riesenrömer gipfelt. Beiläufig gesagt, würde das Faß gefüllt 473,000 Flaschen oder gegen 136 Stück Wein fassen, ist also etwa um 70 Stück größer als das berühmte Heidelberger Faß. Als der kaiserliche Zug sich dem mächtigen Faß näherte und die kolossalen Pforten desselben sich erschlossen, um das Gefährt des Kaisers hindurch zu lassen, da nähert sich, bis dahin im Innern des Fasses harrend, der alte Meuer dem Kaiser. Meuer ist Küfer seines Zeichens und Weinbauer, eine originelle Persönlichkeit, wie sie eben dem Rheine nur eigen. Er bietet den Pokal dar, und der Kaiser, ihn wieder erkennend, nimmt dankend auch diesmal den Edeltrank von ihm entgegen. War es doch Meuer, der auch bei der Grundsteinlegung des Denkmals 1877 denselben Ehrenposten inne hatte.



Der Kaiser im Faß zu Rüdesheim.
Originalzeichnung von Ferdinand Lindner.

Als damals Kaiser und Kronprinz den ersten Willkommbecher geleert, bot der biedere Rheingauer den schnell wiedergefüllten Becher zum zweiten Male dar. Der Kaiser lehnte dankend die edle, aber feurige Gabe ab, da aber blickt Meuer treuherzig hinauf zum Kaiser Wilhelm und dann zum Kronprinzen und sagt:

„Majestät, dann lassen Sie ihn noch emol!“

Der Kaiser lächelt und leutselig thut der Kronprinz ein zweites Mal Bescheid.

Heute reicht der Kaiser den Becher dankend zurück, mit einigen Worten der Genugthuung Ausdruck gebend, den biederen Alten wieder am selben Posten zu finden.

„Ja,“ sagt Meuer, „damals war's scheen, Majestät, heit ist's aber noch scheener! Heit is was passirt, was noch nit da war, seit die Weltgeschicht' existirt!“

Auf die fragende Miene des Kaisers setzt Meuer schnell hinzu:

„Nu, Majestät, das war doch noch nit da, daß mer mit vier Pferd' in ä Faß 'neinfährt unn drinn ä Glas Wein trinkt!“

Herzlich lachten Kaiser und Kronprinz über den treuherzigen „Rhingaer“, der glücklich vor sich hinschmunzelte.

Aber schon naht sich der kaiserliche Zug der Rheinhalle unten am Rheinufer. Jungfrauen von Bingen und Mainz bringen auch hier in poetischer Form den Willkomm dar. Und draußen im Strome salutirt die buntbewimpelte Flotte, da harren die prächtigen Dampfer des Rheins, da jubeln die schmucken Matrosen droben in den Raaen, da ertönt ein tausendfaches Hurrah von Bord zu Bord, da donnern die Geschütze vom andern Ufer und von den Höhen herab über den Strom, und die volle Sonne scheint hernieder auf Berg und Thal, auf Flur und Au, als sei ein Sommertag erschienen, um lichte Strahlen zu gießen auf die fröhliche, glückliche Menge.

Und in dem reichen Kranze der Fürsten, der Heerführer und Staatsmänner die festlich geschmückten rheinischen Mädchen, Jugend und Alter in bunter Gruppe.

Dann zogen sie vorüber, die dreißig Dampfer in ihrem Festesschmucke, die Insassen derselben die nationale Hymne anstimmend, und wenn ein Musikcorps endete, setzte das nächste ein — es war der Freude und des Jubels kein Ende. Wo aber Graf Moltke erschien, da stimmte von Neuem der tausendstimmige Chor sein Hurrah an, waren doch der Kampfgenossen so viele aus allen Gauen hier zusammengeströmt, auch ihn noch einmal zu sehen, der einst die Getreuen zum Siege geführt. Wenn selbst die allerdings nur wenig zahlreich erschienene französische Presse durch einen ihrer Vertreter uns das Lob spendet, „daß dies Fest

eine hohe, einmüthige Empfindung gewesen sei, die ein Volk erstarken macht", so bedarf es kaum anderer Zeugnisse für die Weihe des Tages mehr.

Im Schmucke der Stadt Rüdesheim glänzte auch der von König Ludwig I. von Baiern dem Dichter des bekannten „Sie sollen ihn nicht haben" — Niklas Becker — verehrte Pokal. Derselbe, fast einen Fuß hoch, zeigt ein Medaillon mit der allegorischen Darstellung des Vaters Rhein und trägt die Inschrift: „Der Pfalzgraf bei Rhein dem Dichter des Liedes: Der deutsche Rhein." Auch mit diesem Ehrenbecher ward dem Kaiser ein Ehrentrunk geboten.

Um die dritte Stunde des Nachmittags entführte unter dem Gesange der Nationalhymne und dem Hoch der tausendköpfigen Menge das Dampfroß den Kaiser nach Wiesbaden. Auch hier war der Empfang ein glänzender, auch hier sprach Kaiser Wilhelm seine Freude aus über das gelungene Fest. Und als bei der im königlichen Schlosse veranstalteten Galatafel König Albert von Sachsen den Führer der Nation, der Deutschland geeinigt, in warmen Worten feierte, da stand Kaiser Wilhelm auf und brachte den kaiserlichen Dank dar allen Fürsten und dem deutschen Volke, das in schwerer Stunde sich eins gefühlt in dem Gedanken an Heimath und Reich. Es war ein ernster feierlicher Augenblick! Wohl hatte der ehemalige Präsident des Reichstags, Simson, Recht, als er sagte: „bisher sei wohl die Krönungsfeier zu Königsberg das glänzendste Fest gewesen, das er gesehen, das Niederwaldfest aber habe jenes weit übertroffen, es sei weder ausschließlich Hoffest noch Volksfest — es sei eine schöne Verbrüderung beider gewesen."

In Rüdesheim aber entwickelte sich unterdessen die ausgelassenste Festfreude. Da klangen deutsche und holländische, englische und französische Laute und alle deutschen Dialecte an's Ohr, da verkehrten unter den Mitgliedern der Kriegervereine und den Sängern Amerikaner, Belgier und selbst italienische Minstrels in ihrer heimathlichen Tracht, da schlugen kräftige und zarte Hände die Guitarre und die Tambourins, da entwickelte sich ein heiteres Bild echt rheinischen Lebens. Und mitten in dem Gewirr der förmlich umlagerten Eßwaarenhändler, der Medaillen- und Festzeitungscolporteure tauschte Freund zu Freund den Bruderhandschlag, jubelte der Norden mit dem Süden, West und Ost Alldeutschlands in gleicher Gesinnung. Allein 65,000 Menschen beförderten die Eisenbahnen in Rüdesheim und Bingen an diesem Tage in sechsundsechszig Bahnzügen, der Verkehr auf dem Strome aber war noch ungleich bedeutender. Und nicht eine Störung, nicht ein Mißton!

Während die Stadt Wiesbaden durch eine bis dahin kaum jemals gesehene prächtige Illumination, durch eine sinnige Huldigungsfeier im Theater, durch Feuerwerk und Festball den Tag abschloß, wie er verlaufen — groß und herrlich — fanden sich in Rüdesheim deutsche Männer zum Festmahle zusammen, in ihren Trinksprüchen Aller jener gedenkend, die an dem großen Tage Theil hatten. Da liefen Telegramme ein von den Deutschen in Oesterreich und Rußland, und während am selben Tage in Paris (dem Gedächtnißtage der Capitulation von Straßburg) die Statue jener Stadt auf dem Concordienplatze bekränzt wurde, sandten die germanischen Stammesgenossen von Odessa einen Lorbeerkranz mit den deutschen Farben und den poetischen Gruß nach Rüdesheim:

„Zu des Niederwaldes Eichen,
Zu Germania's hehrem Stand
Senden wir dies Dankeszeichen
Von des Schwarzen Meeres Strand."

Aber mit dem Tage schloß nicht das Fest. Täglich erschienen Vereine zum Besuche des Niederwaldes mit flatternden Fahnen und schallender Musik. Drüben in Bingen knatterten die Büchsen vom Schießplatz der deutschen Schützen herüber, droben am Rochusberge wetteiferten die Turner im Kampf um den Preis für deutsche Manneskraft, und drunten in Rüdesheim erklang der Gesang der preiswerbenden deutschen Männergesangvereine. Wie manche kräftige Rede legte den Hunderten der zum Berge wallfahrenden Schulen und Corporationen die Liebe zum Vaterlande nahe!

Rührend war der Moment, da über 2000 Kinder der Schulen des Rheingaues der trefflichen Rede des Schulinspectors Pfarrer Horz von Winkel lauschten und da ihr kindliches Gemüth in dem Gesang patriotischer Lieder Zeugniß gab auch von ihrer Theilnahme an dem herrlichen Feste und seiner nationalen Bedeutung.

Warm und gefühlt sprach Theodor Dilthey von Rüdesheim anderen Tages zu den versammelten Gesangvereinen vom Fuße der großen Freitreppe des Denkmals. Was störte da ein vorübergehender Regenschauer! Brach doch die Sonne immer wieder hindurch, die hehre Germania umstrahlend.

Und als der prächtige Festzug der Ruderer, Schützen- und Gesangvereine in Bingen, dem der Großherzog von Hessen beiwohnte, vorüber war, da zog es uns hinauf zum Rochusberge, und in den Zimmern, die Berthold Auerbach einst bewohnt, in denen er sein „Landhaus am Rhein" geschrieben, angesichts der Germania, warfen wir diese Zeilen auf's Papier in dem aufrichtigen Gefühle: daß das deutsche Volk in Wahrheit hier am grünen Rheinstrom seinen herrlichsten Ehrentag gefeiert.

„Wie euch verbrüdert hat des Kriegs Geschick,
So bleib' es jetzt auch in des Friedens Tagen;
Der Andern Lasten helfe Jeder tragen
Und theile gern mit ihnen auch sein Glück!
Es schöpfe jeder Stamm den frischen Saft,
Der stark ihn macht, aus freiem Einzelleben,
Bereit, doch immer seine volle Kraft
Dem Wohl des Ganzen freudig hinzugeben."

Die Frauentage und die Frauenbewegung.

Während sich auf dem Niederwald die festlichen Vorbereitungen zur Einweihung des Nationaldenkmals vollzogen, hatte sich in dem nahen Düsseldorf eine Schaar Frauen aus allen Gauen Deutschlands zusammen gefunden, um vom 25. bis 27. September den dreizehnten Frauentag des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins" abzuhalten. Der Verlauf desselben erfüllte alle Betheiligten mit hoher Befriedigung und hat, nach den vielseitigen Kundgebungen aus der anmuthigen Künstlerstadt zu schließen, wiederum den beabsichtigten Zweck erreicht, die erwünschte Propaganda für die sittlich ernsten Bestrebungen dieser weiblichen Pioniere in weitere Kreise getragen.

Diese Thatsache muß mit aufrichtiger Freude begrüßt werden, denn wiewohl die Frauenbewegung in Deutschland seit zwei Jahrzehnten die bedeutendsten Fortschritte gemacht und Tüchtiges geleistet hat, um der heranwachsenden weiblichen Jugend eine den Zeitforderungen entsprechende praktische und geistige Ausbildung zu ermöglichen und neue Berufswege zu eröffnen, so ist trotzdem das Verständniß für diese Bestrebungen noch kein allgemeines. In Folge dessen wird auch die Ankündigung der Frauentage an vielen Orten mit gewisser Beunruhigung aufgenommen. Was wollen diese fremden Frauen von den unsrigen? Wie werden sie auf dieselben wirken? Das sind Fragen, die man fast überall vernimmt.

Sind diese Befürchtungen auch berechtigt?

Sehen wir uns nun die deutschen Frauen, die seit Jahren an diesen Tagen sich betheiligen und die hervorragendsten Verdienste um die Lösung der Frauenfrage in Deutschland sich erworben haben, genauer an, lauschen wir ein Weilchen ihren Vorträgen und fragen wir nach ihrem früheren Leben und Wirken! Da wird uns nun ein interessantes und erhebendes Stück der Zeitgeschichte entgegentreten, ein Bild jener Thätigkeit sich vor unsern Augen entrollen, die in aller Stille rastlos an der sittlichen Hebung und Vervollkommnung unseres Volkes arbeitet. Wer da dachte, er würde hier einer wüsten Emancipation begegnen, der wird beschämt den Hut abnehmen müssen und den Kämpferinnen für die Rechte der Frauen auf deutschem Boden gern den wohlverdienten Lorbeer gönnen.

Treten wir also ein in den Versammlungssaal des letzten Düsseldorfer Frauentages!

An der Spitze des grünen Tisches sitzt Frau Dr. Louise Otto-Peters, die Begründerin des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins" und Vorsitzende desselben seit der ersten Versammlung

deutscher Frauen, welche sie 1865 nach Leipzig berief, wo kurz vorher der erste „Frauenbildungsverein“ in's Leben getreten war.

Eine wunderbare Ruhe und Festigkeit blickt aus den Zügen dieser Frau, welche durch ihr ganzes Leben bewiesen hat, daß sie unter allen Verhältnissen Charakterstärke, Gesinnungstreue und Rechtsliebe bewahrte. Louise Otto wurde 1819 zu Meißen geboren. Eine glühende Freiheitsliebe und echten deutschen Sinn bekundete sie seit ihrer Jugend, und ihr warmes Herz für die nothleidenden Schwestern zeigte sich im Jahre 1848, wo sie, als in Sachsen eine Commission zur Organisation der Arbeit zusammentrat, eine Adresse an die Volksvertretung und den betreffenden Minister richtete, in welcher sie auch um Berücksichtigung der Arbeiterinnen bat.

Im Jahre 1849 redigirte sie die erste Frauenzeitung in Sachsen. Ein Jahr früher hatte sie August Peters (als Dichter Etfried v. Taura) kennen gelernt. Näher trat sie ihm, als er, ein Kämpfer für die Reichsverfassung, zu Rastatt zum Tode verurtheilt war. Nachdem das Urtheil aufgehoben und er in's Zellengefängniß zu Bruchsal gekommen war, verlobte sich Louise Otto dort mit ihm, in Gegenwart des Aufsehers, durch ein Gitter von dem Geliebten getrennt. Sie blieb der Engel seines Gefängnisses, bis er 1857 die Freiheit erhielt. Ihre Romane und Dichtungen sind bekannt. 1858 erfolgte ihre Vermählung mit A. Peters, mit dem sie die „Mitteldeutsche Volkszeitung“ herausgab, doch löste der Tod das glückliche Ehebündniß schon im Jahre 1864.

Seit 1865 trat Louise Otto-Peters energisch und begeistert für das Recht der Frau ein. Seit achtzehn Jahren redigirt sie im Verein mit Fräulein Auguste Schmidt, der Mitbegründerin des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins“, dessen Organ „Neue Bahnen“ (Verlag von Moritz Schäfer in Leipzig). Als stetige Vorsitzende leitete sie alle Frauentage und Versammlungen mit Gleichmuth und Umsicht.

Wie ein Orchester der verschiedensten Instrumente, welche jedoch harmonisch im Concert zusammenstimmen, so verschieden sind die Persönlichkeiten der Frauen, welche mit Louise Otto den Vorstand des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins“ bilden.

Keinen größeren Gegensatz vermag man sich vorzustellen, als den von Louise Otto mit der kleinen gedrungenen Gestalt und Auguste Schmidt. Diese, eine imposante Figur, mit einem Kopf, dessen ausdrucksvolle, lebhafte Züge und geistsprühende dunkle Augen von ehemaliger außergewöhnlicher Schönheit sprechen, hat eine vollklingende Stimme, deren warmer Brustton Jeden sympathisch berührt. Sie besitzt eine seltene Rednergabe im freien Vortrag, weshalb ihr bei den meisten Frauentagen die Aufgabe zufiel, in der ersten öffentlichen Versammlung durch eine Ansprache gleichsam das Programm der Bestrebungen darzulegen.

Auch in Düsseldorf hielt sie am selben Abend vor einem zahlreich erschienenen Publicum die Begrüßungsrede, aus welcher tief innerliche Ueberzeugung und Begeisterung sprach und geistreiche Diction wie schwungvolle Ausdrucksweise die Zuhörer fesselte. Sie ging von dem Widerstreit zwischen Bildung und Cultur, zwischen Ideal und Wirklichkeit aus und bewies, wie nur wahre Geistes- und Gemüthsbildung im Stande sei, den Kampf um das Dasein mit sittlicher Kraft aufzunehmen. Jeglicher Mangel an Gelegenheit für das weibliche Geschlecht zur Ausbildung für das praktische Leben und für einen Fachberuf sei Veranlassung gewesen, daß im Jahre 1865 ein Häuflein muthiger Frauen zusammengetreten, um den nothleidenden Schwestern, den alleinstehenden Frauen neue Bahnen zu eröffnen, auf denen sie einen festen Boden gewinnen in dem Culturkampf der Gegenwart, dem Ringen um's Dasein.

Man hatte die Frau von jeher gelehrt, daß ihr Platz nur im Hause, ihr Wirken nur in der Ehe und in der Erziehung der Kinder sei, allein die Veränderungen und Umgestaltungen im socialen und wirthschaftlichen Leben durch das Maschinenwesen und erleichterten Völkerverkehr haben dem Hause einen total veränderten Charakter gegeben. Durch die Massenproduction wurde eine Menge Haus- und Handarbeit entbehrlich, die früher das ganze Frauenleben ausgefüllt haben. Die zugleich sich immer mehr steigernden Lebensbedürfnisse machten Einschränkungen nothwendig, welche das Heirathen erschwerten; so wuchs die Zahl der unverheiratheten Frauen, die darauf angewiesen waren, sich selbst zu erhalten, wollten sie nicht sittlich untergehen. Auf welche Weise aber sollten die Frauen erwerben, da sie, im engsten Rahmen des Hauses nur zu mechanischer Arbeit angehalten, nie gelernt hatten, diese zu verwerthen? Ja, sie wurden sogar verhindert, für Geld zu arbeiten, weil dies als eine gesellschaftliche Erniedrigung galt.

Diesem Vorurtheil entgegenzuarbeiten, schrieb der „Allgemeine Frauenverein“ das erlösende Wort auf sein Banner: „Die Arbeit ist eine Pflicht und Ehre für die Frau wie für den Mann“ — und „die Frau ist zu jedem Berufe berechtigt, zu dem sie befähigt ist“.

Um seine Ideale zu verwirklichen, wurde Anregung zur Organisation von Frauenbildungsvereinen gegeben, welche Mädchen-Fortbildungsschulen errichteten und jegliche Frauenarbeit förderten. Dies geschah im Anschluß an die Frauentage, welche, außer mehrmals in Leipzig, dem Hauptsitz des Vereins, in Braunschweig, Kassel, Eisenach, Stuttgart, Gotha, Frankfurt am Main, Hannover, Heidelberg und Lübeck stattgefunden hatten.

Zunächst galt es, durch gründlichere und umfassendere Bildung den Frauen jene Befriedigung zu geben, welche aus dem Bewußtsein fließt, daß unser Dasein einen Zweck haben müsse in der großen Völkerfamilie.

Diese ausgezeichnete Rednerin, die Tochter eines höheren Officiers in Breslau, widmete sich dem Beruf der Lehrerin und Schulvorsteherin. Vom Jahre 1862 an wirkte sie in Leipzig an der Schule des Fräulein von Steyber sieben Jahre und übernahm die Direction derselben nach deren Tode im Jahre 1869. Thatkräftig begann sie diese Unterrichtsanstalt nach den jetzigen Bildungsansprüchen zu reformiren und an sie ein Seminar für Lehrerinnen zu schließen, das sich eines Rufes der Vorzüglichkeit erfreut. Das Zusammenwirken mit berufstreuen verschwisterten Verwandten ermöglichte neben der vielclassigen Schule die Aufrechthaltung eines größeren Pensionats von Mädchen, die hier die Grundlage zu einem befriedigenden Leben empfangen.

Unter den Vorstandsmitgliedern des „Deutschen Frauenvereins“ ist Frau Dr. Henriette Goldschmidt geb. Benas eine der begabtesten, geistreichsten Frauen und Rednerinnen, welche gleichfalls durch ihre Eröffnungsreden manchem Frauentag den Erfolg von vornherein gesichert hat. Die zierliche, kleine Frauengestalt mit dem interessanten, ausdrucksvollen Gesicht und den leicht beweglichen Zügen ist die Trägerin energisch durchgeführter Reformbestrebungen für die weibliche Erziehung. In Krotoschin, in der preußischen Provinz Posen, geboren, verheirathete sie sich mit dem Rabbiner Dr. Goldschmidt, an dessen Seite sie erst fünf Jahre in Warschau lebte und seit fünfundzwanzig Jahren in Leipzig ihren Wohnsitz hat. Auch ihre öffentliche Wirksamkeit begann mit der im „Allgemeinen deutschen Frauenverein“. Unabhängig von demselben war sie in Leipzig Mitbegründerin des „Vereins für Familien- und Volkserziehung“.

Vier Volkskindergärten und eine Bildungsanstalt für Kindergärtnerinnen, aus der bereits dreihundert geprüfte Jugendführerinnen hervorgingen, sind der Obhut der Frau Goldschmidt als Vorsitzende des Vereins anvertraut; ihre Hauptaufgabe ist die, eine höhere Lehranstalt für den erziehlichen Beruf des Weibes zu schaffen. Zur Verwirklichung dieses Gedankens begründete sie im Verein mit hochangesehenen Männern der Wissenschaft das „Lyceum für Damen“ in Leipzig, das einzige in Deutschland, das mit Volkskindergärten in Verbindung steht, welche den jungen Damen Gelegenheit geben, sich für den erziehlichen Beruf vorzubereiten. In diesem Lyceum findet auch die Kunst ihre Lehrstätte; in dem Modellircursus ist schon Hervorragendes geleistet worden.

Die hohe Begabung für die Redekunst verschaffte Frau Dr. Goldschmidt Einladungen nach Kassel, Braunschweig, Bremen, Lübeck, Stettin, Mannheim, Mainz &c., wo sie Vorträge hielt, welche für die Frauenbewegung von großem Nutzen waren und in denen sie unter Anderem für die Kindergartenschule plaidirte, in ihrer Bedeutung für den Fortbildungsunterricht der weiblichen Jugend.

Außer in zahlreichen Brochuren faßte sie ihre Ansichten zusammen in dem Buche: „Ideen über weibliche Erziehung“ (Reißner, Leipzig). Auch auf dem Düsseldorfer Frauentage hielt Frau Dr. Goldschmidt einen Vortrag über die Reform der weiblichen Erziehung, der um so mehr zündete, als man fühlte, daß Alles, was die Rednerin so scharfsinnig wie logisch darlegte, auch von ihr im Leben und Wirken bethätigt worden war.

Fräulein Marie Calm aus Kassel ist den Lesern der „Gartenlaube“ als begabte Schriftstellerin bekannt, sie schrieb unter Anderem auch für junge Mädchen „Blick in's Leben“, „Weibliches Wirken“,

„Echter Adel", „Daheim" und „Draußen", auch Novellen, Romane und Gedichte.

Marie Calm, 1832 als die Tochter des Bürgermeisters in Arolsen geboren, bildete sich ihrer innersten Neigung nach als Lehrerin aus, ging ein Jahr nach Genf, um die französische Sprache gründlich zu erlernen, war sieben Jahre in England und Rußland als Erzieherin und übernahm, als sie heimgekehrt, zwei und ein halbes Jahr die Vorsteherschaft einer Töchterschule zu Lennep.

Begeistert schloß sie sich im Jahre 1865 an den „Allgemeinen deutschen Frauenverein" an, in dem sie eine agitatorische Wirksamkeit entfaltete. In Kassel begründete sie mit anderen Damen einen Zweigverein, aus dem eine „Fachschule für confirmirte Mädchen" hervorgegangen ist, welche, Dank ihrer Vortrefflichkeit, sich der Unterstützung der Behörden erfreut. Jetzt der Vereinsthätigkeit als Vorsitzende des „Frauenbildungsvereins" mit voller Kraft sich widmend, hat sie zu unterrichten aufgehört.

Außer den genannten Damen sind es Fräulein Marianne Menzzer in Dresden, Frau Stadtrath Winter in Leipzig und Frau Lina Morgenstern in Berlin, welche den Vorstand des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins" vervollständigen. Die kleine Gestalt der Ersteren mit dem vom weißen, schlichten Scheitel umrahmten lieben, ehrwürdigen Gesicht, verbirgt einen hohen edlen Sinn, ein warmes Gemüth für die Leidenden und Unterdrückten. In stiller bescheidener Zurückgezogenheit lebend, nahm sie dennoch von Beginn an lebhaften Antheil am „Allgemeinen deutschen Frauenverein", auf dessen Versammlungen sie die Lohnfrage der Arbeiterinnen auf das Eingehendste erörterte.

Durch ihre auf statistische Beweise begründeten Anklagen der Arbeitgeber, sowie durch ein mühselig zusammengeholtes Material über das Elend der Arbeiterinnen wußte sie mit ihren einfachen, einem edel entrüsteten Gemüthe entsprossenen Worten die lebhafteste Sympathie der Zuhörerinnen zu erwecken, sodaß als nächste Aufgabe der Betheiligten beschlossen wurde, über ganz Deutschland Frauenvereinigungen zum Rechtsschutz der Arbeiterinnen zu veranlassen, die sich in jeder Beziehung der hülflosen Arbeiterinnen anzunehmen und sie vor Ausbeutung zu schützen haben.

Der Vortrag des Fräulein Menzzer fiel in die letzte Düsseldorfer öffentliche Versammlung. Unter den Theilnehmenden war es Fräulein Joh. Friedr. Wecker aus Frankfurt am Main, welche gleich mit einer That antwortete, indem sie erklärte, die Initiative bereits ergriffen zu haben: noch in diesem Winter werde sie Feierabendsäle für Arbeiterinnen eröffnen und damit versuchen, verbessernd auf das Loos derselben, ihre sittlichen Anschauungen und ihre materielle Lage einzuwirken.

Wenngleich Frau Stadtrath Winter dasjenige Vorstandsmitglied ist, das selten einen Frauentag besucht oder sonst in die Oeffentlichkeit tritt, so hat sie doch einen der wichtigsten Ehrenposten, als Schatzmeisterin des Vereins, den sie seit 18 Jahren mit anerkennenswerther Pflichttreue und Umsicht vertritt.

Hier sei gleich bemerkt, daß ein Jahresbeitrag von 6 Mark jede unbescholtene Frau berechtigt, Mitglied des „Allgemeinen deutschen Frauenvereins" zu werden, und jeder Zweigverein für je 100 Mitglieder 6 Mark an die Hauptcasse zu zahlen hat, womit die Vereinskosten gedeckt werden. Außerdem besteht eine Stipendiencasse für weibliche Studirende.

Die kleine Frau mit der Brille, an die wir uns jetzt wenden, ist unsern Lesern wohl bekannt, denn gerade in letzter Zeit hat die „Gartenlaube" gelegentlich der Hygiene-Ausstellung auf ihre Verdienste nochmals hinweisen können. Es ist Frau Lina Morgenstern, die sich vor den anderen Damen namentlich durch ihren praktischen Sinn und ein hervorragendes Organisationstalent auszeichnet.

In Breslau am 25. November 1830 als das dritte Kind des Fabrikanten Albert Bauer und seiner Frau Fanny, geb. Adler, geboren, erhielt sie von ihrer Mutter eine sehr sorgfältige Erziehung und das Beispiel, sich mit selbstloser Hingebung wohlthätigen und gemeinnützigen Werken zu widmen und darin den höchsten Lebenswerth, nächst einem beglückenden, friedlichen und geordneten Familienleben zu erkennen. 1848 begründete sie an ihrem Geburtstage den in ihrer Vaterstadt noch heute bestehenden „Pfennigverein zur Unterstützung armer Schulkinder".

Nachdem ihre Verheirathung mit Theodor Morgenstern sie im Jahre 1853 nach Berlin geführt, gab sie sich als Lieblingsbeschäftigung in den Mußestunden, welche die Pflege der Kinder freiließ, der Dichtung und Schriftstellerei hin. Ihre „Jugendschriften" und „Kindererzählungen" sind meist der eigenen Kindheit und dem Umgange mit den eigenen Kindern entnommen.

Im Jahre 1859 schloß sie sich den Frauen und Männern an, welche den „Verein zur Beförderung der Kindergärten" in Berlin begründeten, dessen Vorsitzende sie fünf Jahre lang bis 1866 gewesen ist. Die Frucht ihres Fröbel-Studiums war das für Mütter geschriebene Buch „Das Paradies der Kindheit" und mehrere Kinder- und Jugendschriften. Innerhalb des Vereins begründete sie neben dem bestehenden „Seminar für Kindergärtnerinnen" das „Kinderpflegerinnen-Institut". Mit Vorliebe wirkte sie für die Verbreitung der Volkskindergärten.

Der Krieg von 1866 gab ihr Veranlassung zur Gründung des „Vereins der Berliner Volksküchen", den sie, Dank den treuen Mithelfenden, die sie gefunden, mit ausdauernder Energie seit bald achtzehn Jahren leitet und der zugleich Nachbildung in vielen Städten und Fabrikorten gefunden hat.

Die Excesse der sogenannten Engelmacherinnen und die große Kindersterblichkeit bei den Armen gab ihr den Gedanken, im Jahre 1868, im Zusammenwirken mit tüchtigen Frauen und Männern, den „Kinderschutzverein" in's Leben zu rufen, den sie als Vorsitzende bis 1871 leitete und der noch heute Hunderte von Kindern rettet, die sonst dem Untergang geweiht worden wären.

Der Eintritt in den „Allgemeinen deutschen Frauenverein" ließ sie der Erziehungsidee erwachsener Mädchen ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden. Um ihrerseits ein Ideal zu verwirklichen, das ihr dabei vorschwebte, errichtete sie 1869 im April auf eigene Kosten eine „Wissenschaftliche Fortbildungsschule für junge Damen", der sie bis 1873 vorstand und welche sie alsdann nur aufgab, weil das eigene Haus sie zu sehr beanspruchte. In dieser sehr besuchten Anstalt gab sie selbst, neben einer großen Anzahl männlicher Lehrkräfte, den Unterricht in Kindespflege und Erziehungslehre. Verbunden mit dem Institut war ein Privatkindergarten, in welchem die Fortbildungsschülerinnen hospitirten.

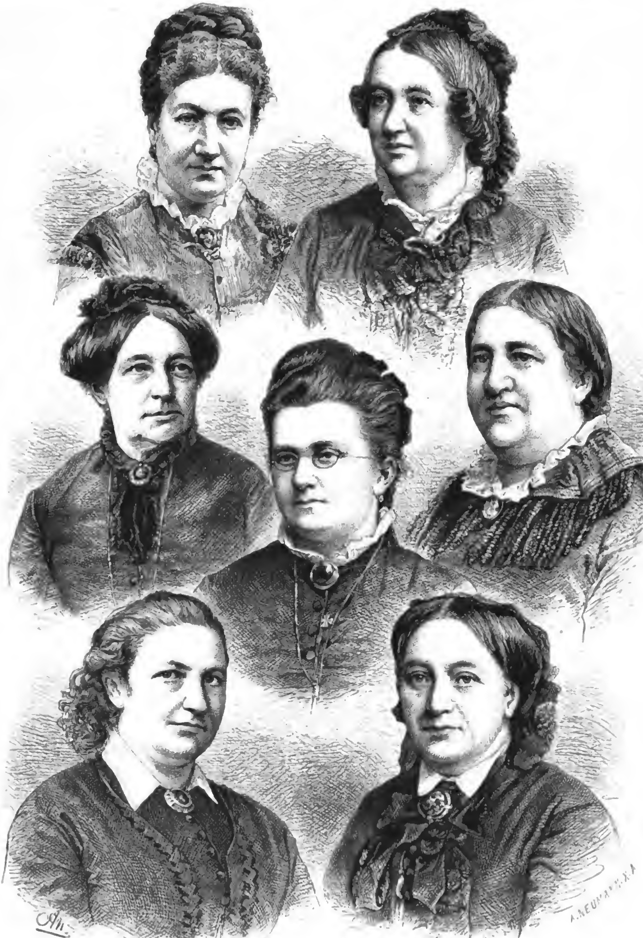
Während des Kriegsjahres 1870 und 1871 übernahm sie die Oberleitung bei der Verpflegung und Erfrischung durchziehender Truppen auf den Ost- und Niederschlesischen Bahnhöfen, unterstützt von den Vorsteherinnen der Berliner Volksküchen und andern Damen.

Die in jedes Hauswesen tief eingreifenden wirthschaftlichen Veränderungen in Folge der Gründerjahre waren Veranlassung, daß die kleine Frau ihre Mitschwestern aufforderte, zur Selbsthülfe zu greifen, um die häuslichen Interessen der Familie zu wahren, und so begründete sie mit Gesinnungsgenossinnen den „Berliner Hausfrauenverein", der die zersplitterten Frauenkräfte aufforderte, sich zu einer Macht zu vereinigen, um erfolgreich gegen die das Haus gefährdenden Uebelstände anzukämpfen. Seit zehn Jahren besteht dieser Verein, dessen Einfluß auf den Lebensmittelmarkt die hiergegen errichteten Verkaufsstätten vorläufig überflüssig macht, während er nach anderer Richtung hin Veranstaltungen traf, die einen dauernden Segen für Frauenwohl haben, wie die unentgeltliche Stellen- und Arbeitsvermittelung, die Kochschule, die Prämien- und Altersversorgungscasse für Dienstboten u. a. m. Seit zehn Jahren redigirt Frau Morgenstern die „Deutsche Hausfrauenzeitung", Organ des Vereins und der gesammten Fraueninteressen, welche sich zu einem wahren Anwalte für das weibliche Geschlecht, seine Pflichten und Rechte herausgebildet hat.

Ihre letzte Vereinsstiftung unter Mitwirkung anderer Damen ist eine „Hausindustrie- und landwirthschaftliche Schule für minorenne Mädchen, die aus dem Gefängnisse kommen"; dieselbe steht seit 1880 unter Leitung eines größeren Damen-Comités, das seine schwierige Aufgabe nach Kräften zu lösen sucht.

Die Theilnahme an den Frauentagen war für die vielbeschäftigte Frau stets ein freudiges Ereigniß; ihres Lebens Sonnenstrahlen aber sind ihre erwachsenen Kinder, drei Töchter und zwei Söhne und das glückliche Eheleben mit ihrem Manne, Theodor Morgenstern, der alle ihre Bestrebungen begünstigte. —

Unter den vielen Frauen, welche hervorragende Verdienste um den „Allgemeinen deutschen Frauenverein" hatten, nenne ich besonders Emma Laddey in München und Frau Professor Weber in Tübingen. Die Letztere, welche in Düsseldorf einen durchschlagenden Erfolg mit ihrem Vortrage: „Die Pflichten der gebildeten Frau gegen die Frau aus dem Volk" hatte, ist eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten. In ihrer äußeren Erscheinung repräsentirt sie die echte deutsche Hausfrau, aus deren freund-



Fräulein Marie Calm. Frau Henriette Goldschmidt.
Frau Louise Otto Peters. Frau Lina Morgenstern. Fräulein Auguste Schmidt.
Fräulein Jenny Hirsch. Frau Anna Schepeler Lette.

Die Führerinnen der Frauenbewegung in Deutschland. Originalzeichnung von Adolf Neumann.

lichen Gesichtszügen ein menschenfreundliches, würdevolles Gemüth spricht. Sie wurde am 16. August 1829 auf dem Gute ihres Vaters, Herrn Walz, auf dem Schweizerhof bei Ellwangen in Württemberg geboren und zog mit ihren Eltern später nach Hohenheim, wo der Vater Director der Landwirthschafts- und Forstakademie wurde. Sie heirathete den Landwirthschaftslehrer Dr. Weber, welcher später Professor an der Universität Tübingen wurde. Jahre lang lebten sie auf dem Lande, ihrem Gute Bläsieberg. Hier bildete sich im Verkehr mit dem Volke das Verständniß der human fühlenden Frau für dessen Bedürfnisse.

Seit 1870 nach Tübingen in's eigene Haus übergesiedelt, wandte sie alle freie Zeit humanen Vereinen zu, die sie zum großen Theil selbst begründet und in denen sie die Mission der socialen Pflichten der Frau erfüllt, über die sie so meisterhaft geschrieben hat. Soeben erscheint von ihr eine Broschüre: „Die Mission der Hausfrau".

Ein halbes Jahr später, als der „Allgemeine deutsche Frauenverein", wurde zu Berlin auf Anregung des verewigten Präsidenten Lette, an dessen Namen sich so viele Schöpfungen für's Wohl der Menschheit knüpfen, ein Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts begründet, der bald nach dem Tode des Stifters den Namen „Lette Verein" annahm. Der Begründer, der zugleich Vorsitzender war, übergab alsbald das Amt der Schriftführung einer Dame, welche bereits den ersten Frauentag zu Leipzig besucht und sich stets mit den Bestrebungen für Frauenerwerb und Frauenerziehung beschäftigt hatte. Es war Jenny Hirsch, geboren den 25. November 1829 zu Zerbst, welche dies Ehrenamt mit großer Umsicht ununterbrochen bis zum April 1883 verwaltete: in ihrer Eigenschaft als Schriftführerin besuchte sie die Frauentage zu Berlin, Darmstadt, Hamburg, Wiesbaden, Breslau und Lübeck. Von 1870 bis 1881 redigirte sie den „Frauenanwalt". Seit dem April dieses Jahres hat sich Jenny Hirsch von aller Vereinsthätigkeit zurückgezogen, um sich ausschließlich der schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen, die sie schon von 1860 bis 1864 als Mitglied der Redaction des „Bazars" geübt hatte.

Nach des edlen Präsidenten Lette Tode leitete eine zeitlang Professor von Holtzendorff den nach seinem Stifter genannten „Lette-Verein", bis die älteste Tochter des Verstorbenen den Vorsitz übernahm, welche seit 1855 ihrem Vater bereits eine wesentliche Stütze gewesen war.

Frau Anna Schepeler-Lette, welche als Delegirte des von ihr vertretenen Vereins den Frauentag zu Düsseldorf besucht hat, ist 1829 zu Soldin geboren, verbrachte ihre Jugendjahre in Frankfurt an der Oder und Berlin, wohin ihr Vater versetzt worden war, und begleitete denselben 1848 nach Frankfurt am Main, als er zum Abgeordneten in's deutsche Parlament gewählt worden war. Hier entschied sich ihr Lebensschicksal. Sie lernte den Großhändler Herrn Schepeler kennen und wurde dessen Gattin. Allein ihr Eheglück wurde durch den Tod ihrer Kinder, durch langes Leiden und den Tod ihres Mannes getrübt, und Frau Schepeler, die ihm allzeit eine treue Freundin, Beratherin und Pflegerin gewesen, zog nach seinem Verlust auf den Wunsch ihres Vaters 1866 nach Berlin; doch auch hier entzogen sie bald wieder ernste Pflichten der Wirksamkeit nach außen hin. Der Vater erkrankte. Monate lang war sie ihm nebst der liebreichen Schwester eine unermüdliche Pflegerin bis zu seinem am 3. December 1868 erfolgten Tode.

Es ist ihr gelungen, das Werk des edlen Vaters zu einem Muster aller ähnlichen Bestrebungen zu machen, aber sie hat auch ihr ganzes Sein dafür eingesetzt. Das Lette Haus in Berlin mit all seinen segensreichen Anstalten ist das schönste Denkmal, das dem Stifter errichtet ist. In ihm wird die Erziehung der Frau zur Arbeit gepflegt, die Berufsbildung, und es wird auf immer neue Mittel und Wege gesonnen, die Schranken wegzuräumen, welche einer Entfaltung geistiger Kräfte und technischer Fertigkeiten der Frauen hindernd im Wege stehen. 1876 unternahm Frau Schepeler-Lette die Reise nach Amerika, um auf der Weltausstellung zu Philadelphia und in anderen bedeutenden Städten weibliche Unterrichtsanstalten und Unterrichtsmittel kennen zu lernen.

Im Jahre 1869 berief der „Lette-Verein" einen Frauentag nach Berlin, auf welchem die Erwerbs- und Bildungsvereine zu einem Verbande zusammentraten, welcher den „Lette-Verein" als geschäftsführenden Leiter wählte, mit der Bestimmung, alle zwei Jahre einen Frauentag da abzuhalten, wo schon Verbandvereine bestehen und ein Austausch der Erfahrungen stattfinden, neue Anregungen gegeben werden sollen. Nachdem bis zum Jahre 1877 beide Vereinsgruppen neben einander ohne jegliche Verbindung tagten, wurde auf dem Frauentage zu Frankfurt am Main eine Vereinbarung getroffen, von da ab gegenseitig Deputirte zu den Jahr um Jahr abwechselnd abzuhaltenden Versammlungen zu senden. Diesen Modus siegreich durchgeführt zu haben, war eines der letzten guten Werke der hoch verdienstvollen Luise Büchner aus Darmstadt, deren Name unsterblich und hervorragend fortleben wird in der deutschen Frauenbewegung.

Diese Frauenbewegung, wie wir sie nunmehr kennen gelernt haben, kann nur unsere Sympathien erwecken, und wir schließen mit dem herzlichen Wunsche, daß diese Zeilen dazu beitragen mögen, dies edle Streben deutscher Frauen mehr und mehr zu verbreiten und zu fördern.

Unter Spitzbuben.

Ergötzliche und lehrreiche Geschichte aus dem schönen Italien.

(Schluß.)

Der Staatsanwalt fragte mich zunächst, ob ich Italienisch rede. Als ich verneint hatte, ließ er mich durch den Dolmetscher, nachdem er ihn vereidet hatte, fragen, welche Sprachen ich spreche.

Ich erwiderte ihm: „Deutsch, Französisch, Englisch."

Das könne nicht wahr sein, rief der kleine Mann, denn wie könne man diese Sprachen erlernt haben und nicht einmal das Italienische.

Als ihm der Dolmetscher in aller Bescheidenheit bemerkte, solcher Barbarismus sei in Deutschland oft zu finden, schüttelte er das weise Haupt und murmelte:

„Impossibile! Impossibile!"

Hierauf mußte ich mich über meine Person, meine Verhältnisse, den Zweck meiner Reise, sowie den an mir verübten Diebstahl und den Conflict mit dem Gastwirth auslassen. Ich that dies und unterließ nicht, auf meine Legitimationspapiere hinzuweisen, sowie auf verschiedene Briefe, die die Wahrheit meiner Angaben zu bestätigen im Stande waren und die man mir abgenommen hatte.

Nach Schluß der Verhandlung wurde mir eröffnet, daß ich auf Antrag jenes Wirthes wegen Diebstahls angeklagt werde, da ich, wie er behaupte, lediglich in der Absicht bei ihm eingekehrt sei, um nicht zu zahlen. Ich glaubte erst, nicht recht gehört zu haben; dann aber, meiner kaum mächtig, protestirte ich laut und heftig gegen eine solche Insinuation und verlangte die Aufnahme des Protestes, indem ich bemerkte, daß wohl eher der Ankläger an meiner Stelle sein müsse, da aus der Rechnung ersichtlich sei, wie er Dinge angesetzt habe, die ich nicht empfangen, sogar die Zeit meines Aufenthaltes habe er doppelt gerechnet. Mein Protest wurde zwar aufgenommen; meine Angaben über den Wirth und seine Rechnung aber als nach Ansicht des Staatsanwaltes werthlos unbeachtet gelassen.

Während der Verhandlung hatten sich meine Schmerzen vermehrt und veranlaßten mich zu dem Versuch, einen gesünderen Aufenthalt zu erbitten und einen Arzt zur Untersuchung.

Lachend erwiderte der edle Herr: ein Mann, der noch am Tage vorher gegessen und getrunken habe — wobei er eine entsprechende Handbewegung nach dem Munde machte — könne heute unmöglich krank sein.

Darauf machte ich die Mittheilung, daß die Gefangenen voll — Ungeziefer wären.

Schallendes Gelächter war die Antwort und der Herr Staatsanwalt erklärte, indem er sich zurücklehnte und seine Virginia weiter schmauchte, ich werde behandelt, wie jeder andere Gefangene, mehr könne ich nicht verlangen.

Zurückgekehrt in das feuchte Gewölbe, fühlte ich das Fieber zunehmen und mit ihm die Schmerzen. Aber Niemand kümmerte sich darum. Am Abend kam der Bruder Meiniges, um mit mir „gut deutsch zu sprecke". Ich fragte, ob es denn hier Gebrauch sei, die kranken Gefangenen ohne Arzt und Hülfe zu lassen.

„O, noi," erwiderte er, „wenn sein krank, muß melden an die Morgen bei Unterofficier."

Nach einer abermaligen schlaflosen Nacht that ich dies denn auch, der Unterofficier notirte es und holte mich richtig gegen Mittag ab, um mich dem Arzte vorzustellen. Er war ein kleiner ältlicher Mann. Ich redete ihn in französischer Sprache an und bat ihn, mich auf meine Schmerzen hin zu untersuchen. Wie von der Tarantel gestochen, fuhr er auf und schrie mich an, hier habe man nur italienisch zu reden. Ich sah, hier war nichts zu machen, und deshalb ersuchte ich Bruder Meiniges, der dabei stand, mich in die Zelle zurückzuführen. Dieser zögerte und sah den Arzt an, indem er ihm mein Verlangen mittheilte. Da sprang dieser auf, stellte sich vor mich hin und: „Parlez français!" lautete die nicht freundliche Aufforderung.

Ich setzte ihm nun aus einander, was mir fehle, wo ich Schmerzen habe, wie dieselben sich äußerten und wie nach meiner Ansicht eine Entzündung oder dergleichen vorliege. Als er keine Anstalt zur Untersuchung machte, bat ich ihn, mir wenigstens ein Tuch zu verschreiben, damit ich mir Kaltwasserumschläge machen könne.

„Sie erhalten nichts!" rief der würdige Jünger Aesculaps, drehte sich kurz um und mit den Worten: „Man weiß nicht, ob es wahr ist," setzte er sich wieder an seinen Tisch.

Ich aber, um einen Theil Hoffnung auf menschliche Behandlung ärmer, spazierte mit Bruder Meiniges in meine Zelle zurück. Wollte man mich mit Gewalt umbringen? Unwillkürlich fiel mir Fritz Reuter und Onkel Dambach ein, und wie Ersterer mit dem Franzosen zusammen in der Berliner Hausvogtei krank und erschöpft drei Tage und drei Nächte im Winter auf bloßen Dielen in ungeheizter Zelle hatte zubringen müssen. Ich nahm mir vor, den Onkel Dambach's hier und ihrer rohen Gewaltthätigkeit Gleichmuth und festen Muth entgegenzusetzen. Diese Italiener konnte ich zwar in ihrem augenscheinlichen Verlangen, einen Deutschen zu quälen, nicht hindern, wenn sie aber hofften, mich mürbe zu machen, so sollte ihnen das ungeachtet meiner Krankheit nicht gelingen, und sie sollten mich nicht schwach sehen.

So vergingen vier Tage, ohne daß ich einen Bissen genießen konnte, nur schmutziges Wasser, das ich mit Ekel trank, genoß ich des Fiebers wegen. Am fünften Tage erschien Bruder Meiniges. „Nimm Dein Mantel!" sagte er, indem er auf meinen Ueberzieher zeigte.

Schon glaubte ich, die Stunde meiner Befreiung habe geschlagen, aber ich wurde bald enttäuscht, denn ich sollte nur die Zelle wechseln. Ich wurde in ein anderes, ebenfalls zu ebener Erde liegendes Gewölbe gebracht, das fünf Insassen zählte von dem verschiedensten Alter. Das Gewölbe hatte den Vorzug, daß die Strohsäcke nicht auf dem feuchten Steinboden lagen, sondern auf hölzernen Gestellen. Einer von den Bewohnern wurde mir vom Unterofficier als der französischen Sprache kundig vorgestellt und mir anheimgegeben, mich mit ihm zu verständigen. Alle waren außer einem leinenen Hemd nur mit leinenem Beinkleid bekleidet, die Füße mit Holzpantoffeln. Da ich in ihren Augen fein gekleidet war, mochten sie mich wohl für irgend einen Genossen halten, der sein Handwerk im großen Stile trieb, und sie traten, als ich von dem kurzen Gange erschöpft und voller Schmerzen mich auf mein Lager warf, mir mit einer Art vertraulichen Respectes entgegen und stellten sich um mein Bett herum. Der Aelteste, schon grau von Haaren, war eben der, welcher französisch sprach; er bewirkte die Vorstellung. Ich war also unter Leuten, die Lebensart hatten.

Er fing mit sich selbst an. In seinem italienischen Französisch begann er: „Ich bin afrikanischer Chasseur gewesen, habe vierzehn Jahre gedient, aber als Militär nur acht Jahre, im Gefängniß sechs Jahre."

Ich fragte ihn, warum er jetzt hier wäre.

„Eh!" erwiderte er verächtlich, „kleiner Diebstahl, nur eine Uhr."

„Wie lange müßt Ihr dafür sitzen?"

„Drei Jahre," und erklärend setzte er hinzu: „Es ist das sechste Mal, daß ich bestraft werde, deshalb habe ich drei Jahre erhalten."

„Was werdet Ihr thun, wenn Ihr die Strafe verbüßt habt?"

„Dasselbe, stehlen!" erwiderte er ohne Zögern und mit entsprechender Handbewegung. „Und dieser hier," dabei zeigte er auf einen neben ihm stehenden jüngeren Mann, „mit diesem ist es dasselbe, er hat mehrere Male gestohlen."

„Und die übrigen drei?"

„Alle haben sie mehrere Male gestohlen," war die Antwort.

Also unter mehrfach bestrafte Diebe hatte man mich eingesperrt, mich, den Bestohlenen; und ihr glücklicherer Genosse saß jetzt vielleicht mit meinem Gelde und ließ sich's wohl sein, während ich an seiner Stelle im Gefängniß saß. Erhebendes Bewußtsein!

Der Jüngste der sauberen Gesellschaft, ein frecher Bursche von achtzehn Jahren, rühmte sich, schon als kleiner Knabe von acht Jahren den ersten Diebstahl begangen zu haben. Es war eine Diebsgesellschaft, die ihre weitere Ausbildung im Handwerk mit Ernst und Eifer betrieb, praktisch und theoretisch.

In Bezug auf die letztere, die theoretische Ausbildung, hatten sie sich mit der geeigneten Lectüre versehen. Gleich am folgenden Tage brachte mir einer derselben eine Anzahl Lieferungen eines, wie er sagte, vorzüglichen Buches. Ich warf einen Blick darauf und las mit Erstaunen: „Rinaldo Rinaldini, capo di Briganti di XVIII. secolo. I misteri degli Abruzzi, Romanze popolare per A. Sondermann. Editore Meyer in Genf." (Rinaldo Rinaldini, Räuberhauptmann des achtzehnten Jahrhunderts. Die Mysterien der Abruzzen; volksthümlicher Roman von A. Sondermann, Verleger Meyer in Genf.)

Also zwei Deutsche, wenigstens dem Namen nach, erwarben sich das unschätzbare Verdienst, durch Schilderung der Gräuelthaten des bekannten Räubers das Bildungsbedürfniß der eingesperrten Verbrecher zu befriedigen und ihre Laufbahn als edel und erhaben in den lockendsten Bildern ihnen vorzumalen.

„Rinaldo Rinaldini." so sagen sie in ihrer Ankündigung. „Wer hat nicht von ihm sprechen hören, das Leben dieses Sohnes der Wälder besingen hören, des mächtigen Beherrschers der Abruzzen? Selbst die Kinder kennen ihn dem Namen nach." — O, ihr Herren Sondermann und Meyer, möchtet ihr doch selbst in die Abruzzen gehen oder — zum Henker! — Mit großen Lettern war dann unter dieser Anpreisung verheißen: „Ciascun abbonate riceverà in premio gratuito:

Il ritratto del Re Umberto."

Also jeder Abonnent erhielt gratis ein Bild des Königs Humbert von Italien! — Hatte diese Verheißung dem berühmten Räuber den Eintritt in das Gefängniß der Verbrecher ermöglicht, damit seine Geschichte fort und fort wirke zur Bildung würdiger Nachfolger? Ich weiß es nicht; ich habe nur gesehen, daß man diese Lectüre ruhig in den Händen der Leute ließ, während man mir Taschentuch, Kamm und Seife als wahrscheinlich unpassende, wenn nicht gefährliche Dinge versagte. — O Italien, wunderbares Land! Land der Contraste!

Während des ganzen Tages saßen die Leute und arbeiteten. Frauenstrümpfe mit kunstvollen Rändern, Kindermützchen u. dergl. wurden von ihnen ohne Vorlage geschickt und in unglaublich kurzer Zeit angefertigt. Gegen Abend aber wurde Rinaldo hervorgeholt. Einer der Jüngeren, der des Lesens kundig war — ein Priester kam jede Woche drei Mal, um die jüngeren Gefangenen in der Kunst des Lesens zu unterweisen und zu üben, wie man mir sagte, ohne dafür von der Regierung bezahlt zu werden — also Einer setzte sich dann auf einen Strohsack, die Anderen gruppirten sich um ihn und hörten mit sichtlichem Interesse zu. Der Vorleser unterbrach sich oft, um eine Stelle mit anderen Worten zu wiederholen oder auch eine Erklärung zu geben. Kam eine besonders interessante Stelle oder etwas, was sie nicht erwartet hatten — und interessante Stellen schien es viel zu geben — dann stießen sie den Ruf aus, der alle Empfindungen auszudrücken schien und den ich hunderte Mal täglich hörte: „O Cristo! O Cristo santo! O Cristo e Madonna!"

Wenn dann die Dunkelheit hereinbrach, dann hörte wohl der Leser auf, aber das durch die Lectüre angeregte Thema wurde fortgesponnen; es wurden Geschichten erzählt (und der ehemalige Chasseur d'Afrique war besonders stark darin), in welchen Carabinieri und Briganti die Hauptrolle spielten. Dabei liefen sie in der Zelle auf und ab, der Chasseur gesticulirte nicht nur lebhaft, sondern stellte die geschilderten Situationen auch dar, so weit es der beschränkte Raum zuließ. Bald glitt er an der Wand hin, wie um den Verfolgern auszuweichen, bald machte er gewaltige Sprünge, immer dabei lebhaft erzählend, oder er sprang auch wohl in das hochgelegene Fenster, hier alle möglichen gymnastischen Uebungen vornehmend, während die Anderen ihm bewundernd zusahen, um es ihm später nachzuthun. Er zeigte eine Kraft des Körpers, verbunden mit einer katzenartigen Geschmeidigkeit, daß er ein guter Lehrmeister der Anderen war, diese aber gelehrige und willige Schüler.

Wenn dann nach Dunkelwerden draußen die Glocke zum Schlafengehen ertönte, dann wurde das Gespräch leise, aber nicht minder lebhaft fortgeführt, bis um zehn Uhr die visitirende Wache kam. Ein Huschen hin und her, und die Eintretenden fanden Alles im tiefsten Schlafe. Doch nicht alle Abende wurde erzählt. Sie sangen und marschirten dazu. Unter den Marschliedern war eins, das besonders beliebt zu sein schien. Das Lied ist eine Erinnerung an 1870. Es wird in ihm von verrätherischen Generalen gesprochen, die 130,000 Gefangene an die Preußen geliefert haben, und schließlich Napoleon selbst als Verräther bezeichnet, den man nicht haben will: „Noi non vogliamo più Napoleone!"

Aber ich bin diesen Leuten doch zu Dank verpflichtet, und ich will nicht unterlassen, es zu erwähnen. Während die Wächter und Aufseher ihren ganzen Hohn und Spott tagtäglich über den kranken Tedesco ausschütteten, mir jede Hülfe versagt wurde, waren diese Ausgestoßenen barmherziger. Mit Sorgfalt machten sie mir die Kaltwasserumschläge, die ich verlangte.

Als ich eines Tages einen Asthma-Anfall bekam, der mich zu ersticken drohte, und die rohen Wächter, die gerufen wurden, auch jetzt, anstatt mir Hülfe zu leisten, respective den Arzt zu rufen, ärgerlich über die Störung in ihrem dolce far niente, nur Verwünschungen und Spott hatten, mit dem sie sich schleunigst wieder entfernten, bemühten sich diese Leute um mich, frottirten mir Brust und Rücken und ließen für ihr Geld — sie waren verurtheilte Verbrecher und konnten daher Alles haben, während man mir, dem Untersuchungsgefangenen, Alles versagte — in der Cantine der Festung Camillenthee bereiten, den sie mir einflößten. Jeden Abend schüttelten sie mir meinen Strohsack auf, um mich so weich wie möglich zu betten, und verschiedene Abende besorgten sie mir sogar eine Tasse Milch, da sie, wie sie sagten, es unmöglich fänden, daß ich bei Wasser und Brod existiren könnte. Während sie seitens der Gefangenenanstalt mit reiner Wäsche sonntäglich versorgt wurden, versagte man mir ausdrücklich die Darreichung derselben. Da stellten sich die Verbrecher hin und wuschen mir meine Hemden, denn, bemerkten sie, es sei gegen ihre Ehre, mich in solchem Zustande zu lassen.

Dank Euch, Ihr ehrlichen Spitzbuben! Wer weiß, was ohne Euch aus mir geworden wäre!

Als ich zehn Tage in dem geschilderten Zustande zugebracht hatte, wurde ich eines Morgens gezwungen, mich zu erheben, um vor das Tribunal geführt zu werden. Langsam nur konnte ich folgen. Man führte mich in die Schreiberstube, und hier geschah etwas, was nach allem Vorhergegangenen ich doch nicht erwartet hatte. Zwei Gensd'armen erwarteten mich. Kaum war ich eingetreten, als der eine derselben über mich herfiel, sich meiner linken Hand bemächtigte, eine starke eiserne Kette darum schlang, die er zusammenknebelte. Dann schloß er mich an ein anderes Individuum an, und nun wurden wir Beide hinausgetrieben über den Hof in ein gegenüber stehendes großes Gebäude, dort wurde ich in ein Zimmer gesperrt und an beiden Händen mit eiserner Kette geknebelt.

Ich glaubte, im Fiebertraum zu sein. Nach längerer Zeit wurde ich wieder herausgeholt, die Kette mir abgenommen und ich dann in einen Saal geführt, den ich sogleich als den Sitzungssaal des Tribunals erkannte. Er war mit Zuhörern dicht gefüllt und hatte ganz das Aussehen eines deutschen Gerichtssaales. Fünf Richter in schwarzem Talar saßen auf einer Tribüne, rechts der Staatsanwalt, links der Vertheidiger. Ich übergehe die ausführliche Beschreibung der Verhandlung, da sie von ähnlichen Proceduren in Deutschland nicht sehr verschieden ist.

Der Staatsanwalt beantragte auf Grund der Aussage jenes Wirthes, mich wegen versuchten Betruges zu sechs Tagen Gefängniß zu verurtheilen, wie mir durch den Dolmetscher mitgetheilt wurde. Schon wollte ich, meine Schmerzen verbeißend, mich erheben, um meine Vertheidigung selbst zu führen, als auf einen Wink des Präsidenten der Vertheidiger sich erhob.

In längerer Rede wies er, wie ich später erfahren, auf das gänzlich Unbegründete der Anklage hin. Ein Mann, so führte er aus, der einige Wochen eine wissenschaftliche Reise gemacht, wie aus den Notizen hervorgehe, die er bei sich trage, der ferner solche Documente, wie Paß und Diplom einer deutschen Universität, besitze, aus dessen Briefen man alle seine Angaben über seine Stellung, seinen Beruf etc. bestätigt finde, und der, was man auch gethan habe, um ihn zum Vagabunden zu stempeln, diesen Eindruck gewiß nicht mache, könne doch unmöglich hierher gekommen sein, in eine Gegend, die er nicht kenne, unter Leute, deren Sprache er nicht spreche, um einen Wirth um siebenzehn Franken zu betrügen. Vielmehr sei, da alle meine anderen Angaben sich als wahr ergeben hätten, auch wohl meine Aussage zu glauben, daß ich der Bestohlene sei. Er schilderte das Verfahren des Wirthes nicht blos als inhuman, sondern als perfid, da er, anstatt mir mit Rath in meiner durch den Verlust sehr unangenehmen Lage beizustehen, in perfider Weise mich als Betrüger der Polizei denuncirt habe.

Das war brav, Herr Advocat A.....!

Der Gerichtshof zog sich zurück, die Verhandlung dauerte aber nicht lange. Bald erschienen die Herren und der Präsident verkündete den Spruch, wonach ich für nichtschuldig erklärt und mir eröffnet wurde, daß ich unmittelbar in Freiheit gesetzt werden sollte.

Ich athmete auf und vergaß sogar auf einige Zeit meine Schmerzen, so sehr wirkte dies freisprechende Urtheil auf mich und die Gewißheit, diesen Ort in wenigen Stunden schon verlassen zu können. Freiheit! Freiheit! Sie sollte mir Gesundheit und Alles wiedergeben, was mir theuer war. Als ich daher in das Gefängniß, diesmal ohne Ketten, zurückgeführt wurde, hielt ich dies blos für Formalität, bis die betreffenden schriftlichen Ordres etc. gegeben sein würden! Ich warf mich auf mein Lager, um Kräfte zu sammeln für den nachherigen längern Gang in die Stadt. Aber Stunde auf Stunde verging, und kein erlösender Engel in Gestalt eines blauen Unterofficiers erschien, um mich in die ersehnte Freiheit zu führen. Die Nacht brach herein, und für heute mußte ich wohl auf Befreiung verzichten, das sah ich ein.

Als der Morgen kam, hielt ich mich bereit, um auch nicht eine Minute länger hier bleiben zu müssen, wenn die Erlaubniß zum Fortgehen käme. Da kam denn endlich ein Unterofficier und theilte mir in französischer Sprache mit, daß ich auf Anordnung der Polizei bis auf Weiteres inhaftirt bleibe.

Ich war wie vom Schlage getroffen und brachte nur ein „unmöglich!" heraus. Die Wächter brachen darüber in lautes Gelächter aus und entfernten sich. Es war aber auch gar zu spaßhaft, daß ein Deutscher eine solche Willkür der Polizei für unmöglich hielt. Ich mußte mich fügen und that es in stummer Resignation. Aber diese zehn Tage, die ich von dem freisprechenden Erkenntnisse an noch an diesem Orte zubringen mußte, waren härter als die vorhergehenden.

Ich verlangte Schreibmaterial, um endlich nach außen Nachricht von meinem Aufenthalte geben zu können — vergebens! Ich beanspruchte eine gesündere Zelle und bestand darauf, daß man kein Recht habe, mich mit bestraften Verbrechern einzusperren, nachdem ich freigesprochen sei — Alles vergebens! Ich war in der Gewalt der Polizei und sollte erfahren, was eine italienische Polizeibehörde vermag ungeachtet des Richterspruches, der in aller Form abgefaßt und rechtsgültig war.

Als einige Tage vergangen waren, rieth mir mein afrikanischer Chasseur, mich an den Geistlichen zu wenden, der alle Wochen mehrere Male zum Unterrichte komme. Er habe das Recht, sich der Kranken anzunehmen, und verschaffe ihnen die Bedürfnisse, die von der Verwaltung nicht gewährt würden. In meiner ungewöhnlichen Lage betrat ich diesen für mich ungewöhnlichen Weg, schickte ihm heimlich durch einen seiner Schüler einen Zettel, worin ich ihm meine Lage aus einander setzte und um seine freundliche Vermittelung bat.

Statt aller Antwort sandte er mir ein Buch in französischer Sprache „Conversion merveilleuse de Mr. Marie Ratisbonne", eine Geschichte, in welcher unter Anführung der wahrheitsgetreuen Berichte von Augenzeugen erzählt wird, wie ein Jude, erfüllt von Haß gegen die katholische Kirche, im Jahre 1842 am 20. Januar in eine alte verlassene, der Jungfrau Maria geweihte Capelle eingetreten und dort in Zeit einer Viertelstunde durch das unmittelbare Erscheinen der heiligen Jungfrau in Person aus einem Feinde der Kirche in einen gläubigen Sohn derselben umgewandelt worden sei.

Ich schickte dem Herrn bei seinem nächsten Besuche das Buch mit bestem Danke zurück, worauf er mir sagen ließ, er habe nichts weiter für mich.

Da kam Bruder Meiniges und fragte mich, ob ich etwas lesen wolle, lesen sei erlaubt, aber weiter nichts. Ich erwiderte, daß es hier für mich wohl kaum etwas geben könne.

„O," erwiderte er, „der Chef hab Bücher, viel Bücher."

Nicht lange darauf erschien der Gefängnißschreiber und redete mich mit seinem piemontesischen Französisch mit wichtiger Miene an. Er habe, so sagte er, auf sein Ansuchen vom Chef etwas Ausgezeichnetes erhalten. Der letztere lasse mir sagen, das Buch aber ja in Acht zu nehmen, da es ihm sehr werthvoll sei; es sei das Ausgezeichnetste und Feinste, was es gäbe. Zwar, und hier flog ein verschmitztes Lächeln über sein breites Gesicht, sei das Buch eigentlich unmoralisch, aber es ist etwas, das man lesen muß, denn der Zweck ist gut, ja man kann sagen, sehr gut.

Ich war nach dieser Einleitung etwas gespannt, dies sonderbare Buch kennen zu lernen. Als er es mir endlich in die Hände gab, las ich: „La dame aux Camélias par Alexandre Dumas fils". Fast hätte ich gelacht, doch ich wollte den kleinen Mann nicht beleidigen, glaubte er doch, mir eine große Gefälligkeit zu erweisen durch Ueberreichung des Buches.

Welche werthvolle Lectüre gab es in diesem italienischen Gefängnisse! Die Verbrecher hatten ihren Rinaldo Rinaldini, der Priester seine Bekehrungsgeschichten von Juden, Protestanten und andern Heiden, der Chef aber seine „Cameliendame" mit dem unmoralischen Inhalt, aber doch guten Zweck.

Ich schließe hiermit meine Geschichte und füge nur noch hinzu: Nachdem ich drei Wochen ohne Grund eingesperrt gewesen war, wie der gemeinste und schwerste Verbrecher behandelt, ließ man mich nicht etwa einfach frei, sondern ich wurde, auf Antrag der Polizei, vom Minister des Landes verwiesen. Ich will keinen zu schweren Stein auf die hier auf die Scene meiner Geschichte geführten Obrigkeiten werfen. Irren ist menschlich, nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland. Wenn aber eine Nutzanwendung für die Sicherheit von Reisenden gegen solche unberechenbare Irrthümer aus meinem Mißgeschick hervorgehen könnte, so würde dies mit die Erinnerung an dasselbe doch wenigstens zu etwas Erfreulichem machen.

Blätter und Blüthen.

Siemering's Luther-Denkmal zu Eisleben. (Mit Abbildung S. 713.) Am 10. November wird die Hülle von dem Luther-Denkmal fallen, welches in seiner ehernen Macht den alterthümlichen Eislebener Marktplatz überragt. In der Linken die Bibel, seine Burg „voll guter Wehr und Waffen", in der Rechten die päpstliche Bannbulle, welche dem treuesten Sohne der Kirche die Thür des Heiligthums verschließen will und welche darum ein Raub der Flammen werden muß, so schaut er vom Eislebener Marktplatz in die vielbewegte Gegenwart hinein, eine geistesgewaltige Illustration des kühnen Wortes: „Und wenn die Welt voll Teufel wär'!"

Woher Luther den Muth nahm, gegen eine mehr als tausendjährige Macht anzukämpfen, das zeigt uns Meister Siemering in den herrlichen Reliefs, welche den Sockel des Denkmals einschließen. Da finden wir zunächst Luther's Wappen an der Vorderfront. Es ist ja allgemein bekannt, dieses Wappen, von welchem der volksthümliche Vers singt:

„Des Christen Herz auf Rosen geht,
Selbst wenn es unter'm Kreuze steht. —"

aber neu ist die packende Allegorie, zu welcher Siemering dieses Luther-Wappen umgedichtet hat. Das Wappenschild wird von einem Engel gehalten. Zu seinen Füßen liegt überwältigt zähnelnirschend, noch einmal sich machtlos aufbäumend „der alt' böse Feind", dessen „groß Macht und viel List" an der Wahrhaftigkeit zu Schanden geworden ist. Hier haben wir ein Bild von Luther's Kämpfen und Ringen, welches mit ursprünglicher Gewalt auf den Beschauer wirkt.

Sein Rüstzeug hat Luther aus der Waffenkammer genommen, die er seinem Volke auf der waldumwobenen Wartburg erschlossen hat. Das Relief auf der Südseite zeigt ihn uns bei der Bibelübersetzung. Abweichend von den Darstellungen, welche den bibelforschenden Luther erhobenen Hauptes und weit hinausleuchtenden Blickes darstellen, giebt uns Siemering einen still sinnenden, innerlich vertieften Luther, welcher sich in Gottes Wort förmlich begraben fühlt, um als eine vom Geiste Gottes durchheiligte Persönlichkeit aus der Tiefe aufzuerstehen. Luther's Charakteristicum, seine demüthige Treue tritt auf diesem Relief besonders schön in die Erscheinung.

Die Nordseite des Denkmals bringt ein Bild aus den Tagen des Kampfes. Luther und Eck — neue und alte Zeit im Geisteskampfe! Hier der wortreiche, an sophistischer Weisheit genährte Vertheidiger mittelalterlicher Ideen; dort der körnige, an Gottes Wort stark gewordene Augustiner. Diese beiden Profile — Luther und Eck — verkörpern zwei von Grund aus verschiedene Welt- und Lebensanschauungen, wie sie auch in Eck's Decretalen und in Luther's Bibel zum Ausdruck kommen. Beides gewaltige Mächte, und doch zeigt uns dieses Relief in seiner plastischen Ruhe, „wer hier seinen Feind niederreiten wird".

Bedarf das letzte Bild noch einer Erklärung? „Luther im Kreise seiner Familie" lebt ja durch alle Zeiten im Herzen des deutschen Volkes. Wie der heldenhafte Mann so kindlich in die Saiten greift, wie sein „Herr Käthe" dem süßen Sange lauscht, wie Hans, Martin und Lenchen sich kindlich fromm an die Eltern schmiegen und wie dieses stille Familienglück für unzählige deutsche Häuser vorbildlich geworden ist — davon weiß ja jedes evangelische Herz zu singen und zu sagen. An Luther ist es doch wahr geworden, was auf die Nachricht von seinem Tode ein Freund schrieb: „Dieser Luther ist gar nicht todt, er lebt und wird leben."

Jahre lang hat Professor R. Siemering an dem Denkmale gearbeitet, Jahre lang hat die Stadt Eisleben an den Geldern gesammelt, um die bedeutenden Kosten des Denkmals decken zu können — für alle Zeiten aber soll der protestantische Luther in seiner Geburtsstadt stehen, eine Mahnung für das deutsche Volk, seine besten und heiligsten Güter festzuhalten und vom Kampfe zum Siege durchzudringen. —rch.

Inhalt. Die Braut in Trauer. Von Ernst Wichert (Fortsetzung). S. 709. — Doctor Martin Luther. Von Emil Zittel. S. 712. — Des deutschen Volkes Ehrentag. Von Ferdinand Hey'l. S. 716. Mit Illustration. S. 717. — Die Frauentage und die Frauenbewegung. S. 718. Mit Portraits. S. 721. — Unter Spitzbuben. Ergötzliche und lehrreiche Geschichte aus dem schönen Italien (Schluß). S. 722. — Blätter und Blüthen: Siemering's Luther-Denkmal zu Eisleben. S. 724. Mit Abbildung. S. 713.

Für die Redaction bestimmte Sendungen sind nur zu adressiren: „An die Redaction der Gartenlaube, Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig".

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 45. 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

An unsere Leser und Freunde!

Wir erachten es für unsere Pflicht, unserem weiten Leserkreise die Mittheilung zu machen, daß die „Gartenlaube“ mit Schluß dieses Jahres in einen anderen Verlag übergehen wird. Von den Erben Ernst Keil's ist dieselbe an die Herren Gebrüder Kröner in Stuttgart abgetreten worden, welche vom 1. Januar 1884 an die geschäftliche Leitung unserer Zeitschrift mit frischen Kräften übernehmen werden.

Wir sind beauftragt, allen unseren Lesern und Freunden die festeste Versicherung abzugeben, daß damit im Geiste, in der Tendenz und in dem bewährten freundschaftlichen Verhältniß der „Gartenlaube“ zu ihren Mitarbeitern und Abonnenten nicht die geringste Aenderung eintreten soll. Die „Gartenlaube“ wird für alle Zeiten ihren alten Aufgaben treu bleiben und dieselben patriotischen und menschenfreundlichen Ziele im Auge behalten, welchen sie mit so seltenem Erfolge seit mehr als dreißig Jahren entgegengestrebt hat. Dabei wird sie aber auch den neuen Aufgaben, welche jede Zeit wieder an ein so hervorragendes Organ zu stellen hat, sich nicht entziehen. Der angesehene Name der neuen Besitzer, ihre weithin bekannten Leistungen auf dem Gebiete des künstlerischen Illustrationsverlags und insbesondere ihre schönen, der Verherrlichung unseres Vaterlandes gewidmeten Verlagswerke bürgen dafür, daß die Zukunft des größten deutschen Volks- und Familienblattes schwerlich in geeignetere Hände gelegt werden konnte. Und in dieser Zuversicht muß Jeder noch durch den bedeutungsvollen Umstand bestärkt werden, daß die neuen Verleger das Vermächtniß des unvergeßlichen Begründers unseres Blattes in seinem vollsten Umfange zu erfüllen gedenken und aus eigener, vollster und innerster Ueberzeugung sich verpflichtet haben:

> **daß die „Gartenlaube“ — nach dem Wortlaute des Testamentes von Ernst Keil — auch in Zukunft volksthümlich redigirt werde und im Dienste der Sitte, der Aufklärung, der Rechte des Volkes und eines mächtigen, einigen Deutschlands stehe.**

So sind wir denn fest überzeugt, daß die Hunderttausende deutscher Familien, in welchen unser Blatt seit Jahrzehnten eingebürgert ist, dasselbe nach wie vor als den langgewohnten, aufrichtigen Freund und Berather an ihrem häuslichen Herde willkommen heißen werden, und bitten wir Alle, der Redaction, welche in ihrem bisherigen Bestande die „Gartenlaube“ auch fernerhin in Leipzig herausgeben wird, das alte Vertrauen und die langjährige treue Freundschaft bewahren zu wollen.

Leipzig, den 24. October 1883.

Die Redaction der „Gartenlaube“.

Die Braut in Trauer.

Erzählung von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Eine Minute später trat Herr von Brendeln, die beiden Damen rechts und links am Arm führend, glückstrahlend im ganzen Gesicht in den glänzend illuminirten Garten ein.

Verwandte und Freunde des Hauses beeilten sich, Helene zu begrüßen und wegen ihres langen Ausbleibens zu befragen. Sie gab scherzend Antwort. Osterfeld kam vorüber, stutzte und bog in einen Seitenweg ein, um sie nicht ansprechen zu müssen. Um so munterer gab Herr von Gräwenstein seiner Freude Ausdruck, daß es dem Vetter gelungen sei, alle Bedenken der verehrten Schwägerin zu besiegen. „Wie weißt Du denn,“ fragte Vera, „daß dieser Erfolg auf Rechnung des Herrn von Brendeln kommt?“

„Vermuthung — Vermuthung,“ redete er sich aus. „Es wurde davon gesprochen —“

„Daß meine Schwester Fräulein Helene aufsuchen wollte,“ ergänzte der Assessor. „Ihre Zauberkünste sind wirksam gewesen.“

„Ist Dir's unlieb?“ fragte Helene.

„O gewiß nicht,“ versicherte Vera etwas verlegen. „Im Gegentheil . . .“

Unter dem Laubbogen, auf dem im Gaslicht der Namenszug des Brautpaares schimmerte, wurde die Frau Consul sichtbar. Sie hatte mehrere der angesehensten Gäste, höhere Officiere und Herren in besterntem Frack, in ihrem Gefolge.

Helene machte ihren Arm frei und eilte auf sie zu. „Da bin ich nun doch, Mamachen,“ sagte sie, „Du sollst in Allem Recht behalten.“

Frau Berghen lächelte etwas gezwungen. „Ich hörte schon

von Osterfeld —" Sie zog mit einem kurzen Ruck die Hand fort, die Helene küssen wollte, und sagte leise: „Aber wie ist es möglich, Kind, daß Du so tactlos —"

„Mama —!"

„Mit rothen Rosen geschmückt!"

„Sie waren gerade zur Hand —"

„Ist das eine Entschuldigung, Helene? Du kannst gar nicht auffälliger den Wechsel Deiner Gesinnung zur Schau stellen. Diese Rosen sagen Jedem Alles. Pfui! sie machen Dich häßlich."

„Das geht zu weit, Mama."

„Ja, das geht zu weit. Im weißen Kleide hätte ich Dich lieber gesehen, als mit diesem koketten Ausputz."

„Kokett —!" Sie wurde auffallend bleich im Gesicht und preßte die Lippen zusammen. „Fräulein Aurelie von Brendeln wird Dir erklären —"

„Ich sehe, was ich sehe. Des Beifalls ihres Herrn Bruders bist Du ja auch wohl sicher."

Helene richtete sich stolz auf. „Ich habe mich um ihn noch nicht bemüht. Willst Du mir noch mehr Kränkendes sagen?"

„O —! Du hast mir heute den ganzen Festtag verdorben," zischelte die alte Dame.

„Das thut mir leid," entgegnete Helene kühl. „Aber wie Du, sieht's gewißlich kein Anderer. Es ist nun einmal geschehen. Was willst Du? Die Rosen welken rasch. Sieh mich nach einer Stunde; vielleicht gefalle ich Dir dann wieder besser."

Sie wendete sich ab. Die Herren, die sich zum Brautpaar gesellt hatten, nahmen die Frau vom Hause wieder in ihre Mitte. Die Musik spielte einen lockenden Walzer, und die jungen Leute versuchten ein Tänzchen auf dem grünen Rasen. Dorthin zog sich die Gesellschaft. Helene blieb stehen. Als sie aufsah, stand Herr von Brendeln neben ihr und bot ihr den Arm. Sie nahm ihn ohne Zögern an und ließ sich in einen Seitengang führen, der jetzt ganz leer war. „Die Frau Consul sah recht verdrießlich aus," sagte er.

Sie gab kein Zeichen der Zustimmung, schien auch eine Frage ganz zu überhören. Er wagte es, seine Hand sanft auf die ihrige zu legen, während er weiter sprach.

Sie ließ es geschehen.

So hatten sie sich dem Ende des Ganges genähert. Er führte zu einer Laube von alten Lindenbäumen, die sich dann rechts und links wieder öffnete. In den Ecken standen Bänke. In dem Augenblicke fast, in dem sie eintraten, erhob sich von einer derselben eine dunkle Gestalt und verschwand im Seitenwege hinter den dicken Stämmen. Helene machte eine zuckende Bewegung, löste rasch ihre Hand und ließ auch seinen Arm frei. „Das war Walter," sagte sie.

„Herr Doctor Grün — es kann ja sein," meinte der Assessor, dem diese Störung sehr unlieb war.

„Ich glaubte ihn gar nicht anwesend."

„Hatte ihn auch bisher nicht bemerkt. Er hielt sich in der dunkeln Laube versteckt, um zu philosophiren. Eine ganz eigene Art von Vergnügen."

„Er muß uns gesehen haben."

„Wahrscheinlich. Es ist ja gleichgültig."

„Ich war so in Gedanken ...." Sie wendete, ihm einen Schritt voraus, in den Seitenweg ein, in dem die Gestalt verschwunden war. Brendeln ergriff ihre Hand und suchte sie zurückzuziehen. „Bleiben Sie, theuerste Helene," bat er, „— nur eine kurze Minute."

Sie wendete sich erschrocken zurück. „Herr Assessor —!"

„Eine so günstige Gelegenheit, mich Ihnen zu eröffnen, kehrt nicht wieder. Mögen die Rosen, mit denen Sie sich nach so langer Kummerzeit in Hoffnung einer heiteren Zukunft zum ersten Mal wieder geschmückt haben, auch mir glückverheißend sein. Helene, ich wage das Geständniß —"

„Nein, nein!" unterbrach sie ihn, seine Hand mit Heftigkeit zurückstoßend. „Ich darf — ich will Sie nicht hören. Sie täuschen sich!"

„Gewiß nicht." Er folgte ihr, während sie ihm mit raschen Schritten zu enteilen suchte. „Wenn Sie nur ein Wort —"

„Peinigen Sie mich nicht," bat sie, ohne zurück zu sehen. „Mir ist so weh zu Muthe. Ach! ich bin schlecht — recht schlecht!" Sie riß die Rosen von ihrer Schulter und warf sie auf die Erde.

Herr von Brendeln blieb stehen, bückte sich und hob die Rosen auf. Er lächelte befriedigt. „War das die Antwort?" murmelte er. „Ach! sie ist recht geschickt, nichts zu sagen und alles errathen zu lassen. Ich täusche mich nicht." Er steckte die Knospe in's Knopfloch.

Helene eilte durch den ganzen Garten, durch die Festräume des Hauses.

Walter war nicht zu finden. Wenn sie ihn wirklich gesehen hatte, mußte er sich sogleich entfernt haben.

9.

Der folgende Tag war Ruhetag. Seine alte Bedeutung hat der Polterabend verloren. Man giebt eine Gesellschaft und ruht dann von den Strapazen vor der Hochzeit aus.

Die Familie fand sich erst beim Mittagstisch zusammen, auch da noch wohl schläfrig und abgespannt. Frau Consul Berghen schien Helene gar nicht zu bemerken. Nur Hauptmann von Gräwenstein sprach freundlich mit ihr — wohl zu freundlich nach der Meinung seiner Braut, da sie sich schmollend abwandte.

Auch nach Tische wurde jede Aussprache vermieden. Man zog sich zurück und ließ Helene schließlich allein. Sie ging wieder auf ihr Zimmer, sehr verstimmt und traurig. Aurelie kam sie zu besuchen — sie war auch schon Vormittags da gewesen — um sie zu einer Promenade aufzufordern. Helene bat sie zu entschuldigen, sie sei unwohl. Nun hielt es das Fräulein für Pflicht, ihr Gesellschaft zu leisten. Sie hatte eine muntere Art aus dem Hundertsten in's Tausendste zu plaudern. Zwischendurch fragte sie soviel, daß es kaum möglich war, immer ganz vorsichtige Antworten zu geben. Auf ihren Bruder brachte sie immer wieder die Rede. Ob er ihr denn mitgetheilt habe, was der Präsident gestern gesagt? Das Rathspatent sei unterwegs. „Ein kleiner Anfang — für seine Jahre immer ein Erfolg. Er ist jünger, als Sie vielleicht glauben — für einen Regierungsrath wirklich noch recht jung. Rathen Sie, wie alt er ist! Die anstrengenden Studien und die kopfbrechende Arbeit ... da haben Sie's. Gelebt hat er bis jetzt wenig. Wenn er bisher unverheirathet geblieben ist, ist's wahrlich nicht die Schuld der Damen. O, er hätte schon manche gute Partie machen können — man hat sie ihm förmlich angeboten. Aber darin ist er nun komisch altmodisch: das Herz soll durchaus sprechen! Wie finden Sie das? Eigentlich ganz allerliebst, nicht wahr? Wir Frauen schwören zur Fahne des Idealismus. Leopold hat Recht: das Herz muß sprechen."

Sie schien sich gar nicht losreißen zu können. „Sie glauben gar nicht, wie sympathisch Sie mir sind," versicherte sie ein Mal über das andere. Es vergingen ein paar Stunden. Helenen schwirrte der Kopf, sie antwortete kaum noch das Nothdürftigste. Mißtrauen empfand sie nicht, es gefiel ihr, daß die Schwester so zärtlich überall des Bruders Partei nahm. Sie fühlte sich sehr erleichtert, als die Dame mit vielen Küssen endlich Abschied nahm. Dann überkam sie eine nervöse Unruhe, die von Minute zu Minute peinigender wurde. Sie öffnete alle Fenster und ließ die kühle Luft ein. Es half nichts. Endlich kleidete sie sich zum Ausgehen an und verließ das Zimmer.

Sie nahm ihren Weg nach der Straße, in der Onkel Benjamin wohnte. Ihre stille Hoffnung war, Walter zu Hause zu finden. Zu sagen hatte sie ihm eigentlich nicht das Mindeste. Aber es war doch möglich, daß er ihr etwas zu sagen hatte nach dem gestrigen Tage — vielleicht gar nichts Schmeichelhaftes, aber doch aus freundschaftlicher Gesinnung heraus. Sie erröthete, wenn sie daran dachte, daß er sie mit Herrn von Brendeln von der dunklen Laube aus beobachtet hatte; es ärgerte sie, daß sie sich von ihm hatte führen lassen — und sie wußte jetzt auch, daß er ihre Hand gehalten hatte. Sie meinte, sich deshalb bei Walter rechtfertigen zu müssen. Zum Glück konnte er die Rosenknospe in des Assessors Frack nicht bemerkt haben, wenn er wirklich gleich fortgegangen war. Was hätte er davon gedacht?

Onkel Benjamin empfing sie gar nicht so herzlich wie sonst. Er schien in schlechter Laune zu sein. Von Walter sprach er gar nicht. Als derselbe eintrat, schien es ihm unlieb zu sein.

„Kommst Du?" sagte er. „Da ist Helene."

Welchen Zusammenhang diese Worte hatten, konnte Walter vielleicht errathen. „Helene — so?" fragte er, das Mädchen doch gleich beim Eintritt bemerkend. Er warf den Kopf auf, ging auf sie zu und schüttelte ihr die Hand. „Du kommst Dir Deine Gratulation abzuholen," sagte er lachend.

Ihre Hand wurde im Augenblick feuchtkalt. „Meine Gratulation?" fragte sie, nicht im Tone der Ueberraschung oder Verwunderung, aber auch keineswegs mit sicherer Abwehr. „Wozu?"

„Ach! Du verstehst mich doch?" Er zuckte die Achseln und zog spöttisch den Mund.

„Nein, wirklich —" sagte sie kleinlaut. „Ich wüßte nicht —"

Er schien keine mitleidige Rücksicht gelten lassen zu wollen. „So ist die Verlobung noch nicht förmlich erklärt?"

„Walter —!"

Der Uhrmacher hustete in einigen kurzen Stößen. Sein Sohn verstand dies Zeichen nicht oder wollte es nicht verstehen. Er sah sehr erhitzt aus, und während er immer anscheinend ganz lustig lachte, war sein Blick doch stechend und zuckten die Mundwinkel. „Aber thu doch nicht so!" rief er. „Wenn man solche Dinge versteckt halten will, muß man vorsichtiger sein. Ich habe Euch doch wohl traulich Arm in Arm gehen sehen, denke ich."

Ihr stürzten die Thränen aus den Augen. „Du kannst glauben, Walter —" schluchzte sie.

Er warf den Kopf zurück. „Was glauben? Man vermuthet in solchen Fällen das Natürlichste. Aber wenn Du es nicht haben willst — gut!"

„Ich sage Dir aber, Du irrst!"

„Worin? Ihr seid noch nicht verlobt — das kann ja sein. Es ist dann von dem Herrn Assessor etwas — dreist, sich Rechte vorweg zu nehmen, aber wenn er's haben kann ...! Und an der Ernstlichkeit seiner Absichten ist ja auch nicht zu zweifeln."

„Aber wenn ich Dich versichere, daß von meiner Seite ..." Sie drückte das Tuch auf die Augen. „Ach! — es ist abscheulich!"

„Was willst Du denn?" rief er. „Du thust gerade, als ob Du nöthig hättest, mit mir Versteckens zu spielen. Was geht es mich an, ob Dir der oder ein Anderer gefällt? Ich bin doch wahrlich so närrisch nicht, von Dir zu erwarten, daß Du Dein ganzes Leben vertrauern sollst, weil Dir ein Bräutigam gestorben ist! Herr von Brendeln wäre mein Mann gerade nicht, aber das ist ja ganz gleichgültig. Er gefällt Dir, das entscheidet. Ich weiß wahrhaftig nicht, warum Du Dich sträuben willst, eine ganz aufrichtig gemeinte Gratulation anzunehmen?"

Helene zuckte schmerzlich. „Aufrichtig, Walter?"

Er biß die Lippe. „Gewiß — ganz aufrichtig. Welches Interesse habe ich, Deinen Wünschen entgegen zu sein? Uebrigens überrascht mich die Sache gar nicht. Gleich am ersten Tage, als ich Gelegenheit hatte, den Herrn Assessor in Deiner Nähe zu sehen —"

Onkel Benjamin's Husten nahm immer zu. Er stand dabei abgewandt und machte sich am Zifferblatt einer Schwarzwälder Uhr zu schaffen. Vielleicht ohne Absicht hatte er das Metallplättchen in der Mitte unter den Zeigern gedreht und damit den Wecker ausgelöst. Plötzlich fing er schrill an zu klingeln und beruhigte sich eine geraume Weile nicht, da der alte Herr selbst zu verdutzt war, um Einhalt zu thun. Vielleicht war er auch gar nicht so unschuldig an diesem sonderbaren Zwischenspiel, das jedenfalls die Wirkung hatte, einer Unterhaltung ein jähes Ende zu bereiten, die mit jeder Minute peinlicher wurde.

Unter anderen Umständen hätte man die Klingelei komisch gefunden, jetzt war sie für die Betheiligten recht ärgerlich. Der Doctor wendete unwillig den Kopf zurück. Helene, die ihm eben hatte in's Wort fallen wollen, preßte die Lippen zusammen und sah zur Erde. Das Glöckchen wollte gar nicht still werden, und als dann endlich das Gewicht abgelaufen war, fand der alte Herr sich gemüßigt, um Entschuldigung zu bitten und aus einander zu setzen, wie ihm das passirt sei. Nun wäre es ganz wunderlich gewesen zurückzugreifen. Und was konnte auch noch gesagt werden? Helene entschloß sich rasch, Abschied zu nehmen. Es geschah in ganz förmlicher Weise, indem sie des Onkels Hand nur berührte und dem „Adieu", das Beiden galt, einen möglichst vornehm kühlen Klang gab. Walter sollte wenigstens wissen, daß sie sein Benehmen übel nahm. War sie die Beleidigte, so kam es nun auf ihn an, ob er ein freundschaftliches Verhalten ihrerseits wünschte.

Aber damit war doch für ihre Stimmung auf die Dauer recht wenig gewonnen. Das letzte Restchen unausgesprochener und unaussprechlicher Hoffnung, daß Walter ihr noch herzlich zugethan sei, hatte er grausam für alle Zeit zerstört. Seinetwegen konnte sie ja thun, was sie irgend wollte. Und das sollte ihr recht deutlich zum Bewußtsein kommen, noch viel deutlicher als schon bisher. Nicht einmal so viel galt sie ihm noch, daß er ernst abredete, zu reiflicher Ueberlegung mahnte, ein ganz klein wenig Betrübniß über ihre vermeintliche Verirrung zeigte. Es war ihr zu Muth, als ob ihrem Herzen ein schweres Leid angethan worden wäre — dagegen half kein zorniges Abweisen.

Sie hatte eine halb schlaflose Nacht und fühlte sich am Morgen von Vera's Hochzeitstage wie zerschlagen. Den Vormittag über hatten die Hausgenossen mit sich selbst zu thun und beachteten sie wenig. Die Frau Consul beharrte gegen sie in ihrem Schweigen, Vera ließ sich gar nicht blicken. Um zwölf Uhr sollte auf's Standesamt gefahren werden, um drei Uhr die Trauung in der Kirche stattfinden. Hülfeleistungen wurden von ihr nicht beansprucht.

Gegen ein Uhr kam Aurelie und brachte ein köstliches Bouquet. Ihr Bruder gebe sich die Ehre. Diese Aufmerksamkeit konnte nicht ohne einen freundlichen Dank bleiben. Das Fräulein eilte diesmal rasch wieder fort, um rechtzeitig Toilette machen zu können. Der Gärtner habe sich verspätet gehabt, aber ihr Bruder würde es ihr im ganzen Leben nicht verziehen haben, wenn sie den Strauß nicht selbst abgegeben hätte.

In der Kirche und an der Hochzeitstafel durfte Helene nicht fehlen. Sollte sie sich jetzt dem Willen der Mama unterwerfen und schwarz erscheinen, nachdem der Bann einmal gebrochen war? Die rothen Rosen wurden ihr doch nicht mehr vergessen! Sollte sie diese Demüthigung jetzt ertragen und nie mehr frei werden? Frei sein, sich wieder selbst bestimmen können — das war eigentlich noch in diesem Zustande gänzlicher Gebrochenheit ihr einziger bewußter Wunsch. Was sie mit dieser Freiheit beginnen wollte, kam ihr gar nicht in Gedanken. Aber sie wollte nicht länger die Sclavin eines traurigen Zufalls sein. Ihr eigenes Hochzeitskleid von schwerer weißer Seide lag noch unberührt. Sie wählte es ohne weitere Bedenken. Der Strauß, fast nur weiß und grün, paßte trefflich dazu. Sie schellte ihrer Jungfer und ließ sich ankleiden.

Als sie im Saal erschien, wo schon die meisten näheren Angehörigen des Brautpaares zu gemeinsamer Fahrt nach der Kirche versammelt waren, richteten sich alle Blicke auf sie. Viel schöner war sie als die Braut, und ihr schienen nur Myrthenkranz und Schleier zu fehlen, um selbst zum Altar treten zu können. Herr von Brendeln eilte auf sie zu und bat um Erlaubniß, ihr seinen Wagen anbieten zu dürfen. Er wich dann auch nicht mehr von ihrer Seite.

Es war ihr nicht unlieb, da die Hausgenossen sich für sie ganz unankömmlich zeigten. Sie begegnete da nur vorwurfsvollen oder kalt abweisenden Blicken. Selbst Gräwenstein verhielt sich heut merkwürdig steif und beschränkte die Unterhaltung auf das Nothwendigste. Er schien nicht anstoßen zu wollen.

„Du siehst gar nicht vergnügt aus, wie ein junger Ehemann," zischelte Brendeln ihm zu. „Das bist Du doch bereits von Staatswegen. Was fehlt Dir?"

Der Hauptmann drückte ihm die Hand und schob ihn zugleich sanft ab. „Nicht jetzt, Vetter," sagte er leise. „Wir sprechen noch vor der Abreise."

Aurelie war unter den Letzten. „Wie habe ich mich beeilen müssen!" rief sie Helene entgegen. „Aber wie reizend Sie aussehen! Mein Bruder wird der Gegenstand allgemeinen Neides der jungen Herren sein."

Zu großer Erleichterung für Helene wurde das Zeichen zum Aufbruch gegeben. Bald setzte sich der lange Zug der Wagen nach der Kirche in Bewegung.

Herr von Brendeln ließ bei der Hin- und Rückfahrt die Gunst, mit Helene allein zu sein, nicht unbenutzt. Wagte er auch jetzt nicht eine förmliche Liebeserklärung, so bot er doch seine ganze Geschicklichkeit auf, um liebenswürdig zu erscheinen. Helene entmuthigte ihn auch keineswegs. Es war etwas wie Trotz in ihr, daß sie allen Widerstand aufgab und sich treiben ließ, wohin es ihr das Schicksal bestimmt haben mochte. Weshalb auch? Wem zu Liebe?

Die kirchliche Feier ging an ihr ganz ohne Eindruck vorüber. Auch an der Hochzeitstafel verhielt sie sich so theilnahmlos, als ihr dies die Höflichkeit ihrer Nachbarn — Herr von Brendeln gehörte nicht dazu, war nicht einmal an denselben Flügel gesetzt — erlauben wollte. Bei den üblichen Toasten erhob auch sie ihr Glas und hielt es geduldig jedem hin, der anzuklingen Neigung hatte. Aber sie netzte kaum die Lippen. Bei dem großen Rundgange am Brautpaare vorüber konnte sie nicht fehlen. Aber Vera war, so beschäftigt, daß sie kaum Zeit behielt, ihr

flüchtig das Glas hinzuhalten, und die Frau Consul neben dem jungen Ehemanne sah plötzlich so finster aus, daß ein Vorbeigehen mit dem Schwarme gerathen schien. „Mögt Ihr Euch von mir nicht Glück wünschen lassen," dachte Helene bei sich, „ich dränge mich Keinem auf; meine Gesinnungen für Euch bleiben doch dieselben."

Der Assessor versäumte nicht, seinen Weg so zu nehmen, daß er ihr begegnen mußte. Er hatte dem Champagner schon munter zugesprochen und sah sehr erhitzt aus, was ihn nicht gerade verschönte. Er stieß so kräftig an, daß der Rand des feinen Glases splitterte und ein Theil des Weines auf den Boden floß. Er schlürfte schnell den Rest aus und sagte: „Das hat die beste Vorbedeutung — es bleibt bei Ihrem Wohle."

Sie lächelte. „Das Geschick hat's versehen: die Scherben hätten in meiner Hand bleiben müssen."

Er sah sie forschend an. „Wozu so melancholische Gedanken, bestes Fräulein? Ihre Tischnachbarn scheinen übermäßig langweilig gewesen zu sein. Ah! ich habe vor Aerger schon mehr Wein getrunken, als mir zuträglich ist. Welche Abscheulichkeit des verehrten Tafelordners — wahrscheinlich Osterfeld — uns förmlich wie Gegenfüßler zu behandeln!"

Helene winkte einem der Diener. „Für den Herrn Assessor ein anderes Glas," dann ging sie weiter nach ihrem Platze.

Noch vor Beendigung des Hochzeitsmahls sollte das junge Paar nach dem Bahnhofe in aller Stille abfahren. Vera entfernte sich schon früh der Reisetoilette wegen. Ihre Mutter und Schwester folgten ihr. So waren denn in der Nähe des Hauptmanns an der Tafel Lücken entstanden, die nun abwechselnd von guten Freunden ausgefüllt wurden, denen es noch um ein Wort des Abschieds und einen Glückwunsch auf die Reise zu thun war. So fand sich denn auch Vetter von Brendeln bei ihm ein. Er rückte den Stuhl, auf dem die Frau Consul gesessen hatte, halb herum, sodaß er ihm frei das Gesicht zukehren konnte, klopfte ihm auf die Schulter und fragte: „Bei besserer Stimmung jetzt, Freundchen? Bald erlöst von allen Bräutigamsqualen."

Der Hauptmann ließ das silberne Messer auf dem Tellerrande balanciren. Es glitt immer ab. „So ganz stimmt's nicht," antwortete er nach einigem Bedenken.

„Ganz stimmt's nie," meinte der Assessor. „Aber im Besonderen, Vetterchen, wo fehlt's Dir? Du hast doch gebeichtet?"

Herr von Gräwenstein nickte. „Ja — nach der Rückkehr vom Standesamte."

„Natürlich erst, nachdem die Sache fest war, und eine Stunde vor der lustigen Hochzeitstafel, die bis zum gerührten Abschiede den üblen Eindruck wieder verwischen konnte. Nun —?"

„Ich bat die Mama um eine Unterredung unter vier Augen. Wie sie mich dabei ansah! Als ob sie tausend Augen zu haben wünschte, mich gleich durch und durch zu sehen. Eine fatale Situation das, sage ich Dir. Habe in dichtem Kugelregen gestanden — ist aber nichts dagegen. Diese Leute in sogenannten geordneten Verhältnissen vermögen sich gar keine Vorstellung davon zu machen, daß ein armer Teufel von Officier ohne einen Haufen Schulden gar nicht anständig existiren kann. Nun mach's ihnen mal klar! Die Moral spielt da immer gleich mit; aus dem armen Teufel wird ein armer Sünder, er weiß selbst nicht wie. Eine fatale Situation!"

„Pah! Du hast sie doch hinter Dir."

„Wie man's nehmen will. Ich habe gebeichtet, wie Du's nennst. Aber — nicht vollständig; aufrichtig gesagt, kaum die Hälfte meiner .... ich hätte wirklich bald Sünden gesagt."

„Aber das war — verzeihe mir, Vetter — eine kolossale Dummheit."

„Der Schreck war schon so groß genug. Ah! Man kommt sich so erbärmlich vor ...."

„Aber der Zweck, reinen Tisch zu schaffen, ist verfehlt. Es wäre in Einem hin gewesen. Halb ist fast so schlimm wie gar nicht. Was soll nun geschehen?"

„Du mußt mit den schwierigsten Kunden verhandeln. Versuch, was Du willst. Sie müssen sich hinhalten lassen, bis wenigstens der erste Zeuge da ist; der Appell an das Großmutterherz ist weniger peinlich."

Und inzwischen meinst Du —"

„Die Karten rühre ich nicht mehr an — wahrhaftig nicht. Inzwischen kann sich auch noch dies und das ereignen. Wenn Dir's glücken sollte .... auf Deine Freundschaft kann ich ja rechnen."

Herr von Brendeln nickte, antwortete aber nicht.

„Uebrigens," fuhr der Hauptmann fort, „hätte ich's sicher viel leichter gehabt, wenn die Mama nicht so arg verstimmt gewesen wäre. Helenens wegen. Du hast da ein nettes Unheil angerichtet, und Deine Schwester secundirt nach Kräften. Euch gaben sie die Hauptschuld an ihrer auffälligen Sinnesänderung, und doch wohl mit Recht. Das arme Kind wird's auszubaden haben. Man darf kein leises Wörtchen zu ihrer Entschuldigung sagen, gleich ist man ein herzloser Mensch. Das Hochzeitsfest sollte nur nicht gestört werden; aber ich bin überzeugt, morgen bricht das Gewitter von allen Seiten los."

„Gut! So werde ich mich als Blitzableiter hinstellen."

„Das bist Du dem Mädchen schuldig."

„Es giebt keine angenehmere Pflicht," sagte der Assessor lachend und stand auf.

Eben trat der Diener der gnädigen Frau an den Hauptmann heran und sagte ihm etwas in's Ohr. „Gleich," rief derselbe. Er erhob sich, drückte seinem Vetter die Hand und verließ den Saal.

Die Gesellschaft hatte indessen fast allgemein Platz gewechselt. Helene war von Fräulein Aurelie in Beschlag genommen. Zu beiden gesellte sich nun noch der Assessor. Nach einer Weile kehrte Frau Osterfeld zur Tafel zurück und entschuldigte ihre Mutter: der Abschied habe sie zu sehr angegriffen. Osterfeld bat zum Kaffee in den Garten. Gruppenweise zogen die Gäste dahin ab, sich in der frischen Luft zu erquicken. Helene vermied es, mit Herrn von Brendeln allein zu bleiben, wozu Aurelie ihrem Bruder gern geholfen hätte. Von Minute zu Minute fühlte sie sich trüber gestimmt unter all den vom Festjubel und Weingenuß erregten Gästen. Sie gefiel sich gar nicht mehr in ihrem weißen Kleide. Und es beunruhigte sie auch, wie Herr von Brendeln sie mit erhitzten Augen ansah und ihr Worte zuflüsterte, die fast schon ein geheimes Einverständniß voraussetzten. Sobald es anging, verließ sie die Gesellschaft ganz, indem sie sich auf starkes Kopfweh berief.

Das Gewitter zog noch schneller auf, als Herr von Gräwenstein vorausgesagt hatte. Bald nach acht Uhr wurde das Haus still, das Dienstpersonal blieb noch eine Stunde mit dem Abräumen beschäftigt, wozu die Frau Consul als gute Wirthin sich wieder einfand. Das junge Ehepaar war entlassen, das Fest beendet — sie empfand nicht das Bedürfniß, eine gehobene Stimmung sanft und langsam ausklingen zu lassen; im Gegentheil schien es ihr lieb eine Beschäftigung zu finden, die sie schnell ablenken mußte. So war sie denn mit ganzer Aufmerksamkeit dabei, als ihr das Silberzeug vorgezählt und jedes zerbrochene Glas nachgewiesen wurde. Auch die Rothweinflecken auf den feinen Tischtüchern entgingen ihrem Blick nicht.

Osterfeld revidirte inzwischen den Weinbestand; dann begab er sich in's Contor, die eingegangenen Briefe durchzusehen und das Wichtigste noch vor Nacht abzufertigen. Dorthin folgte ihm die Schwiegermama. Sie konnte nicht rasch genug sein geschäftskundiges Gutachten in Betreff der ärgerlichen Enthüllungen des Hauptmanns einholen. Osterfeld überbot sich in scharfen Ausdrücken über sein leichtsinniges Verfahren. „Und wer weiß, was noch nachkommt!" Einen solchen Argwohn wehrte sie mit Entschiedenheit ab. Gräwenstein war nun doch ihrer Vera Ehegatte; die Verstimmung gegen ihn durfte nicht Bestand haben. Irgend ein Ableiter war erwünscht, und da bot sich Helene ganz von selbst. Bei Gräwenstein handelte es sich nur um eine verdrießliche Geldangelegenheit. Aber Helene —!

Es war noch nicht zu spät, sie gleich jetzt noch in's Gebet zu nehmen. Der Leuchtschein aus ihrem Fenster erhellte das Laub der Linden, die dicht am Hause standen, und bewies, daß sie noch auf war. So erschreckte sie denn Helene, die halb ausgekleidet auf dem Sopha lag und mit wachen Augen die Ereignisse der letzten Tage durchträumte, durch ihren Besuch. Die steife Haltung und der starre Zug in dem sonst so freundlichen Gesicht verkündeten im Voraus nichts Gutes. Die Robe, die über eine Stuhllehne geworfen war, gab denn auch sofort den gesuchten Anlaß zur Scheltrede. Und diesmal bemühte die Frau Consul sich nicht einmal, würdevolle Ruhe zu behaupten. Das Abscheuliche war ja bereits geschehen; es galt nur noch, der Entrüstung darüber den schneidigsten Ausdruck zu geben.

Sie ließ Helene gar nicht zu Wort kommen. Der ganze lang verhaltene Groll entlud sich in den heftigsten Beschuldigungen



Verurtheilt.
Nach dem Oelgemälde von Hermann Karow.

der Lieblosigkeit und des Undanks. Undank! Dieser Vorwurf mußte am empfindlichsten treffen. Ein kalte Natur sei sie. Vielleicht habe Robert zu seinem Glück so früh die Augen geschlossen, ehe er sie recht erkannt habe!

Helene hätte um keinen Preis ein Wort der Rechtfertigung vorbringen mögen. Ihr Herz erkaltete wirklich mehr und mehr, sie glaubte es zu fühlen. Stolz blieb die einzige Empfindung, deren sie sich mit Befriedigung bewußt blieb.

„Was Du mir sagst," antwortete sie, „muß mich überzeugen, daß Du jenes Band schon als gelöst ansehen willst. Durch meine Schuld — aber gelöst. Wenn es Wohlthaten waren, die ich hier empfing, so wirst Du wünschen, daß ich sie mir nicht vorwerfen lassen darf. Mag ich so schuldig sein, wie ich Dir scheine, zu einer Bettlerin erniedrige ich mich deshalb nicht. Ich will darauf denken, wie ich es ermöglichen kann, Dir und den Deinen nicht länger lästig zu fallen, und — Ihr werdet mich nur noch kurze Zeit dulden dürfen."

Das sagte sie so ernst und ruhig, als sei kein Zweifel weiter möglich, und dabei blieb sie auch, die Mama mochte sich noch so sehr ereifern. So trennten sie sich denn zuletzt, ohne auch nur oberflächlich zu einem Ausgleiche gelangt zu sein, die alte Dame noch erregter, als sie gekommen war, und die hellen Thränen in den Augen, Helene trotzig und verstockt.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Herbstlieder.

Von Karl Stieler.

1. Sonntagsläuten.

Ich lieg' auf der Halde
Im Morgenblau,
Herbstgoldener Schimmer
Wie Flor und Flimmer
Webt um die Au.

Es liegen die Dörfer
Wohl stundenweit;
Doch hör' ich klingen
Auf Windesschwingen
Ihr fernes Geläut.

Du bist noch weiter —
Und dennoch tönt
Der Klang deiner Grüße
Zu mir, du Süße —
Fern und versöhnt.

2. Vergessen.

Du stürmend Herz, lern' leiser schlagen,
Ist denn Vergessen gar so schwer?
O schau' dies schweigende Entsagen
Der schönen Erde rund umher!

Schau, wie der Sonne Gluth sich wendet,
Horch, wie verstummt des Vogels Sang;
Sie tragen's alle, daß es endet,
Was eh dem blühte, glänzte, klang.

Es giebt der Strauch sein grünes Leben
Und seine letzten Rosen her;
Mein Herz, wann wirst du dich ergeben,
Ist denn Vergessen gar so schwer?

Im Congoland.

Von Dr. Pechuel-Loesche.

3. Congofahrt im Gebirge bis nach Vivi.



Camoensia maxima.

Nach drei bis vierstündiger Fahrt von Ponta da Lenha läßt der Dampfer das flache Land hinter sich, und folgt nun dem Stromlauf im Gebirge. Die Uferhöhen rücken ziemlich jäh einander näher und beginnen die Gewässer einzuengen. Die erste Kette felsiger Hügel erstreckt sich quer zur Richtung des Flußbettes von Südosten nach Nordwesten. Am Südufer erhebt sich der unbedeutende, steil abfallende Fetischfelsen, ihm gegenüber, doch weiter oberhalb am Nordufer, der Blitzfelsen, an dessen grasigem Gipfel eine hohe natürliche Steinsäule aufragt. Zwischen diesen beiden Landmarken wälzen sich die hier ungetheilten Gewässer des vier Kilometer breiten Congo wie durch ein Thor hinaus in die Niederung. Während der Dampfer von dem Fetischfelsen allmählich nach dem Norduser hinübersteuert, tauchen die weißgetünchten Gebäude von Boma auf. Dort liegen, bis auf eine gesichert gegen das bedeutendste Hochwasser des Congo, in langer Reihe mehrere holländische sowie portugiesische Factoreien und je ein englisches, französisches und belgisches Haus. Eine französische Mission ist ebenfalls auf einem sehr günstigen Platze angelegt worden.

Bis vor Kurzem war Boma der am weitesten vorgeschobene Handelsplatz am Norduser des Congo, und darum besonders wichtig, weil dorthin, wie bereits zur Zeit des Sclavenhandels, die Karawanen aus dem nördlichen Berglande kommen, die jetzt freilich nicht mehr Menschen, sondern Landesproducte bringen. Die Ansiedelung liegt weit freundlicher und gesünder als alle Factoreien der Niederung. Unbedeutende grasige Hügel umgeben sie, vor ihr rauscht der breite Congo, der hier wiederum durch eine große in holländischen Besitz übergegangene Insel getheilt wird. Herr Greshoff, der Abtheilungschef, hat daselbst Plantagen angelegt und den arbeitsunfähig gewordenen eingeborenen Bediensteten des Hauses eine Heimstätte geschaffen, wo sie in behaglicher Ruhe ihr Leben beschließen können.

Die Hochlande des Congo sind vor allem ausgezeichnet durch ihre Waldarmuth. Die Höhen um Boma tragen diese ganz besonders zur Schau und müssen schon seit langer Zeit gleich verödet gewesen sein; denn die nur in waldlosen Gebieten gedeihenden Affenbrodbäume stehen daselbst in auffälliger Anzahl allenthalben locker verstreut und haben eine theilweise erstaunliche Entwickelung erreicht. Einer, der als der hervorragendste unter den Riesenbäumen Bomas genannt zu werden verdient, der außer vielen anderen Namen von Besuchern auch den des vielseitigsten praktischen Kenners von Afrika, Richard Burton 1863, eingeschnitten trägt, mißt in Manneshöhe über dem Boden zwölf bis vierzehn Meter im Umfang. Seine breit ausgelegte, schön geformte Krone ist

jüngst von dem Besitzer des Grundstückes, einem Portugiesen, leider der mächtigsten Aeste beraubt, und damit ist das stolze Wahrzeichen Bomas für immer verunstaltet worden. Auf der gegenüber liegenden holländischen Insel haben wir indessen im vergangenen Jahre einen Affenbrodbaum aufgefunden, welcher sogar zwanzig Meter im Umfange mißt und gleich herrlich wie der ersterwähnte gewachsen ist. Er steht jedoch abseits, von Gestrüpp umgeben und wird selten besucht werden.

Der Viehstand Bomas ist der reichste des Congogebietes. Nicht nur giebt es dort die untergeordneten Hausthiere in Menge und in schönen Arten, sondern man sieht im Schatten der Affenbrodbäume auch Rinderheerden — ein seltener Anblick, denn an der Küste sind, mit Ausnahme von Muanda und Landana, alle Versuche gescheitert, Rinder einzubürgern. Stromaufwärts finden sie sich nochmals in der holländischen Factorei zu Musuku am Südufer, und im verflossenen Jahre hat sie Herr O. Lindner auch nach Vivi eingeführt. In Boma und Musuku ist in Folge dessen auch der niedliche und originelle Kuhreiher in großer Zahl zu finden, der unbekümmert auf großem und kleinem Hausgethier herumsteigt und das Ungeziefer abliest. Da er sowohl wie die nützliche schwarzweiße Krähe an den genannten Orten von jeder Verfolgung ausgeschlossen ist, geberdet er sich ungemein zutraulich.

Herr Greshoff, wie Herr de Bloeme in Banana ein großer Thierfreund, ist unter Anderem auch der glückliche Besitzer einer Familie von reizenden Zwergantilopen, die vollkommen frei leben und mit Vorliebe die Wohnzimmer besuchen. Lara, die älteste und zahmste derselben, ein verzogener Liebling, maßt sich das Recht an, gegen fremde Eingeborene eine strenge Hauspolizei auszuüben.

Oberhalb Boma blieb der Schiffsverkehr bis in das letzte Jahrzehnt ein verhältnißmäßig beschränkter; man begnügte sich, die Verbindung mit etlichen am Südufer vorgeschobenen Factoreien mittelst großer Segelboote zu unterhalten. Die Holländer sandten indessen ihre Dampfer bald bis Musuku hinauf. In sehr früher Zeit waren verwegene Sclavenhändler mit ihren guten Schoonern bereits bis Noki und die Nachbarschaft von Vivi gesegelt.

Als Tuckey 1816 seine so unglücklich verlaufende Expedition nach dem oberen Congo unternahm, wurde von Kennern des Stromes vorgeschlagen, mittelst kleiner starker Dampfer bis zu den Yelalafällen vorzudringen; Consul R. Burton, welcher die letzteren im Jahr 1863 besuchte, befürwortete denselben Plan. Herr Stanley führte ihn im Jahre 1879 aus, indem er mit seinen kleinen Dampfern bis nach Vivi vordrang, dabei sogar die unterhalb der Station liegende erste schwache Stromschnelle Nkasi Yelala (Yelalas Frau) glücklich überwindend.

Seitdem wird diese Strecke, die indessen noch einige tausend Meter unterhalb der äußersten Grenze der Schiffbarkeit endet, regelmäßig befahren, und auch die Holländer senden ihren neuen, sehr stattlichen Dampfer „Moorian" seit einem Jahre bis nach Angoango oberhalb Noki.

Von Boma an verläuft das Flußbett in mehreren Biegungen ostwärts bis Musuku, dann auf eine kürzere Entfernung nordwärts; bis Noki und Vivi wiederholt sich dieselbe Gestaltung in kleinerem Maßstabe. Auf ersterer Strecke schwankt die Breite des Congo zwischen 900 und 2500 Meter, weiterhin nähern sich die Ufer auf 1200 und 700 Meter.

Die holländische Insel zur Rechten, die drei Kilometer oberhalb liegende, hart an das Nordufer geschmiegte große Insel Mbuku Mboma zur Linken lassend, setzt der Dampfer am nächsten Morgen seine Reise fort. An einzelnen Punkten hat er bereits mit einer bedeutenden Strömung zu kämpfen, die über zwei Meter Geschwindigkeit in der Secunde erreicht, also etwa gleich ist der der Donau bei Ulm und der des Rheines bei Basel während eines Hochwassers.

Der Congo ist jedoch zu breit und tief, sein Bett zu uneben, als daß diese starke Strömung sich gleichmäßig über die volle Breite geltend machen könnte. Rauschen an einer Stelle die Gewässer mächtig abwärts, so wälzen sie sich an einer anderen aufwärts, während zwischen diesen Hauptströmungen wiederum untergeordnete in verschiedenen Richtungen vordringen und verhältnißmäßig ruhig kreisende Flächen eingeschaltet sind. Zuweilen bilden sich an den Rändern derselben ansehnliche Wirbel oder schäumende Wassermassen brechen plötzlich mit erstaunlicher Heftigkeit hervor, als ob eine Riesenquelle im Flusse aufsprudelte.

Die gewaltige Wasserbewegung schwankt jedoch stetig innerhalb sehr weiter Grenzen und bietet sehr selten für längere Zeit den nämlichen Anblick. So mag wohl der Dampfer zeitweilig eine ihm günstige Strömung oder ruhige Flußpartie benutzen; aber plötzlich wird er wie von unsichtbaren Mächten hin- und hergeschoben, sodaß er weit sich überneigt und nur widerwillig dem Steuer gehorcht, oder er wird jetzt rasend schnell vorwärts getrieben, jetzt wie durch Zauberei an einer Stelle festgehalten, während die Maschine in jähem Wechsel bald übermäßig arbeitet und rasselt, bald stillstehen zu wollen scheint. Je mehr man sich Vivi nähert, um so stärker äußern sich diese Verhältnisse.

An der hügeligen Insel Mbuku Mboma entlang verfolgt das Fahrzeug seinen Weg. Die Höhen krönen mächtige Steinblöcke und Wälle, die an Burgruinen erinnern, wirres Gestrüpp bekleidet die Steilhänge, am Wasserrand stehen Gruppen von Oelpalmen und wilden Dattelpalmen zwischen stattlichen vieläftigen Waldbäumen, die dem vielverschlungenen im Winde schaukelnden Rankennetze mannigfaltiger Lianen zur Stütze dienen. Hier an diesem unbewohnten und nur selten besuchten Stück Land erfreut man sich zum ersten Male an reizvollen, obwohl eng umrahmten Landschaftsbildern. In früher Morgenstunde kann man hier auch noch Affen, Banden lustiger Meerkatzen beobachten, die freilich in der Regel nur der Eingeweihte entdeckt, während der Ungeübte nichts erblickt, als heftig bewegtes Gezweig.

Oberhalb Mbuku Mboma liegt das Inselchen Tschisala inmitten zahlreicher Klippen, unter welchen eine, gleich einem Obelisken, etwa sieben Meter hoch aufragt. Die Oberhäuptlinge des Districtes werden auf diesem Eilande beerdigt. Der einsame Friedhof birgt jedoch auch drei vergessene Gräber von Europäern, dreier der wissenschaftlichen Begleiter Tuckey's: Cranch, Tudor, Galwey. Sie starben, wie viele ihrer Unglücksgenossen, an Fieber und Entkräftung auf dem Expeditionsschiff „Congo", welches 1816 bis hierher den Fluß hinaufsegelte und in der gegenüberliegenden Einbiegung am Südufer verankert wurde.

Bis Musuku, das in vier bis fünf Stunden erreicht wird, nimmt nun der Congo eine sehr bedeutende Breite an und gleicht fast einem Gebirgssee. Hier und dort ruht ein Felseneiland im Wasser. Rechts und links enden hart am Ufer eine große Anzahl eng an einander gedrängter Höhenzüge, welche durch schmale, schluchtenähnliche Thäler getrennt sind und nur selten einer Höhe von dreihundert Meter sich nähern. Die Grate und steilen Hänge sind unbewaldet und gleichmäßig mit wogenden Gräsern bestanden; lockeres Gestrüpp, sowie einsame Gebüschklumpen vermögen den öden Berghalden keinen Reiz zu verleihen. Erblickt man einmal auf einem fernen Gipfel ein Gehölz, so darf man mit Sicherheit schließen, daß es ein Dorf der Eingeborenen beschattet und von den letzteren vor Vernichtung bewahrt wird. Diese Scenerie bleibt dem Congo allenthalben getreu. Am Fuße der jäh in den Fluß abfallenden Höhen zeigt sich jedoch stellenweise etwas Baumwuchs, und wo in tieferen Buchten Schwemmland abgesetzt ist, da erheben sich auf den auenähnlichen Flächen die bekannten starren Fächerpalmen und im Hintergrunde Gruppen von Affenbrodbäumen und Oelpalmen. Zur Trockenzeit, wenn die Gräser abgestorben sind und das Hochland in braune und goldige Töne kleiden, wirkt die Scenerie am schönsten.

Dennoch entspricht sie nicht im Geringsten den allgemeinen Vorstellungen von der Pracht und dem Reichthume der Vegetation in tropischen Gebieten. Immer wieder wird man bei der Congofahrt im Gebirge an den Rhein erinnert, obwohl die anmuthende Staffage fehlt, der Strom viel breiter ist und die Höhenzüge zu niedrig sind.

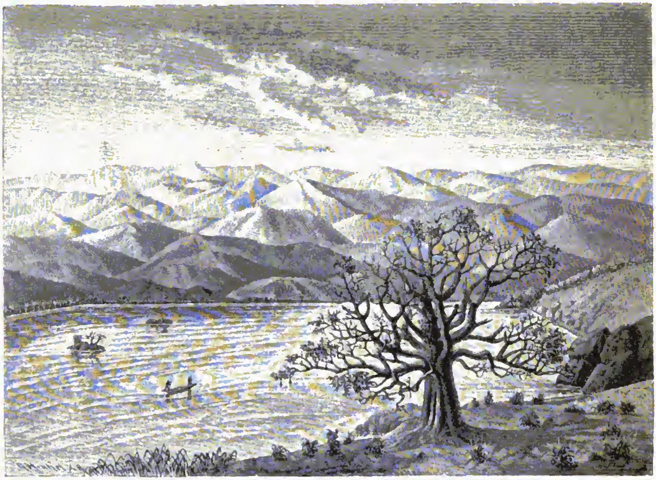
In Musuku, am Südufer des Congo, sind eine holländische, eine französische, sowie mehrere portugiesische Factoreien errichtet, welche Producte des südlichen Gebirgslandes eintauschen. Von diesem Punkte hat man stromauf nach Norden eine lohnende Aussicht auf eine der reizvollsten und zugleich am meisten charakteristischen Partien (siehe die Abbildung S. 732) des ganzen Congogebirges bis zum Stanley Pool. Eng gedrängt steigen die Erhebungen hinter einander zu etwa dreihundert Meter Höhe auf, ein Stück Bergland bildend, das zwar gut zu betrachten, aber, wie die meisten Theile des Gebirges, außerordentlich schwierig zu durchwandern ist.

Von Musuku geht, mit Benutzung einer theilweise rückläufigen Strömung, die Fahrt am linken Ufer hin rasch von Statten bis

zur nächsten Ecke, wo der um den Diamondfelsen wendende Dampfer plötzlich gegen einen gewaltigen Wasserschwall anzukämpfen hat. Ist dieser überwunden, dann winken bereits in der Ferne die Factoreien von Noki, die in anderthalbstündiger Fahrt von Musuku erreicht werden. Hier wendet sich der Fluß abermals eine kurze Strecke nach Norden. An dieser, etwas oberhalb Noki und ebenfalls am Süduser, liegen die neuerdings errichteten Factoreien von Angoango, bis wohin die holländischen Dampfer fahren, und unweit davon grüßt die jüngst angelegte, ausgezeichnet eingerichtete Niederlassung der unter Herrn Comber's Leitung stehenden englischen Baptisten-Mission, welche sich am Süduser des Congo bereits bis zum Stanley-Pool festgesetzt hat. Gegenüber Noki und Angoango stehen auf einem niedrigen hübschen Plateau und hohen Uferleisten neben Affenbrodbäumen die letzten Fächerpalmen in bedeutender Anzahl. Hinter Noki und Vivi gegenüber-

Meter weit in Minuten nur Zoll um Zoll, Fuß um Fuß vorwärts, zuweilen feststehend und sogar der Wucht des Wassers weichend. An dieser gefährlichen Ecke verlor Herr Stanley bei dem Beginne des Unternehmens ein mit Gütern beladenes eisernes Lastboot. Es wurde von dem anstürmenden Wasser auf die Seite gelegt, füllte sich und versank mit seiner werthvollen Ladung.

Auch dem scharfgebauten Dampfer wird übel mitgespielt bei dem jähen Eintreten in diese Strömung; er schwankt und neigt sich, wird hin und her getrieben, bis er diese bisher schlimmste Stelle endlich hinter sich hat. Am anderen Ufer liegt die letzte portugiesische Factorei zwischen einigen Baumgruppen am Fuße eines steilen, nach Osten gestreckten Hügels. Wie dieser sich allmählich beim Vorrücken des Dampfers verschiebt, öffnet sich der Blick auf eine letzte Krümmung des Congo und plötzlich tritt Vivi in den Gesichtskreis.



Blick auf die Hochlande vom Congo.

Nach Originalaufnahmen Dr. Pechuel-Loesche's auf Holz gezeichnet von Prof. A. Goering.

liegend, steigt bis etwa zu sechshundert Meter der höchste Berg des Gebietes an. Und Angoango schräg gegenüber erhebt sich wohl an hundert Meter hoch eine senkrechte, vielfach zerklüftete und düster-rothe Felswand. Sie umgrenzt den Teufelskessel, eine wildromantische Partie des Flußlaufes, wo die von Osten heranstürmenden Fluthen aufschäumend gegen das Gestein prallen und südwärts abweichen. Anfang November vorigen Jahres erschienen auf der Höhe dieser Felswand unerwarteter Weise einmal fünf Elephanten; von den schleunigst übersetzenden jagdlustigen Factoristen wurde einer derselben erlegt. Die Thiere sind sehr seltene und nur zufällige Gäste in dieser Gegend.

Wie am Diamondfelsen bei der Fahrt von Musuku, so trifft auch an der nahen Ecke der Dampfer auf eine gewaltige Strömung, die durchschnittlich volle drei Meter Geschwindigkeit in der Secunde besitzt und bei den, wie bereits geschildert, plötzlich eintretenden Veränderungen zuweilen noch schneller, manchmal aber auch langsamer läuft. Die Maschinen arbeiten mit äußerster Kraft, und dennoch rückt das Fahrzeug dicht am Süduser einige hundert

Vom Norduser, von einem fast baumlosen, frei ausspringenden Hügelsporn und neunzig Meter über dem Congo thronend, grüßen die weißgetünchten Holzhäuser herab. Hoch und sicher wie eine Festung und freundlich wie eine Villenstadt sind sie von Weitem anzuschauen. Zur Linken liegt das Dorf der Sansibari und ein wenig tiefer, am Abhange, das der zahlreichen angestellten Kabindaträger.

Dem Süduser treu bleibend legt der Dampfer mühsam die kurze Strecke bis zur nächsten Biegung zurück. Dort liegt ein schöner Landungsplatz, Matadi, bis wohin der kleine Dampfer „Livingstone" die Güter für die im Inland eingerichteten Stationen der englischen Livingstone-Mission befördert. Bis dorthin schaffte Tuckey bereits 1816 seine großen Segelboote, und von dort kreuzte er den Fluß auf demselben Wege, den nun der Dampfer einschlägt. Mit voller Kraft schießt er an dem vom Süduser ausgehenden Vorland entlang und in gleicher Richtung quer über den Strom. Um ihn wogen und wallen die Gewässer und wälzen sich schäumend unaufhaltsam durch das über tausend Meter

breite Bett, aufquellend, als wollte die Masse überkochen, und in allen Richtungen wirbelnd und kreisend. Hin und wieder geschleudert und nicht im Stande, für zwanzig Meter einen geraden Curs zu steuern, erreicht endlich der Dampfer unterhalb eines Felseneilandes eine ruhigere Ausweitung des nördlichen Ufers, wo der Lufu einmündet. In dieser Bucht halten sich gelegentlich noch einige Hippopotamen auf und mehrere vollwüchsige, sehr scheue Krokodile haben daselbst ihr Standquartier.

Zur Zeit des Hochwassers läuft der Dampfer in eine oberhalb des Eilandes gelegene winzige Bucht ein: Belgique Creek, wo auch Tuckey einst seine Boote befestigte und von wo er seinen unheilvollen, in Anbetracht der Verhältnisse jedoch außerordentlich erfolgreichen Marsch antrat, auf welchem er weit über Isangila hinaus gelangte und von dort an den Congo wieder schiffbar fand. Da der Landungsplatz schon benannt war, haben wir seinem Gedächtnisse zu Ehren das hübsch bewaldete Felseneiland Tuckey-Insel getauft.



Station Vivi am Congo.

Nach Originalaufnahmen Dr. Pechuel-Loesche's auf Holz gezeichnet von Prof. A. Goering.

Oberhalb Belgique Creek schieben sich eine Reihe von Felsriegeln mit zwischengelagerten Sandbänken vor, welche bei Niederwasser theilweise trocken liegen. Die untersten setzen sich als Klippenreihe durch die größere Hälfte des hier siebenhundert Meter breiten Stromes in der Richtung nach dem südlichen Vorlande fort. Diese Klippen bedingen die erste schwache Stromschnelle: Nkasi Yelala, Yelalas Frau.

Bei niedrigem Wasserstande vermag der Dampfer diese zu überwinden, indem er durch die nördlichste Rinne steuert. Er ruht dann eine Weile hinter der Tuckey-Insel, um Dampf aufzumachen für die letzte größte Kraftleistung. Dann schießt er an Belgique Creek vorüber, um den untersten Felsenwall wendend, mit scharfem Anlauf hinein in den gewaltigen ungebrochenen Strom der Rinne, für etwa zweihundert Meter wiederum nur Zoll für Zoll vorrückend.

Beginge der Steuermann, ein Kabinda, einen Fehler, bräche etwas an der Maschine, so wäre das dünnwandige stählerne Fahrzeug in den meisten Fällen verloren; es würde auf die Felsen geschleudert und von dem Anprall des Wassers zerdrückt oder überworfen werden. An eine Rettung der Menschen wäre nicht zu denken; selbst der geübteste Schwimmer würde die Strudel und Wirbel nicht überwinden können. Endlich ist auch diese schlimmste Strecke überwunden, und der Dampfer legt gerade unter dem Plateau von Vivi am sandigen Ufer fest.

Hier beginnt Herrn Stanley's breiter Weg, der nach links an dem steilen Hange emporführt; von hier aus hat der unermüdliche Arbeiter sein ganzes ungeheures Material hinauf nach Vivi und von dort aus über das Gebirg, theils zu Land, theils wiederum zu Wasser, nach dem Stanley-Pool geschafft. Der Aufstieg nach Vivi ist verhältnißmäßig bequem für dieses Bergland, doch immerhin anstrengend genug. Die geebnete Höhe ist lang und schmal. Auf derselben stehen rechts und links am Hange weißgetünchte niedrige Holzhäuser, theils als Wohnungen, theils als Niederlagen dienend, sowie mehrere große Magazine von Stein, Holz oder Eisen. Zwischen ihnen zieht sich ein umzäunter Garten entlang, in welchem wegen Wassermangel kaum andere Pflanzen gedeihen als anspruchslose Melonenbäume, die jedoch immerhin nur recht geringe Früchte liefern.

Am Ende der Höhe von Vivi, wo sie steil nach dem Congo abstürzt, ist ein kleines erhöhtes Plateau hergestellt, auf welchem, die unteren beiden Häuserreihen abschließend, ein größeres Holzhaus mit Oberbau errichtet ist. Dahinter, auf dem höchsten Punkte, erhebt sich der Flaggenmast, und hart am Hange hat Herr Dr. von Danckelman sein kleines meteorologisches Observatorium eingerichtet, welches, obwohl immer noch unvollkommen, die einzige Freistätte der Wissenschaft in der Expedition ist. Von hier aus genießt man einen schönen Rundblick auf den unten rauschenden Congo mit seinen Uferhöhen, den gegenüberliegenden höchsten Berg von Noki, auf den rückwärts von Vivi steil aufragenden, an dreihundert Meter hohen Leopoldstein und nordwärts auf die Höhen, über welchen der Stanley-Weg nach dem Inneren führt.

Gleich den übrigen Partien des Gebirges entbehrt die Um-

gegend von Vivi der reichhaltigen Vegetation. Die hohen Gräser, untermischt mit Zwergbäumen und Buschwerk, beherrschen Hügel und Hänge; blos an einigen Stellen der Bachbetten und des Congo-Ufers stehen Waldbäume in lichten Reihen. Auf den öden Berghalden findet sich hier zum ersten Male die Camoensia maxima (siehe Abbildung S. 730). Sie entwickelt vorzugsweise während der Trockenzeit lockere Sträuße ihrer schön gestalteten, vornehmen, zart weißen Blüthen, welche einen betäubenden Orangenduft aushauchen und bisweilen die Größe einer Hand erreichen. Der sonst unscheinbare, Ruthen wie Ranken treibende und wenig belaubte Strauch ist eine der Charakterpflanzen des Hochlandes.

Oberhalb Vivi, wo der Congo von links zwischen den jäh abfallenden Bergwänden hervorkommt, mündet am Südufer der wildbachähnliche Mposofluß. Von dort setzen die Eingeborenen in Canoes über den Strom. Vor seiner Mündung liegen einige spärlich bebuschte Klippen: die Burton-Klippen. Wir haben sie Consul Burton zu Ehren so benannt. Denn dort übernachtete der unermüdliche Reisende, der von Afrika mehr gesehen hat, als irgend ein Anderer, und von dort kreuzte er den Congo, als er, 1863 von Noki über Land dahin gelangt, als der erste Europäer nach Tuckey's Expedition bis zu den Yelalafällen vordrang.

Der Yelala liegt hinter den Bergen versteckt, in gerader Linie etwa sechs Kilometer von Vivi entfernt; indessen bildet der Congo, wie bereits Tuckey und Burton hervorheben, dort nicht einen Wasserfall, sondern nur eine ungeheure, etwa zwei Kilometer lange, durch zahlreiche Klippen verursachte Stromschnelle. Zu manchen Zeiten schallt deren tiefes, mächtig vibrirendes Tosen deutlich bis nach Vivi herüber.

Doctor Martin Luther.

Von Emil Zittel.

(Fortsetzung.)

Nach jener Erklärung Luther's, auf der Leipziger Disputation, die wir als „Proclamation des protestantischen Princips" bezeichneten, wurde es dem Dr. Eck gar leicht, in Rom den Erlaß einer Bannbulle gegen den Ketzer zu erwirken, und triumphirend kehrte er mit ihr nach Deutschland zurück. Hier aber kam er damit freilich fast überall recht übel an: er wurde öffentlich verhöhnt, in Erfurt geradezu aus der Stadt gejagt und am Anschlag der Bulle vielfach mit Gewalt verhindert; Luther aber, der dieselbe zuerst in einer Flugschrift als eine Fälschung Eck's bekämpfte, übergab sie, nachdem er eines Besseren belehrt war, am 10. December 1520 öffentlich und feierlich vor dem Elsterthor in Wittenberg dem Feuer, nachdem er zu gleicher Zeit eine „Appellation an ein allgemeines Concil", das über den Papst zu richten habe, hatte ausgehen lassen, und schrieb gegen den Letzteren das schon durch seinen Titel den Bruch offen kennzeichnende Buch „Wider die Bullen des Antichrists", oder wie man damals zu schreiben pflegte, „des Endechrists".

Wenn damals der ehemalige Jurist mit der Bulle und den päpstlichen Decretalen auch das Corpus juris canonici dem Feuer überantwortete, so verkündete er damit in prophetischem Geiste die Emancipation des modernen Rechtsstaates von der Oberherrschaft des theologischen Dogmas und der kirchlichen Clerisei!

In diesem denkwürdigen Jahre 1520 hat Luther nicht weniger als zwanzig Flugschriften, zum Theil von erheblichem Umfang, ausgehen lassen, darunter seine drei berühmtesten Reformationsschriften: „An den christlichen Adel deutscher Nation von des christlichen Standes Besserung", dann „Von der Freiheit eines Christenmenschen" und „Von der babylonischen Gefangenschaft", von welchen die beiden letzteren zuerst in lateinischer Sprache, dann in deutscher Bearbeitung von Luther's Hand erschienen. In der Vorrede zu dem Büchlein „Von der Freiheit eines Christenmenschen", welches Luther in naiv-treuherziger Weise dem hochgebildeten Papst Leo X. widmete, stehen die bedeutsamen Worte:

„Ich habe freilich die römische Curie angetastet, von der Du aber selbst bekennen mußt, daß sie nichts besser ist als je ein Sodoma, Gomorrha oder Babylon gewesen ist. Dadurch ist die römische Kirche, die vor Zeiten die allerheiligste war, nun eine Mördergrube geworden, ein Haupt und Reich aller Sünde, des Todes und der Verdammniß, das nicht schlimmer sein könnte, wenn gleich der Antichrist selbst käme. Indeß sitzest Du, heiliger Vater Leo, wie ein Schaf unter den Wölfen (Matth. 10, 16) und gleichwie Daniel unter den Leuen (Dan. 6, 16 ff.) und mit Ezechiel unter den Scorpionen (Ezech. 2, 6). Was vermagst Du Einziger, wenn Dir schon drei oder vier gelehrte und fromme Cardinäle zufielen, unter solchem Haufen? Ihr müßtet eher durch Gift untergehen, ehe Ihr helfen könntet. Die Krankheit spottet der Arznei, Pferd und Wagen geben nichts auf den Fuhrmann. Das ist die Ursach, warum es mir allzeit ist leid gewesen, Du frommer Leo, daß Du ein Papst geworden bist in dieser Zeit, der Du wohl würdig wärest, in besseren Zeiten Papst zu sein. Der römische Stuhl ist Deiner und Deines Gleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Papst sein, der auch gewißlich mehr als Du in dem neuen Babylon regiert.

So habe ich gehofft, bei Dir Gnade und Dank zu verdienen und für Dein Bestes zu handeln, wenn ich solchen Deinen Kerker, ja Deine Hölle nur frisch und scharf angriffe.

Also komm ich nun, heiliger Vater Leo, um Dich, zu Deinen Füßen liegend zu bitten, Deinen Schmeichlern einen Zaum anzulegen. Daß ich aber sollt' widerrufen meine Lehre, da wird nichts daraus; soll's auch Niemand fordern, er wolle denn noch größere Wirren anfachen. Dazu kann ich auch nicht Regeln oder Maße für die Auslegung der Schrift dulden, weil das Wort Gottes, das alle Freiheit lehrt, nicht soll noch darf gefangen sein. Wo mir diese zwei Stück bleiben, so will ich, was mir sonst sollt' aufgelegt werden, willig thun und leiden."

Unterdessen war der alte Kaiser Max, der im Anfange des Streites gemeint hatte, diesen Mönch müsse man aufheben, man könne ihn vielleicht wohl gegen den Papst brauchen, im Januar 1519 gestorben. Man hatte an die Wahl Friedrich's des Weisen gedacht, der aber bei seiner kleinen Hausmacht nicht Lust hatte, ein Spielball der übrigen Fürsten zu werden. Um so weniger wollten Papst und Fürsten es vor der Wahl mit ihm verderben und ließen deshalb die Wittenberger einstweilen unangefochten. Aber als nun gegen Ende des Jahres 1520 der jugendliche Karl V. als deutscher Kaiser erwählt worden war, wollte derselbe denn auch sofort daran gehen, die ungeordneten kirchlichen Zustände in Deutschland, insbesondere in Sachsen, zu beseitigen und mit vielen anderen kirchlichen wie politischen Angelegenheiten auf einem Reichstage, den er auf das Frühjahr 1521 nach Worms ausschrieb, von sich aus so gut als möglich ordnen. Der Wormser Reichstag, insbesondere der Festzug des gebannten Luther's von Wittenberg nach Worms und sein Verhalten daselbst ist das allbekannteste und auch in der That bedeutsamste Stück seines Lebens. Denn wenn er hier gezagt und nachgegeben hätte, so wäre sein Name gar bald von den Wogen der Zeit verschlungen worden und die Reformbewegung vielleicht gänzlich in's Stocken gerathen oder doch jedenfalls auf andere, für uns völlig unberechenbare Wege geführt worden. Hier in Worms aber bewährte sich Luther durch seinen ebenso festen und trotzigen, als bescheidenen Heldenmuth als ein echter Führer des Volkes. Damals schrieb er dem Freunde Spalatin: „Der lebt und herrscht noch, der die drei Männer im Feuerofen des Königs von Babel erhalten hat. Will er mein Haupt nicht erhalten, so ist wenig daran gelegen," und fügte dann das Wort hinzu, daß er hingehen werde, „wenn auch so viel Teufel in Worms wären, als Ziegel auf den Dächern" — ein Wort, das in dem später gedichteten Liede „Ein' feste Burg ist unser Gott" seinen Nachklang gefunden hat.

Und treu hat er es auch durchgeführt, als der heldenhafte Zeuge des protestantischen Grundgedankens von der Nothwendigkeit einer persönlichen, selbsterfahrenen, innerlichen Geistes- und Herzensfrömmigkeit, eines individuellen und subjectiven Verständnisses der überlieferten Religion, das sich, eben weil es ein

persönliches ist, auch eine freie, historische Prüfung der Ueberlieferung jederzeit vorbehält* und, auf eine lebendige Ueberzeugung gestützt, jedem äußeren Autoritätszwang gegenüber immer wieder die Antwort geben muß, welche damals Luther dem Kaiser sammt dem um ihn versammelten Reichstag und damit auch dem Papst und allen Concilien in unbeugsamem Muthe ein für alle Mal gegeben hat: „Ich kann nicht anders!"**

Karl V. freilich wußte damals in stolzer Vornehmheit über den unscheinbaren deutschen Mönch nichts Besseres zu sagen, als „der hätte mich nicht zum Ketzer gemacht!" Wenn er es aber auch später bereut haben mag, ihn damals nicht dem Henker übergeben zu haben, so gab er ihm doch jetzt, einem ritterlichen Anstandsgefühle folgend, noch freies Geleite zur Heimkehr, schickte ihm aber sofort einen in den herbsten Ausdrücken abgefaßten und zudem fälschlich am 24. Mai auf den 8. Mai zurückdatirten Achtbrief auf dem Fuße nach.

So war denn Luther jetzt von der geistlichen und weltlichen Obrigkeit aller menschlichen und christlichen Gemeinschaft unwürdig erklärt; ihn todt zu schlagen war kein Verbrechen mehr, sondern eher ein Verdienst vor Gott, das sich nebst einigen römischen Goldgülden wohl mancher zu verdienen getraut hätte, wenn nicht Friedrich der Weise ihn am 4. Mai hätte aus der Welt verschwinden und heimlich auf die Wartburg bringen lassen.

Vom 4. Mai 1521 bis 1. März 1522 durchlebte Luther als „Junker Georg" auf der Wartburg äußerlich gar stille und doch geistig überaus bewegte und durch unermüdliche literarische Thätigkeit höchst arbeitsreiche Tage.

Hier begann er sein wichtigstes Werk: die deutsche Bibelübersetzung, welche er im Laufe der folgenden dreizehn Jahre mit Hülfe vieler gelehrter Freunde vervollkommnet und zu Ende geführt hat. Auch dazu, wie zu seinen anderen literarischen Arbeiten, namentlich den sogenannten Postillen, war er von Anderen, besonders von seinem Erfurter Freund Lange, der bereits selbst das Matthäus-Evangelium im Sommer 1521 in deutscher Sprache herausgegeben hatte, gedrängt worden. Er begann naturgemäß mit dem Wichtigsten, dem Neuen Testament, das er auch auf der Wartburg vorläufig zu Ende brachte. Er benutzte dazu die neueste kritische Textausgabe des Erasmus und eine oder mehrere der bereits zahlreich vorhandenen deutschen Uebersetzungen. Aber sein Meisterwerk überragte und verdrängte diese alle, nicht blos durch das zunehmende persönliche Ansehen des Mannes, sondern auch durch die ungemein geniale Auffassung der biblischen Autoren, die seltene Kunst und Kraft der Sprache, die Knappheit und Treue des Ausdrucks und durch das gewissenhafteste Zurückgehen auf den griechischen Urtext. Jene früheren Uebersetzungen waren nämlich alle lediglich aus der lateinischen Vulgata geflossen.

Was neben dieser für die Geschichte der deutschen Literatur geradezu grundlegenden Bibelübersetzung die übrigen deutschen Schriften Luther's betrifft, so lassen diese die bei der Bibelübersetzung überall erkennbare große Sorgfalt des Stils und eine kunstvolle Anlage und Ausführung mehr oder weniger vermissen. Luther arbeitete — abgesehen von jener Uebersetzung und etwa einigen Liedern — eigentlich nie als Schriftsteller in unserem Sinne. Ihn erfüllte bei der Abfassung seiner Zeit- und Streitschriften — denn das waren sie ja fast alle — die Sache, um die es sich jedes Mal handelte, so übermächtig, daß er in großer Erregtheit seine Gedanken niederschrieb, ohne lange zu disponiren, umzugestalten und an der Form zu feilen; es scheint sogar, daß er von vielen seiner Schriften nicht einmal eine ordentliche Correctur besorgte, sodaß manche Stellen in vollem Dunkel schweben.

Das ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß er selbst seinen meisten Schriften keinen bleibenden literarischen Werth zuschrieb und überhaupt der Meinung war, „viele Bücher machen nicht gelehrt, viel Lesen auch nicht, sondern gute Dinge, und diese oft lesen, so wenig ihrer auch sind, das macht gelehrt und fromm dazu. Aller Lehrer Schriften sollten nur eine Zeit lang gelesen werden, um dadurch in die heilige Schrift zu kommen". Sein geschriebenes Wort sollte lediglich dem Augenblicke dienen und nicht im Sinne der Humanisten ein bleibendes, zierliches Denkmal seiner künstlerischen und gelehrten Bildung, seines Geschmackes und seines Wissens sein.

Deshalb ist es ihm zu glauben, daß er es ungern sah, daß man 1539 auf eine Gesammtausgabe seiner Schriften hinarbeitete. Schließlich hat er es freilich eingesehen, daß er das zu verhindern kein Recht habe, er hat sogar eine Vorrede dazu geschrieben, sich aber um das Weitere offenbar nicht gekümmert. Aus dieser Vorrede, voll des köstlichsten Humors und der feinsten Ironie, mag hier eine überaus charakteristische Stelle folgen:

„Da ich's nun nicht wehren kann und man meine Bücher, mir zu geringer Ehre! sammeln will, tröste ich mich deß, daß mit der Zeit meine Bücher doch werden im Staube vergessen sein — sonderlich, wo ich durch Gottes Gnade etwas Gutes geschrieben habe! ‚Non ero melior patribus meis' — ich werde nicht besser sein, als meine Väter (1 Kön. 19, 4). Das andere wird wohl noch am längsten bleiben! Es ist gute Hoffnung, sonderlich weil es hat angefangen zu schneien und zu regnen mit Büchern und Meistern, von denen schon so viele vergessen daliegen und verwesen, die freilich gehofft, sie würden ewiglich auf dem Markte feil sein und die Kirche meistern."

Vom Jahre 1520 an ist Luther noch fünfundzwanzig Jahre an der Spitze der deutschen Reformbewegung gestanden. Aber wenn dieselbe bis dahin ganz und gar mit seiner persönlichen Geschichte zusammenfiel, so wird sie doch nun mehr und mehr zu einer tiefgreifenden Bewegung des ganzen deutschen Volkes. Am Fuße der Wartburg war gleichsam der stürmische, Alles mit sich reißende Bergstrom, der von den Schloßthüren in Wittenberg ausgegangen war und Aller Augen auf sich gezogen und Hunderte und Tausende mit sich gerissen hatte, plötzlich unter der Erde verschwunden. Aber bald sah man rechts und links an allen Orten neue Quellen und Bäche desselben Wassers entspringen und weiter stürmen und selbst in dem von Luther befreiten Wittenberg so mächtig überschäumen, daß er eiligst wiederkehren mußte, um den verderblichen Uebereifer mit allem Ansehen seiner Person und aller Kraft und Besonnenheit seines Geistes wieder einzudämmen.

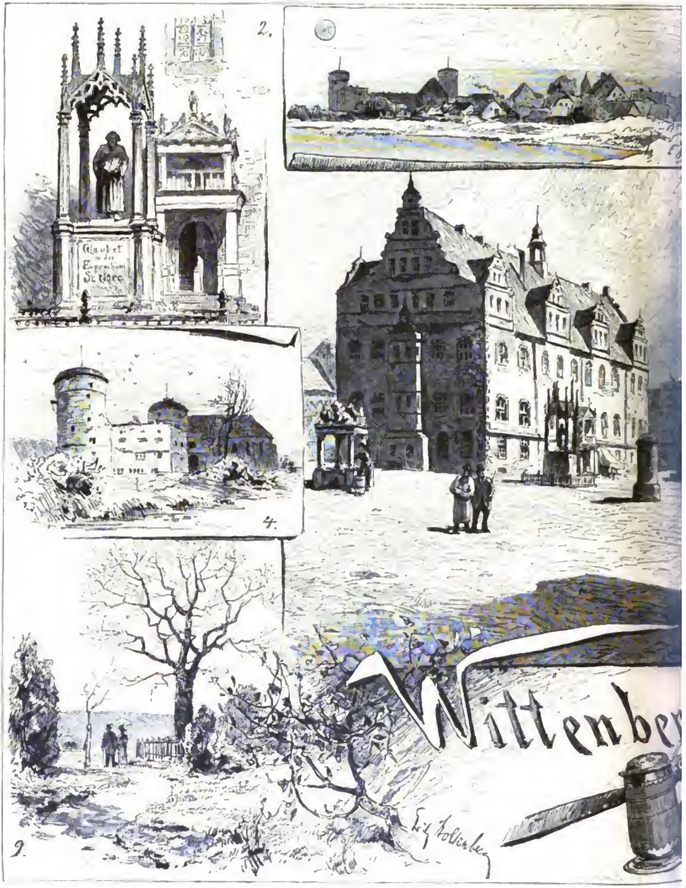
Die Geschichte dieser fünfundzwanzig Jahre ist deshalb nicht mehr in der einfachen Form der Lebensbeschreibung des einen Reformators darzustellen. Hier aber, wo es sich nicht um eine Darstellung der Reformation selbst, sondern nur um ein Charakterbild des Reformators zu seinem Jubelfeste handelt, können wir uns von nun an um so kürzer fassen.

Bis zum Tag von Worms hatte sich die ganze Reformbewegung so ausschließlich an die Person Luther's geheftet, daß Aller Augen und Ohren nur auf ihn gerichtet waren. Sein Streit mit Rom war gleichsam ein Schauspiel, an dem man mit tiefinnerlicher Bewegung, aber doch eigentlich nur als eifriger Zuschauer Antheil nahm. Jetzt aber war Luther mit einem Male von der Bühne abgetreten: da mußte ein Jeder mehr an sich, an seine Stellung zur Sache selbst denken und es immer mißlicher empfinden, daß man zwar evangelisch dachte und glaubte, aber seinen Glauben noch ganz in den altgewohnten römischen Formen äußerte. Dieser Widerspruch konnte auf die Dauer unmöglich bestehen. So machten denn in Wittenberg Luther's Klosterbrüder den Anfang einer praktischen Reform, indem sie zunächst das Klostergelübde nicht nur theoretisch für hinfällig erklärten, sondern auch zum größeren Theil (dreizehn Brüder) in das bürgerliche Leben zurücktraten. Die Zurückgebliebenen aber gingen an die Reform des Gottesdienstes, indem sie den Meßgottesdienst einstellten, worauf die Studenten sogar nicht ohne die Theilnahme einzelner Lehrer auch in den anderen Kirchen die Abhaltung der Messe mit Gewalt verhinderten; Andere aber räumten tumultuarisch die Heiligenbilder aus den Kirchen, und mit dem Neujahr 1522 führte Dr. Karlstadt unter dem Zuströmen von Tausenden an die Stelle der lateinischen Messe erstmals das deutsche Abendmahl ein, legte dem Rath und der Universität eine evangelische Gemeinde-Ordnung vor und verlobte sich mit einer ehrbaren Jungfrau. Diese Wittenberger Vorgänge wiederholten sich aber gar bald auch an anderen Orten.

Um so eifriger aber regten sich nun auch die Gegner dieser

* Vergleiche: Luther's Reformationsvermächtniß an uns und unsere Zeit. Vortrag zur Luther-Feier des vierzehnten deutschen Protestantentages von Emil Zittel. Berlin 1883. Haack.

** Nach einem Berichte aus dem Jahre 1521 hätten die Schlußworte Luther's gelautet: „Die Concilien können und haben geirrt; das liegt am Tage und ich will's beweisen. Gott, kumm mir zu Hilf, Amen! Da bin ich." (Evangelische Ausgabe. Band 64. Seite 383.)



1. Ansicht der Stadt von der Südseite. 2. Das Luther-Denkmal auf dem Marktplatz. 3. Monument Friedrich's des Weisen in der Schl
Melanchthon-Denkmalen und der Stadtkirche. 7. Luther's Wohnstube im Augustinerkloster. 8. Luther's Sanduhr für die Kan

Neuerungen. Ein großer Theil der Bevölkerung hatte sich bisher wenig oder gar nicht um den „theologischen Streit" bekümmert. Jetzt aber nahm man ihnen ihren alten Gottesdienst, ihre Heiligen und Bilder mit Gewalt, störte ihre alte, liebe Gewohnheit und erklärte dem „Glauben ihrer Väter", dem Glauben der „katholischen Christenheit der ganzen Welt" den Krieg! So mußte eine ernste Opposition erwachen: jedes Kloster, jede Facultät, jedes Collegium in der Gemeinde zerfiel in zwei Heerlager. Jeder wurde gezwungen, Partei zu nehmen. Viele innerlich Gleichgültige schürten doch schadenfroh die Zwietracht, und von außen her stürmten die Regierungen auf den Kurfürsten ein, daß er solche Neuerungen nicht dulde, und das um so heftiger, als jetzt



Schloß (jetzt Citadelle) und Schloßkirche. 5. Das Augustinerkloster, Luther's Wohnung. 6. Der Marktplatz mit Rathhaus, Luther- und
n Trinkkrug. 9. Die Luther-Eiche, die Stelle vor dem Elsterthor bezeichnend, wo die Verbrennung der Bannbulle geschah.

auch die überspannten und aufrührerischen Zwickauer Propheten auftraten und Viele von denen, die einer ruhigen Reform von oben her geneigt gewesen wären, völlig scheu machten. Mehrere Fürsten riefen ihre Söhne und Verwandten von der Universität Wittenberg zurück, Herzog Georg von Sachsen machte seinem kurfürstlichen Vetter die heftigsten Vorwürfe, und selbst das Reichsregiment führte eine drohende Sprache gegen Friedrich den Weisen, der, wiewohl er sich bisher allezeit treu und wohlwollend, aber auch vorsichtig und klug erwiesen hatte, doch auch verstimmt war über die tumultuarischen Scenen und die wachsenden Schwierigkeiten seiner Lage.

(Schluß folgt.)

Nochmals die Brille.

Von Dr. J. Herm. Baas (Worms).

Die Welt durch eine gefärbte Brille zu betrachten, galt von jeher als ein gelinder Vorwurf, mag er sich nun darauf bezogen haben, daß man sie zu schwarz, oder darauf, daß man sie zu farbig sehe. Begegnet man aber in unseren Tagen den so zahlreichen Trägern blauer, grauer, selbst gelber Brillen in den Straßen der Städte und selbst schon der Dörfer, so könnte man leicht zu dem Glauben verlockt werden, das alte Sprüchwort habe seine Geltung nahezu verloren und das Farbigsehen der Dinge sei wohl heutzutage gar zum Vorzug geworden.

Sicher ist es zum Theil auch ein solcher, zum anderen Theil aber erwächst den Trägern farbiger Brillen ein verstärkter Vorwurf. Diese letzteren nämlich sind nur dann ein wahres Nutzmittel, wenn sie mit sachverständiger Auswahl in Augenkrankheiten verwendet werden; sehr häufig aber werden sie vom Publicum auf eigenmächtige Selbstverordnung hin in Gebrauch gezogen in Fällen, in denen sie gar nicht nöthig, meist sogar schädlich sind. Der Laie sucht eben stets auch in Heilmitteln, die nur bei einer Auswahl oben bezeichneter Art zuträglich sind, gar zu gern ein Universalmittel, giebt der weitverbreiteten Sucht, das Besondere zu verallgemeinern, nach, und zwar auch dann, wenn strenges Individualisiren allein vom Heile sein kann.

In Bezug auf die farbigen Brillen schließt er demgemäß also: wenn heutzutage die Aerzte dieselben in Krankheiten zur Schonung, ja zur Besserung der Augen verordnen, so können sie doch wohl Gesunden nicht schaden, sondern müssen auch sie schonen, noch mehr aber werden sie das bei „etwas angegriffenen" Augen thun; da können sie ja blos nützlich sein.

Dieser Schluß jedoch, so häufig er gemacht wird, ist hier, und auch bei anderen Mitteln, ein durchaus falscher. Es darf nämlich vor allen Dingen nicht unberücksichtigt bleiben, daß das eigentliche Sehen durch gefärbte Gläser stets erschwert wird, weil sie ja alle Gegenstände, je nach dem Grade ihrer Färbung, stärker oder schwächer verdunkeln. Beim Arbeiten und Lesen wirken sie daher fast immer schädlich. Und doch werden sie häufig gerade dabei verwendet, sogar in dem Falle, wenn die Augen in Folge von Ueberanstrengung schon schmerzen, in welchem Falle das Uebel lediglich vermehrt wird.

Nur heftige Reizzustände der Augenhäute und viele Krankheiten des inneren Auges, worüber der Laie am wenigsten entscheiden kann, erfordern im Allgemeinen den Gebrauch gefärbter Gläser in Form sogenannter Schutz- oder Muschelbrillen, wie sie ihrer Gestalt wegen genannt werden.

Dabei ist aber auch ferner noch die Unterscheidung zu treffen, ab blaue oder graue Gläser jeweilig am Platze sind, was doch begreiflich auch wieder nur bei genauer Kenntniß und Erkenntniß der Natur vorhandener Leiden möglich ist. Die Wirkung der beiden Farben ist nämlich eine ganz verschiedene: graue Gläser dämpfen das Licht im Ganzen, setzen die ganze Lichtwirkung herab, blaue dagegen bewirken dies besonders in Bezug auf einzelne Theile des Sonnenlichtes, das ja bekanntlich aus den verschiedenen farbigen Strahlengattungen, wie sie der Regenbogen zeigt, zusammengesetzt und in dieser Zusammensetzung farblos ist, und zwar vorzugsweise in Bezug auf die orangefarbenen Strahlen, die freilich das Auge am meisten „reizen".

Ohne auf weitere Einzelnheiten einzugehen, kann man im Allgemeinen sagen, daß blaue Brillen in heftigen, rasch verlaufenden Entzündungen des äußeren wie des inneren Auges, graue dagegen in schleichend und versteckt einhergehenden Leiden, besonders des Augeninnern, am Platze sind. Gelbe Brillen dagegen nützen nur in den seltensten Fällen, weil sie unter allen Umständen die Netzhaut erregen, und sind deshalb selbst in Form von Jagdbrillen nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen zulässig und unschädlich.*

Weiterhin sind farbige Brillen, entgegengesetzt der fast allgemeinen Meinung des Publicums, baldmöglichst bei Seite zu legen, weil bei zu langem Tragen derselben die Gefahr eintritt, daß das Auge sich des freien Lichtes, selbst bis zu hohem Grade, entwöhnt und dasselbe dann geradezu als Schädlichkeit empfindet.

Beim künstlichen Lichte gar, das ja fast unter allen Umständen schwächer ist als gewöhnliches Tageslicht (man sehe nur einmal eine Gaslaterne in den Tag hinein brennen!), wirkt das beliebte Aufsetzen farbiger Brillen (und Schirme) nahezu immer, ganz abgesehen von Fällen, wo das Auge wirklich erkrankt ist, augenanstrengend und dadurch schädlich.

Stellen wir nun die Frage: wann darf der Laie unbedenklich und wann soll er farbige Gläser auf eigene Verantwortung wählen? so müßte die Antwort lauten: eigentlich nie! Geschieht es aber doch, was ja nicht zu verhindern ist, so soll es nur geschehen in Fällen, wo das Auge längerer Ueberblendung ausgesetzt ist, sei es durch Tages- oder künstliches Licht, vor Allem bei Feuerarbeitern, die häufig genug sich schwere Netzhautleiden zuziehen, dann bei Gletscherreisen, bei Schneetouren, Fahrten auf glitzernder See, bei gewissen Opernvorstellungen mit grell wechselnden Lichteffecten u. dergl. Hier aber wähle man stets graue Brillen in so dunkler Schattirung, als angängig ist, schon deshalb, weil sie die Gegenstände, Ansichten &c. in ihrer natürlichen Färbung belassen, was bei blauen nicht der Fall ist, da sie alles blauroth färben. Freilich sind die grauen Schutzbrillen etwa um ein Drittheil des Preises theurer als die blauen; das ist zwar häufig ein Grund für die Wahl dieser letzteren, dürfte es aber doch eigentlich bei so wichtiger Sache nicht sein.

Eine andere Art von Schutzbrillen — entweder ungefärbte, aus starkem, farblosem Glase, oder aus Glimmer hergestellt — sollten vor Allem alle Eisenarbeiter, wie Schmiede, Schlosser u. dergl. tragen; denn wie häufig gehen Augen bei diesen zum Theile oder ganz zu Grunde in Folge eindringender Splitter, auffahrender Eisenstücke, Funken u. dergl.! Aber alles Reden und Rathen ist leider in der Regel nutzlos! Erst ganz vor Kurzem verlor hier ein Arbeiter das zweite Auge durch ein abgehauenes Eisenstück, nachdem er vor Jahren das erste in einer Werkstatt Sachsens auf dieselbe Weise eingebüßt hatte: arm und — blind durch Fahrlässigkeit und Leichtsinn, im neunzehnten Jahre!

Auch bei Schutzbrillen sollte man stets regelrecht auf beiden Flächen ganz gleichgeschliffene, nicht gegossene, wählen, da diese häufig in der Masse Fehler, wie Blasen u. dergl., haben und auf beiden Flächen nicht ganz eben und gleich sind, dadurch aber das Licht falsch brechen und durchlassen.

Eigentliche Seh- oder Lesebrillen (also convexe oder concave oder cylindrische Gläser, die wir später besprechen werden) in Farben zu tragen, dazu ist nicht häufig Veranlassung und deshalb die Auswahl solcher stets dem Arzte anheimzugeben. Sie sind ganz bestimmt viel seltener anwendbar, als das Publicum glaubt, das auf eigene Gefahr sie aussucht — zur Schonung der Augen, obwohl bei ihrer Verwendung fast immer das Gegentheil bewirkt wird.

Ist aus dem soeben Gesagten ersichtlich, daß das Publicum sich mit den gefärbten Gläsern bereits allzu vertraut gemacht hat, so herrscht fast noch in allen Kreisen desselben völlige Unbekanntschaft mit einer gar nicht selten verwendeten Art von Gläsern, den eben erwähnten cylindrischen. Sie sind freilich auch in letzter Zeit, erst etwa seit 30 Jahren eingeführt worden. Die Schleifung derselben geschieht, wie ihr Name schon sagt, nach der Wölbung eines Cylinders, nicht nach der Wölbungsfläche einer Kugel, wie dies bei den altgebräuchlichen convexen und concaven der Fall ist, die man deshalb auch als die sphärische bezeichnet. — Es ist aber gerade die Verwendung der cylindrischen Gläser eine der genialsten Errungenschaften der modernen Augenheilkunde!

Zur Klarstellung ihres Gebrauchs müssen wir in Kürze vorausschicken, daß feinste Messungen der Oberflächenkrümmung der Hornhaut dargethan haben, daß selbst im regelmäßig gebauten, besten Auge die letztere von oben nach unten (a) stärker gewölbt ist (Fig. 1), als im Durchmesser von rechts nach links (b). Dieser Unterschied in der Wölbung, oder was dasselbe sagt, des Brechvermögens der beiden (Meridian-) Richtungen ist aber für gewöhnlich nicht groß genug, um Störungen

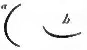


Fig. 1.

* Auch das Sehen durch rothe und grüne Gläser, wie dies seit einigen Jahren von Reisenden, zumal in der Schweiz, öfters zur „Verschönerung" gewisser Aus- und Fernsichten angewendet wird, ist nicht ohne jedes Bedenken, da beide Farben die Augen gleichfalls reizen und angreifen.

beim Sehen zu bewirken. Nun giebt es jedoch Augen, in denen die erwähnte Verschiedenheit eine sehr große und dadurch störende ist. Dieser Baufehler ist dann gewöhnlich angeboren, und es gelten in der Regel die damit Behafteten für einfach schwachsichtig von Geburt aus. Ihr Blick hat oft einen eigenthümlich stechenden oder unbestimmten, unruhigen Ausdruck und die Hornhaut derselben läßt bei Beobachtung des Bildes der Gegenstände, die sich auf derselben abspiegeln, z. B. eines Fensters, ein eigenthümliches Verzogensein dieses Spiegelbildes deutlich erkennen. Die Ausdauer und Sehtüchtigkeit solcher Augen ist oft eine sehr schlechte.

Setzt man jedoch das richtige, freilich oft erst nach zeitraubenden und schwierigen Proben zu findende Cylinderglas vor, so werden beide Fehler wenigstens sehr gebessert, in einzelnen Fällen sogar nahezu gänzlich aufgehoben.

Die Wirkung dieser Gläser aber ist nicht leicht zu erklären, um so weniger, als die merkwürdigsten Krümmungsunterschiede in den genannten Richtungen vorkommen; doch wollen wir dies an einem möglichst einfachen Beispiele wenigstens versuchen.

Wir nehmen an, die senkrechte Wölbung der Hornhaut (c d) sei regelrecht (Fig. 2), die von rechts nach links (e f) dagegen viel zu flach. Die Aufgabe ist also, diese letztere der ersteren möglichst gleich zu gestalten. Dies geschieht dadurch, daß man ein in richtigem Grade convex geschliffenes (g) Cylinderglas (Fig. 3) senkrecht vor das Auge bringt. Auf diese Weise wird die zu geringe Wölbung der Hornhaut in der Quere künstlich ersetzt, ausgeglichen und das Sehen dadurch ein regelmäßiges. Wäre dagegen die senkrechte Wölbung zu stark, die quere aber richtig, so begreift es sich, daß man ein hohlgeschliffenes Cylinderglas quer vor das Auge halten müßte, um jene zu starke Krümmung bis zu dem Maße der schwächeren horizontalen zu verkleinern ꝛc.

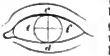


Fig. 2.



Fig. 3.

Augen, welche den eben beschriebenen Baufehler zeigen, nennt man astigmatische, den Fehler selbst Astigmatismus, weil die Besitzer solcher Augen einen Punkt (Stigma) nicht als solchen kreisrund, sondern nur länglich verzogen und ausgezackt sehen.

Eine andere Art von Brillen ist im Gegensatze zu den vorigen schon von der Schulzeit her, ihres berühmten Erfinders wegen, viel mehr gekannt, als sie benutzt wird, wir meinen die sogenannten Franklin'schen Brillen. Sie enthalten zwei, vielmehr zwei halbe Gläser (h): oben ein halbirtes hohl geschliffenes, unten ein halbes convexes Glas in einem Gestell (Fig. 4). Franklin construirte sich dieses Instrument, weil er kurzsichtig — und alterssichtig zugleich war; zum Sehen in die Ferne gebrauchte er das Concavglas, zum Lesen, bei dem der Blick nach unten gerichtet ist, das Convexglas.



Fig. 4.



Fig. 5.

Aehnlich sind die Gläser mit doppelter Brennweite (i, Fig. 5); sie sind so geschliffen, daß der obere Theil ein schwächer gewölbtes und deshalb schwächer brechendes, der untere Theil ein stärkeres Convexglas darstellt. Sie dienen Fernsichtigen, die zum Lesen eines stärkeren Glases bedürfen, als zum Sehen in größere Entfernung.

Beide Arten sind zwar hübsch erfunden, aber nur selten mit Vortheil praktisch anwendbar, dazu theuer; dagegen besitzt wieder die letzte hier zu erwähnende Brille, die prismatische (k, Fig. 6), diese Nachtheile nicht. Ihre Verwendbarkeit erstreckt sich auf Fälle von lähmungsartigen Zuständen einzelner das Auge bewegender Muskeln. Sie hat den Zweck, das durch den Ausfall einzelner Augenbewegungen gestörte Sehvermögen wieder herzustellen und den Strahlengang regelrecht zu machen.



Fig. 6.

Anstatt die optische Wirkung derselben näher zu erläutern, was mit wenigen Worten doch nicht geschehen kann, wollen wir den uns noch zur Verfügung stehenden kleinen Raum zur Beantwortung einiger von Laien häufig an den Arzt gerichteten praktischen Fragen benutzen.

Die erste lautet gewöhnlich: Welche Form der Gläser ist die beste, die runde oder die ovale?

Jedenfalls die runde, weil bei ihr die optische Güte durch das Einschleifen gar nicht benachtheiligt wird und der Blick nach allen Richtungen stets der Mitte des Glases nahe bleibt. Sie ist zumal bei Altersbrillen vorzuziehen, besonders seitdem die frühere unschöne Pflugradgröße derselben auf anständigeres Maß zurückgeführt worden ist. Geboten ist die runde Form aber stets bei Staarbrillen und fast immer auch bei den cylindrischen Brillen. Die Vorzüge der runden Gläser erreichen die ovalen nicht, selbst wenn sie groß sind; doch können sie im letzten Falle jenen wenigstens möglichst wenig nachstehen, weil dann die Ränder des Glases selbst im kleinen Durchmesser noch hinreichend fern von der Mitte liegen. Dagegen sind die kleinen Brillen dieser Form, wie man sie häufig sieht, gerade so verwerflich, wie die kleinen achteckigen Lorgnettengläser, welche letzteren aber mit den ersteren verglichen wenigstens den Vorzug haben, daß sie nur kurze Zeit vor dem Auge sind. Das sogenannte Monocle ist, wenn auch rund, schon als geckenhafte Spielerei verwerflich.

Was ferner die optische Schleifung anbelangt, so sind die auf beiden Flächen gleichmäßig convex oder concav (Fig. 7 und 8)

Fig. 7.



Biconvex.

Fig. 8.



Biconcav.

Fig. 9.



Planconvex.

Fig. 10.



Planconcav.

Fig. 11.



Fig. 12.



Periskopische Brillengläser.

geschliffenen den sogenannten planconvexen oder planconcaven Gläsern entschieden vorzuziehen, die sogenannten periskopischen aber sind die besten, weil der Strahlengang durch dieselben selbst an ihren Randtheilen gar nicht ungünstig beeinflußt wird, was bei den anderen beiden Sorten immer der Fall ist. Jene wirken an ihren Rändern stets auch noch wie schwache Prismen lichtbrechend.

Eine andere sehr wichtige Frage ist die nach der Fassung und dem Gestell der Brille.

Am häufigsten sind die Gläser in eine an der inneren Seite der Fassung befindliche Rinne gebettet. Dadurch werden die Ränder bei schwächeren Nummern, welche ja die häufigst getragenen sind, vollständig gedeckt, sodaß falsche Strahlenbrechungen von dem Einschleifrande her nicht stattfinden können. Bei stärkeren Nummern dagegen, oder, was in der Regel dasselbe sagt, bei dickeren Brillengläsern sind die reifartig gestalteten breiteren Fassungen vorzuziehen, weil nur durch solche die Glasränder in diesen Fällen ganz vom seitlichen Lichte abgeschlossen sind. Ganz verwerflich aber sind die den Glasrand überall freilassenden nicht gefaßten Brillengläser, wenn sie auch vielleicht eleganten Eindruck machen; ganz abgesehen von dem großen Fehler, daß bei ihnen von den Rändern her alle Arten störender Lichtreflexe das Auge treffen, können sie auch bei zufälligem Anstoßen und dergleichen dadurch gefährlich werden, daß dann Glassplitter leicht in das Auge dringen, was bei den durch eine Fassung geschützten Brillengläsern nicht oder doch viel weniger zu befürchten ist; zudem werden die nur in zwei kleinen Oeffnungen des Glases befestigten Gestelltheile sehr leicht wackelig, was begreiflicher Weise ein weiterer großer Nachtheil ist.

Die Construction des Nasensteges ist insofern von Wichtigkeit, als durch denselben das feste Sitzen der Brille wesentlich mitbestimmt wird. Die Auswahl unter den vorhandenen Formen sollte deshalb eine viel sorgfältigere sein, als dies gewöhnlich der Fall ist, das heißt, es sollte die dem Nasenrücken des Trägers ganz entsprechende jedesmal mit Sorgfalt ausgesucht werden. Weniger in's Gewicht fällt dies nur bei dem sogenannten neutralen Nasenstege, der seinen Namen daher hat, daß er auf beiden Seiten gleichartig eingebogen ist, damit die Brille auch bei Umkehrung derselben gut sitzt und auf diese Weise bald das eine, bald das andere Glas bequem vor das Auge gebracht werden kann. Diese Möglichkeit ist bei Staaroperirten von großer Wichtigkeit, weil dieselben zwei meist sehr verschieden starke Convexgläser in einem Gestell für das eine operirte Auge nöthig haben, wovon sie das schwächere zum Sehen in die Ferne, das stärkere zum Lesen ꝛc.

verwenden müssen; nur bei neutralem Stege aber können sie den dabei gebotenen Wechsel der Gläser auf die rascheste Weise bewirken.

Auch die Gestalt der seitlichen Federn ist von Bedeutung. Deren giebt es drei Hauptarten: die Reit-, die Charnier- und die gerade Feder. Die beiden ersten Sorten umfassen das Ohr, jene halbkreisförmig, diese im Winkel, die letztgenannte dagegen geht gerade nach hinten und hält nur durch Druck gegen die Schläfen fest. Die Reitfeder ist im Allgemeinen für Männer vorzuziehen, besonders die neuerdings aus zwei spiralig um sich selbst gewundenen Drähten hergestellte, weil gerade diese nicht leicht einschneidet, wie das bei der aus einem Draht gearbeiteten der Fall ist; auch ist sie weniger zerbrechlich. Doch genügt auch die Charnierfeder dem Zwecke guten Festhaltens, wenn sie nur nicht zu lang ist. Die geraden Federn, wenn sie so stark sind, daß sie sich nicht verbiegen, sind besonders für Frauen vorzuziehen, weil sie sich nicht in den Haaren festsetzen und beim Abnehmen nicht jedesmal einzelne ausreißen. — Das Material des ganzen Gestelles anlangend, so mögen weniger Bemittelte ein gut gehärtetes Stahlgestell wählen, Bemittelte aber Goldgestelle, weil diese dauerhafter und in der Regel auch besser gearbeitet sind, als die geringeren Sorten. Das gilt auch für die Nasenzwicker, die, wie wir noch erwähnen wollen, bei jugendlichen Kurzsichtigen am zweckmäßigsten sind — weil sie zu unbequem sitzen, als daß sie anhaltend getragen würden, was gerade bei solchen verhütet werden muß.

Zum Schluß unserer Auseinandersetzungen über die Brillen in der „Gartenlaube“ sei uns noch die Bemerkung gestattet, daß Deutschland in Rathenow einen Weltplatz der Brillen-Industrie besitzt, dessen Fabrikate selbst in ausländischen Geschäften, leider auch unter fremder Geschäftsetiquette, sehr viel verkauft werden.

Blätter und Blüthen.

Beiträge der Literatur und Kunst zum Luther-Feste. Daß eine Feier von so ungewöhnlicher Bedeutung, wie das Luther-Jubiläum, die Thätigkeit von Schriftstellern, Dichtern und Künstlern aller Art vorzugsweise in Anspruch nehmen werde, war vorauszusehen. Die Früchte derselben sind sehr zahlreich. Selbst nur für ein Verzeichniß, wenn ein solches schon möglich wäre, aller angekündigten oder auf den Markt gebrachten Schriftwerke, epischen, lyrischen und dramatischen Dichtungen, illustrirten Werke, musikalischen Compositionen, Gemälde, Büsten und Medaillen würde uns der Raum mangeln. Wir müssen uns auf die kurze Angabe einer geringen Anzahl dieser Festerzeugnisse beschränken, die wir der Empfehlung werth halten.

Unter den Festschriften nimmt das Folio-Prachtwerk „Dr. Martin Luther in Wort und Bild“, herausgegeben von E. Evers, Dr. theol. und phil, Pastor zu St. Matthäi in Leipzig (Verlag von Rud. Uhlig daselbst), sowohl durch künstlerische Ausstattung wie durch geistvolle Darstellung und gediegenen Inhalt einen hervorragenden Platz ein. Die Lösung der schwierigen Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt, „in einem engen Rahmen ein abgerundetes, wesentlich erschöpfendes Lebensbild Luther's zu entwerfen und andererseits mitten in den hochgehenden kirchlichen Wogen der Gegenwart die historische Treue zu bewahren“, ist ihm vortrefflich gelungen. In knapper, aber dabei geistvoller Darstellung faßt er nach einer Einleitung, die zuerst die epochemachende, weltgeschichtliche Stellung und Bedeutung Luther's in großen allgemeinen Zügen darlegt, die Geschichte Luther's in 6 Abschnitten zusammen: 1) Sein Vaterhaus und seine Jugend (1483 bis 1505). 2) Seine evangelische Entwickelung (1505 bis 1517). 3) Sein erstes Zeugniß (1517 bis 1521). 4) Sein reformatorischer Kampf (1521 bis 1525). 5) Seine kirchliche Bau-Arbeit (1525 bis 1532). 6) Sein Lebensabend (1532 bis 1546). So bietet sich uns ein Gesammtbild jener gewaltigen kirchlichen Bewegung und der Wirksamkeit des gottbegeisterten Mannes dar, welcher sie hervorrief. Einen köstlichen Schmuck verleihen dem Werke die Bilder von Professor Schwerdgeburth. Sicherlich wird dies Luther-Werk im deutschen Volke freudige Aufnahme und einen dauernden Platz gewinnen.

Für Kunstkenner von besonderem Interesse ist eine „Sammlung von Portraits aus der Zeit der Reformation in getreuen Facsimile-Nachbildungen“, welche Georg Hirth als „Bilder aus der Luther-Zeit“ (G. Hirth, München und Leipzig) herausgegeben hat. Sie sind zum großen Theil seinem „Culturgeschichtlichen Bilderbuche“ entnommen. „So,“ sagt der Herausgeber, „wie sie uns hier wieder erscheinen, waren die berühmten Männer und Frauen jener Zeit ihren eigenen Zeitgenossen im Bilde bekannt. Aus diesen alten Formschnitten spricht deutlich die Kraftfülle der damaligen Menschen zu uns.“ G. Hirth's Ausstattungsweise bedarf keiner besonderen Empfehlung.

Gleich sorgfältiger und geschmackvoller Behandlung erfreut sich ein Prachtwerk der H. J. Meidinger'schen Hofbuchhandlung in Berlin: „Der singende Luther im Kranze seiner dichtenden und bildenden Zeitgenossen.“ Eingeleitet von Emil Frommel, mit Randzeichnungen und Handrissen von Albrecht Dürer und Lucas Cranach. Den textlichen Inhalt bilden die Lieder und Sprüche Luther's, denen die besten seiner Zeitgenossen angefügt sind, damit für jedes Fest des Kirchenjahres das Vorzüglichste der kirchlichen Poesie jener Tage geboten sei. Wie dieser Inhalt verdient auch die Illustration die höchste Beachtung: sie besteht in der kunstreichen Wiedergabe jener berühmten Federzeichnungen, mit welchen Albrecht Dürer 1514 das Gebetbuch des Kaisers Maximilian ausgeschmückt hat. Dieses Prachtbuch ist ein Familienschatz.

Karl Gerok, der bekannte geistliche Liederdichter und Prälat in Stuttgart, hat dem Feste eine freundlich ausgestattete Jubiläumsausgabe der geistlichen Lieder Martin Luther's unter dem Titel „Die Wittenberger Nachtigall“ (Stuttgart, C. Krabbe) gewidmet.

Eine werthvolle Festgabe ist Karl Siegen's: „Die wittenbergische Nachtigall, die man jetzt höret überall, ein allegorisches Gedicht von Hans Sachs. Sprachlich erneuert und mit Einleitung und Anmerkungen versehen“ (Jena, Fr. Mauke). Von diesem berühmten Gedicht ist dem großen Publicum schwerlich mehr bekannt, als die ersten drei Worte; es war ein guter Gedanke, dasselbe zum Luther-Fest dem ganzen Volke zugänglich und in trefflicher Weise angenehm verständlich zu machen.

„Martin Luther.“ Von Dr. Karl Burk (Stuttgart, C. Krabbe). Eine ausführliche Lebensbeschreibung des Reformators, der, wie der Verfasser sagt, „unter unserem Volke zwar viel genannt, aber wenig bekannt ist“; gerade jetzt, wo die Anhänger Roms mit großem Eifer ein Zerrbild des großen Mannes aufstellen, fühlt sich der Verfasser verpflichtet, dem deutschen Volke das Bild desselben in aller Einfachheit und Wahrheit vorzuführen. Und dies ist ihm in der That gelungen, er hat unsere Literatur um ein treffliches, die Geister erhellendes und die Herzen erhebendes Volksbuch reicher gemacht.

Nach diesem ruhigen Belehrer müssen wir zwei das Flammenschwert des Zorns schwingende Dichtungen nennen: „Vom Concil zu Nicäa bis zum Westfälischen Frieden“, 325 bis 1648. Epigramme, Lieder und Jamben zur Geschichte der Menschheit von Wilhelm Sehring (Leipzig, Licht u. Meyer). Nach dem Vorwort des Verfassers lag ihm daran, „in kurzen markigen Zügen Lebensgestalten zu zeichnen, Charakterbilder zu bieten“ und „durch die Vorzeit warnend und mahnend von der Gegenwart zu zeugen, und dies mußte ihn immer mehr zum Kampf waffnen“. Sein Buch verdient Beachtung und Theilnahme, er verstand es wirklich, Goldkörner auf dem Boden der Geschichte zu sammeln. — Die andere Dichtung kennzeichnet sich gleich durch ihren Titel: „Protestantische Hornsignale“, poetische Flugblätter zur Luther-Feier von F. G. Adolf Weiß (Berlin, A. Senff). Der Dichter meint es sehr ernst, wenn er ausruft: „Laßt eure Lenden gegürtet sein — und eure Lichter brennen!“ und wenn er am Ende im Kampf gegen die Jesuiten fordert: „Mit deutscher Christenfreiheit Wetterstrahle — Zermalm' die schwarze Internationale!“

Von dramatischen Festspielen können wir nur die folgenden nennen, ohne ein Urtheil über sie abzugeben, da sie meist ihre Feuerproben in den Aufführungen noch zu bestehen haben. Bestimmt sind für Worms ein kirchliches Festspiel „Luther“ von Hans Herrig (Berlin, Fr. Luckhardt) und für Jena ein historisches Charakterbild in sieben Abtheilungen von Otto Devrient. Beide werden von Bewohnern der betreffenden Städte dargestellt. Für Leipzig (auch anderwärts angenommen) hat W. Henzen ein Reformationsdrama in 5 Acten mit einem Vorspiel gedichtet (Leipzig, C. Reißner). Auch Dr. Luther's Brautfahrt ist in der Dichtung „Das Nünnlein von Nimptschen“ von Heinr. Meyer (Minden in Westfalen, J. C. C. Bruns) dramatisch vorgeführt. — Ein Schauspiel von C. Lange „Dr. M. Luther und Graf E. von Erbach“ (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht) scheint nicht für die Bühnen-, sondern für die Bücherbretter bestimmt zu sein.

Von den für dieses Fest geprägten Medaillen liegen uns zwei vor, eine von R. Herrasé in Wittenberg, die andere von Louis Wolff in Breslau zu beziehen und beide zu Geschenken und Familien-Andenken wohl geeignet.

Albert Hendschel todt! Abermals ein Grab, welches die „Gartenlaube“ mit einem Kranz der Verehrung und der Dankbarkeit zu schmücken hat. Wir haben den Künstler im Jahrgang 1872 (S. 273) unsern Lesern in Bild und Wort vorgeführt und ihnen bei dieser Gelegenheit aus Hendschel's beliebtestem und berühmtestem Werke, seinem „Skizzenbuch“, einige der erheiterndsten Proben seiner Darstellung der Kinderwelt mitgetheilt. Was wir dort über den beneidenswerthen Meister ausgesprochen, ist noch heute geltend. Wir können nur die Klage daran fügen, daß abermals ein deutscher Künstler in der Fülle der Kraft uns entrissen werden mußte. Hendschel starb in seiner Vaterstadt Frankfurt am Main am 22. October, erst 49 Jahre alt.

Inhalt: Die Braut in Trauer. Von Ernst Wichert (Fortsetzung). S. 725. — Verurtheilt. Illustration von Hermann Karow. S. 729. — Zwei Herbstlieder. Von Karl Stieler. S. 730. — Im Congoland. Von Dr. Pechuel-Loesche. 3. Congofahrt im Gebirge bis nach Vivi. S. 730. Mit Illustrationen. S. 730, 732 und 733. — Doctor Martin Luther. Von Emil Zittel (Fortsetzung). S. 734. Mit Abbildungen. S. 736 und 737. — Nochmals die Brille. Von Dr. J. Herm. Baas (Worms). S. 738. Mit Abbildungen. S. 738 und 739. — Blätter und Blüthen: Beiträge der Literatur und Kunst zum Luther-Feste. — Albert Hendschel todt! S. 740.

Für die Redaction bestimmte Sendungen sind nur zu adressiren: „An die Redaction der Gartenlaube, Verlagsbuchhandlung Ernst Keil in Leipzig“.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 46. Die Gartenlaube. 1883.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Glockenstimmen.

Eine Bürgergeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Von Stefanie Keyser.

Hilf Gott! berath! hilf Gott!

So rief die kleine Signirglocke ihr Sprüchlein, welches vor zwei Jahrhunderten der fromme Glockengießer als Inschrift ihr eingegossen hatte. Sie verkündete der guten Stadt Arnstadt die Mittagsstunde.

Die Zeitläufte waren wieder darnach angethan, daß die Bürger ihre Füße geruhig unter den gedeckten Tisch zu stecken vermochten. Der furchtbare Krieg, der dreißig Jahre in dem heiligen römischen Reich deutscher Nation gewüthet hatte, war zu Ende geführt, der Friede mit der bräuchlichen Formel „für jetzt und ewige Zeiten" geschlossen, verbrieft und besiegelt worden, und das deutsche Volk ging wieder einmal an's Flicken und an's Stückeln.

In Arnstadt machte diese Arbeit nicht allzu viel zu schaffen, maßen es nur insoweit gelitten hatte, als für eine streng lutherische Stadt sich unumgänglich geziemte. Denn es lag, an den Fuß des Thüringer Waldes geschmiegt, abseits von den großen Heerstraßen und vor streifenden Truppen durch gedoppelte Mauern und feste Thore geschützt. Wenn dennoch einmal die Wächter, die von den Thürmen der Stadt und dem hohen Schloßthurm der gräflich Schwarzburgischen Residenz Neideck in das Land spähten, einen feindlichen Haufen gemeldet hatten, der bis an die Wassergräben herangekommen war, dann hatten die Bürger ihre Säckel geöffnet und sich von der Kriegsfurie losgekauft, oder, so die Einlagerung nicht abzuwenden gewesen war, die fremde Soldateska so wohl aus ihren vollen Kellern tractirt, daß diese ein Einsehen genommen und wiederum die Stadt glimpflich behandelt hatte. Ereignete es sich bei solcher Heimsuchung, daß die Rittmeister in den Straßen sich todt hieben und stachen, oder der Obrist ein paar widersetzliche Soldaten auf dem Marktplatz henken ließ, so genossen sie des Schauspiels und priesen heimlich die göttliche Fügung, daß ein Bösewicht den andern auffressen mußte. Als aber der Löwe von Mitternacht, wie Gustav Adolph genannt wurde, herangezogen war, da hatten sie ihm Thor und Thür aufgethan, schalmeiet und ihn angeblasen, auch darauf gegen die ganze Nachbarschaft ob der Ehre, die ihnen widerfahren war, sich gerühmt.

Jetzunder handelten sie wieder als Männer von Einsicht und Verstand: sie griffen zur Arbeit. Die fruchtbare schwarze Erde der Stadtflur, welche sich zwischen der Altenburg, den drei Gleichen und der vom Thüringer Waldgebirge herab rauschenden Gera hinstreckt, trug schwere Weizenähren, die nun kein Rosseshuf mehr bedräute; unter dem Walpurgisholze hin zogen die Hopfenpflanzungen in schnurgeraden Reihen, die Stangen wurden nicht mehr in Wachtfeuern verbrannt. Die Brauhäuser dampften Tag und Nacht, auf daß sich die leer getrunkenen Fässer wieder füllten. Auf schwanken Gerüsten standen die Tüncher und frischten die Gemälde auf, welche die Häuser zierten und ihnen ihre Namen verliehen. Unter ihrem Pinsel erstund ob der Hausthür der Frau Schmidtin am Sperlingsberg der wachsame Kranich mit seinem Stein in der rechten Klaue in glänzendem Braun, gleich der Frucht des Kästenbaumes, wie man die Kastanien benamste; erneute sich an dem Hause des berühmten Brauherrn Nicolaus Fischer auf dem Rieth in allen Farben des Regenbogens die Schilderei, welche den großen Christophel darstellte, wie er, einen Tannenbaum als Wanderstäblein in der Hand, den Heiland der Welt durch die Meerfluth trug. Und da Friedenszeiten stets die Schreiberei begünstigen, so klapperte auch die weit und breit berühmte Papiermühle, welche sich am Liebfrauenkirchhof mit roth gemalten Balken und vorspringenden Stockwerken erhob, so rastlos, wie der Weißebach rauschte, der sie trieb. Nur heute am dritten Pfingstfeiertag stand sie still.

„Sie läuten Mittag, Hanne," sagte die Papiermüllerin, Frau Henningin, indem sie in die Küche trat, angethan mit einer großen blauen Schürze, an der ihr jüngster Sohn, das Benjaminlein, hing. Allda war Johanne, die älteste Tochter, beschäftigt, das Tischgeräth vom Schüsselbrett zu langen. Das junge Mädchen prüfte mit scharfem Blick die wie Silber glänzenden zinnenen Teller und Näpfe. Dann rief sie der Magd zu: „Trine, die Stockflecken wollen noch immer nicht weichen, die sich dem Geschirr dazumal einverleibt haben, als es vor dem Volk des Königsmark im Keller vergraben worden war, und der Napf hat die Beule behalten von dem Wurfe, den der Krawat nach Dir damit gethan hat."

Trine, in einem Mützchen, das gleich einer breit gedrückten Düte auf dem Kopf saß, mit einem kümmerlichen Schleifchen im Nacken, wie es solch armem Mensch zukam, beugte das zusammengewelkte Gesicht mit den Heidelbeeraugen und dem runden Pflaumennäschen über den Suppennapf und antwortete seufzend: „Das kostbare Geräth trägt es in alle Ewigkeit nach, daß ihm einmal ungebührlich begegnet worden ist. Mir heilte die Kopfnuß schneller."

„Der liebe Gott weiß, warum er seine Menschen prüft," sagte Frau Henningin mit einem mißvergnügten Blick auf ihr

verunziertes Geschirr. „Ist das Essen gar? Es giebt freilich nur ein altes Huhn mit Reis und Safran; aber am dritten Feiertag kann man sich daran genügen lassen. Und es ist gut, so wir das Mahl bald auf die Seite bringen; denn nach der Nachmittagsbetstunde mußt Du im Staat sein, Hanne, auf daß Du rechtzeitig zum Maienfest kommst."

„Ja," rief der Papiermüller vom Hausflur her, wo er wegen alter Lumpen mit ein paar struppigen Kerlen feilschte, „und heute besonders darfst Du Dich nicht versäumen."

Johanna lachte hochfahrend auf bei diesen Worten und drehte mit dem Scheuerwisch die kunstgerechte Flamme auf die große Fleischschüssel.

„Wo steckt Hermann, daß er die Lumpen fortschafft?" fragte der Papiermüller ungeduldig. „Gewißlich ist er wieder auf dem Glockenthurm. Ich werde ihm derohalb einmal den Kopf waschen."

Jetzt verließ Johanne ihre Zinnteller und nahm sich der Lumpen an, während Herr Henning seinen alten Vater aus der Stube auf den Hausflur rief, um mit ihm zu berathen, wie viel Heller den Händlern zu zahlen seien. Auch Frau Henningin trat hinzu, als die Lumpen in einen Korb geschüttet wurden.

„Solche Feldbinden," seufzte sie, auf einen großen scharlachnen Lappen deutend, den das Benjaminlein herauszog, „hatte das Pappenheim'sche Volk, das unsere Stadt brandschatzte. Damals wurden alle Spartöpfe geleert. — Da ist auch ein Stück von einem blau gestärkten Kragen, wie die vom Merode'schen Regiment trugen, deren Obrist mit fünf Soldaten bei unserem Superintendenten Schuckeln einrückte und ihn zur Rede setzte wegen seiner Strafpredigt gegen das zuchtlose Soldatenvolk. Ist aber von Seiner Hochehrwürden niederdisputiret worden. Und sieh! das ist ein Stückchen von einer gelben Feldbinde, wie sie die Evangelischen um die Schultern geschlungen hatten, die mit dem Gustavus Adolphus unsere gute Stadt heimsuchten."

Der Großvater schaute nachdenklich auf die Lumpen. „Da liegen die feindlichen Farben nun so friedlich bei einander, und die sie einst in bitterem Hader gegen einander trugen, sind längst des Todes verfahren. Der alte Schrammhans, wie sie den zersäbelten Pappenheim nannten, und unser Löwe von Mitternacht an einem Tage. Und über ein Kleines werden ihre Feldbinden weißes Papier und ihre Thaten darauf verzeichnet sein zu Nutz kommender Geschlechter. Das ist Welt."

„Die Lumpen riechen wie Moder," sagte Johanne, „ich graue mich davor."

„Man darf sich vor keiner Arbeit scheuen," rügte der Papiermüller.

„Du sollst Dich nicht damit befassen, Hannchen," tönte eine frische Stimme dazwischen, und Hermann sprang in den Hausflur. Es war ein schlanker Bursch, oben aus dem groben Röcklein, unten aus den Stiefeln herausgewachsen; er trug keine Kappe, und das blonde Haar war ihm sonder Kunst über der Stirn und im Nacken mit einem Schnitt gestutzt. Aber wenn Gewandschneider und Haarkräusler ihn im Stich gelassen hatten, so war Mutter Natur desto fürsorglicher gewesen. Sie hatte ihm eine kräftige und doch biegsame Gestalt gegeben, treuherzige blaue Augen, blitzende Zahnreihen, und die dicken Haarwellen auf der freien Stirn ihm ebenso anmuthig geringelt wie den flaumigen Bart um die lächelnden Lippen.

„Hermann, wo hast Du gesteckt?" fragte ärgerlich Frau Henningin.

Er wurde roth. „Ich habe dem alten Fabian läuten helfen."

„Immer, wenn man Dich braucht, sitzest Du auf dem Thurm," fuhr ihn der Papiermüller an. „Bist Du doch wie an die Glocken gebannt."

„Es ist meine einzige Freude," erwiderte Hermann bescheiden. „Glockenklang ist mir die lieblichste Musika."

„Als ob in dieser Welt ein solcher armer Hiob Zeit hätte, einer lieblichen Musika, die gerade nach seinem Gelüst ist, zu lauschen!" strafte der Papiermüller. „Lies lieber die Lumpen aus."

Aber da stürmten noch zwei Kinder herein.

„Nein: erst hilft er mir meine Maie ausschmücken," bat der achtjährige Bastian. „Schlag zwei Uhr ziehen alle Jungenschulen aus." Er drängte ihm eine frische Birke und einen Korb voll purpurner Pfingstrosen und goldgelber Butterblumen mit grünen Herzchen auf, die an die Zweige gebunden werden sollten, und Christel, die zehnjährige Tochter, trug Johannens blau und silbernes Wockenband als Zierrath herbei.

„Ich möchte von ihm das Gebet für den dritten Pfingstfeiertag gelesen haben," sagte der Großvater. „Ihr waret Alle in der Kirche; bei mir thun's die Füße und die Augen nicht mehr." Und er nahm das Gesangbuch von der Kannrücke, wo es seinen Platz hatte neben einem mit Pfauenfedern aufgeputzten Glaskrug, auf dem Doctor Martin Luther abconterfeit war.

„Nein, schläfere das Benjaminlein ein," befahl Frau Henningin, „dieweil ich die Speisen anrichte." Sie reichte dem schlanken Burschen den Mantel hin.

Hermann sah von Einem zum Anderen, rathlos, wo zuerst zu beginnen sei. Mit einem scheuen Blick streifte er den dargereichten Kindermantel. Da trat Johanne dazwischen. Trotz ihrer feinen Gestalt hatte sie einen festen Schritt; sie hob das nußbraune Köpflein selbstbewußt in die Luft. „Zuerst hilft er mir die Lumpen fortschaffen!" sprach sie mit einer Entschiedenheit, die man dem kleinen erdbeerrothen Mund nicht zugetraut hätte. „Und wenn ich zum Tanz gehen soll und Ihr könnt nicht mitgehen, so muß Hermann mich hinbringen und heim geleiten, wie es immer gehalten wurde, seitdem Bruder Zacharias gen Frankfurt auf die Wanderschaft gezogen ist."

„Aber Du sollst ja heute mit dem Brauherrn Fischer gehen," klagte die Mutter.

„Ich gehe nicht mit Fischer's Nicolaus," erwiderte schnippisch Johanne.

„Warum nicht?" fragte der Papiermüller. „Er ist der Sohn des Mannes, der unserer Stadt zu ewigem Ruhm verholfen, dieweil er das Weizenbier erfunden hat, und wandelt würdig in den Fußstapfen seines Vaters weiter."

Frau Henningin schlug die Hände zusammen. „Und was würde die Muhme Schmidtin sagen, die dem Fischer versprochen hat, Dich ihm als Tänzerin zuzuführen?"

„Sie wird inne werden, daß die Hanne Henningin sich nichts befehlen läßt," antwortete Johanne.

„Ich ginge auch nicht mit ihm," meinte Christel. „Wenn er Abends vom Bier nach Hause geht, wankt er hin und her, gleich einem Heuwagen, und gestern hat ihn der Vetter Rathsbrunnenmeister wieder nach Hause führen müssen. Gelt, Hanne?"

„Und im Weißebach hat er auch schon gelegen bei unseren Enten," lachte Bastian. „Nicht wahr, Hanne?"

Und Benjaminlein, das auf dem Arm der Mutter saß, krähte vergnügt mit, da es seine Geschwister lachen sah, und zauste die Mutter an der gebrannten Spitze, die ihre steif gestärkte schwarzseidene Haube gleich einem Heiligenschein umgab.

Der Papiermüller lächelte und nickte gewichtig mit dem Kopfe. „Ja, unser braves Weizenbier ist stark. Es war sogar stärker und schlauer als der Pappenheim'sche Obrist mit seinem ganzen Stabe. Es hat ihn so herabgebracht, daß er die Schuldverschreibung der Stadt über zweitausend Thaler, welche er der Bürgerschaft durch gräuliche Drohungen abgepreßt hatte, vergaß und im Gasthof ‚zum güldenen Schwanen' liegen ließ, auf daß ein hochweiser Rath selbige verbrennen konnte. Es ist dem Nicolaus nicht zu verdenken, wenn er seinem Gebräu die gebührende Ehre erweist. Ein Räuschlein hat noch keinem Freier geschadet."

Aber Johanne hörte nicht. Sie hatte mit Hermann den Lumpenkorb ergriffen und die Thür zu der Mühle geöffnet, um ihr neues Futter zuzutragen. Das Brausen des Baches, der darunter hintoste, verschlang die Worte.

„Armer Junge," sagte sie zu ihm, als sie allein in dem Raume waren, da heut die Mühlburschen feierten, „Allen mußt Du dienen, und Niemand dankt es Dir."

Er sah mit einer fast andächtigen Innigkeit in ihre schimmernden rehbraunen Augen. „Ich habe die Gutthat zu vergelten, welche Deine Eltern an mir übten, da sie mich als armes Waisenkind in ihr Haus nahmen, und Gott weiß, daß ich allezeit mit Freuden thue, was ich Euch an den Augen absehen kann. Am liebsten freilich arbeite ich für Dich," schloß er schüchtern.

Sie schüttelte weise das Köpfchen. „Man muß sein Herz nicht allezeit auf der Zunge haben, nicht, wenn es vor Freude hüpft, nicht, wenn es wehleidig schlägt," belehrte sie ihren Schützling, der sie um zwei Kopfeslängen überragte. „Du hältst etwas auf mich, weil ich gut gegen Dich bin, nicht leide, daß Du das Benjaminlein wiegst, und Dir von dem weiten Wamms des

Urgroßvaters geholfen habe, in dem Du aussahst wie der Knecht Ruprecht. Das ist ganz in der Ordnung. Aber Du brauchst es nicht auszurufen wie der Bierrufer das aufgethane Bier; es versteht sich von selbst. Du magst den Nickel nicht leiden. Solcher Gefühle kann der Mensch sich nicht gänzlich entschlagen; aber Du treibst Deinen Haß zu weit. Wenn Du ihn siehst, bekommst Du einen rothen Kopf. Das ist unchristlich."

„Schilt mich nur, Hannchen," sagte er demüthig. „Du weißt, wie gern ich still halte. Wenn Du mir nur dafür versprichst, daß Du heute nicht mit ihm auf dem Maienfest tanzen willst."

Sie zog wichtig die zart gezeichneten Augenbrauen in die Höhe. „Das kann eine Tochter aus der Papiermühle dem ersten Brauherrn der Stadt nicht abschlagen. Man muß seinem Stand gemäß sich aufführen. Sieh mich doch nicht so verzagt an! Ich nehme Dich ja mit, daß Du auch Deine Lust hast und nicht den ganzen Nachmittag dem Großvater aus der Postille vorlesen mußt."

„Ich eine Lust haben?" fragte er, schwermüthig lächelnd. „Vielleicht, daß ich zusehen darf, wie Du Dich mit dem Nicolaus schwenkst? Wenn ich auch mit Schneider's Lieschen tanzen wollte —"

Sie fuhr auf. „Du wirst doch nicht mit der Liese tanzen? Die ist ja ein Fuchs, und sagt nicht das Sprüchwort, daß an einem solchen kein gutes Haar ist?"

„Das ist auch ein unchristliches Wort," mahnte Hermann; „Lieschen ist kein schlechtes Mädchen."

Johannens Rosenwangen hatten sich mit einem feinen Purpur gefärbt. Heftig stürmte sie auf ihn ein: „So gehe und tanze mit ihr. Ich bleibe zu Haus und trage das Kind und schwatze mit dem Großvater von Historien, die sich vor hundert Jahren begeben haben, und stelle die Mühle und fege die Lumpen zusammen."

„Hannchen," sagte er sanft, „weshalb bekommst Du nun einen rothen Kopf? Du sollst ja zum Tanz gehen und lustig springen, und ich darf zuschauen, gelt?"

Sie gewährte es ihm mit versöhntem Kopfnicken. Der Klang der Hausschelle rief sie in den Hausflur zurück.

„Daß Gott erbarm! Ist das Leben eine Plage!" tönte es ihnen entgegen, und eine stattliche Bürgersfrau wandelte herein im schwarzen Tuchmantel, eine steil aufgerichtete schwarzseidene Mütze auf dem Kopf, die am Rücktheil eben solche steife Bandschleifen gleich einem ausgebreiteten Pfauenschweif schmückten. „Morgen habe ich große Wäsche. Was muß ich dazu alles vorrichten! Kuchen, Seife, Lauge. Und nun ist auch noch das Maienfest."

Der Papiermüller lachte in seiner selbstgefälligen Weise. „Laßt's gut sein, Muhme Schmidtin. Ihr Weibsen schafft, weil es Euch eine Freude ist. Derohalb erhebt Ihr Eure Arbeiten zu Festen, wie die Namen Waschfest, Schlachtfest und — Gott behüt' uns! — Scheuerfest besagen."

„Du lieber Gott!" rief die Schmidtin, „als ob wir die Worte erfänden! Das vollbringen die Männer, und wir armen Kreuzträgerinnen müssen nach ihnen thun und, so wir waschen, Kuchen backen, so wir schlachten, Fische sieden, wir haben allezeit die Plage, der vielwerthe Ehewirth hat das Fest."

„Habt Ihr auch einmal einen Ehewirth gehabt, Muhme?" fragte Bastian.

„Die Leute sagen, es sei immer nur eine Muhme Schmidtin allhier genannt worden," setzte Christel hinzu, „und der Meister Schmidt habe hinter dem Backofen nicht herfür gedurft, darinnen er die kleinsten Semmeln in Arnstadt gebacken habe."

„Daß Gott erbarm! Was erzieht Ihr für Früchtchen, Muhme Henningin!" zeterte die Schmidtin.

„Soll ich mit für die Muhme decken?" unterbrach sie Johanne. „Wollt Ihr fürlieb mit uns nehmen?"

„Sieh da, das Mühmchen!" rief die Schmidtin beschwichtigt. „Immer gastfrei, wie für die Jungfer sich geziemt, bei der der reichste Bürger und Brauherr auf Freiersfüßen geht. Ist der Hermann ein Tolpatsch! Da läßt er einen Teller fallen. Ja, was ich sagen wollte, Hanne. Putz Dich dem Fischer nur recht in die Augen, auf daß Dich die Bärbe vom Tuchmacher Brotkorb nicht aussticht. Sie ist zwar ein wahres Lerchenei mit ihren Sommersprossen; aber sie hat doch ein Auge auf ihn geworfen."

„Dann soll sie das andere auch noch auf ihn werfen," sagte Johanne, indem sie die Tafel deckte. „Christel, streue die Maßlieben auf den Tisch! Wie hübsch die gefüllten blassen und dunkelrothen Blümlein auf dem weißen Tischtuch aussehen. Trine, setze den Suppennapf neben mich! Muhme, nehmt Platz auf dem Ehrenstuhl neben dem Herrn Vater! Bastian, sprich das Tischgebet!"

Alles folgte den gebieterisch gegebenen Anordnungen. Und dann begann sie ebenso flink vorzulegen. Dem Hermann, der neben ihr zu unterst saß, schöpfte sie zuletzt auf; aber die Muhme erschaute neidisch, daß es ein schönes Bruststück war, und daß sein Schüsselein bis an den Rand gefüllt wurde.

„Du bist ja auch der Längste," entschied sie herrisch, da er bescheiden wehrte.

„Wahrlich, da tritt Herr Fischer schon die Gasse daher," rief plötzlich die Schmidtin, einen Blick durch die von Weinlaub umsponnenen Fenster werfend. „Welch eine höchst ansehnliche Statur er hat!"

Vom Markt herunter schritt ein junger Mann, dem sein Bäuchlein stattlich eine Elle voranging. Er trug ein Staatskleid von feinem Tuch, aus dessen bunt umsäumten Aermelschlitzen feine holländische Leinwandpuffen sich bauschten, Strümpfe von weißem Tuch mit breiten Aufschlägen verziert; sein rundes blühendes Haupt bedeckte ein emporgekrempter Filzhut. Ein Mantel mit Bänderbesatz und Schlingen flatterte von den Schultern trotz des Pfingstwetters; denn ohne Mantel auf der Straße sich zu zeigen, wäre gleichbedeutend gewesen mit einem Ausgang in Hemdärmeln.

Johanne warf einen Blick hinaus. „Ich glaube, wir können aufstehn. Hermann, an Dir ist die Reihe, das Dankgebet zu sprechen."

Stotternd, die Augen auf den Nahenden gerichtet, gehorchte dieser.

Sie stieß ihn ärgerlich mit dem Ellenbogen an: „Was ich gesagt habe, habe ich gesagt: wir gehen selband." Damit sandte sie die Magd mit dem Geschirr in die Küche, und dann klappte sie so fest die Treppe hinauf, als seien ihre Absätze kleine Spitzhämmer. Der Riegel an ihrem Giebelstüblein schnappte.

Der Botschafter manche pochten an die Thür, und es wurden verschiedentliche Aufforderungen durch das Schlüsselloch geflüstert, aber sie kam nicht zum Vorschein. Endlich ertönte gepreßt die Stimme der Mutter unten im Hausflur, und an dem Schlürfen, welches ihre Reden begleitete, wurde merkbar, daß sie allerhand Kratzfüße machte.

„Es thut uns von Herzen leid, daß Hanne Euer Geleit entbehren muß, dieweil sie sich mit ihrem Putz versäumt hat. Wollet deshalb keinen Haß auf uns werfen."

Darauf zogen die alte Muhme und der junge Freier ab. Die Kinder liefen mit der Maie fort. Auch das Ingesinde: Mühlburschen und Mägde, denen das Recht auf eine Festfreude nicht verkümmert werden durfte, ging zum Tanz. Das Ehepaar blieb daheim beim alten Großvater und dem jüngsten Kind, auf daß die Mühle treu gehütet werde.

Endlich klappte Johanne aus der Giebelstube herab. Sie hatte sich wahrlich schön gemacht, wenn sie auch in ernste Farben gekleidet war, wie das die Mode der Zeiten, die auf Kriege und andre Landplagen folgen, mit sich bringt. Sie trug ihren schwarzen Moorrock, der in viele steife Falten gelegt war, und über den eine weiße Schürze mit feinen Kanten sich spannte. Eine steif gefältelte Krause umstarrte den zierlichen Hals und fiel auf das Mieder von schwarzem Tuch nieder. Auch ihre Schmuckzierde hatte sie angelegt. Auf der Krause wiegte sich ein Halsband von Granaten, die in dem Ruf standen, angenehm zu machen vor den Augen der Menschen.

Athemlos eilte auch Hermann herbei in seinem zimmetbraunen Sonntagsrock, der aus einem abgelegten Mantel des Papiermüllers gefertigt war. Er hatte drüben im Garten neben dem Wasserthurm für Johannen ein Sträußchen von Balsam und Narden geholt. Mit diesen hohen Namen belegte man die bescheidenen Kräuter: Rosmarin, Spika, Minze. Zwischen ihren duftenden Blättern barg sich ein noch ganz geschlossenes Rosenknöspchen.

„Warum brachst Du es ab, ehvor es blüht?" rügte sie weisheitsvoll und steckte das Sträußlein an ihr Mieder.

Er betrachtete sie mit leuchtenden Augen. „Ach, hätte ich

unsren Glücksducaten noch!" rief er. „Das wäre ein schöner Anhenker an Deine Halskette. In der Mitte war das Auge Gottes geprägt, der Name Gottes des Sohnes und die Taube als das Sinnbild des heiligen Geistes, und rings um den Rand stand geschrieben: Hilf du heilige Dreifaltigkeit! Meine Eltern haben ihn gehütet wie ihren Augapfel; er war ihr einziger Schatz. Nur einmal in der Theuerung, da wir am Verhungern waren, hat mein Vater ein Stückchen mit seinem Schusterkneif herausgeschlagen und Brod dafür gekauft; aber meine Mutter war besorgt, daß keines der frommen Worte verloren ging. Die Jahreszahl mußte daran."

„Die frommen Worte haben sich nicht bewährt," meinte Frau Henningin grämlich. „Da Dein Vater die goldne Münze gegen den Merodeschen Soldaten vertheidigte, der bei Euch eindrang, hat ihn der Mordgeselle erschlagen; den Glücksducaten aber hat er an die goldene Kette gehangen, die er um seinen Hals trug, und ist damit abgezogen."

Ein Ausdruck von Zorn und Trauer verbreitete sich über Hermann's Züge.

„Was wärmt Ihr die alten Historien auf?" meinte Herr Henning ungeduldig. „Macht, daß Ihr fortkommt!"

Johanne bot den Eltern die Hand zum Abschiede.

„Verstauche Dich zum mindesten artiglich, so der Nicolaus Dich zum Tanze aufzieht, daß er sieht, Du hast Lebensart gelernt," sagte die Mutter mit verdrießlich hängender Unterlippe.

Auch der Papiermüller war ärgerlich ob ihrer Widersetzlichkeit gewesen. Aber da er sie so schön, keck und selbstbewußt dahin schreiten sah, mit dem Rockschweife wippend gleich einer Bachstelze, verflog ihm der Unmuth.

„Sie ist die schönste Jungfer in unserer guten Stadt, die doch so viele hübsche Mädchen hat, als sprängen sie wirklich aus dem Jungfernbrunnen im Jonasthale hervor," sprach er stolz.

„Aber es ist ein Kreuz und Leiden, daß sie einen solchen Starrkopf hat," nörgelte Frau Henningin.

„Der wird sich schon beugen," nickte der alte Großvater. „Ist's nicht im Glück, ist's im Leid, das den stärksten Willen zermürbt. Denn das Leid hat ewige Kräfte, unsere Kraft aber ist endlich."

(Fortsetzung folgt.)

Die Pürschfahrt.

Unter den verschiedenen Jagdmethoden, welche auf unser Roth- oder Edelwild Anwendung finden, ist — nächst dem bekannten „Pürschgange" — ohne Frage das Anfahren oder Pürschfahren als die interessanteste zu bezeichnen. Der Jäger hat hierbei Gelegenheit, in kurzer Zeit einen verhältnißmäßig großen Walddistrict zu durchforschen und unter dem fortwährenden raschen Wechsel der landschaftlichen Scenerie das Treiben des Wildes in den frühen Morgen- und späten Abendstunden mit Muße beobachten zu können.

Mit den schärfsten Gesichts- und Gehörswerkzeugen ausgerüstet und mit einem Geruchssinne (Nase, Witterung) begabt, für dessen wunderbare Feinheit den Menschen geradezu das Verständniß fehlt, besitzt unser Rothwild auch noch die Fähigkeit, den Menschen, selbst im ruhigen Stande, weit rascher erkennen und von anderen Gegenständen sicherer unterscheiden zu können, als andere Wildarten — den schlauen Fuchs nicht ausgenommen. In Revieren, wo dem Wilde stark nachgestellt wird, hält es daher oft sehr schwer, demselben auf anderem Wege als durch das ziemlich reizlose Treibjagen Abbruch zu thun. Andererseits nimmt das Rothwild bei anhaltender Schonung einen gewissen Grad von Dreistigkeit an und pflegt namentlich von den im Walde beschäftigten Arbeitern, Holzsammlern, Rinderhirten &c. wenig Notiz zu nehmen.

Gegen Fuhrwerke und selbst gegen Reiter bezeigt das Wild überhaupt weit weniger Mißtrauen als gegen Fußgänger, und es mag diese Eigenthümlichkeit wohl darin beruhen, daß das Wild eine gewisse Zuneigung für die ihm bekannten Erscheinungen der Reit- und Zugthiere und deren starke Ausdünstung (Witterung) hat. Auf diesem Verhalten des Wildes basirt vorzugsweise die Anwendung des Pürschwagens, der sich in Hinsicht auf Form und Bespannung nicht allzuweit von den landesüblichen Fuhrwerken entfernen darf. — Von Wichtigkeit ist die Anwendung möglichst niedriger Räder, welche dem Jäger das rasche und geräuschlose Besteigen und Verlassen des Wagens gestatten. Am Hintertheil des meist sechs- bis achtsitzigen, unverdeckten Fuhrwerkes ist ein geräumiges, starkes Packbrett (Schottkelle) angebracht, welches zur Aufnahme und zum Transport des erlegten Wildes dient. — Das Anfahren ist durchaus nicht Jedermanns Sache und kann nur durch eine revierkundige und mit Stand, Wechseln und Gewohnheiten des Wildes bekannte Persönlichkeit ausgeübt werden.

Beim Erblicken des Wildes sucht man — ohne die Gangart der Pferde oder Richtung des Fuhrwerkes plötzlich zu verändern — nach und nach unter Wind zu kommen und sich dem Wilde in einer schrägen Linie oder nach Umständen in weitem, allmählich verengtem Bogen auf Schußweite zu nähern. Betheiligen sich mehrere Schützen an der Pürschfahrt, so empfiehlt sich das unbemerkte Aussteigen derselben während des Anfahrens, sodaß schließlich nur noch ein Schütze im Wagen verbleibt, während die Uebrigen in geeigneten Entfernungen hinter Bäumen oder Büschen gedeckt stehen. Wird das Wild flüchtig, bevor der Wagen noch in Schußweite herangekommen, oder wird dasselbe vom Wagen aus fehlgeschossen, so haben die auf den Wechseln anstehenden Schützen dann meistens Gelegenheit, zu Schuß zu kommen.

In dieser Weise haben die beiden Jäger unseres Bildes (Seite 745) bereits in früher Morgenstunde einen schreienden Brunsthirsch erlegt. Er stürzte im Feuern, ward dann sofort „aufgebrochen" und aufgeladen. Langsam und fast geräuschlos bewegt sich dann unser Fuhrwerk auf dem weichen, mit Sand und tiefem Tangel bedeckten Fahrwege weiter — da ertönt hinter uns aus dem Hochwalde nochmals der kurz abgebrochene „trenzende" Laut eines Hirsches, und gleich darauf eilt ein starkes Rudel Wild schräg über die grüne thaubedeckte Blöße. Unser Pürschwagen hat inzwischen bereits Halt gemacht, der eine Jäger liegt im Anschlage auf den soeben herantrabenden Hirsch. Beim Erblicken unseres Fuhrwerkes macht das Rudel einen Augenblick neugierig Halt — da kracht der Schuß, man hört den Schlag der Kugel, sieht den getroffenen Hirsch eine gewaltige Lançade machen und dann mühsam dem im Dunkel des Waldes verschwindenden Wilde folgen. Noch eine ganze Weile hören wir das dumpfe Gepolter des flüchtig durch den Hochwald gehenden Rudels, dann wird allmählich alles still.

Nun wird zunächst die Stelle aufgesucht, und mit einem grünen Zweig bezeichnet (verbrochen), wo der Hirsch im Augenblick des Schusses gestanden, man sucht und findet die durch den Körper des Hirsches gedrungene Kugel im nächsten Buchenstamm in guter Richtung — links und rechts neben der Fährte zeigen sich bald starke Tropfen hellrothen, schäumenden Schweißes — jedenfalls ein Lungenschuß — der Hirsch ist inzwischen wohl längst verendet. Aber wo ist er?

Nun kommt der treue Begleiter des Hochwildjägers alter Schule an die Reihe: Sellmann, der edle Schweißhund! — der bei uns zu Lande nicht „unter der Achse des Wagens" läuft, wie ein Metzgerhund unter dem Karren — sondern seinen Platz allezeit im Wagen neben seinem Herrn hat. Unbeweglich wie eine Bildsäule ist er mit scharfem Blicke allen Vorgängen bis zum Schusse gefolgt — nun weiß er, um was es sich handelt, und ist ganz Feuer und Leben. — Am Riemen zur Fährte gelegt, schießt er blitzschnell dahin — die schnobernde Nase tief am Boden — „So recht! verwundt Hirsch! vorhin mein Mann!" lautet der Zuspruch des Jägers, und weiter und weiter waldein geht die Reise bis hinunter zum Wasserlauf im kühlen Grunde, wo im moosüberwachsenen Steingeröll, vom hohen Riedgrase halb verdeckt, sich zuerst die Krone einer hohen Geweihstange, dann der breite rothe Rücken (Ziemer) des bereits verendeten Hirsches zeigt. — Zwölf Enden ungerade und noch gut bei Leibe für die späte Jahreszeit. Der glückliche Schütze bricht mit geübter Hand zunächst die übliche Trophäe: Haken (Eckzähne) aus, sie werden einen Augenblick ob ihrer Stärke und dunklen Färbung bewundert und wandern dann, vorsichtig in ein Stück Papier gewickelt, in die Westentasche des Jägers. Dann folgt das übliche Aufbrechen des Hirsches — inzwischen ist der



Auf der Pürschfahrt. Originalzeichnung von Ludwig Beckmann.

Pürschwagen so nahe als möglich heran gefahren, und mit vereinten Kräften wird der Hirsch nicht ohne einige Mühe aufgeladen. Da ruht er nun neben seinem Rivalen — sie hatten vielleicht die ganze Nacht hindurch gekämpft, und noch vor wenig Stunden dröhnte ihr trotziger Ruf durch den weiten schweigenden Wald — nun liegen sie still und friedsam neben einander, im engen Raum zu einem formlosen Knäuel zusammengezwängt — nur die Köpfe mit den stolzen Geweihen haben wir sorglich herausgestreckt und befestigt.

Die Pfeifen sind in Brand gesetzt. — Einsitzen! — Alles in Ordnung? — Ja! — Fort! — Und in raschem Trab fördern die dampfenden Gäule den ächzenden Pürschwagen über den holprigen Knüppeldamm der Chaussee zu, welche zum fernen gastlichen Forsthause führt. L. B.

Eine chinesische Seeräubergeschichte.

Aus dem Originalberichte eines Seecapitains.

Vor Kurzem brachten die Zeitungen ausführliche Berichte über die Plünderung, welche die Söhne des himmlischen Reiches wieder einmal in Canton an europäischen, namentlich aber an deutschen Einwohnern glücklich ausgeführt hatten, und fast zu derselben Zeit gelangte in unsere Hände ein leider etwas verspäteter Bericht eines Hamburger Capitains, welchem chinesische Fischer sein Schiff nach allen Regeln des Piratenhandwerks ausgeraubt hatten. Der schlichte Bericht giebt ein so lebenswahres Bild der traurigen Verhältnisse, die in den chinesischen Gewässern herrschen, daß er ohne Zweifel das Interesse unserer Leser erwecken wird.

Die Brigantine „Mataram", Capitain Robert Hertzberg aus Hamburg, ging am 26. April dieses Jahres unter holländischer Flagge von Hongkong nach Amoy und hatte außer dem genannten Capitaine folgende Besatzung an Bord: den Steuermann M. Lindner aus Fehmern, zwei malayische Bootsleute mit ihren Frauen, einen chinesischen und einen malayischen Koch, sowie acht malayische Matrosen. In Folge eines Sturmes gerieth dieselbe am 1. Mai in der Nähe der Pratasinsel auf Untiefen und blieb auf einem gesunkenen Korallenriff festsitzen.

„Damit das Schiff bei etwa steigendem Wasser nicht höher auftreiben konnte," schreibt uns Robert Hertzberg, „ließ ich beide Anker fallen. Die Luft klärte sich auf, doch blieb der Himmel bewölkt und hatte ein drohendes Aussehen. Deshalb befahl ich, all meinen schönen Kajütenproviant und unser Zeug in die Boote zu packen, um dies vorläufig an Land in Sicherheit zu bringen, im Falle wir etwa das Schiff über Nacht verlassen müßten. Blieb das Wetter gut und bekamen wir das Schiff wieder flott und in tiefes Wasser, so konnten wir dies immer wieder leicht an Bord nehmen. Ich wollte den Steuermann mit den Booten an Land schicken und selbst mit drei Mann an Bord bleiben, um das Ausschleudern des Wurfankers vorzubereiten. Das Schiff war zur Zeit noch unversehrt und völlig dicht, Masten, Segel, Takelwerk, Alles in guter, seetüchtiger Ordnung. Als die Boote fertig waren, ließ ich noch den Proviant, die Reis-, Fisch- und Fleischfässer aus dem Unterraume, wo sie mit als Ballast dienten, nehmen und in's Zwischendeck setzen, damit sie beim etwaigen Leckwerden des Schiffes nicht beschädigt werden konnten.

Als wir noch hierbei beschäftigt waren, sahen wir plötzlich sechs Sampans (Boote), voller Chinesen, von der Insel aus auf's Schiff zugerudert kommen. Die Malayen fingen an, sehr ängstlich zu werden, während ich, der ich die Piratentage längst vorüber wähnte, mich schon freute, nun wahrscheinlich kräftige Hülfe zu bekommen. Bald waren die Chinesen längsseit, sie prüften Alles mit wilden, gierigen Augen, beriethen sich kurz, dann, meines Zurufens ungeachtet, kletterten sie wie die Katzen an den Rüsten in die Höhe und an Bord und begannen, sämmtlich mit Aexten und mit großen Hackmessern bewaffnet, die raffinirteste Plünderung. Die erschreckten Malayen stürzten sofort, bis auf die drei Mann, die ich zum Hierbleiben bestimmt, in die bereitliegenden Boote, und gab ich dem Steuermann Ordre zum Abstoßen. Ich sah die Chinesen auf den Raaen mit ihren scharfen Beilen die neuen, schönen Segel herunterhauen, hörte das Krachen der Axthiebe in der Kajüte und versuchte nochmals durch Zeichen und Zurufe sie zurückzuhalten. Da kamen die drei Malayen und weigerten sich, länger an Bord zu bleiben, da die Chinesen drohten, sie zu tödten. Zu gleicher Zeit sprang ein Bandit mit erhobener Axt auf mich los, mit augenscheinlich nicht sehr freundlicher Absicht; ich fiel ihm noch eben rechtzeitig in den Arm und einer der chinesischen Anführer kam hinzu und war so vernünftig, den Kerl und seine herbeistürzenden Collegen zurückzuhalten; doch bedeutete man uns, daß wir uns schleunigst zu entfernen hätten. Ich sah das völlig Nutzlose des Widerstandes, und da das dritte der Boote noch nicht abgestoßen war, schickte ich erst die drei Malayen hinein und folgte dann, mit bitterschweren Gefühlen — als Letzter selbst nach.

Ich ließ die Boote nach der uns zugekehrten Südseite der Insel rudern. Wir landeten unbeschädigt etwa dreiviertel Seemeilen vom Westende derselben, schleppten alles Zeug und Proviant auf die Dünen in die niedrigen Büsche und zogen die Boote hoch auf den Strand; dann schlugen wir, so gut es ging, ein Lager auf und richteten uns ein, aus den Bootsegeln und einigen mitgenommenen Persenningen (in der Seemannssprache getheertes Segeltuch) kleine Zelte aufbauend. Pratasinsel ist von Hufeisenform, zwar nur niedrig, doch ziemlich ausgedehnt; auf der uns gegenüber liegenden Nordseite schienen einzelne Bäume zu stehen, sonst ist der Rücken der Insel nur mit niedrigem, krüppeligem Buschwerk bewachsen, während der ganze Strand, so weit das Auge reicht, mit alten Schiffstrümmern bedeckt ist. Die Malayen griffen sich Seemöven (die gerade Brutzeit hatten und überall mit Eiern und Jungen in Massen herumsaßen), dann schleppten sie von den alten Wrackstücken zusammen, und bald hatten sie mehrere tüchtige Lagerfeuer im Gange. Vor dem Lager, auf der höchsten Stelle der Düne, ließ ich den längsten Bootsmast aufrichten und dann die holländische Flagge aufhissen.

Abends erschienen etwa ein Dutzend Chinesen und verlangten das Großboot. Ich hätte es ihnen abschlagen können, doch wäre dies, sobald sie, wie vorauszusehen, in Masse erschienen, nicht länger möglich gewesen, daher machte ich gute Miene zum bösen Spiel und ließ es ihnen schließlich nach langem Unterhandeln gegen die Bedingung, daß man uns die Hälfte der Reis-, Fisch- und Wasservorräthe, sowie zwei größere Segel zu Zelten abgeben und das Boot zurückbringen sollte, sobald sie es nicht mehr brauchten. Die ganze Nacht hielten wir Wache und ließen ein mächtiges Feuer brennen. Die Chinesen schlichen beständig um's Lager herum, stahlen allerlei Kleinigkeiten, doch der erwartete Ueberfall erfolgte glücklicher Weise nicht.

Am Morgen (2. Mai) verlangte ich von den Chinesen die Erfüllung der gestern Abend vereinbarten Bedingung, doch wurde dies rundweg abgeschlagen und mir bedeutet, daß sie den Proviant selbst nöthig hätten, nur Wasser wollte man uns erlauben, selbst von Bord zu holen. Durch unseren chinesischen Kajütenkoch, der als Dolmetscher fungirte, erfuhren wir, daß von einer Flotte von sechs großen Fischerdjunken drei Stück an der Ostseite der Insel verankert lägen. Die drei anderen wären im letzten Teifun* an der Südseite gestrandet, die Mannschaften jedoch gerettet. Zusammen wären gegenwärtig sechsundachtzig Mann auf der Insel, und blieben sie vorläufig mindestens so lange hier, bis Eintritt beständig schönen Wetters erfolgte — unsere Proviantvorräthe wären ihnen daher sehr willkommen.

Unsere Lage war nun sehr ernst, nur die Kajüten-Proviantvorräthe hatten wir mitbekommen, dieselben konnten für alle Mann höchstens vierzehn Tage ausreichen — was dann? Daß ein Schiff ansegeln sollte, stand nicht zu erwarten, wohl aber, daß die Piraten uns täglich überfallen und uns noch das wenige Gerettete rauben konnten. Hier galt es einen Entschluß zu fassen. Als gegen acht Uhr gerade kein Chinese herumlungerte, rief ich alle Mann zusammen und stellte ihnen die Sache vor. Keiner wußte Rath. Da bot ich ihnen an: mit dem Steuermann und einem Malayen zu versuchen, in der Schaluppe die chinesische Küste zu erreichen, um Hülfe zu holen. Ich bewies

* Wirbelstürme im chinesischen Meere.

ihnen, daß dies das einzige Mittel zu unser Aller Rettung sei, und daß es am besten sei, diesen Plan sofort auszuführen, so lange wir noch im Besitz des Bootes uns befänden. Da das Unternehmen ein sehr riskantes war, mußte ich den Steuermann, als einzigen den voraussichtlichen Strapatzen gewachsenen Europäer, zu zuverlässiger Hülfe in Nothfällen mithaben, den Malayen wollte ich nur zum Wasserausschöpfen gebrauchen, da das Boot leckte. Zuletzt stimmten Alle bei, nur Einer behauptete hartnäckig: ‚wenn Einer ginge, müßten Alle gehen oder Alle müßten dableiben,' deshalb wählten die anderen Matrosen selbst diesen Einen, daß er mit uns gehe.

Als die Sache soweit erledigt und beschlossen, ließ ich sofort die Schaluppe launschen und klar machen, Mast, Segel, Ruder, Steuer, Compaß ꝛc. hineinbringen, meine Kiste mit Chronometer, Sextant, nautischen Büchern, Karten, den Schiffspapieren, holländische Flagge ꝛc. als Ballast, und an Proviant eine Kiste mit Biscuit, 6 Dosen präservirtes Fleisch, 2 Flaschen Rothwein und 10 Flaschen Bier hineinsetzen. Dann nahmen wir Abschied, und bei munterer südlicher Brise, klarem, schönem Wetter und ruhiger See schifften wir uns ein.

Da die Piraten nichts merken durften (sie hätten uns vom Schiff aus noch leicht den Weg abschneiden können), ruderten wir erst direct auf's Schiff los. Als wir endlich ziemlich nahe gekommen waren, sodaß der Wind uns günstig war, hörten wir plötzlich mit Rudern auf, setzten schnell den Mast auf, hißten das Segel und fort ging's — in's chinesische weite Meer hinein!

Als die Chinesen an Bord sich enttäuscht fanden und sahen, daß wir am Schiffe vorbei und in's offene Meer hinaus segelten, erhoben sie ein großes Geschrei, doch wir spotteten bereits aller Verfolgung.

Wie wir später erfuhren, bekamen sie doch eine große Angst, als sie die beiden Europäer also entwischt sahen, verließen bald darauf insgesammt das Schiff und hielten große Berathung an Land. Den nächsten Tag fuhren sie wieder an Bord, richteten von vorn bis hinten mit ihren Beilen die größtmöglichste Verwüstung an, kappten dann den Fockmast halb durch, den Klüverbaum herunter, sägten das Ruder durch und hoben es aus, schlippten die Ankerketten und fuhren wieder an Land. Das arme Schiff aber wurde von einer Ebbesteigung seewärts geführt. Die Malayen konnten es noch am nächsten Tage — ein hülfloses Spielzeug von Wind und Wellen — weit ab vom nordwestlichen Horizonte treiben sehen und bemerkten auch, daß über Nacht die Masten gefallen waren.

Unsere Bootreise verlief die beiden ersten Tage ziemlich glücklich, wir hatten mäßige Südwestbrise, mäßigen Seegang und schönes Wetter. Nur Nachts war es mißlich mit dem Steuern, da wir keine Laterne hatten und bei der bewölkten, nebeligen Luft die Neumondnächte pechdunkel waren, sodaß wir weder Sterne nach Compaß sehen konnten. Dennoch bekamen wir am Nachmittag des zweiten Tages die Berge der chinesischen Küste in Sicht, und Abends bei Dunkelwerden hatten wir das Feuer von Breaker-Point im Norden, bei etwa 10 Seemeilen Distanz.

Da wurde es gegen 9 Uhr windstill und eine Stunde später sprang ein steifer Nordoster auf. Der Wind steigerte sich in heftigen Böen rasch zum Sturm, und die See ging nach kaum einer halben Stunde schon so hoch, daß wir uns mit dem Boote nicht mehr bergen konnten. Ich ließ den Mast, das Segel mit Raae und Baum und ein paar Ruder zusammenlaschen, steckte das Ende der Fangleine mitten darauf, und wir warfen dies über Bord als schwimmenden Anker, worauf der Steuermann vorn, ich hinten, das Boot mit den zwei übrigen Rudern möglichst mit dem Kopfe auf der See hielten. Doch Sturm und See nahmen bald in einer Weise zu, daß all unsere Kraft und das schärfste Aufpassen kaum hinreichten, das Boot zu halten; der malayische Matrose hatte beständig zu thun, das hineinschlagende Wasser auszuschöpfen. Es war eine lange und traurige Nacht, und ich werde jene Stunden so leicht nicht vergessen, namentlich als das endlich anbrechende Tageslicht unsere verzweifelte Nothlage uns erst in ihrer ganzen nackten Schrecklichkeit erkennen ließ. Die See war gar zu hoch und wild, jede einzelne Woge ein Brecher, jeder Augenblick konnte unser letzter sein und ringsum nirgends Hülfe oder Rettung — wir waren allein in der weiten Meereswüste, allein auf uns selbst angewiesen. Schwere Böen brausten über uns dahin, Regen und Hagelschauer schlugen uns abwechselnd in's Gesicht (wir hatten längst unsere Kopfbedeckungen verloren und waren nur leicht angezogen), doch mit hartnäckiger Ausdauer und höchster Anstrengung im Gebrauch unserer Ruder gelang es, uns selbst warm und das Boot flott zu erhalten; und wenn auch zuweilen ein gar zu wilder Brecher das Boot theilweise mit Wasser füllte, so gaben wir doch die Hoffnung nicht auf, schöpften rasch das Wasser aus und arbeiteten und ruderten weiter.

So ging es den ganzen Tag hindurch, es wurde Abend, und wieder brach die Nacht herein ohne irgend welche Veränderung im Wetter. Wir waren auf's Aeußerste erschöpft; wie wir die Nacht überstanden, ist mir heute noch ein Räthsel. Zuweilen schien es, als wenn der Sturm etwas nachlassen wollte, und dann war die Gewalt der sich brechenden und überstürzenden Wogen um so schlimmer; dann wieder brauste der Wind mit neuer Wuth über uns dahin, und wir konnten nur mit Aufbietung aller noch übrigen Kräfte das Bott flott erhalten. Zuweilen wurde das Boot mit solcher Wucht von einem Brecher fortgerissen, daß die am schwimmenden Anker befestigte Fangleine mit schwerem Ruck und Krach sich spannte und wir stetig befürchten mußten, entweder das Tau reißen oder den Steven des Bootes herausbrechen zu sehen. Mehrere Male, da wir in einer unbezwingbaren Schlafsucht befangen waren, fielen uns die Ruder aus der Hand — der Körper verlangte sein Recht — bis nach wenigen Minuten eine See das Boot nahezu umwarf und uns immer auf's Neue bis auf die Haut durchbadete. Zitternd vor Kälte griffen wir dann rasch auf's Neue zu den (glücklicher Weise vorsichtshalber festgebundenen) Rudern, schöpften schnell das Wasser aus und nahmen den Kampf auf's Neue auf. Der malayische Matrose war gar nicht mehr zu gebrauchen.

Endlich — endlich — endlich! graute der Morgen, doch die See war toller als je zuvor, der Sturm wüthete ungeschwächt weiter. Mehrere Male wollten wir schon den nutzlosen Kampf aufgeben — da sahen wir plötzlich etwa gegen 7 Uhr einen großen Dampfer auf uns zukommen. Rasch wurde die holländische Flagge an eins der Ruder gebunden, und ich ließ den Steuermann damit winken, während wir unsere Stimmen zu lautem Hülferuf vereinten und ich selbst mit dem anderen Ruder das Boot möglichst stetig hielt. Doch der Dampfer fuhr nahe vorüber, ohne von uns die mindeste Notiz zu nehmen. Man hatte uns zwar gesehen (wie ich später vom dritten Ingenieur des Schiffes in Hongkong erfuhr), doch man sprach: ‚das sind nur dumme Chinesen!' und fuhr weiter.

Bitter enttäuscht, doch ohne ein Wort zu sprechen, nahmen wir den Kampf gegen die Wogen auf's Neue auf. Doch wir waren auf's Höchste ermattet; der Wein war ausgetrunken, das Bier machte uns nur durstiger — die Noth fing an kritisch zu werden. Da nahmen Wind und See von etwa 10 Uhr an rasch ab; mit neu erwachender Hoffnung bemerkten wir es. Mittags konnten wir schon die Ruder einlegen, der Wind ging südöstlich. Gegen 2 Uhr war die See schon so nieder, daß wir das treibende Anker wieder einholen, den Mast aufsetzen und das Segel gerefft aufhissen konnten, dann steuerten wir vor dem Winde der Küste zu, die wir deutlich vor uns liegen sahen. Wir waren im Sturm, wie ich bald erkannte, von Breaker-Point bis Chelaug-Point heruntergetrieben. Noch Abends liefen wir Fokai-Point vorbei und wollten dann in Lee, an der Nordseite von Mendoza-Eiland landen; doch als wir gegen 10 Uhr dorthin kamen, fanden wir nur steile Küste, Klippen und schwere Brandung. Schon wollten wir die Hoffnung aufgeben, da stießen wir auf ein großes Fischnetz, rasch wurde die Fangleine daran fest gemacht, Mast und Segel niedergenommen, und bald lagen wir im tiefsten Schlafe, dem ersten seit gut 90 Stunden.

Als wir am nächsten Morgen durch Stimmengeschrei geweckt wurden, war es bereits heller Tag; ein chinesischer Sampan lag neben uns mit etwa 8 Mann darin (wahrscheinlich die Eigner des Fischnetzes). Wir baten um etwas Wasser, doch statt dessen begannen die Chinesen unser Boot zu überholen und wollten sich Alles zueignen, wollten mir sogar den Ring vom Finger und den Rock vom Leibe ziehen, als ich indeß mit dem Steuermann Miene zu energischer Vertheidigung machte, entfernten sie sich rasch, wahrscheinlich in der Absicht, Verstärkung zu holen. So wie sie fort waren, schnitt ich die Fangleine des Bootes durch, wir setzten den Mast auf, hißten das Segel und bei frischer Ostbrise steuerten

wir wieder seewärts, um Single-Eiland herum auf Hongkong zu, wo wir, nach 5 Tagen und 4 Nächten, wohlbehalten anlangten.

Ich ließ das Boot bei einem deutschen Schiffe und begab mich sofort zum Bericht an Land zum Consul, der uns, mich und den Steuermann, vorläufig in einem Hôtel unterbrachte. — Den nächsten Tag war ich mit Briefen vom Consul bei dem englischen Commodore und dem amerikanischen Admiral und erhielt von dem Ersteren endlich am nächsten Tage Antwort: daß das Kanonenboot ‚Swift‘, augenblicklich in Swatow stationirt, nach Pratas beordert werden sollte. Am 10. Mai ging ich mit dem Dampfer ‚Kwangtung‘, die Ordres für den ‚Swift‘ in der Tasche, nach Swatow, und am 11. Mai Vormittags 10 Uhr ging ich mit dem ‚Swift‘ von Swatow in See. Eben als wir absegeln wollten, traf der Dampfer ‚Ferntower‘ von Saigun ein und berichtete, daß er den ‚Mataram‘ ohne Masten und verlassen 30 Meilen südostwärts von Pedro blanco treiben gesehen habe.

Am 12. Mai langten wir nach zehntägiger Abwesenheit wieder bei Pratas-Eiland an, wo wir die malayische Mannschaft glücklicher Weise noch gesund und wohlauf vorfanden. Sie waren überglücklich und beteten mich fast an, daß ich ihnen Wort gehalten.

Aber der ‚Swift‘ hatte sehr große Eile —! und so wurde uns nur erlaubt, etwa die Hälfte unserer Effecten mitzunehmen, der chinesische Koch (der sich wahrscheinlich verspätet hatte), sowie sämmtliches geraubtes Inventar des ‚Mataram‘, das von den Chinesen alles auf einen Haufen gepeilt war, und unsere anderen Sachen wurden zurückgelassen. Die Boote landeten weit ab vom Lager, sie waren keine Stunde an Land, dann ging's in größter „hurry“ wieder an Bord und fort in See.

Die Malayen erzählten, daß sie die ganze Zeit von den Chinesen sehr belästigt worden seien, jedoch durch die Vermittelung des chinesischen Kochs zwei Segel zu Zelten und ein Faß Wasser erhalten hätten. Aller Proviant und Wasser seien gerade denselben Morgen, als der ‚Swift‘ ankam, zu Ende gewesen. Außerdem erzählten sie vom Schiffe das schon Erwähnte, daß die Chinesen die Ketten geschlippt hätten und ‚Mataram‘ seewärts fortgetrieben wäre. —

Am 13. Mai, Nachmittag 3 Uhr (Pfingstsonntag) erreichten wir Hongkong und verließen den ‚Swift‘, und am 16., nachdem Verklärung abgelegt und Protest unterzeichnet war, wurden alle Mann vor'm holländischen Consul abgemustert und entlassen. Noch denselben Tag lief die Nachricht von Swatow ein, daß das Dampfboot ‚Tamsui‘ den ‚Mataram‘ in See, unweit Breaker-Point treibend getroffen und in den Hafen von Swatow eingeschleppt habe. Sofort segelte ich in dem Dampfer ‚Killarney‘ ab und langte am folgenden Mittag in Swatow an, wo ich vom holländischen Consul im ‚German home‘ untergebracht wurde, dann fuhr ich an Bord des ‚Mataram‘. Doch das Herz blutete mir, als ich das gute, brave Schiff betrat und es in diesem schrecklich verwüsteten Zustande fand. Ich hatte es überall so schön in Ordnung gehabt, nach so manchem vergossenen Schweißtropfen und angestrengtester Mühe, und nun hatten es ruchlose Piratenhände in wenigen Stunden in ein ödes, trauriges Wrack verwandelt!

Das Schiff wäre fast unbeschädigt gewesen, wenn es die Chinesen nicht in Besitz genommen; es war allerdings auf Grund gewesen, doch das kann sehr leicht passiren, damit ist es noch lange nicht verloren. Die meisten Schiffe, die auf See fahren, haben das schon ein-, viele mehrmals durchgemacht. Wie zum Hohn hatten die Chinesen die weiße hintere Kajütenwand mittels der aufgefundenen Farben mit Dankwörtern an ihre Götter beschmiert; die eine Sudelei bedeutete: ‚Tausend Dank, Gott! schöner Tag, viel Beute, kein Kampf‘ &c.

Schade, daß kein holländisches Kriegsschiff in der Nähe war; so werden die Piraten auf Pratas nach Belieben mit ihrem Raube schalten und walten können und ungestraft davon kommen. Das Benehmen des ‚auf Ordre‘ handelnden ‚Swift‘ kann den Piraten nur zur Ermuthigung dienen; daher würde ich es nicht ungerecht nennen, wenn das nächste Schiff, das dort von den Chinesen geplündert wird, ein englisches wäre.“

Die Braut in Trauer.

Erzählung von **Ernst Wichert.**

(Fortsetzung.)

10.

Früh am nächsten Vormittage ereignete sich dann etwas, das Helene nöthigte, ihren Erwägungen eine andere Richtung zu geben. Sie erhielt einen Brief in einem zierlichen Umschlag. Im Kreuzpunkt auf der Rückseite zeigte sich eine kleine Rosenknospe. Unwillkürlich mußte sie an die Knospe denken, die Herr von Brendeln im Knopfloch getragen hatte, und nun erbrach sie den Brief mit zitternden Fingern. Was hatte er ihr zu schreiben?

Während des Lesens überflammte helle Röthe Wangen und Stirn. Sie schwand langsam wieder; ein Lächeln spielte über das Gesicht hin, und unmittelbar darauf wurde die Lippe von den kleinen Zähnen gefaßt und tief eingedrückt. Sie hielt den Brief noch unbeweglich vor sich hin, als die Augen schon darüber weg blickten, und dann faltete sie ihn mit aller Ruhe zusammen und schob ihn in's Couvert zurück.

Assessor von Brendeln machte ihr mit der Anzeige, daß seine Ernennung zum Regierungsrath gestern Abend eingetroffen sei, einen förmlichen Heirathsantrag. Er betheuerte in einigen poetisch angehauchten Sätzen seine leidenschaftliche Verehrung, wagte auch an ein wenig Gegenneigung ihrerseits glauben zu dürfen — so viel seiner Bescheidenheit vorerst genügen müsse — und versicherte schließlich, er selbst werde mit Frau Consul Berghen in allernächster Zeit sprechen. Es scheine ihm das Richtige, daß sie durch ihn erfahre, was sie voraussichtlich im ersten Augenblick nicht angenehm berühren werde. „Und so, mein theuerstes Fräulein,“ schrieb er, „behalten Sie denn freieste Wahl, mich unbegreiflicher Vermessenheit zu beschuldigen, oder mit einem Wort meine Kühnheit zu rechtfertigen. Ich vertraue meinem guten Stern.“

So war nun also auf ein ganz bestimmtes Ziel in nächster Nähe hingewiesen, das zu ergreifen lediglich von ihrem Willen abhing. Nahm sie den Antrag an, so ergab sich alles Weitere von selbst. Ihre Zukunft war gesichert in der Weise, wie man in ähnlichen Fällen von gesicherter Zukunft eines Mädchens mit mäßigen Ansprüchen an's Leben zu sprechen pflegt. Die Ansprüche brauchten nicht einmal ganz mäßig zu sein. Der Mann, der sich um ihre Hand bemühte, war von Adel, in einem höheren Staatsamt, als geistvoll und geschäftstüchtig bekannt. Auch sonst sprach nichts gegen ihn. Diese rein praktischen Erwägungen waren jetzt ganz Helenens nüchterner Stimmung gemäß. An eine Versöhnung mit der Familie Berghen war nicht zu denken; sie hätte ihre völlige Unterwerfung zur Voraussetzung gehabt. Nun bot sich ein bequemer Weg zu einer mittleren Höhe, auf der ihr wohl sein konnte, wenn sie nicht idealistischen Träumereien thörichter Weise nachhing. Wozu das auch? Es war ja kein Mensch auf der Welt, der von ihrem Herzen etwas haben wollte, wie sie es in ihrer Brust klopfen fühlte. Was Brendeln von ihr erwartete, schien ihr überhaupt da gar nicht abgewogen werden zu können.

Wenige Stunden später ließ die Frau Consul sie auf ihr Zimmer bitten. Sie fand dort auch Osterfeld und Selma. Alle drei waren augenscheinlich in großer Aufregung. „Das ist also der Schlüssel zu Deinem sonderbaren Benehmen in letzter Zeit,“ begann die Mama. „Nun verstehe ich Deine gestrige Haltung. Wir erleben ja merkwürdige Dinge.“

„Das hätte ich Dir nie zugetraut,“ rief Selma.

„Da ist's nun zu Tage, welchen Rückhalt man hatte,“ meinte Osterfeld boshaft lächelnd.

„Wovon sprecht Ihr?“ fragte Helene, mit großen, kalten Augen im Kreise umschauend.

„Thue noch unschuldig,“ verwies sie die Frau Consul streng, eine Visitenkarte, die vor ihr auf dem Tisch lag, aufhebend und wieder fortwerfend. „Man wird mir nicht einreden, daß so etwas ohne Mitwissen des andern Theils geschieht. Wenn Du es denn noch ausdrücklich hören willst: Herr von Brendeln ist bei mir gewesen und hat — um Deine Hand angehalten.“

„Und was — hast Du ihm geantwortet?“ fragte Helene beklommen.



Die Taubenfütterung auf dem Marcus-Platz in Venedig.
Nach dem Oelgemälde von Fr. Ruben.

„Ich habe ihm geantwortet," sagte die alte Dame, indem sie sich hoch aufrichtete, „daß Du meine Tochter nur bist, so lange Du selbst es sein willst, daß ich darüber hinaus keine Macht habe, Dir etwas zu erlauben oder zu verbieten. Nähmest Du seine Werbung an, so sei damit auch jene Vorsorge entschieden."

Helene schwieg. Aber ein leichtes Zucken der Stirn und des Mundes bewies, wie sehr ihr Gemüth beunruhigt war.

„Liebst Du diesen Herrn von Brendeln denn?" fragte Selma pathetisch.

Helene blickte rasch auf. „Lieben —! Ich liebe ihn nicht."

„Aber Sie heirathen ihn dennoch," fuhr Osterfeld brüsk drein.

Helene lächelte spöttisch. „Wenn ich ihn liebte und heirathete ihn nicht — das hätte auch geringe Bedeutung."

„Was willst Du damit sagen?" fragte die Mama. „Ich würde die Verirrung Deines Herzens sehr bedauerlich finden, aber der Entschluß, sie durch Entsagung selbst zu berichtigen, müßte mir doch achtbar erscheinen, den andern Fall hätte ich übrigens für unmöglich gehalten, daß Du einen Mann, den Du nicht liebst ..." Sie wendete das Gesicht ab und hüstelte in die Hand.

„Man heirathet heutzutage nicht aus Liebe," ergänzte Osterfeld spitz.

Helene hob kaum merklich die linke Schulter, die ihm zugekehrt war. „Wissen Sie das etwa aus Erfahrung?"

„Das war sehr unzart, Helene," verwies seine Frau. „Osterfeld ist, hoffe ich, über jeden Verdacht erhaben, aus Interesse geheirathet zu haben."

„Um so besser für Dich," antwortete Helene. „Es ist ja auch gleichgültig, da Du befriedigt bist."

„Als ob ich so leicht zu befriedigen gewesen wäre!" ereiferte sich Selma, die nun statt der Empfindsamen die Empfindliche vorkehrte. „Ich finde es mindestens sehr sonderbar, daß Du allerhand Spitzen gegen uns wendest, wo Du allen Grund hättest Dich zu vertheidigen."

„Zur Sache, zur Sache," forderte die Mama mit ungewöhnlicher Energie. „Sie ist mit einem einzigen Wort abgemacht. Was hat Herr von Brendeln zu erwarten?"

Helene stand einen Augenblick tief in sich gekehrt, während Aller Blicke auf sie gerichtet waren. „Jedenfalls die ganze Wahrheit," sagte sie dann leise, „und wenn sie ihn nicht abschreckt —"

„Helene!" riefen die beiden Frauen wie aus einem Munde.

Nun brach Helene in Thränen aus. „Was wollt Ihr noch von mir?" rief sie. „Was bin ich Euch noch? Auch Ihr sollt die Wahrheit hören, da doch nichts mehr zu verderben ist. Ich lese in Euren Herzen. Nicht weil Ihr mich liebt, fordert Ihr mich ganz für Euch; nicht weil Ihr mich liebt, meint Ihr meine Schritte lenken zu müssen. Ich bin Euch ein Todtenopfer, und so achtet Ihr mich. Aber ich bin Euch solchen Dienst nicht schuldig — keinem, auch dem Todten selbst nicht. Und nun das gesagt ist, — was bleibt noch zu sagen? Ich weiß, daß ich Euch nichts mehr sein kann, außer diesem nichts zu geben habe, das für Euch Werth hat. Jetzt würde ich Wohlthaten empfangen, wenn ich weiter annähme, was ohne Vergeltung bleiben muß. Mein Stolz empört sich dagegen. Und wenn nun ein armes Mädchen allein in der Welt dasteht, und ein achtbarer Mann bietet ihm seine Hand — verdient sein Edelmuth eine kränkende Abweisung?"

Osterfeld lachte laut auf. „Edelmuth! Herr von Brendeln — so, so, so! Edelmuth gegen ein armes Mädchen? Diese Komödie ist zu närrisch."

„Ich verstehe Sie nicht," sagte Helene, peinlich berührt. „Was finden Sie dabei so überaus lächerlich?"

„Der edelmüthige Mann," rief er und schnitt dazu eine Grimasse, „der das arme Mädchen heirathet, das ihren reichen Bräutigam beerbt hat!"

Helene fuhr erschreckt zurück und stieß dabei einen Laut aus, der nicht verständlich war, aber die stürmische Erregung des Gemüths kennzeichnete. Gleich darauf deckte sie die Hände auf die Augen und drückte die Finger tief ein.

Der Pfeil hatte getroffen. Die Frau Consul beobachtete einen Moment die Wirkung. Dann sagte sie: „Osterfeld hat Recht. Herr von Brendeln ist nichts als ein kluger Rechner. Sicher hat er von dem Testament Robert's Mittheilung erhalten. Es versteht sich von selbst, daß wir Dein formelles Recht unangetastet lassen. Wenn Dir aber noch ein Rest von Zartgefühl geblieben ist, findest Du vielleicht selbst die zureichende Schätzung für einen Mann, der bei seiner Bewerbung an dem älteren Verhältniß des Mädchens keinen Anstoß nimmt, für dessen Ausstattung sein großmüthiger Vorgänger gesorgt hat."

Nun sie ausgesprochen hatte, zog Helene mit einer stoßartigen Bewegung die Hände von den gerötheten Augen fort und schöpfte tief Athem. „Haltet mich für so schlecht als Ihr wollt," stöhnte sie heraus, „aber einen so gemeinen Vorwurf verdiene ich nicht. Das Testament — ich erinnere mich jetzt, daß davon die Rede gewesen ist. Einmal und nicht wieder. Ich habe nie ernstlich seine Bedeutung erwogen — ich habe nie über seine Folgen nachgedacht — ich hatte diese Mittheilung gänzlich aus dem Gedächtniß verloren. Und Herr von Brendeln —! Ihr beschuldigt ihn des niedrigsten Eigennutzes. Aber es ist doch noch zu beweisen, daß Eure lieblose Vermuthung zutrifft. Noch bin ich durch kein Versprechen gebunden, aber ich fühle die Verpflichtung, für ihn einzutreten, wenn er ungehört verdammt wird."

Sie schaute stolz im Kreise um und wendete sich dann der Thür zu. „Halt!" rief die alte Dame nach. „Ich muß eine bestimmte Erklärung fordern, da sie nun doch einmal Herr von Brendeln von mir erwartet."

„Laßt mir wenige Stunden Zeit," sagte Helene, ohne sich zurückzuwenden. „Ihr werdet dann über meine Gesinnungen wenigstens nicht weiter im Zweifel sein." Damit verließ sie das Zimmer.

Und dann, ohne jedes Zögern, kleidete sie sich zum Ausgehen an, bestieg auf dem nächsten Halteplatz eine Droschke und ließ sich zu Uhrmacher Grün fahren. Den Kutscher hieß sie warten.

„Es kann Dir diesmal nichts helfen, Onkel Benjamin," sagte sie, bevor der alte Herr sich noch auf seinem Arbeitsplatz nach der Thür zugekehrt hatte. „Lege Schirm und Brille fort, nimm Hut und Stock und begleite mich."

„Hoho!" rief er, und ein knurrender Laut zog lang nach. „Ich bin doch nicht nur so zu commandiren."

„Aber wenn ich recht herzlich bitte, die Arbeit eine kleine Stunde ruhen zu lassen? Es wird ja nicht so lange dauern, und es muß sein, Onkel Benjamin." Sie legte die Hand auf die Brust und sah ihn recht ernst und entschieden an. „Ganz gewiß, es muß sein."

Er schob den Schirm über die kahle Stirn und blickte ihr mit seinen blauen Augen kopfschüttelnd in das erhitzte Gesicht. Dabei schien er sagen zu wollen: So — so! Wollen doch einmal abwarten. Aber er sagte es nicht und sagte eine kleine Weile überhaupt nichts. Die Augenlider fingen an sehr beweglich zu werden, die Stirn krauste und glättete sich abwechselnd. Wie sie so ernst vor ihm stand, mochte wohl in ihrem Wesen etwas sein, das blinden Glauben forderte. Und so äußerte er denn am Ende kleinlaut: „Ja, wenn es sein muß ..." und erhob sich zugleich langsam vom Stuhl.

Nun umarmte und küßte sie ihn. Er ließ sich's ziemlich mürrisch gefallen.

„Aber ich werde doch erfahren können, was es giebt?" fragte er, indem er schon sein Arbeitszeug fortpackte.

„Alles," versicherte sie. „Aber später, mein guter Onkel, später. Es ist sogar durchaus nothwendig ... aber später. Erst muß das in's Reine gebracht sein, und ohne alle Worte — ich möchte sagen, auf alle Fälle. Bis zwei Uhr längstens haben wir Zeit. Der Wagen wartet ja auch —"

„Nun gut, gut!" brummte er, „ich beeile mich ja schon." Er streckte den Arm nach dem Hut aus, der zwischen den Wanduhren an einem Nagel hing, und zog ihn wieder zurück. „Kann's nicht auch Walter sein?" fragte er halblaut, wie schon der ablehnenden Antwort gewiß.

„Nein, Onkel," entgegnete sie denn auch, „Keiner als Du. Ich brauche meinen Vormund."

„Ah so! den Vormund. Dem hast Du bisher wenig zu thun gegeben. Nun soll's wohl nachkommen im letzten Jahre?" Er bürstete den Hut mit dem Rockärmel glatt. „Ich will nur Walter melden, daß ich weggehe," sagte er und trat in das Cabinet, das zu den hinteren Wohnräumen führte. Es dauerte ziemlich lange, bis er zurückkam. Wahrscheinlich ward der sonderbare Fall dort noch besprochen. Helene klopfte mehrmals ungeduldig mit dem kleinen Sonnenschirm auf die Hand und musterte die Uhren ringsum, die doch alle fast auf dieselbe Secunde die schon vorgerückte Zeit zeigten.

Als sie dann endlich im Wagen Platz genommen hatten, fragte sie: „Welchen Notar kannst Du empfehlen, Onkel? Er darf aber nicht allzu sehr beschäftigt sein, da wir rasch abgefertigt sein wollen. Es drängt wirklich sehr."

Er nannte verwundert zwei, drei Namen.

„Wer wohnt am nächsten?"

„Hm — Doctor Mossau."

„Also zu Doctor Mossau, Kutscher."

Sie wurden sehr bald vorgelassen. Helene stellte sich und ihren Vormund vor. „Zwanzig Jahre bin ich aber bereits alt," fügte sie hinzu.

„Womit kann ich dienen, mein Fräulein?" fragte der Geschäftsmann, dessen gutmüthig kluges Gesicht Vertrauen einflößte. „Ich bitte, Herr Grün, nehmen Sie Platz."

„Zuerst eine allgemeine Frage," begann Helene. „Lachen Sie mich nicht aus, wenn sie recht dumm sein sollte. Also .... Wie soll ich's nur in eine feste Formel bringen? Wenn Jemand ein Testament macht und setzt darin Einen zu seinem Erben ein — muß der auch durchaus sein Erbe sein?"

„Durchaus nicht," antwortete der Notar. „Der Eingesetzte hat das Recht, der Erbschaft zu entsagen."

„Ist das ganz sicher?"

„Ganz sicher, mein Fräulein. Ist Ihnen eine Erbschaft zugefallen, von der Sie sich befreien wollen?"

„Ja — vor zwei Jahren."

„Ah! vor zwei Jahren schon. Das ist etwas anderes."

„Also geht's doch nicht?" fragte sie betroffen.

„Gewiß — aber nur in bestimmter, kurz bemessener Frist. Sie wäre in diesem Falle längst abgelaufen."

Der Uhrmacher horchte sehr verwundert zu und wiegte immer wieder den grauen Kopf. Von welcher Erbschaft war denn die Rede?

„Und was man dann einmal hat, muß man durchaus behalten?" erkundigte sich Helene weiter, den Knopf des Schirmes in das Kinn eindrückend.

„Das steht wieder auf einem anderen Brette," meinte der Notar. „Einer Erbschaft entsagen, heißt gar nicht Erbe sein wollen. Ist man's einmal geworden, so muß man die Folgen auf sich nehmen. Eine Erbschaft ist ein Ganzes. Es können dazu so gut Passiva als Activa gehören, und die ersteren unter Umständen —"

„Ach! von dergleichen ist hier gar nicht die Rede," rief sie ein wenig erleichtert. „Es handelt sich, wie die Leute sagen, die es wissen müssen, um eine reiche Erbschaft. Ist's nun zulässig?"

Der Notar lächelte nicht ohne Verlegenheit, wie er sich zu der wunderlichen Clientin stellen solle. „Zulässig! Wer etwas geerbt hat, kann darüber verfügen — er kann's verschenken, wenn er freigebig sein will."

„Aber, Kind," fiel der Uhrmacher ein, „ich weiß doch nicht —"

„Gleich, Onkel, gleich," begütete das Mädchen. „Ich bin bald mit meinen Fragen zu Ende."

„Wenn von Ihnen selbst die Rede ist, mein Fräulein," bemerkte der Notar, „so würde in solchem Falle allerdings Ihr Herr Vormund, vielleicht auf dem Gericht, ein sehr gewichtiges Wort mitzusprechen haben."

„O — mein Vormund ist mein lieber, guter Onkel," entgegnete sie, „der allemal nur mein Bestes will. Und das Gericht — das fragen wir lieber gar nicht. Die es angeht, werden nicht glauben, daß ich über's Jahr anderen Sinnes sein kann; und ich kann's ihnen ja dann auch noch ausdrücklich bestätigen."

Nun trug sie den Fall vor, so weit er den Notar interessirte, und versicherte ihn, überzeugt zu sein, daß sie sich's ernstlich überlegt habe und unter keinen Umständen davon abgehen werde, und dabei blickte sie auch seitwärts auf Onkel Benjamin, der mit halbgeöffnetem Munde zuhörte, nickte ihm freundlich zu und warf auch für ihn irgend ein bekräftigendes Wörtchen ein.

„Ich will mich jeder Frage enthalten," sagte der Notar, „was der Anlaß zu einer so auffälligen Willenserklärung ist. Wenn ich aber niederschreiben soll, was Sie verlangen, so muß ich vorerst der Zustimmung Ihres Herrn Vormundes versichert sein. Herr Grün scheint selbst so wenig informirt —"

„Onkel —!" bat Helene mit dem zärtlichsten Ausdruck ihrer weichen Stimme. „Wenn ich Dich versichere, es muß sein ..."

„Dann muß es freilich sein," antwortete er. „Ich kann mir wohl denken, daß die Frau Consul —"

„Still!" sagte sie und legte den Finger auf den Mund. „Du erfährst Alles und wirst mir Recht geben. Schreiben Sie also, was zu schreiben ist, Herr Doctor. Aber es kommt mir ganz wesentlich darauf an, die Ausfertigung noch heute zu erhalten."

„Heute noch? Diese Eile, mein Fräulein —"

„Aber Sie wissen ja nicht, wie sehr es drängt. Heute noch. Am liebsten warte ich darauf."

Der Notar schüttelte den Kopf. „Ich werde diese wichtige Urkunde jedenfalls nur in die Hand Ihres Herrn Vormunds legen," sagte er mit aller Entschiedenheit. „Ich würde sie gar nicht aufnehmen, wenn ich nicht wüßte, daß sie erst durch Genehmigung des Vormundschaftsgerichts ihre volle Gültigkeit erlangen kann."

„Gut denn!" schloß Helene. „Ich darf mich auf Onkel Benjamin verlassen."

Während Doctor Mossau seinem Schreiber dictirte, nahm sie den Onkel in eine Ecke des Zimmers und sprach leise, aber desto eifriger in ihn hinein. Es genügte eigentlich schon, daß sie bestätigte, man habe ihr diese Erbschaft vorgeworfen, um den alten Herrn auf ihre Seite zu bringen. Er war offenbar gar nicht unzufrieden mit ihrer raschen Handlungsweise, glaubte aber doch als Vormund seine Bedenken äußern zu müssen, ob es sich verantworten lasse, so leichthin ein Vermögen aufzugeben. Sie gebe in Wirklichkeit gar nichts auf, entgegnete sie, als einen Anspruch auf dem Papiere. „Oder vermagst Du Dir vorzustellen," fragte sie, „daß ich diese Erbschaft je herausfordern könnte, wenn mein persönliches Verhältniß zur Familie Berghen gelöst wäre? Und es ist gelöst, sobald ich aufhöre, die Braut in Trauer zu sein." Das leuchtete ihm ein.

Der Notar las das Schriftstück vor. Helene war mit dem Inhalt ganz einverstanden; sie wünschte nur noch ausdrücklich zugefügt, daß sie sich verpflichte, unaufgefordert nach erlangter Großjährigkeit ihre heutige Erklärung zu wiederholen. Dann unterschrieb sie mit fester Hand, und auch der Uhrmacher gab seine Unterschrift. Nachmittag um sechs Uhr sollte die Ausfertigung abgeholt werden können.

Helene begleitete ihn wieder nach Hause. Sie schien in der heitersten Stimmung zu sein oder sich wenigstens zu bemühen, sie äußerlich zu bethätigen. Dem Onkel entging doch nicht, daß sie häufig die Farbe wechselte, mit ihren Gedanken nicht recht bei dem Nächsten war, wovon sie sprach, und ganz zerstreute Antworten gab. Zu Hause angelangt, sagte sie: „Es wäre mir lieb, Onkel, wenn bei dem, was ich noch mitzutheilen habe, Walter zugegen sein wollte. Möchtest Du ihn nicht bitten, mir eine Minute seiner kostbaren Zeit zu schenken? Oder — wir gehen lieber gleich zu ihm."

(Fortsetzung folgt.)

Doctor Martin Luther.

Von **Emil Zittel.**

(Schluß.)

Luther war schon im November 1521 einmal als Edelmann im Wappenrocke und dichtem Vollbart in Wittenberg gewesen, und eilte jetzt im März 1522, von Melanchthon bestürmt, trotz Acht und Bann den Freunden zu Hülfe. Damals schrieb er noch von der Wartburg aus dem Kurfürsten, der ihm in ehrenhaftester Weise allen „möglichen" Schutz zusagte, das kindlich-stolze Glaubenswort:

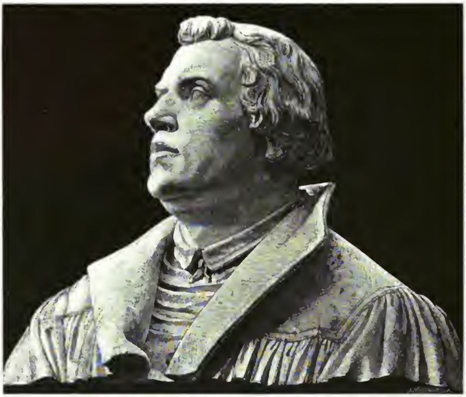
„Ich komme in einem gar viel höheren Schutz und habe nicht im Sinn, von Euren Kurfürstlichen Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wollte E. K. F. G. mehr schützen, als sie mich schützen können."

Luther, dessen Seele jetzt ganz erfüllt war von dem hohen Geist und den idealen Wahrheiten des Neuen Testaments, dessen Uebersetzung er eben vollendet hatte, wagte auch diesen Kampf im

festen Glauben an die unüberwindliche Siegeskraft des Wortes der göttlichen Wahrheit und bestieg in Wittenberg sofort unter dem Zuströmen alles Volkes die Kanzel und hielt acht Tage hinter einander vor halb Wittenberg jene gewaltigen Zeitpredigten, die wir noch besitzen und die zu den glänzendsten Zeugnissen seines Geistes gehören. Bald war die Versöhnung, der Friede hergestellt, und nur Karlstadt, der sich persönlich tief verletzt fühlte, zog bald darauf hinweg, um Luther später durch bittere Händel zu kränken.

In einer jener Reden hat Luther seinen Glauben an die Macht des Wortes der Wahrheit in den herrlichen Worten ausgesprochen:

„Nehmt ein Exempel an mir. Ich bin dem Papst, dem Ablaß und allen Papisten entgegengestanden: aber mit keiner Gewalt, mit keinem Frevel, mit keinen Stürmen; sondern ich habe allein Gottes Wort getrieben, gepredigt und geschrieben, sonst hab ich gar nichts dazu gethan. Dieses Wort, wenn ich geschlafen habe, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippo (Melanchthon) und Amsdorf getrunken habe, oder bin guter Dinge gewest, hat so viel zuwege gebracht, daß das Papstthum so schwach und unmächtig geworden ist, daß ihm noch nie ein Fürst oder Kaiser so viel hat abbrechen können. Ich hab's nicht gethan, das Wort, von mir gepredigt oder geschrieben, hat allein das Alles ausgerichtet. Was meint Ihr wohl, daß der Teufel denken wird, wenn man solch Ding will mit Rumor ausrichten? Er sitzt hinter der Hölle und denkt: das ist ein Spiel für mich, an dem ich meine Freude habe, mir wird ein Theil aus dieser Beute wohl zufallen! Summa summarum: Predigen will ich's, schreiben will ich's, aber dringen mit Gewalt will ich Niemand; denn der Glaube will willig und ungenöthigt sein und ich soll Niemand mit den Haaren davon- oder dazuziehen und kann keinen gen Himmel treiben oder mit Knitteln dem Himmel zuschlagen."



Das Luther-Denkmal in Worms: Luther-Kopf von Rietschel.
Nach einer Photographie im Verlage von Hermann Krone in Dresden.

Luther stellte nun freilich auch einige Neuerungen wieder ab, aber im Ganzen blieb doch das Meiste davon bestehen und breitete sich immer weiter in den deutschen Landen aus. So z. B. wurden überall die Klöster immer leerer, und zwei Jahre nach Luther's Rückkehr war neben ihm nur noch der Prior im Wittenberger Augustinerkloster übrig geblieben, und als auch dieser, der zwecklosen Verwaltung des Klostergutes müde, davonging und Luther nun dem Kurfürsten die Schlüssel des Klosters überbrachte, überließ ihm Friedrich der Weise das Kloster als Wohnung, und Luther führte dann im Sommer 1525, nachdem er schon 1524 sein Ordenskleid abgelegt hatte, Katharina von Bora als seine Gattin in die ehemaligen Klosterräume und gestaltete sie zum *ersten deutschen Familienpfarrhaus* um.

Schon von der Wartburg aus hatte Luther er den Verwirklichungseifer der Wittenberger geschrieben: „Guter Gott, die werden auch noch den Mönchen Eheweiber geben; doch mir werden sie keine Frau aufdrängen." Aber bald drängte er selbst Viele zum Heirathen und nur von sich meinte er, wer den Ketzertod jeden Augenblick zu erwarten habe, solle nicht freien. Doch schrieb er im Jahre 1525, wenn der Kurfürst wolle, daß er auch in dieser Sache „zum Exempel vorhertrabe", so wolle er auch freien, da er doch im Sinne habe, im Ehestand zu sterben, zum Zeugniß, daß er den von Gott gefordert erachte, wenn es auch nur eine Josephs-Ehe (Matth. 1, 25) sei, die etwa auf dem Todbette geschlossen würde.

Aber als Luther im Juni 1525 damit umging — so erzählt ein Zeitgenosse — die gewesene Klosterjungfrau Katharina von Boren (sie war aus einer verarmten adeligen Familie) für einen Pfarrer Dr. Glatz zu freien, kam dieselbe zu Amsdorf und bat ihn, er möge doch Luther von diesem Vorhaben abbringen. Wenn er (Amsdorf) oder Luther um sie gefreit hätten, hätte sie sich nicht geweigert, aber den Dr. Glatz könne sie nicht nehmen.

Luther sagte später: „Damals hatte ich meine Käthe nit lieb, denn ich hatte sie im Verdacht, als wäre sie stolz und hoffärtig," aber als er jetzt diese Aeußerung von Amsdorf erfuhr und ihm hinterbracht wurde, daß einer der juristischen Professoren gesagt habe: „Wenn dieser Mönch ein Weib nimmt, so wird alle Welt und der Teufel selber lachen und er wird sein ganzes bisheriges Werk zu nichte machen," so entschloß er sich plötzlich, „der Welt zu Trutz und seinem Vater zum Willen" Katharina bei ihrem Wort zu nehmen. Er hat am 13. Juni um sie geworben, und als Katharina, die zuerst nicht wußte, ob es Ernst oder Spaß sei, ihm willig ihre Hand zusagte, sorgte Luther, daß sie ihm schon Tags darauf von Bugenhagen angetraut wurde. Vierzehn Tage später wurde dann nachträglich das feierliche Hochzeitsfest gehalten, bei dem freilich sogar ein Melanchthon fehlte, weil auch er diesen Schritt für höchst bedenklich hielt. Luther's „Käthe", die er wohl auch seine Domina oder auch „den Herrn Käthe" nennt, ist eine tüchtige und energische Frau gewesen und hat den großen Haushalt so umsichtig geleitet, daß den vier Kindern, die von sechsen den Vater überlebten, ein kleines Landgut und bescheidenes Vermögen hinterblieb. Luther's Ehe aber ist ein Vorbild deutschen Familienglücks und deutscher Familienfreuden geworden, und als edle Zier galt in diesem Hause das deutsche Lied in Ton und Wort. In diesem Kreise ließ der alternde Luther seinem reichen und derben Humor, zuweilen auch seiner „Lust am Fabuliren" freien Lauf, und aus diesem letzteren Grunde, wie auch um des oft gar geringen Geistes der zahlreich ihm zuströmenden Gäste willen, darf man die von eben diesen gesammelten „Tischreden Luther's" nur mit Vorsicht und Auswahl benutzen.

Das Jahr 1525 sollte aber auch in Betreff der socialen Frage des Mittelalters zu den verfrühten, gewaltthätigen und deshalb erfolglosen Lösungsversuchen des Bauernkriegs führen. Schon in den Kindertagen Luther's hatten Bauernaufstände längs des Rheins gewüthet, kurz vor seinem öffentlichen Auftreten war in Württemberg der „Bund des armen Conrad" niedergeschlagen worden. Aber jetzt drohte die Flamme wieder in neuer und viel furchtbarerer Lohe aufzuschlagen und, was für Luther sehr bedenklich

war, der Aufruhr redete in der Sprache der Luther-Schriften und formulirte seine Forderungen mit den Worten der deutschen Luther-Bibel! Das zeigte sich augenscheinlich in den „Zwölf Artikeln der Bauernschaft“, die ein Prädikant in Waldshut verfaßt hat und die bald das Programm der ganzen Bewegung geworden sind. Gegen sie hat Luther eine „Ermahnung zum Frieden“ geschrieben. Er hält dem Adel seine Sünden vor, denn Niemand Anderem als den Fürsten und Herren, sonderlich den blinden Bischöfen und tollen Pfaffen habe man diesen Unrath zu verdanken. Er habe wohl andere Artikel in seinem Buch an den christlichen Adel gestellt, „aber weil Ihr die habt in den Wind geschlagen, müßt Ihr nun solche eigennützige Artikel hören und leiden und geschieht Euch eben recht, als denen nicht zu rathen ist.“

Aber auch den Bauern erklärte er, daß ihre Forderungen über alles gerechte Maß hinausgehen, und selbst wenn sie gegründet wären, so sei es nicht Recht, daß sie dieselben stellten „mit dem Schwert in der Faust“. Das sei auf keinen Fall christlich. „Darum lasse ich Euere Sache sein, möget Ihr thun und lassen, was Euch Gott nicht wehrt. Aber den christlichen Namen, den christlichen Namen sage ich Euch, den lasset stehen und machet den nicht zum Schanddeckel Eueres ungeduldigen, unchristlichen Vornehmens; den will ich Euch nicht lassen, noch gönnen, sondern mit Schrift und Wort Euch abreißen nach meinem Vermögen, so lange sich eine Ader regt in meinem Leibe.“

Und zum Schluß sagt er:

„Da es zwischen den Herren und Bauern also steht, so sind beide gleich unchristlich, darum werden sich beide aufreiben und Gott wird einen Buben mit dem andern stäuben.“



Das Luther-Denkmal in Worms: Luther-Kopf von Donndorf.
Nach einer Photographie im Verlage von Hermann Krone in Dresden.

Als es dann zu dem furchtbaren Blutbade kam, in dem die tolle Wuth der Bauern die langjährige Tyrannei ihrer Herren durch empörende Grausamkeit und barbarische Verwüstung zu vergelten suchte und alles, was Wohlstand, Bildung, Kunst und Wissenschaft hieß, wie von wilden Wogen weggeschwemmt zu werden drohte — da hat Luther jenes fulminante Büchlein: „Wider die mörderischen und räuberischen Rotten der Bauern“ ausgehen lassen, in dem er von den Fürsten ein einiges, rasches, muthiges und unverzagtes Niederwerfen des Aufstandes forderte.

Seine Meinung aber hat er später in einer Rechtfertigungsschrift jenes harten und von der Nachwelt viel getadelten Büchleins drastisch dahin ausgedrückt:

„Ich habe Beides besorget: würden die Bauern Herren, so würd der Teufel Abt werden, würden aber die Tyrannen Herren, so würd seine Mutter Abtissin sein.“

Man hat oft gesagt, mit dem Jahre 1525 sei Luther ein Anderer geworden, aber das gilt von ihm nur, soweit es überhaupt von seinem ganzen Volke behauptet werden kann. Das Jahr 1525 war eben ein furchtbarer Hagelsturm, der über die erste frische Frühlingszeit der national-religiösen Reform unseres Vaterlandes hereinbrach. Was das Jahr 1849 für das ihm folgende Jahrzehnt gewesen ist — und das weiß Jeder, der die fünfziger Jahre denkend mit erlebte — das ist seiner Zeit das Jahr 1525 für unser Volk gewesen. Von nun an fiel freilich die Reformation, wenigstens nach ihrer nationalen und politischen Seite hin, bald ganz in die Hände der Fürsten und Diplomaten, und die bisherigen theologischen Führer kehren aus den großen Kämpfen der Reichstage auf ihre lateinischen Lehrstühle und in die engen Studirstuben zurück, viele mit der ernsten Absicht, dogmatische Versöhnungs- und Ausgleichsprojecte zu ersinnen. In diese Zeit des ersten Niedergangs der protestantischen Bewegung fällt auch der bittere Abendmahlsstreit und das Marburger Gespräch mit Zwingli (1529).

Nach dem Bauernkrieg hat Luther noch zwanzig Jahre in Wittenberg als Reformator und Ordner des protestantischen Kirchenwesens, als Lehrer, Kämpfer und Hüter des evangelischen Glaubens, als Visitator der sächsischen Kirche, als Gründer der deutschen Schule gewirkt. Er hat in seinem Katechismus mit genialem Geist ein kurzes Volkslehrbuch geschaffen, von dessen kühner Einfachheit noch heute viel zu lernen wäre, und schon dreihundert Jahre vor Einführung des „Schulzwanges“ das helle Wort geschrieben:

„Kann die Obrigkeit die Unterthanen zwingen, daß sie müssen Spieß und Büchse tragen zum Kriegführen, wie viel mehr kann und soll sie die Eltern zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten, weil hier ein ärgerer Krieg vorhanden ist mit dem Teufel, der damit umgeht, daß er Städte und Fürstenthümer will so heimlich aussaugen und von tüchtigen Personen leer machen, bis er den Kern ausgebohrt und die ledige Hülle zurückgelassen hat von unnützen Leuten, mit denen er spielen und gaukeln könne, wie er will.“

Am 5. Mai 1525 starb Friedrich der Weise. Sein Bruder und Nachfolger, Johann der Beständige, blieb Luther treu zugethan, wie auch dessen Sohn, Johann Friedrich, der von 1532 an regierte. Luther äußerte sich damals:

„Mit Herzog Friedrich ist die Weisheit, mit Herzog Hansen die Frömmigkeit gestorben, und nun hinfort wird der Adel regieren, so Weisheit und Frömmigkeit hinweg ist. Sie wissen, daß mein junger Herr einen eigenen Sinn hat und nicht viel auf die Schreibfedern giebt, das gefällt ihnen wohl.“

Doch hat sich nachher auch Johann Friedrich „der Großmüthige“ als ein gewissenhafter, frommer und treuer Fürst bewährt, wenn er auch beschränkteren Geistes war als sein Vorgänger. Es ist bekannt, wie nach vielen Wechselfällen Karl V. endlich mit Frankreich und mit Rom Frieden schloß und im Jahre 1530 nach seiner durch den Papst in Bologna vollzogenen Kaiserkrönung mit dem Entschlusse über die Alpen kam, in Deutschland endlich Ordnung zu schaffen, die Abgewichenen zum Glauben zurückzuführen und die Einheit der Kirche wieder herzustellen. Kurfürst Johann hatte sofort alle seine Theologen nach Torgau bestellt, wo sie die Artikel aufsetzten, „von denen man nicht weichen könne“. Dann waren sie über Coburg, wo Luther, der Geächtete und Gebannte, auf der sicheren Veste „in der Region der Vögel“ zurückbleiben mußte, zum Augsburger Reichstage gezogen, wo

Dr. Eck eine Disputation über ein Büchlein vorschlug, in dem er mehr als 400 Ketzereien aus Luther's Schriften zusammengestellt hatte. Der Kaiser zog am 15. Juni mit großem Pompe ein; vor der Stadt segnete der päpstliche Nuntius die Versammlung, die mit Ausnahme der protestantischen Fürsten niederkniete, doch als im Dome ein zweites Niederknieen stattfand, sah man den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen allein stehend über die Menge ragen: da erhob sich auch wieder der Markgraf von Brandenburg, der schon in Speyer die Protestation mit unterzeichnet hatte.

Der Kaiser aber ließ dann Abends die Drei mit dem Lüneburger Herzog zu sich rufen und verbot ihnen durch seinen ebenfalls anwesenden deutschredenden Bruder, den König Ferdinand, ihre mitgebrachten Theologen predigen zu lassen. Im Namen der Ueberraschten und Erschreckten antwortete darauf der Landgraf von Hessen, daß doch ihre Prediger nichts Böses oder Neues predigten, sondern allein das Wort Gottes, wie es die alten christlichen Lehrer ausgelegt und geschrieben hätten. Da erglühte des Kaisers Antlitz vor Zorn, und kurz erklärte er, er werde das Predigen nicht dulden. Darauf aber brach der Markgraf hervor:

„Ehe ich mir das Wort Gottes nehmen lasse und meinen Glauben verleugne, will ich lieber jetzt gleich niederknieen und mir den Kopf abhauen lassen."

Betroffen rief der deutsche Kaiser, der der deutschen Sprache fast gar nicht mächtig war: „Nit Kopf ab, lieber Fürst, nit Kopf ab."

Nochmals erklärten sie, sie könnten von ihren Predigern nicht lassen, nochmals versicherte Ferdinand, der Kaiser, dem es Gewissenssache sei, werde es durchaus nicht leiden, da erklärte auch der Landgraf:

„Kaiserlicher Majestät Gewissen ist nicht Herr und Meister über unser Gewissen."

Darauf gingen sie mit einem Tage Bedenkzeit davon.

Das war die Lage des Jahres 1530. Es schien Alles verloren! Man hatte mit Rom jede mögliche Verständigung gesucht und zog sich auch jetzt in der Augsburgischen Confession, die nicht aus Luther's Geist noch aus seiner Feder stammt, auf das Aeußerste zurück, sodaß Luther schrieb, so sanft und leise hätte er freilich nicht treten können: Melanchthon aber, der Verfasser der Confession, seufzte:

„Wollte Gott, daß wir den Frieden erhielten, wäre es auch um noch härtere Bedingungen als diese."

Ja noch in letzter Stunde faßte dieser ängstliche Gelehrte den Arm des Kurfürsten, als derselbe die Confession unterschreiben wollte, und meinte, die Fürsten sollten nicht so viel wagen, sondern nur die Theologen unterschreiben lassen. Weil aber Johann ihm antwortete: „Ich will thun, was recht ist, unbekümmert um meinen Fürstenhut," hat sich Luther über diese „Confession der Fürsten" höchst erfreut ausgesprochen, ein Wort, das „bekenntnißtreue" Theologen auf das Schriftstück der „Augsburger Confession" zu beziehen wagen, weil sie die letztere mit Vorliebe gern als das Grundbekenntniß der gesammten protestantischen Kirche bezeichnen. Luther saß unterdessen auf der Veste Coburg, schrieb Gutachten und Flugschriften in Menge und übersetzte neben den Psalmen und Propheten auch die Fabeln des Aesop! Ueber seine Ausschließung vom Reichstage weiß er sich mit etwas satirischem Humor zu trösten, indem er an seine „lieben Tischgenossen in Wittenberg" schreibt:

„Ihr wißt, daß wir nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen; wir sind aber wohl auf einen andern Reichstag kommen. Es ist ein Rübfeld gleich an unserm Fenster hinunter, wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht, als wären sie alle trunken, voll und toll. Es sind große, mächtige Herren; was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. So viel ich aber von einem Dolmetscher vernommen, haben sie einen gewaltigen Zug und Streit vor wider Weizen, Gerste, Hafer und allerlei Korn und Getreide und wird Mancher dabei Ritter werden und große Thaten thun. So sitzen wir hier auch im Reichstage, hören und sehen, wie die Fürsten und Herren ritterlich schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen, daß sie siegen und Ehr einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einem Zaunstecken gespießt wären."

In diesem Schlußworte ist am besten die Stimmung ausgedrückt, in welcher sich Luther damals der Gesellschaft, die auf dem Augsburger Reichstage versammelt war, gegenüber befand. Damals schrieb Luther auch das bekannte köstliche Brieschen an seinen vierjährigen Sohn Hänschen und ließ eine ernste, geistesfrische und hohe Schrift „an die in Augsburg versammelten Prediger" ausgehen, in welcher er sich selbst an den großen Tagen der Vergangenheit erquickt, die zahlreichen Früchte, die weitgreifenden Folgen seiner Reformation darlegt und dieselbe noch einmal mit aller Hoheit und Kühnheit seiner besten Tage rechtfertigt. Je freudiger er der Vergangenheit gedenkt, um so kühler, ja fast gleichgültig sieht er dem Treiben der Gegenwart zu, von der er nicht viel mehr erwartet als den Anfang eines langsamen Zerfalles: denn er weiß Keinen, dem er so recht trauen, auf den er so recht bauen könnte für die Zeit, da er selbst nicht mehr da sei.

Und er hatte wohl Recht, denn damals konnte Melanchthon, zwölf Tage nach der Ueberreichung der von ihm verfaßten Augsburgischen Confession, dem römischen Cardinal Campegius schreiben:

„Wir haben keine von der römischen Kirche verschiedene Lehre, wir sind auch bereit derselben zu gehorchen, wenn sie nur nach ihrer Gnade, welche sie stets gegen alle Menschen gebraucht hat, einiges Wenige übersieht oder fahren läßt, was wir nicht mehr ändern können, wenn wir es auch ändern wollten."

Das war freilich nicht des Mannes Geist, von dem einer seiner Schüler Namens Spangenberg schrieb:

„Wenn ich den Dr. Martin Luther durch Wittenberg gehen sah, dünkte mich's, als sähe ich ein wohlgerüstet Streitschiff, das unter die Feinde auf dem ungestümen Meer dieser Welt, unter die Papisten, Juden, Schwärmer und Rottengeister getrost und unverzagt hineinsetzet, alles verjagt und erlegt, und in fröhlichem Triumph den Sieg herwieder brächte."

So ging die frohe freudige Jugendzeit der Reformation bereits vor Luther's Tode zu Ende, und er selbst, von Leiden geplagt, grämlich, zänkisch und eigensinnig, wie es zuweilen des übermüdeten Alters Art ist, ging sichtlich seinem leiblichen Zerfall entgegen. Und so starb er schließlich alt und elend auf einer Reise nach Mansfeld, in seinem Geburtsort Eisleben, am 18. Februar 1546. Aber ein dauernd wirksames Leben führte er von da an bis heute in der dankbaren Erinnerung der deutschen Nation, und wird es führen, so lang „die deutsche Zunge klingt". Wenn auch seine Schriften — was nicht so sein sollte — thatsächlich nur noch von Wenigen gelesen werden, so ist doch sein Charakterbild, seine Geschichte so fest und scharf in die ehernen Tafeln der deutschen Geschichte eingegraben, daß auch die gehässigste Polemik sein Andenken nicht dauernd schänden kann.

Wie sehr unser Luther einem Jeden, der ihm näher tritt, das Herz abgewinnt, hat Gustav Freytag in dem wahren Worte ausgesprochen:

„Manches an ihm erscheint fremd und unhold, so lange man ihn aus der Ferne betrachtet, aber dieses Menschenbild hat die merkwürdige Eigenschaft, immer größer und liebenswerther zu werden, je näher man herantritt."

Blätter und Blüthen.

Die Taubenfütterung auf dem Marcus-Platz in Venedig. (Abbildung S. 749.) Im Jahrgang 1866, S. 340 der „Gartenlaube" schilderten wir einen Mittag auf dem Marcus-Thurm, welchem ein Bild der allmittäglichen Taubenfütterung auf dem Marcus-Platz (von Paul Thumann) beigegeben war. Diese Fütterung, die seit undenklichen Zeiten als eine fromme Sitte, wohl in Folge einer Stiftung, stattfand und selbst durch die Hungersnoth während der Belagerung 1849 nicht unterbrochen wurde, hat sich bis heute auch trotz des pietätlosen Zeitstromes der Gegenwart erhalten. Noch jeden Mittag um zwei Uhr kommen die blauen Tauben in Menge herbeigeflogen, um sich ihre regelmäßige Labung zu holen. Unser heutiges Bild stellt die Scene vor einem der drei Flaggenmaste dar, welche vor der Marcus-Kirche stehen, einst die Flaggen der drei der Republik Venedig unterthanen Königreiche Cypern, Candia und Morea, später die kaiserlich österreichische Fahne trugen und durch die graziöse Eleganz der Ornamente das Auge fesseln. Nach Gsell-Fels sollen die Ceremonien des Palmfestes den Tauben ihre geschützte Stätte verleihen.

Eine Locomotive, die mit ihrem eigenen Dampfe geheizt wird, dürfte manchen Leser an Münchhausen erinnern, der sich an seinem eigenen Zopfe aus dem Sumpfe zog, und doch ist dieses Fabelding im buchstäblichen Sinne der Erfindungsgabe eines deutschen Chemikers, des Herrn Moritz Honigmann in Aachen geglückt, und haben damit bereits im Anfange des August vollgelungene Probefahrten auf der Pferdebahnstrecke Aachen-Haaren stattgefunden. Eine Locomotive von vier Pferdekräften wurde an einem feststehenden Dampfkessel mit einer Dampfspannung von drei Atmosphären Ueberdruck versehen und fuhr darauf ohne Feuerung und Rauch und ohne das gewohnte Geräusch zu machen, fünf bis sechs Stunden lang auf den Schienen umher, indem, wie gesagt, ihr eigener Dampf benutzt wurde, den Dampfkessel auf der nöthigen Temperatur zu halten, um lange mit ungeschwächten Kräften weiter arbeiten zu können. Das scheinbare Wunder beruht darauf, daß man eine concentrirte Salzlösung, die bei einem viel höheren Wärmegrade siedet als Wasser, durch eingeleiteten Wasserdampf allmählich zu einem höheren Temperaturgrade erhitzen kann, als ihn der eingeleitete Wasserdampf selbst zeigt. Die Honigmann'sche Locomotive besitzt nun innerhalb ihres eigentlichen Dampfkessels, dessen Wasser vor Beginn der Fahrt durch hineingeleitete gespannte Dämpfe auf etwa 145° erhitzt wird, einen zweiten, cylindrischen Innenkessel, der mit concentrirter Natronlauge gefüllt ist. In diese Flüssigkeit, welche erst bei circa 190° C. siedet, wird der verbrauchte Wasserdampf der Locomotive hineingeleitet und erhitzt dieselbe beständig so stark, daß sie fünf bis sechs Stunden lang dem sie umspülenden Wasser des Hauptkessels so viel Wärme abgeben kann, daß eine genügende Dampfspannung erhalten wird. Der Innenkessel mit seiner wärmesammelnden Laugenfüllung wirkt somit wie eine innere Feuerung des Hauptkessels, obwohl er seine eigene Wärme aus diesem empfängt. Daß hierbei nun trotz alledem keine Hexerei stattfindet, ergiebt sich daraus, daß nach einer gewissen Zeit (bei der Versuchslocomotive in fünf bis sechs Stunden) das Spiel aufhört und die Kraft der Locomotive erschöpft ist. Alsdann ist nämlich durch das beständige Eintreten des Wasserdampfs in die Natronlauge diese so sehr verdünnt worden, daß ihr Siedepunkt nicht mehr hoch genug liegt, um dem Dampfkessel noch ferner Wärme abgeben zu können. Man muß sie dann wieder zu ihrer vorigen Stärke eindampfen, um sich ihrer von Neuem als Hitzesammlers bedienen zu können, und in diesem der Benutzung vorausgehenden Wärmeaufwand liegt somit die Lösung des Räthsels. In der eingedampften Lauge giebt man der Locomotive ein Vermögen mit, welches sich ebenso ausgiebt, wie jedes andere, nur daß die Schwächung hier in der Form einer Verdünnung mit Wasser stattfindet. Die in die Augen springenden Vorzüge dieser Locomotive sind, daß sie keiner Feuerung bedarf, somit gar keinen Rauch entwickelt, außerdem wenig Geräusch macht und noch weniger Explosionsgefahren darbietet, als eine gewöhnliche Locomotive, Vorzuge genug, um ihr eine bedeutende Zukunft zu sichern. C. St.

Der Luther-Kopf zu Worms (Abbildungen S. 752 u. 753) am Luther-Denkmal von Rietschel erhitzte jüngst in ungewöhnlicher Weise die Gemüther vieler Kunstbeflissenen. „Rietschel oder Donndorf" war die Parole in den Fachblättern wie in der Tagespresse, und wie das in der Regel ist, für einen todten Künstler erheben sich mehr und wärmere Stimmen, als für einen lebenden. Donndorf hatte einen schweren Stand, doch hat die nicht gerade erquickliche Streiterei für ihn das Gute gehabt, mehr Licht in die ziemlich dunkle Entstehungsgeschichte des Wormser Luther-Kopfes zu bringen, und damit ist Donndorf von der Hauptanklage doch entlastet worden.

Gleich nach Einweihung jenes großartigen deutschen Denkmals ging eine dunkle Sage durch das Volk, der wichtigste Theil desselben, der Luther-Kopf, rühre nicht vom Altmeister Rietschel her, sondern sei eine Art Notharbeit seines Schülers Donndorf. Man wußte, Rietschel war während des Schaffens an jenem Werk auf den Tod erkrankt, und dann hatte man ein Gerücht vernommen, der Rietschel'sche Luther-Kopf sei wenige Tage vor dem Abschicken in die Gießerei durch einen Unfall in viele Stücke gebrochen und Donndorf, allerdings sein begabtester, sein Lieblingsschüler, habe in aller Eile einen neuen Kopf modellirt, der schon zwei Tage nach dem Unfall in die Erzgießerei verschickt worden sei.

Diese Sage, aus Wahrem und Falschem entstanden, ist nun im Laufe der Zeit vielfachen Wandlungen unterworfen gewesen. Es gab selbst Leute, die gar nicht an einen wirklichen Unfall glauben wollten, sondern von schülerhafter Anmaßung, Pietätlosigkeit, Uebergriffen und anderen schönen Dingen sprachen, die hier nur angedeutet sein mögen.

Zum Glücke für Donndorf und gewiß auch für den heimgegangenen Meister ist jetzt durch den erneuten Streit über den Luther-Kopf die classische Zeugenschaft eines großen Zeitgenossen Rietschel's zu Tage gefördert worden. Schnorr von Carolsfeld, der Bibel-Illustrator und Schöpfer jener gewaltigen Cartons, war mit Rietschel herzlich befreundet, er besuchte ihn häufig im Krankenzimmer, und endlich wurde er von dem dahinsterbenden Meister zum künstlerischen Testamentsvollstrecker ernannt. Das heißt, Schnorr sollte die Ausführung des Luther-Kopfes überwachen, er sollte Sorge tragen, daß die Intentionen, wie er sie in der verflackernden Seele trug, durch seinen Schüler Donndorf zur Ausführung gelangten.

Und nun mag das Tagebuch Schnorr's selbst reden (1861).

„3. Februar. Sonntag ... Sodann gehe ich nach dem Rietschel'schen Hause, wo, wie ich gehört, viel Sorge um den theuren Hausvater herrscht. Die liebe Frau Rietschel eröffnete mir mit wenigen Worten, daß Dr. Walther den Kranken gestern untersucht und das Uebel sehr vorgeschritten gefunden habe. Ich verstehe, was das aus dem Munde der Frau sagen will. Die Frau Professor meint aber doch, daß es Rietschel freuen werde, mich zu sehen, und er empfängt mich auch. Der Verfall ist sichtlich, dabei zeigt sich deutlich, daß Rietschel selbst klare Vorstellung von seinem Zustande hat....

4. Februar. Montag ... Nach drei Uhr begebe ich mich nach Rietschel's Atelier. Wie mir Rietschel vorgestern (soll heißen: gestern) sagte, hat Donndorf aus des Meisters Auftrag an dem Kopfe der Luther-Statue mehrere Aenderungen vorgenommen. Rietschel wünscht, daß ich den veränderten Kopf nun sehe und mein Urtheil darüber ausspreche. Die Statue (in Gyps) steht im Garten, um die Wirkung im Freien beurtheilen zu können. Ich glaube, daß die Aenderungen Donndorf's im Wesentlichen glücklich sind und die Individualität des Reformators kräftiger und charakteristischer geben. Einige Milderungen in der Ausprägung der Formen und Züge rathe ich an, um auf eine richtige Mitte zu lenken ...

5. Februar. Dienstag ... Ich gehe nach Rietschel's Atelier, um zu sehen, was Donndorf noch an dem Kopfe gethan hat. Die Statue ist wieder unter Dach und Fach, Donndorf selbst nicht zugegen. Ich sehe aber den Kopf genau an und finde, daß derselbe seit gestern noch sehr gewonnen hat. Hierauf gehe ich zum Meister ... und erstatte ihm Bericht über die Ausführung seiner Wünsche. Rietschel scheint sehr zufrieden zu sein mit der Weise, in welcher sein Auftrag ausgeführt worden ist ...

7. Februar. Donnerstag ... Nachmittag verfüge ich mich wieder in das Rietschel'sche Atelier, um den Luther-Kopf zu sehen. Donndorf hat die angerathenen Aenderungen gemacht, und ich glaube, der Kopf hat sehr gewonnen. Jetzt ist der Luther-Typus klar ohne Herbheit ausgeprägt, und der Kopf wird gut wirken. Aus dem Atelier gehe ich zu Rietschel in die Wohnung, um ihm Bericht zu erstatten ... Rietschel findet sichtlich eine Beruhigung darin, daß ich mich seines Auftrages eifrig angenommen habe. Er wünscht nun noch, daß ich Seine Majestät den König, welcher demnächst die Luther-Statue sehen wird, empfange. Gern unterziehe ich mich auch diesem ehrenvollen Auftrag ...

10. Februar. Sonntag ... Gegen 4 Uhr mache ich einen Besuch bei Rietschel. Er sitzt im Kreise der Seinen ... der arme Mann sieht sehr verfallen aus. Der Arzt meint nun selbst, daß es sich wohl nur noch um Wochen handle ...

13. Februar. Mittwoch. Nachmittag will ich bei Frau Rietschel einen Besuch machen. Er schläft. Die Frau Professor, welche mir dieses mittheilt mit der Bemerkung, daß er immer schwächer werde, berichtet mir von einem recht betrübenden Vorfall, der im Atelier sich zugetragen hat. Beim Abformen des neuen Kopfes des Luther-Modells reißt der zu schwache Strick und die Form wie der Kopf zerbricht beim Herabfallen in viele Stücke. Dieser Unfall unter den jetzigen Umständen, wo unter Anderem auch die Ablieferung nach Lauchhammer sehr drängt, ist sehr beklagenswerth ...

14. Februar. Donnerstag. Nachmittag begebe ich mich in Rietschel's Atelier. Ich finde Geheimrath Kohlschütter daselbst. Der Luther-Kopf ist wieder aus dem Gröbsten hergestellt. Mit Rietschel geht es übel. Das Fieber wie die Schwäche nehmen in raschem Fortschritt zu. Ich sehe ihn nicht. Er liegt. Wir werden ihn nicht mehr lange haben.

15. Februar. Freitag. Nach Tisch gehe ich wieder nach Rietschel's Atelier. Der neue Luther-Kopf fast fertig und ich würde keinen Unterschied mit dem ersten aufzufinden vermögen ...

16. Februar. Samstag. Ich spreche Frau Professor Rietschel. Es geht ihrem Manne sehr übel und ich werde ihn nicht mehr sehen ...

19. Februar. Dienstag. Nach drei Uhr gehe ich in das Rietschel'sche Atelier, um mit Donndorf nähere Verabredung wegen der Ausstellung des Luther-Modells zu treffen ... Der Kopf ist nun in Gyps ausgegossen und mit der Statue gut verbunden. Er scheint mir sehr schön zu sein.

21. Februar. Donnerstag. Am frühen Morgen kommt die Nachricht, daß unser lieber Rietschel bei Tagesanbruch (um 6 Uhr) seinen Geist ausgehaucht hat."

So der Hergang nach unantastbarer Ueberlieferung, und kurz wiederholt: Rietschel war mit seinem Luther-Kopf noch nicht zufrieden, er beauftragte seinen Schüler nach seinen Intentionen einen zweiten Luther-Kopf zu modelliren; der kranke Meister sah jedenfalls diesen letzteren vom Fenster aus im Garten stehen, sein großer Freund und Berather sanctionirte die Neuschöpfung nach eigenen Milderungen und der Meister ging befriedigt oder mindestens beruhigt über sein letztes Werk in den Tod. Der Bruch des Modells verliert jede Wichtigkeit, da selbst das kunstgeübte Auge eines Schnorr keinen Unterschied entdecken konnte, und dann ist Donndorf's Luther-Kopf zerbrochen und nicht derjenige von Rietschel, welcher sich noch gegenwärtig unverletzt im Besitz des Professor Kietz in Dresden befindet.

Hermann Krone in Dresden hat nun durch eine Reihe vorzüglicher photographischer Aufnahmen beider Köpfe ermöglicht, daß sich auch die weitesten Volkskreise über beide Auffassungen ein Urtheil bilden können. Zwei der besten Ansichten findet der Leser im Holzschnitt wiedergegeben, und zwar haben wir, um die Vergleichung zu erleichtern, beide Köpfe in gleicher Büstenform dargestellt, und betrachten wir nun dieselben mit parteilosem Auge, so müssen wir, trotzdem der Meister selbst noch unzufrieden damit war, doch sofort zugestehen: Rietschel's Kopf ist unendlich sympathischer, als derjenige von Donndorf. So und nicht anders denken wir uns unseren Luther, wie er in männlicher Geradherzigkeit und religiöser Innigkeit in ruhigeren Zeiten zum Volke redete. Mit diesem Gesichtsausdruck können wir uns ihn auch in seiner stillen Häuslichkeit an der Seite seiner geliebten Katharina vorstellen — aber der große historische Luther spricht nicht aus dem Rietschel'schen Kopf. Das ist nicht der Luther, den ein gewaltiger innerer Geist, den er selbst nicht hemmen konnte, zur That forttrieb, das ist nicht der Mann, der sich mutterseelenallein gegen Kaiser und Fürsten, gegen Papst und Priesterthum auflehnte. Dieser letztere Luther sieht dem Donndorf'schen Kopf um Vieles ähnlicher, und mag man auch von antiker Maske und sonst etwas reden, es darf uns das nicht irre führen, die Leidenschaft ist allzeit dieselbe und wird, wenn sie künstlerisch dargestellt werden soll, von der Antike nicht so sehr abweichen dürfen. Luther sagt von sich selbst:

„Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, darum meiner Bücher viele so stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, Dornen und Hecken weghauen, Pfützen ausfüllen, Bahn machen und zurichten. Soll ich aber ein Fehl haben, so ist es mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu heftig herausstoße, denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit inne behielte.“

Da haben wir den gewaltthätigen, rücksichtslosen Mann, den öffentlichen, den historischen Luther, der mit ganz erstaunlicher Energie und Unerschrockenheit in die papistische Finsterniß hineindonnerte, und dieser Mann steht unzweifelhaft dem Donndorf'schen Kopf näher.

Wir wollen uns nicht an dem Streit betheiligen, wir suchten beiden Auffassungen gerecht zu werden, aber wir dürfen hier nicht fragen: welcher Kopf ist sympathischer? sondern: welcher Kopf ist wahrer? Einzelne Stimmen gingen so weit, zu fordern, der Donndorf'sche Kopf sollte vom Wormser Denkmal entfernt und durch den von Rietschel ersetzt werden. Diese Pietät gegen den verstorbenen Meister mag rühmlich sein, ob sie berechtigt ist, steht dahin, das Luther-Denkmal steht schließlich doch nicht um Rietschel's, sondern um Luther's willen an seinem Platze.

Nun, das deutsche Volk kann sich jetzt sein Urtheil bilden, die letzte Instanz bleibt ihm in dieser Angelegenheit vorbehalten. Th. G.

Vermißte (Fortsetzung von Nr. 36):

60) Karl Stein, geboren 1853 zu Festenberg in Schlesien, lernte in Berlin die Handlung, hatte dort mehrere Stellungen innegehabt und überall günstige Führungsatteste erhalten. Seit 26. October 1881 ist er spurlos verschwunden, nachdem er seine Stelle aufgegeben und sich bei der Polizei abgemeldet hatte. Er soll die Absicht gehabt haben, nach Java zu gehen; da er aber alle Sachen in seiner Wohnung zurückgelassen hat, befürchten seine Eltern, es sei ihm ein Unglück zugestoßen.

61) Der Bäcker Wilhelm Spier aus Kleinenbremen bei Minden (Westfalen) hat wegen unglücklicher Verhältnisse 1861 seine Heimath verlassen. Nachdem derselbe drei Jahre in London als Bäcker gearbeitet hatte, machte er auf einem russischen Schiffe Reisen nach Triest, England und Australien. Seit 1867 hat er nicht mehr an die Seinen geschrieben.

62) Der Schuhmacher Gustav Schöps aus Eisenberg in Altenburg ging 1861 von Schandau aus auf die Wanderschaft. Von Köln schrieb er, daß er nach Paris zu gehen beabsichtige. Dies ist die letzte Nachricht, die er seiner um ihn bekümmerten Schwester zukommen ließ.

63) Eduard Rudolf Schröter, geboren 1840 zu Radeburg, früher Buchbinder, zuletzt Bahnbeamter, reiste vor viereinhalb Jahren nach Hamburg, um angeblich eine Erholungsreise zu machen, und ist seitdem spurlos verschwunden. Schröter trug schwarzen Voll- und Schnurrbart, graumelirtes Kopfhaar, hatte graue Augen. Er war kurzsichtig und trug eine goldene Brille. Mutter und Sohn desselben bitten dringend um Nachricht.

64) Eine arme Wittwe und verlassene Mutter, Frau A. M. in Danzig, sucht ihren Sohn aus erster Ehe, A. Rudolf Soth. Derselbe hat sie seit fast zehn Jahren ohne Nachricht gelassen. Rudolf Soth, geboren 1839, begab sich 1870 mit seiner Frau nach Moskau, wo er als Mechaniker arbeitete; 1873 schrieb er, daß er im Poltaw'schen Gouvernement Beschäftigung gefunden. In seinem letzten Briefe theilt er die Absicht mit, wieder nach Moskau überzusiedeln. Seitdem wartet die Mutter vergeblich auf Kunde.

65) Aehnliches haben die Eltern Schmidt in Soldin zu beklagen. Ihr Sohn, der Maurer Friedrich Adolf Schmidt, ist seit April 1880 verschwunden. Zuletzt hat er sich in Berlin aufgehalten, von da ist er angeblich nach Schweden gegangen. Schmidt hatte schwarzes Kopfhaar, röthlichen Schnurrbart; auf der Pupille des linken Auges hatte er ein Hornpickel von der Größe eines Stecknadelkopfes.

66) Der Schneider Karl Eduard Seifert, geboren 1835, ging 1862 aus Freiberg fort, ohne zu hinterlassen wohin, schrieb darnach aus Reichenbach im Voigtland, daß er auswandern werde. Seitdem hat er nicht wieder geschrieben und ist auch trotz aller von seinen nunmehr im Greisenalter stehenden Eltern aufgewendeten Mühen und Kosten nicht zu finden gewesen.

67) Joseph Popper aus Wällischbirken in Böhmen, 28 Jahre alt, ist seit 1878, zu welcher Zeit er sich in Paris aufhielt, verschollen. Sein alter Vater bittet um Nachricht über ihn.

68) Der Aufenthaltsort Moritz Platow's, der bis 1878 in Hill Farm bei Framlingham in der englischen Grafschaft Suffolk wohnte, wird von dem Bruder des Vermißten gesucht.

69) Der Uhrmachermeister August Schumann, 55 Jahre alt, bis 1878 fast immer in Petersburg wohnhaft, wird gebeten, seine jetzige Adresse in der Redaction der „Gartenlaube“ abzugeben. Gleichzeitig ergeht die Bitte an diejenigen, welche etwas Näheres über den Aufenthaltsort des Schumann wissen, gütigst kurze Notiz darüber niederzulegen.

70) Ein Niederösterreicher, Namens Rohringer, wanderte in den 1820er Jahren als Begleiter eines ungarischen Grafen nach Amerika aus. Mitte der 1860er Jahre brachten österreichische Blätter eine Ladung Seitens französischer Behörden an die unbekannten Erben eines in Frankreich auf der Rückreise von Amerika in seine Heimath verstorbenen Oesterreichers, gleichen Namens, welche Aufforderung in den Jahren 1872 oder 1873 wiederholt wurde. Die Verwandten jenes Rohringer erfuhren hiervon erst mehrere Jahre später, weshalb es ihnen trotz aller Bemühungen nicht mehr gelang, jene Blätter, in denen die Kundmachung enthalten war, oder die Behörde, von welcher selbe ausging, ausfindig zu machen. Es ist ihnen nur bekannt, daß der Ort, woselbst Rohringer mit Tod abging, Charlier oder Charlien genannt worden sei. Aber auch Nachfragen an verschiedenen Orten ähnlichen Namens in Frankreich blieben erfolglos. Vielleicht ist Jemand in der Lage, durch einige Zeilen an die „Gartenlaube“ der Familie eine nähere Mittheilung zu machen.

71) Paul Sander, geboren 1847 zu Greulich bei Bunzlau, war als Former in Prenzlau beschäftigt, fuhr dann nach England und arbeitete dort wiederum als Former in Liverpool und Edinburgh. Im Jahre 1867 ließ er sich von einem Bremer Schiffe „Else“ oder „Elisa“ zu einer Fahrt nach Ostindien werben. Vor seiner Abreise schrieb er zum letzten Male. Seitdem für seine greisen Eltern verschollen.

72) Die Geschwister Pavesch vermissen seit 1858 ihren Bruder Karl Pavesch. Derselbe, geboren 1830, fuhr seit seinem siebenzehnten Jahre als Schiffsjunge, später als Schiffsschreiber auf verschiedenen amerikanischen Handelsschiffen. Die letzten Briefe datiren aus London und aus Bombay.

73) Martin Christoph Ommen, geboren zu Wittmund, 32 Jahre alt, welcher von Essen an der Ruhr im December 1881 die letzte Nachricht an seine Eltern gelangen ließ, wird aufgefordert, seinen jetzigen Aufenthaltsort anzugeben.

74) Karl Höpker aus Wiesbaden hat seit August 1880, wo er aus Glasgow schrieb, nichts von sich hören lassen und wird hiermit aufgefordert, Erbschaftsangelegenheiten halber seine Adresse der Redaction der „Gartenlaube“ zukommen zu lassen.

75) Heinrich Ellerbrock, 1857 in Kleinborstel bei Hamburg geboren, im Waisenhause erzogen, ging, nachdem er einige Zeit bei einem Krämer gelernt, im Jahre 1871 zur See. Seitdem ist er verschollen. Einem ungewissen Gerüchte nach soll er sich in Montevideo aufgehalten haben. Ihn sucht seine Schwester.

76) Ende der 1840er Jahre wanderte aus Schwersenz bei Posen Karl Klose nach Australien aus, beschäftigte sich dort mit Goldgräberei und hinterließ bei seinem ungefähr 1860 erfolgten Tode ein Vermögen von circa 40,000 Dollars. Auf einen in den Zeitungen 1874 erfolgten Aufruf hin übergaben die in Lodz in Russisch-Polen wohnenden Verwandten einem Neffen des Verstorbenen ihre Papiere zur Erhebung des Vermögens. Dieser Neffe gab als seinen Wohnort Adelaide an; er konnte aber vom Consulat dort nicht aufgefunden werden. Warum? Vielleicht kann von einem Leser der „Gartenlaube“ der Wohnort des Verstorbenen oder des Neffen ausfindig gemacht werden. (Fortsetzung folgt.)

Ernestine Wegner. Es ist ein tragisches Verhängniß, das über den Vertreterinnen der heiteren Kunst in der deutschen Reichshauptstadt waltet. Tausende erfreuen sie durch ihren glücklichen Humor, durch die Anmuth ihrer Erscheinung und ihres Spiels, und sie selbst, die so viel Fröhlichkeit um sich verbreiten, steigen früh in's Grab. Bald nach Mathilde Ramm-Beckmann und nach Adele Krén ist nun auch Ernestine Wegner gestorben, wie jene in der Blüthe ihrer Jugend und ihres Talentes, kaum nachdem sie ihren großen Ruf in der Künstlerwelt fest begründet hatte. Noch nicht dreißig Jahre alt, zur schmerzlichen Ueberraschung aller der zahllosen Freunde ihres Talentes, die kaum von ihrer Krankheit gehört hatten, ist Ernestine Wegner am 2. November in Wiesbaden entschlafen. Die „Gartenlaube“ hat im Jahre 1878, als Ernestine Wegner dem Berliner Wallner-Theater eine neue Glanzperiode schuf, das Portrait der Künstlerin und ihre Charakteristik aus der Feder Albert Traeger's gebracht. Heute, wo wir den frühen Tod der unvergleichlichen Soubrette beklagen, können wir ihr kaum einen treffenderen Nachruf widmen, als mit der Wiederholung der damals geschriebenen Worte Traeger's: „Ihr sprudelnder Humor, ihre liebenswürdige, keck Unbefangenheit, ihre übermüthige Laune machen sie zu einer der vorzüglichsten, unwiderstehlichsten Soubretten, aber sie ist unendlich mehr als ein weiblicher Clown oder ein Hanswurst im Unterrock. Sie hat Natur und Herz und jenes feine Gefühl, das man den künstlerischen Verstand nennen möchte; ihre jedes Hindernisses spottende Gestaltungsfähigkeit bleibt immer auf jenem Gebiete, das von den Linien der Wahrheit und der Schönheit begrenzt wird.“ Dieser ewig lachende Mund hat sich nun für immer geschlossen.

Kleiner Briefkasten.

K. F. in Hamburg. Ueber die erste Frage wird Ihnen in jeder Buchhandlung Auskunft ertheilt. Als Reuter-Verehrer wird Ihnen die Nachricht willkommen sein, daß die hiesige Verlagshandlung von C. A. Koch soeben zwei „Ergänzungsbände zu den sämmtlichen Werken von Fritz Reuter“ in zweiter Auflage herausgegeben hat. Der erste Band zeigt Ihnen Reuter als Dramatiker, indem er die Lustspiele: „Der 1. April 1856“ und „Fürst Blücher in Teterow“ enthält; der zweite Band bringt unter dem Namen „Julklapp“ eine Sammlung von Polterabendgedichten (gleichfalls in leichter dramatischer Form). Aus den meisten der hübsch erfundenen Julklapp-Gedichte lacht Reuter's prächtiger, gemüthvoller Humor, und die beiden Lustspiele sprechen vorzugsweise durch die natürliche Zeichnung der einzelnen Personen an.

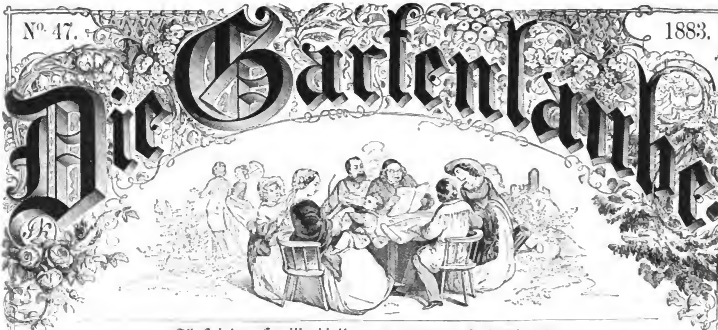
R. P. in Lausanne. Marlitt's „Haideprinzeßchen“ finden Sie im Jahrgang 1871, Nr. 31.

J. F. in Paris. Sie haben darin Recht, daß die Melodie der Marseillaise kein französisches Original ist: Rouget de l'Isle entnahm sie der „Missa solemnis“ Nr. 4 des deutschen Componisten Holzmann.

F. M. in Bremen. Nach ärztlichen Autoritäten Schwindel.

Inhalt: Glockenstimmen. Eine Bürgergeschichte aus dem 17. Jahrhundert. Von Stefanie Keyser. S. 741. — Die Pürschfahrt. S. 744. Mit Illustration von Ludwig Beckmann. S. 745. — Eine chinesische Seeräubergeschichte. Aus dem Originalberichte eines Seecapitains. S. 746. — Die Braut in Trauer. Von Ernst Wichert (Fortsetzung). S. 748. — Doctor Martin Luther. Von Emil Zittel (Schluß). S. 751. — Blätter und Blüthen: Die Taubenfütterung auf dem Marcus-Platz in Venedig. S. 754. Mit Illustration. S. 749. — Eine Locomotive. — Der Luther-Kopf zu Worms. S. 755. Mit Abbildungen. S. 752 und 753. — Vermißte. — Ernestine Wegner. — Kleiner Briefkasten. S. 756.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. · Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Glockenstimmen.

Eine Bürgergeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Von **Stefanie Keyser.**

(Fortsetzung.)

Sobald das Anschlagen der Glocke den Schluß der Betstunde verkündigt hatte, waren die Bewohner der Stadt nach dem Maienfeste hinausgezogen. Das war ein lustiger Ort. An der einen Seite begrenzte ihn der gräfliche Ziergarten mit seinen Taxushecken, Wasserkünsten und Vogelhäusern, an der andern der rauschende klare Gerafluß. Feiner Rasen überzog den Boden, und mächtige Linden breiteten ihre jetzt mit Blüthen bedeckten Aeste schattend darüber. Am Rande des Angers waren Buden erbaut, in denen die auf dem Roste bratenden Würste mit den frischen Semmeln um die Wette lockten. Das Bier aber wurde in einem kühlen Keller geschänkt, der in den Hügel zur Seite gewölbt war.

Gar stattlich schritten die Brauherren heran. Schien auch die Sonne glühend vom Himmel, so trugen sie dennoch ihre mit kostbarem Marderfelle verbrämten Mäntel auf den Schultern, ihre Frauen die schweren ganz güldnen Hauben auf den gravitätisch aufgerichteten Köpfen: denn Hoffahrt muß Gezwang leiden. Die ehrbaren Meister nahten, und der Stolz des vollbürtigen Bürgers blähte sich in den Falten ihrer Sonntagsröcke von feinem Tuche, mit Borten besetzt, und raschelte in den bolzgerade getragenen schwarzseidenen Pfauenschweifhauben ihrer Ehegesponsinnen. Selbst der Bürgermeister Feldhans fand sich ein, schwarz gekleidet, wie es den Rathsmannen zukam, und an Hals und Händen mit mächtigen weißen Ueberschlägen geziert. Er hatte die Hand in die Seite auf den Griff des Degens gestützt und grüßte mit dem runden Haupte leutselig nach allen Seiten. Respectvoll einen Schritt hinter ihm wandelte der Rathskämmerer. In langen Reihen sich führend, trippelten die sittsamen Töchter der Stadt heran, wohl beschaut von den Junggesellen, deren bunte Bandrosetten an Wämsern und Beinkleidern mit ihren Gesichtern wetteiferten in Rundung und Farbenpracht.

Unter einer Linde ballten sich die Jungfern zusammen, um das Biergewölbe schaarten sich die Junggesellen. Dann hielten die hoffnungsvollen Sprößlinge der Stadt ihren Umzug mit den geschmückten Maien. An ihrer Spitze wurde ein schneeweißes Lämmlein, mit Blumen und Bändern verziert, geführt. Der Brauch mochte aus uralter Heidenzeit stammen und der letzte Rest eines Opferfestes im Frühling sein.

In den Aesten der größten Linde war ein hölzerner Pfeiferstuhl errichtet, und darauf sammelten sich die Spielleute: der Stadtpfeifer mit der Zinke, der bucklige Zunftpauker, ein Fiedler und ein Trompeter, der von kaiserlichem Kriegsvolke während einer Einlagerung in Thüringen zurückgeblieben war. Von seiner Feldtrompete flatterte noch das verblichene Fähnlein mit dem eingestickten Adler. Mit einem Walzer huben sie den Tanz an. Bald wiegten sich die jungen Paare auf dem weichen Rasenteppiche im schleifenden Tanzschritte, derweilen die Linden dufteten, die Finken und Grasmücken in ihren Zweigen schmetterten, und die goldnen Sonnenstrahlen, durch das Gezweig in tausend Lichter gebrochen, auf dem lustigen Reigen spielten.

Erst als der Tanz vorüber war, erschien Johanne. Es entstand unter den Männern und jungen Gesellen ein wohlgefälliges Räuspern, als sie vorüber klappte; aber sie schaute nicht rechts und nicht links, wie für eine sittsame Jungfer sich ziemte.

Alsbald steuerte Fischer breitspurig auf sie los. Er zog sie zu einem Zweitritt auf. Sie verstauchte sich gebührlich und flog dann mit ihm in festem Schritte unter den Linden dahin, daß ihr weiter Rock gleich einem Rädlein sie umkreiste.

Da, wo die Gera unter dunklen Ulmen rauschte, stand Hermann und schaute herüber. Wohl zuckte auch in seinen jungen Füßen die Tanzlust auf; aber mit Hannchen durfte er keinen Reigen wagen, sie schwenkte sich nur mit Ihresgleichen, und unter den Mädchen seines Standes hatte er keine Bekanntschaft — auch kein Gelüst nach ihnen. Er sah es gar nicht, daß jetzt des Schneiders Mädchen an ihm vorüber strich und seine hübsche schlanke Gestalt musterte. Sein Auge folgte Hannchen, wie sie an der Hand ihres Tänzers ehrbar zu ihrem Platze zurückkehrte, dann aber sich abwandte und in die blühenden Linden hinauflugte, aus denen das Gesumme der Bienen tönte, und er sagte sich lächelnd: jetzt freut sie sich darüber, daß unsere Bienen so reichliche Honigtracht haben. Er wußte selbst nicht, warum ihm so wohl wurde bei dem Gedanken, daß sie lieber an das Bienenhäuschen im Garten beim Wasserthurme dachte, als an die reichen Bürgersöhne.

Jetzt hub die Musik zum Schmoller an. Wieder stolzirte Nicolaus auf Johanne zu; aber diese sprach den Vetter Rathsbrunnenmeister um einen Tanz an. Der würdige Mann legte seinen Mantel ab und, die Arme in die Seite gestemmt, trutzig gegen einander lanzend, sausten sie dahin.

Nicolaus aber blieb vor der Barbara Brotkorbin stehen, die sich ihm in den Weg schob. Er glühte wie ein Zinshahn, und da er sich über die Henningin ärgerte, warf er den Musikanten eine Handvoll Batzen zu, schrie: „Lustig!“ und bestellte den Capriolentanz. Das war ein alter wilder Hupfauf, darin ein

Tänzer sich zeigen konnte. Und Herr Fischer zeigte sich. Er drehte sich und riß Barbara an den Armen, daß die Frauen sich wunderten, da ihr derselbige im Gelenk blieb, hob sie in die Luft, daß Alle ihrer Noth sich herzlich erbarmten, und trieb sie im Kreise um gleich einem Bären. Endlich kam er in's Stolpern und riß seine Tänzerin mit nieder, daß sie wie ein Häuflein braunen und blauen Tuches dalagen.

Die Zuschauer lachten und halfen beiden nach altem Brauch. Barbara wurde an die Gera geführt und ihr die blutrünstige Stirn abgewaschen, und Nicolaus in den Keller, wo er einen Krug Weizenbier auf den Schrecken trank. Darauf zog er zu neuen Thaten aus. Diesmal ließ er sich nicht beirren, er pustete auf Johannen zu. Sie wollte ihm ausweichen; aber er zog sie in den Kreis und hieß die Spielleute anheben.

Doch im selben Augenblick war Hermann auf dem Plan. „Laß unsere Hanne in Ruh!" rief er und stieß Fischer zurück, indem er vor das junge Mädchen trat.

„Wer hat sich schon mit Dir gedutzt?" schrie Fischer und suchte das Gleichgewicht wieder zu gewinnen. „Du hast mich zu ihrzen."

„Wir haben auf derselben Schulbank gesessen," antwortete Hermann, „ich der Oberste, Du der Unterste, und Schulkumpane nennen sich Du in Arnstadt."

„Er hat Recht," riefen die jungen Burschen, deren grobe Röcke und schmale Bänderbesätze die armen Schutzbürger bezeichneten, und schaarten sich um Hermann.

„Ich verlange einen Capriolentanz mit der Jungfer Henningin," schnaubte Fischer, um den die Söhne der großen Bürger sich sammelten.

„Sie verweigert ihn Dir, weil Du wohl bezecht bist, derohalb unziemliche Sprünge machst und der Jungfer Brotkorbin die Haube abgerissen hast," entgegnete Hermann.

„Bist Du ihr Vormund?" brüllte Fischer. „Du bist der Lumpenvogt in der Papiermühle."

Die Brauherrensöhne stimmten ein wieherndes Gelächter an. Doch im nächsten Augenblick taumelte Fischer zurück. Hermann hatte mit der geballten Faust einen Schlag auf den schimpfenden Mund geführt, daß das Blut danach sprang.

„Haut den Habenichts nieder!" schrieen Fischer's Gefreunde und drangen auf Hermann ein.

Aber die Schutzbürger waren auch nicht faul. „Wartet, Ihr aufgeblasenen Faucher! Euch soll der Pust vergehen!" riefen sie. Und nun hieben Alle mit Fäusten und Bierkrügen los. Denn Faucher war der Spitzname für die großen Bürger, der sie allezeit für Wuth sinnlos machte. Kreischend stiegen die Frauen auf Tisch und Bänke, sich zu retten und zu schauen so viel als möglich war.

„Spielt den Großvatertanz auf!" riefen sie den Stadtpfeifern zu. „Vielleicht löst die Tanzlust die Rotte auf."

Aber den Feldtrompeter erfaßte die alte Streitlust. Er blies eine kriegerische Fanfare, und der bucklige Zunftpauker schlug schadenfroh dazwischen. Der Rathskämmerer bestieg den Pfeiferstuhl und schrie: „Kund und zu wissen Jedermann: wer ein Zetergeschrei macht, soll zwei Mark Strafe geben und vierzehn Tage Gewahrsam hinter dem Rathsgitter halten." Es half nichts. Da winkte der Bürgermeister die Schaarwächter herbei, daß sie mit ihren langen Spießen Ruhe stifteten. Diese vollbrachten ihre Aufgabe nach historischen Ueberlieferungen: sie trieben die schreienden Weiber zu Paaren, auf daß der preislichen Justiz ihr Recht geschah; aber das Mannsvolk ließen sie ungeschoren, denn daß selbiges am Schlusse jedes Festes sich prügelte, war ohnverrücktes Herkommen und durfte nichts daran geändert werden.

Und mitten im Gewühl arbeitete Hermann, seiner Angreifer sich zu erwehren; denn ihn umdrängte eine ganze Schaar reicher Bürgersöhne. An die Linde gelehnt, ein Tischbein als Waffe, mähte er nieder, was auf ihn eindrang. Johanne wand die Hände — er sah es nicht. Sie rief — ihre Stimme verklang im Getöse. Jetzt hatten ihn drei umstrickt; nur mühselig rang er noch gegen die Uebermacht.

Da hallten plötzlich die Klänge der großen Glocke von der Liebfrauenkirche dazwischen; in mächtigen Schlägen durchschnitten sie die Luft.

„Wetterläuten! ein Ungewitter ist im Anzug!" schrie die Menge.

„Hinter dem Walpurgisholz steht es pechschwarz!" riefen Diejenigen, welche den Hügelrand erstiegen hatten.

Die Spielleute packten ihre Instrumente auf und zogen ab; beim Wetterläuten wurde jede Lustbarkeit eingestellt. In die Stille, welche eintrat, grollte der ferne Donner und mischte sich mit den Glockenschlägen. Alles stürmte nach Haus.

„Lauft, daß wir zum Beten kommen, und die Gewitternoth durch die allgemeine Bitte abgewendet wird, wie der Weckruf der Glocke will," schrieen Gefreunde und Verwandte einander zu.

„Liebe Nachbarn," mahnte der Rathsbrunnenmeister, „gehet geruhig heim. Das Läuten hilft vornehmlich durch den Luftzug die Gefahr abwehren, indem hierdurch die Wolken einen andern Weg fahren."

„Ihr seid ein Schwarmgeist und Neuerer," keifte die Schmidtin. „Wollet gar den Wolken den Weg vorschreiben. Sehet lieber darauf, daß Eure nächsten Verwandten den rechten Pfad wandeln." Ein Wirbelwind, der in die Schwüle hineinfuhr, drehte sie herum. Sie schnappte nach Luft, wischte sich den Staub aus den Augen und stürmte fürbaß.

Hermann war seiner Angreifer ledig geworden, als der Ruf der Glocke erschallte. Er rückte seinen zerrissenen Rock zurecht und sah sich nach Hannchen um. Sie ging allein auf einem Seitenpfade dem Thore zu mit ihrem festen gleichmäßigen Schritt, der durch die gluthathmenden Windstöße sich nicht beirren ließ. Ueber das schwarze Häubchen, das alle Bürgertöchter trugen, hatte sie ihr Nastüchlein gebunden. Da er sie einholte, wandte sie sich um und sah ihn unter den zusammengezogenen Brauen zornig an wie eine Mutter, welche nach der Ruthe greift.

„Was hat es nun geholfen, daß ich Dir Vernunft gepredigt habe?" schalt sie mit scharfer Stimme. „Du hast Deinen rothen Kopf aufgesetzt und mit Nikel angebunden, sobald die Gelegenheit sich fand."

Hermann vermeinte, der liebe Gott habe ihn mit Taubheit geschlagen. Er hatte doch einen Dank von ihr verdient. „Sollte ich Dich dem Trunkenbold überlassen? Fischer konnte auf keinem Bein mehr stehen. Wie hat er der Barbara Brotkorbin mitgespielt!"

„Was will das Ungeschick, das Bärbchen betroffen hat, besagen?" erwiderte sie verdrießlich. „Es sind schon Viele auf die Nase gefallen. Welch üblen Handel hast Du uns dagegen über den Hals gerissen! Und nun ist die Muhme in die Papiermühle gerannt, wie die Wetterhexe auf den Wolken fährt. Wenn ich nur meine Vermahnung erst dahin hätte!"

„Ich will schon für Dich einstehen," suchte er sie zu beruhigen.

„Du willst mich schon wieder beschützen?" lachte sie zornig auf. „Du, dem allezeit eine Unbill widerfährt, wenn ich nicht meine Flügel über Dich halte, wie die Henne über das Küchlein!"

Jetzt richtete sich Hermann auch auf. „Ich bin kein Küchlein, ich bin ein Mann."

Sie lachte höhnisch. „Ein Mann, der ohne mich jetzunder das Benjaminlein tragen müßte!"

Eine glühende Röthe überzog seine Stirn. Der siegreiche Kampf, den er eben bestanden hatte, brauste noch in seinen Adern nach und gab ihm den Muth, gegen ihre verächtliche Behandlung sich zu wehren.

„Willst Du mir zum Vorwurf machen," entgegnete er, „daß Ihr in Eurem Hause die Weltordnung verkehrt habt? Dir ziemt, die Kinder einzuschläfern, und mir, Dich zu schützen. So ist die Mühsal auf der Welt zwischen Mann und Weib von Uranfang an getheilt worden."

Schier verblüfft blieb sie stehen und schaute ihn an. Was fiel dem Hermann ein, ihr so gegenüber zu treten? Sie war daran gewöhnt, daß er schwieg, wenn sie zankte, und daß er nachgab.

„Ich will mir schon selber helfen," sprach sie von oben herab.

„So weit es mit der Zunge geht, ja," erwiderte er, nun auch gekränkt.

Da riß dem verwöhnten erstgeborenen Kinde der Papiermühle der Geduldsfaden. „Du konntest warten, bis diese Zunge Dich rief, und brauchst Dich mir nicht allewege aufzudrängen."

Und als ein greller Blitz jetzt die dunklen Wolken durchzuckte, eilte sie flüchtig wie ein Reh durch die schmalen Straßen den Weißebach entlang der Papiermühle zu.

„Hannchen!“ rief Hermann entsetzt über ihre Worte.

Im lang hinhallenden Donner ging der Klang ihr verloren. Mit den ersten Tropfen kamen sie daheim an. Schon von weitem schallte ihnen die zeternde Stimme der Muhme entgegen, welche sogar das Wetterläuten der benachbarten Liebfrauenkirche übertönte. „Daß Gott erbarm! Das Unglück! Er hat Fischer's Nicolaus in's Gesicht geschlagen, daß ihm das Feuer aus den Augen sprang. Das läßt Der nicht auf sich sitzen. Der Hermann muß in den Thurm bei Wasser und Brod. Das hochnothpeinliche Halsgericht muß über ihn gehegt werden!“

„Warum lärmt Ihr also?“ verantwortete sich Hermann. „Sind Beulen und blaue Augen so rar in Arnstadt? Hat Fischer nicht selber die Barbara hingeworfen, daß sie blutete?“

„Die war Seinesgleichen,“ schrie die Muhme. „Da kann schon so etwas fürkommen. Aber Du und der Herr Fischer, der sich Edelgeboren schreiben darf!“

„Stellt Ihr Euch doch an, als hätte er einen Heiligenschein wegen des Bieres,“ empörte sich Hermann.

„Einen Heiligenschein hat er just nicht; aber den größten Keller in Arnstadt, was beinahe ebenso viel sagen will,“ trumpfte die Muhme ihn ab.

Jetzt lachte Hermann zornig auf.

„Du wagst noch zu lachen?“ zankte die Schmidtin. „So vergilt das gemeine Volk die Wohlthaten eines großen Bürgerhauses. Der Lump bringt die Tochter in das gemeine Geschrei und lacht sich noch in's Fäustchen.“

Hermann wurde dunkelroth. „Hütet Euch! Noch giebt es in Arnstadt einen Lästerstein, den böse Zungen tragen müssen,“ sprach er.

Der Muhme stockte die Sprache; es war, als wollten ihre runden Augen sich furchtsam verkriechen. Da sie zu neuem Redeguß tief Athem schöpfte, rollte ein Donnerschlag dazwischen.

Jetzt trat der Papiermüller heran. „Gehet nun nach Haus, Frau Muhme,“ sprach er entschieden, „und füllet fürder unsere Mühle nicht mit Geschrei. Wachet lieber, ob vielleicht der Donner in Euer Kranichhaus schlägt.“

Die Schmidtin kreischte auf. „Wie könnt Ihr den Teufel so an die Wand malen?“ Bald sah man sie in den von Herrn Henning entliehenen Stiefeln mit hoch gehobenen Röcken durch die Gewässer des Himmels, die rauschend die Straße füllten, davon steigen.

Johanne steckte an alle Truhen und Schränke die Schlüssel, wie das bei drohender Gefahr geschah, um leicht ausräumen zu können, und Frau Henningin nahm Benjaminlein aus dem Bettchen. Dann wurde es still. Herr Henning stand am Fenster und folgte dem Zickzackweg des Blitzes; er wurde weiß wie sein feinstes Papier, wenn es grell über die Mühle hinzuckte. Christel und Bastian schmiegten sich an die Mutter, und der Großvater hatte sich hinter sein Gesangbuch verschanzt, mit einem Leseglas bewaffnet, und las das Stoßseufzerlein beim Ungewitter.

Furchtlos und ungeblendet schaute Johanne in die blauen Blitze; ihrem hochgemuthen Sinn war das majestätische Rollen des Donners eine erhabene Musik. Und mit gefalteten Händen lauschte Hermann der Glockenstimme, die ihres Amtes waltete, zu verscheuchen das Schädliche.

Allgemach verhallte der Donner in der Ferne und mit ihm schwieg die Glocke. Nur der Regen plätscherte fort. Jetzt schickte der Papiermüller die Kinder hinaus, schloß die Thür und wandte sich zu Hermann und Johannen. „Ihr habt eine schöne Suppe eingebrockt; nun muß sie auch ausgegessen werden. Schweig, Hermann! Ich weiß, daß Du es gut gemeint hast; aber es war nicht wohl gethan, den Nicolaus Fischer also zu tractiren. Warum mußtest Du zuhauen bei dem Worte, das nicht weit von der Wahrheit weg fiel? Hatte ich doch gedacht, daß Du Dein Brod als Handlanger in der Mühle zeitlebens haben solltest. Und wo Papier gemacht wird, da sind Lumpen nöthig. Der Vogt, der darüber gesetzt ist, hat's nicht schlecht. Giebt es größere Thorheit, als um leichtfertiger Rede willen eine ehrliche nahrhafte Hantirung sich vergällen zu lassen? Wird nicht der Schneider mit dem Bock und der Schuster mit dem Pech gehänselt, ohne daß es ihrer Meisterwürde Abbruch thut?“

„Ihr würdet es Euch auch verbitten, so man Euch Lumpenmüller nennen wollte,“ entgegnete Hermann leise.

Herr Henning sah ihn mit maßlosem Erstaunen an. „Das kann einem großen Bürger von Arnstadt gar nicht geschehen,“ entgegnete er gelassen. „Der reiche Mann ist wider Kreuz und Leiden besser geschützt als der arme. Aber Du willst Dich uns gleichstellen, und das mußt Du Dir vergehen lassen. Hättest Du daran gedacht, daß Du ein armer Hiob bist und Fischer der reichste Mann allhier, so wärest Du nicht eifersüchtig geworden wie der Storch am Froschteich, sondern hättest Dich darein gefügt, wie Gott es einmal angeordnet hat. Auch Du, Hanne, bist so weit in den Jahren vorgerückt, daß Du Dich wie eine fürsichtige Jungfer aufführen mußt. Wärest Du mit dem Nicolaus zum Tanz gegangen, und hättest Dich mit ihm geschwenkt, so wäre ihm das Bier nicht in die Galle getreten. Statt dessen bist Du wie ein kleines Schulmädchen mit Deinem Spielgefährten zum Maienfest gegangen. Ihr seid keine Kinder mehr, und derohalb muß es ein Ende haben mit dem Kinderspiel.“

„Warum sagst Du das dem jungen Volk?“ unterbrach ihn der Alte. „Brauchen sie zu wissen, warum der Hermann den Nicolaus nicht leiden mag? Sie sind wie Nachtwandler, die man auch nicht anrufen soll; dann kommen sie ungeschädigt selbst vom spitzigen Riedthurm herunter.“

„Nein,“ entschied Herr Henning. „In Arnstadt muß Alles wohl betrachtet, beim wahren Namen genannt, geordnet und geschichtet werden wie das Papier in der Mühle: das feinste zu Gevatterbriefen und Neujahrswünschen oben in das höchste Fach, das graue Löschpapier unten auf den Fußboden. Und so ein Nachtwandler angerufen wird, wenn er den ersten Schritt aus dem Bett thut, wird er niemalen dazu kommen, auf den Riedthurm zu steigen, allwo höchstens Dohlen auszunehmen sind.“

Das junge Pärlein sah wirklich aus, als werde es von einem Traum erweckt. Das Blut stieg Hermann bis in die Schläfen; er biß sich auf die Lippen, und seine Augen flogen scheu, wie auf einer Sünde ertappt, von Einem zum Andern.

Endlich sprach er leise: „Ich bin mir keines Unrechts bewußt, und wenn ich mein Herz vielleicht mehr an Hannchen gehangen habe, als solch einem armen Jungen zukommt, so bin ich ihr doch nie mit einem Wort oder Blick, ja, Gott weiß es! nicht einmal mit einem Gedanken zu nahe getreten.“ Er sah mit einem scheuen Blick nach ihr hinüber. Aber sie stand abgewandt mit glühenden Wangen.

Herr Henning fuhr unbeirrt fort: „Wozu die Zeit verlieren mit ohnnützem Geschwätz, da wir handeln müssen? Fischer wird klagbar werden. Im mindesten Falle wirst Du zur Pön in das Trillerhäuschen gesteckt und von der Schuljugend herumgedreht, bis Dir Hören und Sehen vergeht. Dann bist Du schimpfiret, nicht durch die ehrliche Hantirung mit Lumpen.“

„Ihr braucht ja nur zu sagen,“ erwiderte Hermann in bittendem Tone, „daß ich in der Nothwehr gehandelt habe, um Euer Kind vor Verunglimpfung zu schützen.“

„Soll der Name einer bisher tugendbelobten Jungfer vor den Gerichtsbänken herumgeschleppt werden? Soll ein Mensch wie der Büttel, der nur unter der Dachtraufe gehen darf, über meine reine Schwelle schreiten, Dich vorzuladen?“ fragte der Papiermüller streng.

Frau Henningin drehte empfindlich ihren steifen Haubenkopf hin und her. „Soll ich in den Metzgerläden und Backhäusern Stichelreden hören und beim Kirchgang mich von der Seite anschauen lassen, dieweil ich so wenig Zucht in meinem Hause hielte? Die Muhme Schmidtin meint dasselbige auch.“

Hermann hatte mit steigender Angst die Reden verfolgt. Jetzt wurde er leichenblaß. „Ich soll fort — in's Elend,“ sagte er tonlos.

Henning nickte. „Ja, fort mußt Du, aber die Zeiten sind vorbei, da die Fremde das Elend hieß. Du kannst nach Gehren gehen, wo am Eisenhammer tüchtige Arbeiter gebraucht werden, oder nach Gotha, wo der fromme Herzog Ernst sein neues Schloß, den Friedenstein, baut. Aber Du mußt wandern, ehe die Leute hier zur Besinnung gekommen sind. Gott sei Dank, daß es regnet wie in der Sündfluth. Da sitzen wir sicher vor Einspruch, Gezänk und Klatsch. In der Nacht schläft die Stadt ihren Rausch aus, und morgen kannst Du über alle Berge sein.“

Es war, als knicke die schlanke Gestalt des jungen Gesellen unter den Worten zusammen. Auch Johanne erschrak. Daß der Handel so übel für ihn verlaufen werde, hatte sie doch nicht er-

wartet. Ihr Blick glitt seitwärts nach ihm hinüber. Sie sah, wie er gänzlich darniedergeschmettert war. Nun wird er inne, wie weit er kommt, wenn ich die Flügel nicht über ihn breite, dachte sie. Aber sie schützte ihn diesmal nicht. Ihre sonst stets hülfsbereite Thatkraft war in Banden gelegt durch ihren verletzten Mädchenstolz. Ihr spröder jungfräulicher Sinn empörte sich gegen die Vorstellung, daß ihre Zuneigung zu Hermann, die sie voll Selbstgefühl das Mitleiden ihres großmüthigen Herzens nannte, anders ausgedeutet wurde. Und jache Naturen wehren sich gegen Mißbehagen und Schmerzen, indem sie sich in das kräftigere Gefühl des Zornes retten.

„Das hast Du nun davon! Dir geschieht ganz recht!" rief sie mit glühendem Antlitze und eilte hastig hinaus.

Ihr Vater sah ihr gelassen nach und fuhr fort: „Dein Gewandzeug wird meine Frau Eheliebste beschicken; der Nachbar Thorwart soll in dieser Nacht bereit sein, das Pförtlein zu öffnen; und hier heißt es, Du seist in die Welt gegangen, Dein Glück zu versuchen."

„Mein Glück?" flüsterte Hermann bitter.

„Entscheide Dich!" schloß der Papiermüller. „Soll ich Dich mit einem Zeugniß an den Hüttenmeister nach Gehren empfehlen? oder mit einem Zehrpfennig gen Gotha entlassen?"

(Fortsetzung folgt.)



Zehntausend Meilen durch den Großen Westen der Vereinigten Staaten.*

Von Udo Brachvogel. Mit Illustrationen von Rudolf Cronau.

V.

Das Rückgrat des nordamerikanischen Continents. — Pacificbahn-Städte. — Allerlei Felsengebirgsvolk. — Das Mormonenreich von heute. — Am Grabe Brigham Young's.

Man hat die Rocky Mountains die Wirbelsäule des nordamerikanischen Continents genannt. Und ein solches Erdtheilsrückgrat sind sie in der That.

In einer eigenthümlichen Nebeneinander- und Uebereinanderfügung von Hochplateau- und Hochgebirgsformationen bedeckt das eigentliche Felsengebirgsgebiet die Territorien von Montana, Ost-Idaho, Wyoming, Colorado, Ost-Utah, Ost-Arizona und Neu-Mexico — Alles in Allem ein 650,000 englische Quadratmeilen messendes Areal. Viele der Naturwunder, welche in diesen Bergen das Auge des Beschauers entzücken, haben wir schon in unsern frühern Schilderungen kennen gelernt; heute führt uns der Maler eine zerklüftete Felsenlandschaft vor, die zu den großartigen Ansichten des Yellowstoneparks den grellsten Gegensatz bildet. In solche Gegenden sind die ersten Einwanderer gedrungen, und auf Grund ihrer Berichte hielt man das ganze Felsengebirge wohl mit Unrecht für ein ödes, unfruchtbares Gebiet. Interessanter jedoch als die Schilderung dieser hier und dort wiederkehrenden endlosen Reihen kahlaufragender Felsen ist die Geschichte der Bevölkerung dieses Landstriches, deren Anfang und Ende auf der obenstehenden Vignette sinnreich angedeutet wird.

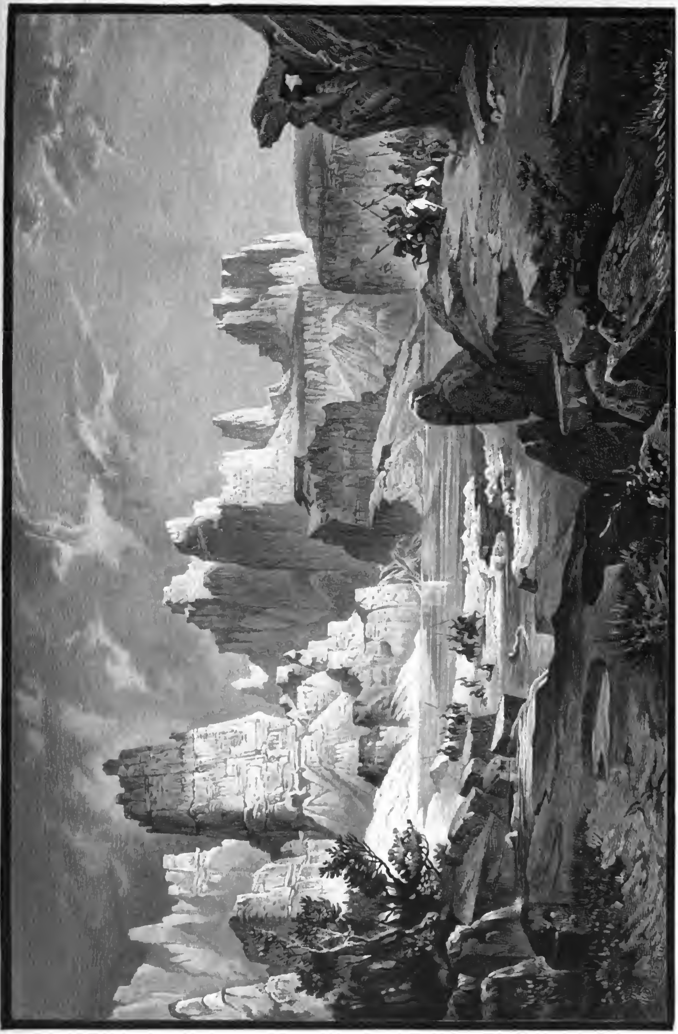
Einst war der Indianer der ausschließliche Gebieter dieser weiten Länderstrecken, und die Pioniere der Cultur, die sich in diese Wildniß hineinwagten, mußten mit der Waffe in der Hand ihr dürftiges Dasein sichern. Ihnen folgten dann die Anhänger des wunderlichen Mormonenheiligen Brigham Young, und schließlich erschien der Culturträger Dampf in jenen Einöden.

Die seitdem erfolgte völlige Umgestaltung in den Bevölkerungsverhältnissen des Felsengebirgswestens gehört zu jenen Entwickelungsmirakeln, wie sie nur Amerika kennt, und die man bei der Rapidität, mit der sie sich — in diesem Falle buchstäblich auf den Flügeln des Dampfes! — vollziehen, selbst hier unmöglich mehr lange wird beobachten können. Es lohnt sich daher wohl der Mühe, einen Blick auf diese junge Felsengebirgsbevölkerung und die eigenartig-ursprüngliche Civilisation zu werfen, in welcher sich hier eine regelrechte Zukunftscultur vorbereitet, wie sie selbst der größte Rocky Mountains-Enthusiast sich vor zehn Jahren noch nicht hätte träumen lassen.

Bret Harte hat in seinen californischen Goldgräbergeschichten mit der ganzen poetischen und charakterisirenden Kraft des Culturnovellisten von Gottes Gnaden blutsverwandte, in den nämlichen Grundbedingungen wurzelnde Erscheinungen geschildert. Schade nur, daß, als dieser amerikanische Poesiegoldfinder noch selbst Californier war, von der auf die Goldinvasion des fernsten Westens so bald folgenden Dampferoberung desselben noch keine Rede war; er wäre sonst der Welt neben seinen mustergültigen Schilderungen der Goldlager und Minenplätze sicherlich nicht die verwandte Meisterschilderung des für das Werden des Großen Westens ebenso typischen Pioniergemeinwesens der jungen Eisenbahnstadt schuldig geblieben.

Schon bei dem Bau der ersten Pacificbahnen in den sechsziger Jahren waren diese Eisenbahnstädte der Prairien und Felsengebirge eine Erscheinung, denen noch jetzt in den Namen Julesburg, Sydney, Rawlins und namentlich demjenigen von Promontory Point eine Art legendenhaften Interesses anhaftet. Gestern „an der Front" des in die Wildniß hineingeschobenen Bahnbaues, Heer- und Kriegslagern gleich, aus der Erde gesprungen, hatten sie heute eine Bevölkerung von Tausenden mit dem zügellosen Treiben von Zehntausenden, um schon morgen ihre Schuldigkeit als zeitweilige Bahnendpunkte gethan zu haben, und übermorgen nach kurzem Todeskampf für immer zu verschwinden.

* Unter Meilen sind in diesen Artikeln stets englische Meilen verstanden, von denen 4⁶/₁₀ auf die deutsche Meile gehen.



Nur in wenigen Ausnahmefällen sind gerade aus ihnen dauernde Städte geworden, welche zur Erreichung dieses würdigen Zieles sich dann jedesmal noch durch eine zweite Jugend und einen zweiten Gährungsproceß hindurch zu arbeiten hatten.

Um diese Vielseitigkeit und das sonstige Wesen einer derartigen Pacificbahnstadt auf den ersten Blick würdigen und verstehen zu lernen, ist es wünschenswerth, daß man daselbst Abends oder zur Nachtzeit ankomme. Während die Zelte und Plankenbaulichkeiten des eigentlichen Hauptquartiers mit den Bureaux und Wohnungen des Ingenieur- und Beamtenstabes gewissermaßen seitab in feierabendlichem, discretem Dunkel liegen, strahlt das Uebrige der bretternen und leinwandenen Eintagsstadt in einer Beleuchtung, welche den ganzen marktschreierischen Glanz einer nächtlichen Meßscene heraufbeschwört. Damit aber auch der von einer solchen unzertrennliche Lärm nicht fehle, tönt aus jeder dritten weitgeöffneten Thür Musik, zu deren aufdringlichen Weisen die in dem Vortrab einer nagelneuen Cultur hierher verschlagenen schwieligen Arbeiter und Träger dieser Cultur ihrem Bedürfniß, den in ungewöhnlicher Weise gemachten Erwerb auch in ungewöhnlicher Weise wieder an den Mann, beziehungsweise die Frau zu bringen, die vollsten Ziegel schießen lassen. Trink-, Spiel- und Tanzhäuser reihen sich an Tanz-, Spiel- und Trinkhäuser, mit Ausnahme jener Etablissements, die alle diese erlesenen Bestimmungen in einer und derselben Zelt- oder Holzumwandung vereinigen. In allen aber halten die männlichen Geier und weiblichen Ratten des Ueberland-Bahnbaues ähnliche Ernten, wie ihre allerdings noch auf ergiebigeren Feldern hausenden Vettern und Cousinen der Goldlager und sonstigen Baracken-Gemeinwesen fernstwestlicher Edelmetall-Regionen.

Sehr manierlich und geordnet geht es in diesen Tempeln des auf die Prairien und in das Weichbild der Felsengebirge hinausgeschobenen großstädtischen Nachttreibens freilich nicht zu. Es ist sogar nichts Ungewöhnliches, daß dabei gelegentlich der Revolver ein Wort mitspricht, wiewohl das lange nicht so häufig der Fall ist, wie man im Osten der Vereinigten Staaten oder gar in Europa anzunehmen geneigt ist. Um so stehendere Regel ist es dafür, daß es immer erst die sieghafte Frühsonne in eigenster Glanzmajestät ist, welche die grellen Lichter dieser Vergnügungstempel auslöscht und die primitiven Bretterverschläge und Zeltgefüge derselben auch ihrer letzten Tempelglorien entkleidet. Diese Gründlichkeit, diese Ausdauer im Genießen, namentlich am Spieltisch, erklären sich leicht genug. Abgelebtheit und schnell wieder in ihre alte Erschöpfung zurückfallende Uebersättigung haben mit der wilden Jagd nach tollster und derbster Zerstreuung, die hier auf der scheinbaren Grenze alles dessen, was man Leben und Lebensgenuß nennen möchte, souverain herrscht, noch nichts zu thun. Maß und Ziel sind diesen Grenzlebemännern ebenso unbekannte Dinge, wie ein Faro-Verbot, wie eine städtische Polizeistunde oder ein Gesetz der Sonntagsheiligung.

Und das ist nicht nur „an der Front" entstehender Pacificbahnen, sondern in dem ganzen ungeheuren Gebiet so, welches wir den fernen Westen nennen, und das man sich merkwürdiger Weise nicht nur in Europa, sondern auch, allen officiellen Censusaufnahmen zum Trotz, in der östlichen Union selbst noch immer als eine menschenleere, höchstens von Indianern durchschwärmte Riesenwildniß vorstellt. Dünne, äußerst dünne gesät ist freilich diese junge weiße Bevölkerung der Plains, der Felsengebirge und des hinter ihnen liegenden großen continentalen Binnenbeckens in diesem Augenblick freilich noch. Aber ebenso ist es auch in diesem Augenblick bereits eine Thatsache, daß man die Angehörigen dieser dünn gesäten Bevölkerung überall antrifft, daß dieselben über die ganze Ausdehnung dieser endlosen Bodenfläche unter einander und dadurch auch mit der großen Außenwelt im regsten Verkehr, in der unabtässigsten Beziehung stehen.

Und doch, wie so ganz anders, als die große Welt da draußen, wie bunt und malerisch in ihrer Art, und wie charakteristisch zugleich ist diese ganze Menschheit der Hochsteppen und der Berge des Großen Westens! Eine kurze Aufzählung ihrer Hauptgestalten mag genügen, das oben in wenigen Strichen hingeworfene Bild der Eisenbahnstadt-Bevölkerung zu vervollständigen.

Von dem berittenen „Cow boy" — das Wort muß bei der absoluten Unmöglichkeit einer wörtlichen Verdeutschung in „Kuhjunge" unübersetzt bleiben — war schon gelegentlich der Viehheerden Montanas die Rede. Aber wie originell er und gleich ihm sein Berufsgenosse von Wyoming, Colorado, Neu-Mexico und Texas auch in seinem prahlerisch-malerischen Aufzuge sei, ein sehr würdiges und empfehlenswerthes Product der jungen Felsengebirgscivilisation ist er gerade nicht. Neben dem Postkutschen- und Straßenräuber, der hier den beschönigenden Namen „Heerstraßenagent" („Road agent") führt, gilt er in seiner bewährten Neigung zur brutalsten Gewaltthätigkeit für den einzig anrüchigen unter den mehr oder minder rauh gearteten Charakteren dieser Civilisation. Der „Miner", der diesem auf der Suche nach Edelmetalllagern vorangehende „Prospector", der den Farmer und Heerdenzüchter in sich vereinigende „Ranchman", der Postwagenkutscher, der Felsengebirgspolitiker, der Jäger und der „Trapper", das sind Leute besserer Art; mit ihnen Allen ist leicht auf guten Fuß zu kommen und, wenn nicht der gerade hier besonders mächtige Genius des Alkohol allerlei Mißverständnisse anrichtet, auch darauf zu bleiben.

Selbst der meist äußerst vierschrötige und neben seinen Flaschen auch mit dem Revolver höchst fixe Schänke der primitiven Trinkstube, ja selbst der unter dem nämlichen Dache hausende professionelle Spieler sind davon nicht ausgenommen. Sie Alle leben nicht umsonst mit einer unbegrenzten Natur in steter Berührung, und neben ihrer wilden Art besitzen sie auch die erquicklicheren Eigenschaften offenherziger und offenhändiger Naturmenschen. Es ist durchaus bezeichnend für sie, daß sie nicht nur einen meist ausgezeichneten Revolver in der Hüftentasche führen, sondern auch werthvolle Uhren tragen, deren schwere, echte Ketten mit gediegenen Gehängen sie weit sichtbar zur Schau stellen.

Im Uebrigen sind sie keine Dandies in ihrer äußeren Erscheinung, deren Hauptzüge das farbige Wollenhemd, der breitkrämpige Schlapphut und die hohen Stiefel bilden, und in ihrer Sprache sind sie noch weniger wählerisch. Aber sie werden mit einem ihrer Gewohnheitsflüche auf den Lippen auch auf Brautwerbung gehen, oder einem Nebenmenschen mit Gefahr des eigenen Halses das Leben retten, ja wohl gar zu einer doppelten Dosis dieses kräftigen Sprachgewürzes greifen, wenn der Gerettete sich nachträglich eines mehr als wünschenswerth wortreichen Dankergusses schuldig machen sollte. Sie sind nun einmal so, diese „Menschen da draußen", rauh, ungestüm und leidenschaftlich, und die sechsläufige Taschenwehr thut unter ihnen beim Branntwein und am Spieltisch gar manches vorschnelle und bei der allgemeinen Sicherheit in ihrer Handhabung nur zu oft nie wieder gut zu machende Werk.

Eine Welt für sich in der Bevölkerung und der Pioniercivilisation des Felsengebirgswestens bildet das Mormonenreich am großen Salzsee. Von ihm, seiner Hauptstadt, seinem Gründer-propheten und seiner durch ein Wunderwerk künstlicher Bewässerung in's Leben gerufenen Ackerbau-Oase am Ostrande der Riesenwüste des großen continentalen Binnenbeckens weiß die Welt seit Jahren. Aber das Reich und die Hauptstadt sind heute nicht mehr das, was sie unter der Leitung des Propheten waren. Mit dem Tode Brigham Young's hat auch das neue Juda jenseits der Felsengebirge seinen Tod bekommen. Als der in seiner Art so gewaltige, ja geradezu einzige Mann im Frühjahre 1877 gebrochenen Herzens über das Eindringen der Außenwelt in seine kirchlich-autokratische Sonderschöpfung starb, hat das Mormonenthum nicht nur den Kopf, es hat auch den lebendigen Theil seines Inhalts verloren. Aus der Garten- und Tempelidylle von Salt-Lake-City aber, die noch vor zehn Jahren keine Straßenbeleuchtung kannte, und in der man Wein und Branntwein nur in der Apotheke und um Apothekerpreise kaufen konnte, ist eine lärmende Felsengebirgsstadt geworden mit elektrischen Lichtern, Spielhäusern, Trinkstuben, Tingeltangels und allen sonstigen Tummelplätzen echtesten Heidenthums. Die Erschließung reicher Edelmetallminen und der Dampf haben auch hier ihre den ganzen Großen Westen revolutionirende Rolle mit stets wachsendem Ungestüme gespielt, die Regierung der Vereinigten Staaten hat gleichfalls mit immer fühlbarerem Nachdrucke ihre Hand auf das einen Staat im Staate anstrebende Gemeinwesen gelegt, und die Tage dieser ursprünglichen „Heiligenwirthschaft vom jüngsten Tage", welche der neue Moses im Jahre 1847 auf damals noch mexicanischem Boden für immer zu begründen vermeinte, sind gezählt. Es ist in erster Reihe nur noch die Gewohnheit — die allmächtige Gewohnheit und die äußerliche Prosperität, was den merkwürdigen Bau zusammenhält. Diese äußerliche Prosperität freilich fällt in Ansehung der Stätte, an welcher, und der Mittel,

mit denen sie erzielt wurde, schwerer und bedeutsamer in's Gewicht, als an irgend einer andern Stelle, über welcher das Unionsbanner weht, oder der Welt überhaupt. In dieser dem Boden einer Wüstenei abgerungenen Garten- und Ackerwelt ist der große versöhnende Zug und das dauernde Verdienst des Mormonenthums zu erblicken. Sie zeigt daher auch keine Spuren des Verfalls, wie sie von keinem Wechsel, der von außen kommen mag, bedroht ist. Und wie sie die eigentlichste Schöpfung Brigham Young's ist, der den umliegenden Hochalpen des Wahsatch-Gebirges ihre Quellen zur Befruchtung seines ländlichen Königreichs nahm, so sichert sie in ihrer Dauerbarkeit auch ihrem Schöpfer, weit über seinen pontificalen Humbug, den Vielweiberei-Unfug und die mannigfachen autokratischen Gewaltthaten, welche vor der Hand noch das Bild dieser machtvollen Persönlichkeit entstellen, einen dauernden Platz in der Geschichte der Volksführer und Ländergründer.

Wie es zu Lebzeiten Brigham Young's das selbstverständliche Verlangen jedes Besuchers des mormonischen Roms war, den Papst dieses Roms von Angesicht zu Angesicht zu schauen, so wird es jetzt kaum ein Fremder unterlassen, wenigstens das Grab des todten Propheten aufzusuchen. Es liegt im Norden der Stadt auf der von dem einstigen Young'schen Privatbesitz an Häusern und Grundstücken bedeckten Erhebung, zu der ihr Weichbild hier ansteigt. Im Osten ragt die Wahsatch-Kette, die hier den westlichsten Zug der Rocky-Mountains bildet, in gewaltiger Nacktheit empor. Gen Westen dehnt sich das Hochthal des Salzsees mit dem weiten Spiegel des nicht nur jenseits wieder von blauen Bergketten eingefaßten, sondern selbst von langgestreckten Felseneilanden durchsetzten Sees dahin. Nach Süden aber, unmittelbar zu Füßen des Prophetengrabes, breitet sich die jetzt über 25,000 Einwohner zählende Stadt, mit ihren rechtwinkeligen Straßen, ihren in Obstgärten verborgenen Häusern, ihrem Tempeltorso, ihren Tabernakeln und seltsam barocken öffentlichen Gebäuden aus. Es ist ein schöner, über eine ansehnliche Rundschau gebietender Platz, den sich der „Seher“ einst selbst für sich und seine Familie zur letzten Ruhestätte erwählt. Wer jedoch daselbst ein Mausoleum, oder sonst einen prächtigen, oder selbst nur würdigen Gruftbau zu finden erwartet, wird schwer und peinlich enttäuscht. Das Gefühl für Schönheit, ja nur für geziemende äußere Würde, war diesem priesterlichen Machthaber und Bauernbeherrscher ebenso wenig gegeben, wie er eine Entwickelung desselben in seinem Volk gestattete.

Ein von vier Fuß hoher Mauer umgebenes, zwei Acres großes Geviert, in dessen einer Ecke wieder ein kleineres ummauertes Quadrat von dem übrigen eher einer alten Bau- und Schuttstatt als einem Begräbnißplatz gleichenden Raum abgetrennt ist — das ist das Grab des Propheten. In dem großen Vorderraume empfängt man sogar den Eindruck der verletzendsten, brutalsten Verwahrlosung. Von Unkraut überwachsen, erheben sich an ein paar Stellen desselben unregelmäßige Kies- und Schotteranhäufungen, die eher einem Schindanger zur charakteristischen Zierde gereichen würden, und von denen man, nicht ohne von einem Schauder überrieselt zu werden, erfährt, daß darunter verschiedene — Frauen und Kinder des Propheten eingescharrt sind. Selbst das von der Straße in diesen wunderlichen Familienfriedhof führende rohe Holzthor liegt aus den Angeln gebrochen quer über dem Eingang. Tröstlicher Weise ist das einstige Haupt dieser todten Hausgemeinde von seinen Hinterbliebenen um ein Beträchtliches respectvoller behandelt worden, als er mit seinen ihm im Tode vorangegangenen Angehörigen verfahren ist. Das separate, etwa hundert Fuß im Geviert messende Mauerviereck, in dessen südöstlicher Ecke er bestattet worden, ist mit Asphaltgängen und einem unter steter Bewässerung schön grün erhaltenen Rasen ausgestattet. Das Grab selbst aber besteht aus einer kolossalen Granitplatte, die so dick und schwer ist, daß sie ihrerzeit von dreißig Maulthieren hierher geschleift werden mußte. Ein ungeschlachtes, hohes Eisengitter umgiebt sie. Daneben, ohne Einfassung und nur von einem nackten Erdhügel bedeckt, befindet sich die letzte Ruhestatt der ersten und somit nach der neuesten Mormonengesetzgebung der Unionsregierung einzig legitimen Gattin des Propheten, Mary Angel Young. Das ist die einzige unmittelbare Geleitschaft, in welcher der Mann von zweiundzwanzig Frauen und achtundsechszig ehelichen Sprößlingen hier im Tode ruht! Wohl ihm, daß man einen so wuchtigen Stein über seinen Sarg gebreitet! Könnte er ihm entsteigen und sehen, wie er im Tode wieder zum Eheherrn eines einzigen Weibes degradirt worden, seine Ruhe würde für immer dahin sein!

Die Braut in Trauer.

Erzählung von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

Daß Helene Walter sofort spreche, wollte Onkel Grün durchaus nicht zulassen. Es kam ihm offenbar darauf an, seinen Sohn erst mit dem bekannt zu machen, was inzwischen geschehen war. Nach mehreren Minuten erst kam er zurück, und Walter folgte ihm. „Du hast mich zu sprechen gewünscht, Helene,“ sagte er, „hier bin ich.“

„Ungern genug,“ fügte sie im Tone zwischen Ernst und Scherz hinzu.

„Wie Du willst,“ meinte er, „es kümmert Dich ja nicht.“

Sie musterte ihn einen Moment mit ihren vor innerer Aufregung fieberhaft glänzenden Augen und ließ ihr Blitzfeuer auf ihn sprühen. Sie schien zu denken: warte, es trifft Dich doch, was ich im Rückhalte habe — es soll treffen! „Du hast mir neulich etwas voreilig gratulirt, Vetter,“ begann sie dann, leise einsetzend, aber von Wort zu Wort die Stimme hebend. „Jetzt könnte dazu allerdings Gelegenheit werden. Herr Regierungsrath von Brendeln hat heute feierlich um meine Hand angehalten.“

Sie faßte, während sie diese Worte sprach, Walter fest in's Auge, als wolle sie sich nicht das leiseste Zucken der Lippen entgehen lassen. Wie sehr er sich auch zu beherrschen vermochte, eine plötzlich auffliegende, über Wangen und Stirn hinspringende Röthe verrieth die Wirkung auf sein Gemüth. Es klang recht gezwungen, als er dann sagte: „Das ist ja sehr erfreulich ... Also doch!“

„Ich habe mich noch nicht erklärt,“ bemerkte Helene, wieder einen forschenden Blick auf ihn werfend.

„Aber Du wirst Dich erklären,“ entgegnete der Doctor. „Ich denke, Du bist mit Dir längst einig.“

„Meinst Du?“ fragte sie rasch und herausfordernd.

„Ich nehme dies nach Deinem ganzen Verhalten an,“ bestätigte er sehr kühl.

„So! Und wenn ...“

„Nun —?“

„Mitunter trügt der Schein.“

„Den unbefangenen Beobachter selten.“

„Und für den soll ich Dich wirklich halten?“

„Ich bitte darum.“

„Du kannst Herrn von Brendeln nicht leiden, denke ich.“

„Ah —! Erlasse mir jede Meinungsäußerung über einen Mann, der wahrscheinlich morgen schon das Recht hat, sich Deinen — Bräutigam zu nennen.“

Sie preßte die Lippen auf einander. „Meinen — Bräutigam! Und das sagst Du so ...“ Der kleine Fuß trat fest mit der Spitze auf.

„Du bist sehr sonderbar, Helene. Erwartest Du vielleicht, daß ich Dir zurede, den Herrn Assessor mit Deiner Hand zu beglücken?“

Sie lachte kurz auf und wendete sich in demselben Momente auch ab, um die Thränen zu verbergen, die ihr in die Augen schossen. „Das wäre in der That die Krone Deiner Liebenswürdigkeit,“ spottete sie, sich zu einem festen Tone zwingend.

„Wenn Du aber vor einem solchen Entschlusse stehst, Leuchen,“ meinte der Onkel, dem dieses Gespräch augenscheinlich die schwerste Pein verursachte, „so begreife ich doch nicht, warum Du Dich vor einer Stunde so beeilt hast ...“

Er meinte: auf ein Erbe zu verzichten, das für eine gute Mitgift gelten könne. Aber ehe er noch ausgesprochen hatte, begriff er dies ganz gut, pausirte deshalb ein wenig und schloß mit einem sehr bezeichnenden: „Ja so —“

Helene war dieses „Ja — so —“ sehr verständlich. „Nicht wahr, Onkel,“ sagte sie, „es war durchaus nothwendig. Du siehst nun ein, daß ich gar nicht anders handeln konnte, wenn ich nicht —“ sie drehte den Schirm durch die Hand und sah dabei seitwärts zu Walter auf — „wenn ich nicht ohne Weiteres Herrn von Brendeln einen Korb geben wollte.“

Der Doctor ließ diese Seitenbemerkung ganz ohne Erwiderung. Das ärgerte sie augenscheinlich. Sie kehrte ihm mit kurzer Wendung auf dem spitzen Absatze den Rücken zu und reichte dem alten Herrn die Hand. „Ich komme also gegen Abend, die Urkunde abzuholen, Onkel Benjamin,“ sagte sie. „Lebe wohl, so lange.“

Damit ging sie, ohne es für erforderlich zu erachten, Walter einen Gruß zu schenken.

Abends noch vor sieben Uhr kam sie wieder. Der Uhrmacher hatte die Ausfertigung der Urkunde vom Notar abgeholt und machte nun gar keine Umstände weiter, sie ihr auszuhändigen. Wahrscheinlich war zwischen Vater und Sohn verabredet, daß ihr in Allem völlig freie Hand zu lassen sei.

„Hm — hm! Wie soll ich ...?“

„Meine Zukunft muß ja bald entschieden sein. Wenn ich heirathe ...“

„Natürlich, wenn Du heirathest.“

„Bis dahin aber —“

„Ja, bis dahin —“

„Onkel Benjamin, gerade heraus: es wird Dir nichts übrig bleiben, als mich bei Dir aufzunehmen.“

Sie sah ihn bei diesen Worten, die recht herzhaft klingen sollten, aber zitternd genug herauskamen, bittend an, streichelte auch seine Schulter. Erfreulich war ihm aber sicherlich nicht, was er da hörte. Ihr Anliegen schien ihn völlig zu überraschen und im Augenblick aus der Fassung zu bringen. „Wie ist das aber in aller Welt möglich, Kind!“ rief er und riß die Augen weit auf.

„Es muß doch möglich sein, Onkel Benjamin,“ meinte sie; „sage selbst —“

„Ja, muß — muß!“ eiferte er. „Hat sich was zu müssen. Es geht doch nicht.“



Salt-Lake-City, die Hauptstadt des Mormonenreiches.
Nach der Natur gezeichnet von dem Specialartisten der „Gartenlaube“ Rudolf Cronau.

Nun aber hatte sich in diesen Stunden ihre Stimmung sehr verändert: nichts mehr von dem entschlossenen und trotzigen Wesen war zu bemerken. Obgleich der Alte sich jeder Einladung enthielt, blieb sie doch nach Empfang der Urkunde in seinem Arbeitszimmer, zog das Papier mit sichtlicher Verlegenheit durch die Hand und schien nach ihrer ganzen Haltung noch etwas auf dem Herzen zu haben.

„Ich habe mir's überlegt, Onkel,“ begann sie dann, „es ist damit allein doch nicht gethan.“ Sie deutete auf das Schriftstück in ihrer Hand. „Ich kann im Hause der Frau Consul nicht länger bleiben. Brechen wir mit einander, so brechen wir vollständig.“

„Es kann wohl sein,“ meinte er ohne sonderliche Betheiligung.

„Aber dann muß ich mir ein anderes Unterkommen suchen.“

„Allerdings ... das wird geschehen müssen.“

„Ich habe Niemand, der mir in dieser schwierigen Lage Beistand leistet —“

„O! der Herr Regierungsrath von Brendeln wird sich das doch nicht nehmen lassen —“

„Onkel —! Das war nicht hübsch. Du begreifst, daß er der Letzte wäre, von dem ich eine Unterstützung irgend welcher Art annehmen dürfte. Sei mein alter, gütiger Onkel, auch jetzt mein Freund in der Noth!“

„Kannst Du's wirklich über's Herz bringen, mich abzuweisen? Das traue ich Dir doch nicht zu.“

„Aber von über's Herz bringen kann da gar nicht die Rede sein. Ich habe keinen Platz. Wo soll ich Dich lassen? Ich kann doch Deinetwegen meinen leiblichen Sohn nicht austreiben!“

„Walter —“

„Ja, Walter — natürlich Walter.“

„Du meinst, er würde mich hier nicht leiden.“ Sie senkte dabei traurig den Kopf.

„Leiden, leiden —! ich weiß nicht,“ knurrte er ärgerlich. „Aber für Euch beide ist doch kein Raum in meiner engen Wohnung.“

Sie hob den Kopf und senkte ihn wieder. „Es wäre schon, wenn .... Aber was soll nun geschehen?“

„Richte Dich verständig ein, Lenchen,“ rieth er, „trage den Verhältnissen billige Rechnung. Fliege nicht aus, bis Du ein anderes sicheres Nest hast. Was sollen denn auch die Leute davon denken? Freilich — wenn Du Dich verlobst .... angenehm wird der Aufenthalt im Hause der Frau Consul nicht sein. Aber sie ist Dir und Deinem künftigen Bräutigam äußerlich doch Rücksicht schuldig, und wenn Du ihr nun Schwarz auf Weiß beweisen kannst, daß Du von Deinem Erbrecht gar keinen Gebrauch machen willst, daß Du von ihnen nicht das mindeste forderst —“

Kleine Bilder aus der Gegenwart.

Nr. 8. Aus der Welt der Reclame.

Das war ein eigenthümliches Bild, welches die Herbstabende während der letzten Leipziger Messe uns boten. Vergangenheit und Gegenwart standen da hart an einander, und zwar die eine der andern nicht besonders freundlich, sondern sogar feindlich gesinnt. Sie waren sehr eigenthümlich, diese Vergangenheit und diese Gegenwart, denn beide erschienen auf dem Meßplatze zwar mit originellen, aber nicht besonders bedeutenden Vertretern.

Der Leser folge uns nur in jenen Stadttheil Leipzigs, wo einst der Moritz-Damm zu sehen war, und wo heute am Ende der Petersstraße sich der Königsplatz neben dem Obstmarkte erstreckt. Dort wiederholt sich zu jeder Messe ein buntes Treiben, auf welches der runde Thurm der ehrwürdigen Pleißenburg schon so oft seit Jahrhunderten herniedergeschaut hat.

Ein Budenmeer breitet sich hier vor unseren Augen aus, ein Budenmeer, gegen welches allsonntäglich und allabendlich ein Menschenmeer fluthet. Es sind keine Händler, die hier vorwiegend ihre Waaren feilbieten, und auch keine Kauflustigen, die hierher aus Stadt und Dorf zusammenströmen. Wir haben die bekannten Schaubuden vor uns. Was diese mittelalterlichen Ueberreste werth sind, das wissen Alle nur zu gut, und die jüngere Generation kann sich beeilen, diese „Fischweiber", „dreibeinigen Ochsen" und „Kasperle-Theater" anzusehen, denn sie sind auf dem Aussterbe-Etat und werden bald, sehr bald verschwinden. Schon heute erscheinen sie stark gelichtet auf dem alten Meßplatz, denn Menagerie, Circus, Bellachini und Mellini machen ihnen starke Concurrenz und der Rath der Stadt Leipzig ist ihnen gleichfalls nicht freundlich gestimmt.

In der letzten Messe erwuchs den Budenbesitzern ein neuer Concurrent, der unbegreiflicher und unerhörter Weise das Publicum gratis unterhielt, sodaß die ehrenwerthe Zunft der fahrenden Künstler sich genöthigt sah, gegen dieses Verfahren eine Petition an den Rath der Stadt zu richten.

Am Ende der Petersstraße, auf dem Dache des Polich'schen Hauses, hat sich nämlich ein unternehmender Mann, M. Rendsburg aus Hamburg, niedergelassen, welcher das elektrische Licht in den Dienst der Reclame stellte und jeden Abend auf einer sechsunddreißig Quadratmeter großen Leinwand elektrische Nebelbilder erscheinen ließ, welche Annoncen, Firmenschilder u. dergl. darstellten. Die Idee ist allerdings nicht neu, denn in Paris und in Berlin wurden schon früher mit Hülfe des Drummond'schen Kalklichtes ähnliche Bilder dem Publicum vorgeführt, in der gewaltigen Größe, in der man sie in Leipzig beobachten konnte, sind sie jedoch, wenn wir uns nicht irren, zuerst von M. Rendsburg in Hamburg erzielt worden.

Ein Blick auf das nebenstehende Bild genügt, um die einfache Manipulation dieser modernen Reclame zu errathen. In dem hinten auf dem Dache errichteten Gebäude ist ein Apparat aufgestellt, welcher der bekannten Laterna magica nicht unähnlich ist, aber keine Petroleumlampe, sondern ein elektrisches Bogenlicht von circa 1500 Kerzen enthält. Der Reclamemacher braucht nur die Glastäfelchen, auf welchen die Annoncen sich befinden, in den Apparat einzustellen und das elektrische Licht im Verein mit den vergrößernden Linsen des Apparates besorgen das Uebrige. Der also auf der großen Leinwand elektrisch Empfohlene bezahlt die Kosten, und das Publicum soll durch diese Unterhaltung zum Kauf angespornt werden. Der „Elektriker" macht dabei das beste Geschäft, und er wird bis Ende dieses Jahres sein Licht in Leipzig leuchten lassen.



Elektrische Nebelbilder auf der Leipziger Messe.
Originalzeichnung von H. Heubner.

Bekanntlich ist jedoch das Lesen von Annoncen eine an und für sich nicht hervorragend interessante Beschäftigung, und ein guter Reclame-Macher weiß dies wohl. Darum ist auch in unserem Falle die vorsorgliche Einrichtung zum Festhalten der Passanten getroffen worden, daß nach je sechs Firmen entweder ein „reizendes Farbenspiel", eine „prachtvolle Landschaft" oder ein „auf schwarzem Grunde wunderbar hervortretendes Meisterwerk der Plastik" oder auch eine der „hübschen beweglichen humoristischen Figuren" erscheint.

Man kann über den Werth dieses Unternehmens denken, wie man will. Jedenfalls hemmt auch der größte Feind der Reclame seine Schritte beim Anblick dieser weithin sichtbaren und schönen Lichtspiele; er muß sich schon dieses ihm recht aufdringlich erscheinende Treiben gefallen lassen, denn es ist ein Kind unserer rastlosen, hastig nach Gewinn jagenden Gegenwart.

„Adieu, Onkel," unterbrach sie ihn. „Schlägst Du meine Bitte ab, so bin ich auf mich selbst gestellt und muß thun, was ich vor mir verantworten kann. Du kannst Dich doch in mich nicht hineinversetzen. Wenn Du alles wüßtest, wie ich .... Aber das ist nicht möglich. Und darum: leb wohl!"

Sie drückte seine Hand und entfernte sich schnell.

Die Urkunde couvertirte sie und schickte sie noch denselben Abend der Frau Consul zu. Dann packte sie bis spät in die Nacht hinein ihre Sachen. Später im Halbschlummer wechselten allerhand traumhaft abenteuerliche Pläne mit einander ab. Am Morgen mehr abgespannt als erfrischt durch einen so unruhigen Schlaf, sank ihr ganz der Muth, sich durch eigene Kraft aus diesem Wirrsal zu befreien. Nun schien es ihr eine rechte Vermessenheit, sich gegen das Schicksal aufzulehnen, das ihr einmal den Wittwenschleier bestimmt hatte, bevor sie Frau geworden war. Ein Rückzug ohne tiefste Beschämung war doch nicht möglich. Wo hinaus aber?

Aus dieser Bedrängniß rettete sie ganz unvermuthet ein Brief des Onkel Benjamin. Er schrieb ihr — mit allerhand verzwickten Redewendungen freilich — daß er die Sache mit Walter besprochen habe, der sogleich der Meinung gewesen sei, er dürfe sie nicht abweisen. Wenn sie das Haus der Frau Consul verlasse, so gebe es für sie zur Zeit keine andere Heimstätte, als die ihr der nächste Verwandte bieten könne. Dort müsse der Mann, der sie zum Altar führen wolle, sie aufsuchen können. Walter habe sich deshalb entschlossen, ihr zum zweiten Mal den Platz zu räumen. Mittags schon werde sie das Stübchen zu ihrem Empfange vorbereitet finden. Nehme sie nicht davon Besitz, so werde es nun leer stehen bleiben. „Walter versichert," fuhr er hier wörtlich fort, „daß seines Bleibens bei mir doch nicht mehr lange hätte sein können. Er habe mich nur nicht durch seinen Auszug kränken wollen, als hätte ich's an etwas fehlen lassen. Nun komme ihm die Gelegenheit, sich ein passendes Quartier zu wählen, eigentlich ganz erwünscht. Ich muß ihm wohl glauben und thu's Deinetwegen gern. Kann ich meinen Sohn nicht bei mir haben, so ist mir natürlich Niemand lieber, als Du. Richte Dich also ein, liebes Kind, wie Dir's gut scheint. Hoffentlich wirst Du mit der Frau Consul nun in aller Güte aus einander kommen. Geh ihr zu diesem Zwecke zwei Schritte statt eines entgegen. Es erwartet Dich — Dein treuer Onkel Benjamin."

Walter also hatte sie diese günstige Wendung zu danken. Er machte ihr Platz, um jedes Hinderniß für — Herrn von Brendeln zu beseitigen. Sie sollte um Himmels willen sich nicht einreden, daß er aus persönlichen Gründen ihrer Verbindung mit diesem Manne abgeneigt sei. Gut, gut! So mag denn das Rad weiter rollen, wo es den Weg geebnet findet.

Und doch zögerte sie noch, gerade 'raus das letzte Wort zu sprechen.

Sie schrieb einige Zeilen an Herrn von Brendeln. Sie enthielten keine Zusage, keine Abweisung. Sie wollte ihn nur in Kenntniß setzen, daß sie beabsichtige, noch an diesem Tage das Berghen'sche Haus zu verlassen und zu ihrem Onkel überzusiedeln. Dort erwartete sie seinen Besuch, um ihm mündlich auf seine Frage Antwort zu geben.

Eben als sie sich anschickte, den Brief selbst zum nächsten Postkasten zu tragen, kam Fräulein Aurelie. Sogleich wanderten ihre lebhaften Augen im Zimmer herum, wo die Pakete mit Kleidungsstücken, Koffer und Schachteln auf den Möbeln lagen und standen. „Aber wollen Sie denn verreisen, mein theuerstes Fräulein?“ fragte sie. „Ich sollte denken, gerade in dieser Zeit …“

„Ich reise nur einige Straßen weit,“ beruhigte Helene. „Nur zu meinem Onkel Benjamin Grün.“

„Ah! Das ist ja eine höchst merkwürdige Neuigkeit.“ Und nun brach ein Sturm von Erkundigungen los. Um ihn zu beschwichtigen, gab Helene ihr den Brief an Brendeln mit der Bitte, ihn an die Adresse zu besorgen. Nun gerieth das Fräulein in noch größere Unruhe. „Was enthält der Brief?“ rief sie, ihn wieder und wieder auf der Hand wägend. „Ich weiß Alles. Mein Bruder hat mich in das Geheimniß seines Herzens eingeweiht. O — nur ein Wörtchen, ein ganz kleines Wörtchen! Ja oder nein? Nein? Sie lächeln. Ja? Sie schütteln den Kopf. Aber doch nicht im Ernst? Unmöglich im Ernst. Sagen Sie aufrichtig: ja oder nein. Ich zittere am ganzen Leibe — sehen Sie nur. Wenn Nein … Sie werden nicht verlangen, daß ich meinem Bruder sein Todesurtheil überbringe. So grausam sind Sie nicht. Und darum —“

„Aber der Brief hat den unschuldigsten Inhalt,“ fiel Helene ein. „Ich zeige dem Herrn Regierungsrath nur an, daß ich — verreise.“

„Damit mein Bruder Sie zu finden weiß — wie? Natürlich. O, er wird sehr glücklich sein. Daß Sie ihm überhaupt schreiben, sagt in diesem Fall Alles. Sie Engelskind!“ Es regnete zärtliche Küsse. Und dann hielt sie sich auch nicht länger auf, als nothwendig schien, ihrem Entzücken Ausdruck zu geben. Die Besorgung des Briefes drängte.

Nun trat Helene den schweren Gang zur Frau Consul an. Sie schärfte sich's wiederholt ein, ihrerseits jeden Anlaß zu einer aufregenden Scene zu vermeiden. Sie täuschte sich über die Stimmung, in der sie die alte Dame zu finden erwartete, ganz und gar. Auch für sie schien die Sache völlig erledigt. „Von dem Hausmädchen erfuhr ich,“ sagte sie, „daß Du zum Auszuge gerüstet hast. Ich konnte nichts anderes voraussetzen nach der schriftlichen Erklärung von gestern Abend. Du hast den Streit aus dem Hause hinausgetragen in die Amtsstube des Juristen. Dorthin kann ich Dir nicht folgen. Ich spreche nicht von dem Inhalte des Schriftstückes — eine Schenkung von Dir anzunehmen hast Du uns wohl selbst nicht für fähig gehalten —; für mich entscheidet, daß Du eine solche Erklärung abgeben konntest in der Meinung, Dich dadurch von allen Verpflichtungen der Anhänglichkeit und Treue zu lösen. Wer das vermochte, dem kann ich in der That nichts mehr sein. Ich danke Dir, daß Du mich der unliebsamen Pflicht überhebst, Dir selbst sagen zu müssen, daß eine Trennung zur Nothwendigkeit geworden. Werde glücklich, wie Du kannst.“

Helene fühlte einen kühlen Kuß auf ihrer Stirn, einen schwachen Händedruck. Sie bückte sich und küßte die Hand der Frau, gegen die sie jetzt keinen Groll mehr empfand. Ein paar Thränen fielen darauf. Die Frau Consul zog rasch ihre Hand zurück. Sie wollte nicht gerührt sein.

„Du verkennst auch jetzt meine Gesinnung,“ sagte Helene. „Die Urkunde, die ich in Deine Hand legte, beweist nichts weiter, als daß ich mich von dem Vorwurfe rein halten will, eigennützig zu handeln — soll nichts weiter beweisen. Ich werde ihren Inhalt niemals widerrufen. Zu schenken habe ich nichts. Mag eine milde Stiftung Robert's Andenken in fernste Zeiten bewahren und vielen Unglücklichen zum Segen gereichen.“

„Osterfeld hat das Schriftstück vorläufig an sich genommen,“ bemerkte Frau Berghen. „Ich vertraue seiner Geschäftskenntniß, daß er dasselbe richtig zu gebrauchen wissen wird. Sprechen wir nicht weiter davon.“

Von diesem Augenblicke ab behandelte sie Helene wie eine Hausgenossin, die eine längere Reise anzutreten beabsichtigt, auch dem Dienstpersonale gegenüber. Selma wurde durch Unwohlsein entschuldigt. Osterfeld war an der Börse.

Im Wagen der Frau Consul — sie hatte es so gewünscht — fuhr Helene zu Onkel Benjamin.

(Fortsetzung folgt.)

„O Weihnacht, wo kein Kind im Haus! —“

Ein Wort für elternlose Kinder an kinderlose Ehegatten.

Zu den freiwilligen Pflichten, welche die „Gartenlaube“ im Laufe der Jahre auf sich genommen, gehört auch die nach zwei Seiten hin thätige, erstens armen Ganz- oder Halbwaisen zur Aufnahme bei kinderlosen Eheleuten, deren Verhältnisse dies gestatten, zu verhelfen, oder zweitens kinderlosen Ehegatten, die den Wunsch nach einem armen verwaisten Kinde aussprechen, die Erfüllung desselben möglich zu machen. So einfach beide Aufgaben auf den ersten Blick aussehen, so große Verantwortlichkeit ist, bei näherer Betrachtung, mit ihnen verbunden, und da der Verfasser dieser Zeilen seit längerer Zeit in der Ausführung dieser freiwilligen Aufgaben mancherlei Erfahrungen gesammelt hat, hält er es im Interesse der guten Sache für geboten, einmal darzulegen, nach welchen Grundsätzen vorgegangen werden muß, soll das Liebeswerk für Eltern und Kinder ein gedeihliches sein.

Daß die Erfüllung dieser Pflicht bis jetzt eine gesegnete Thätigkeit gewesen ist, beweisen uns die Zuschriften solcher Eltern, die durch Vermittelung der „Gartenlaube“ Kinder erhalten haben. Nicht nur die Waisen, die meist aus Armuth und Noth heraus in das Behagen eines geordneten Hausstandes, an das Herz liebender, für deren körperliches und geistiges Wohl sorgender Eltern, in günstige Ernährungsverhältnisse kommen, pflegen in der Regel aufzublühen in Frische und Gesundheit wie Feldblumen, die aus dürrem Boden in das fette Erdreich des fruchttragenden Gartens kommen, auch die Eltern sind hochbeglückt; sie haben einen Mittelpunkt ihres gemeinsamen Liebesstrebens gewonnen, einen Gegenstand, dem sie ihre Sorge widmen können, namentlich von dem Augenblicke an, wo sie sehen, wie das angenommene Kindchen die treue Liebe durch Gegenliebe und Anhänglichkeit vergilt, wie es sich geistig und körperlich entwickelt. So schreibt uns ein Herr auf unsere Anfrage, ob ihm das Töchterchen, das wir ihm am Sylvesterabend 1879 in's Haus brachten, auch Freude bereite: „Ob Röschen uns Freude macht? Wenn nur jene Leute, die vor der Annahme eines Kindes so wählerisch sind, wüßten, wie viel Freuden und welch hohe Genüsse sie sich durch ihr Zögern entziehen, dann wären längst viel mehr Kinder untergebracht. Wir würden Alles leichter vermissen, als unser liebes, liebes Röschen.“ Und ein anderes Ehepaar, das in selbstloser, hingebendster Liebe sich eines zwölfwöchentlichen Kindes erbarmte, schreibt: „Nun, lieber Herr, nehmen Sie die Versicherung, daß uns das unternommene Liebeswerk noch nicht gereut, und der liebe Gott wird helfen, daß wir es auch später nicht bereuen. Wohl macht es Mühe und Sorge und schlaflose Nächte, aber die Liebe, die wir zu der kleinen Martha haben, die wiegt ja Alles auf, ja noch mehr, wir haben sie so lieb, als ob sie unser eigenes Kind wäre.“ Ein dritter Menschenfreund am Rhein, der sich vor Jahren eines Pärchens, Bruder und Schwester, erbarmte, schreibt: „Die Kinder entwickeln sich recht gut; beide nehmen körperlich und geistig zu, sind recht brav und machen viele Freude.“ Und ein vierter Herr schreibt: „Gott sei Dank, wir haben ein Kind gefunden, ein Kind in uns seine Eltern. Und was für Gefühle sind's, die unser Herz be-

wegen, seitdem wir dieses Kind unser nennen dürfen; sie sind unbeschreiblich!"

So könnten wir noch viele Mittheilungen bringen, die alle voll sind der Beschreibung des Glückes, welches der Besitz eines Kindes gewährt.

Wer so gute Erfolge veranlaßt und gesehen, dem liegt der Wunsch nahe, die gute Wirkung, das wahrhaftige Seelenheil dieser Kinder- und Elternverbindung zu möglichster Ausbreitung zu bringen. Dieses Ziel im Auge, will ich, wie oben angedeutet, hiermit darzulegen versuchen, nach welchen Grundsätzen dabei bisher verfahren worden ist und wohl ferner auch verfahren werden muß.

Die Kinder, Voll- oder Halbwaisen, die wir zur An- und Aufnahme anbieten sollen, müssen geistig und körperlich völlig gesund und wohlgebildet sein. Die Confession der Kinder kommt bei uns nicht in Frage: nur wird stets darauf Bedacht genommen, daß womöglich Pflege-Eltern und Kinder gleicher Confession sind.

Wenn ein Elternpaar das Schicksal trifft, ein armes unglückliches Kind, das geistig und körperlich gebrechlich ist, zu erhalten, so ist es das eigene Kind, das ja wunderbarer und rührender Weise von den Elternherzen mit um so höherer Liebe umfaßt und gepflegt wird, je unglücklicher dasselbe an sich ist. Dieser Fall kann aber auf Adoptiveltern keine Beziehung finden.

Da die Eigenart der Eltern sich zum Theil auf die Kinder mit überträgt, wenn auch die Erziehung auf die Anlage ihren verwandelnden Einfluß ausübt, so ist es nöthig, daß die Eltern der Waisen, die uns zur Versorgung übergeben werden, nicht nur geistig und körperlich gesund waren, sondern daß sie auch, wenn schon arm, sich doch recht und schlecht in Ehrbarkeit durch's Leben zu schlagen suchten. Es muß nachgewiesen werden können, daß die Eltern ohne Verschulden in Armuth gerathen sind, und bei Halbwaisen, daß der überlebende Theil nicht im Stande ist, die Kinder ohne Schaden für sie selbst zu erziehen. Auch auf die Kinder solcher Unglücklichen, die mit eigener Hand den Lebensfaden durchrissen, muß sich die Aufmerksamkeit der Waisenversorgung erstrecken.

Noch haben wir eines schwierigen Punktes zu erwähnen, es ist der der „ledigen Kinder". Wir können unmöglich die Versorgung solcher unglücklichen Kinder, die bei der Geburt meist schon Waisen, mindestens vaterlose Waisen sind, von vornherein ablehnen. Sobald sich Eltern finden, die vorurtheilsfrei genug sind, sich eines solchen armen Kindes anzunehmen, werden wir die Letzten sein, die in falscher sittlicher Entrüstung diese Kinder lieber dem Elend preisgeben, anstatt ihnen die helfende Hand zu bieten.

Am nöthigsten ist die Versorgung von Vollwaisen, die der Armencasse einer Gemeinde zur Last fallen. Ist ein Waisenhaus gut geleitet und eingerichtet, das heißt ist das Familienprincip vorherrschend, so kann es ja Gutes leisten. Aber nur sehr große Gemeinden sind im Stande, entsprechend eingerichtete Waisenhäuser zu gründen und zu unterhalten. Kleinere Gemeinden müssen sich begnügen, vater- und mutterlose Kinder in Pflege oder, wie der landläufige Name sagt, in „Ziehe" zu geben. Häufig sind die armen Kinder dann nur dazu da, Brod mit erwerben zu helfen. Das Kind hat da in der Regel eine trostlose Gegenwart und meist eine noch schrecklichere Zukunft.

Daß vater- und mutterlose Waisen bei der Versorgung zuerst berücksichtigt werden müssen, steht außer allem Zweifel: es gelingt diese auch gewöhnlich weit eher, als bei Halbwaisen. Gemeinlich wird auf Kinder, deren Vater noch lebt, wo der erwerbende Theil der Eltern also noch für die Kinder sorgen kann, nur dann Rücksicht genommen, wenn der Vater durch Krankheit dauernd erwerbsunfähig ist.

Anders ist es mit vaterlosen Kindern, besonders dann, wenn deren mehr als vier vorhanden und wohl auch diese zum Theil noch klein sind. Die arme Mutter ist nicht im Stande, das tägliche Brod zu erwerben und zugleich die Kinder zu erziehen. Mangel, Entbehrung und Ordnungslosigkeit ist das Loos solcher armen Halbwaisen. Da wird zu helfen gesucht, sobald man kann. Doch ist dies ohne schwere Opfer der Mütter nicht möglich.

Erstens muß die Mutter auf Rücknahme des Kindes verzichten, da jedes Elternpaar das angenommene Kind zu seinem eigenen erziehen will; zum andern muß die Mutter weiterer Einwirkung auf das Kind sich enthalten, denn das Kind soll eben die Pflege-Eltern als die seinen, als die wirklichen Eltern lieben und sich ihnen anschließen lernen. Man hat gesagt, es sei zu viel verlangt, daß sich eine Wittwe von ihrem Kinde ganz trennen solle. Schwer ist's gewiß; aber im Interesse der Erziehung und der Zukunft ihrer Kinder wird eine gute Mutter selbst das Schwere auf sich nehmen und im belauschenden Anblick des Gedeihens ihrer Lieben Beruhigung finden.

Zu Eltern eines armen Waisenkindes eignen sich am besten solche Ehegatten, denen entweder eigene Kinder versagt, oder die geschenkten Kinder wieder gestorben sind, und die keine Hoffnung haben, selbst wieder mit Kindern beglückt zu werden. Nur in sehr seltenen Fällen werden angenommene Kinder die rechte Liebe erfahren, wenn eigene Kinder da sind, und doch bedürfen jene der wärmsten Liebespflege.

Es versteht sich wohl von selbst, daß Eltern, die ein solches Liebeswerk ausführen wollen, pecuniär so gestellt sind, daß sie ohne Beschwerde die Opfer, die damit selbstredend verbunden sind, tragen können. Unsere Kinder besitzen gewöhnlich nur das, was sie auf dem Leibe tragen. Es müssen die Kosten der Ueberführung oder Abholung, oft wegen der großen Entfernung ziemlich bedeutend, getragen werden, es will Wäsche, Kleidung, Schuhwerk, Bett u. dergl. m. besorgt sein.

Sollte das Kind Ursache einer Beschränkung in der gewöhnlichen Lebensweise, in den gewöhnlichen Genüssen werden, so fällt schon ein Reif auf die aufsprießende Liebe der Eltern, und gar oft tödtet der anklopfende Mangel als ein kalter Nachtfrost die ersten Blüthen. Ferner müssen unsere Eltern gemüthvoll, gütig und liebevoll sein. Nicht so, daß sie das Kind fortgesetzt mit den zärtlichsten Namen rufen, alle Wünsche desselben erfüllen, sondern so, daß sie die Verlassenheit des verwaisten Kindes selbst empfinden und dem Kinde das Gefühl beibringen, daß innige Liebe und herzliche Zuneigung Alles leitet und Alles bestimmt, was dem Kinde gut ist und was es erfährt. Darum ist vor Allem die aus solcher Liebe hervorgehende Geduld nöthig. Es ist richtig, jedes Kind hat seine Fehler und muß erzogen werden. Kinder aber, die vielleicht längere Zeit ohne richtige Erziehung waren, haben natürlicher Weise mehr Fehler, als solche, die von der ersten Stunde ihres Daseins an ohne Unterbrechung in folgerichtiger Zucht gestanden haben. Die Erziehung solcher Kinder erfordert eine um so größere Geduld.

Nicht minder ist es aber auch nöthig, daß die Eltern den Ernst der Strenge zu rechter Zeit walten lassen. Wo nicht liebender Ernst und unter Umständen auch strenge Zucht waltet, kommt ein solches Kind vom Regen unter die Traufe. Es ist auch ganz gut, daß die Kinder nicht als vollkommene Wesen übernommen werden. Die Erziehung, die Abgewöhnung mancher Fehler, die Gewöhnung zu allem Guten ist neben der körperlichen Pflege in ihrem Erfolge sehr oft ein besonders festhaltender Kitt inniger Liebe zwischen Pflegekind und Eltern. Weiter müssen unsere Eltern sich völlig der Schwierigkeiten bewußt sein, die mit der „Annahme eines Kindes für immer" verbunden sind. Denn wer ein Kind durch die Waisenversorgung der „Gartenlaube" bekommt, erhält es für immer und kann es nicht nach Belieben zurückgeben. Es ist schon Elend genug, in Armuth und Noth aufwachsen zu müssen; das Elend wird aber unerträglich, wenn ein Kind, nachdem es die Annehmlichkeiten eines behaglichen Hausstandes, das Glück einer geordneten Ernährungs- und Erziehungsweise kennen gelernt hat, wieder zurückgestoßen werden soll in die uranfängliche Noth. Darum ist es auch völlig unthunlich, Kinder auf Probe in die suchende Familie zu geben.

Es ist nichts Leichtes, ein fremdes Kind als das seine mit hingebender Liebe und opferwilliger Zuneigung an sein Herz zu ziehen, und Alle, die durch unsere Vermittlung ihren Wunsch erfüllt erhielten, werden bezeugen, daß es ihnen nicht leicht gemacht worden ist. Es erfordert eben die Annahme und Erziehung eines fremden Kindes fast eine größere Liebe, Geduld und Hingebung, als die Erziehung eigener Kinder, und wer sich darüber nicht klar ist und nicht in sich die Kraft zu solcher Hingabe fühlt, mag lieber das schöne Werk nicht beginnen. Besonders gilt dies von den Müttern. Der Vater kommt immer nur in Frage bei Anforderungen an den Geldbeutel; die Mutter aber, die den ganzen Tag sich des Kindes annehmen, selbst bisweilen die Nachtruhe opfern muß, kommt mit ihrer persönlichen Kraft in Frage. Also ein überwallendes Gefühl, eine auflodernde Sehn-

sucht, ein Kind zu besitzen, reicht nicht aus; nur die eingehendste Selbstprüfung und der durch diese gewonnene Entschluß in nachhaltiger Dauer kann maßgebend sein für die Befähigung zur Annahme eines Kindes.

Viele Anerbietungen haben wir auch schon zurückweisen, bezüglich unberücksichtigt lassen müssen, weil die Bedingungen, unter welchen sich die Eltern erboten, ein Kind anzunehmen, unerfüllbar waren. Wo es sich um Ausführung eines Liebeswerkes handelt, sollte man wahrlich nicht so wählerisch sein. Die Eltern, die wenig Ansprüche machten, haben seit langer Zeit ihre Wünsche erfüllt erhalten, und wir wissen, daß sie glücklich sind. Am stärksten ist Nachfrage und Wunsch nach Mädchen im Alter von zwei bis vier Jahren. Aber das Alter thut es wahrlich nicht. Wir haben ältere Mädchen versorgt und haben die glänzendsten Nachrichten. Kinder allerdings, die bald aus dem schulpflichtigen Alter austreten, würden wir überhaupt nur in seltenen Fällen empfehlen, weil diese bald in die Lage kommen, selbst zu sehen, wo sie bleiben. Es ist wahr, Kinder in frühem Alter gewöhnen sich leichter an die Eltern; aber es liegt die Erfahrung hinter uns, daß Kinder von sechs bis acht Jahren gar bald sich einrichteten und selbst ihre frühere Umgebung völlig vergaßen.

Oft wird von den Eltern Schönheit und guter Charakter als Bedingung aufgestellt. Abgesehen davon, daß sich der Charakter eines Kindes in dem jugendlichen Alter noch gar nicht bestimmen läßt, daß er besonders anerzogen werden muß, so ist auch das Verlangen nach Schönheit ein sehr fragwürdiges. Wenn ein Kind nicht häßliche, abschreckende Gesichtszüge hat, warum es deshalb, weil es nicht dem Ideal von Schönheit entspricht, das man sich gebildet hat, dem Elend überlassen? Wo bleibt dann die Liebe? Eben darum ist kein so schweres Gewicht zu legen auf den Umstand, daß das Kind gebildete Eltern gehabt habe, das heißt Eltern, die den höheren Gesellschaftskreisen angehört haben. Es ist keineswegs immer in solchen Kreisen die beste Erziehung oder sagen wir besser Gewöhnung, dagegen steckt in Kindern armer Eltern, aus sogenanntem niederen Stande häufig eine solche Fülle geistiger Kraft, daß es blos der Liebe bedarf, um diese zur schönsten Blüthe sich entfalten zu lassen.

Diejenigen unserer Leser, welche sich für die Waisensache interessiren, werden gewiß gern einen Einblick in die Technik der Versorgung armer Waisen thun wollen, deshalb müssen wir schließlich dem hier Dargelegten noch einige Zeilen hierüber anfügen.

Wer Waisen kennt, die in Gefahr stehen, körperlich, geistig oder sittlich zu verkümmern oder zu Grunde zu gehen, kann sich um Versorgung derselben an uns wenden. Hierauf erhält der Antragsteller einen Fragebogen unter Kreuzband und ist der Fragebogen ganz genau ausgefüllt mit thunlichster Beschleunigung an den unterzeichneten Vertrauensmann zurückzusenden. Er dient dazu, ein verhältnißmäßig klares Bild über die zu versorgenden Waisen zu erlangen. Deshalb ist unbedingt nöthig, daß die größte Offenheit, Treue und Genauigkeit bei Ausfüllung des Fragebogens waltet. Wir müssen eben, sollen wir etwas thun können, reinen Wein eingeschenkt erhalten. Wünschenswerth ist, wenn irgend möglich, die Uebersendung der Photographie jedes einzelnen Kindes. Daß alle Nachrichten nach allen Seiten hin discret behandelt werden, liegt auf der Hand und braucht nicht erst versichert zu werden.



Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen;

Bunt von Farben,
Auf den Garben
Liegt der Kranz,

Und das junge Volk
der Schnitter
Fliegt zum Tanz.

Aus dem Prachtwerke: „Das Lied von der Glocke“ von Friedrich von Schiller.
Illustrirt von Alex. von Liezen Mayer, mit Ornamenten von Ludw. von Kramer.

Auf Grund des ausgefüllten Fragebogens, der bezüglichen Briefe und der Photographien machen wir nun den Eltern, die sich an uns um Ueberlassung einer anzunehmenden Waise gewandt haben, unsere Vorschläge. Ehe jedoch dies geschieht, werden eingehende Erkundigungen auch über diese Eltern eingezogen, da es wahrlich keine kleine Sache ist, über das Schicksal eines Kindes zu verfügen. Ist die Ueberzeugung gewonnen worden, daß der nachsuchenden Familie ein Kind zu Nutz und Frommen beider Theile anvertraut werden kann, so wird der Vorschlag gemacht, und wird dieser acceptirt, so ist dem Kinde und den Eltern geholfen.



Der letzte Kampf Florian Geyer's. Nach dem Oelgemälde von L. Herterich.

Auf demselben Gebiete thätiger Nächstenliebe haben die Gründer der deutschen Reichsfechtschulen durch Ankauf und Einrichtung des Reichswaisenhauses zu Lahr einen glänzenden Erfolg zu verzeichnen. Das Reichswaisenhaus zu Lahr, das die „Gartenlaube“ in Nr. 27 dieses Jahrgangs in Wort und Bild dargestellt hat, ist jedoch nur für Knaben bestimmt. Richtig ist es allerdings, daß speciell die Knaben zur Erziehung in geschlossenen Waisenhäusern oder ähnlichen Instituten, welche dem Internatsprincip huldigen, besser geeignet erscheinen, als die Mädchen, deren Erziehung vorzugsweise in's Haus, in die Familie gelegt werden sollte.

Wünschenswerth wäre allerdings, daß auch die Knaben in Familien untergebracht wären, sodaß die Waisenhäuser mehr den Charakter von Waisenstationen annähmen, in welchen die Waisen so lange in Pflege genommen würden, bis eine anderweite Versorgung in einer guten Familie sich ermöglichte, wie dies z. B. in Leipzig der Fall ist. So lange man aber die armen Waisen gegen ein entsprechendes Entgelt in sogenannte „Ziehe“, womöglich, wie in manchen Dorfgemeinden, an den Mindestfordernden vergiebt, werden immerhin die Waisenhäuser, in rechter Weise geleitet, von tüchtigen Pädagogen geführt, die nicht nur die wissenschaftliche und praktische Befähigung, sondern auch Herz und Liebe für diese Erziehung der Waisen besitzen, den Vorzug haben, und deshalb begrüßen wir die Errichtung des Reichswaisenhauses mit großer Freude, weil dadurch eine einheitliche Erziehung der Kinder erreicht wird. Wir dagegen haben die Versorgung der Waisen in wohlhabenden Familien auf unser Panier geschrieben.

Da wir nun in den neun Jahren unserer Thätigkeit die Erfahrung gemacht haben, daß von der großen Mehrzahl der kinderwünschenden Ehepaare Mädchen der Vorzug gegeben, fast nur ausnahmsweise nach Knaben gefragt wird, so können wir nun um so freier unsere Hauptbestrebungen auf die Versorgung von Mädchen richten, sobald die Lahrer Anstalt uns die uns angemeldeten Knaben abnehmen kann. Ausgeschlossen ist es jedoch durchaus nicht, daß wir auch Knaben, so oft uns die Gelegenheit dazu geboten wird, dem Glück des Familienlebens zuführen.

Um aber unsere bisherige Einzelwirkung zu einer großen Gesammtthätigkeit zu erheben, ist es dringend nöthig, daß ein Zusammenschaaren aller für die Versorgung armer Waisen begeisterten und für deren Gelingen interessirten Kräfte stattfinde. „Vereinte Kräfte führen zum Ziel“ ist auch unser Wahlspruch. Ein Zusammenhalten vieler Menschen für denselben Zweck ist nöthig, um unablässig Ehepaare, die im Stande sind, sich in Liebe und Erbarmung armer Waisen anzunehmen, auf diese Bestrebungen aufmerksam zu machen, aber auch um in den weitesten Kreisen von dem Nothstand armer Waisen Kenntniß zu erlangen.

Es ist nun vor Allem festzustellen, in welcher Weise eine Vereinigung wohldenkender Menschen zum angedeuteten Zwecke gebildet werden kann.

Zunächst ist es nöthig, daß sich ein Kern von Kinderfreunden bilde, der sich durch Werbung und Anschluß von Gesinnungsgenossen fortgesetzt vergrößert und über ganz Deutschland ausbreitet. Es würde also ebenso wie die Reichsfechtschulen der ganze Verein sich gliedern müssen in Provinzial- und Ortsgruppen. Die Gründung von Waisenstationen zum Zwecke der Behütung der Kinder bei plötzlicher völliger Verwaisung und der Verpflegung derselben bis zur Versorgung in Familien wäre durch freiwillig, nach eigener Abschätzung zu gewährende Unterstützungen eine weitere Nothwendigkeit.

Diese wenigen Andeutungen genügen natürlich nicht, um auch den Weg anzuzeigen, auf welchem die Ausführung des Gedankens einer „allgemeinen deutschen Waisenversorgung in der Familie“ zu ermöglichen sei. Wir haben dies in einem Programm versucht, dessen Abdruck hier nicht möglich war, das aber durch die Redaction der „Gartenlaube“ und den Unterzeichneten Jedem zu Gebote steht, welcher die Sache genauer prüfen und, wenn das Herz zustimmt, auch die Hand zur Durchführung reichen will.

Möge der Segen, dessen wir uns bisher erfreut, bei dem Werke bleiben, wenn auch unser Wunsch, daß allen armen deutschen Waisenkindern sich die Arme liebender Pflege-Eltern öffnen möchten, zu groß und zu schön sein sollte, um ganz in Erfüllung zu gehen.*

Otto Mehner,
Schuldirector in Burgstädt bei Chemnitz.

* Alle Anmeldungen von Kindern und Eltern sind an die Redaction der „Gartenlaube“ zu richten, welche mit ihrem Vertrauensmann in dieser Wohlthätigkeitssache in fortwährendem Verkehr steht.

Blätter und Blüthen.

Der letzte Kampf Florian Geyer's. (Illustration Seite 769.) Im Jahrgang 1860 der „Gartenlaube“ schilderte der Geschichtsschreiber des Bauernkrieges, Wilhelm Zimmermann, uns in einem längeren Artikel den hervorragendsten Helden jener großen Volksbewegung, den Ritter Florian Geyer, dessen Bildniß dort auf S. 85 dargestellt ist.

Läge nicht ein Zeitraum von dreiundzwanzig Jahren zwischen jenem Lebensbilde und unserer heutigen Illustration, so würden wir zur Erklärung derselben ohne Weiteres dorthin verweisen können. So aber müssen wir das Wesentlichste aus jenem Artikel hier anführen. Dort ist nämlich erzählt, wie Florian Geyer von Geyersberg, der Sprosse eines edlen Geschlechts, Rittermantel und Ritteradel ablegte, um sich zu den Bauern als ihr Bruder und ihr tüchtigster Anführer zu gesellen, wie er die „Schwarze Schaar“ begründete, die sich durch kriegerische Haltung und Tüchtigkeit vor allen anderen „Haufen“ auszeichnete, und welchen hervorragenden Antheil er an den Erfolgen der Bauern hatte. Nur dauerten bekanntlich diese Erfolge nicht lange; der schwäbische Haufen unterlag zuerst, und auch in Franken rückten Markgraf Kasimir von Baden und G. von Truchseß mit ihren Rittern und Reisigen vor. Florian Geyer stellte sich mit seiner Schaar dem Truchseß bei dem Flecken Sulzdorf entgegen, in der Hoffnung, bald von den fränkischen Brüdern unterstützt zu werden; er wußte nicht, daß die Königshofer Schlacht geschlagen und für die Bauern verloren worden war. Fechtend zog er sich nach Ingolstadt zurück, das er muthig gegen die Reisigen des Truchseß vertheidigte. Da kam der Pfalzgraf Ludwig dem Truchseß mit 1200 Reitern und Reisigen zu Hülfe, und dem Anprall dieser Macht erlagen die Vertheidiger. Zweihundert von der Schwarzen Schaar flüchteten sich in die Kirche, die indessen durch hineingeworfene Feuerbrände in Flammen aufging und ihren Vertheidigern zum Grab wurde, während Florian Geyer mit vierhundert der Seinigen das Schloß erreichte und es tapfer gegen die große Uebermacht der Feinde hielt. Zweimal wurde der Sturm abgeschlagen, und erst als sie ihr letztes Pulver verschossen hatten, wurden die Bauern in furchtbarem Ringen, bei welchem um jeden Fuß Erde gekämpft wurde, überwältigt. Die Hälfte von Geyer's kleinem Anhang fand hier den Tod, mit dem Rest schlug er sich, von dem Dunkel der Nacht begünstigt, glücklich durch den Ring der Gegner durch. Noch hatte der kühne Mann, der ebenso bedeutend als Agitator wie als Anführer war, die Hoffnung nicht ganz verloren; er gedachte sich mit dem Gaildorf-Hallischen Haufen in Verbindung zu setzen, der noch keine Verluste erlitten hatte, und das Land von Neuem gegen die Fürsten zu erregen.

Aber die Ordnung im Bauernheere war aufgelöst, Alles entmuthigt, überall traf Florian Geyer nur Verwirrung, Verzagtheit und wohl sogar Verrath. Die bündischen Truppen stellten ihm und seinen arg zusammengeschmolzenen Leuten nach. Am 9. Juni 1525 wurde Geyer auf dem Spattich, einer Waldhöhe zwischen den Schlössern Vollberg und Limburg in der Nähe von Hall, mit dem Rest der Seinigen aufgespürt und zum Kampf gezwungen. Von seinem eigenen Schwager Wilhelm von Grumbach überfallen, fand hier Florian Geyer mit allen seinen Genossen in hoffnungslosem Kampfe den Heldentod. Der Tod im Gefecht rettete ihn vor dem Schaffot, das seine Feinde ihm zugedacht hatten.

Florian Geyer ist unzweifelhaft die edelste und charaktervollste Erscheinung in den Reihen der Bauern von 1525; klar in seinen Absichten und Plänen, entschlossen im Handeln, überragt er seine Genossen, die nicht aus der Halbheit und Unentschlossenheit herauskamen und dadurch sich selbst um die Früchte der anfangs siegreichen Bauernbewegung betrogen. Kein Zug von wildem Fanatismus oder unreiner phantastischer Ueberschwänglichkeit, wie wir beides bei Thomas Münzer und Johann von Leyden finden, entstellt sein Charakterbild; er ist in der Bestimmtheit seines Wollens, in der Einfachheit und Energie seines Wesens eine durchaus sympathische Figur und monumental steht die Erscheinung dieses Ritters im Bauernrock in der deutschen Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts da.

Vom Bücher- und Bildermarkt für den Weihnachtstisch. Unser deutsches Christfest ist der große Kinderfreudentag. Wie die Sehnsucht unserer Herzenslieblinge nach ihrem Jubel unter dem Weihnachtsbaum von Tag zu Tag wächst, je näher wir der „heiligen Zeit“ rücken, so nimmt auch die Sorge der Eltern und aller Aelteren zu, welche die Kinderfreuden vorzubereiten haben. Das Christfest ist aber ebenso der Freudentag für die großen Kinder, in welche unter der Weihnachtstanne auch alle Aelteren sich verwandeln, die längst keine Kinderschuhe mehr tragen. Auch ihnen steht an dem leuchtenden Abend das Wort zu: „O glücklich, o selig, ein Kind noch zu sein!“

Darum hat der Weihnachts-Bücher- und Bildermarkt für Jung und Alt zu sorgen und richtet sich stets bei Zeiten darnach ein.

Bei diesem Freudenfestzug marschiren die Kleinen voran. Wir haben für sie noch wenig Vorrath vorliegen, aber doch recht Erquickliches.

Die Leipziger Lehrmittel-Anstalt von Dr. Oscar Schneider bringt ein richtiges Kinder-Märchenbuch: 1) „Das Märchen vom alten Drachen und der treuen Lisbeth“;) 2) „Das Märchen vom Prinzen Pussack“ und 3) „Hansi und sein Nußknacker“. Die kühnste Kinderphantasie kann ihre kleine Welt nicht drolliger ausdenken, und die Bildchen sind dem Text vollkommen angemessen.

„An der Mutter Hand“ ist der Titel eines Bilderbuchs von M. J. Tilsley, in welchem dreißig „kleine Geschichtchen und kleine Gedichtchen, wie Mutter sie lehrt und Kindchen gern hört“ einen belehrenden und unterhaltenden Inhalt darbieten, welcher in den reichen Veranlassungen des Kinderlebens die Mutterliebe verherrlicht. Gleiche Empfehlung verdienen die anderen von uns früher schon genannten und weitverbreiteten Märchenbücher desselben Verlags von Ambrosius Abel in Leipzig.

Mit einem lockenden bunten Umschlag führt der durch die „Gartenlaube“ in den weitesten Kreisen bekannt gewordene Thiermaler Heinrich Leutemann ein lehrreiches Bilderbuch ein, das unter dem Titel: „Unsere Thiere in Hof und Haus. Wie leben sie? Wie sehen sie aus?“ im Verlag von F. Cavael in Leipzig erschienen ist. Es geht bereits in 4. Auflage in die Welt, ein Beweis, daß es schon viele Freunde bei Alt und Jung gefunden. Die Zeichnungen Leutemann's sind von Professor H. Bürckner, R. Illner, Klitzsch und Rochlitzer, K. Oertel, O. Roth und F. Tegetmeyer trefflich in Holzschnitt ausgeführt, Druck und Ausstattung sind gut und geschmackvoll. Die Bildererklärung wird durch leichte Verschen besorgt, die größtentheils ihrem Zweck entsprechen.

Eine unverwüstliche Kinderfreude bleibt noch immer der „Robinson Crusoe“. In der Bearbeitung von G. A. Gräbner hat dieses Buch mit seinen schon so oft dargestellten Scenen von der Flucht aus dem Vaterhause bis zur Heimkehr des vielgeprüften Robinson die 15. Auflage erlebt, nachdem es in den Besitz der regsamen Burkhardt'schen Buch- und Kunsthandlung in Crimmitschau (Firma von G. A. Gräbner Nachfolger in Leipzig: Gustav Gräbner) übergegangen ist. Diese jüngste Auflage, welcher die alten ehrenden Empfehlungen ausgezeichneter Pädagogen, wie des Dr. C. Kühner in Frankfurt am Main, E. Barth's, T. Ziller's und Karl Biedermann's in Leipzig beigedruckt sind, hat sich, der Schuljugend zu Liebe, der neuen Orthographie angeschlossen.

Auch für billige Reisegelegenheit, die freilich nur mit Zuhülfenahme der lebhaftesten Phantasie ausgeführt werden kann, sorgt ein soeben im Verlage von Moritz Perles in Wien (Bauernmarkt 11) erschienenes bewegliches Bilderbuch, welches Th. von Pichler unter dem Titel „Eine Reise durch Europa“ herausgegeben hat. In transparenten Wandeldecorationen ziehen die Ansichten der Städte Budapest, Wien, Berlin, Petersburg, Stockholm, London, Paris, Madrid, Rom, Constantinopel vor dem Auge des erstaunten Kindes vorüber, während durch begleitenden Text in leichtfaßlichem Tone die Bedeutung der betreffenden Städte erklärt wird.

„Die Jugendbühne“ ist der Generaltitel einer Reihenfolge von Schau- und Lustspielen, Possen und Schwänken für Mädchen zur Aufführung bei Schul- und Familienfesten, herausgegeben von Ottobald Bischoff, Rector in Stettin (Leipzig, Wöller). Wenn alle diese Stücke so gut und rein und harmlos gelungen sind, wie das dreiundzwanzigste derselben, der einactige Schwank „Schwerhörig“, so ist das Unternehmen für unsere Mädchenschulen beachtenswerth.

Ebenfalls dem Bedürfnisse der erwachseneren Kinder dient die seit Jahren im Verlage von Alphons Dürr in Leipzig erscheinende illustrirte Zeitschrift „Deutsche Jugend“. Dieselbe hat sich längst den ersten Platz unter den periodischen Jugendschriften erobert. Je weiter das eigenartige und humane Unternehmen fortschreitet, um so deutlicher zeigt sich, welches hervorragende pädagogische Hülfsmittel wir in ihm besitzen. Wir haben auf diese hervorragende Erscheinung in unserer Jugendliteratur schon mehrmals hingewiesen, und heben heute nur den Umstand hervor, daß die früheren Jahrgänge der „Deutschen Jugend“ in einzelnen Bänden zu beziehen sind, und daß sich diese gerade zu einem Weihnachtsgeschenke ganz besonders eignen.

Auch in den Dienst der Tonkunst tritt dem Christfest zu Liebe die Illustration. Allerdings ist erst vor einiger Zeit der Anfang damit gemacht worden, auch musikalischen Werken eine vornehme illustrative Ausstattung zu geben. Die Bilder, welche früher die Umschläge mancher Musikalien schmückten, unterschieden sich zumeist wenig von denen, die man auf Kisten mit schlechten Cigarren sieht; doch der veredelte Kunstgeschmack unserer Zeit hat darin endlich Wandel geschaffen und in einer Anzahl musikalischer Prachtwerke vereinigt sich die Malerei mit ihren Schwesterkünsten Poesie und Musik. Unter diesen Prachtwerken nimmt das bei B. Schmid (A. Manz) in Augsburg erschienene „Musikalische Künstler-Album“ eine hervorragende Stelle ein. Es enthält vierzehn Compositionen moderner deutscher Meister, für eine Singstimme in mittlerer Lage berechnet, mit Clavierbegleitung. Wir lenken gern die Aufmerksamkeit unserer clavierspielenden Leser und Leserinnen auf dieses Werk, weil die Lieder geschickt und mit gutem Geschmacke ausgewählt sind.

Wir gehen nun zu den Weihnachtsgaben der Kunst und Literatur über, welche als Gegenstände der Liebesäußerungen der großen Leute, die in ihrem Kreise gegenseitig die alten Kinderfreuden erneuern wollen, zu empfehlen sind.

Voran steht das Prachtwerk: „Das Lied von der Glocke“, von Friedrich von Schiller. Illustrirt in siebenzehn Compositionen von Alexander von Liezen Mayer. Mit Ornamenten von Ludwig von Kramer. Ausgeführt in sechs Lichtdrucken aus Fr. Bruckmann's artistischer Anstalt und in elf Holzschnitten von W. Hecht. München, Theodor Stroefer's Kunstverlag.

In diesem Buche besitzt das deutsche Volk eine Gesammtleistung vereinter Künste von seltener Vollendung. Die Dichtung selbst, ein „hohes Lied“ ohne Gleichen, ist längst ein Stolz des deutschen Geistes und Herzens; an der künstlerischen Verherrlichung derselben hat Liezen Mayer mit aller Tiefe und Kraft seines Genius gearbeitet, auch alle der Vervielfältigung seiner Schöpfung dienenden Künste haben das Beste geleistet, und die einfache Notiz: „Stuttgart, Druck von Gebrüder Kröner“ fügt das Zeugniß hinzu, daß wir auch ein typographisches Meisterwerk in diesem Prachtbuche zu bewundern haben.

Es würde weit über den uns hier gestatteten Raum hinausführen, wollten wir uns über die Wahl der vom Künstler hervorgehobenen Scenen und deren Ausführung hier aussprechen. Wir müssen uns damit begnügen, unseren Lesern (auf S. 768) ein Bild aus der stattlichen Reihe vorzulegen; wir wählen dazu die Illustration, welche den Versen gewidmet ist:

„Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.“

Bedarf diese Darstellung der frischen Volkslust noch besonderer Erklärung? Statt mit solch vergeblicher Bemühung den Raum zu vergeuden, ziehen wir es vor, über das Leben des Künstlers selbst einige Andeutungen zu geben.

Alexander Liezen Mayer ist ein Deutsch-Ungar, am 24. Januar 1839 zu Raab geboren. Seine künstlerische Vorbildung erhielt er auf den Akademien von Wien und München, seine Ausbildung in Pilotу's Atelier, in welches er 1862 eintrat. Noch in demselben Jahre wurden zwei große Compositionen von ihm bekannt: die Krönung Karl's von Durazzo im Dom von Stuhlweißenburg und die Heiligsprechung der Landgräfin Elisabeth von Thüringen. Beide Leistungen wurden, obwohl man die bedeutende Farbenbeherrschung an denselben erkannte und rühmte, doch bald vergessen, als Liezen Mayer mit dem schönen Gedanken beglückt wurde, eine edle That zu verherrlichen: Maria Theresia, die einem armen Kind ihre Brust reicht. Hier hatte seine Kunst die würdigste Aufgabe gefunden, die weibliche Schönheit und die rührendste Herzensgüte zu verewigen. Dieses Bild begründete seinen Künstlerruhm. Illustrationen zu Werken unserer beiden größten Dichter nahmen schon damals ihn in Anspruch. Im Jahre 1870 verweilte er längere Zeit wieder in Wien, wo er namentlich im Portraitfach viel umworben war; auch des Kaisers Bildniß malte er damals. Nach seiner Rückkehr nach München componirte er wieder größere Bilder, besonders Scenen aus Shakespeare's Werken, wie die „Cymbeline“, aus Goethe's „Faust“ und das bedeutende Gemälde „Königin Elisabeth, das Todesurtheil der Maria Stuart unterzeichnend“. Nach diesem Werke seines Pinsels nahm ihn wieder die Illustrationszeichnung ganz in Anspruch. Er schmückte Scheffel's „Ekkehard“ und Goethe's „Faust“ und schließlich Schiller's „Lied von der Glocke“ mit seinen entzückenden Schöpfungen, und von dieser jüngsten Leistung des großen Künstlers legt das Buch Zeugniß ab, das wir als eine Weihnachtsgabe von dauerndem Werthe Allen, welche eine solche Freude sich oder Anderen zu bereiten vermögen, hiermit empfehlen. Bekanntlich lebt unser Meister gegenwärtig in München.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutschen Colonien in Palästina. Der deutsche Einfluß hat sich im heiligen Lande erst seit 1870 bemerklich gemacht. Im Jahre 1872 siedelte sich eine Zahl württembergischer Familien bei Jaffa an. Als fleißige und ausdauernde Leute zeigten sie sich sehr tauglich, die unzähligen Schwierigkeiten zu überwinden, die sich ihrem Beginnen entgegenstellten. Ihrer Thätigkeit und Ausdauer gelang es, vor den Thoren von Jaffa Musterwirthschaften, Werkstätten zur Verfertigung landwirthschaftlicher Werkzeuge und Wagenfabriken zu errichten, die ausgezeichnete Fuhrwerke für das kaum wegbare Land lieferten. Der günstige Erfolg zog immer neue Colonisten an, die Colonie ist in beständiger Zunahme.

Fast zur nämlichen Zeit erhielt eine andere Gesellschaft Deutscher einen beträchtlichen Flecken Landes zu Kaipha bewilligt, am Fuße des Berges Karmel, zwischen dem Cap Karmel und den Ruinen von Cäsarea. Diese Colonie, weit bedeutender als die von Jaffa, nahm eine mächtige Entwickelung. Die siebenzig niedlichen Häuschen derselben, blendend weiß getüncht, gewähren einen Anblick von Ordnung und Nettigkeit, die seltsam von dem Schmutze der elenden Häuser zu Kaipha absticht. Die Colonie, ungefähr vierhundert Seelen, hat eine eigene Verwaltung, eine Art von Stadtrath, über den dem Consul zu Jerusalem die Oberaufsicht zusteht. Sie ist eine deutsche Miniaturstadt mitten in Asien. Die Ländereien der Colonie sind vorzüglich bestellt und liefern vier- und fünfmal mehr Ertrag als das unter den Händen der einheimischen Bevölkerung befindliche Land.

Eine dritte Colonie ist in der Umgegend von Jerusalem, nahe beim russischen Hospiz errichtet; diese scheint mehr dem Handel obzuliegen, aber auch sie steht in großer Blüthe. Man empfindet in Folge des Eindringens deutscher Ansiedler in Palästina auch bereits sehr stark den deutschen Einfluß und wird nicht umhin können, auch die deutsche Politik als einen wichtigen Factor in Rechnung zu bringen, so oft die syrische Frage wieder in Fluß kommt.

Kleiner Briefkasten.

K. v. W. in München. Sie meinen Wilhelmine von Zenge. In dieser Beziehung wird Ihr Wunsch bald erfüllt werden. Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender in Breslau läßt in nächster Zeit „Heinrich von Kleist's Briefe an seine Braut, zum ersten Male vollständig und wortgetreu nach den Original-Handschriften herausgegeben von Karl Biedermann“ erscheinen. Bis vor Kurzem kannte man von diesen höchst interessanten und für den Dichter so charakteristischen Briefen an Wilhelmine von Zenge nur die wenigen, die Ed. von Bülow in seiner Kleist-Biographie, noch dazu nicht ganz vollständig, mitgetheilt hatte. Professor Biedermann war so glücklich, die Originale der sämmtlichen Briefe Kleist's an seine Braut zu entdecken, und giebt dieselben nun unverkürzt ganz so, wie Kleist sie geschrieben, heraus. Wir nehmen aus Ihrer Zuschrift gern Anlaß, auch die übrigen Literaturfreunde unter unseren Lesern auf dieses Werk aufmerksam zu machen, da dasselbe einer der werthvollsten Beiträge zur Kleist-Biographie zu werden verspricht.

Junge Waise in Sondersh. Deutsche Diakonissenanstalten giebt es in Berlin drei: Elisabethkrankenhaus, Bethanien und Lazaruskrankenhaus, ferner in Dresden, Breslau, Danzig, Königsberg, Stettin, Hamburg,

Altona, Bremen, Flensburg, Hannover, Braunschweig, Bielefeld, Kaiserswerth am Rhein, Darmstadt, Frankfurt am Main, Karlsruhe, Straßburg, Stuttgart, Speyer, Augsburg, Neuendettelsau, Halle. Als besonders hervorragend gelten die zu Kaiserswerth, Bethanien in Berlin, Neuendettelsau, Dresden. Ihre zweite Frage können wir nicht beantworten. Wir glauben aber kaum, daß es derartige Anstalten giebt, in denen vorwiegend Mädchen aus den höheren Ständen Aufnahme finden.

Fabrikant . . . . r in Chemnitz. Wenden Sie sich gefälligst mit Ihrem Anliegen an den bisherigen Director der Leipziger Lebensversicherung, Herrn Dr. Gallus in Gohlis bei Leipzig, der unsers Wissens sich mit Abgabe von Gutachten in allen Versicherungsangelegenheiten und speciell mit Abfassung und Umarbeitung von Statuten nach den Bestimmungen des neuen Krankenversicherungsgesetzes für Corporationen und Fabrikanten beschäftigt.

Inhalt: Glockenstimmen. Von Stefanie Keyser (Fortsetzung). S. 757. — Zehntausend Meilen durch den Großen Westen der Vereinigten Staaten. Von Udo Brachvogel. V. S. 760. Mit Illustrationen von Rudolf Cronau. S. 760, 761 und 764. — Die Braut in Trauer. Von Ernst Wichert (Fortsetzung). S. 763. — Kleine Bilder aus der Gegenwart. Nr. 8. Aus der Welt der Reclame. S. 765. Mit Illustration. S. 765. — „O Weihnacht, wo kein Kind im Haus!“ Ein Wort für elternlose Kinder an kinderlose Ehegatten. Von Otto Mehner, Schuldirector in Burgstädt bei Chemnitz. S. 766. — Aus dem Prachtwerke: „Das Lied von der Glocke“ von Friedrich von Schiller. Illustrationsprobe. S. 768. — Blätter und Blüthen: Der letzte Kampf Florian Geyer's. Mit Illustration. S. 769. — Vom Bücher- und Bildermarkt für den Weihnachtstisch. S. 770. — Die deutschen Colonien in Palästina. — Kleiner Briefkasten. S. 771.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 48. Die Gartenlaube. 1883.

Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Glockenstimmen.

Eine Bürgergeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Von Stefanie Keyser.

(Fortsetzung.)

Jetzt richtete Hermann sich auf und erwiderte mit fester Stimme: „Ich danke Euch für Beides. Und auch für alle Wohlthaten, die Ihr mir je erwiesen habt,“ setzte er inniger hinzu. „Sollte es einstmals in meiner Macht stehen, sie Euch zu vergelten, so wird es mit Freuden geschehen. Aber von dieser Stunde an nehme ich nichts mehr von Euch an. Ich bin gesund und stark und habe Manches gelernt durch Eure Güte. Ich will mir selber weiter helfen. Zuvörderst gehe ich nach Erfurt. In der dortigen Glockengießerei arbeitet seit Jahren ein Vetter meiner seligen Mutter, ein ältlicher Junggesell. Vielleicht schafft er mir Arbeit.“

Herr Henning lächelte. „Und Du kannst bei Deinen geliebten Glocken den ganzen Tag verweilen.“

Aber Hermann lächelte nicht mit. Er drückte die Hand vor die Augen und stürzte hinaus. Die Familie ging aus einander, um die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Als der Nachtwächter zum ersten Male über den Liebfrauenkirchhof tutete, nahm Hermann Abschied von seinen bisherigen Wohlthätern.

„Deinen Ausgang segne Gott!“ sprach der alte Großvater.

Die Frau Henningin aber tröstete: „Wer weiß, wozu es gut ist!“

Und der Papiermüller sagte würdevoll: „Was der liebe Gott beschlossen hat, dagegen können wir nicht aufkommen.“

Denn dazumal wurde dem lieben Gott Alles zugeschoben, was an Leiden kam, wenn die Menschen sich auch selber oder einander gegenseitig das Kreuz gezimmert hatten. Und es war auch Brauch, daß die Kinder in tiefster Unwissenheit über die Vorgänge des Lebens gehalten wurden. Deshalb lagen Christel, Bastian und Benjamin in Gitterbetten und Wiege und erfuhren nichts davon, daß ihr treuer Spielgefährte und Wächter sich rüstete, von dannen zu ziehen.

„Hanne hat Wehtage in den Zähnen,“ entschuldigte die Mutter, als er einen fragenden Blick auf sie richtete.

Da sagte er mit erstickter Stimme Lebewohl und stieg nach seiner Bodenkammer hinauf. Mit Tagesanbruch sollte er in der Stille gehen. Sein Bündel mit seinen geringen Habseligkeiten an Wäsche und Kleidern lag geschnürt bei dem jungeichnen Wanderstabe.

An Schlaf vermochte er nicht zu denken. Er lauschte auf das Rauschen des Weißebaches, der, vom Jungferbrunnen hergeleitet, drüben in den Wasserthurm strömte, welcher durch eine Kunst die Brunnen der Stadt speiste, dann davon schäumte und die Mühle drehte. Er vernahm das Klappern des Mühlwerks, das jetzt nach den Feiertagen wieder anhub; der älteste Mühlknappe hatte es um die Mitternachtsstunde angelassen. Er sollte hinfort das Getön, unter welchem er herangewachsen war, nicht mehr hören.

Dasselbe kleine Lämpchen, mit dem Frau Henningin ihm dereinst herauf in die Kammer geleuchtet hatte, als er zum ersten Male hinter dem rothen Balkenwerke der Papiermühle schlief, stand auf dem grob zugehauenen Holzschemel. Er gedachte daran, wie geborgen er sich damals fühlte, als er, ein achtjähriges Kind, nach dem Tode seiner Eltern unter dem stattlichen Dache eine Zuflucht fand. Tage und Nächte hatte er einsam in der zerfallenden Hütte an der Mauer durchjammert, nachdem kurz hinter einander Vater und Mutter hinausgetragen worden waren, der Vater, muthwillig von einem Merodeschen Kriegtknecht erstochen, der zu seinem Vergnügen das Hüttchen spolirte, die Mutter vor Hunger und Kummer gestorben.

Da war Herr Henning gekommen und hatte ihn in die Papiermühle hinüber geholt. Der alte Papiermüller hatte gesprochen: „Deinen Eingang segne Gott!“ und Frau Henningin ihm das verweinte Gesicht abgewaschen und ein schwarzes Halstuch umgebunden, auf daß er wie ein ordentlicher Christenmensch um seine Eltern trauerte. Dann war der älteste Sohn Zacharias, der mehrere Jahre jünger war als er, in die Ofenecke geschlendert, in die er sich verschüchtert geflüchtet hatte, um die Schuhriemen von ihm sich festschnallen zu lassen.

Zuletzt war Hannchen herbeigetrippelt. Er meinte sie noch vor sich zu sehen, das kleine sechsjährige Mädchen, wie sie mit ihren bräunlichen Fäustchen den Zacharias bei Seite stieß, ihn aber an der Hand faßte und in die Fensternische führte, wo sie ein Plätzchen für ihr Spielzeug besaß, an das Niemand rühren durfte. Denn sie hielt auf ihre Stellung als Aelteste der Kinder so streng, wie das erstgeborene Gräflein in der Neidecke auf die seine. Dort mußte er sich zu ihr setzen, und er durfte mit ihrer Docke, ihrem Schüsselbrettchen spielen. Der erste Bissen, den er in dem neuen Heim genoß, war ein Stückchen Brod in Honig getaucht, das sie ihm auf ihrem kleinen Tellerchen vorsetzte. Und so war es geblieben all die Zeit her, sie hatte ihn immer in Schutz genommen. Und nun sollte das Alles wie nie gewesen

sein. Sie trennte sich von ihm ohne Abschiedsgruß. Es war also nicht die Milde eines zwar spröden, aber im tiefsten Grunde weichen Herzens gewesen, daß sie sich seiner angenommen hatte von Kindesbeinen an, sondern die Herrschsucht eines stolzen Sinnes, der den armen Jungen als sein Eigenthum betrachtete und seine Ehre darein setzte, ihn gegen den Willen der ganzen Sippe zu vertheidigen.

Es wurde ihm heiß. Die Bitterkeit quoll in ihm auf. Er hielt es nicht länger aus. „Ich will gehen. Es ist ja Allen recht, wenn ich fort bin auf Nimmerwiederkehr."

Er löschte das Lämpchen und stieg vorsichtig die finstere, aber wohlbekannte Stiege hinab. In den Schlafkammern war es still. Die Familie schlief steinfest nach des Tages Stürmen. Leise schlich er vorbei und die zweite Treppe hinunter. Aber sein Fuß stockte. Die Küchenthür stand offen; das Knistern eines Feuers tönte heraus, heller Flammenschein huschte über das roth und weiße Backsteinpflaster des Hausflures. Hermann warf einen Blick hinein. Da stand Hannchen am Herd. An der Kette über dem Feuer hing ein Kessel, in welchem sie eifrig mit einem Kochlöffel rührte, und dem Gefäß entströmte der würzige Duft von Bier, Ingwer und Zimmet. Ihre Augen richteten sich starr auf das Gebräu, und von Zeit zu Zeit rollte eine Thräne über ihre Wangen.

„Hannchen, warum weinst Du?" fragte er mit einer Stimme, in der Schmerz und Seligkeit bebten.

Sie sah auf und trocknete rasch mit der blauen Küchenschürze die Augen. „Ist es schon Zeit?" entgegnete sie in gepreßtem Tone. „Der Nachtwächter hat doch erst zwei Uhr gerufen. Eilt es Dir so sehr, von uns fort zu kommen? Aber ich dachte es mir und habe zeitig für Dein Warmbier gesorgt."

„Ach, Hannchen! Ich schmachte nach anderer Labung, als einem Frühtrunk," sagte er, und der ganze zurückgedrängte Jammer seines verwaisten Herzens brach hervor. „Schicke Du mich nicht sonder Trost und Theilnahme in die Welt hinaus. Dann will ich das Unrecht gern tragen, das Deine Sippe mir anthut."

Wieder kam das unheimlich getheilte Gefühl über sie: das altgewohnte Mitleid, das sie drängte, die flehend ausgestreckten Hände zu ergreifen und ihm ein tröstendes, liebreiches Lebewohl zu sagen, und eine neue Empfindung, die sie davor zurückscheuen ließ. Und wieder sprangen ihre Gefühle in Zorn gegen Den um, der ihr die ganze Widerwart auf die Seele gewälzt hatte.

„Du klagst uns an und hast doch das ganze Unheil angestiftet, das wir ausbaden müssen," schluchzte sie zornig. „Meinst Du, es sei ein geringes Ding, daß jetzo in der ganzen Stadt weiter nichts geredet wird, als: um die Hanne Henningin hat der Laufbursche aus der Papiermühle sich an dem Nicolaus Fischer vergriffen?" Sie quirlte den Trank, daß er hoch aufschäumte.

„Weinst Du deshalb?" fragte er mit schmerzlich zuckenden Lippen.

„Weshalb sonst?" fragte sie trotzig und goß das Warmbier in einen Zinnbecher.

In Hermann's Augen flammte es auf. „Verstehst Du so die Ehrbarkeit, daß Du meinst, es erwüchse Dir eine Schande, wenn Dein Name mit dem meinen genannt würde, der ich nichts gethan habe, als Dich vor Rohheiten gehütet, während es Dir nicht schade, wenn Dich ein Saufbold herumzieht wie eine gemeine Dirne? Hängt denn die Sittsamkeit einer Jungfer davon ab, ob selbige von einem reichen oder armen Manne angetastet wird?"

„Nicht von dem reichen, aber auch nicht von dem armen Manne lasse ich mich antasten," fuhr Johanne ihn finster an.

Er sah zürnend auf sie nieder. „Du weißt am besten, daß Dir der arme nie zu nahe getreten ist. Und wenn wir jetzt die Plätze wechselten, Nicolaus Dich in Schutz genommen hätte gegen Frechheiten des Hermann, wie würdet Ihr die Sache ansehen? Er wäre Euch so erhaben wie der große Christophel an seinem Haus, die Muhme Schmidtin posaunte sein Lob lauter aus als der Stadtpfeifer, wenn er das Neue Jahr anbläst, und Du würdest nicht wagen, ihm vorzuwerfen, er habe Dich in das gemeine Geschrei gebracht."

Ihr kluger Sinn konnte sich der Richtigkeit seiner Vorstellung nicht verschließen; aber ihr jähes Gemüth trug den Sieg über denselben davon.

„Das habe ich von meiner Mildigkeit," sprach sie bebend vor Zorn. „Darum bin ich allezeit gut gegen Dich gewesen, darum heut vor Thau und Tage aufgestanden, daß Du mich abcapitelst wie einen Abcschützen. Ich wollte, ich hätte mich niemalen um Dich gekümmert, so sollte ich wohl in guter Ruh jetzo sitzen."

„Selbige Ruhe wird Dir von nun an ungetrübt zu Theil werden," sprach er todtenbleich. „Du wirst mich los. Behalte Dein Warmbier; ich will nichts mehr von Dir." Er wandte sich zu gehen.

Da erhaschte sie seine Hand. Stockend, aber sorgenvoll, wie in alter Gewohnheit, kam es über ihre Lippen: „Warum willst Du Dich den Fährlichkeiten einer nächtlichen Wanderung aussetzen? Freireiter und Wegelagerer streifen immer noch durch das Land."

Er schüttelte sie rauh ab. „Wer fragt darnach," lachte er bitter, „ob solch ein armer Hiob hinter der Hecke stirbt? Aber es hat keine Noth. Die Faust des Laufjungen ist stärker als die des reichen Brauherrn. Ich will Niemand rathen mit ihm anzubinden, so wenig im freien Felde als unter den Linden des Maienfestes." Und mit raschen Schritten war er an der Hausthür, hob den versperrenden Balken weg, stieß den Riegel auf und eilte durch die noch stillen Straßen dem nahen Pförtlein zu, das der Wächter ihm gegen den Thorpfennig öffnete.

Im matten Dämmerschein der kurzen Sommernacht schritt er auf der schwanken Holzbrücke über den dunklen Wassergraben und durch die lustige Umgebung von Lindengängen und Rosengärten hinaus auf die Erfurter Straße. Im Osten röthete sich der Himmel; in den Feldern, die weithin wie ein silbern glänzendes Meer in der frischen Morgenluft wogten, begannen die Lerchen ihren Sang, von den Thürmen tönte die dritte Stunde. Hermann lauschte, wie eine Uhr nach der andern die drei Schläge erschallen ließ, wie der Hall verschwebte.

„Die Glocken klingen anders, wenn sie Scheidestunden schlagen," flüsterte er. Dann wanderte er mit weit ausgreifenden Schritten den staffelförmig über einander aufsteigenden Hügeln zu, die der ferne Steigerwald krönte, hinter welchem die Stadt Erfurt lag.

„Ich sage Dir, die Weibsen sind alle mit einander keinen Dreiheller werth; schlage sie Dir aus dem Sinn!" sprach Vetter Eberhard zu dem Sohn seiner weiland Muhme Zimmermannin.

Es war ein Mond dahingegangen, seit dieser Einspruch in der Junggesellenwohnung Eberhard's gehalten hatte und freundvetterlich von ihm empfangen worden war. Hermann mußte sein Losament bei ihm nehmen und wurde dann in die berühmte Glockengießerei von Möhring selig Wittwe eingeführt. Selig war nur Meister Möhring. Seine Wittib aber, eine frische Frau in ihren besten Jahren, gedachte noch einige Zeit zu warten, bevor sie ihm in das bessere Leben nachfolgte. Einstweilen führte sie das Geschäft weiter. Ihre rechte Hand dabei war Eberhard, der, obwohl er nur ein armer Bauernjunge aus Bittstedt bei Arnstadt war, schon unter Meister Möhring zum Obergesellen sich emporgeschwungen hatte.

Jetzunder arbeiteten die beiden Schwarzburger gemeinsam in der kurmainzischen Stadt, und in dem Augenblicke, da der wackere Junggesell seinen scharfen Ausspruch that, standen sie in dem Gießhause und waren beschäftigt, auf einer mächtigen Wage, die von dem verräucherten Gebälk herabhing, Kupfer und Zinn zur Glockenspeise abzuwägen. Am entgegengesetzten Ende der nur von luftigem Dach überwölbten Halle mauerten Gesellen in der Dammgrube aus Ziegelsteinen ein kreisrundes Fundament für die Glockenform; andere kneteten in einem Fasse Lehm und Flachsschäben mit Wasser, daraus die Form gebildet werden sollte.

Es störte die Vettern Niemand; bei harter Pön war den Leuten untersagt, heranzutreten. Die Geheimnisse des Glockengusses wurden streng gewahrt, und der Obergesell, der von dem kränkelnden Meister Möhring in ihnen unterwiesen worden war, gestattete nur seinem jungen Versippten Kenntniß davon zu nehmen.

„Auf hundert Pfund Kupfer müssen wir sechsundzwanzig Pfund Zinn abwiegen," belehrte er ihn; „denn es wird eine kleine Glocke. Sollte sie groß werden, brauchten wir ein paar Pfund weniger von dem weichen Metall, wie auch der Mann fester von der Natur gebildet wird denn das Weib. Wenn diese unvollkommenen Creaturen unseres Herrgottes, die in Haube und

Schürze um uns herum trippeln, solches nur einsehen und sich friedsam fügen wollten. Dann würde Alles zusammenklingen auf unserer Erdenwallfahrt wie Klöppel und Glocke. Aber statt dessen querutiren sie gegen unsere wohlbedachten Anschläge und Verordnungen. Ich habe sie kennen lernen. So mein guter seliger Meister gerade keinen Pfennig im Säckel hatte, wollte sie" — er deutete mit dem Daumen hinter sich wie immer, wenn er von der Gießerin sprach, als sei sie allezeit gegenwärtig, aber stets respectvoll nur in seinem Gefolge — „wollte sie in die Fingerlingsgasse gehen und an jeden Finger ein Ringlein sich kaufen. Und wenn er am grünen Montag zum Innungsfest mit Schmieden, Schlössern und Sporern an den Steiger ziehen und auch einmal sich erlustiren wollte, legte sie sich in's Bett und klagte, sie sei unpaß. Beim Anschauen solchen Ungeschicks habe ich allen Liebes- und Ehegedanken Valet gesagt und mein Herz gänzlich an die Glocken gehangen. Thue also! Sie vermögen wohl eine Frau zu ersetzen. Sie rufen mich zum Morgengebet, zum Mittagsmahl und zur Ruhe. Und was die Schrullen betrifft, sind sie echte Weiberleute. Wenn sie an einen Ort sollen, dahin sie kein Begehren tragen, machen sie sich schwer. Sie stürzen sich lieber in's Wasser, und sollten sie gleich eine Brücke zerbrechen, als daß sie sich fügen. So ihnen aber ihr Wille geschieht, werden sie federleicht. Wenn sie nicht wollen, thun sie den Mund nicht auf, wird ihnen aber Stillschweigen auferlegt, und sie meinen ein Recht zum Reden zu haben, schlagen sie an, dem Kirchenvorstand und der Geistlichkeit zum Verdruß, wie solches bei unehrlichen Begräbnissen fürgekommen ist. Ja, es ist traurig zu sagen: sie zerplatzen zuweilen vor Widerstandsgeist. Es giebt auch eine Glocke im Lande Arragonia, welche behauptet, Alles vorher zu wissen, und durch ihr Anschlagen die Leute ängstigt. Man sagt, es sei einer der Silberlinge in sie geschmolzen, um die unser Herr und Heiland verkauft ward, und ein Engel ihr Pathe gewesen. Aber glaub' es nicht: Es ist ihre Weiberart. Rufen selbige nicht allezeit: ich hab' es voraus gesagt? Und zu Eisenach auf St. Georg haben sie einen Unhold, der nur ein kläglich Geheul von sich giebt. Es geht die Rede, die Glocke sei aus schlechtem Metall, aus bleiernen und eisernen Töpfen und Flaschen gegossen worden, welche die Eisenacher auf ihrem Kriegszug in Meißen erbeuteten, aber ich fürchte: sie ist ein nachtrotzendes Weib, das ihren Eroberern die Widerpart hält."

„Vielleicht verschmähte der Himmel den Ruf von einer so blutigen Zunge und lieh ihr den unholden Klang," bemerkte Hermann.

Aber Eberhard schüttelte überlegen den Kopf. „Da bist Du sehr auf dem Holzwege. Im Himmel ist über nichts so große Freude als über einen bekehrten Sünder. — Die Maria Gloriosa aber auf dem Dom, vor deren Hauch Alles erbebt, ist wie eine große Königin, zum Exempel die Christine von Schweden, die leider Gottes auch die Hosen an hat. Und die Lügenglocke auf der Hochstraße von Gent, die einmal zu früh, einmal zu spät läutet, und die Leute vexirt, ist wie die Muhme Schmidtin in Arnstadt. Die böse Zunge hat einstmals behauptet, ich sei ihr als junger Bursch nachgelaufen und sei doch nur aus Siltstedt gebürtig, wofür ihr von Rechtswegen zudictirt werden müßte, den Lästerstein zu tragen. — Nun sage selbst: Mehr hast Du auch nicht an einer Frau."

Hermann lächelte trübe. Der Ohm meinte es gut; aber wie war es möglich, das heiß klopfende Herz mit solchen Fürstellungen einzulullen? So sehr er an den Glocken hing — schöner als der röthliche Glanz des heiligen Geräthes waren die rothen Lichter, die über Hannchen's braunes Haar liefen, und klingender und lieblicher als die hellste Glocke tönte ihre Stimme in seiner Erinnerung, wie sie in früheren Tagen ihre ungerechte Sippe von ihm scheuchte gleich bösen Geistern.

Auch Eberhard's Gedanken waren nicht gänzlich von den Glocken erfüllt. Er schaute durch die weitgeöffnete Fensterluke hinaus in den Hof. Dort scharwenzelte in kurz geschürztem Rock und aufgestreiften Aermeln die runde Wittib umher und nahm getrocknete Wäsche von den Leinen. Sorgfältig legte sie die Handquehlen und Bettlaken zusammen, indem sie die langen Tücher unter das weiße Doppelkinn klemmte. Eberhard folgte ihrem Blick, der zu Hermann hinüberblinzelte.

„Ich glaube gar! Verdammtes Weibervolk!" knarbelte er zwischen den Zähnen. „Wenn man denkt, man hat sie am Kopf, hat man sie am Schwanz. Laß mich einmal an's Fenster, Hermann." Er schob seine breiten Schultern vor den jungen Mann und lachte grimmig, als sie, ein Bündel Wäsche in den rosigen, mit Grübchen gezierten Armen, durch die rundbogige Hausthür verschwand. Mißtrauisch lugte er seinen Vetter an. Aber der hatte die Augen niedergeschlagen und summte schwermüthig das Volkslied:

„Ach Scheiden, immer Scheiden!
Und wer hat dich erdacht?
Du hast mein junges Herze
Aus Freud in Trauer bracht."

Er hatte sich verändert in den vier Wochen. Das heitere Lachen war von den Lippen verschwunden und über den Augenbrauen lag ein düsterer Zug. Eberhard beruhigte sich. Es hatte keine Noth mit dem jungen Vetter und der Wittib.

Da ertönte das Schellen zur Abendmahlzeit und machte dem Sinniren der beiden Männer ein Ende. Die Leute stellten die Arbeit ein. Eberhard verschloß eigenhändig das Gießhaus und Beide begaben sich nach ihrer Wohnung im Hinterhaus, um von dem Werkeltagsstaub sich zu säubern. Stattlich gingen sie aus ihrem Losament hervor, wie ein älterer und jüngerer Bruder zu schauen, in sauberen Tuchröcken, die Besätze und Schlingen von farbigen Borten zeigten, die hohen Stiefeln mit Scharlachtuch ausgeschlagen. Sie schritten über den Hof, in welchem die rußige Gießhütte mit mächtigem Schornstein sich erhob, hinüber nach dem Wohnhaus.

Alles sah verräuchert und verstäubt aus: das Pflaster des Bodens, die Wände des Hauses, sogar die runde Meerzwiebel auf dem Fensterbrett vor der Stube der Meisterin. Nur sie selbst war frisch. Sie stand auf der Schwelle, den Fuß im ausgekappten Schuh weit vorgesetzt, daß man sehen konnte, der Strumpf saß straff auf wie das Fell einer Trommel. Die gesteifte Haube war mit einem Silberpfeil auf die blonden Haare festgesteckt, und das rothwangige Gesicht ruhte auf der mächtigen gefältelten Halskrause wie ein wohlgerathener Kloß auf zierlicher Schüssel.

Der Obergesell stapfte mannlich auf sie zu. Aber sie sah zerstreut an ihm vorüber, seinem Neffen entgegen. Da stieg dem alten Junggesellen das Blut in die Stirn.

„Ihr thätet wohl, ein demüthiges Gebet zu sprechen, auf daß der Guß der Glocke, den wir vorbereiten, wohl gelingen möge, statt daß Ihr Euch hoffährtig aufwichst wie eine Frau Potiphar."

Wie die Kugel aus einem Arkebusierrohr zischte das Wort zu ihr hin. Sie schrak sichtlich zusammen, trat in den weiten Hauserden zurück, wo die Tafel gedeckt war, und schritt nach ihrem Ehrenstuhl am oberen Ende derselben.

Eberhard folgte ihr und nahm zu ihrer Rechten seinen Platz ein. Im nächsten Augenblick schlug er mit beiden Fäusten auf seine Kniee; sie beliebte eine Aenderung in der Reihenfolge der Tischgenossen zu machen. Zu ihrer Linken winkte sie statt des zweiten Gesellen Hermann heran, indem sie ein duckmäuseriges Gesicht machte und sprach: „Ihr sagt doch selbst, werther Obergesell, daß er lesen und schreiben kann und Euch im Nothfall zu vertreten vermag."

Die übrigen Leute reihten sich an. Die Mägde trugen die Schüsseln auf. Es gab Bussbohnen mit Speck. Sie begann vorzulegen. Auch hier wurde Hermann's Schüssel wohl gefüllt. Es zuckte hier spöttisch um seine Lippen: für seinen Magen waren die Frauen redlich besorgt. Auf des Vetters Stirn aber stand ein gräuliches Donnerwetter. Er schürzte verächtlich die Lippen.

Als die Meisterin ihm seine Schüssel reichte, sprach er hochfahrend: „Dieses Gericht wissen wir Arnstädter nicht zu schätzen. Ich will nicht sagen, welche Gottescreatur wir in unserer guten Stadt mit dieser Feldfrucht speisen. Wir ziehen eine vernünftige Wurst vor."

Sie löste den Schlüsselbund vom Gürtel und ging nach der Speisekammer, von wo sie mit einer großen Wurst zurückkehrte.

Eberhard hob die Nase. „Seit wir Arnstädter Anno Dazumal — es ist dreihundert Jahre her — unter des barmherzigen Gottes Beistand die Juden in Arnstadt gänzlich vertilgt haben, ist für Knoblauch kein Platz mehr in unserer ehrenfesten Stadt."

Sie lief abermals fort, erstieg abermals die hohe Leiter nach dem Wursthaken, roch an allen Würsten und brachte endlich mit

glühend erhitztem Gesicht einen Schinken getragen, der keine Bekanntschaft mit dem kräftigen Lauch gemacht hatte. Eberhard ließ sich herab, denselben anzuschneiden; aber noch runzelte er finster die schwarzen Brauen.

„Hast Du endlich einen Vers für die neue Glocke zurechtgeschmiedet?" brummte er seinem Neffen zu. „Die Ohrdruffer wollen durchaus, daß sie wieder wie die alte Glocke Susanne genannt werde."

Hermann sah auf mit einem tief traurigen Blick. Und doch spielte es wie ein leises Lächeln um seine Lippen, als er sprach:

„Anna Susanne,
Zu Arnstadt will ich hange."

Die Tischgesellschaft saß mit offenem Munde, voran die Meisterin. Der Obergesell lachte so schallend, daß es in dem gewölbten Hauserden widerhallte. „Getreu wie eine Glocke. Aber der Reim paßt nicht. Was sollten die Ohrdruffer sagen, wenn ihre Glocke allezeit nach Arnstadt sich sehnte? Ja, die liebe Jugend! Der gehet der Verstand mit dem Herzen durch. Ich habe derweilen vorgesorgt und ein tapferes Verslein gefunden. Merket auf!

Ich heiße Susanna
Und treibe die Teufel von danna."

Er sah sich martialisch um. „Nun, gesegnete Mahlzeit! Wir sind gesättiget und wollen gehen." Er winkte Hermann zu. Beide sprachen leise ihr Tischgebet und gingen. Die runde Wittib ließ die Hände in den Schooß sinken.

Drüben in der Hinterstube langte Eberhard von der Kannerücke eine Büchse mit dem neuen Kraute Tobak und eine Thonpfeife herunter, stopfte dieselbe und brannte sie an. Er als ungeplagter Junggesell konnte es sich gestatten, das schöne Geld in die Luft zu blasen. Hastig paffend schritt er in der Stube auf und ab, an deren niedriger, von Balken durchzogener Decke der grau gesprenkelte Kopf des stattlichen Mannes fast anstieß, und schalt: „Ich will sie lehren Buffbohnen kochen! Ich bin nicht ihr baufälliger Ehegespons, der nimmer daran dachte, daß Manneshand oben bleiben muß. Schaffe Dir auch eine Pfeife an, Hermann! Sieh, ich rauche nur ihretwegen —" und wieder deutete er mit dem Daumen hinter sich. „Es sieht großmächtig aus und stößt ihr Respect ein, und wenn sie wider mich mutzen will, mache ich eine Rauchwolke; da muß sie pusten und niesen und kann nicht schwatzen." Die Wallung seines Geblütes legte sich allgemach bei diesen Betrachtungen. „Wir wollen in die ‚Hohe Lilie' gehen und einen guten Trunk thun," ordnete er heiter gestimmt an. „Es sind Fuhrleute angekommen mit mancherlei Waaren. Mein Tobak geht zu Ende, und ich will sehen, ob ich handelseins werden kann. Im Tobakskrämchen auf der Krämerbrücke muß man den gemalten Brasilianer auf dem Schild mit bezahlen. Ich will Dir auch die Stätte in der Herberge zeigen, wo Doctor Luther, glorreichen Gedächtnisses, gesessen hat, als Junker Jörg verkleidet, und Gustavus Adolphus und noch viele Potentaten."

Es war ein warmer Sommerabend. Die Sonne sank hinter die Severihöhe hinab, daß die Thürme des Domes und die dicken Rundthürme an der erzbischöflichen Residenz, welche das Krummhaus genannt wurde, wie auf Goldgrund sich abhoben, und die Kreuze auf den drei Spitzen der St. Severikirche gleich Flammen loderten. Lautes Getümmel wogte auf dem Platze, dem die berühmte Herberge der Stadt ihren spitzen Giebel zukehrte. Aus den aufgeschobenen Fenstern schauten zechende Gäste. Die mächtige rundbogige Pforte, neben welcher die aus Schmiede-Eisen zierlich gearbeitete Hohe Lilie aufgerichtet stand, war weit geöffnet. Unter dem Tonnengewölbe des Hausflurs und im langen schmalen Hof hatten die Fuhrleute ihre Wagen geborgen. Krämer lasen aufmerksam die Frachtbriefe, in denen ihre Häringstonnen unter Gottes und des Fuhrmanns Geleit gestellt waren, dem Brauche der frommen Zeit gemäß.

„Feilsche um die Fracht darfst Du net!" sagte der Frankfurter, welcher einen wohlverpackten Ballen Seidenstoff ablud und mit einem kleinen Mann verhandelte, den der breitkrempige spitze Hut und der gelbe Ringkragen als Juden bezeichneten. „Hab einen fährlichen Weg hinter mir. Im Spessart treiben Schnapphähne Räuberei, und danach hat mich noch im Hessischen der vierbeinige Schelm, der Wolf, molestirt, als welcher wieder drauß auf der Landstraß Mensch und Vieh überfällt."

„Solcher Fährnisse muß Jeglicher sich gewärtigen, den seine Hantierung aus den Mauern der Stadt hinausführt," meinte der Frankenhäuser Salzfuhrmann. „Bin auf meinem Weg Landreitern begegnet, so auf einen Haufen Marodebrüder vigilirten, die Bilzingsleben überfallen und geplündert hatten. Sie erzählten von dem Anführer derselben als von einem baumlangen Kerl mit Silberringen in den Ohren, schier so groß als ein Pflugrad, und einer goldnen Kette, die neunmal um den Hals geht. Vor seinem gräulichen Scharmuzieren hegten die Landreiter eine große Furcht, und sie dankten Gott, als die Bande von selbst aus dem Lande verschwand."

„Ist ein elendes Land, das deutsche Reich itzo," meinte der Straßburger, mit dem Eberhard um ein Päckchen Tobak handelte. „Derweilen sitzen sie anderwärts um so geruhiger. Gab ein Kaufherr, der vor wenigen Monden mit einem Schiff von Basel zu uns kam, die ergötzliche Historie zum besten, wie im Lande Helvetia die Käfer und Engerlinge vor Gericht geladen und inquiriret worden seien, aus was Ursach sie die Felder verwüsteten. Und dieweil sie wegen Kleinheit ihrer Gestalt fast unverantwortlich sind, hat ein Rechtskundiger für sie gesprochen und ihnen auch wirklich ein Stück Feld zur Nutzung erstritten. Müssen in selbigem Lande die Richter wenig zu schaffen haben."

„Nu eben," nickte der Fuhrmann aus Leipzig, der Bücherballen an den Buchhalter vom Anger ablieferte. „Da schlägt sich unser guter Professor und Hofrath Carpzovius mit anderen Missethätern herum. Der hat zwanzigtausend Todesurtheile gegen Räuber, Mörder und Hexen gefällt und nach jeglichem das heilige Abendmahl genommen."

Der Buchhalter öffnete einen Bücherpacken. „Seht," sprach er, „dieser Folioband ist sein Inquisitionsproceß. Mit welch schönen Bildern von Galgen, Rad und Scheiterhaufen ist er verziert! Das ist etwas für den Herrn Rathssyndicus. Und da sind Flugschriften mit fürtrefflichen Rathschlägen, wie man sich die Schweden vom Halse schaffen kann, und hier eine Verwarnung für das Volk vor den Schlaraffenkleidern und Affengeberden der Franzosen, als welche sich überall mausig machen."

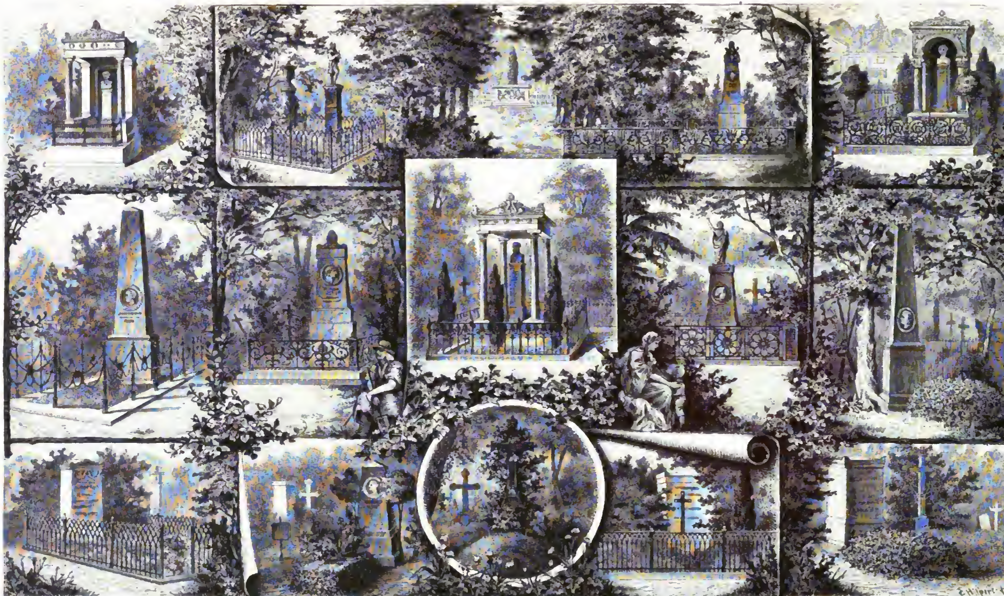
(Fortsetzung folgt.)

Aus dem stillen Berlin.

Wie viel Lobendes ist in den letzten Jahren über Berlin und dessen Entwickelung zur Großstadt geschrieben worden! Und mit Recht: denn Berlin ist nicht allein die Metropole des neuen deutschen Reiches, sondern auch der Ausgangs- und Sammelpunkt des geistigen, socialen und industriellen Lebens von ganz Deutschland.

Nur wenige Jahrzehnte sind nothwendig gewesen, um die Königsstadt an der Spree in eine Weltstadt umzuwandeln. Wie ein Schmetterling seinen grauen Puppensarg, hat sie den Gürtel ihrer morschen Ringmauern, zerfallenden Thore und mit Sumpfwasser gefüllten Gräben, der die Straßen und Plätze eng und verdüsternd umschloß, zersprengt und ist im Laufe von fünfzig Jahren im Schmucke monumentaler Bauten, stilvoller Villen und künstlerisch gelungener Denkmale erschienen. Diese glückliche Metamorphose dankt Berlin nicht allein der goldenen Gunst politischer Verhältnisse und großer Siege, durch die es die Residenz des Kaisers von Deutschland geworden ist, sondern auch einer auserlesenen Schaar von Männern, die, in seinen Mauern lebend, ihr volles Wissen und Können eingesetzt haben, um die im Auslande wegen ihrer Schlichtheit und ihres Mangels an Naturschönheit vielverspottete Spreestadt zu dem umzugestalten, was sie heute ist, zur von Fremden vielbesuchten, bewunderten Weltstadt.

Wie Wenige gedenken heute, inmitten des blitzhaftigen Getriebes der Großstadt, deren Signatur das „Schnell vergessen" ist, dieser Männer, die den Keim zur geistigen, industriellen und baulichen Blüthe von Berlin gesäet haben! Die Meisten derselben stehen zwar in Standbildern und Büsten verewigt auf den Plätzen und Straßen der Stadt; aber diese Ehre schützt sie nicht



J. H. Strack, * 1805, † 1880.
A. Boeckh, * 1785, † 1867.
Eduard Gans, * 1797, † 1839.

J. G. Schadow, * 1764, † 1850.
P. Chr. W. Beuth, * 1781, † 1853.
H. Schievelbein, * 1817, † 1867.

Joh. J. Cantian (Hauptallee), † 1819.
J. K. Borsig, * 1804, † 1854.
A. F. E. Langbein, * 1757, † 1835.

K. F. Schinkel, * 1781, † 1841.
Chr. Rauch, * 1777, † 1857.
C. W. von Hufeland, * 1762, † 1836.

F. A. Stüler, * 1800, † 1865.
Joh. G. Fichte, * 1762, † 1814.
G. W. F. Hegel, * 1770, † 1831.

Auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof in Berlin.

Originalzeichnung von E. Hilpert.

vor dem Verhängnisse, daß schon die heutige Generation, obwohl ihr die Namen dieser Männer geläufig von den Lippen klingen, vergessen hat, was Dieser oder Jener von ihnen für Berlins Entwickelung gethan und wodurch er sich unvergeßbare Verdienste um dasselbe erworben hat.

Ihre Leiber sind auf dem alten Dorotheenstädtischen Friedhofe eingesargt und liegen dort im Schatten mehr oder minder prächtiger Denkmale, die ihre Grabstätten zieren.

Der Dorotheenstädtische Friedhof weitet sich, im Norden von Berlin, an der Markscheide, welche die laute, dem Gewinne und Genusse rastlos nachjagende Großstadt von jenem Stadttheile trennt, der das „Arbeiterviertel" genannt wird.

An seinen Mauern branden die letzten Wogen des ewig schäumenden Weltstadtlebens und in die Sabbathsruhe, die über ihm gebreitet liegt, tönen der Hammerschlag und das Dampfgezische aus den Werkstätten des „Arbeiterviertels".

Von der Chausseestraße, die heute der belebteste Verkehrsweg im Norden von Berlin ist und mit ihren riesigen Fabrikgebäuden, Hunderten von Arbeiterhäusern und vielhöfigen Casernen eine Stadt für sich bildet, führt eine von dichtbelaubten Lindenbäumen überschattete, enge Gasse links ab — zum stillen Berlin, in die Ruhe des Dorotheenstädtischen Friedhofes.

In der Mitte desselben, der mit seinen hängenden Eichen, breitastigen Linden und dichtlaubigen Flieder- und Epheubüschen einem Hain gleicht, ragt ein riesiger Sarkophag, der, in antikem Stil gebaut, die Gebeine des Steinmetzmeisters Johann Joachim Cantian birgt. Verdienst Cantian's, das ihn der Erinnerung der Nachwelt werth macht, war die Anlage der ersten großen Steinmetzwerkstätte in Berlin und der Ankauf von riesigen Marmor- und Sandsteinblöcken, die er für Jahre in Magazinen aufstapelte. Als später Schinkel seine genialen Bauten auszuführen begann, fand er in den Steinlagereien des Steinmetz Cantian eine fast unversiegbare Quelle des edlen Materials, dessen er zum Schmuck seiner Schöpfungen bedurfte.

Dicht neben dem Sarkophag, unter dem Cantian ruht, erhebt sich ein Obelisk aus rothem Sandstein, in dessen Mitte das Medaillon, in Reliefform, des aus Cleve stammenden großen Förderers der Berliner Industrie, Peter Christoph Wilhelm Beuth, eingefügt ist. Das ganze gewerbliche Leben in Berlin dankt ihm seine Entwickelung und heutige Blüthe; Beuth ist der Gründer des Gewerbe-Instituts, der Bauschule und Baugewerkschule in Berlin. Als Director der Abtheilung für Handel und Gewerbe hat er im Staatsdienste Hervorragendes gewirkt.

Von der Mitte des Friedhofes laufen zahllose, dunkelbesandete Wege, wie die Falten eines Riesenfächers, gegen die Grüfte und Gräber aus, die sich gleich grünen Wogen auf dunkler See im Todtenfeld wölben.

Ein breiter Weg führt südwärts zum Grab, in dem Karl Friedrich Schinkel eingesargt liegt. Geboren am 13. März 1781 zu Ruppin in der Mark Brandenburg, verlebte Schinkel den größten Theil seines Lebens in Berlin, das er im wahrsten Sinne des Wortes „umgestaltet" hat. Als Vertreter der streng classischen Richtung im Baufach schuf er im Museum, mit der prächtigen Façade und imponirenden ionischen Säulenhalle, im königlichen Schauspielhaus, im jetzigen Palast des Kaisers, in der Schloßbrücke ꝛc. Bauten, in denen sich die reine Form der griechischen Architektur wiederspiegelte, und wurde der Gründer einer Schule, die noch heute in Berlin und in ganz Deutschland als mustergültig bewundert ist. Er starb am 9. October 1841.

Ueber dem Grabhügel Schinkel's steht auf einer Pyramide aus Porphyr ein Genius, der über dem Reliefbild des großen Todten Lorbeer- und Epheukränze hält. Im Sockel der Pyramide sind die Worte eingegraben:

„Was vom Himmel stammt,
Was uns zum Himmel erhebt,
Ist für den Tod zu groß,
Ist für die Erde zu rein!"

Wenige Schritte vom Grabe Schinkel's entfernt liegt Christian Rauch aus Arolsen begraben. Seine Künstlerlaufbahn begann derselbe als Lehrling eines Töpfers und als Hoflakai des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen; die Stunden, die ihm von seinem Lakaiendienst frei blieben, verbrachte er im Atelier des Bildhauers Schadow. Wilhelm von Humboldt wurde in Rom sein Protector und bewog den König, Rauch mit der Anfertigung der Statue der Königin Louise zu beauftragen. Rauch hat durch die Schöpfung dieses Steinbildes, welches im Mausoleum zu Charlottenburg aufgestellt ist, seinen Ruf als Bildhauer begründet. Er erschloß, während er in Italien weilte, die Marmorbrüche von Carrara für die deutschen Künstler und bewog den König zum Bau des Museums in Berlin.

Ein Sockel aus rothem Marmor ziert das Grab Rauch's, in die Mitte desselben ist das Portrait des großen Bildners mit den scharf hervortretenden Zügen in Erz gegossen eingefügt. Zu seinen Füßen steht der Spruch:

„Der Friede Gottes sei mit ihm!"

Neben Rauch's Grabstätte erhebt sich ein nischenartiger Bau, dessen in dorischem Stil gehaltenes Dach auf zwei mit korinthischen Knäufen gezierten Säulen ruht. In der Nische steht auf einem dunkelfarbigen Sockel die Büste des Architekten Friedrich August Stüler, der, ein Schüler Schinkel's und mit Vorliebe dem italienischen Renaissancestil zugethan, als Erbauer der Börse in Frankfurt am Main und des neuen Museums zu Berlin hervorragend bekannt ist. Er starb in den ersten Tagen des März 1865.

Ein schmaler Pfad führt zwischen Hänge-Eichen und Taxusbüschen zum Grabmal seines „Collegen mit dem Richtscheit", des Baumeisters Johann Heinrich Strack. Das Siegesdenkmal und die Nationalgallerie, sowie die St. Petri-Kirche in Berlin, die er im Laufe der letzten Decennien erbaut hat, haben seinen Namen in Berlin verewigt. Ueber die Grenzen des Weichbilds der Großstadt hinaus ist Strack durch die Entdeckung des Dionysos-Theaters an der Akropolis in Athen bekannt geworden.

Dicht an der Grabstätte Rauch's ragt, auf vier schlanken Säulen ruhend, ein Tempel aus weißem Marmor, in dessen Mitte auf einem Sockel aus Porphyr die Bronzebüste des Industriellen Johann Karl Borsig steht. Ein Breslauer von Geburt, begründete er in Berlin 1837 eine Maschinenbau-Anstalt, in der er besonders Locomotiven bauen ließ, die ihm und seinen Fabrikaten einen Weltruf erwarben. Borsig starb als Millionär. Wenn man, vor seinem Grabe stehend, die Blicke in die Ferne erhebt, so sieht man über die Friedhofsmauer die hohen Schlote jener Fabrik emporragen, die Borsig vor dem Oranienburger Thor einst erbaut hat.

Abseits vom Weg, zwischen dichten Epheuranken und Fliederbüschen versteckt, liegt die Grabstätte von Eduard Gans. Er war Professor der Jurisprudenz an der Berliner Universität, der dem modernen Recht eine freie Bahn brach, und hierin ein kritischer Gegner Savigny's, der die historische Schule repräsentirte. Freisinn und mächtige Beredsamkeit zeichneten Eduard Gans besonders aus. Um ihn gruppirte sich die Schule der Jugend, die sich abwendete von den der Reaction dienenden Lehrern der Universität. Gans hat den Umschwung nicht erlebt, der mit dem Regierungsantritt des Königs Friedrich Wilhelm IV. eintrat, aber er hat denselben in einer Weise vorausgesehen und verkündet, daß manche seiner Sprüche wie prophetische Offenbarungen ihn überlebten.

Nahe dabei ruht der Verfasser der „Makrobiotik" (Lebensverlängerungskunde), Christoph Wilhelm von Hufeland, der durch seine Schriften heute noch der populärste deutsche Arzt ist.

Ein einfaches, verwittertes Eisengitter umschließt einen Sockel aus grünschillerndem Syenit, auf dem die nur wenig Fuß hohe Bronzestatue des Bildhauers Johann Gottfried Schadow steht. Am Fuße desselben wölbt sich sein Grabhügel. Schadow ist ein Berliner Kind und in der Bildhauerei der Vertreter einer durchaus realistischen Richtung; nachdem er, aus dem Handwerkslehrling zum Künstler sich emporringend, Bildhauer geworden war, brach er mit den Traditionen der Sculptur aus der Zopfzeit, die als Bekleidung der Statuen nur das antike Gewand gelten ließen, und schuf die Portraitplastik, die der Person, welche sie conterfeit, jenes Kleid giebt, das sie im Leben getragen hat. Nach seiner Ansicht „durchdringt der Charakter einer Persönlichkeit auch dessen Kleid". In dieser Richtung hat Schadow eine reformatorische Rolle als Bildhauer gespielt. Seine bekanntesten Werke sind die Statue des General Zieten in Berlin, das Luther-Bild in Wittenberg und die Quadriga, welche das Brandenburger Thor zu Berlin krönt.

Am Ende der Friedhofmauer, im Süden, ragt weithin sichtbar eine Pyramide aus Eisenguß. Sie steht über dem Grabe des Philosophen Johann Gottlieb Fichte. Ein Eichenkranz umrankt

sein vergoldetes Reliefbild; am Fuß der Pyramide steht die Inschrift:

„Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie Sterne immer und ewiglich.
Prophet Daniel XII., 3."

Sein ruhmreichstes Werk, der Aufruf an die deutsche Nation, inmitten der trostlosen Epoche der französischen Fremdherrschaft, strahlt in unseren Tagen wie eine Prophetenstimme helle Lichter der nationalen Regeneration aus, obwohl mehr als ein halbes Jahrhundert über seinem Grabe dahinging, bevor die Ideale begonnen haben sich zu verwirklichen, die er geschaut.

Gegenüber der Ruhestätte Fichte's, wie verschwindend im Schatten von dessen Grabpyramide, steht ein schmuckloser, einfacher Stein; er trägt die Inschrift:

„Georg Friedrich Wilhelm Hegel, geboren 27. August 1770, gestorben 16. November 1831."

Er war der Gründer einer speculativen Philosophie, die mit weltumfassendem Blick den Ursprung und das Ende der Dinge zu erforschen suchte. Abhold der realen Weltanschauung hat er eine Vertiefung der Denkkraft in die Wissenschaft eingeführt, welche die vielen philosophischen Systeme vor ihm überragt.

In dem Labyrinth von Grabstätten, das sich nach der Tiefe des Friedhofes hinzieht, liegt der Berliner Bildhauer Friedrich Hermann Schievelbein begraben. Er schuf besonders hervorragende Reliefcompositionen, so z. B. den Untergang von Pompeji im Neuen Museum und einige Gruppen auf der Schloßbrücke zu Berlin. Er starb als Professor an der Akademie zu Berlin. — Eine Pyramide aus rothem Sandstein erhebt sich über dem Grabe des Alterthumsforschers August Boeckh, dessen Wiege in Karlsruhe stand; ihm, dem berühmten Professor der Philologie an der Berliner Universität, galt sie „als die geistige Reproduction des gesammten classischen Alterthums" und er hat den ersten Anstoß gegeben, daß ihrem Studium eine größere Aufmerksamkeit zugewendet und sie selbst einer tieferen Auffassung gewürdigt worden ist.

Im nördlichen Theile des Friedhofes, wo einst die Armuth ihre Todten bestattete und der heute verfallen liegt, hat die üppig wuchernde Natur über die Grabkreuze und eingesunkenen Hügel ein dichtes, grünes Netz von Ranken und Strauchwerk gesponnen; der Epheu erhebt hier seine knotigen Wurzeln zu aufstrebenden Aesten und ist baumhoch emporgewachsen. Weiches Moos liegt zwischen den Furchen, welche die Grabhügel säumen, und in den Büschen des Flieders, der seine blauen Dolden wie einen violettfarbigen Schleier über die Gräber hängt, nisten ungestört Singvögel und Eichhörnchen. Inmitten dieser grünen Wildniß ragt ein Kreuz aus Eisen. Der Rost hat es braun gefärbt und der Epheu seine Aeste dicht um die Kreuzesarme gespannt; er ist darüber hinaus gerankt, sodaß seine glänzenden Blätter über das Denkmal ein Laubdach bilden. Am Fuße des Kreuzes hängt eine Lyra aus verwittertem Eisen. Hier liegt der Balladendichter August Friedrich Ernst Langbein begraben. Er starb als königlicher Censor zu Berlin. Seine heitere Muse lebt in vielen Volksgedichten fort, die reich sind an treffenden freisinnigen Gedanken. Als Censor war er mitten in der düsteren Reactionsepoche der absolutistischen Bureaukratie der liebenswürdigste Schützer und Berather aller jugendlichen Schriftsteller. B.

Der Gastgeber unseres Kronprinzen und sein Heim.

Erinnerungen an König Alfons von Spanien.

Es war ein regnerischer Septembertag im Jahre 1868, als Königin Isabella II., von der siegreichen Revolution der vereinigten liberalen Parteien Spaniens vertrieben, die französische Grenze überschritt. Sie mußte manche spöttische Bemerkung der Menge vernehmen, die am Bahnhofe zu Pau ihrer Ankunft geharrt hatte, als sie am Arm des kaiserlichen Präfecten zu dem für sie bereit gehaltenen Wagen ging. Ihr folgte der kleine Prinz von Asturien, Alfonso, den drei Prinzessinnen, seinen Schwestern, die in Thränen aufgelöst waren, Trost und Muth zusprechend. Der traurige Zug bewegte sich aus dem vom Gave durchrauschten Thale zu dem stolzen Schloß hinauf, von welchem einst der Ahnherr der Bourbonen, Heinrich IV., ausgezogen war. Hier, am Stammsitze ihres Hauses, machten ihre Anhänger den letzten Versuch, die spanische Krone zu retten, indem sie in die Königin drangen, zu Gunsten Alfonso's abzudanken und die Einsetzung einer Regentschaft für denselben zu genehmigen. Allein Isabella schalt sie Verräther; sie hörte lieber auf die Stimme ihres Ehrgeizes, als auf diejenige der Vernunft und Mutterliebe; sie wollte nicht von dem Traume lassen, bald wieder im Königsschlosse zu Madrid einziehen zu können. Sie schuf sich aber nur langjährige Demüthigung, ihren Kindern die Bitterkeiten der Verbannung und ihrem Lande Prüfungen, die seine letzten Kräfte aufzuzehren drohten.

Niemand rief die Vertriebenen in die Heimath zurück, und die starrsinnige Königin mußte sich entschließen, mit ihren Kindern aus der Gascogne, wo doch noch verwandte Töne der Volkssprache an ihr Ohr schlugen, nach Paris zu übersiedeln, während ihre Feinde sich in ihrer glänzenden Residenz festsetzten. Die Frauen der Revolutionshelden, Prim und Serrano, Beide nach dem königlichen Hermelin lüstern, sah ich damals in den Prachtgemächern des „Palacio Real" zu Madrid umherwandeln; hier stand ein angefangenes Portrait der Königin; dort hing ein Bild, das den kleinen Alfonso im Spiele mit seinen Schwestern darstellte; im Schlafgemache Isabella's wurde eben eine Sammlung von vielen hundert Fächern verpackt, um ihr nach Paris nachgeschickt zu werden. Die Königin lebte bereits mehr in den Zerstreuungen der Seinestadt, als im Gedanken an die Rückkehr in ihr Schloß am Manzanares. Allein es gelang auch der Revolution nicht, sich hier ein dauerndes Heim zu gründen.

Welche Aufregung herrschte nicht in den untern Räumen des Schlosses, die für das Ministerium des Auswärtigen eingerichtet sind, an jenem zweiten Juli des Jahres 1870, als bekannt wurde, Napoleon III. wolle nicht dulden, daß sich die Spanier den Prinzen Leopold von Hohenzollern zum König wählen! „Wir werden uns diese Erniedrigung nicht gefallen lassen, die uns der französische Kaiser zufügt, weil er nichts anderes beabsichtigt, als den Alfonso auf den bourbonischen Thron zurückzuführen," dieses sagte mir damals Minister Sagasta. Nun hat sich die spanische Regierung allerdings nicht mehr gerührt, als es wegen jener Throncandidatur zum Kriege zwischen Deutschland und Frankreich kam. Aber die Madrider gaben ihren innersten Gesinnungen unzweideutigen Ausdruck, indem sie mit lautem Jubel auf den Straßen die Nachrichten von den französischen Niederlagen begrüßten und sich um die plötzlich aus der Erde gewachsenen Blätter „Die preußische Kanone", „Der Rhein", „Der Ulan" rissen, deren Titel deutlich genug sprachen. Die Figur des Ulans, der einzeln Hunderte von Franzosen in die Flucht jagt, wurde damals auch auf die Bühne gebracht, zum größten Gaudium der Massen, in denen, trotz aller Redensarten der republikanischen Führer, kein Gefühl so lebendig ist, als die aus den Befreiungskriegen gegen den ersten Napoleon vererbte Abneigung gegen die Franzosen.

Mehr einer Herberge als einem königlichen Schlosse glich der „Palacio Real", als Amadeo von Savoyen in denselben eingezogen war. Muthig, wie es einem Sohne Victor Emanuel's geziemte, sah ich den fremden Fürsten damals durch die Straßen der Hauptstadt reiten; wenn ihn irgend einmal Jemand grüßte, so antwortete er mit düsterem Ernste — war doch Tags zuvor erst der „Königsmacher" Prim den meuchlerischen Schüssen geheimer Feinde erlegen! Seiner Gemahlin Victoria gelang es nicht einmal, bei der Abneigung des nationalen Adels, einen weiblichen Hofstaat um sich zu bilden. Und der „Taiti-Adel", wie man die von Amadeo zu Granden erhobenen Tabak- und Fächerhändler und Journalisten nannte, konnte mit allem Lärm, den er machte, den Eindruck nicht verwischen, daß das Königsschloß sich in vollkommener gesellschaftlicher Verödung befand.

Amadeo gab denn auch nach nicht allzu langer Zeit, während deren nicht einmal alle seine Koffer ausgepackt worden waren, die Schlüssel des Hauses Denjenigen zurück, die ihn herberufen, und nun brausten um das alte Bourbonenschloß die Stürme der republikanischen Dictaturen, der Commune- und Carlisten-Aufstände, bis in weiten Kreisen die Ueberzeugung fest wurzelte, daß nur mit der Zurückberufung des nationalen Thronerben die Ordnung wiederkehren werde.

Der Führer der Partei Alfonso's, der bedeutendste Staatsmann des zeitgenössischen Spanien, Canovas del Castillo, hatte in der richtigen Erkenntniß, daß, wenn die Hoffnungen auf den nationalen Thronerben sich einst erfüllen sollten, derselbe vor Allem den Einflüssen seiner Mutter entzogen werden müsse, bei dieser es durchgesetzt, daß der Prinz unter der Obhut eines königstreuen Patrioten, des Rechtsanwaltes, späteren Privatsecretärs, Grafen Morphy, dem kaiserlich königlichen Theresianum in Wien zur Erziehung anvertraut wurde. Mit immer wachsendem Interesse und Verständnisse hing hier der königliche Zögling an Morphy's Mund, wenn dieser ihm von Spaniens alter Größe oder auch von den Sünden seiner Vorfahren, eines Ferdinand VII., einer Maria Luisa, erzählte.

„Wenn ich," sagte er mir einmal bei einem meiner Besuche, „in mein Vaterland zurückberufen werde, so muß es meine Hauptaufgabe sein, die Spanier vergessen zu machen, daß ich ein Bourbon bin."

In sehr kurzer Zeit hatte er die großen Lücken in seinem Wissen ausgefüllt und konnte er mit gutem Erfolge die Prüfung bestehen. Das Glück, daß er den Prüfenden gerade mehrere Fragen zu beantworten hatte, mit denen er sich unmittelbar zuvor beschäftigt, wollte er als gute Vorbedeutung für seine königliche Laufbahn nehmen. Das Deutsche hatte er, wie er überhaupt ein für einen Spanier ungewöhnliches Sprachentalent besitzt, im Laufe eines Jahres schon so gut gelernt, daß er es fließend, mit leichtem Wiener Accente sprechen konnte. Sein Lieblingsschriftsteller wurde neben Calderon, dessen „Das Leben ein Traum" er mehrmals im Burgtheater aufführen sah, unser Schiller, sein Lieblingsheld Marquis Posa. Mit idealistischer Begeisterung sprach der damals siebenzehnjährige Jüngling von seiner Mission, mit den alten Ueberlieferungen seines Hauses die modernen Volkswünsche und Grundsätze zu versöhnen.

Er hatte helle Thränen der Rührung vergossen, als er Zeuge des Jubels der Wiener bei der fünfundzwanzigjährigen Feier der Regierung Franz Joseph's war. Vorderhand freilich hatte er mehr seine Schulbücher als den Thron im Sinne. Als im Frühjahr 1873 Herzog Sexto kam, um ihn nach Spanien zurückzuführen, wo Alles zu seiner Aufnahme bereit sei, mußte ich auf Ersuchen des Prinzen ein Bild vom Stand der Dinge auf der Halbinsel entwerfen, nach welchem das verfrühte Unternehmen nothwendig hätte scheitern müssen. Alfonso selber wollte ein Mann werden, bevor er sich den Spaniern vorstellte; er wollte namentlich neben seiner militärischen Ausbildung, zu welcher er nach England geschickt wurde, die Rechtswissenschaft gründlich studiren. Die Ereignisse bereiteten diesem Jünglingstraum ein jähes Ende...

Aber: „Sie werden mich ganz so wieder finden, wie Sie mich in Wien gekannt haben," diese Worte waren der Gruß des Königs Alfonso XII., als er mich, am Vorabend seiner Hochzeit mit der Erzherzogin Marie Christine, 1879 im Schlosse seiner Väter wieder empfing. Die großen ernsten und freudigen Ereignisse der Zwischenzeit hatten den Jüngling zum Mann gereift; Entschlossenheit sprach aus seinem von dunklem Backenbart eingerahmten Gesicht. Allein ebenso lebhaft und beweglich wie ehedem war die kleine, schlanke Gestalt des Königs; von der alten, herzgewinnenden, natürlichen Liebenswürdigkeit war sein Wesen, und wo möglich noch beredter als vor Jahren flossen ihm die Worte vom Munde.

Er schilderte, wie er durch das Pronunciamiento von Sagunt, das ihn zum König ausrief, überrascht wurde und eigentlich als Ausreißer des englischen Heeres, in welchem er diente, nach Spanien kam: wie er mit einem zuchtlosen Heere die carlistische Empörung niederschlagen, wie er bei Lácar sich durch die Flucht vor den Carlisten retten mußte. Er schilderte das Glück, das in seinem einsamen Heim einkehrte, als seine Mutter endlich darein willigte, mit seiner älteren Schwester, der Prinzessin von Asturien, auch seine beiden jüngeren Schwestern, deren Erziehung er als treuer Bruder überwachen wollte, zu ihm ziehen zu lassen. Er gedachte mit Rührung seiner ersten Gemahlin Mercedes, die er dem anfänglichen Widerspruch seiner politischen Rathgeber und ihres eigenen Vaters, seines Oheims, des Herzogs von Montpensier, abgerungen hatte. Und mit aufrichtiger Dankbarkeit sprach er von dem schönen Wien und von Oesterreich, das ihm die neue Lebensgefährtin gesandt und mit allen Eigenschaften ausgestattet, die einem von den Sorgen und Widerwärtigkeiten seiner Stellung ermüdeten Manne im eigenen Heim Erholung schaffen können.

Gern hörte der König, daß dieses Heim, eines der stattlichsten Schlösser Europas, das dem vom Norden Kommenden mit seinen in den blauen Himmel emporragenden weißen Massen, seinen Terrassen und Gärten am Westabhange Madrids, über dem Manzanares einen majestätischen Anblick bietet, nunmehr in seinen inneren Räumlichkeiten den Charakter kalter Pracht mit demjenigen reicher, warmer Behaglichkeit vertauscht habe. Das Madrider Schloß besitzt nämlich einen Schatz von alten und modernen Gobelins, vielleicht so reich und kostbar wie die Hofburg in Wien. Mit diesem edelsten alles Wandschmucks, den man aus den Vorrathskammern hervorgeholt, konnten z. B. wie durch Zauber etliche vierzig kahle Räume des alten Jagdschlosses Karl's V., Pardo, zum würdigen Empfang der königlichen Braut und ihres zahlreichen Gefolges hergerichtet werden. Der königliche Obersthofmeister erzählte mir auch, daß er einmal von einem Tag auf den andern nicht weniger als 150 Gemächer des Palacio Real zum Empfange des Prinzen von Wales vorbereitet habe, dessen Gefolge durch einen Fehler des Telegraphen als ein dreimal größeres, denn es wirklich war, angemeldet worden.

Die Gemächer, welche dem deutschen Kronprinzen zum Aufenthalt angewiesen sind, liegen über der großen Treppe, einem der berühmtesten Theile des Schlosses, mit den herrlichsten Stufen aus je einem schwarzen und weißen Marmorblocke. Man erzählt, Napoleon I. habe, als er diese Treppe im December 1808 hinanstieg, die Hand auf einen dort ausgehauenen Marmorlöwen gelegt und gesagt: „Endlich habe ich es, dieses heiß verlangte Spanien!" und dann, zu seinem Bruder Josef sich wendend, beigefügt: „Bruder, Du wirst besser wohnen als ich in den Tuilerien."

Um den unwillkommenen französischen Gast los zu werden, haben Spanier und Deutsche seinerzeit lange Jahre hindurch blutig gerungen, und wenn der hohe Sproß des Hohenzollernstammes jetzt die spanische Gastfreundschaft genießt, so ist er nur von Eindrücken umgeben, die für gegenseitige herzliche Sympathie zeugen.

Am häuslichen Herde des Königs Alfonso XII. wird deutsch wie spanisch gesprochen; Königin Marie Christine besitzt das Geheimniß jener echt österreichischen Gastfreundlichkeit, die dem Sohne des Kronprinzen den Aufenthalt in Wien so angenehm zu machen pflegt; die Schwester des Königs, Donna Paz, die glückliche Gemahlin eines deutschen Fürsten, meldet in ihren Briefen von den großen Fortschritten, die sie im Deutschen mache; im Arbeitszimmer des Königs steht unter den Bildern seiner Gemahlin und Wiens auch dasjenige des Kaisers Wilhelm, und herumliegende deutsche Zeitungen und Zeitschriften zeugen für die anhaltende Theilnahme, mit welcher Alfonso XII. die Angelegenheiten Deutschlands und Oesterreichs verfolgt.

Diesen Herbst, als ich den König in der Hofburg, eine Stunde vor seiner Abreise nach Homburg, wiedersah — er war gerade von den Uebungen im Brucker Lager zurückgekommen und trug noch die Uniform des österreichischen Infanterieregiments, dessen Inhaber er ist, — sprach er von seinem leidenschaftlichen Wunsche, das spanische Heer nach dem Vorbilde des österreichischen und deutschen zu disciplinieren und auszubilden. Nicht Republikaner und Socialisten glaubt er fürchten zu sollen, sondern nur jene Verderbniß des Heeres, welcher auch der letzte Aufstandsversuch von Badajoz entsprungen, weil etwa zweitausend Officiere, die früheren Pronunciamientos ihre Grade verdanken, die Ruhe nicht länger ertragen und ihrer Abenteuerlust nicht mehr widerstehen können. Deutsche Strammheit und die herzliche Ergebenheit des Oesterreichers gegen seinen obersten Kriegsherrn gilt es im spanischen Heerwesen Wurzel fassen zu lassen. Und wenn der jetzt zur Heeresreorganisation berufene Kriegsminister Lopez Dominguez, der den Aufstand von Cartagena besiegt hat, den deutschen Kronprinzen in Barcelona empfängt und diesem letzteren König Alfonso als Ulanenoberst die Honneurs in Madrid macht, dann mag einem Jeden klar werden, daß an der Wachsamkeit und Entschlossenheit des jungen Königs die Anschläge innerer und äußerer Feinde gegen Spaniens Sicherheit und Ruhe zu Schanden werden müssen.

Wien, Mitte November. **Wilhelm Lauser.**

Das Lotto-Spiel.

Lotto und Lotterie sind Geschwister von gleichem Werth und nur verschiedenem Wirkungsboden. Leute, die aus böser Erfahrung sprechen, behaupten, sie seien Zwillinge von des Teufels Großmutter, von welchen letztere, die Lotterie, sich bei den sogenannten „besseren Ständen“ zur Pflege der menschlichen Freude an Wetten und Glücksspiel eingeschmeichelt habe, während das Lotto sich vorzugsweise des großen Haufens mit seinen kleinen ledernen Geldbeuteln erbarme, um demselben mit Hülfe des sinnreichen Aberglaubens der Traumdeuterei für gewinnverheißende



Lotto-Schwestern.
Nach dem Oelgemälde von Karl von Blaas.

Zahlenwahl das Leben im irdischen Jammerthal zu versüßen. Beide Geschwisterchen üben auf ihre nach Millionen zählende Anbeterschaft unumschränkte Gewalt aus, denn sie verführen sie zu dem müheloseſten, aber auch kostspieligsten Unternehmen, ohne Arbeit Einnahmen zu erzielen, ja vielleicht mit einem Schlage steinreich zu werden, und vertrösten sie nach jedem Mißerfolg auf das nächste Mal.

Was die Lotterie ist und zu bedeuten hat, ist allbekannt; gehört sie doch auch im deutschen Reiche noch zu den staatlichen oder städtischen Einrichtungen zur Erzielung nicht unbeträchtlicher freiwilliger Steuern für Alle, welchen der ordentliche Steuerzettel nicht lang genug ist.

An Belehrungen über das Soll und Haben dieses Geschäfts läßt es keine der vielen Lotterien fehlen. Nur eine recht störende Auffälligkeit wartet noch auf Erklärung, und zwar die: warum das Lotteriespiel in einem Staate obrigkeitlich geübt und das Mitspielen im nächsten Nachbarstaate an den eigenen Unterthanen als Verbrechen bestraft wird. Zu den öffentlichen Ehren dieser Staatsinstitute kann dies unmöglich gerechnet werden.

Das Lotto oder die Zahlen-Lotterie unterscheidet sich von der eigentlichen oder Classen-Lotterie dadurch, daß letztere den Spielern die Auswahl unter Tausenden von Nummern darbietet, die Loose in verschiedene im Preise aufsteigende Grade (Zehntel-, Viertel-, Halb- und Voll-Loose) eintheilt, die Ziehung in mehrere Classen (daher die Bezeichnung) trennt, um der Spielgier durch die immer höheren Gewinne stets neue Nahrung zu geben, und bedeutende Summen als Lockvögel an die Spitze ihrer Gewinnliste stellt — während das Lotto auf die Zahlen bis 90 beschränkt ist und nur 5 Nummern bei jeder Ziehung den Spielern zum Besten giebt. Während ferner die Classen-Lotterie im Jahre nur einige Mal zur Ausführung kommt, geschieht die Lotto-Ziehung allwöchentlich, sodaß der Spielteufel seine Opfer fortwährend in Athem erhält.

Das Lotto ist eine italienische Erfindung, die Geschichte der Lotterie reicht weiter zurück, denn die Lust an Glücksspielen ward mit dem Menschen geboren. Genua ist die Geburtsstätte des Lotto. Zu Zeiten der Republik pflegte man dort bei jeder Senatoren-Neuwahl die Namen von 90 Wählbaren in ein Glücksrad zu legen und aus demselben dann die fünf hervorzuziehen, die nun als gewählt galten. Natürlich begann man sehr bald, auf diese fünf Namen zu wetten. Von da war nur der eine Schritt nöthig, statt der 90 Namen Zahlen zu setzen, und das Lotto war fertig.

Das italienische Wort Lotto heißt Loos, und diese Bezeichnung erhielt der Zettel, welchen der Spieler für seinen Einsatz in Empfang nahm. Das Spiel selbst wurde von den Spielleitern, also von den dasselbe zu ihrem Vortheil treibenden Städten

oder Staaten, nach und nach bis zu der gewinnbringenden Mannigfaltigkeit entwickelt, als welche es lange Zeit als eine moralische und volkswirthschaftliche Pest in vielen Ländern wirkte und in einigen noch wirkt.

Das Spiel steigert sich in folgender Weise. Wählt der Spieler eine Nummer, ohne die Stelle zu bestimmen, welche sie unter den fünf gezogenen Nummern einnehmen soll, so gewinnt er, wenn sie „kommt“, einen „Auszug“, das heißt der Einsatz wird 15 Mal zurückbezahlt. In Süddeutschland betrug der Einsatz 1 Kreuzer, der Gewinn also 15 Kreuzer. Bei bestimmter Nummerstelle (z. B. 52 als dritte der fünf gezogenen Nummern) heißt der Gewinn „bestimmter Auszug“ und beträgt das 75-fache des Einsatzes. Bei dem Treffen oder Herauskommen von 2 Nummern, „Ambe“, wird der Einsatz 240 Mal, bei 3 Nummern, „Terne“, 4800 Mal, bei 4 Nummern, „Quaterne“, 60,000 Mal wieder bezahlt. Wenn bei diesen Amben, Ternen und Quaternen nicht alle Nummern „herauskommen“, wird für die herausgekommenen dem Spieler kein Gewinn zu Theil, wenn er sie nicht noch besonders als einfachen oder bestimmten Auszug gesetzt hat. Quinternen werden, wegen der Unwahrscheinlichkeit des Treffens, wohl höchst selten gesetzt, gewonnen wurden sie wenigstens, so viel bekannt ist, niemals.

Die verführerische Größe dieser Gewinnzahlen ist das Verderblichste für das Volk, und darum werden auch Amben und Ternen am meisten gesetzt; wie gering aber die Aussicht auf den Gewinn sich herausstellt, ergiebt eine Berechnung, von welcher wir für unsere Leser nur das Facit mittheilen, daß die Lotto-Unternehmung auf die Gewinnsumme, die sie dem Spieler zahlt, von der Ambe mit $160^1/_2$ %, bei der Terne um $144^3/_4$ %, bei der Quaterne sogar um 751 % in Vortheil ist.

Diese Rechnung erklärt uns die Möglichkeit, daß Baiern in einem Jahre (1853) über 3 Millionen Gulden aus seinem Lotto gewann, daß in Oesterreich von 1868 bis 1876 die Rein-Einnahme des Lotto 51 und die Brutto-Einnahme 136 Millionen Gulden betragen konnte, und daß in Italien diese Spielsteuer dem armen Volke jährlich 70 Millionen Lire ohne die sehr bedeutenden Verwaltungsausgaben kostet.

Ueber die volkswirthschaftliche Schädlichkeit des Lotto wie der Lotterie, durch welche jährlich Millionen den Unternehmungen des Fleißes und dem Familienhaushalt entzogen werden, ist schon ebenso viel geschrieben worden, wie über den moralischen Verderb in ganzen Volksclassen. Ehe das Lotto in Deutschland (dem jetzigen deutschen Reiche) aufgehoben war, hatten wir dies in hohem Grade mit zu empfinden. Wie viel Familienglück ist damals zu Grunde gegangen, wenn der Mann oder die Frau, oder gar beide vom Lotto-Teufel besessen waren! Vergeblich rächte sich der Volkswitz an dem unheilvollen Institute. Der Verfasser hat in seiner Jugend das Lotto in seiner Vaterstadt noch in voller Blüthe gesehen. Jeden Montag kamen die Lotto-Boten, auch des nahen Auslandes, trotzdem dort das Spielen in diesem Lotto bei Zuchthausstrafe verboten war, stromweise in die Stadt und füllten, mit den einheimischen Spielern, von Nachmittags drei Uhr an den geräumigen Marktplatz. Die Ziehung geschah auf dem Rathhause. Unter einem Fenster des Lotto-Zimmers hing eine große schwarze Tafel zur Aufsteckung der fünf Nummern. Eine mächtige Erregung durchlief schon die Massen, wenn gegen vier Uhr der Waisenknabe, welcher die Nummern aus dem Glücksrade zu ziehen hatte, über den Markt zum Rathhause geführt wurde. Um vier Uhr begann die große Feierlichkeit. Ein Zeichen aus dem betreffenden Fenster des Rathhauses verkündete den Beginn derselben. Lautlose Stille auf dem ganzen Marktplatze. Sobald der arme Junge, in ein weißes Gewand gehüllt und mit verbundenen Augen, die erste Nummer aus der vorher umgerollten Trommel des Glücksrades gezogen hatte, wurde diese aus dem Fenster erst ausgerufen und dann auf die Lotto-Tafel gesteckt. Ein Gemurmel ging durch die Menge; bei der zweiten Nummer wurden Ausrufe Einzelner laut, denen stets das Gelächter der Umstehenden folgte. Bei der dritten Nummer hörte man auf vielen Stellen zugleich den allzu lauten Stoßseufzer: „O, ich Ochs, hätte ich doch“ 2c. Das Gelächter verschlang den selbstverständlichen Schluß. Diese Selbstverleugnung mehrte und verstärkte sich nun bis zum Ende, wo zahllose „O, ich Ochs, hätte ich die Nummer gesetzt“ zum Ausbruche kamen. Die auswärtigen Lotto-Boten rannten zuerst davon, dann leerte sich langsam der Platz. Im Volksmunde hieß aber diese allmontägliche Lotto-Brüder- und Schwestern-Versammlung der „Ochsenmarkt“.

Dem Aberglauben bot das Lotto das reichste Feld, besonders erhielten die Träume eine außerordentliche Wichtigkeit. Die alten Traumbücher, welche die Träume bildlich erklärten, indem z. B. von Dornen träumen soviel wie Hindernisse, von schmutzigem Wasser Schmerz und Kummer, von Schnee Krankheit, von hellem Feuer künftige Freude, von Todten Regenwetter 2c. bedeuten sollte, wurden mit den neunzig Lottozahlen verbunden. In alphabetischer Ordnung füllten diese Traumangaben Hefte und Bücher und fehlten in keinem Hause. Die Traumauslegungen nahmen unzähligen Menschen den Geist die ganze Woche hindurch in Anspruch. Jetzt sind Traumbücher in Deutschland glücklicher Weise doch seltener geworden.

Unsere Illustration stellt unter der Weibergruppe vor der kaiserlich königlichen Lotto-Collectur uns eine solche Traumdeuterin in der Frau mit dem pfiffigen Gesicht dar, welche der dummen Alten an den Fingern her die Nutzanwendung ihres Traumes für die nächste Ziehung aus einander setzt. Diesem Schwindelgeschäft entgegenzuarbeiten und es mit der Zeit überall unmöglich zu machen, giebt es nur ein sicheres Mittel: wahre Volksbildung.

Die höchste Blüthe des Lotto besteht noch heute im Geburtslande desselben, in Italien. Wie vielfach und schamlos dort das Volk durch dieses heillose Institut ausgebeutet wird, haben wir unsern Lesern in einem besondern Artikel: „Die Schmarotzer des italienischen Lotto“, im Jahrgang 1879, S. 342 ausführlich geschildert.

Fr. Him.

Die Braut in Trauer.

Erzählung von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

11.

Es vergingen mehrere Tage.

Onkel Grün war still und viel bei der Arbeit. Manchmal sah er wie schwer bekümmert aus; wenn er sich aber beobachtet glaubte, hob er den Kopf und gab sich ein vergnügtes Ansehen.

Helene war viel für sich. Das war sie auch in dem Hause der Frau Consul gewesen, aber doch in ganz anderer Weise. Nichts von der Beunruhigung des Gemüths bei dem leisesten Geräusche draußen: wer wird kommen? was wird zu melden sein? Welche Verdrießlichkeit soll's wieder geben? Sie wußte, daß Niemand sich darum kümmerte, was sie thue und unterlasse. Sie fand Bücher und las darin, größtentheils die alten aus der kleinen Bibliothek des Onkels, die sie vor Jahren schon einmal gelesen hatte, Walter Scott, Wilibald Alexis, Hoffmann, Chamisso. Wenn sie dann doch wieder eine Handarbeit vornahm, hatte sie gleich nachzusinnen, ließ bald die Hände in den Schooß sinken und blickte unverwandt zum Fenster hinaus, wo es doch — nach dem Hofe hin — weiter nichts zu sehen gab, als eine hohe weiße Wand.

Walter kam gar nicht.

Aber der Alte ging Abends spät ein Stündchen aus, wahrscheinlich ihn zu besuchen. Helene nahm dies als gewiß an, enthielt sich jedoch aller Fragen.

Von Aurelie langte in einem duftenden Couvert eine Visitenkarte mit Bleifederaufschrift an. In Folge einer unerwarteten Nachricht mußte sie schnell abreisen und deshalb sogar auf das Vergnügen verzichten, von ihr mündlich Abschied zu nehmen. Nicht einmal ein Ausrufungs- oder Fragezeichen. Helene lächelte,

indem sie langsam das Kärtchen in's Couvert zurückschob, aber die Brust war ihr dabei beklommen. Kein Zweifel: die vor Kurzem noch so glühende Freundschaft hatte eine starke Abkühlung erfahren. Was war der Grund? Einen Grund muß doch jede Veränderung haben.

Es war doch mindestens höchst auffallend, daß Herr von Brendeln gar nichts von sich hören ließ. Helene hatte seinen Besuch gleich am nächsten Tage erwartet. Ihren Brief konnte er gar nicht mißverstanden haben. Jetzt war sie frei, konnte über sich verfügen. Warum in aller Welt zögerte er?

Nicht als ob sie ihn mit Sehnsucht erwartete! Sie fürchtete sich eher vor der Minute, die sie ihm gegenüberstellen würde, um diesen unsicheren Zustand für immer abzuschließen. Noch hatte sie sich nicht fest gebunden, noch konnte sie zurück, noch blieb die Möglichkeit, daß sich etwas ereignete, was ihrem Schicksal eine andere Wendung gab. Trat Brendeln ein, so ging er als ihr Verlobter fort. Und sie wußte im Voraus, daß sie sich dann sehr unglücklich fühlen würde, daß sie alle ihre Seelenstärke würde zusammenfassen müssen, sich in das Unvermeidliche zu finden. Ihn konnte aber doch kein Bedenken zurückhalten. Wenn er sie liebte ... Nein! nicht einmal das: selbst wenn er sie nicht liebte, wenn er sich einen Irrthum des Herzens bekennen mußte, jetzt war dem Ehrenmanne der Weg vorgeschrieben. Es war beleidigend, daß er Tage darüber hingehen ließ, bis er that, was auf der Stelle gethan werden mußte.

Sie war mehrmals drauf und dran ihm zu schreiben, abweisend natürlich, das Verhältniß gänzlich abbrechend. Aber sie schämte sich — vor Walter. Er hätte den Spott billig gehabt. Wenn sie dann aber die Feder in der Hand hielt und das weiße Papier einladend vor ihr lag, bemächtigte sich ihrer eine solche Schreiblust, daß sie nicht widerstehen konnte. Sie schrieb an sich selbst. Erst nur einen knappen Bericht ihrer Erlebnisse, wie in einem flüchtig geführten Tagebuche; dann, da die Thatsachen rasch erschöpft waren und an sich auch wenig bedeuteten, eine ausführliche Darlegung ihrer wechselnden Seelenstimmungen. Da konnte es denn gar nicht ausbleiben, daß sie sich ernste Auskunft gab über das, was ihr Handeln bestimmt hatte, und daß nun die Gründe, selbst die geheimsten, die sich immer nur zögernd auf's Papier wagten, gar nicht genügen wollten, sie sich selbst zu erklären. Die geheimsten waren es vielleicht doch noch nicht. Und auch sie mußten aus dem Versteck. Entschlossen tauchte sie die Feder ein — ein großer Tintenklecks gab davon bleibendes Zeugniß — und schrieb:

„Es muß doch gesagt sein: mein schwerstes Unglück ist, daß ich Walter liebe. Ja, ich liebe ihn, jetzt weiß ich's; und jetzt weiß ich auch, daß ich ihn immer geliebt habe — damals schon, als ich meinte, Furcht vor ihm zu haben, und mich ärgerte, daß er mir nicht schmeichelte und immer auf seinem Willen bestand. Es gab aber auch Augenblicke, in denen ich verständiger urtheilte, und dann hatte ich — nachträglich wieder zu meinem Verdruß — von ihm eine ganz andere Meinung und freute mich seiner männlichen Entschiedenheit und Unnachgiebigkeit gegen die Schwächen des verwöhnten Kindes. Es war nur so schwer, sie abzuthun, und Anderen schien ich, wie ich war, so gut zu gefallen, daß die liebe Eitelkeit am Ende wohl Recht behalten mußte. Ich will mir aber gar nicht Unrecht thun: daß Walter für mich etwas wie Liebe empfinden könne, das ist mir damals nicht in den Sinn gekommen. Ich habe auch nicht seinetwegen eine Weile geschwankt, ob ich Robert's Wunsch erfüllen solle. Ich mußte mich aber wirklich ein wenig zu Robert zwingen und am Ende allerhand Gründe für ihn sprechen lassen, die mit der Neigung des Herzens nichts zu schaffen hatten. Leidenschaftlich habe ich mich überhaupt nicht zu ihm hingezogen gefühlt, obschon ich ihm recht gut wurde und gewiß ihn mit der Zeit noch immer lieber gewonnen hätte. Ich muß mir bekennen, daß ich während meines ganzen Brautstandes mich nicht ein einziges Mal zu überwinden vermochte, ihm zärtlich entgegenzukommen, sondern immer nur annahm, was er mir bot, und freundlich erwiderte. Ich habe nie das sehnliche Verlangen gehabt, mit ihm einmal ganz allein zu sein; ich habe nie gefürchtet, mich wohl auch vergessen zu können. Seit ich Walter wiedergesehen, quält mich mitunter der sündhafte Gedanke, ich hätte schlecht bestanden, wenn Robert noch lebte. Gott sei Lob und Dank! Davor bin ich behütet worden. Was mich jetzt so namenlos schmerzt, berührt in anderer Art mein Gewissen. Ich liebe und bin nicht mehr geliebt. Ich möchte mich Walter an die Brust werfen, ihm mein tiefstes Geheimniß beichten — ach, es wäre mein Tod! Er würde mich zurückstoßen, und das ertrüge ich nicht. Aber statt dessen — was thue ich? In welche heillose Verwirrung des Gefühls bin ich gerathen? Das Widerwärtigste muthe ich mir zu, nur um meine äußere Lage zu verändern, meinen Schmerz zu betäuben. Was ist mir der Mann, der mich zu seinem Weibe begehrt? Ihm angehören ... Nein, nein und aber nein —"

Sie warf die Feder hin und sprang auf, gluthroth im Gesicht, die Augen flammend. „Nein, nein und aber nein!" rief sie. „So darf ich nicht fallen. Ich will nicht frei geworden sein, um mir die traurigsten Fesseln anzulegen, die ein unglückliches Weib tragen kann. Sei stolz, mein Herz, sei stolz, vergieb dir nichts! Nie, nie diese unselige Verbindung. Jetzt hab' ich mich wieder. Auf der Stelle soll Brendeln erfahren ..."

Zu spät!

Onkel Benjamin brachte einen Brief, der soeben für sie abgegeben worden. Sie las ihn, wurde kreidebleich und sank ohnmächtig zusammen.

Herr von Brendeln schrieb ihr eine Absage.

Onkel Benjamin holte ein Glas Wasser herbei und netzte ihr die Schläfen. Sie brach, wieder zu sich gekommen, in ein krampfhaftes Weinen aus. „Da lies," schluchzte sie, „lies! O — es ist gemein. Aber mir geschieht Recht, ganz Recht; ich verdiene solche Zurückweisung. Wenn Walter erfährt ... ich ertrag' es nicht. Nein, nein, er soll's erfahren, gerade er. Vor Keinem, als vor ihm, habe ich mich zu demüthigen."

Grün las und wiegte den grauen Kopf und las wieder, vielleicht nur, um im Augenblick sich nicht äußern zu dürfen. Und dann ließ er, wie das so in bedenklichen Fällen seine Gewohnheit war, erst einige knurrende Laute vernehmen, die als allgemeine Zeichen der Unzufriedenheit verstanden sein wollten. Dabei streichelte er Helene das Haar und klopfte ihr ermunternd die Schulter. „Das ist gemein!" wiederholte er endlich mit dem Ausdruck tiefster Entrüstung und zwang dazu sein gutmüthiges Gesicht recht wüthend auszusehen. „Ein solcher Mensch! Und das nennt sich von Adel — das! Walter hat ganz richtig gesagt: eine gefährliche Bestie!"

Das letzte war ihm so herausgekommen, er wußte selbst nicht wie. Helene merkte auf und sah ihn mit ihren verweinten Augen fragend an.

„Walter? Ja, ja! Der hat ihn recht erkannt. Und ich selbst ... ach Gott! wenn ich's einem Menschen anvertrauen dürfte!" Sie wandte wieder das Gesicht ab und bedeckte es mit den Händen. „Ihr müßt mich verachten."

Der alte Herr suchte sie zu beruhigen, aber es gelang schlecht genug. So Schweres habe sie sich am Ende doch nicht vorzuwerfen. Man könne sich wohl in einem Menschen täuschen, wenn er so geschickt falsches Spiel spiele. Und was könne sie denn dafür, daß sie ihm gut gewesen sei? Damit traf er's nun ganz unglücklich.

„Onkel, kannst Du das wirklich glauben?" rief sie, von Neuem in Thränen ausbrechend. „Ach, Du mußt ja wohl! Das ist ja das Traurigste, daß Du und Walter ... Nein, er soll nicht .... Sag' ihm ... Ach, es ist nicht zu sagen."

Er ging nun eine Weile schweigend im Zimmer hin und her. Allein wollte er sie nicht lassen und den richtigen Zuspruch konnte er auch nicht finden. Endlich suchte er wieder seinen Arbeitstisch auf, ließ aber die Thüren offen stehen. Und dann, früher als sonst, schickte er sich zum Ausgehen an, kam jedoch noch zu fragen, ob er ihr irgendwie zu Dienst sein könne, und versicherte, daß er heute nicht lange ausbleiben werde. Helene hatte sich auf's Sopha gelegt, wendete den Kopf nicht zurück, reichte ihm aber die kalte Hand zum Abschied hin. Sie sprach nicht dabei.

Wirklich blieb er nicht lange fort. Er sei bei seinem Sohn gewesen, erzählte er, um ihm von der „Schändlichkeit" Mittheilung zu machen. Es sei doch nöthig gewesen, ihn von dem Geschehenen zu unterrichten. Sie wollte wissen, wie er sich darüber geäußert habe. „Knapp genug," sagte er. „Er hat so den Kopf zurückgeworfen und zwischen den Zähnen hindurch gezischt: ‚Wie konnte Helene auch so thöricht sein, auf eine reiche Erbschaft zu verzichten?‘"

„Ich segne meinen Entschluß," entgegnete Helene.

Dem Alten schien's schon am andern Tage, daß sie ruhiger geworden sei. Sie bat ihn, mit ihr zu berathen, wie sie nun ihr Leben anstellen solle.

„Ich möchte bei Dir die Uhrmacherei erlernen, Onkel," sagte sie, „das ist eine zierliche Arbeit, die gut für Frauenhände paßt. Was meinst Du dazu?"

Er zuckte schmunzelnd die Achseln. „Hättest Du wirklich Lust dazu?"

„Gewiß! Ich glaube, diese Beschäftigung würde mich sehr befriedigen. Man sitzt für sich allein, ist ganz still und denkt, was man mag. Dabei hat man doch ununterbrochen zu thun."

Das gefiel ihm nicht ganz. „Aber diese Arbeit fordert mehr Aufmerksamkeit, als Du denkst, Lenchen," wendete er ein. „Wenn der Kopf nicht dabei ist, die Augen allein thun es nicht und die Hände noch weniger. Bei Deinem lebhaften Temperament —"

„Das ist vorbei, Onkel Benjamin."

„Hm — hm ..."

„Traust Du mir nicht? Du solltest es einmal mit mir versuchen. Ich will Dein Lehrling sein und später Dein Gehülfe. Du wirst doch auch einmal alt werden —"

„Ich bin's schon."

„Ja, an Jahren vielleicht. Aber Dein Geschäft treibst Du wie der Jüngste. Es wird noch lange dauern, bis Du mir's einmal abtreten magst. Versuch's doch. Ich bin recht geschickt."

„Nun, wie Du willst."

„Und wir fangen sogleich an, nicht wahr?"

„Meinetwegen. Setze Dich hier zu mir." Er meinte, ihr nicht widersprechen zu sollen. Was kam's denn auch darauf an, wenn sie bald wieder die Lust verlor? Die Beschäftigung war neu und konnte ihr die schwere Stimmung überwinden helfen.

Helene arbeitete nun wirklich unter seiner Leitung sehr fleißig und aufmerksam. Es machte ihm auch offenbar Freude, sie in den Handgriffen seiner Kunst zu unterrichten, die kleinen Hände zeigten sich so geschickt, und die jungen Augen bemerkten jedes Stäubchen ohne Lupe.

Eine halbe Woche war so verbracht, als eines Vormittags der Uhrmacher etwas geheimnißvoll hinausgerufen wurde. Als er wieder zurückkam, sah sein Gesicht ganz verstört aus. Er sprach nichts, kleidete sich aber mit größter Geschwindigkeit an und lief fort.

Erst nach Stunden kam er wieder, ganz matt und aufgelöst, wie von großen körperlichen Strapazen, und zugleich sehr aufgeregt, die Augen voll Thränen. Helene forschte bekümmert, was ihm begegnet sei. Er konnte lange nicht sprechen, bewegte nur die auf der Lehne des Sorgenstuhls schlaff aufliegende Hand ein paar Mal im Gelenk auf und ab und nickte dazu mit dem Kinn auf die Brust hinab. Endlich sagte er weinerlich: „Mein Sohn ist sehr krank, Lenchen, sehr krank —"

„Walter!" rief Helene überrascht und erschreckt. Daß er zu dem traurigen Zustand des Onkels den Anlaß gegeben, war ihr nicht entfernt eingefallen. „Aber Du hast in den vorigen Tagen nicht das Mindeste davon angedeutet —"

„Wie sollte ich — wie konnte ich?" winselte er. „Er war ja ganz gesund. Nur manchmal ein bischen wunderlich —"

„Und ganz plötzlich?"

„Ganz plötzlich — heute früh ..."

„Was ist's denn?"

„Er hat eine Wunde —"

„Eine Wunde?"

„In der Brust. Man weiß noch nicht, wie tief, und welche edlern Organe —"

„Onkel, foltere mich nicht. Was für eine Wunde? Wie kommt Walter zu einer solchen Verletzung?"

Er sah sie schmerzlich an. „Eine Schußwunde, Lenchen. Es ist leider wahr — eine Schußwunde in die Brust. Zum Glück nicht in's Herz, aber in die Lunge vielleicht. Der schändliche Mensch —"

Helene schrie auf. Sie schien zu begreifen, um was es sich handelte. „O, mein Gott — ein Duell —"

„Mit Herrn von Brendeln."

Sie zuckte zurück. In ihr bleiches Gesicht stieg eine Secunde lang flammende Röthe. „Meinetwegen ..." zitterten ihre Lippen.

Der Onkel nickte. „Ich hab's gleich gemerkt," erzählte er, „daß Walter im Stillen etwas plante. Er hielt den Brief, den Herr von Brendeln Dir geschrieben, für einen Schimpf der Familie. Ich weiß jetzt, daß er zu ihm gegangen ist und ihn aufgefordert hat, Dir sein Wort zu halten."

„O, er konnte glauben —?"

„Herr von Brendeln hat ihm eine schnöde Antwort gegeben — eine Forderung war unvermeidlich. Von einer Aussöhnung konnte nicht die Rede sein. Heute früh haben sie im Stadtwalde mehrere Kugeln gewechselt. Herr von Brendeln ist unbedeutend am Arm verletzt; mein Walter aber ..."

Die Stimme versagte ihm.

„Und ich trage die Schuld!" rief Helene, vor ihm niedersinkend. „Ach! Du mußt mich hassen!"

Onkel Benjamin hob sie auf. „Die Ursache bist Du, Kind," entgegnete er, „ja, ja! Aber Deine Schuld will ich's nicht nennen, daß das geschehen ist. Was kannst Du dafür, daß er Dich liebt?"

„Er liebt mich?!" schrie Helene auf. „Walter liebt mich? Onkel — dieses Wort —"

„Der Kummer hat mir's herausgepreßt," sagte er. „Magst Du's doch auch wissen, da nun Alles zu Ende ist. Schon damals als Student — warum ging er fort? Nur weil er Dich dem Herrn Robert Berghen lassen mußte. Als er wiederkam, sollten wir glauben, daß davon nichts hängen geblieben sei. Wer ihn aber so gut kannte, wie sein Vater, der durchschaute bald das Komödienspiel. Vorsichtig wollte er erst prüfen, ob für ihn Hoffnung sei. Nun, mit dem Todten hält' er es wohl noch aufgenommen, aber da sah er, daß er zu spät gekommen, daß dieser Herr von Brendeln Dein Herz schon gewonnen hatte."

„Er hat es nie besessen," fiel Helene ein, „glaube mir!"

„Dann ist mein armer Junge um so mehr zu bedauern," klagte der Onkel, „da er für ein rechtes Nichts sein Leben auf's Spiel gesetzt hat. Wie Du das vor Dir rechtfertigen willst ..."

Er schluckte den Rest des Vorwurfs nieder. Er war nun aber doch so gut wie ausgesprochen. „Meine Rechtfertigung wird Dir mein Verhalten noch unbegreiflicher erscheinen lassen," sagte Helene. „Welch unseliger Irrthum! Wie haben wir einander verkannt! Weil ich mich von ihm verschmäht glaubte —"

„Von Walter?"

Sie warf sich an die Brust des alten Onkels. „Nun darf's nicht verschlossen bleiben," rief sie. „Du wenigstens sollst es wissen: vom ersten Augenblick an, wo ich Walter wiedersah, verstand ich mein Herz. Er — nur er —"

„Spiele nicht mit mir," bat er kopfschüttelnd. „Wie konntest Du für meinen Sohn herzlich empfinden, wenn Du einem Andern Deine Hand zusagtest? Aber dieser Andere hat Dich betrogen, und da ist Dir nun Walter gut genug —"

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem „Buche von der Königin Louise".

Die „Gartenlaube" hat schon wiederholt Gelegenheit genommen, der hohen Idealgestalt einer echten deutschen Frau, wie sie in der Mutter unseres Kaisers verkörpert ist und in dem dankbaren Gedächtnisse aller Deutschen fortlebt, in Wort und Bild zu gedenken, so noch zuletzt, als sie die vierzehnjährige Prinzessin Louise von Mecklenburg mit ihrem elfjährigen Bruder Georg im neckischen Kinderspiele am Brunnen der Frau Rath Goethe in Frankfurt am Main nach dem köstlichen Bilde von Paul Thumann unseren Lesern vorführte (Jahrg. 1882, S. 760 ff.). Eine besondere Veranlassung, auf diese edle Gestalt unserer vaterländischen Geschichte nochmals zurückzukommen, ist uns durch ein vorzüglich gelungenes und mit besonderer Sorgfalt ausgestattetes Prachtwerk gegeben, welches ein vollständiges Lebensbild der „Königin Louise" entrollt und dessen hoher Werth nicht sowohl in der vorzüglichen Ausstattung, als vielmehr in vielen bisher unbekannten Veröffentlichungen, namentlich in dem Abdrucke vieler Briefe der Königin an ihren Vater und Bruder besteht. Dieselben, sowie die Vorlagen zu den zahlreichen Illustrationen, welche das Werk



Begegnung der Königin Louise mit Kaiser Alexander I. am 10. November 1802.
Nach dem Kupferstiche von J. Fr. Bolt; Originalgemälde von J. C. Dähling.

schmücken, sind dem Verfasser, Hofrath Dr. Georg Horn in Potsdam, aus den archivalischen und Kunstschätzen des deutschen Kronprinzen, der Großherzöge von Mecklenburg-Strelitz und Hessen zur Verfügung gestellt worden. Diesem Werke, welches demnächst im Verlage der Grote'schen Buchhandlung in Berlin erscheinen wird, ist auch die Illustration entlehnt, welche unseren Lesern ein wenig bekanntes Gemälde von J. E. Dähling im Holzschnitte vorführt. Dasselbe stellt die Begegnung der Königin Louise mit Kaiser Alexander I. dar, welche am 10. November 1802 in Memel stattgefunden hat.

Damals war diese nördlichste Stadt im Reiche — wir folgen hier der Darstellung G. Horn's — nur durch ihren Seehafen und ihren Handel mit Rußland bedeutend. Dieser brachte viel Leben in die Stadt. Besondere Annehmlichkeiten bot die letztere sonst nicht, auch selbst nicht im Aeußeren. Die Einwohnerschaft belief sich auf etwa 8600 Seelen. Die Straßen waren eng, finster, unregelmäßig. — Hervorragende Gebäude gab es wenig, das eleganteste Haus gehörte dem dänischen Consul, und hier hatten Friedrich Wilhelm III. und Königin Louise Wohnung genommen, um auf der Grenze beider Reiche den Beherrscher des Nachbarstaates zu erwarten.

Unsere Illustration stellt die Persönlichkeiten dieser Zusammenkunft dar. Es ist ein Gruppenbild aus jener Zeit, arrangirt mehr nach der Phantasie und dem Gesetze und Bedürfnisse künstlerischer Darstellung, als nach der Wirklichkeit. Der Mann, der sich mit graziöser Verbindlichkeit, mit männlicher Huldigung der Königin entgegenneigt, ist der Kaiser Alexander. „Er ist ein schöner Mann," schrieb in jenen Tagen unter dem frischen Eindrucke die Gräfin Voß, „blond, mit einer sehr frappanten Physiognomie, aber die Gestalt ist nicht schön oder vielmehr er hält sich nicht gut." Links von ihm steht der König, den russischen Kaiser an Leibeslänge überragend, seine Handbewegung deutet die Situation der Vorstellung an. Links von ihm sein nächstältester Bruder Prinz Wilhelm, dann der jüngere Bruder des Königs, Prinz Heinrich. Dahinter das russische und preußische Gefolge, unter jenem der Gesandte von Alopäus, die Fürsten Tolstoi, Kossubey, Dolgorucki, Lieven, unter diesem der wegen seiner ausgesprochenen russischen Sympathien bekannte Graf Kalkreuth, der Gouverneur von Danzig, ferner der kleine dicke Hofmarschall von Massow. Den Mittelpunkt des Bildes bildet die Königin. Meister Dähling, sonst als ein etwas trockener akademischer Zeichner bekannt, hat während dieser Reproduction eine seiner wenigen glücklichen Stunden gehabt. Man erhält durch die Figur der Königin einen Eindruck von ihrer Anmuth, ihrer Würde und Hoheit, von dem Zauber ihres Wesens; die runden Wellenlinien des Körpers, die Haltung der rechten Hand, das halb erhobene, zu dem Kaiser aufschauende Haupt werden zum sprechenden, lebendigen Ausdrucke. Ein glücklicher charakteristischer Zug geht durch alle Gestalten, so auch durch die der Gräfin Voß. Letztere hat sich Zeit ihres Lebens über dieses Bild nicht beruhigen können. Sie ist auf demselben mit aufgenommener Schleppe dargestellt, während es erstes Gesetz der Etiquette ist, diese vor einem Souverain entfaltet zu tragen. Die jüngere Dame links an der Seite der Gräfin Voß ist die Gräfin Moltke. Hinter den Damen stehen die Kammerherren von Schilden und von Buch. — In Wirklichkeit allerdings gestaltete sich die erste Begegnung zwischen den maßgebenden Persönlichkeiten etwas anders. Friedrich Wilhelm III. war dem Kaiser bis eine Meile vor Memel entgegengeritten, der Kaiser kam, escortirt von Detachements preußischer Husaren und Dragoner, von der Landesgrenze aus im Wagen angefahren, stieg aber gleich zu Pferde und hielt so an der Seite des Königs seinen Einzug in die preußische Stadt. An der Treppe der königlichen Wohnung erwarteten ihn die Gräfinnen von Voß und Moltke. Die Königin empfing den Kaiser im ersten der Gemächer, die sie bewohnte, und ging mit ihm und ihrem Gemahle in den daran stoßenden Salon. Unterdeß hatte sich der Hofstaat im Vorzimmer versammelt, und dann traten die Majestäten wieder heraus, um die gegenseitigen Vorstellungen entgegenzunehmen. Sechs Tage blieben die beiden Herrscher beisammen. Die Zeit ging zumeist mit militärischen Uebungen hin.

Aber auch politische Fragen wurden auf dieser Zusammenkunft erörtert, für Preußen sogar sehr brennende. Es handelte sich um sehr schöne Landestheile, die sich Preußen aus der Karte des deutschen Reiches ausschnitt. Wo alle Reichsstände dreist und unverfroren zugriffen, um sich an dem Besitzthum der Kirche für die Verluste auf dem linken Rheinufer zu entschädigen — da konnte der Staat Friedrich's des Großen doch nicht zurückbleiben, und wohl darf man es jetzt sagen, daß die Minister des Königs nicht blöde im Fordern waren: im Ganzen wurden von Preußen zweihundert Quadratmeilen mehr gefordert, als es aufgegeben hatte. Diese Entschädigungen wurden im Beisammensein der Monarchen und deren Minister verhandelt — und das Resultat war der sieben Monate darauf eingereichte Entschädigungsplan bei der Reichsversammlung in Regensburg, der ein Jahr darauf, 1803, zum Reichsdeputationsbeschlusse führte. Und der Preis, den Frankreich dafür forderte? Das linke Rheinufer! Immerhin! Es waren ja nicht deutsche Reichsstände, die das Geschäft der Theilung besorgten — dieses hatte man großmüthigst an Rußland und Frankreich überlassen, wohl um der Parteilichkeit willen. Im deutschen Rhein floß in jenen Tagen die deutsche Schmach, und hier an der Ostgrenze der preußischen Monarchie, im Herzogthum Preußen, das allerdings nie zu dem deutschen Reiche gehört hatte, wurden die Verträge besiegelt.

Nicht mit Unrecht schließt daher der Verfasser des genannten Werkes die Schilderung der Memeler Zusammenkunft mit folgendem Ausruf:

„Der Rhein, o Königin, an dem die Auen Deiner Heimath lagen, in dem der Nibelungenhort, die deutsche Ehre ruht! Du freutest Dich, wie Leonore d'Este, ‚wenn kluge Männer sprechen', daß Du verstehen könntest, ‚wie sie es meinen'. Aber war es denn so klug? Gab Preußen sich im Rhein nicht für Deutschland auf, trieb es die kleinen Fürsten nicht in des Eroberers Arme? Hat Dein Herz, Königin, nicht in seinem Schmerze aufgezuckt, wie deutsche Länder achtlos an Frankreich hingeworfen wurden?"

Blätter und Blüthen.

Vom Bücher- und Bildermarkt für den Weihnachtstisch. (Fortsetzung von Nr. 47.) Wir beginnen diesmal mit den kostspieligeren Leistungen der Kunst und Literatur, welche auch durch ihre bevorzugte äußere Ausstattung andeuten, auf welcherlei Käufer sie warten. Voran steht ein Werk, das ein dreifaches Interesse für sich in Anspruch nehmen kann: das des Gegenstandes und seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Behandlung. Dieses Werk ist:

„Richard Wagner's Frauengestalten, erläutert von Richard Gosche, ordentlichem Professor an der Universität zu Halle-Wittenberg. Mit 12 Illustrationen nach Cartons, unter Benutzung photographischer Aufnahmen gemalt von J. Bauer und E. Limmer. Leipzig, Verlag von Edw. Schloemp." — Wagner's Frauengestalten! An welchem gebildeten Auge zieht nicht bei diesem Worte eine Reihe der erhabensten Erscheinungen des Frauenlebens der Sage und der Geschichte vorüber! Und wie einig und innig reichen sich bei ihrer Vorführung Wissenschaft und Kunst die Hand! In der Einleitung zeigt uns Gosche in seiner klaren, frischen und warmen Darstellungsweise den Weg, auf welchem Wagner zur immer höheren Würdigung der Frauen emporstieg, und dieselben Vorzüge zeichnen die anschaulichste Charakteristik jeder der zwölf vorgeführten Gestalten aus, während wir dabei, wie ein Beurtheiler des Buches sagt, „gleichzeitig die gesammte künstlerische Entwickelung Wagner's von Rienzi an bis zu Parsifal durchlaufen".

Der künstlerische Antheil am Werke stellt in scenischer Umgebung die getreuen Portraits folgender zwölf Primadonnen dar: Lili Lehmann als Irene im „Rienzi", Therese Malten als Senta im „Fliegenden Holländer", Mathilde Wekerlin als Elisabeth im „Tannhäuser", Ida Beber als Venus des Hörselbergs, Mathilde Mallinger als Elsa und Fanny Moran-Olden als Ortrud im „Lohengrin", Rosa Sucher-Hasselbeck als Eva in den „Meistersingern von Nürnberg", Therese Vogl als Isolde und Angelika Luger als Brangäne in „Tristan und Isolde", Anna Sachse-Hofmeister als Siglinde und Hedwig Reicher-Kindermann als Brünnhilde im „Ring der Nibelungen", und Amalie Friedrich-Materna als Kundry im „Parsifal".

Es wird kaum nöthig sein, dieses Prachtwerk als ein Weihnachtsgeschenk ganz besonders für Verehrerinnen Wagner's zu empfehlen.

Für Freunde der bildenden Kunst giebt die Wiener Künstler-Genossenschaft ein „Internationales Künstler-Album" heraus, dessen Inhalt in einer Auswahl von 25 Lichtdrucken nach Handzeichnungen hervorragender Künstler der Neuzeit besteht und das im Verlage der kaiserlich königlichen Hof- und Universitätsbuchhandlung von R. Lechner in Wien

erschienen ist. — Vor Allen Denjenigen, welche das Original des Künstlers gerne in einer photographisch treuen Reproduction besitzen, kommt der große Vervielfältigungsfortschritt des Lichtdrucks zu Gute.

Die 25 Handzeichnungen sind von 20 Malern geliefert; unter diesen befinden sich 11 Wiener (Sigmund l'Allemand, Professor Rud. Alt, Hans Canon, Hugo Darnaut, Ludwig Hans Fischer, Fr. Friedländer, Alois Greil, Hans Makart, Prinz Heinr. VII. von Reuß, Frz. Rumpler und Robert Ruß), 4 Münchener (Frz. Defregger, G. Hackl, C. G. Hellquist und F. A. Kaulbach), 2 Düsseldorfer (Morten Müller und B. Vautier) und je Einer aus Berlin (Prof. Ludw. Knaus), Brüssel (J. B. Madou), Paris (L. A. l'Hermitte) und Stockholm (A. Nordgren).

Dem Kunstkenner genügen schon diese Namen, um den Werth der Sammlung zu würdigen, und der Laie wird stets den Rath eines solchen einholen, wenn er sein werthvolles Weihnachtsgeschenk im Kunstladen sucht. Wir dürfen uns deshalb auf diese Hindeutung beschränken, ohne in ausführlicherer Besprechung auf die einzelnen Stücke besonders einzugehen. Wir verrathen nur, daß wir von Defregger einen Tiroler Bauernknecht, von Vautier ein paar stattliche elsässische Bauernmädchen dazu, von Kaulbach allerliebste Portraits, von Nordgren ein effectvolles Mondscheinbild sehen. Makart erfreut uns mit der Skizze zu seinem „Einzug Karl's V. in Antwerpen". Dieselbe hat insofern ein besonderes Interesse, als wir aus ihr ersehen, daß Makart sich anfangs mehr an A. Dürer's Schilderung jenes Einzugs gehalten zu haben scheint, und erst bei der Ausführung sich weiter von derselben entfernt hat.

Zum Weihnachtsmarkte liefert ferner eine stattliche Reihe von illustrirten Werken die Verlagshandlung von Heinr. Schmidt und Karl Günther in Leipzig.

Von dem großen Prachtwerk: „Rom in Wort und Bild. Eine Schilderung der ewigen Stadt und der Campagna von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit 417 Illustrationen" liegt der zweite Band nunmehr vollendet vor, welcher allein mit 245 Illustrationen ausgeschmückt ist. Vom Verfasser und Verleger ist redlich gehalten worden, was sie in ihrem Programm zugesagt haben, und so können wir mit gerechtfertigtem Vertrauen auch der Vollendung eines anderen neuen Unternehmens entgegensehen, von welchem bis heute die ersten fünf Hefte erschienen sind. Das ist:

„Neapel und seine Umgebungen. Geschildert von Dr. phil. Rud. Kleinpaul. Mit circa 150 Illustrationen, in fünfzehn Heften à 1 Mark." Auch für dieses Werk kommen dem Verfasser längerer Aufenthalt im Lande, ein geübter Blick für das Erkennen des Mittheilenswerthen und ernste Studien zu Hülfe. Als ein drittes Unternehmen desselben Verlags nennen wir:

„Amerika. Eine Schilderung der Vereinigten Staaten in Wort und Bild von Friedrich von Hellwald," das auf 50 Lieferungen mit circa 700 Illustrationen berechnet ist und von welchen uns 15 Lieferungen vorliegen. Das dem ersten Hefte vorgedruckte Programm verspricht in textlicher Beziehung für einen Mann von Hellwald's bisherigen literarischen Leistungen sicherlich nicht zu viel, sodaß wir auch dieses Werk als werthvolle Weihnachtsgabe empfehlen können.

Auf das aus demselben Verlage hervorgehende Werk „Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung. Geschildert von Max Ring" haben wir unsere Leser schon früher hingewiesen. Der Verfasser ist unserem Publicum längst durch seine jahrelange Mitarbeiterschaft an der „Gartenlaube" ein alter Bekannter. Die Zahl der Illustrationen dieses Buches ist auf 300 berechnet. Die außerordentlich rasche Vergrößerung und Verschönerung sowie die steigende Wichtigkeit dieser Stadt nimmt für das Werk selbst immer stärkere Theilnahme in Anspruch. Von den geplanten dreißig Heften sind bis jetzt achtzehn veröffentlicht.

Von einem ähnlichen Unternehmen der Verlagshandlung Greßner und Schramm in Leipzig: „Russisch-Asien. Geschildert von Hermann Roskoschny" liegt das erste Heft vor uns. Da dasselbe zugleich die zweiundvierzigste Lieferung eines Werkes über „Rußland, Land und Leute" bildet, so hat es sich dem Publicum bereits selbst genügend bekannt gemacht.

Es sei uns noch gestattet an dieser Stelle besonders hervorzuheben, daß nunmehr der zweite Band von „Palästina in Bild und Wort" von Georg Ebers und H. Guthe (Deutsche Verlagsanstalt, Leipzig und Stuttgart) vollständig erschienen ist. Wir haben dieses Prachtwerk im vollsten Sinne des Wortes schon zu wiederholten Malen unseren Lesern empfohlen und können heute unser früheres Urtheil nur bekräftigen. Das Werk liegt uns jetzt vollständig vor und ist wohl geeignet, selbst den anspruchsvollsten Weihnachtstisch zu schmücken.

Eine werthvolle Gabe für Alle, welchen das Glück beschieden ist, auch dem Dienst des Schönen mit dem entsprechenden Aufwand huldigen zu können, ist die ebenso reich als geschmackvoll illustrirte „Geschichte der bildenden Künste, mit besonderer Berücksichtigung der Hauptepochen derselben, von E. Ribbach". Berlin. Verlag von Friedberg und Mode. Die 166 Abbildungen im Text und 24 Vollbilder dienen zum Schmuck und zur Belehrung zugleich. — Nach des Verfassers Ansicht hat „die Kunstgeschichte, innerhalb des reichen Kranzes der Wissenschaften eine der jüngsten Disciplinen, eine Zeit, so reich in dem Wachsen der Erkenntniß, wie die jetzige, noch kaum erlebt: jeder Tag bringt neue Resultate, Vieles sinkt in Trümmer, was bisher dem eisernen Bestande zugerechnet werden durfte, und oft strahlt durch die Gewinnung eines einzigen Factums nach allen Seiten hin Licht auf". Eine solche Zeit verlangt nach einem Führer durch diese wandelreiche Kunstwelt, denn „das Interesse für Kunst und Kunstgeschichte ist vertieft und ist in weitere Kreise gedrungen, und je mehr der Schatz der Kunstdenkmäler anwächst, desto dringender wird der Wunsch, von dieser unbekannten Welt kennen zu lernen, in ihr festen Fuß zu fassen, durch sie Ausweitung des geistigen Horizonts und ästhetischen Genuß zu erhalten. Einem Publicum, das so empfindet", ist dieses Buch gewidmet, und wir können nur wünschen, daß die bevorstehende Weihnacht mit ihren tausend Freuden auch dieser Bildungsrichtung in unserer Nation mit zu Gute komme.

Ganz besonders als ein Weihnachtsgeschenk für die schönere und bessere Hälfte germanischer Menschheit ist ersonnen und ausgeführt das reich verzierte Prachtbuch:

„Deutsches Frauen-Album in Wort und Bild. Herausgegeben von Dr. Rudolf von Gottschall. Leipzig, Gustav Hoefter." Den Inhalt bildet eine Auswahl von Gedichten hervorragender Lyriker, welche sämmtlich dem Lebensgang der Frauen gewidmet sind. Diese Auswahl konnte in keine bessere Hand kommen, als in die eines Literarhistorikers, Kritikers und Dichters von Gottschall's Gediegenheit. Das Buch behandelt in sechs Abschnitten: 1. Kindheit, Jugend, Schönheit; 2. Liebe; 3. Braut und Gattin; 4. Frauengestalten; 5. Die Mutter; 6. Am Grabe. Unter den Dichtern finden wir nur bekannte und viele gefeierte Namen. Gewidmet ist das Album der Großherzogin von Weimar. — Von den Illustrationen müssen wir den sieben Vollbildern von C. Karger, Herm. Kaulbach und Woldemar Graf Reichenbach auch in künstlerischer Ausführung den Vorzug vor der Mehrzahl der Vignetten (von Karger und Stuck) geben.

Daß zum Christfeste auch eine achtbändige Ausgabe von Emanuel Geibel's Gesammelten Werken durch die J. G. Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart dargeboten wird, ist sicherlich für die vielen Verehrerinnen und Verehrer desselben eine Nachricht, welcher man keine weitere Empfehlung beizufügen braucht. Geibel ist und bleibt ja ein Liebling nicht nur der deutschen Frauen, sondern des deutschen Volkes überhaupt, und der Cotta'sche Verlag hat sich durch diese Ausgabe, welche geschmackvolle Ausstattung mit billigem Preise verbindet, ein weiteres Verdienst erworben.

Neben der schwereren Fracht der genannten Werke kommen Dichter und Verleger auch mit leichterem Gepäck, aber von gleich festlich glänzender Außenseite zum Christmarkte. Die Epiker und Lyriker suchen auf den Wogen der Weihnachtsstimmung mit einzufahren in manches Familienheim, das ihnen nur bei solchen Festgelegenheiten die Thüren öffnet. Unter dieser äußerlich anscheinend so leichten Waare findet sich manche schwere Perle, die aus tiefem Herzen gehoben wurde, und manches kleine Buch, das nur großer Fleiß der Arbeit in's Leben rufen konnte. Leider gebricht es uns an Raum, um diesen Festgaben begründete Empfehlungen mit zu geben. Wir müssen unsere Leser ersuchen, uns zu glauben, daß wir ihnen nichts anpreisen, dessen Besitz sie nicht erfreuen könnte; doch geschieht dies ausdrücklich mit der Bitte um Berücksichtigung der Verschiedenheiten menschlicher Geschmacksansprüche.

Wir führen zunächst einige Epiker auf.

„Die Madonna Eine Künstlernovelle in Versen von Anton Ohorn (in Chemnitz)". Stuttgart, Verlag von Levy und Müller. Diese Dichtung ist eine Herzstärkung, zu der man gern zurückkehrt. Was man oft lesen kann, ist gewiß gut.

„Des Nordlands Königstochter. Eine epische Märchendichtung von Franz Siking. Frankfurt am Main, J. D. Sauerländer's Verlag." Wir lassen auch bei dieser Dichtung die Fabel unerzählt; solches Vorausnaschen verkürzt den Genuß eines wahren Dichterwerkes. Und ein solches haben wir in dieser Märchendichtung vor uns, an welcher uns besonders Zweierlei erfreut. Die Stoffwahl ist ein energischer Fingerzeig für unsere gesammte deutsche Schulbildung, die fast nur auf biblisches und classisches Alterthum begründet ist mit beklagenswerther Vernachlässigung unserer heimischen, in den meisten ihrer Erscheinungen so großartigen Vorzeit. Der Dichter führt uns die Bilder derselben wieder vor und wirbt so auf dem besten Wege für die Aufschließung der alten urgermanischen Schätze auch für unsere Schulstube. Der andere Vorzug dieser Königstochter ist, daß sie uns wirklich männlichen Männern begegnen läßt, daß sie von festem Kerne und gesundem Marke des geschilderten Lebens zeugt. Diese Dichtung verdient recht reichlich in die Hände der männlichen Jugend als Weihnachtsgabe befördert zu werden.

Der Empfehlung und Wahl für den Weihnachtstisch sind ferner besonders werth: Adalbert Schroeter's „York von Wartenburg". Vaterländisches Heldengedicht. Jena, Costenoble. — Ernst Harmening's „Mirjam. Hohes Lied der Liebe." Mühlhausen im Elsaß, W. Bufleb. — Albert Kellner's „Melechsala. Romantisches Gedicht." Berlin, Verlagsanstalt. — Karl Kösting's „Der Weg nach Eden. Epische Dichtung in 5 Büchern." Leipzig, Ernst Günther. — John Th. R. Roeloff's „Erika. Eine Mär aus der Haide." Leipzig, Otto Most. — Heinrich Seitz' „Reinhardsbrunn. Eine Mär vom Wald." Hildburghausen, Kesselring'sche Hofbuchhandlung. — Wilhelm Fischer's „Anakreon. Ein Frühlingsidyll in drei Gesängen." Leipzig, W. Friedrich'sche Hofbuchhandlung.

(Schluß folgt.)

Nochmals der „Schwager". In Nr. 39 der „Gartenlaube" befindet sich eine interessante Abhandlung über Volksirrungen in der Sprache.

Wegen der Herkunft eines Ausdruckes bin ich jedoch anderer Meinung, als Herr Dr. Söhns.

Der geehrte Herr Einsender behauptet nämlich, daß die Bezeichnung „Schwager", die man dem Postillon giebt, von dem französischen „Chevalier" herrühre. Erstere Bezeichnung ist sehr alt, geht bis in die vortaxis'sche Postzeit zurück und stammt höchstwahrscheinlich aus Baiern. Aber den „Schwager" aus dem Chevalier abzuleiten, scheint mir doch etwas gewagt, da ich nicht glauben kann, daß französische Chevaliers als Fuhrknechte jemals bei uns Dienste leisteten und Reisende gefahren haben.

Der Schwager dürfte folgendermaßen entstanden sein: Die Besitzer der zahlreichen „Schwaigen", wo Pferde gehalten und gezüchtet wurden, waren nämlich in früherer Zeit, als noch keine regelmäßigen Postverbindungen bestanden, verpflichtet, die Reisenden zu fahren. Es waren dies namentlich Reisende in amtlichem Auftrage, Regierungsbeamte, Couriere 2c. Diese Pflichtfuhrleute nannte man „Schwaiger" und späterhin ist hieraus „Schwager" geworden.

Kleiner Briefkasten.

T. E. in Ehrenfeld bei Köln. Die Verse waren zur Aufnahme nicht geeignet. Ueber E. T. A. Hoffmann vergleichen Sie Jahrgang 1856 der „Gartenlaube“ S. 665 und Jahrgang 1857 S. 703. Dem ersteren Artikel ist das Bild des phantastischen Dichters beigefügt.

Leuchtmoos als Zimmerpflanze. Vielen Anfragern theilen wir mit, daß Herr Johann Leistner, Hausmeister der Realschule in Wunsiedel, sich erboten hat, etwaige Aufträge in Bezug auf die Versendung des Leuchtmooses entgegenzunehmen. Freilich wird dieselbe wegen des bereits eingetretenen Frostes und Schneefalles erst im nächsten Frühjahr erfolgen können.

M. Namière. Wie ist es möglich, Ihnen ein Manuscript zurückzuschicken, wenn Sie der Redaction Ihre Adresse nicht angeben? Nennen Sie uns im Vertrauen auf unsere Discretion Ihren wahren Namen und Wohnort, oder geben Sie wenigstens eine Chiffre für postlagernde Sendung an.

Als Weihnachtsgeschenke empfohlen!

Verlag von **Ernst Keil** in Leipzig.

Bock, Carl Ernst, Das Buch vom gesunden und kranken Menschen. 13. Aufl. I. Bd. Eleg. brosch. 6 ℳ 75 ₰ geb. 8 ℳ — ₰
— „ „ „ „ „ „ „ „ II. „ „ „ 5 ℳ 25 ₰ „ 6 ℳ 50 ₰
Gerstäcker, Eine Gemsjagd in Tirol. . . . . Brosch. 10 ℳ. Eleg. geb. mit Goldschn. 12 ℳ 50 ₰
Godin, Mutter und Sohn. Roman. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 6 ℳ — ₰
Gottschall, Rudolf von, Friedens- und Kriegsgedichte. 2. Auflage des **„Janus“**. Eleg. geb. m. Goldschn. 4 ℳ 50 ₰
Heimburg, Lumpenmüllers Lieschen. Roman. . . . . Eleg. brosch. 5 ℳ — ₰
— **Kloster Wendhusen.** Roman. . . . . Eleg. brosch. 4 ℳ 50 ₰
— **Aus dem Leben meiner alten Freundin.** Roman. **3. Auflage.** . . . . Eleg. brosch. 5 ℳ — ₰
v. Hillern, Aus eigener Kraft. Roman. 3 Bände. . . . . Eleg. brosch. 9 ℳ — ₰
Horn, Georg, Bei Friedrich Karl. Bilder und Skizzen aus dem Feldzuge der zweiten Armee. 2 Bde. Eleg. brosch. 9 ℳ — ₰
Marlitt, Goldelse. Volks-Ausgabe. **16. Auflage.** . . . . Eleg. brosch. 3 ℳ — ₰
— **Goldelse.** Salon-Ausgabe. Illustrirt von P. Thumann. **2. Auflage.** Eleg. geb. mit Goldschnitt 10 ℳ 50 ₰
— **Das Geheimniß der alten Mamsell.** Roman. **10. Auflage.** 2 Bände. . . . . . . Eleg. brosch. 6 ℳ — ₰
— **Reichsgräfin Gisela.** Roman. **6. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 8 ℳ — ₰
— **Haideprinzeßchen.** Roman. **5. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 9 ℳ — ₰
— **Die zweite Frau.** Roman. **6. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 7 ℳ 50 ₰
— **Im Hause des Commerzienrathes.** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 8 ℳ — ₰
— **Thüringer Erzählungen.** Inhalt: Die zwölf Apostel. — Der Blaubart. **5. Auflage.** . . Eleg. brosch. 4 ℳ 50 ₰
— **Im Schillingshof.** Roman. **2. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 9 ℳ — ₰
— **Amtmanns Magd.** Roman. **2. Auflage.** . . . . Eleg. brosch. 5 ℳ — ₰
v. Meyern, Teuerdank's Brautfahrt. Romantisches Zeitbild. . . . . Eleg. brosch. 4 ℳ 50 ₰
Meyr, Gleich und Gleich. Erzählung aus dem Ries. . . . . Eleg. brosch. 2 ℳ 70 ₰
Michael, Vernünftige Gedanken einer Hausmutter. 2. bedeutend vermehrte Auflage. Eleg. brosch. 4 ℳ. Eleg. geb. 5 ℳ — ₰
Prutz, Robert, Buch der Liebe. 5. Auflage. . . . . Eleg. geb. mit Goldschnitt 5 ℳ 25 ₰
Rittershaus, Emil, Neue Gedichte. 4. Auflage. . . . . Prachtband. 6 ℳ 50 ₰
Schefer, Leopold, Für Haus und Herz. Letzte Klänge. . . . . Eleg. geb. mit Goldschnitt 5 ℳ 70 ₰
Scherenberg, Ernst, Gedichte. 2. Auflage. . . . . Prachtband. 5 ℳ 25 ₰
— **Neue Gedichte. 2. Auflage.** . . . . Eleg. geb. mit Goldschnitt 2 ℳ 60 ₰
Scherr, Johannes, Goethe's Jugend. . . . . Eleg. geb. 4 ℳ 50 ₰
Schmid, Herman von, Gesammelte Schriften, in 69 Heften (à 30 ₰) . . . . 20 ℳ 70 ₰
— „ „ Neue Folge. Heft 70 u. folg. . . . . à 30 ₰
— „ „ „ Band I (der ganzen Reihe 33. Band) und folg. . à 75 ₰
Steub, Altbaierische Culturbilder. . . . . Eleg. brosch. 3 ℳ — ₰
Stolle, Palmen des Friedens. Gedichte. **5. Auflage.** . . . . Eleg. geb. mit Goldschn. 4 ℳ 50 ₰
— **Deutsche Pickwickier.** Komischer Roman. **3. Auflage.** 3 Bände. . . . . Brosch. 3 ℳ — ₰
Temme, Erinnerungen. Herausgegeben von Stephan Born. Mit Temme's Bildniß. . . . Eleg. brosch. 4 ℳ 50 ₰
Traeger, Albert, Gedichte. 15. Auflage. . . . . Eleg. geb. mit Goldschn. 5 ℳ 25 ₰
v. Weber, Carl Maria von Weber. Ein Lebensbild. 3 Bände. . . . . Brosch. 20 ℳ 50 ₰
Werber, Feuerseelen. Erzählungen. . . . . Brosch. 5 ℳ — ₰
Werner, Gartenlaubenblüthen. Inhalt: Ein Held der Feder. — Hermann. **2. Auflage.** 2 Bde. Eleg. brosch. 6 ℳ — ₰
— **Am Altar.** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 6 ℳ — ₰
— **Glück auf!** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 7 ℳ 50 ₰
— **Vineta.** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 7 ℳ 50 ₰
— **Gesprengte Fesseln.** Roman. **3. Auflage.** 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 7 ℳ — ₰
— **Um hohen Preis.** Roman. 2 Bände. . . . . Eleg. brosch. 8 ℳ — ₰
— **Frühlingsboten.** Roman. . . . . Eleg. brosch. 4 ℳ 50 ₰

Inhalt: Glockenstimmen. Von Stefanie Keyser (Fortsetzung). S. 773. — Aus dem stillen Berlin. S. 776. Mit Abbildungen. S. 777. — Der Gastgeber unseres Kronprinzen und sein Heim. Erinnerungen an König Alfons von Spanien. Von Wilhelm Lauser. S. 779. — Das Lotto-Spiel. S. 781. Mit Illustration. S. 781. — Die Braut in Trauer. Von Ernst Wichert (Fortsetzung). S. 782. — Aus dem „Buche von der Königin Louise“. S. 784. Mit Illustrationsprobe. S. 785. — Blätter und Blüthen: Vom Bücher- und Bildermarkt für den Weihnachtstisch (Fortsetzung). S. 786. — Nochmals der Schwager. S. 787. — Kleiner Briefkasten. S. 788.

☛ **Dieser Nummer ist Nr. 9 unserer „Zwanglosen Blätter“ beigelegt.**

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No 49. 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Glockenstimmen.

Eine Bürgergeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Von Stefanie Keyser.

(Fortsetzung.)

In solche Plaudereien, wie sie das Jahr des Herrn 1650 mit sich brachte, traf der Klang der großen Glocke vom Dom wie wuchtiger Hammerschlag hinein. Mächtig dröhnte das Geläut hernieder, und das aufhorchende Volk erschaute, wie droben aus der geöffneten gothischen Pforte ein Zug sich ergoß und den Gang um den Dom dahin wandelte. Durch die durchbrochene Steinbrüstung schimmerten die bunten Gewänder der Priester, leuchteten die Kerzen der Chorknaben; Fähnlein mit Heiligenbildern flatterten darüber, Weihrauchwölkchen stiegen aus den geschwenkten Fässern in die Luft, und das eintönige Gemurmel von Gebeten mischte sich mit dem Gekreische der Dohlen, welche die spitzen Thürme von St. Severin für und für umschwärmen.

„Ein Bittgang!“ rief das Volk und wandte sich nach den die Severihöhe emporführenden Graten. „Welch Unheil soll abgewendet werden? Es muß ein starker Teufel sein, da sie die Maria Gloriosa zu Hülfe rufen. Die nimmt es mit jeglichem Dämone auf.“

„Ja wohl, ein starker Dämon ist es,“ sagte der hinzu tretende Sacristan von St. Severin. „Die Pestjungfrau soll abgewendet werden. Sie hat einmal wieder ihren unseligen Lauf begonnen. Mit blutigem Tuche winkt sie in das Land, und ihr feuriger Besen fegt die Menschen dahin wie dürres Laub.“ Er ließ von Neuem die Perlen seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten und eilte dem Zuge nach.

„Die Pest!“ schrie das Volk auf. Von den Fleischbänken vor den Graden liefen die Metzger herzu, aus den Salzbuden kamen die Salzhockenweiber; es schauten eitel bleiche Gesichter einander an.

„Wenn die evangelischen Pfarrer nur ein Einsehen haben und auch ein ordentliches Gebet anordnen,“ sprach Eberhard gewichtig; „denn Niemand kann verlangen, daß unser Herrgott auf die abgöttische Litanei hören soll.“

„Aber wo haust die Pest?“ riefen viele Stimmen durch einander.

Der eine Fuhrmann, welcher beschäftigt war, ein Faß Frankenwein von seinem Wagen nach dem Keller zu schroten, kam heran und erzählte mit ernster Miene: „Da kann ich halt dienen. Bin mit meinem Wagen anstatt auf der Landstraße auf einem Malefizwege durch das Walpurgishölzle gekraxelt. Habe meine Ladung Wein auf dem Halse behalten, die der Wirth zum Gansel bestellt hatte, daß ich nur nimmer in das verpestete Arnstadt hinein mußte.“

„In Arnstadt die Pest?“ rief Hermann und stürzte auf den Mann zu.

Dieser nickte. „Sie ist urplötzlich in der Papiermühle ausgebrochen. Soll halt durch alte Lumpen dahin verschleppt worden sein.“

Im nächsten Augenblicke stürmte Hermann von dannen. Sein Vetter eilte ihm nach.

„Wohin willst Du?“

„Mein Bündel schnüren,“ entgegnete Hermann eilig.

„Zu was End?“ rief erschrocken Eberhard, der seinen jungen Vetter lieb gewonnen hatte.

„Um den Hennings beizustehen in der Noth, wie sie sich dereinst meiner erbarmt haben,“ lautete die mit zitternder Stimme gegebene Antwort.

„Aber sie haben Dich fortgeschickt. Gott hat Dich gnädig behüten wollen,“ redete Eberhard auf ihn ein.

Hermann hörte nicht. Im Sturmschritte eilte er nach ihrer Wohnung. Athemlos folgte ihm sein Vetter nach. „Da haben wir es wieder einmal,“ murmelte er. „Wo ein verteufeltes Weibsbild in's Spiel kommt, hört alle Vernunft auf.“ Der Schreck war ihm in die Glieder gefahren, daß er sich auf die Steinbank neben der Thür setzen mußte.

Bald kam Hermann zurück in den alten zimmetbraunen Kleidern. „Euer Leibgewand hängt oben in der Kammer. Jetzt trage ich wieder Henning's Rock,“ sagte er. „Mein eigen ist ja nur die Haut, in der ich stecke,“ fügte er mit trübem Lächeln hinzu. „Habt Dank für alle Liebe, und Gott möge Euch lohnen, wenn ich es nicht vermag, dieweil ich den Weg aller Welt gehe. Vermeldet auch der Meisterin meinen Dank und Abschied.“

„Ich hätte einmal darüber geschlafen,“ meinte Eberhard kopfschüttelnd. „Man soll über jeden Entschluß einmal Nacht werden lassen. Der frische Morgen bringt stets die richtige Erleuchtung.“

„Schlafen?“ rief Hermann in Verzweiflung. „Dieweil sie vielleicht mit dem Tode ringt oder schon in der kalten Erde liegt. Von jedem Augenblick kann es abhängen, ob ich sie noch einmal sehe.“

„Aber in der Nacht kommst Du nicht fürbaß auf den Wegen, die von den Feldstücken zerfahren sind,“ stellte der Ohm vor. „Und wie willst Du in der Finsterniß die Fuhrt durch die Gera finden? Die Brücke hat der Königsmark bei seinem letzten Durchmarsch abbrechen lassen.“

„Ich komme noch mit dem verscheinenden Tag in das Waldhaus Eurer Gießerei droben auf dem Steiger. Reicht es für die Holzhauer zu einem Unterschlupf bei Unwetter aus, so giebt es auch mir eine Nachtherberge. Und mit dem Morgengrauen kann ich meinen Stab weiter setzen. Mich verzehrt die Angst," schnitt er die Gegenrede des Vetters ab. Seine Geberden waren so verzweiflungsvoll, daß Eberhard, ohne ein Wort weiter zu verlieren, ihm nur lange und stark die Hand schüttelte. Dann ging Hermann eilig davon.

Die Meisterin trat in die Thür und sah ihm erstaunt nach, wie er die Schlösserstraße entlang eilte und um die Ecke des Angers bog. „Wohin geht der junge Gesell noch so spät?" fragte sie ihren Obergesellen.

Die kam ihm gerade recht. Jetzt konnte er ihr manchen kleinen Verdruß heimzahlen, den er in dem letzten Mond eingesteckt hatte. Er sah sie grimmig an. „Nach Arnstadt, allwo die Pest würget."

Sie erblich und schlug die runden Hände über dem Kopfe zusammen. „Aber warum thut er uns das an?"

„Weil er seinen Schatz dort hat," lachte Eberhard höhnisch und fuchtelte mit der ausgegangenen Pfeife unter ihrer Nase herum. „Versteht Ihr mich, Frau Meisterin? Und Euch läßt er durch mich Valet sagen."

Und er ging in seine Stube. Darinnen aber nahm er seinen Hut ab, faltete die Hände und sprach ein warmes Gebet für den Vetter. Dann schlief er ruhig ein; er hatte für ihn gethan, was in seinen Kräften stand. Nun mochte Gott walten!

Derweilen eilte Hermann davon, an den frisch-grünen Brunnenkressenklingen vorüber, durch die Buffbohnenfelder und Waidpflanzungen hinüber nach dem Steiger. Aber so rasch er ausschritt, die Nacht nahte noch schneller. Es war Neulicht, und er vermochte endlich in dem dichten Walde nur noch tappend das Holzhaus der Gießhütte aufzufinden. Unzählige Male schaute er aus der Luke, ob das Morgengrauen noch nicht über den fernen Bergen auftauche. Und sobald das Auge die Löcher, Wurzeln und Steinblöcke unterscheiden konnte, aus welchen die Landstraßen in damaliger Zeit bestanden, verließ er seine Zufluchtsstätte. Vor ihm dehnten sich jetzt im Dämmerschein die Hügelketten, die endlich in die Flur von Arnstadt hinabsinken.

Von dem nahen Dorfe Waltersleben, das seine von den Kriegszeiten her noch schief hängenden Giebel und geschwärzten Mauern über einige verschont gebliebene Holzbirnbäume erhob, karrte ein Bäuerlein ein Fuder Wachholderbüsche des Weges.

„Ist itzo gesuchte Waare dort unten," rief er Hermann zu. „Das war für mich Hülfe in der Noth. Mein Aeckerlein in den schweren letzten Jahren überwachsen von dem stachlichten Zeug, kein Heller im Beutel, kein Stück Vieh im Stall, kein Korn Roggen in der Scheuer zu sehen, das Haus zerbrochen, daß alle vier Winde hindurch fuhren. Da kommt die schwere Noth in die reiche Stadt; sie brennen Tag und Nacht Wachholdern, so die giftigen Dünste verzehren, und ich ernte nun auch einmal, wo ich nicht gesäet habe." Er fuhr vergnügt weiter.

Auch Hermann schritt fürbaß. Schwerer blauer Dunst lagerte dort unten und hüllte die Stadt ein. Als das rosige Licht im Osten entglomm, beleuchtete es nur das Krönlein von Pappeln auf der Altenburg, das von den Arnstädtern zu ewigem Gedächtniß an die Stätte gepflanzt worden war, wo die Schweden eine Schanze aufgeworfen und mit ihren ledernen Kanonen bewehrt hatten. Aber ob Hermann auch vor dem Nebel die Zinnen und Thürmchen der Ringmauern noch nicht zu erspähen vermochte, so drang doch schon von weitem eine klagende Glockenstimme an sein Ohr: Hilf Gott! berath! hilf Gott!

„Sie läuten zu einer Betstunde," flüsterte er mit versagendem Athem, indem er den Markstein der Arnstädter Flur überschritt. Hier und da arbeiteten Leute auf dem Felde; das tägliche Brod mußte beschafft werden, trotz des schwarzen Todes. Zu Boden gebeugt, mit verweinten Gesichtern schwangen sie Sense und Sichel. Jetzt schlug die große Glocke an. Da warfen Männer und Weiber das Werkzeug weg, stürzten auf die Kniee und sprachen mit aufgehobenen Händen die alte Anrufung: „Herr Gott, Vater im Himmel, erbarme Dich über uns!"

Da auf der Landstraße lag der Büttel im Staube und flehte, und dort an dem Weizenfelde, das seine schweren Aehren leise im Winde schwenkte, kniete der Rathsbrunnenmeister mit gefalteten Händen.

Hermann eilte zu ihm hinüber. „Ich bitt' Euch, wie steht es in der Papiermühle?" fragte er.

„Ich weiß es nicht," stöhnte der Rathsbrunnenmeister. „Sie ist geflohen; denn in ihr brach das Unglück aus. Zwei Mühlknappen starben zuerst an der Pest. Auch meinen Jüngsten hat die Seuche dahingerafft." Die Stimme brach ihm. „Doch Gott geleite Dich. Laß mich meiner Andacht obliegen. Der Herr Superintendent hat angeordnet, daß die ganze Gemeinde auf das Glockenzeichen ihr Gebet vereinige, damit es stark genug werde, um die Wolken zu durchdringen."

Er begann wieder seine Anrufung, und Hermann wandte sich der Stadt zu, beschwertern Herzens denn zuvor. Dort an der Mauer des Gottesackers war das verrufene Pesthäuslein aufgethan. Er kannte die Wärterin, die gleichmüthig den Fensterladen aufstieß, es war die alte Leichfrau. Dem Brauch gemäß öffnete sie einer Seele, die eben ausgehaucht war, den Weg zum Himmel. In der Pestilenzecke des Begräbnißplatzes warfen die Todtengräber eine Grube zu und begannen ein neues weites Grab zu schaufeln.

Der Büttel, der nur unter der Dachtraufe der Papiermühle gehen sollte, schritt an Hermann vorüber. „Da hinein kommt Herr Henning. Es ist keine Zeit zu fürnehmen Begräbnissen," sprach er.

Hermann stockte der Athem. „Wer lebt noch in der Mühle?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Büttel. „Der Alte und die Frau liegen auf den Tod. Lauft, da kommt der Karren mit den Pestleichen."

Dumpf polterte das schwarze Gefährt über die Thorbrücke.

Hermann hielt den Todtengräber an. „Lebt noch Jemand in der Papiermühle?"

Der Todtengräber war betrunken und roch nach Wachholderschnaps. „Weiß nicht," lallte er. „Ist auch Alles eins. Einmal kommt doch Jeder unter meine Hacke und Haue." Die Schaufel auf der Schulter, schritt er dem Zuge nach.

Herber Duft von Wachholdern strömte Hermann aus der Stadt entgegen, auf allen Kreuzwegen knatterten Feuer und verzehrten den balsamischen Baum. Bis auf die Thürschwellen waren zerhackte Nadelzweige zerstreut. Aus den Häusern schallte lautes Jammern. Hier und da sah er an den Fenstern Menschen mit gerungenen Händen stehen.

Aus einem Freihaus stapfte, auf seinen langen Rohrstock gestützt, der Medicus der Stadt in seinem mit silbernen Gallonen besetzten Wams herfür. Der zerknitterte Spitzenkragen und die gewichtig empor geschobene Unterlippe legten Zeugniß für die Schwierigkeit der Zeitläufte ab. Sein Apotheker folgte ihm mit einem umgehangenen Tabulet, auf welchem krystallne Phiolen und Büchsen standen und eine zierliche Goldwage lag.

„Wer lebt noch in der Papiermühle?" rief ihn Hermann an.

„Weiß nicht; der Sterbslauf ist nicht aufzuhalten, wiewohl wir mit schier wunderbarlichen Arzneien dagegen zu Felde ziehen," antwortete der Apotheker. „Das alte Mittel: Pestilenzwurz in Wein destilliret, haben wir bei Seite gestellet, und mein gelahrter Herr hat ein köstlich Experiment aus dem Kräuterbuch des hochberühmten Italieners Mathiolus, weiland Leibarztes des in Gott ruhenden Kaisers Maximilian II., gegen die Pest erlesen, schwierig zu bereiten und schier unbegreiflich. Gewissenhaft haben wir die Vorschriften befolget und in verschlossenen Eierschalen den ganzen Safran gebraten, welcher mit Senfkörnern und Zitwer zu der Latwerge verarbeitet wird, und er wiegt davon ein Quentlein schwer jeglichem Kranken zur Heilung, jeglichem Gesunden zum Schutz ab. Dennoch lieget die halbe Stadt auf der Bahre." Er folgte eilig dem Medicus nach, der in ein stolzes Kaufhaus an der Erfurter Gasse hinein schritt.

Mit athemloser Brust eilte Hermann weiter. Aber die Muhme Schmidtin führte nicht umsonst im Schild ihres Hauses am Sperlingsberg den wachsamen Kranich. Urplötzlich schob sie das Fenster auf. Ihr Kopf mit dem Pfauenschweif fuhr heraus.

„Daß Gott erbarm! Wo kommst Du her? Ach das Unglück! Aber ich habe es gleich gesagt. An Zeichen und Wundern hat es nicht gefehlt. Der Nachtwächter hat eine Erscheinung gehabt: um Mitternacht ist ein Leichenzug von lauter Männern

ohne Köpfe nach dem Gottesackerthor gegangen und die Thüren der alten Erbbegräbnisse sind aufgesprungen. Als in der Papiermühle ein Maulwurf einen Hügel auswarf, da habe ich gesagt: Frau Muhme, das hat was zu bedeuten. Der alte Papiermüller meinte zwar: Seid ruhig, Frau Tochter, es wird mich bedeuten; glaubte ich doch schon, der liebe Gott habe mich vergessen. Beruft's nicht! warnte ich, sonst lebt Ihr bis in alle Ewigkeit. Richtig, die Jungen mußten voran."

„Ich weiß: Herr Henning —"

„Hat das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt," nickte der Pfauenschweif und, die Hände faltend, fügte sie hinzu: „Herr Gott erbarm Dich über ihn. Amen. Und so begraben werden ohne Leichlaken, ohne jegliche Ehre. Was hätte der stolze Mann sonst für eine schöne Leiche gegeben!"

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, lebt Hannchen noch?"

„Ich weiß nicht. Gestern Abend war sie noch lebendig. Sie holte Wasser vom Brunnen, denn die Leute sind natürlich davon gelaufen, und die alte Trine hat die drei Kinder in das Lusthäuslein im Brunnengarten geflüchtet, auf daß nicht das ganze Haus aussterbe. Und der Zacharias ist zu weit fort. Es kann auch kein Mensch von ihm verlangen, daß er der Pest in den Rachen rennen soll."

Hermann hörte nicht mehr. Er eilte über den Markt der Papiermühle zu.

Auf der Schwelle begegnete ihm der Superintendent. Der Sitte der kriegerischen Zeit gemäß, war er wie ein tapfrer Obrist mit Schnauz- und Kinnbart zu schauen. Die silberne Hostienkapsel trug er in der Brusttasche des Ornates, den Kelch in der Hand, da der Küster seiner Kirche selbst auf den Tod lag.

Ein freundlicher Strahl aus seinem muthvoll blickenden Auge fiel auf Hermann. „Du kommst als Hülfe in der Noth," sprach er. „Das ist brav. Der feurige Zorn Gottes ist über uns; doch dürfen wir darob nicht verzagen. Er bleibt unser gnädiger Gott und Vater, deß hat er uns gute Briefe und Siegel gegeben in seinem Wort und Sacrament. In seinem Namen magst Du getrost in die Brutstätte der Pestilenz gehen."

Und den durch einen dreißigjährigen Krieg erstrittenen Kelch hoch hebend, wie die Waffe gegen Hölle und Tod, schritt er von dannen.

Mit zitternden Knieen trat Hermann in das Haus, das seiner Jugend Heimath gewesen war. Nichts regte sich. Die Mühle stand still. Nur das Wasser rauschte. In dem Flure lehnte ein langer schmaler Kasten, von rohen Brettern gezimmert. Kein gemaltes Sprüchlein zierte ihn, keine Blume lag darin. Es war schon ein Vorzug, mit schwerem Geld erkauft, einen eigenen Sarg zu haben, nicht in die gemeinsame Grube geworfen zu werden. Ein Stöhnen drang aus dem Mühlraum. Hermann öffnete die Thür. Da lag auf dem Stroh, entstellt durch die Flecken des schwarzen Todes, weiland Herr Henning, der große Bürger, der sich noch vor Kurzem rühmte, daß er vor Kreuz und Leiden besser geschützt sei, als der arme Hiob. Eine zusammengebrochene Gestalt kniete daneben.

„Hannchen!" rief Hermann entsetzt.

Sie richtete sich auf. Aus einem todtenblassen, qualvollverzerrten Gesichte starrten ihn verzweiflungsvolle Augen an. Ob sie ihn erkannte, wußte er nicht.

„Ich kann ihn nicht allein heben und in den Sarg tragen," sprach sie mit heiserer Stimme, „und es kommt uns Niemand zu Hülfe."

„Ich bin da, ich helfe Dir," sprach er ihr tröstend zu.

„Du," flüsterte sie, „immer Du."

Sie hoben zusammen die Leiche auf und legten sie in die Todtenlade. Dann kniete Hermann nieder und zog Hannchen an der Hand heran; die war so kalt wie die des Todten. Sie folgte gleich einem fühllosen Wesen. Er faltete ihre Finger.

„Sprich mit mir ein letztes Gebet," sprach er sanft. „Vater unser, der Du bist im Himmel."

Sie plapperte es nach.

„Dein Wille geschehe."

Sie stockte.

Er sprach ihr noch einmal die Bitte vor.

Sie preßte die Lippen zusammen. Aber plötzlich riß sie die Hände aus einander und schrie wild auf: „Nein, nein, ich kann nicht. Ich ertrage es nicht. Die Hand des Herrn ist zu schwer. Du weißt nicht, wie es thut."

„Ich weiß es nicht?" wiederholte er mit zuckenden Lippen. „Ich habe es meiner sterbenden Mutter nachgebetet. Ich habe es lernen müssen als achtjähriges Kind, und die Hand des Herrn lag noch schwerer auf mir: es blieb mir kein Herz. Nichts, nichts auf der weiten Gotteswelt ist mir geblieben!" fügte er mit ausbrechendem Schmerze hinzu. „Aber ich habe es erprobt in tiefem Leide, daß mein Mütterlein Recht hatte, wenn sie sprach: Wir armen Erdenwürmer haben kein Gebet weiter vonnöthen, als das eine: Dein Wille geschehe. So wir uns in die Hand des Herrn ergeben, giebt er uns seinen Frieden."

Vor Johannens Blick tauchte wie aus weiter Ferne das Bild der blassen Frau im grauen Linnenrocke auf, die Sonntags ein Mittagessen in der Papiermühle holen durfte. Die Kleine hatte es ihr gereicht; denn die Eltern ließen gern den Segensspruch der Armen den Kindern zu Gute kommen.

Das hatte damals Niemand gedacht, daß des armen Weibes demüthige Gedanken dereinst dem erstgeborenen Töchterlein des reichen Hauses in tiefer Noth helfen würden. Und doch war es also. Die Erkenntniß, bei Unglück und Leid in großer Genossenschaft zu sein, sänftigte das eigensüchtige Menschenherz.

Die altvertraute Stimme, die allezeit nur Liebes und Gutes zu ihr geredet hatte, löste den Krampf, und als er jetzt die schweren Worte noch einmal zu ihr sprach, fest und demüthig, wie ein geprüftes Herz sie eingiebt, da sprach sie sie stockend nach, und plötzlich sprang der Bann, den die Verzweiflung um die junge ungebeugte Seele gelegt hatte, und sie brach in heiße Thränen aus.

Hermann ließ sie ausweinen. Dann sandte er sie zu der besinnungslos in heftigem Fieber liegenden Mutter und ermahnte sie, ihrer treulich zu pflegen. Er selbst ging in die Kammer des alten Großvaters. Der Greis wandte mühselig das Haupt nach ihm. Er strengte die eingesunkenen Lippen an, mit dem alten Gruße ihn zu grüßen: „Deinen Eingang segne Gott!" Die Worte verliefen in unverständlichem Flüstern. Mit zitternder Hand winkte er Hermann heran. Dieser mußte sich tief über ihn beugen, um zu verstehen, wie er mit ersterbender, stockender Stimme hauchte:

„Bin gestärkt durch das heilige Abendmahl zur großen Reise in das Paradies. Nun lies mir das Lied: ‚Mit Fried und Freud ich fahr dahin,' wenn es auch nicht recht in die Zeitläufte sich schicken will. Ich hatte es mir ausgesucht, daß die Currende es bei meinem Leichenbegängniß singen sollte. Hatte gemeint, der liebe Gott werde mir ein friedsameres Sterbestündlein schicken."

Hermann las. Und da er mit dem Vers zu Ende gekommen war, hatte der alte Großvater nach den letzten Worten desselben gethan, die lauteten: ‚der Tod ist mein Schlaf worden.'

Frau Henningin lag bewußtlos. Sie vernahm den Hammerschlag nicht, der die zwei Särge zunagelte; sie hörte das Poltern des Leichenkarrens nicht, welcher zweimal vor der Thür anhielt; ihr Ohr blieb verschlossen dem Summen der Todtenglocken, die für und für ihre Gemeindeglieder auf dem Grabespfad geleiteten.

Johanne hatte allein das schwere Kreuz zu tragen. Aber sie war nicht mehr verlassen. Hermann stand ihr zur Seite wie in vergangenen seligen Jugendtagen, die ihrem darniedergebeugten Gemüth weit zurück, wie in einem früheren Dasein, zu liegen schienen.

Damals war sie seine Beschützerin gewesen; jetzt, da das Leid Einspruch gehalten hatte, trat er für sie ein. Er wußte besser Bescheid als sie, wie man dem Unglück begegnen mußte. Seinem sanften Zuspruch gelang es, sie zu überzeugen, daß es ihr da nichts half, wenn sie zornig aufbrauste und anklagte, aber daß sie allmählich selbst das Schwerste überwinden konnte, wenn sie den Weg der Pflicht ohne Wanken ging, auf daß kein Vorwurf in ihrer Seele sich einzunisten vermochte.

Sie that, wie er wollte. Unermüdlich wachte sie bei der kranken Mutter und zollte ihr alle die Fürsorge, die sie dem Vater, dessen Lieblingskind sie gewesen war, nimmermehr erweisen konnte. Aber wenn die wirren Fieberreden der Kranken in leisen Schlummer übergingen, und sie Ruhe bekam, dann brach wieder der heiße Schmerz aus. Dann setzte er sich zu ihr in die düstre Krankenstube an das Lämpchen, dessen Docht zurückgeschoben war, auf daß es nicht zu hell schimmere.

Und er sprach ihr von seiner leidensvollen Kindheit, von seinem elterlichen Haus an der Mauer, das wegen der mangelnden Rückseite in Arnstadt nur das Sterbekleid genannt wurde. Er erzählte, wie die Kriegsfurie es heimsuchte und das letzte Besitz-

thum der armen Familie vernichtete. Wie eines Tages Merode'sche Soldaten nach Arnstadt kamen und ein junger Kriegsknecht scharmuzierend bei ihnen hereinbrach, die Mutter mit ihm auf dem Arm flüchtete, und — da sie endlich wieder zurück sich wagte — den ärmlichen Hausrath zerschlagen, das Bett, das sie in ihren Dienstjahren mit allen gesammelten Hühner- und Taubenfedern gestopft hatte, aufgeschnitten und die Flaumen in alle Winde zerstreut fand. Der Vater aber lag todtwund gestochen am Boden und vermochte nur noch zu stammeln, daß auch der Glücksducaten geraubt sei. Es wollte Hermann oft ein Wunder bedünken, daß ihm zugleich so wonnesam und wehmüthig um's Herz war, wenn er ihr von seinen armen Eltern sprach, und sie nimmer müde wurde, von seiner schwer geprüften Mutter zu hören.

Und sie lernte sich bescheiden. Vor dem Leid, das diese arme Erdenpilgerin getragen hatte, verstummte die stürmische Klage der großen Bürgerstochter. Sie wurde still in ihrem Schmerz.

Gemachsam genas die Frau Henningin wieder. Ihre treuen Pfleger verschonte die Pest. Hermann's muthiges Beispiel hatte das im ersten sinnlosen Schrecken fortgelaufene Gesinde beschämt. Der Knecht, die Tagelöhner kehrten zurück. Dann kamen auch die Versippten und Gefreunde, weinten mit der Frau Henningin und klagten ihr das eigne ausgestandene Leid.

Johanne und Hermann hatten nicht Zeit, sich um den Einspruch zu kümmern. Sie arbeiteten rastlos, um die Spuren des Unglücks zu verwischen. Die Mühle wurde gesäubert und Unheimliches im Feuer verbrannt. Hermann sah die Bücher ein und rechnete, sandte Schreiben an Zacharias und die Geschäftsfreunde, welche anzeigten, daß die Seuche zu erlöschen beginne. Johanne führte die Wirthschaft, tröstete und pflegte die Mutter und hielt die Kinder in Zucht. Mit ihnen verfuhr sie, wie Hermann mit ihr gethan hatte. Sie legte ihnen Pflichten auf, die ihren Kräften entsprachen.

Christel bekam die Tageswacht bei der großen Herbstwäsche, welche nach Arnstädter Brauch auf der Hohen Bleiche von der Sonne und dem Mond beschienen werden mußte, und Bastian hatte den Bienen den Tod des Bienenvaters anzuzeigen.

Wenn man beim Erbfall die andern Hausthiere mit Stöcken aufjagte, heischten die wilden Würmber feinere Rücksicht. Der älteste Sohn war nicht beihanden; so kam es Bastian zu, des Amtes zu walten. Als tapfrer Junge bezwang er sich. Mit abgezogenem Hütlein trat er zu dem Bienenhaus und that laut dem Volk der Immen kund, daß ihren zeitherigen Meister der Herr über Leben und Tod abgerufen habe, und ermahnte sie, ihrem nunmehrigen Bienenvater treu, hold und gewärtig zu sein wie dem alten. Dann drückte er die Fäuste vor die Augen, biß die Lippen zusammen und ging heim.

Bald war die Ordnung wieder hergestellt, und die Papiermühle blitzte und blinkte äußerlich und innerlich von Sauberkeit und Wohlstand.

Und nun schlug die Stunde, da auch die Muhme Schmidtin dahin zurückkehrte. Gleich einem Klageweibe erhob sie ihre Stimme und ihre Arme; aber nachdem sie noch einmal den ganzen Jammer aufgewühlt hatte, wandte sie sich den Vorkommnissen des täglichen Lebens zu. Und von Stunde an hielt sie wieder pünktlich wie sonst am helllichten Tage mit einem Laternchen und einem schuhlangen Hausschlüssel Einspruch in der Papiermühle, zum großen Verdruß der Magd Trine, die dann allezeit nach den Bäckerbänken am Rathhaus springen mußte, damit die Muhme mit frischen Mussemmeln tractirt werden konnte. Und wenn das Mühlwerk wohl geschmiert war, dann dämpfte die Gastin ihre Rede allgemach zu einer leisen Murmelung in das blasse, mit einem großen goldnen Ring geschmückte Ohr der Frau Henningin. Diese belebte sich sichtlich unter ihrem Geflüster. Freilich bekam sie zuweilen wieder fieberrothe Bäckchen, wenn die Muhme mit einem falschen Blick auf Hermann geraunt hatte: „Es wird auf allen Gassen breit getreten, die ganze Stadt rümpft die Nase darüber." Sie begann auch wieder zu nörgeln, da Johanne einen künstlichen Kuchen, den Fischer ihr zum Geburtstage verehrte, und der wie ein Taubennest formirt war, sonder Freude und Achtung dem Ingesinde preisgab, nachdem Benjaminlein dem Taubenpaar die Rosinenaugen ausgegessen hatte.

Ueber Johannens Züge aber senkte sich allmählich ein düsterer Schleier. Zuweilen zuckte ein scheuer Blick von ihr zu Hermann auf, daß dieser betroffen nachsann, womit er sie gekränkt haben könne, oder sie fuhr wie aus einem Traume empor, wenn Mutter und Geschwister schon lange auf sie eingeredet hatten. Einmal, da Hermann von dem Rechnungsabschluß am Neujahr sprach, sah sie verwirrt zur Seite und gab keine Antwort.

Auch auf sein Herz legte sich ein Druck wie von einer kalten Hand. Er konnte das Unheimliche nicht nennen, das seinen Schatten voraus warf; aber er hatte das Gefühl, als schöbe es sich verhüllt und dunkel trennend zwischen ihn und Hannchen.



Im Congoland: Zernagte Schieferklippen im Congobett.

Als der Windmond mit eisiger Ostluft über das Land zog, athmeten die Arnstädter auf. Waren auch in den letzten Wochen neue Erkrankungen nicht mehr erfolgt, so hatte die Stadt doch erst jetzt Gewißheit, daß die Seuche nicht wieder aufflackern könne. Der alte deutsche Riese Frost warf unwiderstehlich den Würgengel aus dem Morgenlande nieder; das war ein alter Erfahrungssatz. Aber er schob auch, wie männiglich bekannt, Laub und Blumen in seinen Sack. In dem Garten an der Brunnenkunst, wo in den Wochen der schweren Heimsuchung Unkraut und Zierpflanzen lustig durch einander gewuchert hatten, hing das Augentrost im Gras so gut den Kopf wie Liebstöckel auf dem Beet; nur das bittere Kräutlein Wermuth hielt sich tapfer zwischen den braunen Mauersteinen.

„Alles welk, todt!" flüsterte Hermann vor sich, während er die schützende Winterdecke von Stroh vor das Bienenhäuschen hing.

Da klirrte die Pforte und Hannchen trat in den Garten. Sie trug einen Brief in der Hand, und an ihrer Schürze hing Benjaminlein. Hermann erschrak, da er sie erschaute, bleich mit gerötheten Augen. Die Trauerkleidung konnte nicht an ihrem elendigen Aussehen schuld sein, an die war er ja — leider Gottes! — gewöhnt.

Einen Augenblick stand sie still und schöpfte tief Athem. „Lieber Gott," sprach sie leise, „ist mir's doch um's Herz, als sollte ich Tauben schlachten. Das bringe ich auch niemalen zu-

wege. Aber hier hilft mir kein Dienstbote, und gethan muß es sein." Sie faßte sich einen Muth, drückte ihr Herz zusammen, wenn es auch gegen den Zwang schütterte und klopfte, daß selbst die gebrannte Spitze, die ihr Häubchen einrahmte, davon zitterte. Langsam schritt sie durch die mit Buxbaum eingefaßten Wege heran und gab Hermann das Schreiben.

„Es ist von Zacharias gekommen," sagte sie. „Er wirft sich darin auf als nunmehriger Herr unsrer Sippe. Und er will heimkehren, sobald die Winterkälte ihm völlig Sicherheit giebt gegen die Pestilenz." Ihr Ton klang bitter.

Hermann warf einen Blick auf den Brief und dann auf sie. Sie sah an ihm vorüber, als fürchte sie, seinem Auge zu begegnen. Da erblaßte auch er.

„Du meinst, ich sei nun überflüssig," sprach er langsam. „Ich soll wieder gehen."

ging, nicht, wie Du als großer Bursch für mich die Arbeit in der Nacht thatest, von welcher Du wußtest, ich schaffte sie nicht gern. Und Gott ist mein Zeuge, mit wie heißem Segenswunsch ich Dir dafür danke, daß Du aus der gesunden Stadt Erfurt in das verpestete Arnstadt eiltest, und als ich verlassen zwischen Todten und Sterbenden stand, zu mir tratest in das gemiedene Haus wie ein Engel vom Himmel. Dessen will ich eingedenk sein bis zu meinem letzten Stündlein. Aber," fuhr sie leiser fort, „unsere Lebenswege scheiden sich einmal. Ich bin in angesehener Bürgersippschaft geboren, Du bist eines armen Flickschusters Sohn." Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Es war still; nur leise fiel ein Blatt von dem Rosenstrauch, von dem Hermann im Frühling eine Knospe gebrochen hatte, zur feuchten Erde nieder. Hermann stand wie gelähmt. Jetzo enthüllte sich das Schrecknis, vor dem ihm seit Wochen gegraut, und



Im Congoland: Landschaft bei Kalubu.

Sie verschluckte ein Schluchzen, das tief aus dem gequälten Herzen stieg. In vielen schlaflosen Nächten hatte sie gesonnen, geprüft und abgewogen, was zu thun das Rechte sei. Sie hatte den Entschluß, wie es werden sollte, allein werden konnte, sich abgerungen. Nun aber mußte er auch durchgeführt werden, ohne rechts und links zu schauen. Fast mechanisch redete sie, wie sie sich vorgenommen hatte: „Das ist gewißlich das Beste. Sieh, Hermann, wir müssen den Kopf oben behalten; den hat der Herr in seiner unerforschlichen Weisheit zu oberst gesetzt, auf daß er den ganzen Menschen regiere. Auch das Herz muß ihm gehorchen; denn hätte Gott es anders gewollt, so meine ich, er hätte dasselbige oben darauf gestellt. Glaube mir, ich habe nichts vergessen," fuhr sie innig fort, und die Stimme wurde hell, und die Worte flogen von ihren Lippen, „nicht, wie Du als Kind mit mir gespielt und mich den Katechismus gelehrt hast, der mir so schwer zu Kopfe

nun verwunderte er sich, daß es ihm nicht von Anfang an klärlich vor Augen gestanden hatte. Er kannte ja die großen Bürger seiner Vaterstadt. Sollte ihm widerfahren sein, daß ganz heimlich in seinem Herzen die Hoffnung aufgekeimt wäre, Hannchen würde, verwaist, der Stütze bedürftig, ihn um seiner treuen Liebe willen zum Ehegesponsen wählen? Er wußte es selbst nicht. Nur das fühlte er: es gab kein größeres Herzeleid für ihn, als die Trennung von ihr. In der Angst vor diesem Schmerz verleugnete er selbst das große, tiefste Gefühl seines Lebens.

„Du bist im Irrthum, Hannchen, wenn Du glaubst, daß ich etwas von Dir will," suchte er sie zu überreden. „Die Muhme und die Mutter haben Dich verwirrt. Ich will nichts als ein Eckchen in Eurer Mühle und die Erlaubniß, die Wohlthaten, die Ihr mir erwiesen habt, mit meiner Hände Arbeit zu vergelten."

(Fortsetzung folgt.)

Im Congoland.

Von Dr. Pechuel-Loesche.

Mit Illustrationen nach Originalaufnahmen Dr. Pechuel-Loesche's auf Holz gezeichnet von Prof. A. Goering.

4. Zu den Kukibuendi-Bergen.

Stanley's Weg. — Schwierigkeiten des Gebirges. — Böse Pfade. — Ein Negerdorf. — Grasbrände. — Reiche und öde Landstriche. — Wechselnde Gesinnung der Eingeborenen.

Von Vivi aufwärts bis zur zweiten Station Isangila bildet bei einer Lauflänge von etwa 90 Kilometer der Congo eine Reihe großartiger Stromschnellen.

Die zwischen denselben liegenden ruhigeren Flußpartien sind zwar für den Verkehr von Booten und Dampfern geeignet, doch würde die Verbindung eine äußerst langwierige und kostspielige sein. Die unüberwindlichen Stromstrecken müßten auf höchst beschwerlichen Pfaden am Ufer umgangen, die Güter viele Male aus- und eingeladen, zum Ueberfluß auf allen Abschnitten besondere Fahrzeuge unterhalten werden.

Obwohl nun Stanley bei seinem ersten Vordringen vor vier Jahren, wo immer der Strom sich zugänglich und fahrbar erwies, Dampfer und Boote von den Wagen nahm und zu Wasser vorwärts brachte, hat er doch in richtiger Würdigung der Verhältnisse für die regelmäßige Verbindung zwischen Vivi und Isangila den ununterbrochenen Ueberlandweg vorgezogen.

Freilich ist dieser Weg ein sehr primitiver und entspricht nicht den heimischen Vorstellungen von einer Straße. Er ist nicht befahrbar in unserem Sinne, nicht einmal bequem zu begehen. Kunstlos wie die allenthalben sich durch das Bergland schlängelnden Pfade der Eingeborenen und diesen vorzugsweise folgend, schmiegt er sich den Bodenformen an, führt über Höhen und durch tiefe, steilwandige Schluchten mit ihren Wasserläufen, ohne Umschweife die Hindernisse nehmend, die sich bei der eigenartigen Natur des Berglandes leider nicht umgehen lassen. Wo an geneigten Flächen die mächtigen Rüstwagen mit ihren unbehülflichen Lasten: Fahrzeugen, Dampfkesseln, seitwärts überzufallen drohten, ist das Erdreich etwas abgestochen und zu einer rohen Fahrbahn geebnet worden.

An einer Stelle war man gezwungen, hart über den vorübertosenden Gewässern des Stromes eine vortretende Felsecke des Ngomaberges wegzusprengen und einen Steinwall aufzuschichten. Die Sprengung, die natürlich den Eingeborenen gewaltig imponirte, wurde von Herrn Lieutenant Valcke geleitet; durch sie kam der Name Mbula Matari oder Matadi, „Steinbrecher", auf, welcher dann auf Stanley übertragen wurde.

So entspricht der Weg nur den allernothwendigsten Anforderungen. Ihn zu einer schnellen und lebhaften Verkehr ermöglichenden Straße umzugestalten, würde einen außer Verhältniß zum Nutzen stehenden Aufwand an Zeit und Capital erfordern.

Unter solchen Umständen begnügt man sich damit, den sehr bedeutenden Güterverkehr in der in Centralafrika seit jeher üblichen Weise zu bewältigen: durch Träger, die durchschnittlich Lasten von 30 Kilo Gewicht auf den Köpfen fortschaffen.

Wenn wieder einmal ein Fahrzeug oder Dampfkessel, überhaupt ein nicht wohl tragbares Stück zu transportiren ist, dann wird abermals ein Rüstwagen in Dienst gestellt. Da Zugthiere weder vorhanden noch verwendbar sind, treten Menschen an ihre Stelle und rollen die schwer beladenen Maschinen langsam vorwärts. An steilen Berglehnen und den Wänden der Schluchten, in den felsigen Betten der Wasserläufe hilft man sich mit Tauen und Winden, mit Aufschichten von Steinen, Knütteln und Holzkloben. Diese an die Juggernaut-Procession* erinnernde langwierige und keineswegs gefahrlose, für große Stücke jedoch einzig mögliche Transportweise wird glücklicher Weise nur selten nothwendig.

Zwischen Isangila und der dritten Station, Manyanga, wird die Verbindung wieder zu Wasser aufrecht erhalten, obwohl diese mittlere Strecke des Congo der Befahrung nicht besonders günstig ist. Wir benutzten jedoch nicht diesen Wasserweg, sondern marschirten auf der Nordseite des Flusses in das Gebirge hinein, da es besonders wichtig war, das von de Brazza von Osten nach Westen durchzogene Gebiet, den Verlauf der Thäler und Flüsse zu untersuchen, die Höhen zu messen, um festzustellen, ob das Bergland der Anlegung einer guten Straße günstiger sei. Dieser Theil des Gebirges erwies sich jedoch größtentheils noch unwegsamer und schluchtenreicher als der westliche.

Mehrere Tage lang waren wir auf den Pfaden der Eingeborenen kreuz und quer marschirt, über öde, grasbewachsene Höhen, durch enge, mit Buschwald ausgekleidete Wasserrinnen, als wir endlich an einer nördlichen Biegung den Congo erreichten. Seine an tausend Meter breite glitzernde Fluth wälzte sich wie überall zwischen steil abfallenden waldlosen Bergen. An ihrem Fuße standen vereinzelt lockere Gruppen und Streifen von Bäumen.

Es war im August, der Zeit der größten Trockenheit und des niedrigsten Wasserstandes. Der Congo hatte sich aus seinem Ueberschwemmungsbette zurückgezogen. Weithin an den Ufern dehnten sich helle Sandbänke zwischen dunklen, zernagten Schieferklippen, und langgestreckte Felsriegel traten hier und dort gegen die Mitte des Flusses vor. Stromabwärts in blauer Ferne war das steile, vom Südufer scharf ausspringende Vorland zu erkennen, auf welchem in unvergleichlich schöner und günstiger Lage die englische Baptisten-Mission Baynesville errichtet wurde. Die Besitzer dieses Vorlandes vermögen die mittlere schiffbare Strecke des Congo vollkommen zu beherrschen und jedem Verkehre zu verschließen. Es ist auch ein historischer Platz: denn bis zu jener Stelle vermochte der von Isangila an auf dem Südufer vordringende Tuckey vor nun siebenundsechszig Jahren den Lauf des so lange räthselhaft gebliebenen Stromes zu entschleiern.

Im Nordosten überragten das eintönige Gebirgsland ungewöhnlich hohe Bergketten, die am besten die Kukibuendi-Berge zu benennen sind. Ein mühsamer Marsch durch den nachgiebigen Ufersand und quer über seltsam zernagte Schieferwälle (siehe Abbildung Seite 792) fand ein plötzliches Ende an mächtigen Schieferplatten, die glatt aufstrebend oder chaotisch durch einander geworfen den Uferweg weithin vollkommen absperrten.

Wir arbeiteten uns durch krauses Gebüsch am Uferhange hinauf und folgten einem Fischerpfade, der in weitem Bogen über Grasgelände wieder zum Congo führte. Hier begann nun eine Kletterpartie über Schieferfelsen, die uns in steter Angst um unsere Träger und ihre Lasten erhielt. Unter uns wogten die dunklen Fluthen des Congo. Auf schmalen Absätzen an glatten Wänden hin, zwischen mächtigen Platten und palissadengleich aufgerichteten scharfkantigen Pfeilern hindurch, über wüste Trümmerhaufen suchte ein Jeder seinen Weg, so gut es eben ging. Die sich einklammernden Hände fühlten schmerzlich die Gluth des schwarzblauen, vom Sonnenbrande übermäßig erhitzten Gesteins.

Endlich gelangten wir zum Wasserspiegel hinab. Wir standen an einem tiefen Einschnitte des Congo, in dessen äußersten Zipfel ein Flüßchen mündete. Mitten davor lag ein Eiland, das im Kleinen dieselbe Formation zeigte wie die Felsenmassen, über welche wir herabgestiegen waren. Wir nannten das wunderliche, bei Hochwasser überfluthete Gebilde die Palissadeninsel (siehe Abbildung auf Seite 796). Das Flüßchen, der Ntendesi, erwies sich als tief und reißend; es konnte weder durchwatet noch durchschwommen werden. Während wir unter den wenigen vorhandenen Bäumen nach denen suchten, die, richtig gefällt, als eine Nothbrücke dienen sollten, kamen etliche eingeborene Fischer zwischen den Felsnadeln hervor. Nach den unvermeidlichen, Geduld wie Humor gleich erschöpfenden Verhandlungen willigten sie ein, uns überzusetzen. Zu je Zweien auf den Boden niederhockend, wurden wir unter sich immer wiederholenden Erörterungen in ein paar winzigen, übermäßig zum Umschlagen geneigten Canoes zum andern Ufer befördert. Ich mit meinem Diener als der Erste, Herr Teusz mit dem seinen als der Letzte.

Die Fährleute wiesen uns nach dem nächsten Berghange, wo ein Pfad emporführen sollte. Der Aufforderung, uns zu geleiten, setzten sie die oft zu hörende Entschuldigung entgegen, daß da oben böse Menschen wohnten.

* Juggernaut (Dschagarnaut) ist der Haupttempel des gleichnamigen Gottes in Ostindien. Im Juni oder Juli jeden Jahres findet hier das Tirunal, d. h. Wagenfest, statt, welches zehn Tage dauert. Das Götzenbild wird bei dieser Feier auf einen ungeheuer hohen und starken Wagen gesetzt, der, oft mit mehreren tausend Menschen bespannt, im tiefen Sand circa ein Kilometer weit fortgezogen wird.

Wir fanden endlich eine Art Pfad, aber von einer Beschaffenheit, die uns in Zweifel ließ, ob er je von Menschen oder nur von klimmlustigen Ziegen benutzt wurde. An Grasbüschen uns haltend, von Staffel zu Staffel uns emporziehend, keuchten wir im Sonnenbrande den kahlen Steilhang hundertzwölf Meter hoch hinauf.

Auf der Höhe strich ein frischer Wind über die schwankenden, lockeren Halmgräser und fuhr sausend durch das krause Gezweig der verstreuten charakteristischen Zwergbäume. Der deutlicher gewordene Pfad führte in leichten Steigungen auf und ab, durch dürre, lästige Schilfgräser, die über dem Kopfe raschelnd zusammenschlugen, an einem spärlich über Felsplatten rieselnden Bach hin, dann durch ein die Nähe von Menschen verkündendes mit Erbsenbüschen (Cajanus indicus) bepflanztes Feld. Um einen Hügelsporn biegend gewahrten wir endlich auf einer nicht allzu fernen hohen Kuppe lichte Bestände von Bäumen und Oelpalmen und in deren Schatten fahlbraune Hütten.

Trompetenklänge meldeten unser Nahen, und wir zogen in das Dorf Mungombe ein. Es erschien wie ausgestorben. Die Hüttenthüren waren geschlossen, die Menschen entlaufen; man war nicht gewohnt, hier bewaffnete Fremdlinge, am wenigsten aber Europäer anlangen zu sehen.

Auf einem Platze fanden wir schließlich einige Männer und Hunde um ein Feuer gruppirt, die sich geberdeten, als ob sie Dorf und Besuch gar nichts angingen. Unser Gruß wurde zurückhaltend erwidert, unser Wunsch, im Dorfe zu nächtigen, mit dem Antrage beantwortet, wir möchten weiter ziehen, wir könnten in Mungombe nicht bleiben. Die Art und Weise der Leute war nicht ermuthigend, doch auch nicht abschreckend. Ein kurzes Palaver (so werden in Westafrika mit den Eingeborenen geführte Verhandlungen genannt), freundliche Worte, gewürzt mit einigen lustigen Bemerkungen, die ruhige Haltung der Meinen führten zu einer befriedigenden Verständigung. Der Hauptgrund gegen unsere Aufnahme war: es gab noch keinen Präcedenzfall, eine solche Karawane hatte Mungombe noch nicht betreten; der zweite: so lange wir blieben, durften die Weiber nicht in's Dorf kommen, und das war unbequem. Wir schlugen vor, und wie sich bald zeigte, nicht ohne Erfolg, die Unbequemlichkeit aufzuheben, die Weiber zurückzurufen, da wir gute Menschen und ihnen gewiß nicht gefährlich wären.

Ohne es zu wissen, hatten wir mit dem Dorfherrn selbst verhandelt, mit dem ein ziemlich großes und reiches Gebiet beherrschenden Häuptling Nadeka Davunda, der sich bald auch als ein sehr respectabler Afrikaner entpuppte. Zunächst brachte er uns ein willkommenes Gastgeschenk, eine stattliche, sich sehr ungeberdig sträubende Ziege und eine große Kürbisflasche mit schäumendem Palmmost.

Während wir noch das Lager aufschlugen, kehrten allmählich die aus den benachbarten Dörfern gerufenen Weiber zurück; erst die alten, dann die jungen. Hübsche, wohlgehaltene Kinder wagten sich bald mit staunenden Augen in unsere Nähe und gaben uns Gelegenheit, die Herzen der Mütter zu gewinnen. In kürzester Zeit herrschte Freude und lustiges Leben im Dorfe. Die Bewohner stellten sich vollzählig ein; Ziegen, Schweine, Hühner, die man vorher wohl nach Kräften verborgen hatte, tauchten auf und das Feilschen um Lebensmittel begann. Eier, ölreiche Erdnüsse, Maniok, Süßkartoffeln und die nahrhaften Früchte des Erbsenstrauches wurden in zierlichen Körbchen herbeigebracht, geduldige Hühner mit zusammengebundenen Ständern zum Verkauf ausgelegt. Unser Reisegeld bestand neben vielen Kleinigkeiten aus blau und weiß gestreiften Stoffen und grellbunten Taschentüchern, für deren Eintausch das weibliche Geschlecht willig seine eßbaren Besitzthümer opferte.

Die Dörfler gehörten zu dem Stamme der Basundi, der hier weithin auf der Nordseite des Congo das Land besiedelt hat, und mußten selbst unter diesen als auffällig wohlgestaltete und gut genährte Leute gelten. Zwar wurde das warme Dunkelbraun ihrer Haut durch den grauen, fast landesüblich zu nennenden und die nächtliche Lagerstatt verrathenden Aschenanflug verunziert, doch sahen sie bei weitem nicht so kümmerlich und vernachlässigt aus wie manche Gemeinden ihrer Brüder in benachbarten Gebieten. Ihre Heimath war ein die Umgebung weit überragendes kleines Bergland, das reichlicheren Regen empfing und in den Einsenkungen wohlbewässerten fruchtbaren Boden besaß.

Man gewann den angenehmen Eindruck, sich unter ungewöhnlich arbeitsamen Menschen zu befinden, die in einem entsprechenden Wohlstande lebten. Jedenfalls trafen wir nirgends wieder am Congo eine so dichte Bevölkerung und gepflegte Plantagen von so überraschender Ausdehnung wie in den Kukibuendi-Bergen.

Mungombe liegt auf dem letzten südlichen Ausläufer der Hauptkette, an 150 Meter über dem Congo. Von seiner Höhe genoß man einen reizvollen Rundblick weit in das Congoland hinein. Nordwärts ragten die um 400 Meter höheren Berge auf, deren Gipfel ausnahmslos mit dichtem Wald wie mit einer Haube geschmückt waren und sich dadurch wesentlich von allen übrigen des Gebirges unterschieden. Nach Osten, Süden und Westen schweifte der Blick ungehindert bis in die blaue Ferne über die fast gleichförmigen waldlosen Hügel (siehe Abbildung auf Seite 796).

Gegen Abend entwickelte sich im Westen ein wundervolles Landschaftsbild. Am Horizonte waren die Grasbestände in Flammen gesetzt, und dunkle Rauchschichten lagerten über den Bergen. In sie tauchte die Sonne hinab, eine gluthrothe, glanzlose Scheibe, und durchdrang den Dunst und Qualm mit purpurnem und violettem Lichte. Dazu der bläuliche Duft zwischen den Bergen, die Abstufungen von Braun, Gelb und Grün bis zu den kräftigen Farben des Vordergrundes und Alles überhaucht von dem wundersamsten Scheine — eine Märchenlandschaft lag vor uns, von immer sich erneuerndem zauberischen Reize, der erst allmählich mit dem Verschwinden der Sonne verblich.

Ein köstlicher windstiller Abend ist auf den heißen Tag gefolgt. Wir haben unser trefflich mundendes Abendbrod (Erbswurstsuppe, zähen Ziegenbraten und gebackene Süßkartoffeln) verzehrt, unseren Thee getrunken, zünden unsere Pfeifen an und schlendern durch die Dorfgassen. Draußen umfängt uns dunkle Nacht. Unter einer Gruppe träumerischer Oelpalmen halten wir an und lauschen — aber nichts regt sich auf der Höhe, in der Tiefe, nur vom Dorfe her klingt gedämpftes Stimmengewirr. Ueber uns funkeln die südlichen Sternbilder; fern im Westen züngeln noch die Flammen wie leuchtende Bänder an den Berglehnen hin, langsam vorrückend, nun verschwindend, nun wieder auflohend und stetig weite Strecken der lästigen Grasbestände in Kohle und Asche verwandelnd.

Wir wandern nach dem Dorfe zurück, wo an dem Lagerfeuer die Unseren mit den Dörflern noch die halbe Nacht hindurch schwatzen werden, strecken uns auf das frisch geschüttete Graslager und schlafen einen beneidenswerthen Schlaf.

Schon vor Tagesgrauen lassen wir den Trompeter zum Aufbruch rufen. Rasch ist das Frühstück verzehrt und alles gepackt. Die Dörfler drängen sich um uns zum Abschied; hungerige Hunde schnüffeln zwischen den Lasten umher, einige stolz schreitende stattliche Hähne rufen ihre Hennen zusammen. Jämmerlich blökende Ziegen suchen einander und grunzende Schweine trollen sich vorüber. Auch eine Dorfkokette ist vorhanden, ein schlankes Mädchen, das mit gutgespielter Unbekümmertheit zierlich hin und wieder schreitet und mit einer Gerte fuchtelt, als wollte es soeben zu einem Morgenritt in den Sattel steigen.

Unser Gastfreund Nadeka Davunda gesellt sich zu uns. Er ist von dem empfangenen Gegengeschenk überaus befriedigt, hat nicht einmal — gänzlich unafrikanisch! — noch mehr verlangt und will uns nun selbst das Ehrengeleit durch sein kleines Reich geben. Würdig wandelt er vor mir her, hinter uns folgt die Karawane, untermischt mit den Dörflern, die sich noch immer nicht trennen können.

Bergauf, bergab schlängelt sich der Pfad, an steilen Hängen hin und lauschige Thäler entlang. Wo immer in den Senkungen sich günstiger Boden findet, da sind Felder angelegt, stehen Gruppen großblättriger Pisangs und Melonenbäume. Kräftige Oelpalmen wachsen allenthalben verstreut; in ihren Kronen hängen, fast wie Früchte anzuschauen, die Kürbisflaschen, in welchen der reichlich aus einer Schnittwunde sickernde Saft aufgefangen wird. Rieselnde Bäche und versumpfte Strecken sind von dichtem, von Schlingpflanzen durchwirktem Gebüsch umgeben. Dazwischen dehnen sich wieder öde Halden, auf welchen starres Gras und Gestrüpp ihr Dasein fristen. Streifen von Buschwald haben sich hier und dort erhalten, sowie schattige Haine von stattlichen Bäumen, unter welchen in großer Menge der stolze, edelbelaubte Baum, der die vielgepriesenen Kolanüsse hervorbringt, seinen vollästigen Wipfel ausbreitet.

So ziehen wir stundenlang über jebene Grate, durch enge Schluchten und cultivirte Thälchen, an steilen Hängen hinauf und hinunter. Ueberall und oft auf künstlich angelegten Terrassen stehen einzelne Hütten, kleine Gruppen derselben, ganze Dörfer, zwischen Strauchwerk, Palmen und anderen Bäumen. Und wo immer ein Ausblick sich öffnet, da sieht man nah und fern noch viele mehr in ähnlicher Lage, selbst noch hoch oben an den Waldkappen der Alles überragenden Gipfel.

In hellen Haufen erwarten uns überall Menschen, oder kommen gelaufen, uns anzustaunen, zu begrüßen, passiren zu sehen. Viele schließen sich uns an und begleiten uns von Dorf zu Dorf, die Jugend beiderlei Geschlechts Allen voran.



Im Congoland: Die Palissaden-Insel.

Der Reichthum an Kindern steht im schärfsten Gegensatze zu dem, was man sonst im Congoland beobachtet; manchmal schwärmen sie um uns, als ob sie eben aus der Schule entlassen wären. Die meisten sind hübsch, viele sogar sehr hübsch zu nennen; alle sind lustig und zutraulich und voller Muthwillen. Die kleinen Geschenke von Perlen und Messingschellen, die wir freigebig auszutheilen vermögen, nehmen sie froh entgegen. Sie könnten glauben, der Weihnachtsmann zöge durch ihre Heimath, und die dem Treiben zuschauenden Mütter gewinnen entschieden eine überaus günstige Meinung von uns. — Auch an Hausthieren ist Ueberfluß vorhanden. Die bekannten afrikanischen Köter findet man zwar überall, nicht aber solche Ziegenheerden wie in den Kukibuendi-Bergen. Man trägt aber auch Sorge für sie, wie die kleinen aus Knütteln und Stangen gefügten, gegen Leoparden gesicherten Ställe beweisen. In einzelnen derselben wälzen sich zufriedene Mutterschweine zwischen ihren Ferkeln. Viele andere Schweine laufen frei umher und fahren plötzlich vorüber, wo man sie am wenigsten vermuthet. Wir bemerken zwei Arten derselben: eine kleinere graue und gänzlich haarlose und eine große mit dickem schwarzem oder dunkelbraunem Borstenkleid. Die Zahl der Hühner ist gar nicht zu schätzen, und zum Ueberfluß giebt es ausnahmsweise auch wirklich stattliche Katzen in Menge. Sie sind weiß, schwarz, gelb, bunt; sie huschen über den Weg, schleichen zwischen den Hütten und ruhen mit Vorliebe auf den Dachfirsten. Die traditionelle Feindschaft zwischen ihnen und den Hunden scheint hier vollkommen beigelegt zu sein.



Im Congoland: Blick von Mungombe nach Nordosten.

Endlich langen wir an der Grenze von des Häuptlings kleiner Herrschaft an. Dort nimmt er Abschied von uns. Inmitten eines großen, lautlos zuhörenden Zuschauerkreises setzen wir uns nieder und halten noch ein kurzes, feierliches Palaver ab. Wir versprechen Nadeka Davunda seinen Wunsch zu erfüllen und mit ihm und seinem Land recht bald eine dauernde Verbindung anzuknüpfen. Unter lebhafter Versicherung gegenseitiger Freundschaft werden die Hände geklappt und „mbote! mbote!“ (gut, schön) gerufen, welche Worte die Umstehenden emphatisch und mit beifälligem Grunzen wiederholen. Dann scheiden wir und wandern davon.

Meine Leute haben sich am Palmmost überaus gütlich gethan und sind in übermüthiger Stimmung; ebenso gut gelaunt sind auch unsere zahlreichen Begleiter, die sich an allen Wohnsitzen immer wieder erneuern. Wir sind in das Gebiet der Battadörfer gelangt und finden überall dasselbe Landschaftsbild, dieselben freundlichen Menschen.

Von einem letzten hohen Bergrücken erblicken wir unser heutiges Ziel: Kalubu. Dort zwischen den Uferhöhen der gleichnamigen Landschaft glitzert der breite gewundene Wasserspiegel des Congo (siehe Abbildung auf Seite 793); hinter uns liegen, zum Theil in Wolken gehüllt, die Kukibuendi-Berge. Nun geht es abwärts in eine Gegend, die zwar hügelig genug ist, aber jedes wechselvollen Reizes entbehrt. Das ist wieder echtes Congoland. Hohe, steife Halmgräser, verdorrt und geknickt, oft weithin von Bränden vernichtet, decken den trockenen, steinigen Boden; kaum, daß ein Zwergbäumchen eingestreut ist. Die Dörfer von Yanga, die wir nun passiren, liegen wie Oasen in den eintönigen Graswüsten.

In Kalubu, einem Fährplatz der Eingeborenen, zeigten sich die Leute widerwillig und mürrisch und waren erst sehr spät zu bewegen, uns einige Lebensmittel zu bringen; aber auch diese mußten wir schließlich der unverschämten Forderungen wegen zurückweisen.

Es erscheint auffallig, wie nahe bei einander in Afrika Gemeinden wohnen, deren Betragen schroffe Gegensätze aufweist. Sogar die nämlichen Menschen zeigen zu verschiedener Zeit und gegenüber verschiedenen Besuchern ein sehr abweichendes Verhalten. Mancherlei Einflüsse, aufregende Ereignisse, zufällige Umstände, die der Reisende nicht in seiner Gewalt hat, äußern ihre Wirkung.

Als ein Jahr zuvor die Herren Bentley und Crudgington der Baptisten-Mission von ihrer trefflich gelungenen Recognoscirungstour nach dem Stanley Pool auf der Karawanenstraße die Kukibuendi-Berge überschritten, fanden sie die Bevölkerung in sehr feindseliger Stimmung und verlebten dort angstvolle Stunden. Nicht besser erging es der zweiten Partie von Europäern, die wenige Monate vor uns wie die erste das Gebiet von Ost nach West durchzog: den Herren Lindner und Mahoney, Mitgliedern der Congo-Expedition.

Dr. Friedrich Dittes — ein Kämpfer für die Volksschule.

Eine stürmische, gewaltige Zeit rief einst eine Vereinigung in's Leben, welche für den Hort der deutschen Bildung, für die deutsche Schule, von größter Bedeutung werden sollte. Im Jahre 1848 trat in Eisenach die erste Allgemeine deutsche Lehrerversammlung zusammen. Aus allen Theilen Deutschlands waren Lehrer herbeigekommen, um gegenseitig in lebendiger Rede ihre Gedanken und Meinungen auszutauschen und gemeinschaftlich zu berathen, was der deutschen Schule förderlich und dienlich sei.

Obwohl vielfach geschmäht, theilweise sogar verfolgt, haben diese Versammlungen Großes geleistet, denn ein hoher, idealer Zug belebte dieselben. Mit Recht erklärt daher die „Allgemeine deutsche Lehrerzeitung“, das Organ dieser Vereinigungen, daß der Einfluß der allgemeinen Lehrerversammlungen zwar nicht statistisch nachweisbar sei, daß sie aber unleugbar eine mächtige Wirkung selbst über Deutschlands Grenzen hinaus ausgeübt haben. „Viel haben sie dazu beigetragen, den Lehrerstand aus dem Dunkel, in das niederdrückende Verhältnisse ihn hüllten, hervorzuziehen, sein Ansehen zu heben und ihm eine achtungswerthe Stellung zu schaffen. Sie haben die Schäden bloßgelegt, an denen die Schule und ihre Lehrer krankten, ohne sich Uebertreibungen und Ausschreitungen, die der unbefangene Beurtheiler hätte mißbilligen müssen, zu Schulden kommen zu lassen. Ihre Forderungen, die sie für die Lehrer und die Schule zu stellen sich verpflichtet fühlten, sind maßvoll gehalten. Sie sind es auch gewesen, die den Riß haben schließen helfen, der die deutschen Volksstämme von einander trennte. Auf diesen Versammlungen reichten sich die Lehrer von Nord und Süd, von Ost und West die Bruderhand.“

Und Vieles von Dem, was die Lehrerversammlungen erstrebten, ist zur That geworden, die neuere Schulgesetzgebung fußt zum großen Theile auf ihren Verhandlungen. Waren es doch auch die besten und tüchtigsten Männer des Lehrerstandes, die hier das Wort ergriffen und aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen Rath und Belehrung spendeten. Aus der langen Reihe für die deutsche Schule bedeutungsvoller Namen sei hier nur auf Diesterweg und Fröbel, die Hamburger Theodor Hoffmann und Dr. Wichard Lange, Dr. Gräfe aus Kassel, Berthelt aus Dresden, Dr. Schulze aus Gotha, Lüben aus Bremen, Dr. Karl Schmidt aus Köthen, Dr. Friedrich Dittes hingewiesen. Der Letztgenannte, der durch seine Schriften weithin berühmte vormalige Director des Wiener Pädagogiums, war es besonders, der auf der fünfundzwanzigsten Versammlung, welche in der Pfingstwoche dieses Jahres in Bremen tagte, die Aufmerksamkeit aller Theilnehmer im höchsten Grade fesselte. Er verdient es, auch in weiteren Kreisen bekannt zu werden, ist er doch in Oesterreich in den höheren clericalen Regionen einer der bestgehaßten Männer, während er in der Lehrerschaft als einer der ersten Pädagogen der Gegenwart gefeiert wird. Eines seiner Werke, sein Lehrbuch der Psychologie, ist vom Papste verdammt worden und hat doch eine Verbreitung in vielen Tausenden von Exemplaren gefunden. Als es in Wien bekannt wurde, daß Dittes von der Leitung des Lehrerpädagogiums zurücktreten werde, da richteten mehr als tausend Lehrer und Lehrerinnen der Residenz ein Gesuch an den Wiener Gemeinderath, in welchem sie erklärten:

„Nachhaltig sind die Wirkungen, welche Dr. Dittes durch das Pädagogium insbesondere auf die Lehrer Wiens ausübte. Waren seine bahnbrechenden Gedanken auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens durch seine Schriften in die gesammte pädagogische Welt getragen worden, so wirkte sein überzeugungskräftiges Wort um so zündender auf jede Individualität seiner Hörer. Und aus dem Hörsaale pflanzte sich der empfundene Eindruck in das Stillleben der Schulstube fort, segensreich wirkend auf Gemüth und Verstand der Kinder. Die Lehrer fühlten sich erfaßt von jenem Geiste erziehlicher Liebe, es durchglühte sie jene Hoheit der Gesinnung, welche allein den Lehrer zur idealen Auffassung seines Berufes führt.“



Dr. Friedrich Dittes.
Nach einer Photographie auf Holz gezeichnet von Adolf Neumann.

Der Lebensgang dieses Mannes, den wir hier auch im Bilde unsern Lesern vorführen, ist der eines Gelehrten, der aus dürftigen Verhältnissen sich mit Anstrengung aller Kräfte emporgearbeitet hat zu wissenschaftlicher Thätigkeit und echter Humanität. Ein solches Leben ist schlicht und einfach; aber es erzieht feste, unbeugsame Charaktere. Schlicht und einfach ist auch Dittes geblieben, von dem aber, was er für gut und recht erkannt, weicht er nicht um die Breite eines Haares ab, und diese Zähigkeit giebt seinem Wesen oft etwas Schroffes und Herbes, was heutzutage um so mehr auffällt, als aalglatte, geschmeidige Charaktere unsere Zeit kennzeichnen. Er sagt in dieser Beziehung: „Wenn man auf sich selbst angewiesen ist, um vorwärts zu kommen, muß man leider oft hartnäckig und widersetzlich sein, weil die Schablonen des Lebens, die Anderen zum Vortheile dienen, dem einsamen Pfadsucher den Weg verlegen. So wird er freilich zur Hartnäckigkeit gezwungen, wenn er vorwärts kommen will, und häufig wird ihm dies als Fehler angerechnet, weil man denkt, er liebe den Kampf um des Kampfes willen. Aber man sollte doch billiger urtheilen. Wer auf seinem Wege Rosen findet, kann leicht mit Jedermann in Frieden leben; wer aber überall durch Dornen

und über Felsengeröll sich den Weg bahnen muß, kann nicht jederzeit ein gehorsamer Diener sein, wenn er sich nicht selbst aufgeben will. Zum bloßen Vergnügen verfeindet man sich doch nicht einmal mit einem Kinde, geschweige denn mit Regierungsräthen, Ministern und sonstigen einflußreichen Herren. Aber da nun einmal unter dem Monde nicht alle Dinge nach Recht und Billigkeit geordnet sind, so lasse man doch dem Individuum dasjenige Maß von Freiheit, welches ihm nöthig ist, um sein Ziel zu erreichen, vorausgesetzt, daß sein Streben ein rechtschaffenes ist und Niemandem schadet."

Friedrich Dittes stammt aus dem sächsischen Vogtlande, er wurde in Irfersgrün bei Lengenfeld — man muß schon eine vorzügliche Specialkarte haben, um das Dörfchen zu finden — am 23. September 1829 geboren. Seine Eltern waren einfache Landleute, die sich tüchtig zu regen hatten, um die zahlreiche Familie mit Ehren durchzubringen. Da mußten auch die Kinder frühzeitig zur Arbeit herangezogen werden. Bei alledem herrschte aber ein gesundes, herzliches Familienleben im Hause, das namentlich durch die Mutter die rechte Weihe erhielt. „Mein Vater" — erzählt Dittes selbst — „war ein durchaus wackerer, rechtschaffener, thatkräftiger Mann; aber sehr streng, ohnehin weniger im Hause als die Mutter, weil stets an harte Arbeit gebunden, weshalb wir Kinder, zusammen sieben Geschwister, besonders in und mit ihr lebten, die durch ihre unerschöpfliche Geduld und rastlose Thätigkeit die zahlreiche und wenig bemittelte Familie in bester Ordnung erhielt, uns Kinder in den Mußestunden zum Lernen der Schulpensa und zum Vorlesen aus Bibel und Gesangbuch anleitete und uns ohne alle Kunst, fast nur durch ihr eigenes Beispiel einen unverbrüchlichen Sinn für alles Gute einflößte. Zum Glück ist auch keines ihrer Kinder mißrathen. Meine Geschwister sind zwar in einfachen Lebensverhältnissen geblieben, aber rechtschaffene Leute geworden und haben sich stets der Achtung ihrer Umgebung erfreut. Mich haben sie stets gefördert, wo sie nur konnten, nicht selten auch, so lange ich's bedurfte, mit ihren kleinen Ersparnissen freudig unterstützt. Und so habe ich reichlich erfahren, welcher Schatz von Herzensgüte und Rechtschaffenheit in den breiten Schichten des kleinen Volkes ruht, und das ist der Ursprung meiner Liebe zum Volke oder, wenn man will, meiner demokratischen Gesinnung."

Der lebhafte, geweckte Knabe besuchte die Schule seines Ortes, fand aber auch im Pfarrhause die freundlichste Aufnahme. Der würdige Pastor ertheilte ihm Privatunterricht und beredete die Eltern, ihren Friedrich für den Lehrerstand ausbilden zu lassen. Er hielt den lebendigen Knaben in strenger geistiger Zucht, sodaß dieser die lateinische Grammatik, Geschichtstabellen und andere Bändigungsmittel munterer Burschen immer mit sich herumtrug, wenn er auf dem Felde oder in der Scheune mit helfen mußte, um in den kleinen Arbeitspausen die Unterrichtspensa einzuüben. War aber doch einmal eine harte Nuß nicht geknackt worden, so hatte der Pastor auch Nachsicht mit den schwachen Zähnen, und wenn er einmal die Geduld verlor, so brachte ihn seine Frau durch ihre Thränen wieder zur Güte. „Diese alte Dame" — schreibt Dittes — „ein wahrer Engel des Dorfes, steht neben meiner Mutter unter allen Frauengestalten, die mir im Leben begegnet sind, in oberster Reihe und fehlt niemals, wenn die heiligsten Jugenderinnerungen in mir auftauchen."

Im Jahre 1844 bezog Dittes das Proseminar zu Plauen. Der Dorfknabe paßte noch wenig in die Welt, war linkisch und schüchtern und hatte deshalb von seinen lustigen Cameraden im Anfang manche Neckerei zu ertragen. Aber das gab sich bald, und schließlich blieb doch der unscheinbare Kern, den er aus dem Elternhause mitgebracht, das Grundcapital für sein ganzes Leben. Nach kurzer Zeit übersprang er das Proseminar und trat in das wirkliche Seminar ein. Hier arbeitete er tüchtig, ohne sich aber von seinen andern Schulgenossen zu trennen. Diese sahen gar bald, daß er wacker zum Ganzen hielt, und so sind ihm aus dieser Zeit viele brave Freunde geblieben. Dittes hat überhaupt das Glück gehabt, daß er keinen Ort seines Lebens und Wirkens verlassen hat, ohne sich der freundlichsten Anerkennung seiner Genossen und Collegen zu erfreuen. Wo es galt, tüchtig zu arbeiten, war er nicht der Letzte, und wo sich Gelegenheit fand, für die Ehre der Schule und des Lehrstandes einzutreten, scheute er sich nicht, zu den Ersten zu gehören.

Nach vier Jahren verließ er das Seminar, um in dem bei Chemnitz gelegenen Dorfe Thalheim als Schulvicar einzutreten. Hier hatte er das erste Mal Gelegenheit, einmal energisch „nein" zu sagen. Er fand dort den Brauch vor, daß der Lehrer auch das Läuten der Glocken besorgte, das heißt durch Schulknaben besorgen ließ, die er überwachte. Nun kam dabei einmal ein Kunstfehler vor, es wurde bei einer Leiche mit einer Glocke zu wenig geläutet. Darüber machte der „Kirchvater" dem jungen Lehrer so heftige, zu weitläufigen Auseinandersetzungen führende Vorwürfe, daß dieser erklärte, der Lehrer habe ohnehin von Gesetzeswegen mit dem Glockenläuten nichts zu thun, er würde sich von nun ab auch nicht mehr darum kümmern und auch nicht dulden, daß Schulknaben während der Unterrichtszeit dazu verwendet würden. Eine solche Anmaßung war damals unerhört: es gab einen heftigen Sturm und lange Erörterungen in verschiedenen Instanzen. Pfarrer und Superintendent meinten zwar, „die Vogtländer seien etwas hartnäckig"; sie standen aber dem jungen Lehrer kräftig bei, und so wurde der Glöcknerdienst vom Lehrdienste für immer getrennt. Bald nachher kam Dittes als Lehrer an die Bürgerschule in Reichenbach. Da er sich entschlossen hatte, die Universität Leipzig zu besuchen, so beschäftigte er sich angelegentlich mit Gymnasialstudien.

Im Jahre 1851 benutzte Dittes einen anderthalbjährigen Urlaub, um diesen Lieblingswunsch zur Ausführung zu bringen. Er mußte sich in Leipzig oft recht kümmerlich behelfen, aber mit eiserner Energie überwand er alle Schwierigkeiten, und je mehr ihn hungerte, desto eifriger trieb er Mathematik, Naturwissenschaft, Geschichte und Philosophie. Als der Urlaub vorüber war, kehrte er in seine frühere Stellung zurück.

Jetzt trat er auch als Schriftsteller auf. Schon seine beiden ersten Schriften wurden mit Preisen gekrönt und auf das Günstigste aufgenommen. Sie behandelten psychologische Fragen und hatten den Zweck, die Wissenschaft der Pädagogik auf naturwissenschaftliche Psychologie zu gründen. 1857 ging Dittes nach Leipzig, um an der unter Director Vogel's Leitung stehenden ersten Bürgerschule eine Lehrerstelle zu übernehmen. Dann, nach wohlbestandener Maturitätsprüfung trat er abermals in die Universität ein, um seine wissenschaftlichen Studien nun zum Schluß zu bringen. Er bestand 1860 das Examen für das höhere Schulamt und promovirte bald nachher bei der philosophischen Facultät.

Ein sprechendes Zeugniß für seine wissenschaftliche Tüchtigkeit war es, daß eine in dieser Zeit von ihm verfaßte Schrift von der Universität mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurde. Nun wollte der junge Doctor sich ganz der Wissenschaft hingeben und ging ernstlich damit um, sich als Docent für Philosophie und Pädagogik zu habilitiren. Da aber kam ein Ruf aus Chemnitz. Dittes folgte diesem und trat als Subrector in die mit einem Progymnasium verbundene Realschule ein. Nun kamen glückliche Jahre. In der Tochter eines Gesinnungsverwandten, des Seminardirector Dreßler in Bautzen, fand er eine treue, sein Wirken wohl verstehende Lebensgefährtin; ein Kreis braver Collegen umgab ihn, mit denen er nach Herzenslust weiter studirte. Von Bedeutung war sein Auftreten in der 1864 in Chemnitz abgehaltenen sächsischen Lehrerversammlung; seine dort abgegebene Kritik der Lehrerseminare bewirkte eine Reorganisation derselben und gab zugleich Veranlassung, daß er als Schulrath und Director des Lehrerseminars nach Gotha berufen wurde. Er ging schwer von Chemnitz fort; aber der größere und schönere Wirkungskreis, der Ruf, Lehrerbildner zu werden, zog ihn mächtig an.

Das Gothaer Seminargebäude hatte früher verschiedenen Zwecken gedient. In seiner Einweihungsrede ermahnte Dittes nun dazu, daß das Seminar die Hinterlassenschaft des Klosters, des Gymnasiums und der Volksschule, welche vordem hier Obdach gefunden hätten, antreten und in Folge dieses Erbes eine Heimstätte warmer Religiosität, wissenschaftlichen Strebens und tüchtiger pädagogischer Bildung werden möge. Er selbst hat mit aller Treue geholfen, diese Ideale zu verwirklichen, und der von ihm geschaffene Lehrplan, durch den er seine Zöglinge „nicht zu routinirten Stundengebern und Schulhaltern abrichten, sondern zu erziehenden Lehrern heranbilden will, deren gesammte Berufsthätigkeit auf die harmonische Entwickelung, auf die leibliche und geistige Wohlfahrt der ihnen anvertrauten Kinder gerichtet ist", wird als mustergültig bezeichnet. Schon nach drei Jahren schied Dittes von Gotha, um nach Wien zu gehen.

Um einen tüchtigen, den Ansprüchen der Gegenwart gewachsenen Lehrerstand zu gewinnen, hatte die Gemeindevertretung

Wiens beschlossen, ein Pädagogium zu errichten. Dieses Institut sollte namentlich zur weiteren Fortbildung der in der Residenz bereits angestellten Volksschullehrer dienen. Das Pädagogium war also eine Hochschule für Lehrer und nur solche, die auf derselben mit Erfolg weiter studirt, hatten auf Weiterbeförderung zu rechnen.

Als Hochschule mußte das Pädagogium frei von confessionellem Zwange sein. Das Ministerium machte Schwierigkeiten, es wollte die Rechte der Kirche und der Staatsregierung wahren, aber der klare, feste Wille und die Einmüthigkeit des aus 120 Mitgliedern bestehenden Wiener Gemeinderathes überwanden alle Hindernisse, und bei Gelegenheit eines Ministerwechsels wurde die Genehmigung zur Errichtung des Pädagogiums ertheilt. Natürlich sollten an dieser Anstalt nur Lehrkräfte ersten Ranges wirken, namentlich war die Wahl des Directors von größter Wichtigkeit.

Viele hervorragende Schulmänner bewarben sich um diese Stellung, aber nach langem Erwägen und genauen Erkundigungen wählte man keinen, der sich gemeldet, sondern den Gothaer Schulrath und Seminardirector Dr. Dittes. Man wählte ihn mit allen gegen zwei Stimmen. Dittes nahm die Wahl an, die wichtige und schwierige Aufgabe fesselte ihn, und am 12. October 1868 trat er in seine neue Stellung ein. Die liberale Presse begrüßte freudig die neue Anstalt und ihren Leiter, aber die Clericalen waren empört, daß ein Ketzer Director eines solchen wichtigen Instituts geworden, und begannen ihre Maulwurfsarbeit gegen ihn, noch ehe er den Boden Wiens betreten hatte.

Im fernen Westen jenseits des Oceans tragen die am weitesten vorgedrungenen Ansiedler, diese Pioniere der Cultur, während sie das Feld bauen, immer die blanke Waffe bei sich. So stand auch Dittes mitten in seiner amtlichen Thätigkeit immer in hellem Kampfe gegen offene und heimliche Widersacher des Pädagogiums. Dreizehn Jahre hindurch währte dieser Kampf. Dittes mußte endlich weichen, aber sein Schild ist rein geblieben, und die Saat, welche er ausgestreut, wird reiche Früchte bringen. Er selbst erklärt:

„Ich blicke ohne Bitterkeit auf die in Wien verlebten Jahre zurück. Ich bedaure nicht, daß ich dem Rufe hierher gefolgt bin, und es reut mich nichts, was ich hier gethan habe. Müßte und könnte ich diesen Abschnitt meines Lebens nochmals beginnen, ich würde genau wieder so handeln, wie ich gehandelt habe. Und mit meinem Schicksale bin ich zufrieden. Wenn es mir versagt blieb, meine Berufsthätigkeit fortzusetzen, so wird dies wohl gut gewesen sein, da ich es unter den gegebenen Verhältnissen kaum noch lange vermocht hätte. Daß es mir aber vergönnt war, eine lange Reihe von Jahren, weit länger als zu hoffen war, auf einem wichtigen und gefährlichen Posten zu stehen, werde ich stets als eine Gunst des Schicksals preisen. Und wenn meine Gegner sich freuen sollten, endlich erreicht zu haben, was sie so lange angestrebt hatten, so sage ich ihnen: Zu spät! Ihr könnt nicht mehr vernichten, was ich geschaffen habe. Möge die Zukunft entscheiden, welche Aussaat kräftigere Halme treiben wird, die eurige oder die meinige. Gewiß ist, daß auf dem Boden, den ich bearbeitet habe, euer Unkraut gründlich ausgerottet ist und niemals wieder gedeihen wird. Mit Beruhigung nehme ich den Waffenstillstand an. Benützen wir ihn, um unsere Wunden zu heilen und unsere Schwerter zu schleifen. Wir werden blanke Waffen noch brauchen."

Wir können hier nicht weiter auf den Kampf eingehen, den Dittes mit der scharfen Waffe des Geistes für Volkswohl und Volksbildung gegen Aberglauben, Dummheit und Böswilligkeit so glänzend bestand. Er selbst erzählt dies in dem von ihm herausgegebenen „Pädagogium" — einem Fachblatte ersten Ranges — unter dem Titel „Wiener Geschichten" in interessanter Weise. Trotz der glänzendsten Erfolge sollte die von Dittes geleitete Anstalt umgestaltet werden: man wußte nur noch nicht, in welcher Weise. Da nun aber Dittes seine wohlgelungene Arbeit nicht selbst zerstören konnte, so mußte er eben gehen. Und weiter hatte die beabsichtigte Reorganisation keinen Zweck.

Daß auch der Wiener Gemeinderath sich von ihm zurückzog, hatte seinen Grund namentlich in politischen Rücksichten. Dittes war 1873 in den Reichsrath gewählt worden. Da er von der demokratischen Partei gewählt war, so hielt er es für Pflicht, sich im Reichstage derselben anzuschließen. Er gerieth dadurch in Gegensatz zu der großen liberalen Partei, welcher auch die Mehrheit des Gemeinderathes angehörte. Leider hatte diese Parteistellung auch die Folge, daß Dittes im Reichsrathe nicht den Einfluß gewann, den er sonst unbedingt gewonnen hätte. Er wurde in keinen Ausschuß gewählt; trotzdem sind aber seine Reden, z. B. zum Tiroler Schulaufsichtsgesetze, zum Unterrichtsbudget 1875 etc., von großer Bedeutung gewesen. Dittes ist überhaupt ein ganz vorzüglicher Redner. Man wird bei seinem Auftreten in mancher Hinsicht an die Schilderung erinnert, die Heine von dem englischen Parlamentsredner Henry Brougham entwirft. Man kann sich kaum denken, daß dieser so schlicht, fast gedrückt aussehende Mann mit seinen Worten so fesseln, so hinreißen kann. Er spricht ruhig und klar, nach und nach aber erhebt sich seine Gestalt wie getragen von der Wucht der Gedanken, die ihn bewegen. Seine Rede gleicht nun einem vollen, aber bis zum Grunde klaren Strom. Er fesselt uns durch die Ueberzeugungstreue, die aus jedem seiner Worte herausklingt, durch die Macht seiner Beweise, durch die Einfachheit seiner Darstellung. Wo er auch gesprochen, im Reichsrathe, in behördlichen Kreisen, in Lehrer-, in Volksversammlungen, zuletzt bei Gelegenheit der Luther-Feier in Wien — seine Rede hat stets einen mächtigen, lang nachwirkenden Eindruck hinterlassen. Welchen Einfluß er als Lehrer ausgeübt, davon ist das im Anfange dieses Artikels erwähnte Gesuch der Wiener Lehrer an den Gemeinderath beredtes Zeugniß.

Den größten Einfluß hat aber Dittes durch seine schriftstellerische Thätigkeit gewonnen. Es dürfte in der Gegenwart nur wenig Lehrer geben, in deren Büchersammlung nicht ein oder einige seiner Werke Platz gefunden hätten. Seine pädagogischen Lehrbücher haben vielfache Auflagen erlebt und sind in Tausenden von Exemplaren verbreitet. In neuerer Zeit sind dieselben unter dem Titel „Schule der Pädagogik" in einem Bande vereinigt worden. Eine pädagogische Revue ersten Ranges hat Dittes mit der seit 1878 erscheinenden Monatsschrift „Pädagogium" (Leipzig, Julius Klinkhardt) geschaffen. Es ist dies ein Unternehmen, welches nicht nur von Seiten der Lehrer, sondern auch von Seiten des gebildeten Publicums die größte Beachtung verdient. Dieser Zeitschrift widmet sich jetzt der in Ruhestand versetzte Dittes mit ganzer Seele. Wie er spricht, so schreibt er auch — schlicht und einfach, ohne Phrase, aber klar und schneidig, und so handelt er auch. Er stellt die höchsten Forderungen, er zieht die schärfsten Consequenzen und dem entsprechend ist auch sein Thun.

Mag man auch nicht immer mit seinen Ansichten sich einverstanden erklären — er ist Idealist, der Menschen und Dinge nicht nimmt, wie sie sind, sondern wie sie sein sollten — so stimmen doch Freund und Feind darin überein, daß er in Wort, Schrift und That ein ehrlicher Charakter, ein ganzer Mann ist.

E. Stötzner.

Die Braut in Trauer.

Erzählung von Ernst Wichert.

(Fortsetzung.)

„Onkel! das ist eine unwürdige Beschuldigung," rief Helene, „Wie überzeuge ich Dich denn?" Sie riß ihre Briefmappe vor, öffnete sie mit Hast, raffte die Blätter zusammen, die lose darin lagen, und reichte sie ihm zu. „Lies dies da!" bat sie, „und Du wirst an meiner Aufrichtigkeit nicht zweifeln können. Es sind Geständnisse, die ich nur mir selbst zu machen meinte; nun mögen sie meine wahre Schuld offenbaren."

Er sah verwundert bald auf sie, bald auf die beschriebenen Blättchen, die sie ihm in die Hand schob. „Es ist jetzt dazu keine Zeit, Kind," sagte er. „Wenn Du mir aber diese Schriftstücke lassen willst — es findet sich wohl die Gelegenheit sie durchzulesen. Mir flimmert jetzt Alles vor den Augen — ich könnte mich nicht einmal in den Zeilen zurechtfinden." Er steckte die Blättchen in die Brusttasche seines Rockes. „Die Aerzte haben

mich fortgeschickt," fuhr er fort, „sie untersuchen die Wunde. Da bin ich denn nach Hause gelaufen, um meine geschäftlichen Angelegenheiten nothdürftig zu ordnen, und dann will ich zu den grauen Schwestern, um mir eine Krankenpflegerin zu erbitten. Wann ich wieder den Platz an meinem Arbeitstisch einnehmen werde, weiß ich nicht. Mein armer, armer Junge!"

„Zu den grauen Schwestern geh nicht, Onkel Benjamin," bat das Mädchen. „Laß mich seine graue Schwester sein. Wir wollen einander am Krankenbette ablösen: ich thue dort den Tag über Dienst, Du in der Nacht ... oder auch umgekehrt; ich fürchte die Nacht nicht."

Das vergrämte Gesicht erheiterte sich ein wenig. „Du wolltest —? Ah! das ist freundlich, das ist gütig. Aber — ich weiß doch nicht, ob Walter ..."

Sie senkte den Kopf. „Du meinst, Walter könnte mich gar nicht sehen wollen — lieber eine Fremde, die ihm ganz gleichgültig ist. Freilich — so lange ich hier bin, ist er nicht ein einzig Mal gekommen. So sehr bin ich ihm zuwider geworden."

„Nicht doch, Lenchen, nicht doch," suchte er in seiner Gutmüthigkeit zu beruhigen. „Er wollte Dir nur ganz freie Hand lassen. Aber wie dem auch sei ... weißt Du, ich will ihn fragen — wenn die Aerzte es erlauben, Lenchen; und ich schicke Dir dann ein paar Zeilchen zur Information."

Sie drückte seine Hand. „Oder besser noch, ich komme gleich mit Dir, Onkel," sagte sie, „und warte draußen auf die Entscheidung. Wenn Du wüßtest, wie bedrückt mir das Herz ist —"

Davon wollte er aber nichts hören. Einer müsse doch auch des Geschäfts wegen zu Hause sein, damit die Kunden Auskunft erhalten könnten. Er wolle die Antwort schon möglichst beeilen.

So ließ er sie denn in großer Sorge zurück.

Doch wallte mitunter auch ein freudiges Gefühl in ihr auf. Traurig genug war's wohl, daß die Kugel ihn getroffen hatte; aber er lebte ja, und was er gethan hatte, hatte er für sie gethan, was er litt, litt er für sie. Sie betete recht inbrünstig zu Gott, daß er ihm das Leben erhalten wolle, und gelobte sich, ihm bis zum Tode treu anzuhängen, auch wenn sein stolzes Herz sie jetzt abwiese.

Onkel Benjamin schrieb nicht, aber er kam vor Abend noch einmal selbst. Walter's Secundant habe ihn auf eine Stunde abgelöst. Er erzählte, daß die Kugel glücklich aufgefunden sei und der Zustand des Kranken nach Versicherung der Aerzte zur Zeit nicht ungünstig genannt werden könne. Das alte Gesicht schaute wieder etwas heiterer drein. „Und darf ich —?" fragte Helene, doch recht zaghaft. Sie hatte sich auf ein Nein gefaßt gemacht, oder bildete sich wenigstens ein, darauf gefaßt zu sein. Um so dankbarer war sie für sein freundliches Kopfnicken. „Aber heute nicht," dämpfte er sogleich, „und die Nacht über bleibe ich bei ihm. Morgen früh kannst Du Dich melden."

Am andern Morgen war Helene schon früh auf. Sie meinte, daß Onkel Benjamin dringend der Ruhe bedürfen werde; eigentlich war's wohl ihre eigene Unruhe, die sie von Hause forttrieb. Die Wirthin Walter's öffnete ihr. Sie solle nur leise anklopfen, sagte sie, der Kranke liege im zweiten Zimmer und werde nicht gestört. Grün war schon durch das Läuten aufmerksam geworden und kam auch ohne ihre Meldung heraus. Die Nacht sei gut gewesen, versicherte er. Nach Hause wollte er sich nun aber durchaus nicht schicken lassen; jedenfalls müsse er noch den Morgenbesuch des Arztes abwarten. Helene fügte sich, da Widerspruch doch vergeblich gewesen wäre. Grün nahm sie in das vordere Zimmer mit und bedeutete sie, sich ganz still zu verhalten. Er ließ sich nun wenigstens bewegen, sich auf's Sopha zu legen und zu versuchen, ob er ein Stündchen schlafen könne.

Sobald Walter sich ein wenig räusperte, war er doch wieder auf. „Warte, ich will Dich anmelden," sagte er. Sie hörte, daß Walter nach ihr fragte. Gleich darauf winkte ihr der Alte durch die Thür.

Im Krankenzimmer brannte eine Lampe. Walter sah zum Erschrecken bleich aus; die Bettdecke war bis zum Halse hinaufgezogen. Er grüßte durch eine Bewegung des Kopfes und durch einen Blick der Augen, der sie eines herzlichen Willkommens schien versichern zu wollen. Sie trat mit leisen Schritten an sein Bett. „Walter —" sagte sie. Die Stimme zitterte heftig, und sie brachte keinen Laut weiter heraus. Auch er schwieg einige Secunden lang. Dann sagte er: „Ich würde Dir die Hand reichen, Helene, wenn der Arzt mir nicht anbefohlen hätte, ganz still zu liegen. Aber nimm an, es sei geschehen."

Sie bückte sich schnell und küßte seine Stirn und seinen Mund. „Rühre Dich nicht," bat sie.

Eine leichte Röthe überflog sein Gesicht; er drückte einen Moment die Augen zu.

„Meinetwegen leidest Du, Lieber," sprach sie weiter und legte die Hand auf seine Schulter.

„Davon rede nicht," antwortete er. „Ich that, was ich für meine Pflicht hielt. Andere mögen mich deshalb unvernünftig schelten."

„Aber ich darf Dir doch danken?" fragte sie. „Auch dafür, daß Du mich in Deiner Nähe dulden willst," fuhr sie fort. „Sprich jetzt nur gar nicht mehr, es könnte Dir schaden. Onkel Benjamin wird mich unterrichten, was ich zu thun habe, und dann soll der leiseste Augenwink genügen."

So wurde sie ihm die gewissenhafteste Pflegerin. Auch als sich ein heftiges Wundfieber einstellte, ängstigten sie seine Phantasien nicht fort. Sie wich nicht von seinem Bette. Als sein Zustand sich dann besserte, wußte sie Grün zu bestimmen, sich sein Bett in's Krankenzimmer stellen zu lassen, um sich Abends schlafen zu legen. Doch vergingen viele Wochen, bis die Wunde sich schloß und der Kranke ausgehen durfte.

Helene las ihm Stunden lang vor, oft aus gelehrten Büchern, die er zu seinen Studien brauchte, schrieb nach seinem Dictat, spielte geduldig mit ihm Schach — nicht nur geduldig, sondern auch aufmerksam, da sie wohl sah, daß er ungern allzu leichte Siege errang. Sie wurde mit der Zeit eine ganz tüchtige Spielerin, gewann sogar auch hin und her eine Partie. Sobald er gehen durfte, führte sie ihn im Zimmer auf und ab. Sie brachte allezeit gern das Gespräch auf ernste und schwierige Dinge, in denen sie ihn gut unterrichtet wußte. Sie hatte ihre Freude daran, ihm zu beweisen, daß sie mit gutem Verständniß gelesen oder von ihm gelernt habe.

Den Tag über wirthschaftete sie wie eine kleine Hausfrau. Sie kochte den Kaffee auf einer zierlichen Maschine, die der Onkel zum Gebrauch für Zwei angeschafft hatte; sie ordnete den Frühstückstisch und machte für denselben kleine Einkäufe. Sie theilte mit ihm das Mittagessen, das aus dem Speisehause herangetragen wurde. Da Walter gern Früchte aß, so war stets ihr erster Gang zu der Obsthändlerin an der Börse, die in dem Ruf stand, über eine ausgesucht schöne Waare zu verfügen. „Du verwöhnst mich," schalt er. „Wie soll mir's dann später behagen?"

Eines Tages war er augenscheinlich in ganz eigen erregter Stimmung. Das Gewöhnlichste, was er vornahm oder was die Tagesordnung ergab, behandelte er mit einer gewissen Feierlichkeit. Es dauerte schon merklich lange, bis der Morgenkaffee ausgeschlürft war. Dann sollte beim Frühstück die angebrochene Flasche Wein durchaus ganz ausgetrunken werden, und das Glas, das die Neige enthielt, setzte er nicht an die Lippen, ohne vorher damit ihr Glas zu berühren und dabei einen guten Wunsch auszusprechen. Die Beschäftigungen, die sonst nach Bedürfniß des Tages gewechselt hatten, schienen nun sämmtlich gleichsam schnell repetirt werden zu müssen. Immer wieder versuchte er einen scherzhaften Ton anzuschlagen, um doch bald die ernsteste Seite seines Wesens vorzukehren. Gegen Abend, etwa eine Stunde vor der gewohnten Ablösung Helenens durch den Onkel, schien er unruhig zu werden, klappte das Buch zu, aus dem er vorgelesen hatte, und ging im Zimmer auf und ab, während sie mit ihrer Handarbeit am Fenster sitzen blieb. Wenn sie ihrem feinen Gehör trauen durfte, seufzte er ein paar Mal leise.

Endlich blieb er vor ihr stehen, kreuzte die Arme über der Brust und zog sie fest zusammen, als ob er sich selbst fesseln wollte. „Es muß doch gesagt sein, Helene," begann er, „so schwer es mir fällt. Ich bin gesund und gedenke in nächster Zeit meine gewohnte Thätigkeit wieder aufzunehmen. Laß Dir also herzlich danken für alle Deine Güte und treue Pflege. Du hast mir recht freundschaftlich wohlgethan. Nun aber ist's meine Pflicht, selbst die Grenze zu ziehen. Dieser Tag muß der letzte Deines Pflege-Amts gewesen sein. Es ist mir recht betrübt zu Muth, als ob ich einen Abschied zu nehmen hätte."

Helene hatte die Hände mit der Arbeit in den Schooß sinken lassen und sah mit ängstlichen Blicken zu ihm auf. Plötzlich rollten große Thränen über ihre Wangen — ungehindert, un-



Pitsche-Patsche. Nach dem Oelgemälde von O. Hetz.

aufhaltsam. Sie warf von sich, was sie in der Hand hielt, stand rasch auf und legte ihre Arme um seinen Hals. „Verlaß mich nicht, Walter," rief sie, „ich kann ja nicht leben ohne Dich."

Dieses leidenschaftliche Geständniß mußte ihm wohl unerwartet kommen. Er erschrak sichtlich, griff über seine Schultern und suchte ihre Hände zu fassen und zu lösen. „Helene —! was ist das?" sagte er mit unsicherem Tone. „Du —?"

Sie faltete die Hände über seinem Nacken und hinderte ihre Entfernung. „Eine Liebeserklärung —" rief sie. „Ja, ja —! Nenn's nur so. Sie wird mich in Deinen Augen ganz erniedrigen — sie wird mich vernichten. Aber sei's! ich kann nicht anders. Ich löse meine Schuld gegen Dich ein. Wirf fort, was ich Dir biete — das ist Dein Recht. Aber wissen sollst Du heute, daß Du geliebt warst und geliebt bist — keiner, keiner, als Du!"

Sie drückte einen heißen Kuß auf den sprachlosen Mund, ließ rasch die Hände sinken und wandte sich schluchzend ab. „Nun ist's geschehen," sagte sie, „nun mag alles zu Ende sein. Lebe wohl!"

Er streckte die Arme nach ihr aus und schien doch nicht den Muth zu haben, sie zu erfassen. „Helene," sagte er, „so ist es wahr, was mein Vater mir zum Trost ..."

Sie hatte ihr Mäntelchen ergriffen und eilig um die Schultern gehängt, setzte den Hut auf, der einen Stapel Bücher krönte, und konnte doch mit den bebenden Fingern keine Schleife ziehen. „Ich gehe schon," flüsterte sie, „es dauert keine halbe Minute mehr. Du brauchst mir gar nichts zu antworten. Walter — ich weiß, daß ein Mann darauf keine Antwort hat. Nur glauben sollst Du mir, glauben! Und wenn wir einander wiedersehen — wir müssen doch als Verwandte und weil ich in Deines Vaters Hause bin — handle edel! Erinnere mich an diese entsetzliche Stunde nicht. Spare mir das Erröthen."

Sie eilte nach der Thür.

„Aber so höre mich doch, Du wunderliches Kind," bat er. „Du giebst mir das schwerste Räthsel auf, und ich soll's lösen in solchem Moment der Verwirrung. Das ist unbillig. Wenn ein Gott Dir zu rechter Zeit die Zunge gelöst hätte . . . . Was hast Du meinem Vater vertraut? Er hat mir ein versiegeltes Convert übergeben und gesagt, was darin sei, habest Du geschrieben, bevor Du Brendeln's Brief empfangen. Ich solle abwarten, bis Du mich heißen würdest, das Siegel zu brechen. Helene, was bedeutet das Alles? Gieb mir Gewißheit."

„Brich das Siegel," rief sie. „Ich habe vor Dir kein Geheimniß mehr!"

Sie winkte mit der Hand zurück und verließ das Zimmer, die Thür hinter sich zuziehend.

Kaum aber hatte sie zu Hause Onkel Benjamin, der sich eben zum Fortgehen rüstete, durch ihr verstörtes Aussehen gehörig in Schrecken gejagt, als zu seiner größten Verwunderung Walter mit eiligen Schritten eintrat, ohne ihm auch nur einen guten Abend zu bieten, auf Helene zuging, die sich in das Cabinet flüchten wollte, sie stürmisch umarmte und küßte. — „Aber Kinder —" sagte er ganz verdutzt und wußte nichts weiter vorzubringen.

„Ja, Deine Kinder," rief Walter, das Mädchen zu ihm ziehend. „Helene ist nicht mehr die Braut in Trauer — sie ist **meine** Braut!"

(Schluß folgt.)

Die Kannenträger.

Von O. Hüttig.

Das Geschlecht der Kannenträger ist eine der wunderbarsten Erscheinungen in der Pflanzenwelt, die der Laie Jahrzehnte hindurch angestaunt, ohne sie deuten zu können, obwohl die Sachverständigen zuweilen die Erklärung versucht haben, daß die mit Wasser gefüllte Kanne, ein der Pflanze eigenthümliches Anhängsel, nichts weiter sei, als das sonderbar geformte Blatt derselben.



Kannenträger von Ceylon (Nepenthes destillatoria).

Die Gattung der Kannenträger mit ihren verschiedenen Arten und Abarten bildet eine eigene Familie des Pflanzenreichs, die der Nepentheen, und stammt aus Ostindien mit den benachbarten Inseln Borneo, Sumatra und anderen, wo diese Halbsträucher in feuchtem, moorigem Boden wachsen und sich mit der den Schläuchen (Kannen) und den Blättern anhaftenden Ranke an andere Pflanzen anklammern; selbst in unseren Gewächshäusern werden sie sieben bis acht Meter hoch. Ihre ersten Blätter unterscheiden sich kaum von denen anderer Pflanzen; sie sind langgestreckt lanzettförmig, und ihr Mittelnerv verlängert sich mehr oder weniger zu einer Ranke, wie unsere in verkleinertem Maßstabe gegebene Abbildung des Kannenträgers von Ceylon (Nepenthes destillatoria L.) zeigt. Aber in dem Maße, in welchem das Wachsthum der Pflanze zunimmt, verlängert sich diese Ranke, ihre Spitze verbreitert sich und wird zu einem Gebilde, das mit einem Kruge viel Aehnlichkeit besitzt. Was diese Aehnlichkeit verstärkt, ist die eigentliche Blattscheibe an dem vorher schon blattartig erweiterten Blattstiele, nämlich der Deckel, welcher die mit einem zierlichen Rande umsäumte Oeffnung verschließt und bei fortschreitendem Wachsthume sich endlich öffnet, ohne sich dann weiter zu verändern. Die von Bréon, einem französischen Reisenden, gemachte Beobachtung, daß der Schlauch, die Kanne von Nepenthes madagascariensis Poir. auf Madagascar sich während des Tages so fest schließe, daß der Deckel nur mit Gewalt abgetrennt werden könne, wird von späteren Reisenden geleugnet.

Der Boden der Kanne ist mit einem eigenthümlichen drüsigen Gewebe überzogen, das eine fast reine, meist geschmacklose, zuweilen schwach säuerliche Flüssigkeit absondert, welche am Tage verdunstet und sich während der Nacht wieder ansammelt; sie soll bei der Species von Madagascar den Durst der Reisenden sehr oft gelöscht haben — daher der von Linné gegebene Name Nepenthes, ein Wort, welches Homer und nach ihm Plinius benutzte, nicht um damit eine Pflanze zu bezeichnen, welche, in Wein gethan, heitere Stimmung hervorbringe, sondern ein Kummer und Groll verscheuchendes ägyptisches Zaubermittel, den Sorgenbrecher, welchen (vergleiche Homer's „Odyssee" 4, 220*) Helena, die liebliche Tochter Kronion's, ersonnen oder in Aegypten kennen gelernt haben soll. Man bereitete ihn hier aus einer Abkochung von Hanfblättern, woraus ja die Orientalen noch heute ihr Haschisch oder „Molak" herstellen. Nach Anderen ist aber das ägyptische Bilsenkraut (Hyoscyamus datura Forsk.) die Nepenthes des Homer, nämlich eine bei Kairo in der Wüste wildwachsende giftige Pflanze, welche die ägyptischen Priester bei ihren religiösen Uebungen benutzten, hauptsächlich um Typhon, die feindliche Gottheit, zu besänftigen.



Nepenthes Rajah.

Man kennt von den Kannenträgern zahlreiche Arten und Abarten,

* „Siehe, sie warf in den Wein, wovon sie tranken, ein Mittel
Gegen Kummer und Groll und aller Leiden Gedächtniß.
Kostet Einer des Weins, mit dieser Würze gemischet,
Dann benetzet den Tag ihm keine Thräne die Wangen,
Wär' ihm auch sein Vater und seine Mutter gestorben,
Würde vor ihm sein Bruder, und sein geliebtester Sohn auch
Mit dem Schwerte getödtet, daß seine Augen es sähen.
Siehe, so heilsam war die künstlich bereitete Würze,
Welche Helenen einst die Gemahlin Thon's Polydamna
In Aegyptos geschenkt."

deren Schläuche bald bauchartig geformt sind, bald eine verlängerte Gestalt aufweisen; bei einigen sind sie kaum fingerstark, bei anderen so groß, daß sie mehr als ein halbes Liter Wasser fassen, welches verschiedene Insecten anzieht, die darin meist ihren Tod finden — daher auch die Bezeichnung „Insectenfressende Pflanzen". — Immer aber haben sie denselben Bau und die Form eines deckelartig geschlossenen, urnenartigen Schlauches, der namentlich bei der am längsten bekannten Art, dem Kannenträger von Ceylon (Nepenthes destillatoria L.) mit gelblich grünen, fünfzehn bis zwanzig Centimeter langen Kannen von der Stärke eines Daumens, an die Blüthen des Osterluzei (Aristolochia sipho L.), der bekannten Schlingpflanze mit den mächtig großen Blättern, und vielleicht auch an einen hängenden gedeckelten Sack erinnert, welcher an jeder Seite einen in der Längsrichtung mehr oder weniger hervortretenden, an den Rändern gefranzten Kamm, die „Flügel", trägt. — Die Farbe der Kannen ist doch eine ganz andere, als die der einfachen Blätter; gewöhnlich ist sie grünlichgelb und mehr oder weniger rosa oder braunroth marmorirt.

Die Blumen erscheinen erst bei ziemlich bejahrten Pflanzen in den Blattwinkeln; sie sind eigentlich ziemlich unbedeutend und klein und bilden zusammen eine lange cylinderförmige Traube von gelbgrüner Farbe. Sie sind diöcisch, das heißt eine Pflanze trägt immer nur weibliche, eine andere nur männliche Blüthen, weshalb man sie künstlich befruchten muß, wenn man Samen gewinnen will, was für eine bequeme und sichere Vermehrung nothwendig ist.

Der Kannenträger von Ceylon ist ein kletternder Strauch, der in unseren Gewächshäusern etwa zwei bis drei Meter hoch wird. Von stärkerem Wuchs ist Nepenthes Rafflesiana Jacq., eine prachtvolle Art mit großen, grünlichgelben, rothgefleckten Schläuchen, die bald eiförmig ausgebaucht, bald dütenförmig erscheinen; sie sind 25 bis 30 Centimeter lang und 4 bis 6 Centimeter breit; ihre Kannen sind flügelartig, gefranzt, und der Deckel ist etwas gestielt.

Nepenthes Morganiae. „Frau Morgan's Kannenträger", ist wahrscheinlich eine in Nordamerika gezogene Varietät von Nepenthes madagascariensis und erhielt ihren Namen zu Ehren der Frau Morgan in New-York, einer der eifrigsten und freigebigsten Beschützerinnen des Gartenbaues in der neuen Welt. Die Firma James Veitch u. Sons in London erhielt von Amerika die Pflanze und hat sie zum Verkauf vermehrt. Diese erwarb sich auf der internationalen Ausstellung in Manchester 1881 eine Medaille erster Classe als Preis für neue Einführungen.

Die größte aller bis jetzt bekannt gewordenen Arten der Kannenpflanze ist jedenfalls Nepenthes Rajah. Sir J. D. Hooker hat sie vor Kurzem in „Transaction of the Linnaean Society" beschrieben und hinzugefügt: „Diese wundervolle Pflanze wird sicher großes Aufsehen erregen und muß in dieser Beziehung neben die bekannte Riesenblume Rafflesia Arnoldi gestellt werden; auch müssen die Botaniker an den Nutzen erinnert werden, welchen in ihrem Vaterlande die in den Krügen angesammelte Feuchtigkeit den wandernden Forschern gewährt." Sie stammt vom Mount Kaina Balu auf Borneo, wo die Herren Veitch und Burbidge in beträchtlicher Höhe Samen dieser Art sammelten, den sie der Firma James Veitch und Sons in London zusandten. Aus diesem sind die Pflanzen entstanden, welche in der Versammlung der „Royal Horticultural Society" in London eine Medaille erster Classe als Preis für besonders schöne Einführungen erhielten.

Die Cultur derselben ist weder einfach noch leicht. Nach einem Bericht von Thomas Moore in den „Verhandlungen des internationalen botanischen Congresses von 1867", in Uebersetzung wiedergegeben in Th. Rümpler's ausgezeichnetem „Illustrirtem Gartenbau Lexicon" (Berlin 1882. P. Parey), ist sie aber im Grunde dieselbe wie die der tropischen Orchideen im feuchten Warmhause. Man zieht sie nämlich in faseriger Haide-Erde mit dem dritten Theile Quarzsand und etwas Lehmerde, die aber durchaus kalkfrei sein muß. Die Haide-Erde soll nicht gesiebt, sondern in hasel- bis wallnußgroßen Stücken angewendet werden. Der Wasserabzug in den Töpfen ist mit der größten Sorgfalt herzustellen, und stellt man letztere in Schalen mit Wasser, das in jeder Woche zwei- bis dreimal erneuert werden muß. Im Winter, also von Mitte October bis in den März, läßt man sie ohne Schalen stehen und begießt die Pflanzen, welche man bis dahin sehr stark bewässert hatte, mit Wasser, welches wenigstens die Lufttemperatur des Hauses zeigt, nur sehr sparsam. Die Wärme des Hauses und seiner Luft wechselt von 15 bis 20° R., je nach der Jahreszeit.

Obwohl die Kannenpflanzen sich leicht durch Stecklinge vermehren lassen, so ist doch die einfachste Fortpflanzungsweise die durch Aussaat der Samen, die man, ohne sie zu bedecken, in Schalen mit fortwährend feucht zu haltender Haide-Erde ausstreut. Die Temperatur muß 20° R. betragen. Ein oder zwei Monate nach dem Aufgehen werden die Pflänzchen in Schalen mit Sand auf sandiger Haide-Erde aus einander gepflanzt (pikirt) und mit einer Glasscheibe zugedeckt. Die Temperatur des Hauses muß jedoch in den Culturen fortwährend in oben angegebener Höhe, die Luft aber sehr feucht gehalten werden. Es stellt sich dabei gern eine Fadenalge ein, welche sich stark vermehrt und die Pflänzchen tödtet; sobald man sie bemerkt, muß man sofort die jungen Pflanzen ausheben, möglichst reinigen und in durchaus frische, aber durchwärmte Erde setzen.

Blätter und Blüthen.

Die Elsässer'sche Schulbank. In rastlosem Bestreben, die Kinderhygiene zu fördern, herrscht unter Aerzten und Technikern ein für die Sache selbst höchst erfreulicher Wetteifer, und ganz besonders ist es die Schulbank, an deren Verbesserung noch unermüdlich gearbeitet wird. Auch der Eisengießereibesitzer Karl Elsässer hat nach dieser Richtung hin so viel Nützliches geschaffen, und seine Schulbankfabrik zu Schönau bei Heidelberg widmet sich ganz speciell einer so vollkommenen Herstellung dieses früher so gering geschätzten, jetzt als höchst wichtig erkannten Möbels, daß es nicht mehr als billig ist, diese Schulbänke kurz zu schildern. Wir stehen hier nicht nur vor zufällig erfundenen Neuerungen, vor einzelnen Verbesserungen, sondern vor der Verkörperung von Grundsätzen, nach welchen zunächst sämmtliche Anforderungen an eine Schulbank systematisch erörtert wurden. Als erster Grundsatz wurde angenommen, daß sechs bis sieben Nummern von Bänken in richtigen Abstufungen zu construiren sind, um allen Bedingungen für die Größenverhältnisse der verschiedenen Altersclassen zu entsprechen. Sodann ist es Haupterforderniß, daß sie gleichmäßig für das Sitzen, wie für das freie, ungezwungene Stehen, das Ein- und Austreten sich eignen. Beim Sitzen sind wieder für das Schreiben (oder Zeichnen) und für das Lesen verschiedene Einrichtungen zu treffen.

Es muß also der für das Arbeiten nöthige geringste Abstand (Minus-Distanz), das ist das Ueberragen der Vorderkante des Tisches über die Vorderkante des Sitzes, sich leicht in einen größeren Abstand (Plus-Distanz) umwandeln lassen, bei der jene beiden Kanten genügenden Raum frei lassen, um das Aufstehen und Austreten zu ermöglichen. Dies hat man bisher dadurch zu erreichen gesucht, daß man, da Sitz und Tisch meist fest mit einander verbunden sind, die Tischplatte zum Vor- und Zurückschieben einrichtete. Elsässer hat das dadurch erreicht, daß die vordere Tischplattenhälfte sich in die Höhe schlagen läßt und damit zugleich aus einer wenig geneigten Schreibfläche zu einem steileren Lesepulte wird.

Als dritter Grundsatz wurde aufgestellt, daß das kleinere Kind verhältnißmäßig höher sitzen müsse, um dem Lehrer die Ueberwachung zu erleichtern und das ihm beschwerliche Bücken zu ersparen. Elsässer erreicht dies durch ein Podium von Holzleisten, welches zugleich die Bildung des Schulstaubs verhindert, indem der Schmutz von den Fußbekleidungen der Kinder durch die Lücken zu Boden fällt, ohne weiter verrieben zu werden. Auch trocknet nasses Schuhwerk auf solchen Podien schneller, und das Reinigen des Fußbodens unter denselben ist wesentlich erleichtert.

Hierin ist ein vierter Grundsatz angedeutet, nach dem Elsässer seine Schulbank construirt. Ihr durchsichtig-zierliches und doch sehr festes Gestell berührt den Fußboden möglichst wenig, nämlich nur an vier Punkten, gestattet also sehr bequem, den Fußboden gründlich zu reinigen.

Ein fernerer Grundsatz war, daß auch der Sitz leicht beweglich sein mußte, um die nöthige Plusdistanz beim Aufstehen des Schülers sofort zu erzielen, respective zu vergrößern. Um das zu erreichen, wurde der Klappsitz mit tiefem (das heißt nahe dem Fußboden liegendem) Drehpunkt hergestellt, der ohne jede Mühe und ohne Zuhülfenahme der Hand seine Dienste thut, ein Sitz, dessen Erfindung man dem Münchener Lehrer Joseph Kaiser zu verdanken hat.

Fernere Anforderungen: Geräuschlose, handliche Thätigkeit, solides, fast unverwüstliches Material, Billigkeit und Raumersparniß durch paarweise Anordnung, freie Beweglichkeit und praktische innere Einrichtung für Tintenfaß ꝛc. sind gleichfalls in der Elsässer'schen Schulbank erfüllt. Sie erleichtert durch ihre Zweckmäßigkeit die Aufsicht und Disciplin in einer Classe sehr wesentlich und verdient daher bei Anschaffung von Schulsubsellien eingehende Prüfung und Beachtung, da sie, nach allen Richtungen hin auf rationellen Principien beruhend, den Anforderungen der Hygiene und den bewährten Erfahrungen der Pädagogen gleich gerecht wird. F.

Das Händehäuschenmachen oder Pitsche-patsche. (Mit Illustration S. 801.) Dieses Spiel mit den Kindern in ihrem liebenswürdigsten Alter wird wohl in jeder Familie aufgeführt, und zwar zum Ergötzen von Jung und Alt. Von den um den kleinen Liebling herumstehenden Eltern und Geschwistern legt Eins die Hand flach auf den Tisch, die Anderen folgen dem Beispiel nach, bis alle Hände einen hohen Haufen bilden; dann wird immer die zu unterst liegende Hand hervorgezogen und wieder oben darauf gelegt, und das geschieht erst langsam, dann immer geschwinder, bis mit dem Durcheinanderpatschen der Hände das Spiel unter herzhaftem Lachen endet. Natürlich erregt der lustige Vorgang allgemeines Interesse in der Wohnstube, wie unser Bild dies vor Augen führt.

Verhütung des Gefrierens der Fenster. Schon öfter ist die Frage aufgeworfen worden, wie das Gefrieren der Fenster zu verhüten sei. Um die Antwort zu finden, ist es nöthig, die Ursache der fraglichen Erscheinung zu erkennen. Die an den Fensterscheiben oft in bewunderswerthen Formen anschießenden Eisblumen bestehen aus feinen Wasserkrystallen. Dieses Wasser rührt von dem in der Luft aufgelösten Wasserdampfe her, der sich bei der Abkühlung der Luft an dem kalten Glase der Fenster verdichtet, indem die Luft um so weniger Wasserdampf in sich aufzunehmen vermag, je niedriger die Temperatur ist. Das Gefrieren einfacher Fenster ist bei sehr kaltem Wetter selbst durch starke Heizung des Zimmers kaum zu verhüten, sobald die Luft im Zimmer sehr feucht ist. Bei Doppelfenstern kann man aber in dieser Beziehung Vorsichtsmaßregeln treffen. In Rußland ist es üblich, Näpfchen mit Kochsalz zwischen die Doppelfenster zu stellen; dies ist insofern wirksam, als das Salz den Wasserdunst der Luft in sich aufnimmt und somit die Luft trockener macht. In Folge dieser Wasseraufnahme zerfließt das Salz mit der Zeit und muß durch frisches ersetzt werden; das nasse Salz kann man aber zu neuem Gebrauche auf dem Ofen trocknen. In Städten, wo man Gasbeleuchtung hat, läßt man zu gleichem Zwecke dicht am Stocke der Schaufenster eine Reihe von Gasflämmchen brennen, wodurch die Luft

erwärmt wird. Gleichzeitig wird aber beim Verbrennen des Gases auch Wasserdampf erzeugt. Um nun die dadurch feuchter werdende Luft durch trockene zu ersetzen, muß man in solchem Falle Sorge tragen, daß von unten zwischen die Fenster Zimmerluft eintreten und oben die feuchte Luft entweichen kann, wozu passende Oeffnungen in den Fensterrahmen dienen. Zweckmäßig wäre es vielleicht, auch in diesem Falle das Kochsalz als Feuchtigkeit anziehenden Körper nebenbei noch mit in Anwendung zu bringen.

Schw.

Max von Schenkendorf, ein Dichter aus den Tagen der deutschen Befreiungskriege, dessen Lied „Freiheit, die ich meine“, ein Lieblingsgesang des deutschen Volkes geworden, gehört deshalb zu den Todten, deren Andenken stets in Ehren gehalten werden sollte. Möge man darum am 11. December ihm einen festlichen Abend weihen und den hundertsten Geburtstag des Dichters mit seinem Liede verherrlichen. Auch ihn hat der Tod jung, im erst aufblühenden Leben dahingerafft, aber ohne ihm Theodor Körner's beneidenswerthes Glück zu gönnen, mit dem Schwert in der Hand im Kampf für's Vaterland zu fallen.

Inhalt: Glockenstimmen. Von Stefanie Keyser (Fortsetzung). S. 789. — Im Congoland. Von Dr. Pechuel-Loesche. 4. In den Kutibuendi-Bergen. S. 794. Mit Illustrationen. S. 792, 793 und 796 — Dr. Friedrich Dittes — ein Kämpfer für die Volksschule. Von E. Stötzner. S. 797. Mit Portrait. S. 797. — Die Braut in Trauer. Von Ernst Wichert (Fortsetzung). S. 798. — Die Kanonenträger. Von O. Hünig. S. 802. Mit Abbildungen. S. 802. — Blätter und Blüthen: Die Elsässer'sche Schulbank. — Das Händehänschenmachen oder Pitschepatsche. S. 803. Mit Illustration. S. 801. — Verhütung des Gefrierens der Fenster. S. 803. — Max von Schenkendorf. S. 804.

☛ **Dieser Nummer ist Nr. 10 unserer „Zwanglosen Blätter“ beigelegt.**

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

№ 50. 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig — In Heften à 50 Pfennig

Glockenstimmen.

Eine Bürgergeschichte aus dem 17. Jahrhundert

Von Stefanie Keyser.

(Fortsetzung.)

Johanne schüttelte trübe den Kopf. „Das hast Du längst in überreichem Maße gethan. Aber an mir ist es, darüber zu wachen, daß Du nicht fürder Opfer bringst. Habe ich Dir nicht gesagt, daß Zacharias heimkommt und nun Herr in der Papiermühle wird? Willst Du als halb überflüssiger Knecht von ihm gehudelt sein? Soll ich die Sünde auf mich laden, daß Du um unserer Jugendfreundschaft willen Deine besten Jahre verlierst?“

Hermann sah ein, sein Verleugnen war vergebens. In heißem Schmerz hob er die Hände zu ihr auf. „Wie gerne gebe ich sie hin für die Seligkeit, daß ich für Dich arbeiten darf!“

Ihr Herz krampfte sich zusammen. „Ach Gott!“ seufzte sie, „warum quälst Du mich und hast kein Einsehen, ich mag predigen, wie ich will?“

Dann faßte sie sich gewaltsam. Tief senkte sie die dunklen Wimpern, als vermöchte sie nicht den Eindruck ihrer Rede zu schauen, und sprach: „Lieb' und Treu' zwischen Mann und Weib kann nur da zum Heil gedeihen, wo ein christliches Ehebündniß sie zusammen schließt. Und solches ist bei uns unmöglich. Niemals würde meine liebwerthe Frau Mutter ihre Einwilligung dazu geben, niemals Zacharias und unser Vormund, der Rathsbrunnenmeister. Und — Gott helfe mir!“ — sie mußte noch einmal Athem holen, und ihre kleine Hand ballte sich fest zusammen, als sie mit einer Stimme sprach, die Hermann wie eine zersprungene Glocke klang: „Und auch ich vermöchte es nicht. Ich kann kein armes Weib, und Du kannst kein großer Bürger werden.“

Wie ein Donnerschlag fuhren ihm ihre Worte in die Seele. Einen Augenblick war es ihm, als müsse er lachen. Hatte er ihr beim Knistern des Nachtlämpchens nicht selbst erzählt, was es bedeutet, ein armes Weib zu sein? War ihr die rasch zum Ende führende Pest nicht erträglicher erschienen, als das langsam fressende Elend? Sie zog jetzo ihre nützliche Lehre aus den Erzählungen von seiner armen Mutter, die ihm aus dem Herzen geflossen waren. Sie blieb die echte Tochter ihres Vaters, eine Meisterin in der Kunst, das Leben klug zu führen.

Da faßte ihn Benjaminlein an seiner herabhängenden Hand. Wie Kinder oft hören und begreifen, was man unverständlich für sie hält, hatte auch der Kleine verstanden. „Komm, wir wollen die zwölf silbernen Apostel suchen. Drüben in der Kirche liegen sie vergraben, da, wo die steinerne Katze hinschaut. Wenn Benjamin sie findet, schenkt er sie Dir, dann bist Du auch reich.“

Der Kleine sah ihn auffordernd an. Er hatte dieselben Augen wie Hannchen, voll leuchtender Lichtpünktchen auf dem hellbraunen Grunde und so lieb und mild hatte sie ihn auch allezeit angesehen, wenn sie ihm Gutes erwies, da sie noch Kinder waren.

Vor der holden Erinnerung verging ihm das höhnische Lachen. Er strich Benjamin über das dunkle Köpfchen und sprach ernst, wenn auch mit zitternder Stimme:

„Statt nach den silbernen Bildern der zwölf Boten zu suchen, denke lieber daran, daß sie, die das Christenthum in alle Welt trugen, arm waren wie ich, und daß ihr Meister sprach: ‚Eher geht ein Kameel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in den Himmel kommt.‘ Dir aber, Hannchen, sage ich“ — und er richtete sich mannhaft zu seiner schlanken Höhe auf — „Dir sage ich, Du überhebst Dich mehr, als Dir zukommt. Redest Du doch, als seiest Du ein hochgeborenes Fräulein aus der Neideck, ob auch Dein Urgroßvater nichts anderes war als der meinige. Wir sind beide Bürgerskinder von Arnstadt, und es haftet an meinem Namen so wenig ein Makel, als an dem Euren. Warum soll es mir unmöglich sein, aus dem zerfallenen Sterbekleidhäuslein mich empor zu arbeiten? Gar manches arme Arnstädter Kind ist schon zu Ehren gekommen vor aller Welt. Aber glaube nicht, daß ich Dir Fürstellung thue, von Deiner Meinung abzulassen. Ich habe in dieser bitteren Stunde gelernt, daß es dem Manne nicht ziemt, das Weib allewege um ein Fünkchen Liebe anzubetteln. Und jede Mühe wäre auch bei Dir vergebens. Denn so lieblich Du anzuschauen bist, Dein Herz ist klein und verschrumpft geblieben, daß es nur gerade weit genug ist, um Stand und Geld hinein zu schließen. Aber für die Liebe, die wie der Hauch unseres Herrgottes durch die Welt zieht, hat es keinen Raum. Darum achte ich, es ist wie eine tönende Schelle an der wohl verschlossenen Thür des reichen Hauses, nicht wie eine schön klingende Kirchenglocke. Lebe so glücklich, wie eine große Bürgerstochter es vermag. Der arme Hiob schüttelt den Staub der hochmüthigen Stadt, allwo nur der Reichthum etwas gilt, von den Füßen. Fahre wohl!“

Er schritt rasch hinaus und achtete nicht auf ihre ihm nachgestreckten Hände, auf die mit gebrochener Stimme gestammelten Bitten. Als ihre zitternden Füße sie in das Haus hinüber getragen hatten, ging er schon am Weißebach entlang von dannen. Da that sie ihrer Sippe seinen Weggang kund. Frau Henningin athmete auf; aber die Kinder weinten. Trine fuhr wie ein wild

gewordener Flederwisch umher, und Benjaminlein sprach zu ihr: „Garstige Hanne!“ und aß zu ihrer Strafe das Mittagsbrod nicht, das sie ihm vorlegte, und es waren doch blau gesottene Dicköpfchen aus der Gera.

Als der Tag sich neigte, wanderte Hermann langsam durch den Steigerwald zurück, den er vor einem Vierteljahr in athemloser Hast herabgekommen war. Die bereiften Zweige der Buchen und Eichen wölbten sich über ihm gleich Kirchenhallen, vom Abendlicht rosig angehaucht. Ueber das abgefallene Laub, das welke Gras des Bodens breitete sich eine glitzernde Decke von feinen Eiskrystallen.

Noch einmal schauten durch eine Lichtung die Schwedenschanze, der enge Mauerring und die hohen Thürme Arnstadts empor, überwallt von Abendnebeln. Aber nicht wie sonst hing Hermann's Auge sehnsüchtig an der Vaterstadt. Nur einen ernsten Scheidegruß warf er hinab auf das allmählich in Grau übergehende Bildlein. Dann setzte er seinen Stab weiter fort über den breiten Bergrücken. Die bemoosten Stämme traten zusammen wie eine feste Wand und schlossen den Rückblick hinter ihm ab.

Endlich lichtete der Wald sich vor ihm. Er stand an der Schlucht, in welcher der Weg hinab gen Erfurt führte. In der Abenddämmerung breitete drunten die große Stadt sich aus. Das Getose des Menschengewimmels drang wie Meeresbrausen herauf. Es war ein stattliches Bild, das vor ihm lag.

Da dräuten die trutzigen Thürme der Cyriaxburg; der eine trug eine schwedische Kugel in der Mauer, wie ein Held seine Wunde, ohne zu wanken. Hier stieg das steile Dach der Hochschule auf. Waren auch ihre Mauern in den schweren Kriegsläuften schwarz angeräuchert, so leuchtete doch hell der Strahlenkranz, den hochberühmte Männer um sie gewunden hatten. Dort lag auch das graue Augustinerkloster, aus dem der Mann hervorgegangen war, der die Mißbräuche der Kirche ausfegte mit seiner Feder, als sei diese das feurige Schwert eines Cherub, er, der Bettelmönch, der arme Bergmannssohn.

Und in dem weiten Wallringe vertrug sich auch Entgegengesetztes. Neben den evangelischen Kirchen erhob sich der katholische Dom; selbst das Volk Israel hatte da drüben vor der Krämerbrücke ein Heim gefunden.

Die große Landstraße, welche die beiden stolzen Handelsstädte Leipzig und Frankfurt verband, führte durch Erfurt. Vielgereifte, welterfahrene Leute hielten allda Einspruch und Verkehr, und durch die neuen Anschauungen, welche sie mitbrachten, wurden alle Vorurtheile überwunden, hemmende Schranken hinweg geräumt. An solchem Orte vermochte eine tüchtige Kraft sich emporzuarbeiten. Das hatte er schon erfahren, da er das erste Mal dort war, an seinem Vetter und an sich.

Zwischen den stattlichen Bauwerken ragte der hohe Schlot der berühmten Glockengießerei von Möhring's selig Wittwe auf. Damals, als der kaiserliche General Hatzfeld vor Erfurt lag, hatte eine Karthaunenkugel den Schornstein gestreift und eine Ecke mitgenommen; aber er sandte seine Rauchwölkchen doch eifrig in den abendlichen Himmel, als winke er mit einem weißen Tüchlein. Hermann wußte, daß er mit Freuden wieder aufgenommen wurde, denn wenn auch viele Menschen in der Stadt herumliefen und nach Broderwerb spähten, so mußte das in dreißigjährigem Kriege verlotterte Volk doch erst wieder lernen zu arbeiten. Und das verstand der Arnstädter aus dem Grunde.

Und wie jetzt Stern an Stern am dunkeln Himmel auftauchte, so entzündete sich unten in der Ebene Licht an Licht. Die kleinen Häuser der Stadtsöldner auf den Wällen erleuchteten sich, einen Funkenring um ein Meer von Feuerpunkten ziehend. Lichtstrahlen schossen darüber aus den Fenstern der Thurmwächter in die Nacht hinaus, und über allem leuchteten die bunten gothischen Fenster des Domes. Da wurde ihm das Herz weit, und mit einem Gefühle, als kehre er in die Heimath zurück, schritt er nach Erfurt hinab.

Es war Martinsabend. Die große Maria Gloriosa erhob ihre mächtige Stimme dem Bischof Martin zu Ehren, und auf den Graten standen die Currendeschüler und sangen: „Eine feste Burg ist unser Gott“, dem Doctor Luther zum Preise. Die feierlichen Klänge stiegen in schöne Harmonie verschmolzen zum gestirnten Himmel auf, den beiden großen Streitern des Herrn als Opfer dargebracht. Und auch die Menschen vertrugen sich: Papist und Lutheraner verzehrten friedsam ihre Martinsgänse und die mit Mus gefüllten Martinshörner und schauten den Kindern zu, die, Stablichter tragend, durch die Straßen liefen und sangen:

„Martin war ein braver Mann,
Zündet tausend Lichter an,
Daß er droben sehen kann,
Was er drunten hat gethan.“

Die Lutheraner kränkte es nicht, daß der Ursprung des Festes katholisch war — der heilige Martin ist Schutzpatron der Trinker, und sein Namenstag wurde darum nach altem Brauch mit Schmaus und Trunk gefeiert — und die Katholiken ärgerten sich nicht, daß die lutherischen Kinder das Verslein allein auf den Reformator bezogen. Die Menschheit war einmal durch Schaden klug und des dreißigjährigen Krieges überdrüssig geworden.

Auch in der Gießerei machte Eberhard heute frühzeitig Feierabend und begab sich dann hinüber nach dem Wohnhause. Dort roch es schon nach dem sich bräunenden Martinsvogel.

„Habt Ihr die Gans auch ordentlich mit Borsdorfer Aepfeln gefüllt und das Kräutlein Beifuß nicht vergessen?“ fragte er scharf die Köchin.

Da klappte hinter ihm die Stubenthür, und der stahlgraue Rock der Meisterin drückte sich durch die Hauspforte. Aber er hatte seitwärts gelugt, mit ein paar Schritten sie erreicht und führte sie nun an der Hand wie ein unartiges Kind in das Geheimstüblein Herrn Möhring's selig, wo der Zahltisch stand und ein zwerghaft gebauter dickleibiger Schrank, sowie die mit Eisen beschlagene, mit Schlössern behangene Geldtruhe.

„Ich sage Euch, Meisterin: so kommt Ihr noch in Unehre und Verfall,“ hub er an. „Allezeit habt Ihr ein Gemunkel und Geflüster mit den Mägden, und verschwindet, so es Abend wird, aus Eurem Haus. Ich erachte Euch derowegen für einen Quirlequitsch. Wohin wolltet Ihr soeben, da ich Euch erwischte und wieder anher führte in sicheres Gewahrsam? Redet!“

Sie wand sich hin und her; aber seine scharfen rothbraunen Augen ließen sie nicht los. „Zu Isaak in die Judengasse,“ gestand sie endlich, verlegen an ihrer Schürze zupfend.

„Hattet Ihr schon wieder kein Geld?“ schalt er. „Warum kauftet Ihr Euch dann dieses Messer und die silberne Gürtelkette?“ Er strich prüfend über das Geschmeide, das ihre runde Gestalt umschlang, und hob das schöne verzierte Messer empor. „Ist formirt wie ein Türkensäbel und gänzlich ungeziemend für ein Frauenzimmer. Wollt Ihr die großmächtige Judith fürstellen? Laßt das unterwegen. Hab' ich Euch nicht hundert Mal gesagt: drei Pfennige muß ein rechtschaffener Mensch haben, einen Zehrpfennig, einen Nothpfennig, einen Sparpfennig? Aber Ihr seid ein verthunliches Weib. Wollet Ihr Bankerott spielen? Gelüstet Euch darnach, daß Eure Sachen obrigkeitlich petschiret werden und die Gießerei im Aufstrich verkauft wird? Dann stellt Euch der Rath leichtsinniger Schuldenmacherei halber auf den Pranger, als welcher bei Euch ein absonderlich Spectakul ist, ein Vogelbäuerlein auf langer Stange.“

Sie faßte ihn erschrocken mit beiden Händen und sah ihn mit ihren großen harmlosen Augen hülflos an.

Er wurde dadurch besänftigt. „Nun, noch einmal will ich Euch von dem Pranger erlösen und mit meinem Sparpfennig aushelfen. Den Nothpfennig habt Ihr schon dahin. Doch müßt Ihr mir darüber eine Handschrift geben; denn von einem Weib kann man sich des Schlimmsten versehen.“ Er holte ein Säcklein aus seiner Truhe und zählte ein rundes Sümmchen auf.

„Es ist auch ein Kaisergüntherthaler dabei,“ rühmte er.

Sie kicherte schon wieder sorglos. „Ihr thut so wichtig, daß man meint, ein Arnstädter Thaler sei mehr, denn ein andrer.“

Er nickte mit vielsagendem Blick.

„Daran ist auch etwas. Zum mindesten hält der Thaler in Arnstadt länger vor, als bei Euch. Macht Eure drei Kreuze unter die Schrift. Weiter bringt Ihr Weibsvolk es doch nicht. So. Und nun gestehet, wohin Ihr gestern Abend gequitscht seid.“

Jetzt wandte sie sich gänzlich ab und begann an ihrem Trauring zu drehen.

Er hielt ihre runden Finger mit seiner thönernen Pfeife nieder. „Denkt nicht mir zu entschlüpfen. Wir Arnstädter wischen

über nichts mit dem Flederwisch weg, sondern kehren jegliche Ecke richtig aus und säubern sie von Spinnenweben. Ich frage Euch als treuer Diener Eures weiland Ehegesponsen," fuhr er erhobenen Tones fort.

Sie schüttelte sich wie ein trotziges Kind.

„Waret Ihr einmal bei der Wahrsagerin an der Hirschlache?"

Sie nickte.

„Nun erzählt mir wenigstens," sprach er, und nahm einen ehrbaren väterlichen Ton an, „auf daß ich höre, ob Ihr auch nicht in die Fallstricke des Satans gerathen seid."

„Da sei Gott für!" rief sie. „Ich habe von ihr einen Traum auslegen lassen. Mir träumte von Rauch und Feuer: der Qualm bedeutet Unglück, die helle Flamme Glück; von Eiern und Geziefer: die Eier bringen Verdruß, das Geziefer Geld. Und wirklich, Ihr habt es mir geschafft. Nun fehlt der Verdruß noch, das Glück und das Unglück."

„Und habt Ihr nicht nach einem neuen Ehegesponsen geforscht?" fragte er und klopfte mit seiner Pfeife auf ihre Hand, in der fünf tiefe Grübchen standen.

Sie hielt sich die Augen zu.

„Könnet Ihr es nicht geduldig erwarten, bis Gott eine Verrückung Eures Wittwenstuhles verhängt?"

Sie lugte ihn ängstlich an.

„Nun?" forschte er lachend, daß seine weißen Zahnreihen blitzten.

„Ach, vielwerther Obergesell," gestand sie und schaute schämig zur Seite. „Sie hat ein Ei ausgeschlagen, darin war eine Hochzeitskirche."

„In einem Ei?" lachte er auf. „Ihr Weiber seht immer, was Ihr Euch wünscht."

„Sie meinte, es sei Einer mit hellem Haar."

Das fuhr ihm vor den einst dunkellockigen Kopf. Aber dann machte er ein pfiffiges Gesicht.

„Kann schon sein. Hat Sie auch bedacht, daß weiß noch heller als gäl ist?"

Die alamode Anrede verwirrte sie gänzlich. „Hör Sie" wurde nur die Stadtschultheißin genannt. Sie verstand darüber den Sinn der Worte nicht. So ergeht es zuweilen dem schwachen Geschlecht. Aber sie war bedacht, auch feine Lebensart zu zeigen. Ganz geschmeichelt verstauchte sie sich und sprach: „Wie es Ihm beliebt, Mosjö."

So war es nach Eberhard's Sinn.

„Und nun zeige Sie, daß Sie eine tüchtige Frau ist, und richte Sie eine ordentliche Mahlzeit zu. Für den deutschen Mann ist das Speisen ein ernstes Werk. Mit dem Taufschmaus wird er im Leben empfangen, mit dem Leichenschmaus heimgeleitet, und jegliches Fest, so zwischen diesen beiden Ereignissen liegt, muß gebührendermaßen durch ein Mahl gefeiert werden, soll es ein würdig begangenes heißen. Die Gans allein thut es nicht; es könnten wohl noch ein paar Schüsseln heute am Platz sein."

„Eine Birntorte hab' ich noch," sprach sie.

Er schüttelte den Kopf. „Süßes Geschlecke. Schicke Sie die Magd nach dem Fischersand. Ein paar Karpfen können nicht schaden, und so Sie die Hühner, die draußen am Küchenhaken hängen, gleich in den Topf steckt, giebt es eine Suppe mit geröstetem Brod. In diesem Falle will ich Ihr durch die Finger sehen, so Sie nicht knickert."

„Wie Er meint, Mosjö," stimmte sie zu.

„Wahrlich, Meisterin, Sie hat heute ein paar Backen, als ob Sie im Gießofen geglüht wären," schmunzelte er. „Wie wär's, wenn Sie mir als Vorkost ein Mäulchen gäbe?"

Sie hatte schon ihr „Wie Ihm beliebt" auf der Zunge. Da klopfte es bescheiden. Die Meisterin schritt mit dem Leuchter von Glockenguß hin und öffnete. Da stand Hermann Zimmermann in dem braunen Rahmen der Thür. Frau Möhringin schrie auf und mußte den Leuchter hinsetzen, daß es klang wie ein Freudengeläut, und Eberhard's Fingern entfiel die Pfeife und zerbrach.

Hermann merkte die Bestürzung nicht.

„Wollt Ihr mir noch einmal Arbeit geben?" fragte er in so festem Tone, daß die Beiden meinten, er rede mit fremder Stimme. „Ich werde nicht wieder fortgehen. Ich bin dort ein unnützer Knecht worden."

Die Meisterin machte nicht viel Worte; aber sie rannte nach den Schlüsseln von Keller und Speisekammer.

„Wie gut war es, daß Ihr eine herrliche Erkostung anordnetet, werther Obergesell," rief sie diesem eilig zu. „Ihr habt doch immer Recht. Und viel Dank, daß Ihr Euer Geld dazu gabt. Das ist einmal ein Festtag. Seht, der Traum geht aus. Nun ist auch das Glück da."

Eberhard stampfte wüthend mit dem Fuße auf. „Und das Unglück und der Verdruß werden auch nicht ausbleiben. — Nehmt nur um Gotteswillen Eure fünf Sinne zusammen, daß der Karpfen wenigstens nicht mißräth," griesgramte er. „Denket daran: Essig, Wein, Ingwer, vier Loth gemeinen Pfeffer, zwei Loth langen Pfeffer, Zimmetröhren, Weinbeerlein, Mandeln habt Ihr an die Tunke zu spendiren."

„Sorget nicht! Einen solchen Karpfen, wie ich heute schmore, habt Ihr noch niemals gespeist," tröstete sie. Beide hatten die alamode Anrede vergessen.

Verdrüßlich führte Eberhard seinen Vetter in seine Hinterstube. Als ihm dort Hermann seine bitteren Erfahrungen erzählte, kam er auf andere Gedanken. Er bedauerte seinen jungen Versippten; aber er that es auf seine Weise.

„Vermaledeites Weibsvolk!" fluchte er. „Wir Männer müssen zusammenhalten. Wir sind jetzunder in der Minderzahl; es sind zu viele von uns in dem großen Kriege todtgeschlagen worden. Da nehmen die Weiber überhand. Nach dem Bauernkriege ist es ebenso gewesen. Dazumal sind sogar Gesetze gegen die Ueppigkeit des Weibsvolkes erlassen worden. Aber endlich haben sie doch zu Kreuze kriechen müssen, wie sich's gebühret. Denn: Mannshand oben!"

„Sie soll oben bleiben," sprach Hermann. „Alsdann ist aber auch vonnöthen, daß wir selbst das Haus gegründet haben, darin wir das Regiment führen, und nicht Begehren tragen, uns in ein Nest zu setzen, welches das Weib gebaut hat."

Eberhard nickte. „Bleibe bei diesem Grundsatze; ich kann ihm meinen Beifall nicht versagen, wiewohl ich für mich hierentgegen die Meinung hege, daß ein Weib Gott danken soll, so sich Einer findet, der ihr erbärmliches Nest regiert. Und sie danken zuletzt auch Alle Gott. Aber" — er blinzelte Hermann an — „es dürfen sich nicht Zwei dazu bereit erklären, sintemalen sie, so die Wahl ihnen zusteht, nicht wissen, wie sie am wohlsten thun wollen."

In schweren Zeitläuften lernt der Mensch schnell mit dem Mißgeschicke fertig werden, bald wieder nutzbringenden Arbeiten, kleinen Freuden des Lebens sich zuwenden. Als in Arnstadt die Schneeflocken im stürmischem Getümmel herabtaumelten auf die welken Blätter der Gärten, das blanke spitze Kieselpflaster der Gassen, die schwarzen Erdhügel in der Pestilenzecke, da schallte von den Tennen der fröhliche Tact der Drescher, schnurrten in den Stuben lustig die Spinnräder, beehrten die Hausfrauen sich gegenseitig mit Schlachtschüsseln, ertönte das Jauchzen der Kinder, die sich im Schlitten fuhren und Schneemänner bauten.

In der Papiermühle fachte die Muhme Schmidtin das Fünklein Lebenslust wieder an. War es doch Erntemond, da die Heimsuchung hereinbrach, und nun befand man sich schon im Hornung. Sie redete so lange auf die Frau Henningin ein, bis diese eine Ausrichtung beschloß. Der Rathsbrunnenmeister war erbötig, als männlicher Beistand das junge Volk im Zaume zu halten; denn der fürsichtige Zacharias zögerte noch immer mit seiner Heimkehr, dieweil der Schnee des Winters die weite Reise gefährlich machte.

Eines Tages erschien Trine in allen befreundeten Häusern, wo es junge Gesellen und Jungfern gab, und brachte eine wohlgesetzte Einladung zu der gütigen Fürliebnehmung einer Spinnstube mit möglichster Bedienung jetziger Zeit. Als der Abend kam, war die Stube festlich hergerichtet: der Boden mit Sand bestreut, der grüne Kachelofen geheizt; auf der braun gebeizten Kannerücke reihten die Bierkrüge sich an einander, die lange Tafel bedeckten Tücher, deren weißen Grund blaue und rothe Streifen durchzogen, und darauf standen wie Silber glänzende Zinnschüsseln, auf denen die Tractirung aufgetragen war.

Die Erste, welche ihren Einzug hielt, war die Muhme Schmidtin. Sie hatte sich bereit erklärt, den Gastgebern im

Nöthigen der Gäste beizustehen, wie das üblich war, und den Discurs zu wenden, so die Rede auf unliebsame Dinge kommen sollte.

Und sie erwies sogleich ihre gesprächsame Laune. „Ich wünsche allerseits einen gesegneten Abend," begann sie. „Das ist recht, daß Ihr aufhört, allezeit Trübsal zu blasen. Ei, welch fürtreffliche Wurst habt Ihr aufgetafelt! Wie hoch ist der Kuchen aufgegangen! Und wie schmuck sieht die Hanne wieder aus!"

Die Schmidtin hatte Recht. In der frischen Winterluft war Johanne auf's Neue erblüht; ihre Wangen hatten die zarte Rundung, ihre warmen Farben den weichen Schmelz wieder erhalten. Sie konnte mit Fug abermals die schönste Jungfer in Arnstadt heißen. Aber es entging der Muhme, daß ein scharfer Zug um den kleinen Mund sich gelegt hatte, und die sonst leuchtenden rehbraunen Augen mit hartem Blicke um sich schauten. Johanne, welche beschäftigt war, die Lichter anzuzünden, achtete der Schmeichelei nicht. Die Muhme zwinkerte der Frau Henningin zu, die hinter ihrem weitläufigen Spinnrad saß, auf dessen Fuß die Weise mit befestigt war, und einen neuen Wocken anlegte. Dann hub sie wieder an: „Mühmchen, ich verhoffe, daß Du Deine holzböckische Art dem Nicolaus Fischer gegenüber endlich aufgiebst. Seit einem Jahre läuft er schon mit der Leimstange nach Dir. Ich fürchte, ich fürchte, er wird es endlich überdrüssig; denn die angesehensten Bürgersippen reißen sich um ihn."

Frau Henningin steckte das Ende einer neuen Flachskaude in den Schürzenbund, breitete die gelben feinen Härchen über den Schooß und nörgelte mißmuthig: „Es wird doch nicht die Narrethei mit dem Hermann Zimmermann Ursache Deiner Weigerung sein? Seine Bravheit, sein getreues Herz in Ehren; aber Du wirst doch nicht vergessen, was Du Deiner Sippe und unserem angesehenen Namen schuldest?"

„Lieber gar!" rief die Muhme, die Hände zusammenschlagend.

„Ei, Hermann ist viel größer als Nikel," ließ eine Stimme sich vernehmen, und Bastian kam hinter dem Ofen hervor.

Und auch viel hübscher," ergänzte Christel, die ihm mit Benjaminlein folgte. „Was hat er für große blaue Augen und was für schöne weiße Zähne!"

„Gott behüte Dich, Kind!" rief die Schmidtin entsetzt. „Wie kannst Du also unziemlich sprechen? Ich werde es Deiner Schulmeisterin sagen. Sie soll Dich auf Erbsen knieen lassen, bis Du erkennst, daß alle Schönheit Würmerspeise ist. Und Dich, Bastian, muß der Lehrer mit dem Bakel Mores lehren."

Christel wich erschrocken zurück. Aber Bastian schob trotzig seine kleine stämmige Gestalt vor die Muhme und, das pausbackige Gesicht in finstere Zornesfalten legend, stellte er sie zur Rede: „Ihr habt uns doch so oft erzählt, wie gern die Mutter den Vater gefreit hat. Warum wollt Ihr nun die Hanne dazu zwingen, den Nikel zu ehelichen? Nein, wir wollen auch heirathen, wen wir mögen, und dem Hermann gönnte ich unsere Hanne am liebsten."

„Benjamin auch! Garstige Muhme!" stimmte der Kleine bei und führte einen Streich nach ihrer steif gestärkten Schürze.

„Daß Gott erbarm! Ist das eine Rotte Korah!" rief die Muhme. „Denkt an mich, Frau Henningin! Wenn die in die Höhe kommt, bleibt kein Stein auf dem andern stehen in der Papiermühle."

Frau Henningin ließ verdrüßlich die Unterlippe hängen, wickelte ihren ausgebreiteten Flachs um den Wockenstab und steckte das veilchenblaue Band darum. Aber Bastian legte unbekümmert beide Arme breit auf den Tisch, stützte den Kopf auf die Hände und sprach: „Die Papiermühle gehört mir und nicht Euch, und wenn ich sie einreißen will, geht es Euch nichts an."

Johanne führte die hülfreichen Geschwister wieder hinter den Ofen; aber sie gab jeglichem zum Trost ein Schlenkerwürstchen mit auf den Weg. Der Familienrath war damit zu Ende. Denn nun hub die Hausthür ein unaufhaltsames Gekling el an. Eine Jungfer nach der andern erschien, jede mit ihrem Spinnrad. Und die Muhme begann ihres Amtes zu walten wie der Hofmeister des Grafen in der Neidecke.

„Um Vergebung, liebes Mühmchen, wie befindet Ihr Euch?"

„Zu dienen, Frau Muhme, so, so."

„Freut uns sehr zu hören; wollet Platz nehmen."

„Nein, Frau Muhme, nicht zu oberst, dazu bin ich zu gering."

„Liebes Mühmchen, wer sollte oben sitzen, wenn nicht die Tochter vom größten Metzger der Stadt?"

„Ei, die Tuchmacher dünken sich noch mehr, der Bärbe Brotkorbin gebührt die Ehre."

„Ich setze mich zu Hanne," sprach Barbara und rückte neben die Tochter des Hauses, die untenan saß und ihr freundlich Platz machte.

Zuerst mußte fleißig gesponnen werden. Die aus braun gebeiztem oder verschiedenfarbigem Holz gedrechselten Spinnräder waren festlich aufgeschmückt mit farbigen, golddurchwirkten Wockenbändern und gleißenden Netzbechern von Kupfer und Messing, die mit den Glöckchen und Ringen an den Spinnrädern um die Wette klirrten, als diese jetzt angedreht wurden. Gesang dazu war unerläßlich. Auch hierin war die Muhme, wie in allen Künsten, die dazu dienten, das Leben unterhaltsam zu machen, wohl erfahren. Wie sie in der Kirche sich allezeit beim Gesang wacker herfürthat mit Schnörkeln und langem Aushalten, so stimmte sie auch jetzt ein Lied an:

„Spinn, Mägdlein, spinn!
So hast du klugen Sinn.
Und trinst du das Rädlein ohne Ruh,
So schenk ich dir schöne Schnallenschuh."

Die Jungfern antworteten im Chor:

„Schuh hin, Schuh her, stellt ein das Reden.
Ein plumper Platschfuß wächst vom Treten."

Abermals hub die Muhme an:

„Ehr, Mägdlein, ehr
Die edle Spinnkunst sehr.
Und spinnst du heut deinen Wocken leer,
Ein Häublein von Seiden ich dir bescheer."

Und wieder sangen die Jungfern:

„Was soll das Häublein? Müßt doch mich verstecken
Mit meiner Hängelippe vom Lecken."

Eindringlicher noch stellte die Muhme vor:

„Preis, Mägdlein, preis
Der Spinnerinnen Fleiß.
Geschwinde spinne die Spule voll,
Ein Ringlein von Golde dein Lohn sein soll."

Aber die Jungfern ließen sich nicht erweichen:

„Was Ringlein! Die Hände dürft Keiner doch sehn
Mit dem breiten Daumen vom Fadendrehn."

Jetzt stieß die Muhme Johannen in die Seite und sang mit einer Stimme, die so mild klang, als sei sie mit Mehl bestreut:

„Spinn, Mägdlein, spinn!
Du hast deß wohl Gewinn.
Hei! Hast du die Truhe voll schneeig Lein,
So wird dich der Nikel zu Ostern frein."

Die Jungfern kicherten, Barbara's Rad stockte, Johanne aber sang mit heller, hoher Stimme:

„Hei! Habt Ihr das Bierfaß angeboten,
So mögt Ihr's geruhig weiter schroten."

Die Muhme begann dräuend mit dem Pfauenschweif auf sie los zu nicken, als sie weiter sang:

„Glaub, Mägdlein, glaub
Und sei dem Wort nicht taub:
Wenn du hienieden bist ledig geblieben,
So mußt du im Himmel die Wolken schieben."

Die Jungfern, die überzeugt waren, daß keiner unter ihnen ein solches lächerliches Schicksal bevorstand, brachen in jubelndes Gelächter aus.

Dann sang Barbara wie ein Mäuslein zirpend:

„Dem Nikel kann Keine widerstehn,
Laßt uns treten und lecken und Faden drehn."

Nun schnurrten die Rädlein eifrig, und Alle vereinigten sich zum Schlußvers:

„Dank, Mägdlein, dank
Dem Schöpfer, daß du nicht krank,
Auf daß du kannst fein oft und viel
Noch treiben dieses Wockenspiel."

Da klingelte die Thür wieder. Herr Fischer an der Spitze der Junggesellen erschien:

„Guten Abend mit einander."

Im Nu waren viele Fäden abgerissen, und im selben Augenblick hatten die jungen Männer den Jungfern die Wocken entwunden. Mit einem Kuß mußten sie dieselben lösen. Lautes Gelächter und Geschrei entstand; ein paar Räder fielen dabei um



Weihnachtsmarkt auf der Plaza Mayor in Madrid. Nach dem Oelgemälde von J. Araujo.

und zerbrachen. Nikel schaute erpicht nach Johannens Faden; aber diese hatte vorsichtig das Rad angehalten, und der sonnenklare haarfeine Faden ruhte unverletzt in den feinen Fingerspitzen. Dagegen riß Barbara den ihrigen entzwei, da Nikel zwischen sie und Johannen trat. Wollte er nicht unhöflich sein, mußte er den Wocken nehmen. Sie löste ihn mit einem Kuß auf seine rothen Wangen aus.

Er wandte sich dann gereizt zu Johannen: „Die Jungfer Henningin hat für keinen Junggesellen einen Kuß mehr übrig, so viel hat sie ihren Flachs geküßt, geleckt und durch die Finger gezogen.“

„Mißgönnt es dem zermarterten Fräulein nicht,“ antwortete die Muhme Schmidtin statt ihrer. „Denkt, was es leiden muß mit rupfen und raffen, ertränkt werden, darnach auf der Haiden gedörret, von Neuem gedroschen und geschlagen, zerbrochen, umbgeschwungen und durch Stacheln und Spieße der Hecheln geschleifst werden. Erst wenn es an dem Galgen des Wockens hänget, wird es mit Küssen herrlich tractiret.“

„Welche Wohlredenheit die Muhme besitzt!“ rühmten Alle.

Diese aber flüsterte hinter der vorgehaltenen Hand Herrn Fischer zu: „Also gehet es auch einem wackeren Freier, der um eine spröde Jungfer wirbt. Erst martert sie ihn; aber wer ausharrt, führt die Braut heim, und dann kommt die Zeit, wo der Mann schnapp! abhaspelt, was er vor der Hochzeit aufgewickelt hat. — Nun aber,“ erhob sie ihre Stimme, „wollet Platz nehmen.“

Die jungen Gesellen drängten sich in bunter Reihe zwischen die Jungfern. Das Schmausen und Trinken begann und damit die Hauptthätigkeit der Muhme.

„Ich bitte die ehrenwerthe Kumpanei,“ begann sie zu nöthigen, „daß sie die liebe Gottesgabe nicht verachtet, wenn sie auch nicht zum Besten gerathen ist. Nehmt Euch noch ein Stück von dem gepreßten Schweinskopf, Vetter Rathsbrunnenmeister, kein Mensch kann auf einem Bein stehen. Jungfer Bärbe, thut nicht, als wäret Ihr ein Vögelein und hättet genug an einer Semmel, redet den Magenzipfel dazu an! Laßt Euch unsern Trunk gefallen, Herr Fischer, so gut wir ihn geben können. Freilich ist's kein Fischer'sches Bier. Thut einen tapfern Zug, wackere Junggesellen! Betrübt es doch den Kurfürsten von Sachsen nicht, das Biergörgelein genannt zu werden, und ein Pfalzgraf soll sich gerühmt haben, seine Zechbrüder allezeit gen Bethlehem abzufertigen.“

Und die Frauen erwiderten: „Die Frau Muhme ist bewandert unter allen Potentaten.“

Und die Männer wehrten: „Wir werden uns eine kleine Schwachheit erwirken, wenn wir so dick und oftmals Gesundheit trinken.“

Dreimal ließen die Gäste sich nöthigen; erst als alle umständlichen Reden erschöpft waren und die Muhme ihre vom Sprechen schmerzende Brust hielt, griffen sie zu. Dann wurden die Tische abgeräumt; nur Nüsse und Bierkrüge blieben darauf stehen.

„Wollet Ihr nicht vor die Langeweile das Flachsorakel befragen?“ schlug die Muhme vor.

Die jungen Leute stimmten jubelnd zu. Jede Jungfer zupfte aus ihrem Wocken ein Bündelchen Flachs, die Junggesellen entliehen von ihren Herzgespielen sich auch eine Handvoll davon. Sie rollten ihn zu kleinen Bällen zusammen, legten diese vor sich auf den Tisch und zündeten sie an. Der Flachs loderte auf und flog zur Decke empor. Wer zusammen sich erhob, dessen Ehe war im Himmel beschlossen. Es tönte Geschrei, Jubel, Scheltworte, und aus allem heraus das Klopfen der jungen Herzen.

Für Johanne und Nicolaus hatte die Muhme zwei Flachsbündelchen zusammengedreht und neben einander gesetzt. Vorsorglich zündete sie beide zugleich an. Aber waren sie zu fest gedreht? Sie hockten stöckisch schwälend auf dem Tisch. Da flog Bärbchens Flachshäuschen in einem kleinen feurigen Bogen empor und senkte sich auf Fischer's Bündelchen herab, das nach kurzem Bedenken aufflammte, während Johannens Bündelchen auf dem Tisch verglomm.

Die Muhme sah den Kuppelpelz, den ihr Fischer versprochen hatte, in Rauch aufgehen. Ihr Blut kam in Wallung. „Ich verhoffe,“ sagte sie, „daß dies ungebührliche Vorkommniß kein böses Zeichen sei. Werden hinfüro die Jungfern sich den Junggesellen an den Hals werfen?“

Barbara schaute sie erschreckt an.

Die Muhme kehrte ihr verächtlich den Pfauenschweif zu und reichte dem Fischer den Korb mit Nüssen. „Ich rathe Euch, knacket eine Nuß. Je härter die Schale, je süßer der Kern.“

„Gebt uns ein Räthsel dazu auf!“ riefen die jungen Leute. Und die Muhme sprach: „Was ist das?

Drunten im Grund
Steht ein bunter Hund;
Er ist von edler Art
Und hat einen blauen Bart.“

„Das wird Herr Fischer sein,“ rief Barbara, die sich wieder erholt hatte.

Die anderen Jungfern kreischten, Fischer horchte auf.

„Wie könnt Ihr so in den Tag hinein reden?“ rügte die Schmidtin.

Barbara warf den Kopf empfindlich auf. „Es paßt fürtrefflich auf ihn. Drunten auf dem Rieth wohnt er; sein Rock ist roth und grün, also bunt genug; wer wäre von edlerer Art als er, der größte Brauherr, dessen Vater das Weizenbier erfunden hat? Und einen blauen Bart hat er auch, wenn er von dem Balbierer kommt.“

Es fehlte der Muhme noch, daß Nicolaus geschmeichelt über seine rothen, blauschwarz angehauchten Wangen strich.

„Daß Gott erbarm!“ schrie sie. „Seid Ihr eine also fürwitzige Jungfer, daß Ihr nach den Wangen der Männer schaut?“

Fischer legte sich in's Mittel. „Thut gemach,“ sagte er. „Warum sollen die Jungfern nicht nach den Junggesellen gucken? Ist doch Keiner zu verargen, wenn sie Begehren trägt, daß sich ein Gesponse darunter finden möge, und gern erführe, wie er ausschaut.“

„Ich weiß, wie der meinige ausschauen müßte,“ frohlockte Barbara, die merkte, daß das Zünglein der Wage auf ihre Seite sich neigte.

„Nun?“ fragte Nicolaus.

„Er müßte eine Gestalt haben rund und fest wie eine neugebundene Tonne, ein Antlitz, von Gesundheit und Kraft röthlich schimmernd wie eine kupferne Braupfanne, und er müßte alle Zecher unter den Tisch zu trinken vermögen.“

Nicolaus Fischer sah schmunzelnd an seiner Gestalt herunter; schon lange vermochte er nicht mehr seine großen Knieschleifen zu erschauen.

Aber das Zünglein der Muhme Schmidtin neigte sich nicht der Brotkorbin zu; heftig fuhr sie daher: „Sorget, daß Ihr nicht selbst unter dem Tisch lieget, Jungfer Bärbe; denn ich glaube, Euch ist — mit Respect zu vermelden — das Bier in die Krone gestiegen, also daß Ihr ausplaudert, was jegliche Jungfer verschweigen soll, wiewohl es auch darin zu weit gehen kann, indem jedes Ding seine Grenzen hat, auch die Ehrbarkeit und die Sprödigkeit und die Schweigsamkeit, mit der Du, Hanne, es heute so weit getrieben hast, als seiest Du von einem stummen Teufel besessen.“

„Ich schwieg,“ antwortete Johanne, „dieweil ich über Euer Räthsel nachsann. Ich habe es gelöst: es ist der Flachs.“

„Richtig!“ riefen Alle. „Die blaue Blüthe ist der blaue Bart.“

„Wie klug ist das liebe Herzchen!“ rühmte die Schmidtin. „Noch Keine hat das Räthsel gerathen, Herr Fischer. Wie bist Du nur darauf gekommen?“

Aber alle Anschläge der Muhme wurden heut zunichte. Johanne erwiderte: „Als Bärbchen sagte, wie ein Mann beschaffen sein müßte, den eine Jungfer gut leiden mag, ist es mir eingefallen. Denn ich meine, ein solcher muß sein hoch und schlank, wie der Flachs in den guten Jahren geräth, da um Lichtmeß das junge Volk im Sonnenschein tanzen kann; er muß Augen haben blau wie die Blüthe desselbigen und Haare hell und dick wie der Flachs, wenn er am Wocken hängt.“

„Da habt Ihr einen nippernäppischen Geschmack,“ polterte Nicolaus Fischer; „ich halte es für ein Strafgericht Gottes, wenn der menschliche Leib dünne bleibt. Jedem ehrlichen Christen segnet Gott sein Essen und Trinken und läßt ihn stattlich einhergehen, daß er die Augen durch seine Fülle erfreue.“

„Ich weiß, an wen sie denkt,“ rief Barbara. „So sah der Bursch aus, den Ihr damals beim Maienfest so siegreich bestanden habt, Herr Fischer.“

„Siegreich?" fuhr Johanne auf. „Hermann hat den Fischer in das Gesicht geschlagen, daß es ihm verging, Victoria zu rufen."

Jetzt riß der Geduldsfaden der Muhme. „Daß Gott erbarm!" zeterte sie. „Sind das züchtige Jungfern? Das Lerchenei schreit nach einem Zechbruder, die Henningin nach einem Riesen Goliath, und sie kratzen sich derowegen die Augen aus. Habt Ihr nicht gesehen, da die Liese Besser Kirchenbuße that, wie sie vor der Kirchthür lag, und Jegliches über sie hinwegschritt? Also ergehet es unehrbaren Weibspersonen."

Barbara weinte laut, Johanne fuhr wie eine Flamme empor, und der Rathsbrunnenmeister gebot mit dröhnender Stimme: „Feierabend! Hört Ihr die Bierglocke läuten? Wir müssen uns heim begeben; sonst bringen uns die Scharwächter auf den Schub."

Die Gäste brachen auf, tummelten sich durch einander, brachten ihren bestgeflissenen Dank dar, und wer mit einander an die Decke geflogen war, faßte sich bei der Hand und zog ab. Die Spinnstube war zu Ende.

Aber die Muhme Schmidtin noch lange nicht. Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Man möchte erworgen und zerbersten. Das hat eine gutmüthige Seele, wie ich, für ihre Gefälligkeit."

Der Rathsbrunnenmeister lachte mit seiner tiefen Stimme: „Danket Gott, wenn Ihr für Eure Gefälligkeit heut Abend nicht den Lästerstein tragen müßt," sagte er, indem er davon schritt.

„Den Lästerstein?" zankte sie hinter ihm her. „Den will ich sehen, der mir ihn umhängt. Ein Schwarmgeist wie Ihr, der an kein rechtschaffnes Gespenst mehr glaubt, gewißlich nicht. Der soll froh sein, wenn er nicht in den Hexenthurm gesetzt wird, wegen gottlosen Unglaubens." Klingelnd schloß sie hinter ihm die Hausthür.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten in Madrid.

Von Gustav Dierks.

Weihnachten! Was für ein Zauberwort für jeden Deutschen, was für Erinnerungen weckt es in uns! Von Kindesbeinen an gewöhnt, dieses Fest in jener sinnigen Weise zu begehen, die seit einer Reihe von Geschlechtern in Deutschland gebräuchlich ist, wollen wir den Weihnachtsbaum auch nicht entbehren, wenn wir fern von der Heimath sind.

Im Allgemeinen in Unkenntniß über die symbolische Bedeutung dieses Festes und der mit demselben verbundenen Gebräuche, sowie über die kurze Zeit, seit der Weihnachts- oder Lichterbaum in den nordischen Landen zur Geltung gelangt ist, halten wir das Fest als auf das Engste verbunden mit dem Christenthum und so alt wie dieses. Es wird uns schwer, zu denken, daß Weihnachten irgendwo in anderer Weise gefeiert wird als in Deutschland. Kaum aber überschreiten wir die Grenzen unseres Heimathlandes, da verschwindet auch schon der Lichterbaum, da verschwinden die meisten übrigen Gebräuche, die uns als zu dem Feste gehörig erscheinen. Nun erst werden wir uns bewußt, daß das poetische Kinderfest, zu dem Weihnachten geworden ist, ursprünglich eine viel weitere Bedeutung hatte, und daß es weit davon entfernt ist, specifisch christlich zu sein, sondern mit allen seinen Gebräuchen tief im Heidenthum wurzelt, einerseits im nordisch-germanischen, andererseits im alt-orientalischen.

Das Julfest der alten Germanen, das auf ägyptischen Ursprung zurückweisende israelitische Fest der Hütten, die entsprechenden Feste der Perser und anderer orientalischer Völker waren alle der Geburtsfeier des Sonnenlichtes und seiner göttlichen Verkörperung geweiht, und das Christenthum sah sich gezwungen, dieselben sowie die anderen uralten im Naturcult wurzelnden religiösen Feste beizubehalten, wenn es bei den verschiedenen Völkern Eingang finden wollte. So wurde Christus an die Stelle der alten Sonnengötter gesetzt und seine Geburt am 24. December gefeiert.

Daraus aber erklärt es sich auch, daß dieses Fest in den einzelnen Ländern seinen besonderen nationalen Charakter annahm, daß die germanischen Völker es anders feierten als die slavischen und die romanischen; und diese Unterschiede wurden in dem Maße größer, als die reformatorischen Bewegungen begannen, als der seit dem frühen Mittelalter bestehende Kampf zwischen der im germanischen Norden fußenden Kaisermacht gegen das durch die Romanen gestützte Papstthum in der Reformation Ausdruck fand. Hatten die Missionäre früherer Zeiten und die Diener Roms gegen die altheidnischen Gebräuche der Weihnachtszeit geeifert, so suchte man dieselben später vollends aus dem Machtbezirk Roms zu verbannen und der Feier einen ganz specifisch christlichen Charakter zu verleihen, die Lebensgeschichte des Heilands direct und ausschließlich zum Mittelpunkt derselben zu machen, die Ueberreste der heidnischen Symbolik auszuschließen.

So darf es uns denn nicht überraschen, in Spanien, dem katholischsten Lande der Welt, fast gar keine Spuren heidnischer Gebräuche mehr zu finden, wie sie in Frankreich noch hier und da aus keltischer Zeit her bestehen, und alles das zu vermissen, was uns die Weihnachtsfeier in Deutschland so poetisch und lieb macht.

Der kirchliche Theil des Festes hat, besonders in Madrid, kaum irgend etwas Bemerkenswerthes aufzuweisen. Wie bei allen Kirchenfesten ist es eine reichere Prachtentfaltung, glänzendere Beleuchtung und Erweiterung des Gottesdienstes, wodurch die Festzeit bekundet wird. Ausnahmsweise sind Schaustellungen veranstaltet, die den Besuchern der Kirchen die Geschichte der Geburt des Heilandes in Erinnerung bringen. In einzelnen Gotteshäusern Spaniens bestand auch der Gebrauch, Mysterienspiele aufzuführen, die den Gegenstand der Weihnachtsfeier behandeln. Im Allgemeinen unterscheidet sich daher die Weihnachtsfeier nicht viel von denen anderer gewöhnlicher Feiertage und kann sich nicht messen mit der von Ostern. Es liegt dies offenbar im Charakter der „spanischen Religion", in der die Anbetung der Heiligen, besonders aber der Jungfrau so vollständig überwiegt, daß die Persönlichkeit Christi darüber ganz vernachlässigt wird.

Der weltliche Theil der Weihnachtsfeier hat dagegen manches Eigenthümliche aufzuweisen, was völlig von dem in anderen Ländern Ueblichen abweicht. Dazu gehört besonders, daß während der ganzen Weihnachtszeit und noch ziemlich lange über dieselbe hinaus in einzelnen Volkstheatern Mysterien und Mirakelspiele aufgeführt werden, die denen des Mittelalters entweder getreu nachgebildet oder direct aus ihnen hervorgegangen sind. Dem Geist und Geschmack der Massen ist in diesen Dichtungen so weit Rechnung getragen, als es nur möglich ist, und diese Stücke unterscheiden sich von den Volkskomödien und Farcen nur durch ihre religiösen Gegenstände. In drastischster, derbster Weise ist der Inhalt der Evangelien da dramatisirt, und es fehlt ebenso wenig an geistlosen Witzen, die ihre Wirkungen auf die Lachmuskeln der Zuhörer und Zuschauer nicht verfehlen, wie an Prügeleien und Kraftscenen aller Art, durch die diese Mysterien zu höchst einträglichen Cassen- und Zugstücken werden, die fast immer volle Häuser erzielen und Jung und Alt auf das Höchste belustigen und befriedigen. Ein Unterschied im Verhalten der Theaterbesucher ist kaum zu bemerken. Wie bei anderen Vorstellungen werden die Kinder in die Theater mitgenommen; in den Logen sieht man die feineren Familien von ihren Kindermädchen und Ammen begleitet, und das Geschrei sowie Scenen der Kinderstube sind nichts Ungewöhnliches. Im Parterre und in den höheren Rängen kreisen die Flasche und die Eßvorräthe, die ein sorgsamer Familienvater mitgenommen hat. Das Einzige, worauf die Theaterdiener streng bei der Aufführung dieser religiösen Weihnachtsstücke halten, ist, daß die männlichen Individuen während des Spiels ihre Kopfbedeckungen abnehmen.

Einige Tage vor dem Fest wird ferner der Weihnachtsmarkt eröffnet, denn wenn auch in Spanien nicht die Sitte besteht, daß die erwachsenen Verwandten und Bekannten sich beschenken — was gewöhnlich am 6. Januar geschieht — so ist es doch im Allgemeinen Gebrauch, die Kinder mit Kleinigkeiten zu erfreuen, und außerdem macht die Festfeier noch in anderer Weise den Jahrmarkt erforderlich. Auf mehreren Plätzen der Stadt und in verschiedenen großen Straßen werden nun jene meist überaus urwüchsigen Buden errichtet, die man auch auf deutschen Jahrmärkten sehen kann, und es entwickelt sich ein von dem der

letzteren nur durch seine Besucher verschiedenes lebhaftes Markttreiben. Alle Erfordernisse des Lebens, wie sie die Leute aus dem Volke brauchen, werden da feil geboten; was jedoch diesen Weihnachtsmarkt als solchen charakterisirt, sind die Verkaufsstellen von Krippen und von Süßigkeiten, die auch von den höheren Schichten der Bevölkerung frequentirt werden und die trotz ihrer großen Masse kaum im Stande sind, dem Bedürfniß der zahllosen Käufer zu genügen. Jedes Kind muß zu Weihnachten seine Krippe haben, wo also solche von Jahr zu Jahr nicht aufgehoben werden, da müssen neue gekauft werden. In reicheren Häusern begnügt man sich aber nicht damit allein, es werden vielmehr außerdem noch plastische Bilder der Gegend von Bethlehem, des Geburtshauses Christi angefertigt. Auf diese Bilder wird oft viel Mühe, Geld und Kunst verwandt, denn wer es vermag, läßt auf dem Fußboden eines Zimmers oder auf einem dazu bestimmten Holzgestell Scenerien von mehreren Quadratfuß Größe herstellen. Der bergige, felsige Boden wird mit kleinen Häusern und Hütten, mit Buschwerk und Bäumen, mit beweglichen Figuren von Engeln, Hirten, Vieh aller Art besetzt und mit lebenden Blumen und grünen Zweigen verziert. Diese Figuren und alle anderen Requisiten für solche Darstellungen der Scenerie Bethlehems und der Krippe sind neben manchen Spielsachen ebenfalls in den Marktbuden zu kaufen. Große Nachfrage ist ferner immer für das Fest nach Trommeln und andern Lärminstrumenten.

Die größten Anziehungspunkte für alle Marktbesucher sind aber die Verkaufsstellen von Süßigkeiten, und zwar sind es ganz besondere, dieser Festzeit eigene, die man begehrt, nämlich die sogenannten Torones von Alicante, Jigona und anderen Orten der Provinzen Alicante und Murcia. Diese überaus süßen, nur aus Mandeln, Zucker, Citronat, Rosinen bestehenden Kuchen, die in Form von großen dicken Fladen angefertigt werden, von denen der Verkäufer jede gewünschte Quantität abschneidet, werden echt nur in jenen Provinzen angefertigt und von den Fabrikanten selbst zu Weihnachten in alle Theile Spaniens überführt und verkauft. Freilich werden diese in ihrer Zusammensetzung sehr einfachen Kuchen auch nachgemacht, und man liest daher an den meisten bezüglichen Verkaufsstellen neben der Firma die Versicherung, daß die Fabrikate wirklich echt sind. Die Verkäufer tragen ferner die bei den Bauern jener Gegenden gebräuchliche Kleidung, den niedrigen, konisch zulaufenden, mit breiter, senkrecht stehender Krempe versehenen schwarzen Sammethut, schwarze, offene Sammetjacke über einem mehr oder weniger sauberen Hemde, einen rothen Shawl um den Leib, dunkle, meist sammetne, bis zum Knie reichende Beinkleider, weiße Strümpfe und sandalenartige Schuhe.

Die dem Marzipan entsprechenden und die Stelle der Pfefferkuchen vertretenden Torones sind also zunächst für die Weihnachtsfeier unentbehrlich. Es gehört jedoch noch etwas Substantielleres dazu, nämlich Truthühner. Zu Tausenden werden denn auch diese Thiere nach Madrid — wie nach den anderen Städten — gebracht. Auf jedem Platze sieht man sie in großen Massen und daneben Käufer aller Bevölkerungsclassen. Ein „pavo", womit man den Truthahn bezeichnet, ist so nothwendig zur Feier der Weihnacht, daß die Armen um jene Zeit um das Geld für einen Pavo betteln! Wer die Summe für einen solchen nicht erschwingen kann, sucht wenigstens ein Huhn oder eine Gans zu kaufen.

Andererseits feiert man auch das Fest im Verzehren eines Hasen, und in Ermangelung eines solchen greift man zu Kaninchen. Auch sollen die Katzen gegen den 24. December in großer Zahl auf unerklärliche Weise verschwinden! Daß zu dem Fleische auch die gehörige Quantität Wein gehört, versteht sich von selbst. Neben den Torones sind auch noch Obst und Nüsse und Mandeln und andere Näschereien beliebt. Damit kommen wir denn aber zu dem eigentlichen Charakter, den die spanischen und im Besonderen die Madrider Weihnachten besitzen. Das Fest ist nämlich zu einem Familienfeste geworden, das in Gastmählern gefeiert wird. Die Glieder der Familie vereinen sich während der Festtage zu gemeinsamem Verzehren ihrer respectiven Pavos, Torones, die durch Valdepeñas, Manzanilla, Tarragona und andere Weine noch schmackhafter gemacht werden.

Wenn unser Künstler auf beistehendem Bilde also einen Theil der Plaza Mayor dargestellt hat, jenes von breiten Arcaden umgebenen mächtigen Platzes, auf dem einst unter dem Vorsitz der kirchlichen und weltlichen obersten Behörden die Autos da fé „gefeiert" wurden, und wo sich das Marktleben gerade zu Weihnachten am meisten concentrirt, so hat er damit die Weihnachtsfeier sehr trefflich charakterisirt; sie ist ein culinarisches Fest, zu dem man alle Erfordernisse auf der Plaza Mayor kaufen kann. Nur noch ein „Pavo" ist von den vielen vorhanden, die mit ihm zur Stadt getrieben wurden, und das Gedränge unter den Käufern entspricht vollkommen der Bewegung, die bis zum Abend des 24. auf allen Marktplätzen besteht. Am 25. verkünden Tausende von Vogelfedern, die auf den Straßen liegen, vom Winde durch die Luft entführt werden, das tragische Geschick der zahllosen Vögel, die in den vorhergehenden Tagen die Plätze und Straßen belebten.

Ob aus Nächstenliebe oder aus Eigennutz — das dürfte schwer zu entscheiden sein — wird Toron und Pavo begehrenden armen Leuten die Erwerbung dieser Hochgenüsse, dieser Erfordernisse zur würdigen Feier der Geburt des Heilandes erleichtert durch Lotterien. Auf manchen Plätzen sind neben den Marktbuden auch Tombolas, Glücksräder aufgestellt, deren Inhaber gegen einen Einsatz, der je nach den Gegenständen verschieden ist, einen Pavo, einen Kapaun, ein Huhn, ein Kaninchen 2c. oder einen Toron, Datteln, Feigen, Orangen 2c. als Gewinn aussetzen. Diese Spielbuden sind stets von Gewinnsüchtigen belagert und ergeben gewiß ein sehr günstiges Resultat für ihre Besitzer. Die Spielwuth ist aber überhaupt vielleicht bei keinem Volke so ausgebildet wie bei den Spaniern, und das ist sehr natürlich, denn von Natur nicht arbeitsam, ziehen sie es vor, durch Glücksspiele statt durch tüchtige Arbeit ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Dieser Charakterzug ist allen Ständen gemein und kleidet sich nur in andere Hüllen. So ist es denn nicht erstaunlich, daß diese „Rifas", diese eben geschilderten Lotterien um die Weihnachtszeit auch in allen Cafés, nicht allein in denen des Volkes, sondern in den vornehmsten an der „Puerta del Sol" stattfinden, wo durch die Kellner gegen verhältnißmäßig hohe Einsätze Billets dazu ausgegeben werden. Vor aller Augen werden in einem eigens dazu gefertigten Apparat die Kugeln und Loose vermischt und die Glücksnummern gezogen. Die Betheiligung an diesen Lotterien ist daher auch eine allgemeine und sehr lebhafte.

Der ungeheuren Spielwuth der Spanier entsprechend ist auch die Zahl der großen Geldlotterien sehr beträchtlich, und aus Rücksicht auf das Weihnachtsfest, aus kluger Berechnung vielleicht auch, ist die Hauptziehung der Nationallotterie auf den 24. December angesetzt. Ist das Treiben auf der Puerta del Sol und in den großen Hauptstraßen immer sehr lebhaft, und besonders an Ziehungstagen, so vollends am 24. December, wo die nach vielen Millionen zählenden Summen zur Verloosung gelangen und wo Tausende und Abertausende auf das Erscheinen der Ziehungslisten warten.

Nun aber müssen wir zu unseren kleinen Musikanten übergehen, denn sie vertreten mit ihrem Lärm einen Gebrauch, der vielleicht heidnischen Ursprungs und Madrid eigen ist. Am Abend des Weihnachtsfestes versehen sich nämlich alle Kinder, ja auch Erwachsene mit Trommel-Instrumenten, gelegentlich auch mit Trompeten, um auf ihnen „Musik zu machen". Das geschieht nicht etwa auf den Straßen allein, sondern auch an allen Zusammenkunftsorten, also hauptsächlich in den Cafés, die bis auf den letzten Platz gefüllt sind. Selbst in den großen, viele Hunderte von Besuchern fassenden Cafés der Puerta del Sol hört man auf diesen Instrumenten einen Höllenlärm ausführen, der als Feier der Weihnacht bezeichnet wird! Soll er die Freude über die Geburt des Heilands bekunden oder die Schaaren der Hölle verscheuchen? Weist er zurück auf die Gebräuche des Sonnencultus und will er die winterlichen nächtigen bösen Geister veranlassen, das Sonnenkind herauszugeben, das sie der Welt vorenthalten? Doch lassen wir die Versuche der Deutung dieser sonderbaren Einweihung des Weihnachtsfestes; die wenigsten Madrider werden sich darüber klar sein oder ahnen, daß dieser Lärm vielleicht irgend eine symbolische Bedeutung haben kann; es genügt ihnen, daß dieser Brauch besteht, und sie belustigen sich daran, ihrer stark ausgebildeten Vergnügungssucht einmal im Jahre in dieser etwas unharmonischen, lauten Weise Ausdruck zu verleihen.

So feiert man in Madrid Weihnachten!

Die letzte große Ritterschlacht auf deutschem Boden.

Die Kunde von dem plötzlichen Tode, welcher Kaiser Heinrich VII. am 21. August 1313 ereilt hatte, flößte den besiegten Welfen neuen Muth ein. Friedrich der Schöne, der Sohn des von Johann von Schwaben ermordeten Kaisers Albrecht, trat zur Kaiserwahl hervor. Ein günstiger Stern schien ihm zu leuchten, denn der Papst stand auf seiner Seite, treffliche Heerführer glänzten in den Reihen seiner Getreuen, und selbst der von den Waiblingen auf ihren Schild gehobene Ludwig von Baiern, ein Jugendfreund Friedrich's, hatte ihm seinen Beistand bei der Kaiserwahl zugesagt.

Aber das Schicksal entschied gegen ihn. Am Wahltag fiel auf Ludwig die Stimme der mächtigen Luxemburgischen Partei, der, von seinen Freunden gedrängt und vom Glanz der Krone geblendet, sich in Aachen krönen ließ. Hierauf antworteten die Habsburger mit der Krönung Friedrich's, die in Bonn erfolgte, und nun standen sich zwei Kaiser feindlich gegenüber, die Jugendfreunde zogen das Schwert gegen einander, und neun Jahre wüthete der Bruderkrieg in den deutschen Landen, bis auf der „bunten Wiese“ bei Mühldorf die Würfel der blutigen Entscheidung zu Gunsten des Baiern fielen.



Gefangennahme Friedrich des Schönen von Oesterreich in der Schlacht bei Mühldorf am 28. September 1322.
Nach dem Oelgemälde von W. Trübner.

Zum dritten Male zogen im Herbst 1322 die Habsburger gegen ihren Feind in's Feld und beschlossen wiederum, getrennt zu marschiren und vereint zu schlagen. Friedrich rüstete in den

österreichischen Landen, und sein Bruder, Herzog Leopold von Oesterreich, sammelte den schwäbischen Anhang. Zu ihnen stießen 4000 bis 5000 Ungarn und Kumanen, die König Karl von Ungarn als Hülfstruppen sandte. Plündernd und verwüstend rückten die Oesterreicher in das feindliche Land ein, und die Gräuel ihrer heidnischen Bundesgenossen bestimmten den Abt Engelbert von Admunt, daß er Friedrich's sicheren Untergang prophezeite.

So drang Friedrich bis zur Stadt Mühldorf vor, wo er sich mit dem Heerhaufen Leopold's vereinigen sollte, um dann gemeinsam die Streitkräfte Ludwig's anzugreifen. Während aber dieser noch bei Alling, drei starke Tagemärsche von Mühldorf entfernt, sein Lager bezog, drängte sich Ludwig von Baiern zwischen die feindlichen Heere und suchte Friedrich zur Annahme der Schlacht zu zwingen. Wohl sandten die österreichischen Feldherren Eilboten hin und her, um ihre Vereinigung zu beschleunigen, aber dieselben wurden von den Fürstenfeldt'schen Klosterleuten aufgefangen. Die erfahrensten Kriegsleute riethen daher Friedrich dem Schönen, die Schlacht nicht zu wagen, sondern den Rückzug anzutreten. Aber „zu voll Muth", erwiderte er ihnen: er habe so viele Wittwen und Waisen gemacht und so viel Unbilde an der Christenheit begangen, daß er nicht länger den Streit aufschieben wolle, wie es auch ergehe.

Als nun der Morgen des 28. September graute, vollzog Ludwig den Uebergang über die Isen, und auf der weiten Flur zwischen Neufahrn, Mettenheim, Lochheim und dem Mühldorfer Hart stellten sich die feindlichen Heere in regelrechter Kampfordnung auf. Diese Flur hieß die Feh- oder Gickelschwiese, das heißt bunte Wiese, und spätere Geschichtsschreiber, welche die Bedeutung dieses Namens nicht verstanden haben dieses Schlachtfeld in „Fechtwiese" umgetauft.

Es war noch eine echte und rechte Ritterschlacht, die hier geschlagen werden sollte, und so hörte man in beiden Lagern, der Kriegssitte gemäß, vor ihrem Beginn die Messe, nahm das Abendmahl und ertheilte Ritterschläge. Auf beiden Seiten wurde das Reichsbanner entfaltet.

Friedrich führte die Seinigen selbst an und erschien in glänzender königlicher Rüstung, Ludwig dagegen, durch frühere Erfahrungen belehrt, mochte eingesehen haben, „daß es dem König nicht zieme, Schwertschläge zu ertheilen und zu empfangen", und benutzte eine kluge Vorsicht, die sein Gegner zu seinen Ungunsten verschmähte. In einfachem blauem Waffenrock, der durch weiße Kreuze geziert war, ohne Abzeichen der königlichen Würde hielt er auf leichtem Pferde abseits mit elf gleichgekleideten Rittern und leitete von hier aus die Schlacht.

Lautes Kriegsgeschrei und Trompetengeschmetter verkündeten den Beginn des Kampfes. König Johannes von Böhmen warf sich mit Ungestüm auf das Vordertreffen der Oesterreicher. Es erfolgte ein heftiges, lang andauerndes Ringen, bis auf der Wiese von Mühldorf der Kampf allgemein wurde. Es war die letzte große Ritterschlacht ohne Anwendung von Feuerwaffen, in der noch Mann gegen Mann mit Schwert und Lanze focht.

Nur in dem Uebergewicht des Fußvolkes waren die ersten Vorboten einer neuen Kriegsepoche zu merken. So erhielt das niederbaierische Fußvolk den Befehl, die Rosse der feindlichen Reiter niederzustechen, und die Baiern verstärkten außerdem ihre Infanterie, indem sie einen Theil ihrer Reiter absitzen ließen. „Schon dauerte der Kampf" — erzählt J. E. Kopp in seinem trefflichen Werke „Die Gegenkönige Friedrich und Ludwig" — „vom frühen Morgen bis gegen Abend. Elfhundert Gefallene aus beiden Heeren und dreitausend Rosse bedeckten das Schlachtfeld; der Baiern Banner war gesunken, ihre Schlachtreihen wichen, und der Sieg König Friedrich's war entschieden. Nur König Johannes hatte mit den Seinigen eine Anhöhe gewonnen und erhob von neuem die böhmische Fahne; von der andern Seite waren böhmische Reiter bemüht, ihr weichendes Fußvolk zu sammeln und wiederum in den Streit zurückzuführen."

Plötzlich hörte man über das Wasser her lautes Geschrei eines nahenden Heerhaufens. Es war Burggraf Friedrich von Nürnberg, der auf den Höhen jenseit der Isen im Hinterhalte gelegen und nun zur rechten Zeit mit der frischen Kraft seiner Reiter eingriff.* Hielten die Oesterreicher anfangs die Reiter für die ersehnten Truppen Leopold's, so wurden sie sogleich bitter enttäuscht, denn mit einem Male änderte sich jetzt die Lage der beiden Heere: die geschlagenen Baiern und Böhmen, durch die willkommene Hülfe ermuthigt, erneuerten mit Nachdruck den Kampf, in die Reihen der siegenden Oesterreicher warf die Nachricht Schrecken und Verwirrung.

Die Ungarn und die Kumanen ergriffen die Flucht, und nach achtstündigem Ringen ergaben sich sämmtliche lebende österreichische Ritter, dreizehn- bis vierzehnhundert an der Zahl. Unter den Tapferen, welche mit unermüdetem Arme einen vergeblichen Kampf fortsetzten, befand sich auch König Friedrich selbst. „Mit glänzendem Muthe hatte er gefochten, sodaß man von ihm rühmte, nie sei ein besserer Ritter, ein kühnerer Mann in dem Kampfe gewesen." Da ward ihm sein Roß durchbohrt, er stürzte zur Erde, und ein Edelknecht wollte ihn gefangen nehmen. Als derselbe dem Könige erklärte, daß er dem Burggrafen diene, ließ Friedrich diesen rufen, reichte sein Schwert und ergab sich ihm.

Am späten Abend ward der Gefangene vor Ludwig gebracht, der, unter einem Baume stehend, in der guten Laune des Siegers ihn mit den Worten empfing: „Vetter, wir sehen Euch gern!"

Um diese letzte große Ritterschlacht hat auch die Sage ihren Märchenkranz gewoben. Sie ließ den alten Recken Schweppermann an ihr theilnehmen, und erzählt von dem bejahrten Feldherrn, wie ihm beim Kundschaftsritt die Füße in den Steigbügeln zitterten, daß seine Sporen erklangen und das junge Volk darob lachte. Sie erzählt, wie er die Schlacht gewonnen und wie König Ludwig bei dem spärlichen Mahle auf dem Schlachtfelde die geflügelten Worte sprach: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei."

Die späteren Geschicke des besiegten Friedrich sind schon früher in der „Gartenlaube" ausführlich beschrieben worden (1868, Seite 572), dort ist seine traurige Gefangenschaft in der Burg Trausnitz geschildert und auch der lichte Zug dargestellt, der diesen Bruderkrieg in der Geschichte versöhnend abschloß: sein Ausgleich mit Ludwig und das hehre Beispiel der von ihm bewahrten Treue.

Dem deutschen Volke bleibt in dem Schiller'schen Gedichte „Deutsche Treue" dieses erhebende Geschichts- und Charakterbild ewig erhalten und sein Wortlaut möge auch diese Zeilen schließen:

> Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Baier
> Friedrich aus Habsburgs Stamm, Beide gerufen zum Thron;
> Aber den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück
> In die Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
> Mit dem Throne kauft er sich los, sein Wort muß er geben,
> Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn;
> Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
> Siehe, da stellt er auf's Neu' willig den Banden sich dar.
> Tief gerührt umhalst ihn der Feind, sie wechseln von nun an,
> Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,
> Arm in Arme schlummern auf einem Lager die Fürsten,
> Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
> Gegen Friedrich's Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
> Baierns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
> „Wahrlich! So ist's! Es ist wirklich so! Man hat mir's geschrieben,"
> Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

* Vergl. „Geschichte Baierns" von Siegmund Riezler, II. Band.

Die Braut in Trauer.

Erzählung von Ernst Wichert.

(Schluß.)

12.

Walter und Helene Grün sind nun schon fünf Jahre verheirathet. Sie leben, wie sich wohl von selbst verstehen kann, sehr glücklich mit einander.

Er ist seit Kurzem zum Professor ernannt worden, vorläufig zwar nur zum außerordentlichen, aber es ist schon eine kleine feste Einnahme dabei. Man kann im Nothfall davon existiren.

Darauf ängstlich gewartet haben sie nicht. Papa Grün

sprach gleich nach der Verlobung mit seinem Sohne ein ernstes Wort und brachte diese Angelegenheit „ein für alle Mal" in Ordnung. Er sagte ihm einfach: „So und so viel habe ich erspart. Die Hälfte davon gehört Dir als Erbe Deiner Mutter, also von Rechtswegen. Ueber die andere Hälfte kannst Du im Voraus verfügen, wenn's nöthig werden sollte. Wenn nicht, um so besser — für Dich. Es wäre Thorheit, um ein paar tausend Thaler zu sparen, seinen ganzen Lebensplan zu ändern. Also zehre ruhig von dem Deinigen, bis Dir die Wissenschaft auch eine milchende Kuh wird, und wenn Du es das meinige nennen willst, wird mich's wohl auch nicht beschweren dürfen. Das Schulmeistern laß mir hübsch bleiben."

Sie bewohnen nun in einer stillen Straße die obere Etage eines kleinen Hauses, zu dem auch ein Gärtchen gehört, und sind überzeugt, daß sie allerliebst eingerichtet sind, da in keinem Raume Bücher oder Kunstsachen fehlen. Sie haben einen reizenden Jungen, der nun drei Jahre alt ist. Zu ihrem Glücke fehlt ihnen nichts. Allenfalls noch ein kleines Mädchen. Aber das kann ja noch kommen.

Aus dieser langen Zeit ist sonst nichts zu berichten, und diese Nachschrift wäre überhaupt überflüssig gewesen, wenn sich nicht ganz kürzlich etwas ereignet hätte, das nicht unterschlagen werden darf.

Als nämlich Willy, wie seine Gewohnheit war, wenn er einen Wagen auf dem Steinpflaster heranrollen hörte, auf den Stuhl kletterte, um aus dem Fenster zu gucken, und Frau Helene, wie ebenfalls ihre Gewohnheit war, eiligst zulief, um sich zum zwanzigsten Mal die Ueberzeugung zu verschaffen, daß auch die Fensterhaken geschlossen seien, erkannte sie vor der Kutsche die beiden Braunen der Frau Consul Berghen.

In dieser oberen Stadtgegend sah man sie sonst nicht leicht, außer etwa spät Abends im Winter, wenn Gesellschaften zu besuchen waren. Was aber besonders merkwürdig war: der Wagen hielt vor der Thür des Hauses und der Diener half gleich darauf der Frau Consul beim Aussteigen.

Kein Zweifel weiter: der Frau Professor war ein Besuch zugedacht. Sie eilte vor Freude hinaus und die halbe Treppe hinab der alten Dame entgegen, die langsam und schwer athmend die Stufen aufwärts stieg.

„Gilt der Besuch wirklich mir?" fragte Helene, ihr die Hände küssend. „O, das ist freundlich, das ist gütig — Willy, Du bleibst oben, verstehst Du —? Darf ich Ihnen meinen Arm anbieten? Die Treppen sind nicht bequem wie in Ihrem Hause. Junge, Du rührst Dich nicht von der Stelle! Auch nicht eine Stufe mehr. Willst Du fallen und Dir den Kopf zerschlagen? Da hätte Papa schön zu schelten. — Ach, er ist noch so klein und gehorcht schon gar nicht mehr, und wild ist er —!" Sie haschte sein Röckchen. „Da hab ich ihn. Nun marsch hinauf, und an der Thür einen tiefen Diener für die Frau Consul gemacht. So — das war recht."

„Ihr Söhnchen, liebe Helene —" bemerkte die alte Dame, Willy die Hand bietend. „Mit der Mama hat der Kleine wenig Aehnlichkeit."

„Ganz des Vaters Ebenbild," versicherte die Frau Professor. „Nicht wahr, Willy, Du bist Papas Sohn?"

„Aber bei Mama ist's am besten," meinte der Junge, sich an sie schmiegend.

Erst als die Frau Consul auf dem Sopha Platz genommen hatte, fiel es Helene auf, wie sehr sie in diesen Jahren gealtert war. Das dünne weiße Haar zog sich straff unter die Haube, nur knapp die Schläfen deckend, die Stirn zeigte sich tief gefurcht und die Unterlippe hing schlaff von den Mundwinkeln ab. Den Augen fehlte jeder Glanz, und das Kleid saß lose wie bei einer Reconvalescentin, die noch nicht Zeit gehabt hat, ihre Garderobe passend verändern zu lassen.

Es entging ihr nicht, daß Helene sie mit mitleidigen Blicken betrachtete. „Nicht wahr," sagte sie, den welken Mund zu einem Lächeln zwingend, „an mir haben die Jahre eine tiefe Spur gelassen? Und doch tragen sie die geringste Schuld. Aber Kummer schwerster Art.... Von dem nahe bevorstehenden traurigen Ereignisse haben Sie wohl schon sprechen gehört?"

„Mein Gott, nein," versicherte die junge Frau, „ich weiß von nichts."

„Die ganze Stadt ist voll davon. Man muß wahrlich in so glücklicher Zurückgezogenheit leben wie Sie, um von diesen widerwärtigen Dingen unberührt zu bleiben. An der Börse ist die Parole ausgegeben: das Haus Berghen wird fallen! Und damit scheint sein Fall in der That unvermeidlich geworden zu sein."

Helene begriff nicht sogleich, um was es sich handelte. „Das Haus Berghen —" wiederholte sie halb fragend. „Das ist kaufmännisch gesprochen... ich verstehe wohl. Aber wie kann ein Gerücht —"

„Osterfeld hat sich überall Feinde gemacht. Sie lauern schon lange auf die Gelegenheit, sich für allerhand Unbill zu rächen. und glauben sie nun gefunden zu haben. Man ergreift begierig den nächsten Anlaß, das drückende Joch abzuwerfen, unter das Osterfeld alle die kleineren Concurrenten zu beugen gewußt hat. Er hielt sich in seinen kaufmännischen Speculationen für unfehlbar. Nun folgen Rückschläge, die er mit dem Aufgebote aller Kräfte kaum noch zu pariren im Stande ist. Der Credit des Hauses war schon auf's Aeußerste angespannt. Da nun von allen Seiten Kündigungen erfolgen, scheint eine Insolvenzerklärung nicht mehr aufgehalten werden zu können. Sie bedeutet den vollständigen Ruin des Geschäfts."

Die junge Frau war in großer Verlegenheit, was sie antworten sollte. Sie dachte an das Unglück ihres Vaters, meinte aber seiner am wenigsten erwähnen zu dürfen. Die Frau Consul flößte ihr das tiefste Mitleid ein. „Wie sehr bedaure ich Sie!" sagte sie mit dem Ausdrucke wärmster Theilnahme, indem sie ihr leise die Hand drückte.

Die alte Dame tupfte mit dem Taschentuche über ihr Gesicht hin. „Zu Osterfeld's Entschuldigung läßt sich nur sagen," fuhr sie fort, „daß er auf so gefahrvolle Wege gelenkt ist, weil er es für seine Pflicht hielt, Verluste auszugleichen, die nicht auf Rechnung seiner Geschäftsführung kommen. Der bodenlose Leichtsinn Gräwenstein's..."

Diese offene Anklage schien sie selbst zu erschrecken. Sie war einen Moment unschlüssig, ob sie dieselbe fortsetzen sollte. „Er verdient keine Schonung," sagte sie dann. „Ich will nicht davon sprechen, daß er mich hintergangen hat, indem er mir's rechtzeitig mitzutheilen unterließ, wie schwere Verbindlichkeiten auf ihm lasteten, und dann nur zum kleinsten Theile aufrichtig war. Gräwenstein ist ein Verschwender — ein Spieler. Immer wieder sind wir für ihn eingetreten — seiner Frau und Kinder wegen. Alle seine Versprechungen erweisen sich schon nach kürzester Zeit werthlos. Er wußte, daß wir ihn nicht fallen lassen konnten, ohne dem Renommée des Hauses zu schaden, und verpfändete unbedenklich sein Ehrenwort, um uns desto dreister die Wahl zu stellen, Schmach und Schande über die Familie zu bringen oder uns zu neuen Opfern bereit zu erklären."

„Und Vera —?" fragte Helene schüchtern.

„Sie ist unglaublich schwach gegen ihren Mann gewesen. Es gefiel ihr, in der Gesellschaft eine Rolle spielen zu können — und sie spielte sie mit viel Geschick. Um geschäftliche Angelegenheiten bekümmerte sie sich nicht. Es war nicht möglich, ihr klar zu machen, daß die Quelle, aus welcher ihr Mann schöpfte, auch einmal versiegen könnte. Erst als sie durch einen Zufall dahinter kam, daß er auch... doch das geht nur die Eheleute selbst an. Kürzlich hat sie sich von ihrem Manne getrennt, ist mit ihren Kindern zu mir gezogen. Der Scheidungsproceß ist im Gange. Wie bald wird sie die letzte Stütze verlieren!"

„Arme Frau!"

Die alte Dame schwieg eine Minute lang, traurig vor sich hinstarrend. „Ich weihe Sie in diese trostlosen Verhältnisse ein, liebe Helene," nahm sie dann wieder das Wort, „um Ihnen zu zeigen, daß es auch für Sie die höchste Zeit ist, sich zu sichern."

„Für mich —?"

„Ich habe es — vor fünf Jahren schon — bei Osterfeld durchgesetzt, daß Robert's väterliches Erbtheil —"

„Aber, Frau Consul..."

„Lassen Sie mich ausreden. Ich habe dafür gesorgt, daß Robert's väterliches Erbtheil aus dem Geschäftsvermögen ausgesondert und selbstständig verwaltet wurde. Ich habe auch später nicht zugelassen, daß diese Masse sich bei den gewagten Geschäften Osterfeld's betheiligte, oder auch nur theilweise zur Deckung von Verlusten ihre Mittel hergab. Sie ist auch gegenwärtig noch intact. Das Capital nebst den angewachsenen Zinsen..." Sie öffnete ein Täschchen und zog ein zusammen-

gefaltetes Papier hervor, das da bei anderen Papieren lag — „hier die specielle Nachweisung."

Helene schob das Blatt zurück, ohne auch nur einen Blick darauf zu werfen. „Es ist gewiß Alles in bester Ordnung," sagte sie; „aber was habe ich —?"

„Es ist Zeit, dieses Capital aus der Handlung zu nehmen, liebes Kind. Osterfeld kann ich unter jetzigen Umständen nicht mehr für einen zuverlässigen Verwalter halten. Und wenn auch ... Sollte das Unglück uns treffen und die Falliterklärung unvermeidlich werden, so würden die Gläubiger auch auf diese Masse Beschlag legen, und man würde vielleicht meiner Versicherung keinen Glauben schenken, daß ich Ihre Abtretung nie angenommen habe."

„Aber ich habe doch nach meiner Großjährigkeit —"

„Hier sind die Entsagungsurkunden. Ich habe sie für Mißmuth nicht lange Bestand gehabt. Ich sah ein, daß ich Unbilliges von Ihnen gefordert hatte, daß Jugend und Alter verschieden empfinden müßten — ich schämte mich der selbstsüchtigen Regungen meines Herzens. Wie oft habe ich Ihrer mit den wärmsten Wünschen für Ihr Wohlergehen gedacht! Wie oft bin ich schon auf dem Wege zu Ihnen gewesen! Nur die Besorgniß, daß mein Entgegenkommen unrichtig ausgelegt werden könnte, hat mich immer wieder zurückgehalten. Und selbst jetzt in dieser traurigen Stunde — wie freue ich mich, Sie wiederzusehen, wie thut es meinem wunden Herzen wohl, bestätigt zu hören, daß Sie glücklich sind!"

Helene ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen; sie legte den Arm um ihre Schulter und lehnte den Kopf an ihre Brust. „Meine liebe, gute Mama!" sagte sie.



Ansicht von Valencia.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von B. Schlesinger in Stuttgart (J. Laurent, Madrid).

Robert's Erbin aufbewahrt. Jetzt sind sie bei Ihnen besser aufgehoben; am besten werden sie von der Ausstellerin vernichtet, dann ist's, als ob sie nie dagewesen. Nehmen Sie! Es wäre baare Thorheit, das Vermögen in unserem Gewahrsam zu gefährden."

Helene wehrte ihre Hand ab. „Aber ich habe keinen Anspruch daran," sagte sie mit aller Entschiedenheit. „Was ich that, habe ich wohlüberlegt gethan, und es hat mich nicht einen Augenblick gereut. Fühlen Sie's denn nicht, wie ich, daß ich als die Frau eines Anderen Robert's Erbin nicht sein kann? Daß mein Mann ... ich bitte, ich beschwöre Sie, Frau Consul — wenn Sie mir noch einen Rest mütterlicher Zuneigung bewahrt haben, stören Sie mein Glück — unser Glück nicht."

Die alte Frau wiegte den Kopf. „Ich hoffte es im Gegentheil zu fördern," äußerte sie. „Glauben Sie mir: ich freue mich aufrichtig Ihres Glückes. Als wir uns trennten, konnte ich diesen Verlauf der Dinge nicht ahnen. Aber auch ohnedies hätte mein

Die Frau Consul streichelte ihre Wange. „Ich hatte mir vorgenommen," fuhr sie fort, „meines Sohnes Nachlaß bis an mein Lebensende für Sie zu verwalten und in meinem Testament Anordnung zu treffen, daß Ihnen dieses Vermögen ausgehändigt würde. Sie hätten dann gleichsam von mir empfangen, was Sie von Robert nicht meinten annehmen zu dürfen, und wären zugleich jedes Dankes entledigt gewesen. Die Verhältnisse nöthigten jetzt zu einer schnelleren Verfügung, aber die Sache bleibt dieselbe. Unterschätzen Sie nicht in jugendlichem Uebermuth den Werth eines namhaften Vermögens, liebe Helene. Sehen Sie da auf Ihren Sohn —"

„Sein Vater wird, so Gott will, für ihn sorgen, bis er sich selbst in der Welt forthelfen kann," rief die Professorin. Sie mochte fürchten, mit diesem stolzen Wort zu verletzen. „Wenn ich mich auch überreden ließe," setzte sie milde hinzu, „mein Mann, wie ich ihn kenne, würde nie einwilligen. Ich kenne im Voraus

seine Meinung so gut, daß er es mit Recht als eine Kränkung ansehen müßte, wenn ich ihn auch nur fragte."

Frau Berghen stand auf. „Dann kann ich zu meinem tiefsten Bedauern nichts weiter für Sie thun," sagte sie. „Mag das Gericht seine Entscheidung treffen."

„Aber wozu das?" fragte Helene mit sanftem Vorwurf. „Die Mutter hat ihren Sohn beerbt, ist das nicht die natürlichste Lösung? Was konnte Robert denn hinterlassen, als was seine Eltern für ihn erworben hatten? Sagen Sie mir aufrichtig: wenn dieses Capital, das Ihre Großmuth mir bestimmt hatte, für die Handlung frei würde, wenn eine geschickte Hand, wie die Osterfeld's, es klug verwendete — könnte das Haus Berghen auch dann unter keinen Umständen gehalten werden?"

Die alte Dame preßte die schmalen Lippen fest auf einander ob ihre Augen, die von unten her nach dem traurigen Gesicht der alten Mama ausspähten, heller zu leuchten anfingen. „Ich hab's," sagte sie. „Theilen wir! Aber nicht so, daß Jeder die Hälfte nimmt — das wäre mir soviel als das Ganze und Ihnen nichts. Nein! Sie verfügen jetzt über Robert's Nachlaß zu Gunsten des Hauses Berghen. Geht das Capital verloren, so hat damit jeder Streit von selbst ein Ende. Gelingt es ihm, wie zu hoffen, das alte Haus neu zu stützen und in seinem Ansehen zu erhalten, dann..." Sie neigte sich ganz dicht zum Ohr der Frau Consul — „der Junge horcht auf, als ob er dem Papa von jedem Wort, das wir gesprochen, Rapport erstatten müßte" — flüsterte sie. „Dann — will ich's vor meinem Mann verantworten, wenn ich in Ihrem Testament bedacht werde. Schlagen Sie ein, ich bitte Sie."



Das königliche Palais in Madrid.

Nach einer Photographie aus dem Verlage von B. Schlesinger in Stuttgart (J. Laurent, Madrid).

und schloß eine Secunde lang die Augen. „Und wenn ich nun antwortete: vielleicht —" antwortete sie dann mit stockender Stimme, „was könnte das ändern?"

„Es muß hier allein entscheidend sein," rief Helene. „Ich flehe Sie an, theuerste Mama, bedenken Sie, was auf dem Spiel steht. Wie können wir Robert Berghen's Andenken besser ehren, als indem wir thun, was er selbst unbedingt gethan hätte: sein ganzes Hab und Gut einwerfen, um das alte Handelshaus zu retten?"

„Wir — wir ..." sprach die Frau Consul leise und doch mit scharfer Betonung vor sich hin. „Sie wollen ja keinen Theil an diesem Besitz haben. Ich bin nicht weniger stolz als Sie."

„Aber Sie sind unglücklich und in Noth — und es kann Ihnen und den Ihrigen geholfen werden, wenn Sie nachgeben."

Die alte Frau schüttelte den Kopf. „Robert hat's gewollt."

Helene sah halb abgewandt zur Erde. Plötzlich war's, als

Das fahle Gesicht der alten Frau röthete sich merklich. Sie stützte sich auf den Schirm, den sie in der Hand hielt, wie auf einen Stock; der ganze Körper schwankte, die Lippen bewegten sich zitternd und die Brust athmete ängstlich schnell. „Schlag' ein," bat Helene nochmals, jetzt aber zu dem alten vertraulichen Du zurückkehrend. „Sei wieder meine gute, liebe Mama —!"

Da fühlte sie ihre Hand ergriffen, ihren Hals umfaßt. Die alte Frau schluchzte an ihrer Brust wie ein Kind. „Sei es denn so," rief sie, „und Gott segne Dich und gebe Dir Freude an Deinen Kindern!"

Sie hob Willy auf und küßte ihn.

Der Junge ließ sich's gefallen. Aber noch als die Professorin, die den Gast zur Treppe begleitet hatte, zurückkehrte, stand er da mit ganz verwunderten Augen. Das Leben hatte ihm zum ersten Mal ein Räthsel aufgegeben. „Aber warum hat die fremde Frau geweint und mich geküßt?" wollte er durchaus wissen.

Die Kunst, Geld zu machen.

Erschrick nicht, ehrlicher Leser, und freue dich nicht, Falschmünzer in spe! Ich beabsichtige nicht zu lehren, auf welche Weise man es anstellen soll, um sich die auf die Nachahmung von Staatsgeldern und Banknoten gesetzte Kerkerstrafe zu verdienen. Ich will blos lehren, wie man „Geld macht", das heißt zu Geld kommt oder vielmehr unter Umständen kommen kann. Sollte mich Jemand fragen: „Von wannen kommt dir diese Wissenschaft?", so sei ihm gleich hier geantwortet: aus einem soeben bei Ward, Lock u. Comp. in London und New-York erschienenen Buche, das sich „The art of money-getting, or, Hints and helps to make a fortune" (Die Kunst des Geldmachens, oder Winke und Weisungen, Vermögen zu erwerben) betitelt und den berühmten Schaubudenbesitzer, Riesen- und Zwerg-Aussteller, Menageriedirector, Raritätensammler und Primadonnen-Impresario P. T. Barnum zum Verfasser hat. Das große Aufsehen, das Barnum's vor fünfzehn Jahren erschienene hochinteressante und unterhaltend belehrende Selbstbiographie erregte, und der fabelhafte Absatz, den dieselbe in allen civilisirten Ländern fand, machten uns auf diese neue Schrift dieses classischen Menschen im Voraus gespannt, und wir müssen bekennen, daß die Lectüre der „Winke, wie man sich ein Vermögen erwirbt", unsere Erwartungen nicht getäuscht hat.

Da Barnum es selber zu einem gewaltigen Reichthum gebracht hat, muß es schon an und für sich von Interesse sein, die Grundsätze kennen zu lernen, die ihn in seinem Geschäftsleben geleitet haben und die er nun aller Welt zur Beachtung empfiehlt. Dieselben sind ausgezeichnet; nur leiden sie — wie alle guten Grundsätze — an der Schattenseite, nicht immer durchführbar zu sein; nur in wenigen Fällen dürfte ihre genaue Befolgung Jemandem leicht fallen. Immerhin aber kann es nicht schaden, sich dieselben stets vor Augen zu halten.

Die erste und wichtigste Regel lautet: Sei sparsam. Hast du noch kein Vermögen, so spare, um dir eins zu erwerben; bist du aber schon bemittelt, so spare, um dir dein Vermögen zu erhalten. Geld zu erwerben ist nicht immer schwierig, sehr schwierig aber ist die Kunst, im Besitze des Errungenen zu bleiben. In beiden Fällen besteht die Hauptsache darin, daß man weniger ausgebe, als man einnimmt; nur so kann Reichthum erworben werden, es sei denn, es tritt ein Glücksfall — eine Erbschaft, ein Lotteriegewinn ꝛc. — ein, und selbst in diesem Falle hört der Reichthum über kurz oder lang wieder auf, wenn man nicht entsprechend zu wirthschaften versteht.

Aber das Sparen allein genügt nicht. Man muß auch in der richtigen Art zu sparen wissen. Gar Mancher glaubt zu sparen, während er in Wirklichkeit nur einseitige Knickerei treibt oder selbst einfach gemein ist. Viele halten sich für „ökonomisch", wenn sie ein Kerzenende sparen, die Käserinde essen, bei ungenügendem Lichte lesen oder der Waschfrau fünf Pfennig von der Rechnung abziehen. Solch einseitige Schmutzerei taugt nichts, am allerwenigsten, wenn solche Leute nach anderen Richtungen hin verschwenderisch sind. Manche Frau, die hier und da zehn Pfennig erspart, wo sie übrigens ganz gut hätte dreißig ersparen können, hält sich für so wunderbar ökonomisch, daß sie sich berechtigt glaubt, häufig zehn oder zwanzig Mark für Putzsachen auszugeben, wo vier oder fünf Mark genügt hätten. Es giebt Geschäftsleute, die aus Wirthschaftlichkeit jedes alte Couvert, jeden Briefbogen aufbewahren; sie ersparen dadurch jährlich fünfzehn oder zwanzig Mark, scheuen sich aber nicht, kostspielige Soiréen zu geben und eine Equipage zu halten. Ein so planlos „sparender" Mensch kann es zu nichts bringen. Barnum erinnert an den Ausspruch des Londoner „Punch", daß solche Leute dem Manne gleichen, der aus Sparsamkeit zum Mittagsbrod für seine ganze Familie einen Häring kaufte, dann aber eine vierspännige Kutsche miethete, um den Häring nach Hause zu bringen.

Die wahre Sparsamkeit besteht auch nicht darin, gute Waare umsonst oder halb geschenkt haben zu wollen und so den Erzeuger oder Verkäufer um seine Zeit und Arbeit zu bringen, sondern darin, die Ausgabe in vernünftiger Weise niedriger zu stellen, als die Einnahmen im äußersten Falle gestatten würden. Nöthigenfalls trage man einen Anzug etwas länger, schiebe den Ankauf neuer Handschuhe auf, richte ein altes Kleid möglichst anständig her, ehe man sich zu seiner Beseitigung entschließt, und nähre sich mit einfacher Kost. Ein Groschen hier, ein Thaler dort — Alles trägt Zinsen, und schließlich besitzt man ein Sümmchen. Es fällt Vielen sicherlich schwer, sich in ihren unnützen Ausgaben einzuschränken, nachdem sie sich die gedankenlose Befriedigung jeder Laune angewöhnt; wer es aber energisch versucht, wird bald großes Vergnügen darin finden, seine Ersparnisse anwachsen und sich in einen mäßigen, überlegenden Menschen verwandelt zu sehen. Barnum unterläßt nicht, die etwas ältliche Lehre zu ertheilen, daß man mit tausend Thalern Einkommen oft glücklicher sein und mehr Genüsse haben kann, als mit dem Zehn- und Zwanzigfachen, je nachdem man sich sein Geld eintheilt.

Es giebt Personen — und die Zahl dieser Parvenüs ist Legion — die, sobald sie zu viel Geld kommen, ihren Bedürfnißkreis absonderlich erweitern und Luxus zu treiben beginnen, sodaß sie ihren neugebackenen Reichthum bald loswerden. Sie fallen der Sucht, den „Schein zu wahren" und es Anderen gleichzuthun, zum Opfer. Schon Franklin sagte: „Nicht unsere eigenen Augen, sondern die der Anderen ruiniren uns; wäre alle Welt außer mir blind, ich würde wenig nach eleganten Kleidern und feinen Möbeln fragen." Es ist jedenfalls viel vernünftiger, sich nach seinen Mitteln zu richten und es nicht der „Welt" zuliebe zu unterlassen, für die Zukunft zu sorgen. Unser Gewährsmann führt gegen „Verschwendungssucht und falsche Sparsamkeit" ein Mittel an, das er als vortrefflich empfiehlt, und wir sind von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugt: „Wer ein anständiges Einkommen hat und am Ende des Jahres dennoch keinen Ueberschuß erzielt, schreibe alle seine Ausgaben nieder, theile jede Woche ein Stück Papier in zwei Rubriken ein, betitele die eine ‚Nothwendiges', die andere ‚Ueberflüssiges' und vertheile die Ausgaben in diese zwei Rubriken. Er wird finden, daß die zweite weit umfangreicher ist als die erste."

Nächst der Sparsamkeit ist die Gesundheit die wichtigste Vorbedingung des materiellen Erfolges. Nur wenige Leidende werden im Stande sein, sich ein Vermögen zu erwerben. Der Kranke ist gewöhnlich apathisch und energielos. Und wie Viele tragen selber die Schuld an ihrer schlechten Gesundheit! Sie verletzen die Gebote der Natur, Mode- und anderen Thorheiten zuliebe, gegen ihr besseres Wissen absichtlich. Es ist also von großem Nutzen, die Gesundheitslehre zu studiren und sich an ihre Vorschriften zu halten, denn ihre Uebertretung zieht immer die Bestrafung nach sich. Unter Anderem wendet sich der „König der Schausteller" in bitteren Worten gegen den übermäßigen Genuß des Tabaks und gegen den häufigen Gebrauch von geistigen Getränken. „Zum Gelderwerb", sagt er in Bezug auf den letzteren, „gehört ein klarer Kopf. Man muß seine Pläne mit reiflicher Ueberlegung machen und alle Einzelnheiten einer Geschäftsangelegenheit genau prüfen. Man mag noch so intelligent sein, so kann man seinen Geschäften nicht erfolgreich vorstehen, wenn man sich durch geistige Getränke das Hirn verwirren und die Urtheilskraft trüben läßt. Wie manche günstige Gelegenheit geht unwiederbringlich verloren, während man mit einem Freund ein ‚geselliges Glas' schlürft! Wie manches thörichte Geschäft wird unter dem Einflusse des ‚Nervenstärkers' abgeschlossen! Wie manche gute Aussicht wird auf morgen und dadurch auf immer hinausgeschoben, weil das Weinglas den Leib träge macht und somit die im Geschäftsleben erforderliche Energie neutralisirt!"

Die dritte Hauptregel lautet: „Verfehle deinen Beruf nicht." Man wähle einen den eigenen Neigungen und der eigenen Beanlagung entsprechenden Beruf. Nicht selten begehen gedankenlose Eltern arge Irrthümer, wenn sie ihre Söhne für diesen oder jenen Stand bestimmen. Der Bäcker von Thurso, der sich als vorzüglicher Naturforscher entpuppte, der Genfer Bauernphilosoph, der amerikanische Grobschmied, der sich durch hervorragende Sprachkenntnisse auszeichnete, vielleicht auch unser Hans Sachs ꝛc. sind Beispiele, die die Richtigkeit der Barnum'schen Mahnung darthun. Wer nicht die ihm von der Natur zugedachte Rolle spielt, kann keine großen Erfolge erzielen. Wie mancher schlechte Handwerker wäre ein guter Professor oder Arzt, und wie mancher Advocat oder Pfarrer würde besser zum Kaufmann oder Gewerbetreibenden passen!

Hat man einmal in dieser Hinsicht das Richtige getroffen, so wähle man den richtigen Ort. Geht man in dem geeignetsten

Beruf an einen entweder ungeeigneten oder in derselben Beziehung bereits überfüllten Ort, so kann man keinen Erfolg erreichen. Ebenso wichtig ist es, daß man keine Schulden mache. Man borge weder, was man zum Essen, Trinken und Bekleiden braucht, noch auch Geld gegen Zinsen; sonst läuft man Gefahr, sich zeitlebens in Armuth zu erhalten und die Selbstachtung zu verlieren. Unser Autor sagt: „Der Gläubiger, der zu Bette geht, erwacht des Morgens reicher, denn seine Zinsen sind über Nacht angewachsen, während der Schuldner im Schlafe ärmer wird, weil sich die Interessen gegen ihn anhäufen." Das unnütze Creditnehmen verleitet oft zu unnützen Ausgaben, die nicht gemacht würden, wenn man keinen Credit hätte.

Absolut nothwendig ist ferner die Ausdauer. Man darf sich nicht leicht abschrecken lassen. Befürchtungen können die im Kampfe um die Unabhängigkeit so nothwendige Energie lähmen. Oft ist die Ausdauer gleichbedeutend mit Selbstvertrauen. Wer dieses nicht hat, kann nicht auf Erfolge rechnen. Man darf nicht zu pessimistisch sein; man muß stets der Hoffnung Raum geben. Aber es ist auch verfehlt, übermäßig rosig zu sehen. Dieser Fehler läßt Viele zeitlebens auf keinen grünen Zweig kommen. Solche Leute halten jeden Plan im vornherein für gelungen und wenden sich daher jeden Augenblick einem andern Gegenstand zu; das ist in hohem Grade verderblich, denn sie sind dann in nichts tüchtig. Es ist am besten, bei Einer Sache zu bleiben und derselben so lange obzuliegen, bis sie glückt oder bis man zur Ueberzeugung gelangt, daß es angezeigt wäre, sie aufzugeben. Wer seine Aufmerksamkeit ungetheilt auf einen Gegenstand lenkt, wird in demselben Uebung erlangen und gewisse Einzelheiten wahrnehmen, die ihm entgehen würden, wenn er seine Kräfte zersplitterte.

Mit der Ausdauer steht im Zusammenhang der Fleiß, die Energie. Man widme sich seinem Berufe mit Ernst und Feuer. Man lasse nichts ungeschehen, man verschiebe nichts auf später. Was überhaupt werth ist, gethan zu werden, soll voll und ganz geschehen. Es taugt nichts, immer zu warten, bis Einem die gebratenen Tauben in den Mund fliegen.

„Hilf dir erst selbst," sagt der Franzose, „dann wird Gott dir helfen", oder das Glück oder wie man es sonst nach Belieben nennen mag, fügt Barnum hinzu. Eines Abends hörte Mohammed einen seiner Jünger sagen:

„Ich werde mein Kameel losbinden und es der Obhut Gottes anvertrauen."

Der Prophet fiel ein:

„Nein, lieber binde es fest und dann vertraue es der Obhut der Vorsehung an."

Der Streber nach Erfolg muß das Sprüchwort „Selbst ist der Mann" ganz besonders beherzigen. Das Auge des Principals taugt für sein Geschäft oft mehr als die Hände eines Dutzend Angestellter. Zuweilen übersehen die besten Untergebenen wichtige Dinge, die dem Chef nie entgangen wären. Wer sein eigenes Geschäft nicht versteht, und sich daher ganz auf Andere verlassen muß, darf sich nicht wundern, wenn seine Hoffnungen unerfüllt bleiben. Niemand kann sich genügende Geschäftskenntnisse aneignen, ohne zur Sache Erfahrung und persönlichen Fleiß mitzubringen. Wer des Erfolges ganz sicher sein will, muß in seinem Berufe durchaus tüchtig sein. Ist man es, so kann man Andere anstellen; aber man sei in ihrer Wahl vorsichtig. Die besten Untergebenen sind nicht zu gut. Hat man einen brauchbaren, so trachte man, ihn so lange wie möglich zu behalten; das ist besser als das häufige Wechseln, denn er lernt täglich etwas zu und der Chef profitirt dadurch; dieses Jahr ist der Mann brauchbarer als im vorigen, und im nächsten wird er noch brauchbarer sein. Erweist er sich als treuer Diener, so erhöhe man ihm das Gehalt von Zeit zu Zeit, um ihn einerseits zu entlohnen, andererseits an sich zu fesseln. Eine solche Freigebigkeit pflegt Zinsen zu tragen. Am besten angewendet ist dieselbe, wenn der Untergebene außer seinem Eifer auch einen offenen Kopf hat.

(Schluß folgt.)

Blätter und Blüthen.

Zwei spanische Städte. (Mit Illustrationen S. 816 und 817.) Am 19. November schiffte sich der deutsche Kronprinz am Bord des deutschen Kriegsschiffes „Prinz Adalbert" in Genua ein, um sich nach Spanien zu begeben und König Alfons XII. den vor einigen Monaten abgestatteten Besuch zu erwidern. Nach stürmischer Fahrt langte der mit ungewöhnlichem Interesse erwartete Gast Spaniens bei Sonnenschein am 22. in Grao, dem Hafen von Valencia, an. Der Grao ist ein kleiner schmutziger Schifferort an der Ostküste der iberischen Halbinsel, und die Stadt Valencia liegt ein gutes Stück von ihm entfernt, man fährt mit der Pferdebahn mehr als eine halbe Stunde dorthin. Grao gilt als einer der besten Häfen Spaniens. Im Sommer ist es ein beliebter Bade-Ort, und dann rollt nicht allein die Pferdebahn dorthin, sondern auch Hunderte der landesüblichen zweiräderigen Karren vermitteln die Verbindung zwischen der See und der Stadt. Denn außer den wenigen Hôtelomnibus giebt es nur diese eigenthümlichen, mit Maulthieren bespannten Gefährte in Valencia, zu denen der Fremde anfangs wenig Vertrauen hat. Bei aller Abneigung, den Karren zu besteigen, wird ihn aber die malerische Tracht seines Kutschers erfreuen, die „Manta" (ein vielfarbiges Plaid), die Sammetjacke oder gestickte Blouse, die bunte „Faja" (Leibgurt) und die classischen Sandalen. Doch nicht allein die Sandalen legen ein Zeugniß von der classischen Herkunft des Valencianers ab, auch seine Gesichtszüge und besonders der Typus seiner Frauen. Die Valencianerin ist eine der schönsten Frauen Spaniens, stolz und kräftig ist ihre Gestalt wie die der Römerin, regelmäßig ihr fein geschnittenes Antlitz.

Es giebt ein Sprüchwort, welches neckend von Valencia behauptet: „das Fleisch ist Kraut, das Kraut Wasser, der Mann Weib und das Weib nichts." Die Valencianerin hört solche Neckerei lächelnd an, denn sie weiß, daß ihre Schönheit in ganz Iberien berühmt ist.

Die Provinz Valencia ist eine der kleinsten Spaniens und dennoch von hoher Bedeutung, da ihr an Fruchtbarkeit und landschaftlichen Reizen nur Andalusien den Rang streitig zu machen vermag. Den Mauren war hier das Paradies auf Erden, die Juden vergaßen hier ihr Heimathland. Sie verdient in der That den Namen „Garten" (Huerta), den ihr die Mauren beigelegt haben. Kunstvoll und wirksam ward von dem betriebsamen Volke der Boden befruchtet durch das von den Bergen herabquellende Wasser. In tausendfachen Fäden von kleinen Canälen, Rinnen, Furchen vertheilt dieses Wasser sich über das Gefilde. Wir sehen künstliche Becken, in denen es sich sammelt und aufgespart wird für die Zeit der Dürre,; sehen kleine Schleußen und Wehre, die seine Vertheilung regeln; sehen gemauerte Leitungen, niedrig, schmucklos, nur dem Bedürfnisse dienend, welche die erquickende Fluth von einem Acker zum andern tragen. Das ist von den Arabern geschaffen worden, hat sich aber erhalten bis heute. Das System ist damit aber noch keineswegs abgeschlossen. Neben der alten Kathedrale der Königsstadt Valencia erhebt sich einzelstehend der Miguelete, der alte Michel, ein klotziger Thurm, der ebenfalls aus arabischer Zeit stammen soll, vielleicht das Minaret einer Moschee. Von diesem Thurme aus wird seit der Maurenherrschaft die Wasservertheilung geregelt: verschiedene Glockenzeichen bestimmen, wann und wo die Schleußen geöffnet, welche Bezirke überrieselt, getränkt werden sollen. Ist es warm, trocken, fürchtet man Dürre, so giebt man mehr von den bewahrten Vorräthen; in kühlerer, feuchter Jahreszeit halten die Glocken des alten Michelthurms die Schleußen geschlossen. Besser, uneigennütziger sind aber die Menschen in Valencia auch nicht, als anderswo. Mancher kümmert sich um den Befehl der Glocken nicht, läßt seinen Orangenhain länger das erquickende Naß schlürfen, öffnet zu Ungebühr die Schleußen. Dann tritt das Wassergericht zusammen. Vor einem Portale der alten Kirche versammeln sich die Schöffen desselben, der Fall wird vorgetragen, nach strenger Prüfung abgeurtheilt, der Schuldige bestraft. Dieses Wassergericht ward schon von den Arabern eingesetzt, es hat alle Staats- und Rechtsumwälzungen überdauert, bildet heute noch die einzige Spruchbehörde für jeden Wasserfrevel. Es sichert der Oase von Valencia ihr üppiges Gedeihen.

So weckt hier menschliche Vorsorge tausendfältiges Leben, und nimmermüde werden Erdreich und Sonne zu zeugen und zu reifen. Orangenwälder ziehen sich am Meere hin, ihren berauschenden Duft in die Eisenbahnwaggons hineinsendend, die den üppigen Küstenstrich durchfliegen. Palmen heben ihre gefiederten Wipfel über die Orangen empor, und was man daheim nur in Glashäusern zu sehen gewohnt ist, wuchert hier ungepflegt. Die Seidenindustrie blüht in Valencia, seine Mantillas sind weit bekannt, außerdem fabricirt man Rosinen von Trauben und bunte glasirte Fliesen, azulejos. Letztere Kunst stammt vermuthlich von der Insel Majorca und hat der Majolica den Namen gegeben.

Die Stadt Valencia ist von den Römern gegründet, wie auch ihre Bezeichnung valentia (Stärke, Kraft) lateinischen Ursprungs ist. Nach den römischen Colonisten herrschten hier die Gothen, nach ihnen die Mauren und diese wurden 1095 von dem spanischen Nationalhelden, dem Cid Campeador, nach langwieriger Belagerung vertrieben. Doch Valencia bewahrt noch seinen arabischen, halb orientalischen Charakter; es hat enge gewundene Schlangengassen, hohe Häuser mit flachen Dächern, auf denen man Tauben für den beliebten Taubensport züchtet. Wenige vergitterte Fenster mit Balcons sehen auf die Straße, dicke Mauern schützen die Bewohner vor der Hitze. Vielfach sind die Häuser ganz schmal, nur mit zwei Fenstern Front, ein winziges wie für Puppen berechnetes Treppchen führt in die oberen Stockwerke.

Die heutige Stadt, welche gegen 150,000 Seelen zählt, bietet an Kunstbauten weniger, als mancher kleinere spanische Ort. Ihre Kathedrale war ursprünglich gothisch, in der Renaissancezeit hat man sie antikisiren wollen und damit einen seltsamen Mischmasch geschaffen. Sie befindet sich auf der Stelle, wo einst ein römischer Diana-Tempel stand. Die Gothen beteten später hier zum Erlöser, die Araber zu Allah und jetzt ruft man die Santisima Virgen (Jungfrau Maria) an. Ein schöner spätgothischer Bau ist die Lonja, Börse, deren hohe Pfeilerhallen wie ein steingewordener Palmenwald erscheinen.

Vor der Lonja befindet sich die Plaza del Mercado (Markt), welche

den Fremden wegen der dort sich abspielenden Volksscenen lebhaft anzieht. Die Calle de los Caballeros ist, wie schon ihr Name besagt, eine der vornehmsten Valencias, sie ist breiter als die übrigen, und hier sieht man stolze, stille Paläste der Edlen, die von einem reich galonnirten Thürhüter bewacht werden. Pferdebahnlinien durchziehen die Stadt und führen zu der am Turia gelegenen Promenade la Glorieta, wo Abends Militärmusik spielt. Die Palmen der hübschen Gartenanlagen waren in diesem Jahre von dem abnormen Froste ganz braun. Valencia ist fast in Kreisform gebaut; im Süden befindet sich der Bahnhof und die Arena für die Stiergefechte, im Norden schließt der Turia es von den Vororten ab. Das Bett des Flusses ist im Sommer stets versandet, dann sickert nur noch das gelbliche Wasser durch den Felsengrund. Fünf steinerne Brücken spannen sich stolz darüber, aber wenn man unwillkürlich über so viel Fürsorge lächelt, wird man belehrt, daß der Turia nicht immer so zahm und oft zu Ueberschwemmungen geneigt ist.

So sieht das Stück Erde aus, welches der deutsche Kronprinz von spanischem Boden zuerst sah, so die Stadt, welche ihn am 22. November unter Jubel der Bevölkerung feierlich begrüßte!

Die zweite spanische Stadt, die den Thronfolger des deutschen Kaiserreiches beherbergen durfte, ist Madrid. Es ist kein althistorischer Ort, sondern erst von Karl V. zur Landescapitale erhoben worden. Obwohl eine hübsche Stadt mit breiten glänzenden Straßen, grünen Plätzen, schönen Promenaden, besitzt sie nichts Typisches für Spanien überhaupt, da sich hier zu sehr nationales Wesen mit internationalen Elementen mischt. Von hoher Bedeutung sind aber in Madrid die Kunstschätze, vor Allem die Gemäldegallerie, welche wohl einzig in der Welt dasteht. Velasquez lernt man in seiner ganzen Genialität und Vielseitigkeit nur hier kennen, das Museum zählt 62 seiner Originalwerke. Sodann 46 Murillo's, 58 Ribera's, 21 Vandyke's, 10 Raphael's, 62 Rubens &c.

Die Armeria real ist eine der interessantesten Waffensammlungen Europas. Das Gebäude, welches an das königliche Schloß stößt, wurde an Stelle des alten maurischen Alcazar unter Philipp II. errichtet. Das Schloß selbst, in dem jetzt der deutsche Kronprinz residirt, liegt an der Plaza del Oriente — einem großen baum- und statuenbestandenen Platze. An die Rückseite des Palastes schließt sich der Jardin del Campo del Moro. Von ihm sieht man zum Manzanares hinunter, auf die grüne Ebene hinaus und bis zu den Bergen, an deren Abhange der Escurial ragt. Der Palacio real ist ein mächtiger Bau, der, von außen betrachtet, mehr durch Größe als durch Schönheit imponirt. Er ist 470 Fuß lang und ebenso viele breit und 100 Fuß hoch; das untere Geschoß im Rusticageschmacke besteht aus Granit, weiße Steinsäulen trennen die Fenster der oberen Stockwerke und reichen bis zum Simse des flachen Daches. Philipp V. wünschte mit diesem Schlosse einen Nebenbuhler von Versailles zu errichten, der Bau wurde 1737 nach den Plänen eines Turiner Architekten begonnen.

Doch das Heim des königlichen Gastgebers unseres Kronprinzen ist erst vor Kurzem (vergl. Nr. 49) in der „Gartenlaube“ geschildert worden. Wir haben dieser Schilderung nichts weiter hinzuzufügen, als nur den aufrichtigsten Wunsch, daß die Freundschaft der beiden Monarchen auch ihren Völkern Segen bringen möge.

Ludwig Erk. † 25. November 1883.

„Hie kann nicht sein ein böser Muth,
Wo da singen Gesellen gut.“
Martin Luther, „Frau Musika“.

In dem Liederschatze des deutschen Volkes lebt manche „wundersame“ und herzerquickende Melodei, die Tausende schon erfreut, entzückt, erbaut und besser gemacht hat, ohne daß der Sänger oder Hörer große Sorge um den Ursprung und die Herkunft des Liedes an den Tag legte. Hoffentlich ist Mancher daran erinnert worden, als sich die Kunde von dem Tode eines Mannes verbreitete, dessen Name mit dem deutschen Liede auf das Engste verknüpft ist: Ludwig Erk. — Erk gehört zu den ausgezeichneten Männern unserer Nation, welchen die Ruhmeskränze nicht erst von der Nachwelt geflochten zu werden brauchen, die Zeitgenossen haben seine Verdienste voll und ganz gewürdigt — er ist mit dem Bewußtsein in die Gruft hinabgestiegen, dem Volke gedient und den Besten genug gethan zu haben. Das Biographische des Heimgegangenen läßt sich in wenig Worten geben.

Geboren den 6. Januar 1807 zu Wetzlar, erhielt er den ersten Unterricht von seinem Vater, dem Lehrer, Cantor und Organisten am dortigen Dome, Adam Wilhelm Erk; nach dem Tode desselben verließ Ludwig Erk das elterliche Haus und trat in das von Johann Balthasar Spieß, dem bekannten Erzieher und Anhänger Pestalozzi's, geleitete Erziehungsinstitut zu Offenbach am Main. Durch seinen Vetter, den berühmten Pädagogen Diesterweg, bestimmt, übernahm er 1826 die Musiklehrerstelle am Seminar zu Mörs, um dieselbe 1835 mit der am Seminar für Stadtschüler zu Berlin zu vertauschen. Hier wirkte er in höchst segensreicher Thätigkeit bis 1876, in welchem Jahre er unter herzlichster Theilnahme der Residenz und den Segenswünschen seiner vielen Freunde aus Nah und Fern das fünfzigjährige Amtsjubiläum feierte.

Die Stadt Berlin ehrte Erk durch ein anerkennendes Document, in welchem dem Jubilar zugleich die Zusicherung eines lebenslänglichen Ehrengehalts von jährlich 3000 Mark gemacht war. Zu dem Titel eines königlichen Musikdirectors trat bei Gelegenheit des Jubeltages auch der eines Professors, sodaß Erk, mit Ehren beladen und materiell in jeder Beziehung wohl gesichert, in dem erwähnten Jahre sein Amt niederlegen konnte, um der wohlverdienten Ruhe zu pflegen.

Das Hauptverdienst hat sich Erk um das deutsche Volkslied erworben, dessen Pflege seine Lebensaufgabe war. Auf Grund streng wissenschaftlicher Studien und in lebendiger Wechselwirkung und Beihülfe hervorragender Forscher und Dichter, versenkte sich Erk in die vergrabenen Schätze der deutschen Volkspoesie, um jene Lieder zu heben, die heute in dem Munde von Millionen sind.

Die Bergung mancher uns heute so einfach und leicht erscheinenden Perlen war indeß recht oft mit großen Schwierigkeiten verknüpft, es galt die Urtexte aufzufinden, sie von etwa anhaftenden Schlacken zu befreien, die Melodien und Harmonien hinzuzufügen, um so dem Volke eine gesunde Kost zu bieten, die zu allen Zeiten, namentlich aber in den Perioden politischer und kirchlicher Bewegungen von großem Nutzen gewesen ist. An Stelle überschwänglicher Sentimentalität und naiver Trivialität wußte Erk stets Einfachheit und Natürlichkeit zu setzen; hierdurch schlug er zugleich „Lesarten“ aus dem Felde, deren Ursprung zweifelsohne in die Zeit der wenig scrupulösen Landsknechte zurück reichte. Was er nicht aus Büchern und alten Pergamenten gewinnen konnte, schöpfte er aus dem lebensfrohen Bronnen des Volkes selbst, oft zog er hinaus in den Odenwald, um den Gesang eines Hirtenbuben oder eines alten Mütterchens zu belauschen und — zu Papier zu bringen.

Die Früchte dieser Studien sind in zahlreichen Werken niedergelegt worden — großen Bänden und kleinen Büchlein, von denen sich die letzteren in Millionen Exemplaren in den Händen der deutschen Jugend befinden. Folgende Titel mögen hier genannt werden: „Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volkslieder aus der Vorzeit und aus der Gegenwart mit ihren eigenthümlichen Melodien“, „Liedergarten“, „Liederkranz“, „Frische Lieder und Gesänge“, „Blätter und Blüthen“, „Sangesblüthen“, „Deutscher Liederschatz“, „Sängerheim“, „Volksklänge“ &c. Um jedem Lebensalter ein Sträußchen zu bieten, bearbeitete Erk die geeigneten Lieder für Kinder-, Männer-, Frauenstimmen, beziehungsweise gemischten Chor. Ein vollständiges Verzeichniß dieser Sammlungen und Bearbeitungen umfaßt weit über hundert Nummern.

Es würde die Grenzen des bemessenen Raumes weit überschreiten, wollten wir noch seiner eigentlichen Lehrerthätigkeit gedenken; er hat tüchtige Schüler herangebildet, die in seinem Geiste weiter arbeiten und in Stadt und Land über ganz Deutschland verbreitet sind. Der von ihm 1845 gegründete und geleitete „Männer-Gesangverein“ gehört heute zu den besten musikalischen Vereinigungen, die Direction eines ebenbürtigen, ebenfalls von ihm gestifteten „Vereins für gemischten Chor“ übergab er seinem Schüler und Freunde Gustav Gäbler — so ist durch Schrift, Wort und Ton hinreichend gesorgt, daß die Resultate seines Fleißes der deutschen Nation erhalten bleiben. Rufen wir dem Heimgegangenen die ihm am 6. Januar 1874 von Hoffmann von Fallersleben gewidmeten Worte nach:

„Du lehrtest, was in Freud' und Leid
Das Volk zu singen weiß,
Drum Dir gebührt zu aller Zeit
Des Volkes Dank und Preis.“

Gustav Schubert.

Vom Bücher- und Bildermarkt für den Weihnachtstisch können wir unseren Lesern noch eine Anzahl Bilder- und Spielbücher für die Kinderwelt vorlegen.

„Spiel um's Leben“ ist der Titel eines Bilderbuchs, für welches Wilh. Claudius 24 Originalzeichnungen und Johannes Trojan die Verschen lieferte und das im Verlag von C. C. Meinhold u. Söhne in Dresden erschienen ist.

„Glückliche Kinderzeit. Ein Bilderbuch für Mädchen und Knaben mit 36 Bildern von Fedor Flinzer und 50 Liedern und Reimen von G. Chr. Dieffenbach. Bremen, M. Heinsius.“ Ein prächtiges Kindergesichtchen grüßt uns am Eingang in die stattliche Gallerie lustiger und ernster Darstellungen aus dem Kinderleben. Dieffenbach überschreitet nie den kindlichen Horizont des Verständnisses und der Anschauungsmöglichkeit und läßt auch die Leitung zum Religiösen an rechter Stelle zur Geltung kommen.

In demselben Verlag erschienen das Bilderbuch „Aus dem Kinderleben“, ebenfalls mit Liedern und Reimen von Dieffenbach und mit 24 Bildern von Ludwig Richter und Hugo Bürkner, 2. Auflage, und „Der kleine Nußknacker“, 600 Kinderräthsel, Scherzfragen, Spielliedchen, Verschen und Gebete, herausgegeben von Ernst Lausch. Dieses äußerlich unscheinbare und bilderlose Büchlein verdient doch besondere Beachtung, indem es seine Gaben mit liebevoller Berücksichtigung der Fassungsfähigkeit des kindlichen Geistes austheilt; es sorgt erstens für die ganz Kleinen, zweitens für die Kleinen, und drittens für die Größeren und Großen mit pädagogisch feiner Unterscheidung.

Von Ebhardt's Bilderbüchern (Berlin, Druck und Verlag von Franz Ebhardt) erfreuen die „Knabenspiele“ und die „Jahrmarktsfreuden“ mit leichtverständlichen Prosatexten und buntem Bilderschmucke.

Dasselbe gilt von dem bei V. Bück in Luxemburg erschienenen „Kinderfreund“ von Karl Wersch, mit 14 Zeichnungen von O. Pletsch.

Kleiner Briefkasten.

J. M. S. in G. Das Dr. Fürst'sche Universal-Thermometer (vergl. „Gartenlaube“ Nr. 40) ist in vorschriftsmäßiger Herstellung nur durch R. H. Paulcke in Leipzig zu beziehen und, so viel wir wissen, gesetzlich deponirt sowie durch Schutzmarke vor Nachbildung geschützt.

Inhalt: Glockenstimmen. Von Stefanie Keyser (Fortsetzung). S. 806. — Weihnachten in Madrid. Von Gustav Diercks. S. 811. Mit Illustration. S. 809. — Die letzte große Ritterschlacht auf deutschem Boden. S. 813. Mit Illustration. S. 813. — Die Braut in Trauer. Von Ernst Wichert (Schluß.) S. 814. — Die Kunst, Geld zu machen. S. 818. — Blätter und Blüthen: Zwei spanische Städte. S. 819. Mit Illustrationen. S. 816 und 817. — Ludwig Erk, † 25. November 1883. Von Gustav Schubert. — Vom Bücher- und Bildermarkt für den Weihnachtstisch. — Kleiner Briefkasten. S. 820.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

N° 51 1883



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

Nicht zu übersehen!

Mit nächster Nummer schließt das vierte Quartal dieses Jahrgangs unserer Zeitschrift. Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, ihre Bestellungen auf das erste Quartal des neuen Jahrgangs schleunigst aufgeben zu wollen.

Die **Postabonnenten** machen wir noch besonders auf eine Verordnung des kaiserlichen General-Postamts aufmerksam, laut welcher der Preis bei Bestellungen, welche **nach Beginn des Vierteljahrs** aufgegeben werden, sich pro Quartal um 10 Pfennig erhöht (das Exemplar kostet also in diesem Falle 1 Mark 70 Pfennig statt 1 Mark 60 Pfennig). Auch wird bei derartigen verspäteten Bestellungen die Nachlieferung der bereits erschienenen Nummern eine unsichere.

Leipzig, im December 1883. **Die Verlagshandlung der „Gartenlaube“.**

Glockenstimmen.

Eine Bürgergeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Von Stefanie Keyser.

(Fortsetzung.)

Die Muhme Schmidtin trat in die Stube zurück. „Jetzt sind wir unter uns, und es ist am besten, die Sache wird gleich ordentlich ausgefochten. Hanne! was wird die Stadt dazu sagen, daß Du den größten Brauherrn ausschlägst und Dich an den Hermann Zimmermann hängst? Soll Dein Vater im Grabe sich umdrehen? Deine Mutter sich todt grämen?“

Frau Henningin führte den Zipfel ihrer blauen Schürze an die Augen; aber Johanne trat festen Schrittes zu ihr, und mit stahlharter Stimme sprach sie: „Ich werde niemals einen Ehebund zu schließen begehren, zu dem Ihr, liebwerthe Mutter, mir nicht freudig Euren Segen geben mögt. Aber ebenso wenig könnt Ihr mir befehlen, welchem Manne ich Lieb und Treue halten soll. Für mein Recht in dieser Sache habe ich einen Beistand zur Seite, gegen den auch die Muhme nicht wird mucken dürfen: unseren Herrn Doctor Luther. Der hat festgestellt: man soll Niemand zur Ehe zwingen, sondern sie soll Jedermann frei gelassen und seinem Gewissen heimgestellt werden zu verantworten; denn zur Brautliebe kann Niemand gezwungen und gedrungen werden. Das hat mir unser Herr Superintendent selber ausgelegt, da ich ihn nach dem letzten Katechismusexamen befragt habe, was einer christlichen Jungfrau in solch heiklem Handel gezieme. Daran werde ich festhalten, und wenn die ganze Papiermühle sich auf den Kopf stellt.“

Mit den letzten Worten drückte sie der Muhme ein Bündel Kuchen und Wurst in die Hand, und ob auch diese gegen ihre Rede rief: „Ich erachte dieses Alles für kauderwälsche Grillen,“ so schob Johanne sie doch hinaus und schnappte die Thür hinter ihr ab.

Frau Henningin hing den Kopf. Der Superintendent war die allerhöchste Behörde in Gewissenssachen, zu welchen dazumal die Ehe noch gezählt wurde.

Indessen zogen die andern Gäste vergnügt heimwärts. Das getreue Bier saß Allen zu Häupten, daß sie schnell vergaßen, welch stürmisches Ende die Spinnstube genommen hatte. Fischer geleitete die Brotkorbin. Die Bierglocke schallte mahnend vom Rathhausthurm und trieb die Bürger aus den Schenken, auf daß Ordnung und Ehrbarkeit in Kraft bestehen blieben.

„Es geht doch nichts über ein vernünftiges Maßhalten,“ lallte Nicolaus Fischer, wuchtig durch den Schnee stampfend.

„Nein, es geht nichts darüber,“ versicherte Barbara.

„So laßt uns noch ein Maß Bier zusammen halten,“ lachte Nicolaus. „Heda! eine Kanne Weizenbier!“ rief er in den Rathskeller hinein.

Der Trunk wurde gebracht. Er lugte ihn mit schwimmenden Augen zärtlich an. Mit glucksender Stimme sprach er den alten Biersegen:

„Nun grüß dich Gott, du liebes Bir,
Nun gesegne dich Gott, du liebe Weizenprüh!“

Dann tranken sie zusammen den brunnentiefen Krug in wenigen Zügen leer. Noch schwerfälliger ging es fürbaß.

„Wißt Ihr, liebe Jungfer, was noch besser ist als ein Trunk Bier?“ pustete er weitergehend. „Das ist ein wackrer Junggesell, an dem eine Jungfer eine rechte Stütze und einen Stab hat. Solches muß Euch heut klärlich in die Augen leuchten.“ Er stolperte dabei über die Stufen der steinernen Gallerie am Markt.

Sie hielt ihn aufrecht. „Ja, Herr Fischer. Das ist ein standhafter Mann, der eine schwache Jungfer wohl zu leiten versteht." Sie lenkte seine Schritte dabei abwärts vom Rieth dem Hopfenbrunnen zu, wo ihre Eltern wohnten.

Im mondbeschienenen Giebelfelde des Rathhauses stand in Stein gehauen die Urmutter des Menschengeschlechtes, Frau Eva, mit ihrem Adam und schaute wohlgefällig herunter. Sie konnte sich freuen; heut noch wie vor sechstausend Jahren machten die Weiblein die Männer link und recht. Unter dem Läuten der Bierglocke gab Nicolaus der Barbara den Verlobungskuß. Dann führte die junge Braut ihren Bräutigam in das elterliche Haus, trommelte Vater und Mutter aus den hohen Betten, um ihnen die eben gethane Werbung des größten Brauherrn anzuzeigen, und dann wurde mit einem letzten Trunk der Bund besiegelt. Nikel hatte sich einen Rausch und eine Braut zugleich angehängt, wie das vordem und nachdem manchmal im heiligen römischen Reich deutscher Nation geschehen sein soll.

Nun waltete Stille in Arnstadt. Auch die Bierglocke schwieg. Der Mond schaute in die schneebedeckten Straßen. Die spitzgiebeligen Häuser lagen wie ausgestorben, einzig bewacht von den alten Hütern, die in bunten Farben gemalt über den rundbogigen Hausthüren prangten.

Da ging die Muhme Schmidtin nach Haus. Jetzt kam sie auf den Markt. Das Rathhaus mit seinen zwei reich verzierten Giebeln, über denen sich die Thürme erheben, lag vor ihr, taghell von dem Vollmond beleuchtet. Scheu streifte ihr Blick hinüber. Da neben dem Halseisen dräute der Lästerstein, mit dem man sie allezeit zum Schweigen bringen wollte. Es war ein gräulicher Steinkopf mit herausgestreckter Zunge und der Inschrift:

„Zum Lästerstein bin ich genannt,
Den bösen Zungen wohl bekannt.
Wer Lust zu Zank und Hader hat,
Der muß mich tragen durch die Stadt."

In mitternächtiger Stunde nehmen die Dinge eine andere Gestalt an in den Augen der Menschen. Die Muhme machte einen weiten Bogen um das gräuliche Bildnuß, dem sie eben noch mit ihrer Zunge Trotz geboten hatte. Aber sie mußte doch hinüber blicken. Da war es ihr, als wanke der Lästerstein leise. Vielleicht machten das Bier und der Mond zusammen eine Conspiration gegen die Muhme. Ihr grauste. Wankte nicht auch das Richtschwert an seinem Haken, wenn ein in Zukunft ihm Verfallender davor trat? Sollte es ein Vorzeichen sein? Sie beeilte ihre Schritte. Es war ihr, als werde für und für ein Eimer Wasser über ihren Rücken hinab gegossen. Sie ging immer schneller — endlich lief sie. Sie rannte in's Kranichhaus am Sperlingsberg und schlug die Thür der harrenden Magd fast vor die Nase. Hinauf ging's in die Stube. Kaum hatte sie die Kleider vom Leibe gebracht, so stürzte sie in's Bett und zog die dick aufgeblähte Bettdecke über den Kopf. Denn seit unvordenklichen Zeiten wird aus unerforschlichen Gründen das Deckbett als beste Schutzwehr gegen Gespenster erachtet.

Dieweil die Stadt höchlich sich verwunderte, daß der Nicolaus Fischer, als welcher für den fürnehmsten Hahn im Korbe galt, das Lerchenei freite, die Gefreunde im Brotkord'schen Hause wie in einem Taubenschlage ein- und ausflogen und der Braut Glück anwünschen thäten, ging das Leben in der Papiermühle seinen stillen Gang. Zacharias vertröstete noch immer mit seiner Rückkehr auf spätere Zeit. Nun sollten erst die Löcher und Fahrgeleise der Landstraße von den Frühlingsregengüssen wieder austrocknen, auf daß er nicht auf selbiger den Hals bräche.

Johanne behielt nach wie vor die ganze Sorge um den Betrieb der Papiermühle auf dem Halse. Mit dem ersten Ruf des Morgenglöckchens war sie schon munter und paßte den Mühlknechten auf den Dienst. Am späten Abend, wenn Niemand mehr wachte als das Käuzlein auf dem Glockenthurm, stand sie noch in der Wohnstube und schabte aus fertigen Papierbogen mit einem feinen Messer die kleinen Fasern und Flecken. Das war die Stunde, wo sie Zeit fand aufzuschluchzen. Mutter und Geschwister schliefen. Dann mußte sie denken, welch frohes Arbeiten es gewesen war, da Hermann ihr noch zur Seite stand, und sie verhehlte sich nicht, daß sie so übel ohne ihn fuhr, wie er dereinst ohne sie gefahren war. In die rastlose Arbeit, in die Sorge um das nächste Tagewerk traf ein Brief von Zacharias. Er lautete:

„Frankfurt, im Wonnemond des Jahres 1651.

Vielwerthe Frau Mutter, liebe Brüder und Schwestern.

Mit Freuden ergreife ich die Feder, um Euch zu vermelden, wie viel Glück und Ehre Ihr an Eurem Sohn und Bruder erlebt. Der gütige Gott hat es also wohl gefügt, daß mir die großehrenreiche Jungfer Marzibilla Emmel aus der Buchdruckerei, dahin mein Herr das Papier liefert, ihre Gunstbewogenheit geschenkt hat, und ich verhoffen darf, sie als mein Ehegemahl seiner Zeit heimzuführen in unsere Papiermühle. Obbemeldete Jungfer ist aus der Sippe des großmächtigen Herrn Egenolf Emmel, der eine Zeitung druckt und verlegt, welche jegliche Woche einmal pünktlich an demselben Tage die Menschheit in den Welthändeln unterweist. Die ganze Sippschaft steht groß da, und wird das kleine Arnstadt wohl die Augen aufsperren, wenn meine erkieste Gesponsin in ihrem plümerantnen Kleid alldorten ihren Einzug hält. Es würde mich ein Wunder dünken, so ihre Aussteuer Raum fände in unsrer Mühle. Item meine hochgeliebte Jungfer Braut hat das Ihrige. Solches könnt Ihr der guten Stadt Arnstadt derweilen unter die Nase reiben.

Derohalben thu ich Euch zu wissen, daß Ihr sofort Werkleute zu bestellen habt, um gebührenden Platz für uns zu schaffen. Die Frau Mutter muß in die Wasserstube übersiedeln, und für die jüngeren Geschwister sollen die Bodenkammern ausgebaut werden, davon in verwichnen Jahren Hermann die eine bewohnte. Hanne wird bis dahin unter die Haube sein, und ich gedenke ihr Erbtheil sofort auszuzahlen, auf daß Niemand sich unterfangen darf, fürder in mein Werk hineinzureden. Sorget, daß nach meinem Wort verfahren wird.

Denn gen Arnstadt zu ziehen vermag ich anjetzo noch nicht. Möchten sonst leicht neidische Gefreunde mir Pflöcklein stecken bei der großgeachten Jungfer Marzibilla, also, daß statt eines christlichen Ehestandes ein großer Unrath angestiftet würde. Ich gedenke auch noch firmer in meiner Kunst zu werden, habe diesen kostbaren Bogen nur derohalb spendiret, damit Ihr aus demselben ersehet, wie weit dahinten Ihr mit Eurem armseligen Machwerk geblieben seid.

Die Gnade Gottes, die mich sichtbarlich auf ebnem Pfade geführt hat, walte auch ferner über mir. Dieses wünscht

Euer lieber Sohn und Bruder Zacharias."

Johanne sah die Mutter an, was sie zu dieser Epistel sagen würde.

Aber die gehörte zu denjenigen Frauen, welche an den Befehlen eines Mannes nie zu rütteln wagen, dieweil sie fest überzeugt sind, die Herren der Schöpfung seien mit besonderer Weisheit begabt worden. Sie vergaß in mütterlicher Opferwilligkeit ihre Verweisung in die ewig vom Mühlwerk schütternde Wasserstube; sie sah ein: die Jugend braucht Platz, das Alter muß sich zurückziehen. Wie bald — und die anderen Kinder waren auch flügge und verließen das Nest, in dem sie dann reichlich Raum fand für ihren Lebensabend. Sie freute sich schon jetzt darauf, wie sie alsdann an dem wohlhabenden Haushalt sich erheben und erlaben wollte.

Johanne sah ein, daß die Zeit nahe beihanden war, da sie das fünfte Rad am Wagen wurde. Das war nun die fürnehme Familie, der sie ihre junge Kraft, ihr Glück geopfert hatte! Es dachte Niemand an sie, Niemand sagte ihr Dank. Und wieder mußte sie an ihn denken, von dem sie auch jedes Opfer angenommen und mit Undank gelohnt hatte. Mit dem Maße, mit dem sie gemessen, wurde ihr gemessen. Und dennoch! So bitter die Erkenntniß war, athmete sie doch auf. Sie sah die Zeit vor sich, da das schwere Joch der Pflicht, die sie ohne Freude that, von ihr genommen wurde, wo sie, wenn auch nicht zum Glück, doch zur Ruhe kommen durfte. Vor der Einsamkeit graute ihr nicht; seit Hermann für immer gegangen, blieb sie am liebsten allein.

Während die Mutter freudig der treuen Trine die frohe Botschaft mittheilte, die Geschwister auf die hopsende Wasserstube sich freuten, wie Kinder auf jegliche Veränderung, stahl sie sich davon. So gern, wie sie sonst nach den Linden des Maienfestes gegangen war, so gern wandelte sie heuer nach den Linden des Gottesackers, denn ihr Humor war gar melancholisch geworden.

Aechzend rollte das schwarze Thor auf. In langen Reihen lagen die Gräber vor ihr wie hingemähte Schwaden. Die Zweige der darauf gepflanzten Linden und Rosenstöcke schwankten in der milden Abendluft, daß blasse Schatten unter ihnen zu tanzen schienen. Hier und da ragte ein verwittertes Kreuz auf; seine goldene trostreiche Inschrift: „Wiedersehen" hatte das Wetter halb verwischt. Prunkende Steinmonumente, welche die Würden und Thaten der darunter Ruhenden verkündigten, waren eingesunken, die Namen von bunten Flechten überzogen, und über namenlosen Gräbern wiegten sich zarte Maienglöcklein.

An dem Grabhaus ihrer Sippe ging sie langsam vorüber. Durch das schmiedeeiserne Thürgitter leuchtete das große Epitaphium mit seinen weißen Engeln, die goldene Posaunen trugen, des Rufes gewärtig, um zur Auferstehung zu blasen. Großvater und Vater konnten hier nicht ihre Urständ halten. Die lagen allein, abgeschieden durch eine starke Schutzwehr von Eichenbohlen, in der Pestilenzecke. Niemand durfte die Hand an die Gräber legen, Niemand sie schmücken. Dennoch sproßten auf den einsamen Hügeln Gräser und Kräuter. Ihre Samenkörner waren im verwichenen Herbst auf kleinen Segeln und Fallschirmen über das für immer geschlossene Gitter geflogen und hatten die ihnen von der Natur zugetheilte Arbeit begonnen, aus der Verwesung Blüthen zu zaubern, den Moder in balsamische Düfte zu wandeln, den Tod in Leben zu verkehren.

Das hatte ein Jahr gethan. Was vermochten zehn, was hundert Jahre zu vollbringen? Was war alsdann von alledem noch da, das jetzt um sie lebte und webte? Von den Blumen, dem kleinen wimmelnden Gethier zu ihren Füßen, den singenden Vöglein in den Bäumen? Alles still, stumm, verstäubt. Wie lange noch — dann stand auch ihr Sarg unter den Wacht haltenden Engeln; ihr Herz hatte ausgeschlagen und sehnte sich nicht mehr hinweg über die Schranken des fürnehmen Standes, die so stark waren wie das Bollwerk an der Pestilenzecke.

Dann kam vielleicht einmal ein armer Wanderer nach Arnstadt und fragte: „In welchem großen Kaufhaus wohnt die, so man sonst die schöne Hanne benamsete?" Und wenn die Leute antworteten: „Draußen in dem Erbbegräbniß der Hennings hat sie ein Plätzlein funden; denn sie ist als alte Jungfer gestorben," dann erhielt er das Beweisthum ihrer wahren Liebe, die ihm bis in den Tod treu geblieben war. Dann stand er wohl dort und schaute durch das vergoldete Gitter auf ihre Ruhestatt. Wie ein Hauch von Frieden zog es durch ihre Seele und sie sagte sich: „Ueber jeglichem Häuflein Unglück wölbt sich einmal die Erde, und dann blüht auch noch eine schöne Blume heraus; da aus dem Pestgrabe das goldgelbe Pfaffenröhrlein, das jetzo mit dem Sinken des Tagesgestirns die Sonnenaugen schließt, wie drunten die stillen Schläfer gethan, drüben aus dem Grabhaus dereinst — geliebt's Gott — das Blümlein Vergißmeinnicht für den armen Hiob."

Sie ging, ruhig geworden, heim. Als sie an den Hopfenmarkt kam, saß ein Kreis fröhlicher Menschen in Brotkorb's Hausthür. Wohlthuende Kühlung wehte von dem großen Brunnen her, über dessen stockwerktiefem Steinbecken das Standbild des streitbaren Grafen Günther von Schwarzburg mit goldig gleißendem Wappenschild sich erhob. Das Wasser sprudelte in starken Strahlen hervor, zur Zufriedenheit des Rathsbrunnenmeisters, der neue fichtene Wasserröhren für die Leitung gelegt hatte und sein Werk von der gastlichen Thürbank aus beaugenscheinigte.

Auch die sommersprossige Barbara sah anmuthiger aus denn sonst. Die frohe Geschäftigkeit und die feierlichen Vorbereitungen, die um eine Jungfrau walten, welche sich einem Manne verlobt hat, verbreiteten auch um das Lerchenei ihren Schimmer und verliehen ihm Gewicht. Sie ging Johanne entgegen und lud sie in den Kreis. Eben war der Kirchenanzug angelangt, den jede junge Bürgersfrau als Ausstattungsstück bekam: der schwarze Tuchrock, die Schuhe von sämischem Leder mit Silberschnallen, der dunkelblaue Tuchmantel, dessen dreizackigen Kragen eine echte Goldborte einfaßte, und die ganz güldene Haube, welche Brabanter Kanten und ein Büschel weißseidener Bänder zierten. Auch das Gesangbuch fehlte nicht; mit silbernen Spangen war es verschlossen. Und Herr Fischer probirte schäkernd, ob der Ehering paßte, in den er einen kostbaren Krötenstein hatte setzen lassen.

Zu Johannens Verwunderung hatte die Muhme Schmidtin auch hier den Ehrenplatz, einen sägebockförmigen Lehnstuhl, erobert und führte das große Wort.

„Setzet das christliche Ehren- und Freudenwerk auf Johanni fest. Da ist zunehmender Mond, es regiert weder Wassermann, der Thränen bedeutet, noch Widder, welcher um seiner Hörner willen gänzlich verpönt ist."

„Frau Muhme," rügte der Rathsbrunnenmeister, „solche Ansichten sind nur ein sternguckerischer Aberglaube. Die Ehen fallen so aus, wie sie von den Menschen geführt werden."

„Herr Vetter, Ihr seid ein Schwarmgeist und habt derohalb nicht mit zu reden," führte sie ihn ab. „Dann können Deine Gespielinnen, Bärbchen, auch die schönsten Rosenkränze flechten. Wie wird Euer volles Gesicht strahlen unter dem Kränzlein, Herr Fischer, gleich einem Vollmond! Ihr, Muhme Brotkorbin, nehmet beileibe keine Weizenbierhefe in den Hochzeitskuchen; die ist allezeit bitter, und dieweil der Hochzeitskuchen ein treues Fürbild wird vom zukünftigen Ehestand, so muß man sorglich Alles vorher bedenken."

Barbara machte ein wichtiges Gesicht. „Wir werden uns gewißlich mit unserer Hochzeit einen guten Leumund machen, sintemalen wir etwas Erkleckliches darauf gehen lassen. Die Stadtpfeifer sollen uns zur Trauung blasen. Mein Vater richtet einen Schmaus aus, zu dem zwei Ochsen und sechs Schweine gemästet werden. Zwölf Frankenhammel kommen nächste Woche über den Wald. Ein Stückfaß Würzburger Wein liegt schon im Keller."

„Das wird eine Hochzeit!" rief die Muhme begeistert. „Da kann gewiß die Stadt auf keinem Beine mehr stehen."

Alle blickten Johannen spöttisch von der Seite an, als wäre ihr ein Streich gespielt worden, nicht als habe sie einen Korb ausgetheilt. Sie ging heim. Sie gönnte Bärbchen ihr Glück und den Bräutigam mit dem rosenumkränzten Vollmondshaupt. Neid war ihr gänzlich fern geblieben. Dazu hatte ihr Hermann den Katechismus zu pünktlich eingeprägt. Aber sie bewegte den finsteren Gedanken hinter ihrer gesenkten Stirn: warum bescheert Gott dem Nikel und der Bärbe, dem Zacharias und der Marzibilla, was sie sich wünschen, die Gesponsen, die ihnen behagen, ja sogar den goldbortirten Mantel und das plümerantene Kleid, und sie stehen doch an getreulicher Pflichterfüllung und spröder Ehrbarkeit tief unter mir? Und mir thut er den Weg zum Glück nimmer auf. Und über dem Brüten ging ihr der Friede wieder verloren, den sie aus der Gewißheit geschöpft hatte, daß in hundert Jahren Alles überstanden sein würde. Denn diese waren noch lange nicht um. Sie mußten Minute für Minute durchlebt werden, und ihr Gefährte auf diesem öden Weg war der Liebeskummer, welcher sich durch kein Sinniren und Speculiren hinweg disputiren läßt.

Aber ob Johanne auch vermeinte, die traurigen Tage trügen Blei an den Füßen, wie sonst die fröhlichen Flüglein an den Schultern, sie gingen doch dahin, und der milde Herbstmond war da, ehvor sie sich dessen versah. Die Blätter, die im Lenz frisch grün herfür gesproßt waren, färbten sich falb, die Blüthen reiften zu Früchten.

Die Arnstädter schafften rüstig, daß sie die Ernte unter Dach und Fach brachten. In den Hopfengärten ertönten Zinken und Fiedeln, dieweil das würzige Kraut von den Stangen gestreift wurde, von den Feldern schallten Schnitterlieder zu dem Klang von Sense und Sichel.

Auch die Henning'sche Sippe heimste ihr Obst im Baumgarten ein. Bastian saß auf dem thurmhohen Grafgüntherbirnbaum und schüttelte, während Trine die herunterprasselnden goldgelben Birnen in ihre Schürze sammelte; von dem Pfersingbaum brach Christel die mit röthlichen flaumigen Bäckchen angehauchten Früchte. Und Benjaminlein las die braunen Maulbeeren auf, indem er das Sprüchlein sagte, das Hannchen ihm als Lehre gegeben hatte: „Die guten in's Töpfchen, die schlechten in's Kröpfchen;" manchmal gerieth es dem kleinen Schelm auch umgekehrt. Frau Henningin aber schichtete in luftiger Kammer ihren Erntesegen auf.

Johanne hatte Niemand zur Hand, der den Abendtrunk holen konnte. Da nahm sie selbst die hölzerne Schleifkanne und ging nach dem Bier. Bei Nicolaus Fischer war es aufgethan. Um den großen Brunnen, der mitten auf dem Riethplatz rauschte, lagerten Fässer, die gespült wurden; im weiten Hof des Christophel-Hauses ertönte das Klopfen des Böttchers, hantirten die Bierschröter mit den Pechpfannen um riesige Tonnen. Die lange

Reihe der Bierheischenden, an die Johanne antreten mußte, stand bis auf das Rieth heraus. Nur langsam ging es fürbaß, durch die rundbogige Pforte, über den weiten Hausflur. Die Kellerthür hatte zwei Flügel wie der Eingang zu einem Staatsgemach, die Treppe Stufen, so breit wie an einer Kirchentreppe, der Keller ein hochgeschwungenes Kreuzgewölbe. Eine kupferne Hängelampe schwebte von der Decke und erleuchtete die lange Reihe der mächtigen Biertonnen, bis ihr Schein in der Ferne verdämmerte. Der Duft des Bieres, welches so stark war, daß es gar manchmal die Fässer zersprengte und mit seinem Dampf die Bierschröter zu ersticken drohte, war an sich schon vermögend, ein Räuschlein zu erzeugen.

Vor dem angestochenen Faß saß die vereidigte Bierzapferin, eine dicke Frau mit einem großen Kropfe, welchen sie sich bei dem rühmlichen Streben, ihr wichtiges Amt würdig für Augen zu stellen, erworben hatte. Sie maß das Weizenbier zu, das, eingegossen, mit weißer Schaumkrone aufperlte, und von dem jeder Tropfen schwer wie Honig herabrann. Und die Wartenden entlang flogen die Klatschereien der Stadt; die Bierreihe vertrat die Stelle eines Wochenblättchens, dessen Arnstadt sich noch nicht erfreute.

„Seht, die junge Frau Fischerin!“ kicherten die Mädchen, als Barbara mit ihrer Bierkanne die Treppe nach dem Wohngelaß hinaufging. „Welch einen dickgeschwollenen Backen sie hat! Da ist auch der Küßmond schnell vorüber geschwunden. Ja, der Herr Fischer darf sich eines gar beweglichen Handgelenks rühmen. Hat auch gesagt, er könne sich auf den Doctor Luther berufen, welcher jeglichem Weibe, das dem Mann über den Mund fährt, ein Maulschellium zudictiret habe.“

Ein Geschrei schallte aus dem Bierkeller herauf. „Horcht!“ ging es durch die Reihe; „das ist die Schmidtin aus dem Kranich.“

„Ich habe es gesehen,“ zeterte drunten die Schmidtin. „Ihr habt das Maß schief gehalten. Denket an die spukhafte Bierzapferin, als welche im Hopfengrunde umgehen muß, dieweil sie Wasser unter die Stadtbiere gemischt und die Leute bezwackt hat ihr Lebtage.“

Die dicke Bierzapferin erhob sich, stemmte beide Hände in die Seiten und erwiderte: „Denket Ihr lieber an den Klapperstein und hütel Euch, daß Ihr nicht nach Eurem Hinscheiden mit selbigem umgehen müßt, der Euch von Rechtswegen schon hienieden gebührte, Ihr friedhässiges Weib, Ihr!“

Den Lästerstein vermochte die Schmidtin seit jener denkwürdigen Nacht nicht mehr zu bestehen; sie bekam einen Stickfluß und eilte in's Freie. Triumphirend kehrte die Bierzapferin auf ihren Holzschemel zurück. Als sie Johannen ein Stübchen Bier in die ausgepichte Holzkanne gemessen hatte, hing sie noch das Bemerken an: „Ihr müßt Euch doch recht über das Glück freuen, das der Zimmermann macht.“

„Was für ein Glück?“ fragte Johanne mit weit geöffneten Augen.

„Herr Fischer brachte es mit von Erfurt,“ erzählte die Zapferin. „Er hat Weizenbier dahin geliefert in die fürnehmste Herberge, zur ‚Hohen Lilie‘ benamset. Ja, der Hermann Zimmermann freit um seine Meisterin, welche die Glockengießerei von ihrem Manne ererbt hat. Es gilt Niemand alldorten etwas als er. — Wollet dem nächsten Weibe Platz machen. Guten Abend, Jungfer Hanne.“

Johanne war herauf gestiegen, heimwärts gegangen, hatte den Begegnenden Guten Abend geboten, daheim die Bierkanne in die Küche gesetzt und war dann in ihr Giebelstüblein gekommen, ohne daß sie von alledem etwas wußte, außer, daß sie die Füße wunderbar schleppen mußte. Sie sank auf die Truhe, die, mit einem Polster belegt, ihre Bank bildete, und verlor die Besinnung.

Am andern Morgen ging durch die Stadt die Rede: „die schöne Hanne ist sterbenskrank.“ Die Einen sagten: „sie ist in dem kalten Bierkeller verschlagen;“ die Andern: „sie grämt sich, daß der Fischer sie nicht gefreit hat;“ die Dritten: „in die Papiermühle ist ein Grabstein vom Liebfrauenkirchhof eingemauert worden, das zieht den Tod hinein.“ Die ganze Stadt kam in Aufruhr, denn die schöne Hanne war noch niemals in ihrem Leben krank gewesen, nicht einmal die Pest hatte ihr etwas anhaben können.

Am verwirrtesten ging es in der Papiermühle zu. Niemand konnte ergründen, woher der Anfall kam. Johanne lag fieberglühend in ihrer Giebelstube; aber sie biß die Zähne zusammen, daß sie nicht zu sprechen vermochte. Selbst über die Phantasiebilder des Fiebers triumphirte ihr starker Wille. Die Muhme Schmidtin wurde zur Frau Henningin gerufen und um Rath angefleht.

„Laßt nur den Medicus nicht über die Schwelle,“ warnte sie. „Der ist mit seinem Rohrstock und hohem Störcherhut viel zu fürnehm für uns, und seine Experimente sind zu gelahrt für Bürgersleute; daran mögen die Potentaten sich erlaben. Da der Nachbar Schlotfeger im hochgräflichen Rauchfang sich verbrannte, sprach er: ‚Das seind Höllenflammen,‘ und schnitt ihm alle zehn Finger ab; und als der Stadtwachtmeister von einem schwedischen Reiterbuben gestochen worden war, hat er die Wunde mit einem Meißel aus Enzianwurzel erweitert, auf daß die Heilung sich nicht überstürzte — Wir wollen sie schon selber wieder auf die Beine bringen. Du, Christel, geh zum Spittelvater und bitte, daß er das Fieber verjagt.“

Christel enteilte. Aber es war schwer zu dem wichtigen Manne zu gelangen. Er stand in der Küche, wo am gemeinsamen Feuer viele kleine Töpfchen brodelten. Die Spittelweiber umringten ihn; nur seine hohe weiße Zipfelmütze ragte über sie hinweg, und er schlichtete den alltäglichen Streit, indem er sprach:

„Frau Leineweberin, unterfanget Euch nicht wieder, heimlich in das Töpfchen der Frau Muldenhauerin zu gucken, um zu sehen, was sie koche, dieweil selbiger sonst ihre Klöße vergället werden; und Ihr, ehrbare Jungfern, schämet Euch, daß Ihr sogar gerochen habet, wie die Wildemannswirthin Erbsen mit Speck kochet. Wer sich noch einmal unterstehet, einen Topfdeckel zu lupfen, den werde ich öffentlich einen Topfgucker benamsen.“ — Dann wandte er sich Christeln zu. „Nun, mein Kind, was hast Du fürzubringen?“

„Die Hanne liegt im Fieber,“ klagte Christel, „und sieht glühroth aus.“

Da nickte er gewichtig und antwortete: „Das Fieber wollen wir schon bestehen.“ Er wehrte der Weiberschaar, ihm zu folgen, ging in den Hof zu dem alten Hollunderbaum, der bis an das Dach hinauf reichte, faßte einen Zweig und sprach:

„Holderast, ich heb' dich auf,
Fieber, setz' dich d'rauf.“

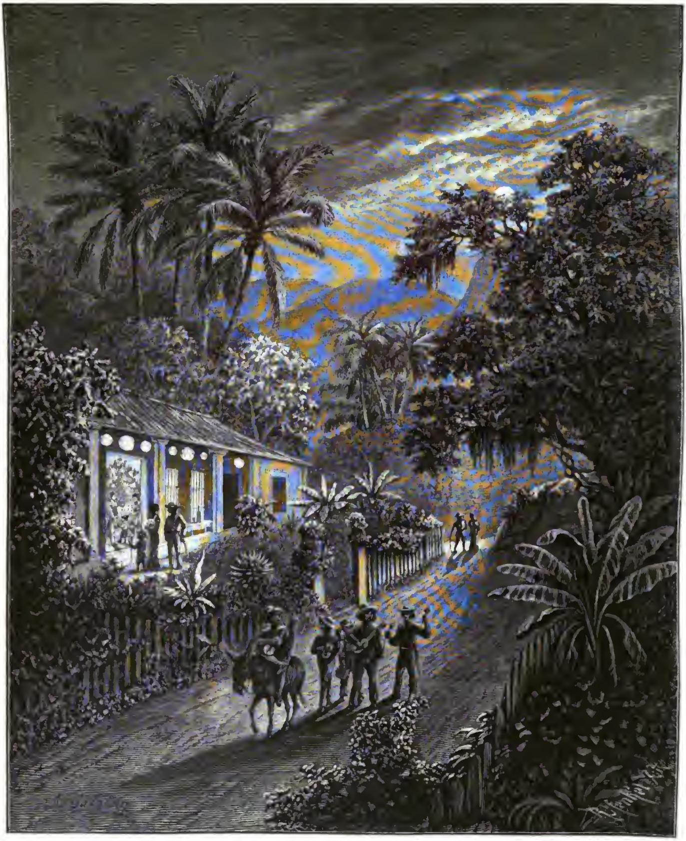
Hierauf winkte er Christeln zu: „Gehe getrost heim; es ist geholfen.“

Dem ganzen Spittel schauderte vor Ehrfurcht bei seinem Gebahren. Sie waren strenge Lutheraner, welche katholische Bräuche als Abgötterei verdammten, und übten doch sonder Scheu uralten Heidendienst. Sie wußten nicht, daß die geheimnißvollen Kräfte des Holderbaumes längst gestürzten Göttern entstammten; aber sie erwiesen ihnen Vertrauen wie ihre Vorfahren vor einem Jahrtausend. Die alten Götter sind freilich aus dem germanischen Volksgeiste herausgewachsen, und wurzelechte Rosen dauern länger aus als aufgepfropfte, und seien diese auch viel edler als jene.

Derweilen kochte die Muhme einen Sud aus Chamillenblumen, verstopfte die Fenster, packte Betten über Betten auf die Kranke und heizte ein. Aber da sie einmal nach einer eingenommenen Stärkung, welche die Frau Henningin auftragen ließ, an den Schauplatz ihrer Thätigkeit zurückkehrte, lag der Berg von Betten vor der Thür, stand der Chamillensud daneben, floß ein Wasserstrom zischend aus dem Ofen. Die Thür war verschlossen und that sich nicht wieder auf. Christel sah von unten, daß die Fenster weit aufgeschoben waren. Da ging endlich die ganze Sippe schlafen und baute auf den Spittelvater und seinen Holderbaum.

Derweilen warf Johanne sich unruhig auf ihrem Lager hin und her. War es nur möglich, daß Hermann sein Herz an eine Andere gehangen, sie vergessen hatte? Und sie war doch allezeit seiner eingedenk gewesen, hatte von keinem anderen Freier hören wollen und mit der Treue sich getröstet, da die Liebe ihnen nicht zugetheilet werden konnte. Auch dieser schwache Trost, diese wehmüthige Labung sollte ihr nun entzogen werden. Wie hätte sie noch an ihn gedenken mögen, da sie wußte, seine Gedanken begegneten den ihren nicht mehr auf selbem Wege — die weilten alle bei der reichen Wittib. Jetzo wußte sie, was Neid war. Mochte sie noch so fest im Katechismus sein, es half nichts.

Dazwischen sang der Nachtwächter die Stunden ab. Für jedes Leid hatte er einen Trost: für Armuth, Krankheit, Tod;



Weihnachtsfeier im Thale von San Esteban.
Originalzeichnung von Prof. A. Goering.

nur für das Liebesleid, das an ihrem Herzen fraß, nicht. O, welch ein unvollkommenes Werk war das Gesangbuch, aus dem er schöpfte! Sie zersann sich den Kopf, wie die Gießerin beschaffen sein möchte. War dieselbige schöner als sie, die man doch die schöne Hanne nannte? Klüger? Sie galt für die klügste Jungfer der Stadt. Fürnehmer? Die Papiermühle war ein stolzes Haus, das nur für gelahrte Leute schaffte, und konnte es wohl mit der Glockengießerei aufnehmen. Aber was hatten dem Hermann alle ihre fürtrefflichen Gaben geholfen? Sie war geizig damit verfahren, hatte sie alle für sich allein behalten und ihn hoffärtig zurückgewiesen, dieweil er ein armer Hiob war. Die Gießerin hingegen theilte ihr Hab und Gut mit ihm. Wie

ein Stich traf sie die Erkenntniß: die Wittib hat ein tapferes Herz, und ihre Gedanken nehmen einen hohen Flug, daß arm und reich, fürnehm und gering vor ihr gleich sind, wie vor dem lieben Gott. Das war der Augenblick, den der alte Großvater vorausgesagt hatte, da sich erwies, daß ihre Kraft endlich, das Leid aber unendlich war.

Am andern Morgen stieg sie wie sonst aus ihrer Giebelstube herab. Sie wollte nichts hören von sorglichen Fragen und Warnungen und ging an ihre Arbeit. Aber es war ein ernstes, stilles Mädchen, das vom Krankenlager sich erhoben hatte.

So kam der Winter heran und deckte zum zweiten Mal sein weißes Leichlaken über das gemeinsame Grab, in dem die großen Bürger aus der Papiermühle ruhten. In ihrem hinterlassenen Heim aber regte sich wieder neues Leben. Mit dem Frühjahr sollte der Umbau begonnen werden. Derweilen räumte Frau Henningin die Bodenkammern aus und kramte und sichtete in Schränken und Truhen, die ihren alten Platz verlassen sollten.

„Ach Gott! Der Hausrock meines seligen Ehewirthes!" schluchzte sie, das Gewand hervorziehend. Dann breitete sie das brokatene Taufzeug aus, das alle ihre Kinder bei der heiligen Handlung geschmückt hatte. „Ob es wohl auch meine Enkelchen noch tragen werden?" und sie wischte die Thränen wieder ab. „Am Ende befindet es die Jungfer Marzibilla nicht alamode. — Was hängt da für ein grauer Haderlumpen? Wie kommt der daher? Hanne, wirf das alte Wämslein in die Lumpenkammer."

Johanne nahm es über den Arm. Da erkannte sie es. Es war das ärmliche Kleid, in dem Hermann in die Mühle gekommen war. Seine Mutter mochte selbst das Garn dazu gesponnen haben, und auf der Brust hatte sie es mit einem blauen Läppchen geflickt. Unter diesem Lumpen hatte das Herz geschlagen, das ihr einst unverbrüchlich treu anhing, und das nun auf immer sich von ihr gewandt hatte. Mit zitternden Fingern zog sie den Faden heraus und barg das blaue Stückchen Zeug in dem verborgenen Fache ihres Nähkastens, darin schon eine blonde Haarlocke sich befand. Sie hatte dieselbe einmal vom Boden aufgelesen, da die Mutter Hermann die Haare stutzte, weil ihr die goldig glänzenden Ringel gefielen. Es war ihr den ganzen Tag, als ginge ein Schmerz von den Fingerspitzen aus, die das Flickläppchen berührt hatten, und zöge zum Herzen und krampfe das zusammen.

Am Abend saß sie noch spät mit Trinen an der großen Küchentafel, und Beide lasen Linsen für den andern Tag. Es war ein traulicher Ort. Auf dem Herde, den der weite Schornstein überdachte, loderte ein helles Feuer und beleuchtete das gebräunte Fachwerk, welches die Wände überzog. In seinem Scheine glänzten rothe kupferne Kessel, goldig schimmerndes Messinggeräth und silbern gleißende zinnerne Schüsseln und Becher. Von dem rußigen Kreuzgewölbe der Decke schwebten Schinken und Speckseiten, und über dem mächtigen Hackklotze mit dem blank geschliffenen Beile hing der Salzbehälter, himmelblau bemalt und mit dem Spruche geziert: Habt Salz bei euch und habt Frieden unter einander. Aber an den beiden Frauen war kein Behagen zu verspüren. Johanne sah düster auf die unter ihren Fingern hinrollenden Körner, und kein Laut kam über ihre Lippen, als von Zeit zu Zeit ein tiefer Seufzer. Trine lugte sie von der Seite an und schüttelte dann das Haupt.

Endlich vermochte die treue Magd nicht länger zu schweigen. „Du bist krank, Jungfer Hannchen, Du hast Herzspann. Nein, laß mich reden. Das Weh hab' ich gekannt, da Du noch im Wickelkissen lagst. Und da die Linsen gelesen sind, will ich Dir sagen, wie man dazu und davon kommt."

Sie lehnte sich mit dem Rücken an den warmen Herd und erzählte geruhig, als sei es eine Historie aus alten Zeiten, die sie nichts anging:

„Wir waren Nachbarskinder drunten in Rudisleben und wollten uns heirathen. Er war gut, aber ein Sausewind, der lieber das Pferd des Schulzen in die Gera zur Schwemme ritt, als mit einer mageren Kuh sein Aeckerlein pflügte. Unsere Hochzeit stand nahe bevor. Da kam das Pappenheim'sche Volk vor Arnstadt, und dieweil die reichen Bürger sich loskauften, sengte und mordete es bei uns. Drei Tage hielten wir uns versteckt im Feldhölzchen. Wir hatten nichts zu essen, und des Morgens lag der Reif auf uns; denn es war zu Ende des Weinmondes. In der dritten Nacht sahen wir auf dem Thüringer Walde überall Feuer und im Dorfe war ein Blasen und Trappeln. Da der Tag graute, brach das Kriegsvolk auf; fort ging's was hast du, was giebst du, nach Erfurt hin. Auch die scheckige Kuh sahen wir davon führen; eine Soldatendirne saß darauf.

Nun getrauten wir uns wieder gen Rudisleben. Das war nur noch eine Wüstenei. Die Bauern, die sich nicht geflüchtet hatten, lagen todt und verstümmelt auf ihren Misthaufen. Er stand wie erstarrt vor seinem Hause. Das hatte weder Thür noch Fenster; die Sonne schien hinein, denn das Strohdach war verbrannt. Das Geräth hatten sie zerbrochen und zerschlagen; was sie brauchen konnten, mitgenommen. Von den Hühnern fanden wir die Federn, von dem Schweine die Knochen. Der treue Haushund, der wohl gekläfft haben mochte, war aufgehangen. Da that er einen gräulichen Fluch, daß er es den Kaiserlichen heimzahlen wolle. Und in dem Augenblicke kam der Pfarrer gesprungen, barhaupt und barfuß — denn er hatte auch nur mit Mühe sein Leben geflüchtet — und rief: ‚Der Gustavus Adolphus ist im Anzuge. Derohalb haben die Pappenheim'schen Reißaus gespielt.'

Da lief er von meiner Seite fort. Ich dachte: er wird wieder kommen. Aber der Nachbar aus der Oelmühle, der mit ihm gegangen war, brachte mir von ihm die Botschaft, daß er unter das Volk des Königs sich habe anwerben lassen. Er finde keine Ruhe mehr, bis er der katholischen Soldateska ihre Schandthaten wett gemacht habe. Ich habe niemals wieder etwas von ihm gesehen und gehört.

Dazumal befiel mich das Herzspann, daß ich meinte sterben zu müssen. Aber da ich zu Euch in Dienst kam, that Deine Mutter dem vorigen Spittelvater, von dem der jetzige erst seine Kunst erlernt hat, mein Gebreste kund, und der sagte zu mir: ‚Du mußt Deine Liebe verspünden in einen Baum; wie die Rinde verwächst, so verwächst die Liebe mit.' Da folgte ich seinem Rathe und kam mählich wieder zur Ruhe. Langsam geht es freilich; denn die Baumrinde wächst nur gemach. Aber endlich vernarbt Alles einmal. So sollst Du auch thun, Jungfer Hannchen, und ich will Dich die Kunst lehren. Es braucht auch kein Mensch zu erfahren, daß Du eine Liebe hast begraben müssen; denn in den großen Häusern haben die Mädchen auch noch das Kreuz, daß sie sich ob eines Herzeleids schämen müssen. Da hat es Unsereine noch besser."

Und sie raunte Johannen leise in's Ohr, und diese lauschte gespannt und prägte sich sorglich jedes Wort ein, auf daß sie keinen Fehler begehe.

Der nächste Tag war verschienen, die Mühle lag in tiefem Schlafe. Da rüstete sich Johanne zu dem ernsten Werke. Leise schlich sie dieselben Stufen hinab, die einst Hermann in bitterem Schmerze gegangen war. Durch das Hinterpförtchen schlüpfte sie hinaus. Der abnehmende Mond stand über dem Glockenthurme und leuchtete ihr. Scheu eilte sie in den Brunnengarten hinüber. Ihr Schatten glitt ihr voraus über die mit moderndem Laube bestreuten Wege; sie sah an ihm, wie sie unstät schwankte.

Zu der großen Weide, die neben dem grauen Wasserthurme stand, lenkte sie den Schritt. Der Unglücksbaum, wie das Volk die Weide nannte, war der rechte Gehülfe für ihr Vorhaben. Hatte nicht an einer Weide Judas, der Verräther, sich erhangen? Flicht man nicht aus ihrem falben Laube Kränze für treulos Verlassene? und aus ihren schwanken Zweigen dem unliebsamen Freier den Korb? Da stand er vor ihr, geborsten, krumm gebogen, gleich einem gichtbrüchigen Kobolde mit gesträubtem Haare. Die kalte Nachtluft zischte in seinen entlaubten Ruthen. Sie bohrte eine Höhlung in den morschen Stamm. Dann zog sie ein Papier hervor und wickelte daraus ein blaues Läppchen und einen goldblonden Haarringel. Sie hielt Beides in der Hand, und der Mond schien bleich darauf. In solch armem Gewande war er immer neben ihr hergegangen, demüthig, dankbar für die kläglichste Gabe, liebevoll nur darauf denkend, wie er dieselbe gut machen könne. Das verschabte Läppchen brannte ihr bis in die Seele; sie drückte es an die heißen Augen.

So wollte sie denn Abschied nehmen von dem letzten Angedenken an ihn. Selbst die Erinnerung wollte sie hingeben. Ihr Herz würde hinfüro nicht mehr aufschlagen, wenn sein Bild in ihr aufstieg, der zu ihren Jugenderinnerungen gehörte wie das Amen zum Vaterunser. Sie würde sich auch nicht mehr erfreuen können an dem Gedanken, wie lieb er sie einstmals gehabt hatte. Es

sollte Alles todt sein. Ein Grauen schüttelte sie. War ein schmerzvoll klopfendes Herz nicht noch besser, als ein gestorbenes? Ja — wenn auch das seine in gleichem Weh geschlagen hätte, dann hätte sie als Wonne erachtet, sich ihm nachzusehnen und zu grämen; aber er hatte sie vergessen, er freite eine Andere. Nein, auch sie wollte ihn vergessen, und wenn sie zu Stein darob erstarren mußte. Sie steckte Locke und Zeug sorgfältig in die Oeffnung am Weidenstamm, indem sie sprach:

„Liebe, ich hab' dich,
Lieb', ich vergrab' dich,
Weich mir vom Herzen,
Mit Treue und Schmerzen."

Dann schlug sie den mitgebrachten eichenen Pflock darauf. Still ging sie heim.

Eins war gut und tröstlich für sie: sie brauchte nun nicht mehr mühselig gegen die Liebe zu Hermann anzukämpfen, nicht immer auf der Flucht zu sein vor der Erinnerung an ihn. Nun konnte sie getrost seiner denken, all der glücklichen Tage, da sie noch ein Herz und eine Seele waren — die Liebe verging ja von selbst. So that sie sich nimmer Zwang an im Denken und Sinnen. Aber besser wurde es nicht. Da ihr Schmerz sich stetig gleich blieb, die Sehnsucht nach dem Jugendgeliebten immer höher stieg, je mehr ihr Hans dem neuen Haupt der Sippe sich zuwandte und sie bei Seite stehen ließ, fragte sie angstvoll Trinen: „Wie lange währt es, bis begrabene Liebe stirbt?"

Die schüttelte den Kopf. „Nur Geduld, Jungfer Hannchen. Geduld ist die Hauptsache im Leben, im Herrschaftsdienst, in der Liebe und selbst bei unserem Herrgott. Auch da müssen wir geduldig harren, bis es ihm gefällt, unsere Wünsche zu erhören. Also mußt auch Du Dich gedulden, bis die alte Weide verwachsen ist."

(Schluß folgt.)

Weihnachts-Erinnerungen aus den Tropen.

Weihnachten in einer Indianerhütte. — Im Thale von San Esteban. — Ankunft der deutschen Kriegsflotte in Puerto Cabello.

Wo der Deutsche auch sein mag, im hohen eisigen Norden, unter den Tropen oder auf den Fluthen des Oceans, immer wird er sich das Weihnachtsfest so schön, so deutsch wie möglich gestalten, und wenn ihm die brennenden Kerzen des Christbaumes entgegenstrahlen, dann denkt der Reisende an die fröhliche Jugendzeit und an die durch Elternliebe verklärten Weihnachtsfeste in der fernen Heimath. Die althergebrachte Sitte webt also durch ihre geheimnißvolle Macht das feste Band der Treue zwischen dem Auswanderer und dem Vaterland.

So erinnere ich mich noch lebhaft eines Weihnachtsabends, welchen ich vor Jahren mit den Chaimas-Indianern im Innern des nordöstlichen Venezuela verlebte. Seit Monaten hatte ich kein deutsches Wort gehört, hatte aber im Vollgenusse der dortigen großartig schönen Natur, mit den friedlichen, aber wenig gesprächigen Chaimas die Gegend durchstreift und zwar mit solchem Eifer, daß ich, ohne die liebe Heimath zu vergessen, ganz meinen Arbeiten lebte. Hier, in einer von herrlichstem Gebirgsurwald umgebenen Lichtung, in deren Mitte die einfache Hütte der gastfreundlichen Chaimas-Familie lag, sollte ich den Weihnachtsabend zubringen. Ich hatte mich, als die untergehende Sonne zum Abschied noch die höchsten Baumkronen der Urwaldriesen beleuchtete, vor die Hütte gesetzt und blickte wehmuthsvoll hinüber nach der großartig schönen Pflanzenwelt, in welcher ich während des ganzen Tages herumgestreift. Eine fast unheimliche Ruhe begann sich über die Natur zu breiten. Die Stimmen der Vögel verhallten, selbst die des herrlichen Glockenvogels verstummte, welcher durch seinen reinen Ton mich noch wehmüthiger gestimmt hatte. Denn oft wähnte ich die Glocken eines im Urwalde verborgenen Kirchleins zu hören, welche den herannahenden Weihnachtsabend begrüßten. Jetzt, wo die tiefe Dunkelheit hereinbrach, war Alles ruhig, und nur mit Unterbrechung ertönte noch das schauerliche Geheul der Brüllaffen, vielleicht Unwetter verkündend, aus dem Walde herüber!

Ich saß noch in Gedanken versunken, als die schwarze Nacht hereingebrochen war. Nur einige brennende Holzstücke der höchst einfachen, aus wenigen zusammengeschobenen Steinen bestehenden Küche spendeten ein spärliches Licht. Auch in der Hütte herrschte vollständige Stille, denn die Bewohner hatten sich in ihre Hängematten gelegt und pflegten, nach dortigem Brauch, frühzeitig der Ruhe. Ich nahm nun aus meiner Jagdtasche einen für alle Fälle mitgenommenen Wachsstock und theilte denselben in einzelne Stücke, welche ich an einen kleinen am Tage herbeigebrachten Kaffeestrauch befestigte. Bald strahlten zehn glänzende Lichter in dem kleinen Hütteuraume. Ich breitete kleine Gegenstände, wie Spiegel, Perlen, Tücher 2c., um den Baum und war dabei so ganz in Gedanken in der Heimath, als plötzlich der alte Vater der Familie sich regte und mich überrascht und neugierig fragte, was das Alles bedeuten solle.

Und nun ging ich an seine Hängematte, faßte die Hand des alten braunen Herrn und erzählte ihm von unserer deutschen Weihnachtsfeier, wie diese die fröhlichste und schönste bei uns sei, wie sich alle Menschen dabei gegenseitig Freude durch Geschenke zu bereiten suchen und wie auch die menschenfreundliche Wohlthätigkeit zu dieser Zeit am meisten gepflegt wird. Weil ich nun so weit von den Meinen sei und an den Freuden in der Heimath nicht Theil nehmen könnte, so hätte ich die kleinen Geschenke unter dem Christbaum für ihn und seine Familie gelegt, für die, welche mich, den Fremdling, so freundlich aufgenommen haben. Spannend lauschte mein Wirth, indem er einmal auf die Lichter, dann auf mich blickte, dann erhob er sich von seinem Lager, stieg schweigend aus der Hängematte und weckte alle seine Familienglieder.

Bald sah ich einen Kreis von braunen, wenn auch schon einigermaßen verschlafenen Gesichtern um meinen improvisirten Christbaum versammelt, und nun begann ich die Geschenke zu vertheilen. Ich bemerkte die Freude und die zunehmende Munterkeit meiner Freunde, welche sich sogleich mit den verschiedenen Gegenständen schmückten. Ich führte ihnen die Bedeutung dieses Festes noch weiter vor und machte ihnen begreiflich, daß dies bei uns ein echt christliches Fest sei, um so mehr, da die katholischen Chaimas uns Protestanten nicht als Christen betrachten. Noch lange mußte ich bei duftendem Kaffee, welchen wir aus der Fruchtschale des Flaschenbaumes tranken, von den deutschen Gebräuchen erzählen, bis die letzte Kerze erlosch.

Ein fröhlicheres Weihnachten habe ich allerdings später erlebt, als ich nach langem Herumstreifen im tiefen Innern des Landes in einem der ersten Hafenplätze Venezuelas, in Puerto Cabello, wieder glücklich angelangt war. Es herrschte in jenem Orte, obwohl nur ungefähr dreißig Landsleute dort wohnten, ein reges deutsches Leben. War schon der ohnedies herzliche Verkehr mit den deutschen Landsleuten nach langer Abwesenheit und nach mehrfachen Entbehrungen im Innern für mich ungemein wohlthuend, so wurde die Freude noch mehr erhöht durch Veranstaltung glänzender Christbescherungen in den deutschen Familien. In einem der Häuser war fast die ganze deutsche Colonie versammelt und wartete mit Spannung in einem Nebensalon, bis die liebenswürdige Hausfrau das Signal zum Eintritt in den Hauptsaal gab. Herrlich erleuchtet, strahlte der prächtig geschmückte Christbaum den Eintretenden entgegen, deren freudig erregte Augen mehr sagten als viele Worte. Zwar war es keine heimathliche Tanne oder Fichte, sondern ein schön gewachsener Kaffeebaum, welcher mit vielen Lichtern geschmückt im Salon prangte, und auch die Gesellschaft sah äußerlich anders als in der Heimath aus, denn sie waren Alle, Damen und Herren, in eleganten weißen, dem heißen Klima angepaßten Anzügen erschienen; auf letzteres deuteten auch die weit offenstehenden Balconfenster hin, durch welche eine etwas erfrischende Luft von der See her in den Festraum strömte. Das Fest nahm aber ganz den Verlauf wie in einem ähnlichen Cirkel in Deutschland, und nur die angedeuteten Verhältnisse, durch das Klima bedingt, erinnerten uns, daß wir weit von der Heimath entfernt waren.

Anders als in der Stadt war der Eindruck in dem herrlichen Küstenthale von San Esteban, wo mehrere deutsche Kaufherren reizende Villen besitzen. Diese sind ganz „tropisch" eingerichtet, das heißt leicht und luftig gebaut, und befinden sich in unmittelbarer Umgebung einer unvergleichlich schönen Tropennatur.

Die Gegensätze berühren sich hier auffallend, denn während in irgend einer der Villen Piano gespielt wird, hört man nicht selten zugleich das Geheul der Brüllaffen und Stimmen anderer Thiere, welche die dichten Wälder der nahen Berge bewohnen. Gleich neben dem reizend eingerichteten, mit allem europäischen Comfort ausgestatteten Hause steht die Hütte der farbigen Eingebornen. Es war ein freundliches, aber höchst eigenthümliches Bild, welches uns entgegengrüßte, als wir auf dem breiten Wege im Thale hinaufwanderten.

Einheimische Musikbanden begegneten uns, welche ganz zur Scenerie paßten, ebensowohl durch ihre Kleidung wie durch ihre primitiven musikalischen Leistungen. Wir ließen sie so schnell wie möglich vorüber, und bald erreichten wir unser Ziel, denn zwischen dem üppigen Baumwuchs hindurch schimmerte die festlich geschmückte Villa des deutschen Freundes. Papierlaternen hingen vor der langen Veranda, und aus dem Salon leuchtete der Christbaum einladend herüber. Es war eine großblätterige Feigenart aus dem nahen Walde, welche den Tannenbaum ersetzen mußte. Aber um den Baum herum jubelten die Kinder, und ihre laute Freude übertönte die Stimmen der Eltern. Auf den Köpfen der Knaben saß der preußische Helm, kurz, Alles deutete auf das deutsche Fest. Auch die farbige Dienerschaft wurde bedacht und schien an der Art, wie die Geschenke ihnen gegeben wurden, große Freude zu haben.

Zuweilen erschienen einheimische Sänger, welche ihre Aguinaldos sangen und dazu die kleinen Guitarren ertönen ließen. Auch die Maraccas (Fruchtschalen, die mit trockenen Maiskörnern gefüllt sind), welche hier die Castagnetten vertreten, erklangen dazwischen. Dieses farbige, halbnackte Gesindel, welches selbstverständlich ein Geldgeschenk erlangen wollte, wurde nie lange aufgehalten, denn seine Musik war zumeist so kreischend und durch Mark und Bein dringend, daß die Weihnachtsstimmung dadurch nicht wenig beeinträchtigt wurde. So lange wie möglich wurde der Abend ausgedehnt, und heiter ging es zu in den lustigen Räumen, unter der Veranda, obwohl auch Mancher von den Festtheilnehmern sich abgesondert hatte, um still seinen Gedanken nachzuhängen, die hinüber über den Ocean eilten, zu den Seinen, welche zu gleicher Zeit, aber im geschlossenen Raume, bei eisiger Kälte, dasselbe Fest feierten. Hier umgab uns die üppigste Fülle der Natur und die laue Abendluft lud uns ein, in's Freie zu gehen, während zugleich riesige Fledermäuse durch die Zimmer flogen. Große Nachtschwärmer und eine Menge anderer kleinerer Insecten umsummten und umgaukelten, vom Lichterglanz angezogen, den Christbaum. Bei dem vielen Licht überall war die günstigste Gelegenheit geboten, eine reiche Insectensammlung anzulegen, die auch nach Kräften benutzt wurde.

Im Jahre 1872 wurde uns in Puerto Cabello anwesenden Deutschen eine ganz besondere Weihnachtsfreude, ja ein für alle Deutschen höchst bedeutungsvolles Ereigniß sollte uns beglücken. Die deutsche Regierung hatte beschlossen, ein aus fünf Kriegsschiffen bestehendes Geschwader um die Erde segeln zu lassen, und zwar unter dem Befehle des muthigen, den Lesern der „Gartenlaube" wohl bekannten Reinhold Werner. Dieses stolze Geschwader sollte den überseeischen Nationen die Flagge des neu erstandenen deutschen Reiches zeigen und den dort angesiedelten Landsleuten verkünden, daß sich das Vaterland zu neuer großer Macht emporgehoben habe, es sollte in den Herzen der Deutschen das Bewußtsein festigen, daß sie nun auch einer einigen Nation angehören, welche ihre in fernen Ländern weilenden Söhne nachdrücklich zu schützen vermag. Mit unbeschreiblicher Spannung spähten wir nach dem Horizonte, um die Masten des deutschen Geschwaders zu entdecken.

Endlich erschienen die ersehnten Schiffe und näherten sich schnell der Küste; schon leuchteten die deutschen Farben der Flaggen zu uns herüber, und bald bog das Geschwader in die herrliche Rhede von Puerto Cabello ein. Das Gerassel der Ankerketten tönte zu uns herüber als erster Gruß, und nun entfaltete sich ein hier noch nie geschautes Leben und Treiben. Während bisher nur immer dieselben wenigen Deutschen sich begegnet hatten, waren mit einem Male fast zweitausend Landsleute in unserer Nähe. Ein ungemein reger Verkehr zwischen den Schiffen und dem Lande entwickelte sich, und in kurzer Zeit hörte man überall Deutsch und fand in allen deutschen Häusern Angehörige des Geschwaders. Aber den Weihnachtsabend feierten beide Theile für sich, das Geschwader da draußen auf der Rhede nach seemännischer Art und die Familien am Lande. Dann aber folgten Feste auf Feste, welche zu Ehren des Geschwaders veranstaltet wurden, und ein großer Ball, welcher an Bord des „Friedrich Karl" abgehalten wurde, setzte Allem die Krone auf. Es war für unsere Seehelden wie für uns eine herrliche, unvergeßliche Weihnachtswoche in den Tropen.

A. G.

Es war in der heiligen Christnacht.

Zerrissen das Herz von unbändiger Gluth,
Verzweifelnd am Dasein, gebrochen an Muth,
So stand ich und schaute mit düsterem Sinn
Zum sterneblitzenden Himmel hin —
Es war in der heiligen Christnacht.

Nicht Friede, nicht Ruhe, nicht Freude, nicht Lust
Erfüllte die drängende hadernde Brust,
Es kämpfte im Herzen unseliger Wahn —
Die Sterne, sie zogen die ewige Bahn —
Es war in der heiligen Christnacht.

Da öffnet der Himmel sich leise und mild,
Ich schaue verzückt der Mutter Bild
In himmlischem Glanze, und Engelsgesang
Durchzittert die Lüfte so klagend und bang —
Es war in der heiligen Christnacht.

Die Mutter, sie schaute so traurig mich an,
Als hätt' ich unendlich ihr wehe gethan;
Und Thränen — die ersten im bösen Jahr
Entströmen dem Auge mir wunderbar —
Es war in der heiligen Christnacht.

Und Friede und Ruhe durchzog mir die Brust
Und himmlische selige Weihnachtslust —
Die Mutter lächelte lieblich und mild —
Verschwunden war das beglückende Bild —
Es war in der heiligen Christnacht.

Und „Friede" tönte der Glocken Schall,
Und Ruhe und Friede allüberall!
Ich schaute sehnend zum Himmel an —
Die Sterne, sie zogen die ewige Bahn:
Es war in der heiligen Christnacht.

Karl Wilhelmi.

Die Regeneration Aegyptens, speciell in Bezug auf den Sclavenhandel.

Von Adolf Ebeling.

Die Cholera ist im Pharaonenlande jetzt gottlob so gut wie erloschen, wenigstens im Haupttheile desselben, in Unterägypten, denn auch die vereinzelten Todesfälle in Alexandria sind nach Aussage der Aerzte sämmtlich auf Dysenterie zurückzuführen, die dort alljährlich in der heißen Jahreszeit vorkommt.

Nach dem Aufhören der Epidemie wird man sich nun mit verdoppelter Energie der inneren Neugestaltung Aegyptens zuwenden müssen, und jedenfalls hat diese letzte Heimsuchung das Gute gehabt, neue Schäden und Unzuträglichkeiten aufzudecken, die gebieterischer als je zuvor Abhülfe fordern. Dann wird man sich auch leicht mit der englischen Oberhoheit als mit einer vollendeten Thatsache versöhnen und aus der Noth eine Tugend machen.

Drei Hauptübelstände sind es namentlich, die gewissermaßen als die Grundursachen der ganzen ägyptischen Misère anzusehen sind und deren Beseitigung vor Allem in's Auge gefaßt werden muß. Letztere wurde schon seit Mohammed Ali's Tode stets feierlich versprochen, ist aber niemals, wenigstens nicht durchgreifend und allgemein, erfüllt worden. Das sind die Frohn-



Vorbereitungen zum Christabend.

Original-Zeichnung von J. R. Wehle.

dienste, das willkürliche Eintreiben der Steuern und die Bastonnade.

Noch bis in die jüngste Zeit hinein, unter dem Exkhediv Ismaïl, wurden die Fellachen zu den Regierungsbauten und zur Anlage von Dämmen und Canälen und zu sonstigen Arbeiten auf den vicekoniglichen Domänen „gepreßt“, Männer, Weiber und Kinder, bei nothdürftiger Nahrung, kümmerlicher oder gar keiner Bezahlung und bei vielfach roher und unmenschlicher Behandlung. Ihre eigenen Felder und Ländereien mußten dadurch unbestellt bleiben, und doch sollten ihre Besitzer vierteljährlich von dem Ertrag derselben hohe Steuern bezahlen. Diese Steuern wurden an die Mudire der verschiedenen Provinzen und von diesen wieder an die Schechs der einzelnen Dörfer verpachtet, die unnachsichtlich und grausam die Gelder eintrieben und als Zwangsmittel dazu die Bastonnade anwandten.

Die bei einer solchen Mißwirthschaft auch anderweitig hervortretenden Uebelstände liegen auf der Hand. Hat ein Mudir oder sonst ein Pascha, der in der Provinz allmächtig ist, Arbeiter

nöthig, so „preßt“ er sie gleichfalls, und um ferner für seinen eigenen Beutel mehr Geld zu machen, als ihm von Rechtswegen zukommt, zieht er die Steuerschraube nach Gutdünken stärker an, und die „Nilpeitsche“* verhilft ihm bequem zu beiden.

Charakteristisch ist dabei der Umstand, daß diese schlimmen Dinge aus den beiden Hauptstädten, Alexandria und Kairo, und deren nächster Umgebung gänzlich verbannt sind und zwar wegen der dort residirenden Generalconsuln und diplomatischen Agenten, die beileibe nichts davon sehen und wissen dürfen, um sie in dem frommen Glauben zu lassen, daß dergleichen, und namentlich die abscheuliche Bastonnade, längst nicht mehr im Nillande existirt, wie es ja auch die europäischen Zeitungen von jeher versichert haben.

Hier wird nun die englische Verwaltung, oder was rücksichtsvoller klingt, die ägyptische Regierung unter englischer Aufsicht, energisch zu reformiren haben, und es sind schon jetzt verschiedene Anzeichen vorhanden, daß dies geschehen wird. Es ist zugleich das beste und sicherste Mittel, den Engländern die Sympathien der Landbevölkerung zu gewinnen.

Die weiteren Reformen werden sich dann auf das Heer- und Polizeiwesen erstrecken; die erstere ist zur Zeit noch zurückgestellt, weil die Neubildung einer eigentlichen ägyptischen Armee zunächst unnöthig erscheint, und die zweite ist bereits schon so gut wie organisirt. Auch hier ist der Chef natürlich ein englischer Stabsofficier und zwar der sehr fähige Baker Pascha.

Dann wird die Einrichtung neuer und zwar inländischer Gerichtshöfe, zu zwei Dritttheilen aus arabischen und zu einem Dritttheil aus europäischen (englischen) Mitgliedern bestehend, an die Reihe kommen, und ebenso die Gründung einer Menge Volksschulen in allen Theilen des Landes. In dieser letzteren Beziehung sieht es nämlich noch bös in Aegypten aus, denn mit Ausnahme der höheren Unterrichtsanstalten in den großen Städten, von denen viele unbestrittene Anerkennung verdienen, ist der gesammte Volksunterricht noch nicht über die sogenannten Koranschulen hinausgekommen.

Bei der unleugbar guten, ja man möchte fast sagen glänzenden Befähigung der männlichen arabischen Jugend, ihrer Lernbegierde und Folgsamkeit eröffnet sich hier ein schönes Feld wahrhaft segensreicher Thätigkeit. Hundert gute Elementarschulen in Aegypten, unter verständiger Leitung und mit tüchtigen Lehrkräften (gewissermaßen paritätisch, das heißt arabisch-europäisch) — und es würde um die Volksbildung in Aegypten ganz anders aussehen, und die so oft als Trumpf fälschlich ausgespielte „abendländische Civilisation“ wäre dann kein hohles Scheinding mehr.

Ein anderer nicht minder wichtiger Gegenstand der Reform wird alsdann die Besteuerung der in Aegypten lebenden und dort etablirten Ausländer sein. Die völlige Steuerfreiheit der Ausländer in Aegypten datirt schon aus früheren Jahrhunderten durch die „Capitulationen“ (Verträge zwischen der Türkei und den einzelnen europäischen Mächten), und Mohammed Ali erneuerte dieselben mit noch weiter gehenden Zugeständnissen, um dadurch immer mehr Europäer in's Land zu ziehen. Damals unstreitig eine sehr gute politische Maßregel. Aber die Verhältnisse haben sich seitdem wesentlich geändert; die Europäer haben sich, und zumeist auf Kosten des Landes, maßlos bereichert und genossen außerdem, wenigstens in den großen Städten, alle Vortheile wohlgeordneter staatlicher Einrichtungen, blieben aber nach wie vor abgabenfrei. Indirect wurden sie allerdings durch die außerordentlich hohen Eingangs- und Ausgangszölle auf alle nur denkbaren Waaren, auch durch den städtischen Octroi u. dergl. stark besteuert, und hier müßten wesentliche Aenderungen und Erleichterungen eintreten und namentlich der überall herrschenden Willkür Schranken gesetzt werden. Da nun aber die Engländer selbst von diesen neuen Steuergesetzen betroffen werden und zugleich dabei die Hauptstimme haben, so darf man wohl auf eine für alle Theile günstige Lösung dieser Frage hoffen.

Die Zeit der Sinecuren, der hohen Gehälter bei möglichst geringer und nur allzu oft gar keiner Arbeit, dürfte für immer in Aegypten vorüber sein, und das ist ein Glück für das Land; man wird sich nach Männern umsehen müssen, die fleißig und gewissenhaft arbeiten wollen, und daß man diese gut bezahlen wird, versteht sich von selbst; der Arbeiter ist seines Lohnes werth, sagt nicht allein die Bibel, sondern auch der Koran.

* Im Volke so genannt, weil sie aus der zolldicken Haut des Nilpferdes geschnitten wird. Sie ist unverwüstlich und geschmeidig wie der feinste Stahl.

Ein Mann ist bereits gefunden, der in allen diesen Dingen den Engländern mit seiner Erfahrung, seinen Kenntnissen und seiner Energie zur Seite stehen wird. Dieser Mann ist kein Anderer, als Nubar Pascha, der frühere Premierminister des abgesetzten Khedive Ismaïl.

Dies könnte auf den ersten Blick Bedenken erregen, aber Nubar stieg und fiel bekanntlich mit der schwankenden Politik seines Herrn und trat jedesmal zurück, wenn er mit seinen wohlgemeinten Rathschlägen nicht durchdringen konnte; so bei der unseligen abessinischen Expedition, bei der verhängnißvollen Rentenconversion, bei den schlimmen Experimenten des damaligen Finanzministers, des berüchtigten Musetisch, und in manchen ähnlichen Fällen. Ueberdies ist Nubar ein Christ, mit einer französisch, d. h. europäisch gebildeten Armenierin vermählt und ein Freund europäischer Bildung. Er ist auch der Schöpfer der internationalen Justizreform in Aegypten, die den Anfang bilden sollte zu einer neuen Gerichtsbarkeit im ganzen Lande und die er jetzt gewiß durchführen wird.

Was uns Europäern aber Nubar besonders werth macht und uns wünschen läßt, ihn bald seinen früheren Ministerposten wieder einnehmen zu sehen (was möglicher Weise, wenn der Leser dies liest, schon geschehen sein kann), ist der wichtige Umstand, daß er von jeher ein unerbittlicher Gegner des Sclavenhandels gewesen ist und denselben, soweit es in seiner Macht stand, unaufhörlich bekämpft hat.

Dies bringt uns auf den eigentlichen Brennpunkt der ägyptischen Frage, ohne welchen alle geplanten Reformen nur halbe sind, wenn anders dieselben, wie man auch jetzt wieder beständig versichern hört, das Land der abendländischen Cultur und Gesittung zuführen sollen. Auch hier, und vielleicht noch weniger als auf anderen Gebieten, ist von heute auf morgen keine Wandlung zu schaffen, aber es steht doch zu hoffen, daß jetzt endlich, endlich! einmal Ernst gemacht wird, um wenigstens für Aegypten dieses verruchte „Geschäft“ gründlich und dauernd zu beseitigen.

Nach einer allgemeinen Schätzung von competenter Seite gehen noch alljährlich aus den südlichen ägyptischen Provinzen Dar-fur und dem Sudan und aus den noch südlicher gelegenen nicht-ägyptischen Gallaländern wenigstens 50,000 Köpfe, nach anderen gar 80,000, in die Sclaverei, und mehr als die Hälfte von ihnen geht über Kartum direct durch Aegypten bis nach Assuan, ja bis nach Kairo selbst, von wo sie östlich über das Rothe Meer nach dem Hedschas und Syrien und nordwestlich durch die Libysche Wüste nach Tripolis, Tunis und weiter transportirt werden. Auch die kleinasiatischen Städte, und vor Allem Constantinopel, haben Theil daran; der abessinischen Sclaven, die über Massaua an der Küste des Rothen Meeres nördlich hinauf, also auch durch Aegypten gehen, gar nicht zu gedenken. Kartum ist der Hauptstapelplatz dieser Menschenwaare, und dort finden sich auch die Händler aus Unter- und Mittelägypten und aus den übrigen eben genannten Ländern ein, um die Geschäfte abzuschließen.

Wir wollen unsere Leser mit der Schilderung der Sclavenjagden, der unmenschlichen Behandlung der armen Gefangenen auf dem Transporte zu Land oder zu Wasser, und mit den sonstigen grauenhaften und empörenden Einzelheiten verschonen; viele von ihnen haben dergleichen gewiß schon in Reisebeschreibungen und ähnlichen darauf bezüglichen Schriften oder auch in den Tagesblättern gelesen;* nur das Eine sei hier bemerkt, und wir knüpfen daran die folgende kurze Notiz, daß selbst die schrecklichsten und entsetzlichsten jener Schilderungen in nichts übertrieben sind, ja zumeist noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Noch heute gilt nämlich so ziemlich Alles, was einer der zuverlässigsten Gewährsmänner, der Afrikareisende Dr. Alfred Brehm, aus den fünfziger Jahren darüber meldet, und zwar durchweg nach eigener Anschauung, mithin als unwiderlegbarer Augenzeuge.

„Ich habe,“ so schreibt er unter Anderem, „einen Transport Dinkha-Neger in Kartum ankommen sehen. Der Anblick war schauderhaft. Die schmerzgepeinigten Männer, welche noch Wunden

* Die „Gartenlaube“ selbst, auch auf diesem Gebiete, wie auf so manchem anderen, echt philanthropisch, hat schon mehrfach darauf bezügliche Schilderungen gebracht (unter Anderen von dem verstorbenen Baron von Maltzahn) und mehr als eine Lanze für die armen Sclaven, als gleichberechtigte Mitglieder der großen Menschenfamilie, eingelegt.

vom Schlachtfelde her tragen (als sie von den Sclavenjägern überfallen wurden und auf Tod und Leben um ihre Freiheit kämpften) und deren Hälse die Schaba wund reibt (eine schwere, nachschleppende Holzgabel, in welche der Hals des Gefangenen gesteckt wird), dann die armen, halbverdursteten und halbverhungerten Weiber mit ihren nackten Kindern, die sich kaum mehr fortschleppen können und durch Peitschenhiebe immer wieder aufgetrieben werden . . . keine Feder kann diesen Anblick beschreiben, Worte drücken ihn nicht aus. Mir hat er wochenlang wie ein grausiges Bild des Schreckens und Entsetzens vor der Seele gestanden."*

So Brehm, und wir citiren aus Rücksicht für den weiblichen Leserkreis dieser Blätter noch nicht einmal die entsetzlichsten und abscheulichsten Stellen seiner Schilderung.

Im Ganzen bestehen diese haarsträubenden, grausigen Zustände noch heute, nur wird die Sache seit den letzten Decennien heimlicher betrieben, und die Sclavenjäger und ihre Helfershelfer sind mehr auf ihrer Hut und wagen sich nicht mehr über Dongola und Wadi-Halfa (also über den zweiten Katarakt) hinaus, wo alsdann der bis dahin öffentlich betriebene Handel zum Schmuggelhandel wird. Kartum ist nach wie vor der Centralpunkt dafür und der Weg des Klägers in Kartum bis zum Richter in Kairo ist weit.

Denn das darf man zur Steuer der Wahrheit und zugleich zur Ehre der ägyptischen Regierung, besonders seit dem Regierungsantritt des Exkhediv Ismaïl (im Jahre 1863) nicht verschweigen, daß von jener Zeit an wenigstens die öffentlichen Sclavenmärkte in Unter- und Mittelägypten, speciell in Kairo, aufgehoben sind, und daß man sogar gegen diejenigen Händler, die nicht vorsichtig genug waren und zu viel Lärm von ihrem Geschäft machten, polizeilich einschritt und ihnen ihre „Waare" confiscirte, allerdings nicht, um die Unglücklichen in Freiheit zu setzen, sondern nur um die männlichen Sclaven in die Armee einzureihen und die weiblichen „anderweitig" unterzubringen.

Auch auf den berüchtigten jährlichen Messen zu Tanta im Delta, wohin Hunderttausende strömen, wurde der sonst auf freien Plätzen vor der Stadt abgehaltene Sclavenmarkt verboten, aber in besonderen Zelten, für deren Besuch man ein kleines Eintrittsgeld erhob, fortgesetzt. Auch streute man der Regierung Sand in die Augen durch Errichtung von sogenannten Gesindebureaux, wo man pro forma die betreffenden Personen miethete, aber de facto kaufte, und es fanden sich stets gewissenlose Beamte, die diesem Unwesen gegen gute Bestechung durch die Finger sahen.

Thatsächlich ist also von Seiten der ägyptischen Regierung bis jetzt so gut wie nichts geschehen, um dem verruchten Gewerbe ein Ende zu machen, denn auch die verschiedenen, mit lauter Reclame und großen Kosten von ihr in's Werk gesetzten militärischen Expeditionen nach dem Süden haben keine irgendwie greifbare Frucht getragen.

Alles, was man darüber in europäischen Zeitungen ab und zu veröffentlichte, beruht entweder geradezu auf Unwahrheit, oder doch auf starker Uebertreibung und Schwindel. Wie wäre es auch anders möglich, wo der Landesherr selbst (obwohl der Khediv Tewfik „bis jetzt" nur eine legitime Gattin hat) für seinen Harem und Hofhalt Sclaven, Sclavinnen und Eunuchen in Menge besitzt, und wo alle Paschas und überhaupt alle diejenigen, die nur das Geld dazu aufwenden können, diesem Beispiel folgen?

Von oben her und aus eigenem Antrieb ist mithin für diese große Sache der Humanität nichts zu erwarten, aber in einem ganz anderen Lichte erscheint sie, wenn die Engländer sich derselben thatkräftig annehmen. Sind sie jetzt wirklich die Herren im Nillande, und das sind sie, denn sie gebieten nach allen Richtungen hin, haben an der Spitze sämmtlicher Verwaltungszweige die Ihrigen eingesetzt, sie überwachen, leiten und controlliren Alles und halten dabei die Hand an den Degen, um jedweder Maßregel den gebührenden Nachdruck zu verleihen — dann tritt auch die moralische Nöthigung ernst und gebieterisch an sie heran, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben und es nicht, wie es die ägyptische Regierung bisher immer gethan, bei schönen Worten und Verheißungen und unbedeutenden Palliativmitteln bewenden zu lassen, sondern das Uebel bei der Wurzel zu fassen und mit Stumpf und Stiel auszurotten. Das hieße ihrer civilisatorischen Mission die leuchtende Krone aufsetzen, und die ungetheilten Sympathien des christlichen Europas würden sie darin nicht allein stützen und ermuthigen, sondern ihnen auch da zu Theil werden, wo sich jetzt noch politische Bedenken erheben wegen ihres Auftretens in Aegypten, das (wir verhehlen dies nicht) auf eine gänzliche Annexion hinweist. Um diesen Preis, für den uns im Interesse der Humanität nichts zu hoch dünkt, aber auch nur um diesen, mag dann früher oder später das Nilland gern vollständig englisch werden!

* * *

Leider sind diese erfreulichen Aussichten, so weit sie wenigstens die sofortige friedliche Entwickelung der politischen und socialen Verhältnisse in Aegypten betreffen, in jüngster Zeit wieder sehr in die Ferne gerückt und vielleicht für die nächste Zukunft ganz in Frage gestellt. Der Mahdi (der falsche Prophet), der schon vor drei oder vier Jahren sein abenteuerliches Treiben im östlichen Sudan und in Dar-fur begann, das die ägyptische Regierung damals mit gewohnter orientalischer Lässigkeit unterschätzte, ist nämlich mit seinen Anhängern, die nach vielen Tausenden, ja, wie Manche behaupten, nach Hunderttausenden zählen, zu einer solchen Macht angewachsen, daß er jetzt das Nilland selbst bedroht und das eigentliche Aegypten durch seinen bloßen Namen in Schrecken setzt.

Nach der kürzlich erfolgten Niederlage der englisch-ägyptischen Truppen unter Hicks Pascha, die natürlich auch den Lesern dieses Blattes in ihren Einzelheiten, so weit dieselben bis jetzt nach Europa gelangten, bekannt ist, scheinen die Actien des Mahdi augenblicklich sehr günstig zu stehen, aber man darf der Bewegung auch keine allzu große oder gar phantastische Tragweite zuschreiben und namentlich nicht schon jetzt für Kairo und Unterägypten fürchten, wie in manchen Zeitungen von Unkundigen versichert wird.* In gerader Linie beträgt die Entfernung von jenem Kriegsschauplatze bis Kairo wenigstens die doppelte Länge von ganz Italien, und wegen der Krümmungen des Nils (denn nur an diesem hinab wäre ein Vormarsch überhaupt denkbar) wenigstens das Vierfache; vor der Hand ist also höchstens Kartum in Gefahr, denn Obeïd, die Hauptstadt Kordofans, wird wohl schon gefallen sein.

Kartum ist die südliche Grenz- und zugleich Hauptstadt Nubiens, die mit Massaua, an der diesseitigen Küste des Rothen Meeres, ungefähr auf demselben Breitengrade liegt und durch gute Karawanenstraßen mit ihr verbunden ist. Dort (das heißt zunächst in Kartum und eventuell auch in Massaua) könnte es möglicher Weise bald zu einem neuen Zusammenstoß kommen, schon weil Massaua der ewige Zankapfel zwischen Abessinien und Aegypten ist und die Abessinier deshalb mit dem Mahdi gemeinsame Sache machen dürften, wie es theilweise ja schon geschehen ist.

Die Hauptstütze hat der Mahdi bis jetzt nur in Dar-fur gefunden, jener großen Länderstrecke zwischen Wadai und Kordofan, deren Bevölkerung von jeher das aufgezwungene ägyptische Joch mit Widerwillen getragen. Jetzt rächen sich die unklugen Annexionsgelüste des Ex-Khediv Ismaïl in schrecklicher Weise, ähnlich wie die unselige Expedition nach Abessinien im Jahre 1876.

Eine weitere Hauptstütze des falschen Propheten ist mittlerweile ganz in Rauch aufgegangen, nämlich Arabi Pascha, von dem jetzt längst erwiesen ist, daß er ein Zusammengehen mit dem Mahdi im Sinne hatte. Wäre Arabi's Revolutionsplan gelungen, so hätte alsdann diese Doppelbewegung im Norden und Süden für Aegypten wohl verhängnißvoll werden können; nach seiner Vernichtung indeß ist die eigentliche Gefahr, speciell für Mittel- und Unterägypten, verschwunden oder doch dergestalt verringert, daß man ihr jedenfalls, freilich nach hart bezahltem Lehrgeld, mit Erfolg wird begegnen können.

Das englische Element ist gleichfalls ein günstiger Hebel für die Unternehmungen des Mahdi, und zwar deswegen, weil es überall verhaßt ist, und dieser Haß führt dem Agitator, der wohlweislich das beliebte geflügelte Wort „Aegypten für die Aegypter"

* „Reiseskizzen aus Nordost-Afrika" (Aegypten, Nubien, Kordofan ꝛc.) von Dr. Alfred Brehm, ein umfang- und lehrreiches und zugleich sehr unterhaltendes dreibändiges Werk, das kaum noch antiquarisch zu haben ist und das wohl eine neue Auflage verdiente. Es ist eine wahre Fundgrube für die nähere Kenntniß jener Länder, und fast alle neueren Schriftsteller (ich selbst, woraus ich gar kein Hehl mache) haben mehr oder weniger daraus geschöpft.

* Ein namhaftes rheinisches Blatt sprach sogar schon, und das ganz ernsthaft, von einem nahe bevorstehenden Angriffe des Mahdi auf das Nildelta!

auf seine Fahne geschrieben hat, weit mehr Anhänger zu, als die Begeisterung für die Reform des Islam, die er für sein Hauptziel, für seine eigentliche Mission ausgiebt. In dieser letzteren Beziehung dürfte er sich aber arg getäuscht sehen, denn schon haben die Ulemas der großen Azhar-Moschee, der ersten Universität der gesammten mohammedanischen Welt, ihn als Betrüger verurtheilt, und selbst im fernen Stambul regen sich bereits die Schriftgelehrten des Korans, um ihn als Verräther des wahren Propheten in Bann zu erklären.

Vom Fanatismus der großen Massen hat also der Mahdi nicht viel zu hoffen, und deshalb hatte der scharfblickende Baker Pascha ganz Recht, als er beim Beginn der Hicks'schen Expedition, die so verhängnißvoll werden sollte, und vor welcher er vergebens eindringlich warnte, vorschlug, derselben alsdann wenigstens einige der ersten Ulemas von Kairo mitzugeben, um die Bevölkerung dem falschen Propheten abtrünnig zu machen und zum wahren Glauben zurückzuführen.

Bei uns in Europa wäre das allerdings eine seltsame Manier, Krieg zu führen; aber Land und Leute in Central-Afrika sind eben ganz anders, so ganz anders, daß nur die damit Vertrauten sich ein richtiges Urtheil über die dortige Lage der Dinge bilden können. Wie dieselbe nun aber einmal ist, und zwar durch die Fehler der ägyptischen Regierung geworden ist, darf an eine Zurückziehung der englischen Truppen aus Aegypten, die bereits für den November in Aussicht genommen war, nicht mehr gedacht werden; im Gegentheile, es wäre gar so unwahrscheinlich nicht, wenn sie angesichts dieser neuen bedrohlichen Verwickelungen demnächst verstärkt würden. Somit scheint es, als solle das schöne Pharaonenland noch immer nicht zur Ruhe kommen, deren es doch so sehr, so sehr bedarf.

Jäger-Weihnachten im Hochgebirge.



Gefüttert muß heute werden, es hilft Alles nix" — sagt am Tage vor dem Weihnachtsfest der Oberförster zu seinen beiden Gehülfen und kratzt sich dabei verlegen hinter den Ohren — „sonst gehen uns am Ende noch so und so viel Stücke ein!"

Die also Angesprochenen blicken mit etwas enttäuschten Mienen zu ihrem Vorgesetzten auf; der aber zuckt die Achsel und schweigt. Er weiß, daß heute jeder Christenmensch auf eine freie Abendstunde rechnet, aber die Umstände zwingen in diesem Fall zum Gegentheil. Seit Wochen schon deckt tiefer Schnee die Berge; eine eisige Decke liegt über dem Moos im Walde, und dicke Schneekrusten umhüllen das Geäste der Tannen, sodaß das Wild nichts mehr findet, den Hunger zu stillen.

In dumpfem Hinbrüten steht da ein Rudel Hirsche, dort eine Rehfamilie unter den überhängenden Zweigen einer mächtigen Tanne, und zeitweise nagen die Thiere an der harten, harzigen Rinde, nur um etwas in den leeren Magen zu bekommen. Schon an dieser unverdaulichen Kost gehen Viele zu Grunde. Die Räuber des Waldes wissen aber den Nothstand noch mehr zu vergrößern. Wenn das schwachgewordene Reh über die leicht gefrorne Schneedecke eilt, um einen Aesungsort zu suchen, schleicht der listige Reineke dem armen Thiere nach, das, die Gefahr erkennend, sich durch rasche Sprünge zu retten sucht. Allein die Kraft der Fesseln hat nachgelassen, unbeholfen sinkt das Reh bei jedem Schritte ein; es arbeitet sich ab, daß das Blut von den Läufen träufelt — dann stürzt der rothe Wegelagerer herbei und das unglückliche Opfer liefert ihm eine reichliche Mahlzeit. Auch Geier und Adler werden dreist, und der König der Lüfte holt sich, wo es sein kann, ein Kitzlein oder Reh, um der eigenen Noth vorzubeugen.

Um diese Zeit erachtet es der Jäger als Nothwendigkeit, den verlassenen Geschöpfen beizuspringen, und wo immer der Wildstand die rechte waidmännische Aufmerksamkeit erfährt, wird das Wild die härteste Zeit über gefüttert. Es sind hierzu eigene Futterplätze auserseben, auf welche in bestimmten Zwischenräumen Heu mit Salz vermengt aufgestreut wird. Je nach dem Umfang des Jagdbezirkes, befinden sich solche Futterstationen viele Stunden weit in den Bergen drinnen und zumeist sogar auf ziemlicher Höhe.

Im Allgemeinen giebt es für den Jagdfreund kaum etwas Prächtigeres, als den Anblick einer solchen Futterscene. Wenn sich der Jäger der betreffenden Stelle nähert, stößt er auf eine ganze Versammlung der edlen Thiere. Da steht der Berghirsch mit hochgehobenem Geweih und bläht die Nüstern dem Ankömmling witternd entgegen; erst auf ganz kurze Distanz weicht dieser König der Wälder langsam hinter die schützenden Tannen zurück, nicht ohne wiederholt stehen zu bleiben und um sich zu sehen. Im dicht gedrängten Rudel recken Schmalthiere, Kälber und Rehe die Hälse vor und der eigenthümliche Glanz ihrer Lichter bekundet deutlich die Aufregung, die sich ihrer bemächtigt hat. Erst wenn der Jäger ganz nahe bei ihnen ist, wenden sie sich zur kurzen Flucht. Ist aber das Futter gestreut, hei! wie sie darauf losstürzen; die Kleinen und Schwachen kommen die ersten Augenblicke gar nicht daran, und öfters wird der Futterplatz zum wirklichen Kampfplatz. —

„Ich kann Euch nicht helfen," wiederholt der Oberförster, „das Wetter gefällt mir gar nicht recht, am Ende bekommen wir einen tüchtigen Schneesturm, dann ist's noch viel schlimmer."

Der eine der Burschen nickt mit dem Kopfe, der andere steht schweigend auf und greift seufzend zur Joppe, die an der Wand hängt. Vielleicht hat ihm sein Schatz ein Christkindl zugesagt, wenn er Abends an's Kammerfenster käme, aber möglicher Weise sind sie bis zur Metten doch wieder zurück. Also vorwärts! Der Futterplatz, den sie besuchen sollen, ist einer der höchst gelegenen; dicht bei der herzoglichen Jagdhütte, in der auch die Heuvorräthe untergebracht sind. Sie hängen ihre Bergsäcke über den Rücken, nachdem sie sich mit Salz für die Thiere und etwas Mundvorrath versehen haben. Der gutmüthige Chef fügt diesen noch extra eine geräucherte Zunge und ein Fläschchen Enzian bei, um den unerwünschten Dienstgang wenigstens einigermaßen erträglicher zu machen.

Im tiefen Schnee arbeiten sich die wackeren Jäger auf bekannten Steigen, die allerdings nur sie errathen können, empor. Bleischwer liegen die Wolken auf den Bergspitzen und drücken in



Jäger-Weihnachten im Hochgebirge. Originalzeichnung von G. Sundblad.

schweren Ballen auf den Waldrücken herab. Die Kälte hat etwas nachgelassen, und desto schwieriger gestaltet sich der Marsch auf den weich gewordenen Schneemassen. So gehen sie stundenlang schweigend dahin, Jeder in seine eigenen Gedanken versunken. Wer könnte sich von den tiefgehenden Erinnerungen an die schöne Weihnachtszeit ganz losringen? Bald sind es Bilder aus vergangenen Tagen, die alte längst schlummernde Gefühle wieder erwecken, bald sind es Beziehungen zur Gegenwart, welche mit dem Weihnachtsabende in Verbindung gebracht werden.

Endlich haben sie ihr Ziel erreicht und das Jägerherz gewinnt wieder die Oberhand.

„Schau, der Achtzehner steht wieder ganz vorne, der Kerl kriegt nie g'nug!"

„Dort haben die Teufel schon wieder ein Kalb erwischt," schimpft der Andere; „wenn ich den lumpigen Räuber nur ertappen könnte!"

Geschäftig eilen sie in die Hütte und kommen mit vollen Armen zurück; reichlich streuen sie das duftige Heu auf den Boden und mischen leckeres Salz dazwischen. Ha, wie die Lichter jetzt aus dem Dickichte so gierig herausfunkeln!

„So, jetzt guten Appetit," ruft der Lois seinem Gefährten Franz zu, „jetzt kommen aber wir auch d'ran, uns soll's nicht weniger schmecken."

Nun machen sie sich's in der Hütte behaglich. Bald prasselt das Feuer in dem Herde, der Eine holt Wasser, der Andere packt die Vorräthe aus und vor Allem wird ein fetter Schmarren gekocht, daß man etwas Warmes in den Magen bekomme. Während sie behaglich essen und draußen die vierbeinige Schaar im Futter schwelgt, braust ein mächtiger Windstoß über die Hütte und mit rasender Eile sinkt das Tageslicht zur Abenddämmerung herab.

„Da haben wir's," rufen die Beiden ärgerlich und betroffen aus, „der schönste Schneesturm! Jetzt gute Nacht, Christkindl!"

Auf diesen Ausruf folgen noch einige kernige, ellenlange Waidmannsflüche, aber „Alles hilft nichts" — schon schweben die blendend weißen Flocken in handgroßen Fetzen herab, von Zeit zu Zeit durch den jagenden Wind in ein wildes Chaos zusammengewirbelt.

„Pfüat di Gott, Christkindl!" wiederholt der Jüngere und setzt sich mißmuthig zum Ofen, voll Zorn an den Nägeln kauend, während der Andere still resignirt durch das kleine Fenster dem Toben des Wetters zusieht. Das dauert so lange, bis die Nacht hinter dem Wetter herzieht und alle Aussicht auf's Heimkommen vorüber ist. Es wäre zu einer andern Zeit kein Unglück, hier oben bleiben zu müssen, denn die Hütte ist gut eingerichtet, es finden sich sogar Bücher, um die Langeweile zu vertreiben — aber heute, am Weihnachtsabend! Da kommt dem Franz eine Idee; der elektrische Christbaumfunke hat bei ihm gezündet!

Er nimmt die Axt und eilt hinaus; verwundert sieht ihm der Jüngere nach, aber sofort greift er den Gedanken auf, nachdem er gesehen, daß sein Gefährte mit einem Tannenbäumchen wieder in die Stube getreten ist. „Hurrah Christkindl! Jetzt kommst uns doch net aus!" jubelt er; „wir halten da heroben unser Weihnachtsfest." Der Franz richtet den Baum zu; der Lois schneidet einen Wachsstock, den er im Rucksack bei sich führt, in Stücke, das giebt prächtige Kerzen. Nun wird der Baum geschmückt: Lois hängt seine neue Pfeife als Geschenk für den Franz daran, und dieser opfert seinen Knicker, um die Freundschaft zu erwidern. Unter den Baum wird die geräucherte Zunge nebst Enzian gestellt als Gabe des Vorstandes, und nun entzünden sich auch hier die Weihnachtskerzen. Der Aeltere setzt sich zum Ofen und hängt, sein Pfeifchen schmauchend, den hervordrängenden Gedanken nach, während der Jüngere sich auf die Lagerstätte geworfen und sich dort in ein Weihnachtsbild vertieft, das er in einem der vorhandenen Bücher zu finden gewußt. Das kleine Gemach war wohl nie so glänzend beleuchtet gewesen; das Christkind hat die eingeschneiten Menschenkinder auch auf dem Berge oben zu finden gewußt. Eine frohe Behaglichkeit umspannt die Gemüther der einsamen Gäste hoch oben über den anderen menschlichen Wohnungen: die Zaubermacht des Christbaumes reicht eben überall hin, wo fühlende deutsche Herzen schlagen, und bis zu den Wolken dringt der segensreiche Sang: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!"

V. Rauchenegger.

Die Kunst, Geld zu machen.

(Schluß.)

Der Schaubudenkönig Barnum giebt Allen, die reich werden wollen, unter Anderem noch folgende Rathschläge: Es giebt junge Leute, die nach Zurücklegung ihrer Lehrzeit, statt sich durch eine längere Dienstzeit in ihrem Berufe zu vervollkommnen, auf der faulen Haut liegen und ihre Selbstständigmachung abwarten. „Ich will kein Sclave sein," rufen sie aus, „wozu habe ich mein Geschäft erlernt, wenn ich mich nicht etabliren soll?" Fragt man nun einen solchen Jüngling, woher er denn eigentlich Capital zu nehmen gedenke, so antwortet er vielleicht: „Ich habe eine alte reiche Tante, die bald sterben wird; stirbt sie aber nicht, so hoffe ich einen menschenfreundlichen, reichen Herrn zu finden, der mir einige tausend Thaler leihen wird, um mir auf die Beine zu helfen."

Wie thöricht ist es aber, sich von erborgtem Gelde Erfolge zu versprechen! Wenn man ein Anfänger ist, der den Werth des Geldes noch nicht aus Erfahrung kennt, so nutzt Einem das Erborgte wenig. Der Anfänger soll den Werth des Geldes dadurch kennen lernen, daß er es verdienen lernt; hat er es einmal so weit gebracht, so ist es schon eher angezeigt, ihm unter die Arme zu greifen. Man übe also Selbstverleugnung und Sparsamkeit, Geduld und Ausdauer und verdiene die ersten tausend Mark oder Gulden unter Kämpfen und Opfern — dann kann man mit fremdem Gelde umgehen. Barnum behauptet, daß neun Zehntel der Reichen der jetzigen und der vorigen Generation in Amerika ihre Laufbahn als arme Knaben begannen, aber mit Energie, Fleiß, Sparsinn und Beharrlichkeit ausgerüstet waren, langsam ihren Weg machten und mit selbsterworbenem Gelde arbeiteten. Dadurch brachten sie es zu etwas, ja, zu sehr viel: A. T. Stewart, ein armer irischer Junge, hatte in seiner letzten Lebensperiode ein Jahreseinkommen von anderthalb Millionen Dollars. J. J. Astor, ein armer Farmerknabe, hinterließ zwanzig Millionen Dollars. Stephan Girard, ein armer Schiffsjunge, erwarb ein Vermögen von neun Millionen Dollars. Cornelius Vanderbilt, der Vater des jetzigen „Eisenbahnkönigs", begann seine Laufbahn als Ruderer und hinterließ neunzig Millionen Dollars.

Ja, ja, es hält schwer, Erfolge zu erzielen, wenn man Geld mit allzu großer Leichtigkeit erlangen kann. Schon aus diesem Grunde sollte Niemand eines Andern Wechsel unterschreiben, ohne sich genügende Sicherheit bieten zu lassen, abgesehen davon, daß man sich selbst dadurch leicht dem Ruin aussetzt. Diese außerordentlich beherzigenswerthe Lehre — deren Nichtbeachtung schon unsägliches Unheil angerichtet hat — illustrirt der Verfasser der „Kunst, Geld zu machen" in vortrefflicher Weise durch das folgende Beispiel. Ein Mann, dessen Geschäft gedeiht und 20,000 Dollars werth ist, kommt zu dir und sagt: „Sie wissen, daß ich 20,000 Dollars im Vermögen habe und keinen Cent schuldig bin. Wenn ich augenblicklich 5000 Dollars in Baarem hätte, so könnte ich eine Partie Waare kaufen, die mir binnen zwei Monaten das Doppelte einbrächte. Wollen Sie meinen Wechsel giriren?" Du weißt, daß der Mann wirklich ein Vermögen von 20,000 Dollars hat und daß du daher bei deiner Unterschrift für 5000 nichts riskirst; du thust ihm daher den erbetenen Gefallen, ohne Sicherstellung zu begehren. Nach kurzer Zeit zeigt er dir den eingelösten Wechsel und theilt dir mit, er habe aus dem Geschäfte wirklich den erwarteten Nutzen gezogen. Du freust dich, Gutes gethan zu haben, und leistest ihm das nächste Mal denselben Dienst, wobei du immer den Eindruck hast, es sei nicht nöthig, von einem so braven und pünktlichen Menschen Sicherstellung zu fordern. Aber gerade der Umstand, daß er so mühelos Geld zur Verfügung hat, ist für ihn ein Unglück. Er braucht nur einen Wechsel mit seiner und deiner Unterschrift in die Bank zu tragen, um ohne Umstände Casse zu erhalten. Das zieht üble Folgen nach sich. Eines Tages bekommt er Lust

auf eine außerhalb seines Geschäftskreises liegende Speculation, zu der eine zeitweilige Anlage von 10,000 Dollars erforderlich wäre, welche zweifellos wieder hereinkommen, ehe ein Wechsel fällig werden kann. Er legt dir den Wechsel auf 10,000 Dollars vor und du unterfertigst denselben fast mechanisch. Aber die Speculation wickelt sich nicht so rasch ab, wie dein Freund dachte; um die 10,000 Dollars einlösen zu können, müssen andere 10,000 escomptirt werden. Ehe der neue Wechsel fällig ist, hat die Speculation fehlgeschlagen und das ganze Geld ist verloren. Dein Freund aber schämt sich (oder hütet sich) dir zu sagen, er habe speculirt und sein halbes Vermögen eingebüßt. Er will sich durch eine andere Speculation schadlos halten und verliert wieder, da er von diesen Dingen nichts versteht. Der Speculationsteufel hat ihn gepackt, er macht neue Versuche und du giebst ihm in deiner Unschuld immer wieder deine Unterschrift, bis es sich schließlich herausstellt, daß er sein und dein Vermögen verspeculirt hat. Du sagst dann: „Es war sehr grausam von ihm, mich zu Grunde zu richten,“ allein du könntest ebenso gut sagen: „Ich habe ihn zu Grunde gerichtet.“ Hättest du ihm nämlich von vornherein gesagt: „Ich will Ihnen diesen Gefallen erweisen, allein ich girire niemals ohne genügende Sicherstellung,“ so hätte er nicht über sein eigenes Vermögen hinausgehen können und wäre nicht in Versuchung gerathen, vom Pfade seines Fachberufs abzuweichen. Man vermeide es daher, durch zu sorglose Hülfeleistung sich und Andere in Gefahr zu bringen. Die tägliche Erfahrung lehrt, daß diese Warnungen des Schaubudenkönigs nur allzu begründet sind.

Wer für seine Waare, seine Leistungen, seine Erzeugnisse einen guten Absatz finden will, muß vor Allem darauf sehen, daß er etwas Werthvolles, Brauchbares, Echtes oder Tüchtiges zu bieten habe; gelangt er zur Ueberzeugung, daß das Publicum nach erfolgten Versuchen mit dem Gegenwerthe des bei ihm ausgegebenen Geldes zufrieden sein werde, so thut er wohl, sein Geschäft ꝛc. öffentlich bekannt zu machen; denn was nützt ihm die Güte seiner Gegenstände, wenn Niemand von seiner oder ihrer Existenz weiß? Man inserire daher in Zeitungen oder veröffentliche Placate: aber man annoncire nicht zu wenig, sondern so lange, bis der Zweck des Inserirens — die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken — erreicht ist; sonst ist's schade um jeden Pfennig. Ein französischer Autor schrieb einmal:

„Der Zeitungsleser übersieht die erste Insertion; die zweite sieht er, ohne sie zu lesen: die dritte liest er; bei der vierten sieht er den Preis nach; bei der fünften macht er seine Frau aufmerksam; bei der sechsten beschließt er, zu kaufen; nach der siebenten kauft er.“

Schlechte, unechte Artikel zu annonciren, meint Barnum, könne nicht von dauerndem Erfolge sein, da sich jeder Käufer nur einmal foppen lasse und dann ausbleibe; ich fürchte aber, daß „die Dummen nicht alle werden“ und daß mancher Schwindelartikel seinem Eigenthümer recht viel Geld einbringt, wenn er nur fleißig angezeigt wird. Je packender das Inserat, desto größer seine Wirksamkeit. Man bedarf übrigens nicht immer der Zeitungen oder der Anschlagzettel, um seine Firma bekannt zu machen; ein originelles Schaufenster, Wägelchen, Schild u. dergl. leistet oft dieselben Dienste. Ein verhältnißmäßig unbekannter Hutmacher erstand bei der ersten Versteigerung von Sitzen zu den Vorstellungen der Jenny Lind in Amerika das erste Billet um 225 Dollars, weil er wußte, daß dieser Streich für ihn Reclame machen werde; in der That verkaufte er schon in demselben Jahre um 10,000 Hüte mehr, als sonst. Natürlich hatten alle Zeitungen die Nachricht enthalten, daß der Hutmacher Genin den ersten Lind-Sitz so theuer bezahlt habe; daraufhin kauften Tausende aus Neugierde, den Mann zu sehen, bei ihm ein, und da sie fanden, daß er sie wirklich solid bediente, blieben sie seine ständigen Kunden.

Hätte aber Genin seine Kunden nicht solid bedient, so wären sie ihm weggeblieben. Die beste Politik ist, für möglichst wenig Geld möglichst gute Waare zu geben; der dann unfehlbar eintretende größere Absatz macht die Geringfügigkeit des Gewinns reichlich wett. Eine vortreffliche und kostenlose Capitalanlage ist die Höflichkeit und die Promptheit in der Bedienung. Ohne diese Eigenschaften werden die ausgedehntesten Waarenlager, die prächtigsten Firmentafeln und die packendsten Annoncen nichts nützen. Von ungeheurem Werthe ist ferner die Ehrlichkeit, die Rechtschaffenheit, sei es in Bezug auf Maß und Gewicht oder auf die Einhaltung von Zahlungsversprechungen oder in irgend einer andern Hinsicht. In diesem Punkte ereifert sich Barnum ganz besonders.

„Nichts,“ schreibt er, „ist schwieriger, als auf unehrlichem Wege Geld zu erwerben. Die Unredlichkeit kommt bald an den Tag, und dann bleibt dem Betreffenden fast jede Aussicht auf Erfolg im Leben benommen. Strenge Rechtschaffenheit ist die Grundlage jedes wie immer gearteten Erfolges“ ꝛc.

Das uns als Leitfaden dienende Buch enthält noch manche andere, für Jung und Alt beherzigenswerthe Rathschläge, wie z. B.: man sei wohlthätig, man schwatze nicht aus der Schule ꝛc., allein da dieselben nicht zum eigentlichen Gegenstande unserer Darlegungen gehören, übergehen wir sie und schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, daß die Winke, die wir im Vorstehenden an der Hand des klugen Yankee Autors gegeben, sich recht vielen unserer Leser von wirklichem Nutzen erweisen mögen.

London. **Leopold Katscher.**

Blätter und Blüthen.

„O Weihnacht und kein Kind im Haus!“ Die unter dieser Ueberschrift in Nr. 47 der „Gartenlaube“ ausgesprochene Bitte unseres Vertrauensmannes in der Waisenversorgung ist nicht überhört worden. Zahlreiche Briefe sprechen ihre Freude darüber aus und verlangen das angekündigte Programm des zu gründenden Waisen-Schutz-Vereins. Dennoch müssen wir jener allgemeinen noch eine besondere Bitte nachfolgen lassen.

Wir müssen nämlich die niederdrückende Bemerkung machen, daß gerade die Herzen, nach denen der Ausruf unserer Ueberschrift ganz besonders hinzielte —, die Herzen kinderloser Ehegatten doch nicht wirksam genug davon berührt worden sind. Denn wenn auch auf diesen Artikel hin viele Anmeldungen erfolgten, so kam doch leider dabei auf zehn arme Waisen erst ein Elternpaar! Ist denn die Bescherung, mit welcher kinderlose Ehegatten sich gegenseitig überraschen, so befriedigend, daß sie gern die Wonne entbehren, ein unter dem Christbaume jubelndes Kind an die Brust zu drücken? — Sollte wirklich die Pflege von „Liebhabereien“ einem gebildeten Menschen das Liebhaben eines Kindes ersetzen? Freilich, wer nie dem Aufblühen der Blume des kindlichen Geistes gelauscht, hat das Schönste im Leben nicht gesehen, und so kann ihm wohl die Sehnsucht darnach fremd sein.

Und wie rasch vermehrt das Unglück die Zahl der armen Waisen! Da steht ein Geschwisterpaar, ein Knabe von sechs, ein Mädchen von vier Jahren: binnen fünf Tagen sind ihnen Vater und Mutter gestorben. Was wartet ihrer, wenn Niemand sich ihrer erbarmt? Sie kommen von den liebewarmen Elternherzen fort in's kalte Waisenhaus, und zwar im glücklichen Fall, wenn ein solches sich für sie öffnet und sie nicht an „Mindestfordernde“ in „Ziehe“, das heißt dem Elend preisgegeben werden.

Wir haben dieses Pärchen nur als ein Beispiel hingestellt; aber unsere Liste solch armer Waisen von 1¾ bis 12 Jahren, Mädchen und Knaben, ist noch gar lang!

Möchte doch in diesen Tagen, wo die Weihnachtsstimmung alle fühlenden Menschen erhebt, unsere Bitte als ein recht innig flehender Klageruf in die Herzen, die wir meinen, dringen: „O Weihnacht und kein Kind im Haus!“

Fr. Hfm.

Erklärung. In Bezug auf den in Nr. 43 und 44 unseres Blattes veröffentlichten Artikel „Unter Spitzbuben“ erklären wir in Folge vielfacher an uns gerichteter Anfragen, daß der dort geschilderte Vorfall sich in Vercelli ereignete und der verhaftete Deutsche Sprachlehrer A. Petermann heißt. Wie zu erwarten war, wurde dieser Vorgang auch von der italienischen Presse besprochen, und die „Gazetta Piemontese“ brachte vor Kurzem eine Erklärung der Sous-Präfectur in Vercelli, deren Inhalt auch wir aus freien Stücken, um allen Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, unsern Lesern mittheilen:

Herr Petermann wurde demnach, da er im Verdacht stand, seinem Wirthe die Zeche nicht bezahlen zu wollen, verhaftet, und da sich kein Geld bei ihm vorfand, vor das Gericht geführt, welches ihn freisprach. „Inzwischen,“ schreibt die Unterpräfectur, „wurde er noch weiter in Haft gehalten auf Veranlassung der Polizeibehörde. — Nach seiner Freisprechung fragte die Behörde beim Ministerium wegen Verhaltungsmaßregeln an, da es sich um einen Ausländer handelte, welcher ohne Mittel war und verdächtig erschien. In Folge der erhaltenen Weisungen wurde Petermann mit Zwangspaß an die Grenze geschickt.“

Die Aussagen des Verhafteten über seine Behandlung im Gefängnisse werden von der Unterpräfectur für unwahr und übertrieben erklärt, im Gegentheil sollen ihm „Vorzüge“ eingeräumt worden sein, so z. B. wurde ihm der beste Raum im Gefängniß angewiesen, gesund und gut gelüftet, woselbst er sich zusammen mit vier anderen Gefangenen befand, welche dort leichte Strafen verbüßten, er hatte seinen Kamm und seine Bürsten, sowie sein Taschenmesser mit mehreren Klingen, welches ihm nach den bestehenden Vorschriften hätte entzogen werden müssen ꝛc. Auch hätte er sich nur ein

einziges Mal während der Haft über Kreuzschmerzen beklagt, und da sei ihm vom Arzte ein Zugpflaster verschrieben worden, welches er aber nicht angewendet habe.

Die Unterpräfectur in Vercelli stellt, kurz gesagt, den Vorfall so dar, daß Herr Petermann kein Recht hat, sich über schlechte Behandlung zu beklagen, sondern eigentlich verpflichtet sein müßte, für die ausnahmsweise ihm gewährten Vorzüge sich zu bedanken.

Indem wir von dieser Widerlegung, die uns nur durch die „Gazetta Piemontese“ bekannt wurde, schon jetzt freiwillig Notiz nehmen, theilen wir noch mit, daß auch wir unsererseits die zuständigen Behörden um genaue Auskunft in dieser Angelegenheit ersucht haben.

Für die Nothleidenden in der Eifel gingen nachträglich ein: C. B. Engelhardt in Hannover M. 3; Ungenannt in Lübeck M. 1; Clara Winter M. 5; Conrad Wenzel und Freunde in Caernarvon in Süd-Afrika M. 221.50; Jul. Cäcilie Schmidt in Bückeburg M. 6; Verein junger Kaufleute in Greifswald M. 34; O. St. in Aachen M. 1; Hüffer u. Comp. in Leipzig M. 30; Elsa von U. in Stuttgart M. 50; J. G. in Wolfenbüttel M. 10; Julius und Max in Graaff-Reinet, Cape-Colony M. 20; Dr. Th. Forßmann in Straßburg im Elsaß ein Sack Kleidungsstücke.

(Summa M. 381.50, 1 Sack Kleidungsstücke.)

Im Ganzen kamen uns an Geldspenden für die Eifel-Bewohner zu:

Laut Quittung in „Gartenlaube“ 1883, Nr.	20	M.	2627.95.
„ „ „ „ „ „	23	„	3618.45.
„ „ „ „ „ „	33	„	1557.77.
„ obiger Quittung		„	381.50.
Zusammen		M.	8185.67.

Hiervon erhielten durch gefällige Vermittelung des Herrn Professor Dr. Adolf Ebeling in Köln die Orte Adenau M. 800; Bernkastel M. 150; Bracht M. 100; Büllingen M. 300; Burg-Reuland M. 300; Elsenborn M. 300; Esch M. 100; Hallschlag M. 150; Hermeskeil M. 150; Herresbach M. 100; Kell M. 150; Lützkampen M. 300; Manderfeld M. 200; Mayen M. 500; Neuenahr M. 100; Neuerburg M. 300; Neundorf M. 150; Nieder-Emmels M. 150; Nevat M. 100; Rodt M. 300; Schallenmehren M. 500; Schmidtheim M. 200; Stadtkyll M. 400; Udenbreth M. 300; Züsch M. 300; Zweifall M. 100, in Summa M. 6500.

Ferner wurden zur Vertheilung gesandt:

An den Vaterländischen Frauen-Verein in Neuß	M.	500.—.
„ Herrn Franz Hesemann in Neuß	„	400.—.
„ „ Baumeister Pickel in Düsseldorf	„	585.67.
„ „ Professor E. Deger in Düsseldorf	„	150.—.
	M.	8135.67.
Hierzu die Spesen, welche den die Vertheilung der Gelder, Kleidungsstücke rc. bewirkenden Herren für Porto und Fracht erwachsen sind	M.	50.—.
Zusammen wie oben	M.	8185.67.

Bei der Vertheilung der Eifelgelder — so schreibt uns Herr Professor Dr. Ebeling in seinem ausführlichen Bericht — haben wir von der Ueberweisung derselben an das Hauptunterstützungscomité, oder an die Nebencomités Abstand genommen und die betreffenden Summen immer direct übermittelt, zunächst an die Herren Landräthe, Pfarrer, Bürgermeister und Ortsvorsteher der verschiedenen und zwar stets der bedürftigsten Gemeinden, und einzelne größere Summen an solche Vertrauenspersonen, die mit den dortigen Verhältnissen genau bekannt sind und die dann ihrerseits eine speciellere Vertheilung übernahmen. Daß wir auf diese Weise, bei verhältnißmäßig nur geringen Mitteln, den richtigsten Weg eingeschlagen und das praktisch günstigste Resultat erzielt haben, geht aus sämmtlichen, den Quittungen beigelegten Zuschriften hervor. Fast immer wurden Kartoffeln und Brodkorn (vorwiegend Hafer und Gerste) gekauft und vertheilt, baares Geld dagegen weit weniger und gewöhnlich nur an Handwerker und kleine Bauern zur Anschaffung nothwendiger Arbeitsgeräthe u. dergl. An anderen Orten konnte der sehr karge Tagelohn durch diese Beihülfe auf längere Zeit um einige Groschen täglich erhöht werden, und die ganz arbeitsunfähigen Armen wurden an die nun reichlicher versehenen Volksküchen und Suppenanstalten verwiesen. In vielen Dorfschulen hatten auch die Pfarrer Kaffeeküchen für die Kinder eingerichtet, von denen gar viele den oft stundenlangen Schulgang nüchtern und nur nothdürftig bekleidet zurücklegen müssen. Rührend sind die einzelnen Dankesbriefe, in welchen gar häufig betont wird, daß man sich im übrigen Deutschland nur schwer einen Begriff von der Bedeutung einer Summe von 50 oder gar von 100 Mark machen könne und von dem dadurch erzielten Nutzen bei richtiger Verwendung. Vielfach ist es auch vorgekommen, daß einzelne Gemeinden die erhaltenen Gelder mit ihren unberücksichtigt gebliebenen Nachbargemeinden (denn unmöglich konnten alle bedacht werden!) brüderlich getheilt haben. Mit den übrigen Liebesgaben an Kleidungsstücken und sonstigen Effecten, die überall höchst willkommen waren, und mit den Victualien rc. ist es ähnlich geschehen.

Wir dürfen daher allen an diesem Liebeswerke Betheiligten aus voller Ueberzeugung versichern, daß die Gelder, so weit an uns war, ganz in dem Sinne verwendet worden sind, wie sie uns anvertraut wurden.

„Gottes reicher Segen allen hochherzigen Gebern!“ so lautet fast immer der Schluß der herzlichen und oft sehr rührenden Zuschriften — und auch wir wüßten diese Notiz mit keinen besseren Worten zu schließen.

Nochmals auf Leipzigs Schreber-Plätzen. Gewiß werden sich viele unserer Leser des Artikels „Auf Leipzigs Schreber-Plätzen“ in Nr. 23 d. Jahrg. erinnern. Es wurde darin erwähnt, daß diese wichtige Angelegenheit demnächst in einem besonderen Schriftchen eingehend behandelt werden würde. Diese Schrift ist jetzt im Verlage von Friedrich Fleischer in Leipzig erschienen unter dem Titel: „Spielplätze und Erziehungsvereine. Praktische Winke zur Förderung harmonischer Jugenderziehung nach dem Vorbilde der Leipziger Schreber-Vereine. Von Eduard Mangner. Mit Schreber's Portrait.“ Der Verfasser ist seit Jahren Vorsitzender des Schreber-Vereins der Leipziger Südvorstadt. In lebhafter, eingehender Darstellung zeigt er zunächst, welche Verdienste Dr. Schreber und Dr. Hauschild um eine gesunde Jugenderziehung haben, und schildert sodann in klarer Weise, wie in den Leipziger Schreber-Vereinen diese Ideen praktisch durchgeführt werden. Dieser zweite Theil des Schriftchens bringt genaue Anleitung zur Anlegung von Spielplätzen, Kosten derselben rc. Allen Eltern und Lehrern, allen Kinderfreunden, namentlich auch den Aerzten und Behörden sei dieses praktische Schriftchen angelegentlich empfohlen. Möge es dazu helfen, daß an recht vielen Orten Spielplätze für die Jugend und Erziehungsvereine im Sinne Schreber's in's Leben treten.

Für das deutsche Forstwaisenhaus kamen der Verlagshandlung der „Gartenlaube“ ferner zu:

W. Ruß in Farve M. 3; gesammelt im Kreise der Forstschutzbeamten der Majoratsforsten in Ostrometzko M. 6; Heinrich Scheel in Stralsund M. 10; P. T. in Berlin M. 2; gesammelt beim „schweren Wagner“ in Kirchen M. 10; Lehrer Gleine in Zeitz M. 3; H. Gr. in Magdeburg M. 3; Aug. Melsheimer in Laasphe M. 20; Ferdinand Kahn in Frankfurt am Main M. 20; von Zweien, die auch einmal verwaist waren M. 20; Heinrich Scheel in Stralsund (zweiter Beitrag) M. 10; von Jägern und Jagdfreunden gesammelt bei einem Scheibenschießen im Schutzbezirke Aulgasse bei Siegburg M. 17; für Fehlschüsse bei einer Treibjagd gesammelt von Kaufmann Stendel in Loewen M. 10; Ungenannt in Wassili Rubel 10 = M. 19.80; „wenig, aber von Herzen“ M. 1; von einer Freundin des Waldes M. 3; Poststempel Leutkirch M. 5; Gustav Henkel in Köln M. 5; Y. M. 5; A. R. in Stettin M. 3; E. in M. M. 3; ein getroffener Fasanenhahn M. 1; H. von A. in Stuttgart M. 1.50; J. P. und C. S. in Kaiserslautern M. 13; Insulaner-Riege in Leipzig M. 30; Strafe für Fehlschüsse auf einer Hühnerjagd M. 2.50; von einem Menschenfreunde in Darmstadt M. 100.

Summa vorstehender Quittung	M.	326.80,
laut Quittung in Nr. 33 der „Gartenlaube“	„	212.—.
	M.	538.80.

Außerdem gingen ein bei Herrn Amtsvorsteher Niemeyer in Groß-Schönebeck:

Unter Forstbeamten gesammelt von Oberförster Högter M. 30; Wollenhaupt in Tharandt, gesammelt unter Forstakademikern im Gasthofe zur „Tanne“ M. 10; für Fehlschüsse auf einer Jagd zu Dölitz durch Forstmeister von Schrötter in Stettin M. 13.35; Pianofortefabrikant Emmer in Magdeburg ein neues Harmonium; Pianofortefabrikant Weidenstaufer in Berlin ein neues Pianino.

Kleiner Briefkasten.

Ein Auswanderungslustiger in Tuttlingen. In den Aufsätzen „Im Congoland“ ist gar nicht die Rede von am Congo existirenden Colonien. Es giebt dort keine Colonie und für Leute, die sich dort etwa durch eigener Hände Arbeit eine Zukunft gründen, Ackerbau treiben wollen, ist nichts zu hoffen. Das Klima ist ungesund und gestattet dem Europäer nicht, dauernd körperliche Arbeiten zu verrichten; das Land ist eine Wildniß; die Eingeborenen haben noch nicht gelernt, regelmäßig zu arbeiten. Ansiedler im landläufigen Sinne wären dort verloren. Die im Küstengebiet des Congo lebenden Europäer beschränken sich auf ihre Factoreien, wo sie Tauschhandel mit den Eingeborenen treiben. Anlegung von Plantagen wäre möglich; doch gehören dazu bedeutende Mittel und die Lösung der Arbeiterfrage würde überaus schwierig sein. Derartiges könnte überdies nur von Männern unternommen werden, die bereits große Erfahrung in afrikanischen Dingen besitzen.

Friedrich R. in Detmold. Die Beschreibung und Abbildung der verschiedenen Canarienvogelrassen haben Sie jedenfalls in der „Gartenlaube“ Jahrgang 1879 in dem Artikel „Gefärbte Vögel“ gefunden. Farbige Abbildungen derselben hat bis jetzt noch kein deutsches Buch, sondern nur „The Illustrated Book of Canaries and Cage-Birds“ (London 1879) gebracht; die genaue Beschreibung nebst Anleitung zur Verpflegung und Züchtung der englischen Farbenvögel, der belgischen Rasse und vor Allem des Harzer Kanarienvogels bietet das Buch „Der Kanarienvogel“ von Dr. Karl Ruß, welches soeben in vierter Auflage erschienen ist. Sein Preis beträgt 2 Mark. Bezugsquellen zum Einkauf guter Kanarienvögel finden Sie zahlreich gleichfalls in dem Buche angegeben.

F. M. in N., Rußland. Derartige Anfragen kann nur der Arzt beantworten, der den Kranken persönlich untersucht.

Langjähriger Abonnent in Mainz. Die von Ihnen bezeichneten Medicamente sind nicht empfehlenswerth.

Inhalt: Glockenstimmen. Von Stefanie Keyser (Fortsetzung). S. 821. — Weihnachts-Erinnerungen aus den Tropen. S. 827. Mit Illustration. S. 825. — Es war in der heiligen Christnacht. Gedicht von Karl Wilhelmi. S. 828. — Die Regeneration Aegyptens, speciell in Bezug auf den Sclavenhandel. Von Adolf Ebeling. S. 828. — Vorbereitungen zum Christabend. Illustration von J. R. Wehle. S. 829. — Jäger Weihnachten im Hochgebirge. Von B. Rauchenegger. S. 832. Mit Illustrationen. S. 832 und 833. — Die Kunst, Geld zu machen (Schluß). Von Leopold Katscher. S. 834. — Blätter und Blüthen: O Weihnacht und kein Kind im Haus! — Erklärung. S. 835. — Für die Nothleidenden in der Eifel. Von Prof. Dr. A. Ebeling. — Nochmals auf Leipzigs Schreber-Plätzen. — Für das deutsche Forstwaisenhaus. — Kleiner Briefkasten. S. 836.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.

No. 52. Die Gartenlaube. 1883.



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2½ Bogen. Vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig.

An unsere Leser.

Einunddreißig Jahre sind verflossen, seit die „Gartenlaube“ zum ersten Male erschien, und in dieser Zeit hat sie sich über ganz Deutschland, und weit über dessen Grenzen hinaus, in alle Theile der Welt, wo nur immer Deutsche wohnen, verbreitet. Ueberallhin den deutschen Gedanken tragend, die Liebe zur Heimath pflegend, Erhebung und Erheiterung den weitesten Volkskreisen bietend, hat sie in ihrer Weise auch an der Einigung des Vaterlandes redlich und erfolgreich mitgearbeitet und ist im besten Sinne des Worts ein **Deutsches Volks- und Familienblatt** geworden.

In dieser Eigenschaft ist die „Gartenlaube“ von keinem anderen deutschen Blatte je erreicht, geschweige denn übertroffen worden. Dies beweist ihre jetzige wirkliche Auflage von 224,000 Exemplaren, beweist ein Stamm von Lesern, welcher in unwandelbarer Treue zu seiner „Gartenlaube“ steht und welchen in so imposanter Anzahl kein zweites belletristisches Blatt des In- und Auslandes aufzuweisen hat.

Diesen Stamm alter, treuer Abonnenten zu erhalten, soll unsere vornehmste Aufgabe sein. Wir werden an den Grundlagen des bewährten Programms festhalten und in dem Rahmen desselben die neuen Aufgaben zu lösen suchen, welche die Zeit unabweisbar mit sich bringt.

Die „Gartenlaube“ wird fernerhin ein deutsches Blatt bleiben und auf dem Boden der gewonnenen Einheit bestrebt sein, das Band nationaler Zusammengehörigkeit zwischen Nord und Süd, Ost und West fester zu schlingen, dabei aber namentlich die Interessen aller Bruderstämme kräftig wahrnehmen, die jenseits der Reichsgrenzen um ihr Deutschthum kämpfen.

Sie wird ein Volksblatt bleiben und alle Fragen beleuchten, die das Wohl des Bürgerstandes betreffen, alle Einrichtungen zu fördern suchen, die das Loos der arbeitenden Classen verbessern können; sie wird ein warmes Herz und ein offenes Ohr haben für Alle, die da hart ringen im Kampfe um's Dasein.

Sie wird ein Familienblatt bleiben und Allen im Hause: der Frau wie dem Manne, den Söhnen wie den Töchtern, **schöne Erzählungen und nützliche Belehrungen bringen und so den häuslichen Herd schmücken und das tägliche Leben veredeln helfen.**

Dabei soll ein guter Bilderschmuck das Auge erfreuen, denn **mit frischen Kräften wird eben daran gearbeitet, die „Gartenlaube“ mit den Werken unserer besten Meister zu bereichern und zu verschönern.**

* * *

Die **beliebtesten Erzähler und Erzählerinnen**, die **bedeutendsten populären Schriftsteller** auf den verschiedensten Gebieten des Wissens haben sich mit Freuden bereit erklärt, in dem eben beginnenden neuen Jahrgang für **fesselnde Unterhaltung** und **anregende Belehrung** zu sorgen. Die **gefeiertsten Künstler** haben der „Gartenlaube“ ihr Talent zur Verfügung gestellt. Wir müssen aus Mangel an Raum darauf verzichten, die stattliche Reihe glänzender Namen hier einzeln aufzuführen, und uns darauf beschränken, die in der nächsten Zeit zur Veröffentlichung gelangenden Beiträge mitzutheilen.

An Novellen und Romanen nennen wir:

Ein armes Mädchen. Von W. Heimburg.

Die Frau mit den Karfunkelsteinen. Von E. Marlitt.

Die Erbin von Arholt. Von Levin Schücking.

Dschapei. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer.

Ditta's Zopf. Eine Dorfgeschichte aus den Abruzzen von Rosenthal-Bonin.

An unterhaltenden und belehrenden Artikeln nennen wir:

Die irrende Justiz und ihre Sühne. Von Fr. Helbig. — **Die Arbeitsmaschinen der Zukunft.** Mittheilungen über die Fortschritte der Elektrotechnik von Dr. A. Bernstein. — **Die Skrophulose**, eine sociale Krankheit. Von Dr. L. Fürst. — **Die Kindheit eines Riesen.** Historie. Von Johannes Scherr. — **Die einzige im letzten großen Feldzuge verloren gegangene Fahne.** Erinnerungen eines Augenzeugen. — **Fleischfressende Pflanzen.** Von Carus Sterne. — **Reitochsen in Westafrika.** Von Dr. M. Buchner. — **Auf dem Wendelstein.** Von Karl Stieler. — **Maibaumsetzen in Steiermark.** Von P. K. Rosegger. — **Thiercharaktere.** Von K. und A. Müller. — **Der neue Anwalt der deutschen Genossenschaften.** — **Die Sitze im Eisenbahnwagen.** Von Otto Knille. — **Die deutsche Colonialfrage** &c.

Ferner werden wir bestrebt sein, die Rubrik **kurzer Belehrungen und Mittheilungen** möglichst **mannigfaltig** zu gestalten. Wir werden den **Frauen praktische Winke für Küche und Haus** ertheilen, auf **Nützliches für den Hausgarten** aufmerksam machen, allen Arbeitslustigen **Quellen des Nebenerwerbs** nachzuweisen suchen und auch nicht vergessen, durch Mittheilung hübscher **Räthsel, Charaden, häuslicher Beschäftigungen** und **Spiele** für Unterhaltung und Erheiterung im Familienkreise zu sorgen. Endlich soll ein **Briefkasten** auf Anfragen unserer Abonnenten, wo immer möglich, Rath und Auskunft ertheilen.

* * *

In diesem Sinne wollen wir unseres wichtigen Amtes walten, dem guten Alten Neues in zweckmäßigen Verbesserungen und ansprechenden Verschönerungen hinzufügend. Die altgewohnten Räume sollen dadurch ihren traulichen Charakter nicht verlieren und sein Lieblingsplätzchen soll auch für die Folge Jeder in der „Gartenlaube“ finden.

Möchten wir recht bald aus den Zustimmungen alter und neuer Freunde die freudige Gewißheit schöpfen können, daß wir uns in unserer Hoffnung nicht getäuscht haben, daß als der einzige Beweggrund all' unserer Bemühungen der Wunsch erkannt werde:

Die „Gartenlaube“, würdig ihrer großen Vergangenheit und des Einflusses, welchen sie Jahrzehnte lang auf die Herzen des Deutschen Volkes geübt, hochzuhalten als das

erste Volks- und Familienblatt Deutschlands.

Leipzig, im December 1883. **Die Redaction und Verlagshandlung der „Gartenlaube“.**

☛ Die „Gartenlaube“ kann auch künftig sowohl in **wöchentlichen Nummern**, als in **Heften** oder **Halbheften** bezogen werden und bleibt trotz der bedeutend schöneren Ausstattung der seitherige **ungewöhnlich billige Preis** bestehen.

Glockenstimmen.

Eine Bürgergeschichte aus dem 17. Jahrhundert.

Von **Stefanie Keyser.**

(Schluß.)

Geduld pflegt sich gemeiniglich erst bei denjenigen Menschen einzustellen, deren Kraft gebrochen ist, und die nun aus der Noth noch eine Tugend machen. Dazu war Johanne von zu starker, fester Beschaffenheit. Das von Trinen empfohlene Mittel sollte und mußte helfen. Erst hoffte sie auf Fabian Sebastian, da fängt der Baum zu saften an. Nun würde doch die alte Weide ihre Schuldigkeit thun, färbten doch ihre Zweige sich schon röthlich. Als das nicht half, baute sie auf den Frühling. Endlich lugten die Schneeglöckchen aus der Erde, die grünen Blüthenhüllen wie Käpplein über die weißen Köpfchen gezogen. Dann grünte der Kranz von Linden um die rothen Ziegeldächer der Stadt der Aaren, daß man verstand, warum Luther sie einer Schüssel gesottner Krebse, mit Petersilie verziert, verglichen hatte.

Aber Johannens Herzspanne wollte nicht weichen. Da gedachte sie einmal nachzusehen, ob die Liebe noch nicht in die Weide verwachsen wolle. Sie wand sich durch die Himbeerbüsche, welche die feuchte Ecke am Brunnenhaus abschlossen, und spähte nach dem verspündeten Angedenken. Aber ein Schreck durchzuckte sie. Die angebohrte Stelle des alten Weidenbaumes war zerbröckelt im Laufe des Winters, der Pflock rollte seitwärts, und Läppchen und Locke waren verschwunden. Wie gelähmt stand sie und schaute auf den zerstörten Zauber. Da war es freilich kein Wunder, daß ihr Herzeleid nicht verging.

Es war so friedlich und still um sie. Nur leise und kühl, wie eine milde Hand, strich der Wind über ihre glühenden Wangen. Aus den säuselnden Weidenzweigen drang das süße Lied eines kleinen Vogels. Johanne blickte auf. Da droben saß ein Hänfling, und dort hing auch das Nest, dem er zusang. Aber was schimmerte da blau aus dem zierlichen Bau? Sie spähte todterschrocken hin. Ihre scharfen Augen erkannten das Läppchen. Die Hänflinge hatten es zu Nest getragen, und nun schaute die Hänflingin stolz darüber hinaus, wie Frauen über die Teppiche, die sie zur Zierrath bei Festen vor die Fenster hängen.

Johannens erster Gedanke war, nach einer Stange zu springen und ihr Eigenthum wieder zu erlangen. Aber dann hätte sie das Nest zerstören, das genügsame, glückliche Pärlein heimathlos machen müssen. Und hatten sie nicht richtig prophezeit? Vielleicht hielt Hermann in diesem Jahre Hochzeit? Mochten die Hänflinge geruhig weiter hinter dem blauen Angedenken wohnen.

„Mir soll einmal nicht geholfen werden,“ sprach sie trostlos und ging heim.

Der milde Abend hatte die Menschen herausgelockt. Ueberall saßen sie vor ihren Hausthüren, statteten sich gegenseitig Besuch allda ab und plauderten und lachten mit einander. Auch vor der Papiermühle hatte Frau Henningin mit dem Vormund und der Muhme auf der Bank Platz genommen und erholte sich von des Tages Last und Arbeit. Es gab jetzunder viel zu schaffen; denn in der Kürze wurde Zacharias erwartet, um Vorbereitungen für seinen zukünftigen Haushalt zu treffen. Die hochgeachtete Marzibilla hatte eingewilligt, im Herbst gen Arnstadt zu ziehen und allda mit Zacharias in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Vor ihrem Vater, der sie in die Ehe gab, mußte Zacharias doch als großer Bürger bestehen können.

Es war dunkel geworden. Die Kinder, welche auf dem Liebfrauenkirchhof zwischen versunkenen Grabsteinen Verstecken gespielt hatten, kamen müde herbei. Benjaminlein stieg auf Johannens Schooß. Man hörte die helle Schloßthurmglocke die neunte Stunde schlagen.

„Heut haben sie auf der Neidecke den Filzreif von der silbernen Glocke genommen, die unser Bellicosus dort aufgehängt hat,“ meinte Bastian. „Für gewöhnlich ist er darum gelegt, auf daß unsere kleinen Kinder nicht aufwachen. Hermann hat es uns erzählt. Gelt, Hanne?“

Die Muhme wickelte die Daumen um einander. „Wärme ja nicht das Gedächtniß an den Kukuk auf, den Ihr in Eurem Nest groß gezogen habt. Der schlaue Bursch ist sein Schusterpech los geworden, inmaßen er die Glockengießerin freit; an der Hanne aber ist es hängen geblieben.“

Johanne antwortete nicht. Ihr Muth war so gänzlich darnieder geschlagen, daß sie wehrlos Kränkungen über sich ergehen ließ. Die Muhme schüttelte den Kopf.

Die Unterhaltung wollte auch gar nicht in Gang kommen. „Es ist anjetzo recht still in der Welt geworden,“ seufzte sie. „Sonst ging kein Tag vorüber, an dem nicht in der Flur ein Mensch von einer giftigen Kugel erschossen gefunden oder eine Jungfer beleidigt wurde. Und nun ereignet sich nichts mehr, was des Erlebens werth wäre.“

Da schlug plötzlich auf dem Glockenthurm eine Glocke in eiligen Schlägen an und erfüllte die Luft mit wirrem Geläut.

„Das ist Sturm!“ sprach der Rathsbrunnenmeister. „Ist die Kriegsfurie wieder los? Oder ist ein Feuer aufgegangen?“

„Ihr habt es beschrieen, Muhme,“ jammerte die Frau Henningin. „Nun haben wir das Unglück.“

„Am Erfurter Thor brennt es,“ rief die Schmidtin, nach Norden zeigend, wo den Himmel ein feuriges Roth überzog. „Gevatter Brunnenmeister, eilt, daß Ihr in Euer Haus kommt.“

Der Gevatter schaute sich ruhig um. „Mein Platz ist als Rathsbrunnenmeister auf dem Markte. Und wer ein Amt hat, der warte desselben.“ Damit schritt er von dannen.

Die Muhme folgte mit Frau Henningin nach. Nur Johanne

blieb. Sie rief die Geschwister zusammen und ging gelassen in das Haus. Tiefes Herzeleid macht gegen äußere Sorgen und Schrecknisse unempfindlich.

Auf dem Markte wogte eine dunkle Menschenmenge durch einander, nur von der ausgehängten Rathhauslaterne beleuchtet. Noch wußte Niemand, wo das Feuer aufgegangen war; aber Alle bereiteten sich zu seiner Bekämpfung vor. Die Schaarwächter schritten heran, die eisernen Pickelhauben auf den Köpfen, die Spieße über die Schultern gelegt. Die Zimmerleute und Maurer nahten eilig im Schurzfell mit Axt und Spitzhammer. Rathsknechte liefen nach den Feuerleitern im Leiterhäuschen, die Frauen ergriffen die Feuereimer, welche in langen Reihen im Rathhausflur hingen. Pferde trabten heran und wurden an die Wasserkufen gespannt, die um die mächtigen Brunnenbecken standen.

Und das Brausen der Menschen übertönend, wimmerte die Glocke in immer wilderen Schlägen. Da erschallte die Stimme des Bürgermeisters:

„Die Stadt wird nicht bedräut; fern von uns wüthet die Feuersbrunst. Droben vor dem Steigerwalde loht und qualmt es.“

Beruhigt schickten die Bürger sich an, heim zu gehen, als eine neue Hiobsbotschaft anlangte. Die Läuter hatten allzu eifrig ihrem Amte obgelegen und die Glocke war zersprungen. Daraus erwuchs eine große Ausgabe für die Stadtcasse. Im Groll hierüber fanden die Weiber ihren Muth wieder. Die Arme in die Seite gestemmt, traten sie, drohend mit den Pfauenschweifen nickend und ihre Meinung sagend, zusammen.

Allen voran zeterte die Muhme Schmidtin: „Daß Gott erbarm! Das ist ein sauberer Rath, der solche Himmelstürmer zu Läutern bestellt hat! Und wer muß den Schaden tragen? Die Bürger, welche doch nichts für die Unfürsichtigkeit des Bürgermeisters können. Ihr braucht mich nicht anzustoßen, Frau Henningin. Eine Bürgers- und Meistersfrau läßt sich das Maul nicht zubinden.“

„Ei, seid doch ruhig, liebe Frau Nachbarin,“ begütigte der Rathskämmerer. „Es ist ja nur die Maria Magdalena, welche sprang. Und es ist an ihr nichts Erkleckliches verloren, da sie doch nur dazwischen quäkete wie ein altersschwaches Weib.“

„Eines alten Weibes Stimme ist auch nicht zu verachten,“ entgegnete zornig die Schmidtin; „denn obgleich der Herr sie also eingerichtet hat, daß sie quäkt und zittert, so redet sie doch oft weiser und verständiger, als mancher Mann in Amt und Würden.“

Da trat der Rathsbrunnenmeister hinzu. „Liebe Nachbarinnen und Gevatterinnen, geht nur geruhig nach Haus. Es wird Alles auch ohne Euch genugsam erwogen und festgestellet werden. Und will ich doch verhoffen, daß unsere gute Stadt nicht zu arm sei, um ihre Glocke umgießen zu lassen, wenn selbiger etwas Menschliches begegnet.“

„Zu arm? Gott bewahre,“ lautete die Antwort. „Arnstadt ist wohl vermögend, also viele Glocken gießen zu lassen, wie ihm beliebt.“

Man zog stolz beruhigt ab.

In der Papiermühle rüstete die Familie sich zur Nachtruhe. Frau Henningin schaute wehmüthig nach dem Glockenthurm hinauf.

„So hat die alte Maria Magdalena ausgeklungen. Sie hat bei meiner Confirmation, Hochzeit, bei allen Taufen und Begräbnissen unserer Sippe geläutet. Auch diese Stimme werde ich nicht wieder hören.“

„Sie wird schöner wieder auferstehen,“ sprach Johanne. „Eine zersprungene Glocke läßt sich umgießen, ein zerbrochenes und zermürbtes Menschenherz nicht. Und wie viel Lärm wird um eine solche gemacht, und nach dem armen Herzen fragt Niemand.“

Droben am Steiger war es heißer hergegangen. Als die Feierabendstunde von den Dörfern nah und fern läutete, stellten auch die Holzhauer der Möhring'schen Gießhütte im Walde ihre Arbeit ein und rüsteten sich zur Heimkehr nach Erfurt. Nur hier und da waren noch Scheite aufzuschichten, noch ein paar Züge mit der Säge zu thun. Hermann Zimmermann schritt von einer Gruppe zur andern, ordnete an, was noch geschehen mußte, und schrieb die aufgebauten Klafter auf.

„Verzieht noch, bis Alle die Arbeit vollendet haben,“ befahl er. „Vereinzelt Euch nicht im Walde. Es scheint mir nicht ganz geheuer im Steiger zu sein. Es sollen unheimliche Gesellen sich hier und da gezeigt haben, und ich vernahm auch ferne Schüsse.“

Ein alter Holzhauer nickte bedeutungsvoll. „Ich habe im Rasen drunten an der Heerstraße einen frisch eingeschnittenen Gaunerzinken gefunden. Die Spitze des Pfeiles wies nach dem Steigerwalde. Da mögen die Heckenbrüder sich sammeln.“

Hermann schritt nach dem Waldhause hinüber, wo Eberhard seiner harrte. Er war ein schöner Mann geworden, der in den hohen Stiefeln, dem Schurzfell und mit der blinkenden Axt über die Schulter wie ein Bild kraftvoller Jugend erschien. Aber er schaute mit schwermüthigem Blicke um sich und schritt sonder Freude durch den Wald, ohne der Himmelschlüsseln zu achten, die aus dem Moospfühl emporblühten, ohne zu hören, was die Amseln und Drosseln von den mit jungem Laub bedeckten Birken und Buchen überpfiffen.

Auch der Vetter, der auf der Bank neben der Thür des Holzhauses saß, sah unwirsch aus. Er hatte Morcheln gefunden und schnitzte kleine hölzerne Spießchen, an denen die Schleckerbißlein gebraten werden sollten. Aber so zart auch die Schwämme erschienen, sie lockten kein Lächeln auf die feinschmeckenden Lippen des Obergesellen.

„Ich sage Dir, so geht es nicht weiter,“ sprach er finster. „Der Schlot mit seiner Zahnlücke ist noch immer nicht ausgeflickt. Aber sie“ — er deutete mit dem Daumen hinter sich — „will sich durchaus ein plümerantenes Kleid kaufen. Der liebe Gott weiß, was das für ein Ungethüm sein mag; denn da das ganze Weibsvolk jetzo darauf versessen ist, kann es nur etwas Verdrehtes sein. Da wird wieder das schöne Geld wie Rauch hinaus fliegen mit dem Versprechen, nimmermehr wieder zu kommen. Es ist eine klamme Zeit. Arbeit giebt es nicht viel; denn die Menschen mühen sich um das tägliche Brod. Da können sie nicht an ihre spolirten Kirchen denken. Das Geld ist rar, Auslagen müssen wir bei jeglichem Guß machen und den dürftigen Gemeinden Zeit zur Zahlung lassen. Dazu bimmelt das Steuerglöcklein unaufhörlich: Bringt Geld! bringt Geld! um die letzten Kriegscontributionen zu bezahlen. Ich habe sogar meinen Sparpfennig in die Gießhütte gesteckt. Und mein Tobak ist auch zu Ende,“ schloß er ärgerlich.

„Wir sind nicht die Einzigen, welche mit dem Elend ringen,“ tröstete Hermann. „Das ganze deutsche Volk ist unser Leidenscumpan. Was sollte aus unserem Vaterland werden, so Alle entmuthigt die Hände sinken ließen? Jetzo ist der Friede gekommen. Seht, wie viele Aecker sind wohl bestellt, und der gütige Gott verheißt reichen Erntesegen. Dann werden auch die Menschen dem himmlischen Vater danken wollen und die Kirchen, denen der grimme Kriegsbelial die Glocken entrissen hat, wieder mit solchen zieren. Ist es nicht ein schönes Tagewerk, dafür Sorge zu tragen, daß die ernste Stimme aus den Lüften allenthalben wieder der Menschheit zurufen kann: Nun ruhet aus vom Arbeiten und Sammeln irdischer Schätze und gedenket eurer besseren Heimath. Darum wollen wir nicht verzagen. Ein tüchtiger Mann überwindet ein widriges Geschick.“

Eberhard war gerührt, und da wurde er allezeit grob.

„Sind wir etwa tüchtige Männer?“ polterte er. „Pantoffelhelden sind wir, arbeiten nur, auf daß sie“ — sein Daumen fuhr über die Schulter — „die schönen Thaler durch ihre runden Finger fallen läßt wie durch ein Sieb. Gleich einer Glocke versenkt sie sich in einen Sumpf und klagt dann noch aus der Tiefe über das, was sie sich selbst angethan hat.“

Hermann hatte in die Ferne gelauscht, aus der ein schriller Pfiff tönte. Jetzt wandte er sich wieder dem Vetter zu. „Ihr thut ihr Unrecht; sie ist eine gute Frau.“

„Das ist wenig genug. Sie hat ein Herz so weich als ein Butterweck,“ schalt Eberhard.

Hermann's Lippen zuckten. „Nein, es ist viel, schier möchte ich sagen Alles bei einem Weibe.“

Eberhard fuhr auf. „Thue mir die einzige Liebe und sei nicht so weichlich. Ich kann es nicht ersehen, wenn die Meisterin Dich so hätschelt, anäugelt und vollstopft. Es ekelt mich an. O, ich wäre schon längst fortgegangen, wenn die Glocken mir nicht so an's Herz gewachsen wären. Die Weiber bedürfen eines starken Herrn, der ihren Thorheiten die Pässe verlegt. Denke daran: Manneshand oben.“

„Hätte Euer Gemüth sich todtwund gerieben an einem Kieselstein, Ihr würdet andere Meinung hegen von einem milden Frauenherzen,“ antwortete Hermann. „Aber Ihr habt Recht, sie bedürfte eines starken Herrn, und es will mich bedünken, als harre sie nur auf die feste Hand, unter welche sie sich zu beugen hat.“

„Weißt Du etwa eine solche?" fragte lauernd der Obergesell, und die Falte zwischen den dunklen Brauen wurde noch tiefer. „Laß Dich warnen, das Ehekreuz auf den Rücken zu nehmen und in den Wehestand zu treten. Es muß doch etwas an dem Elend sein; denn kein Stand auf der Welt hat so viele jämmerliche Namen bekommen als der heilige Ehestand."

„Schämt Euch, Vetter!" sprach Hermann ernst.

Es war dunkel geworden. Die Leute hatten sich versammelt und harrten des Befehls zum Aufbruch. Aber Hermann stand und spähte in die Weite. In Walthersleben huben plötzlich die Hunde ein wüthendes Gebell an. Dann tönte ein lauter Ruf durch die Nacht, wildes Schreien, dumpfe Schläge, wie gegen Thüren und Thore, und plötzlich krachten Schüsse.

„Das ist ein Ueberfall von Raubgesindel in Walthersleben," rief Hermann, seine Axt fassend. „Rasch folgt mir, daß wir zu Hülfe kommen."

Die Holzhauer eilten ihm nach. Der Vetter zog das lange Messer und schloß sich der wehrhaften Schaar an. In großer Geschwinde trabten sie über frisch gepflügte Aecker und Wiesenraine hinüber, wo der Umriß des Kirchthurmes sich schwarz vom Himmel abzeichnete. Aengstliche Glockenschläge sandte er in die Nacht hinaus. Und jetzt stieg eine rothe Flamme mitten im Dorfe auf.

„Sie haben den Bauern den rothen Hahn auf das Dach gesetzt," riefen Hermann's Leute und verdoppelten ihre Schritte.

Wirres Geschrei, Gebrüll, Gewimmer tönte ihnen entgegen, dazwischen das lustige Soldatenlied:

„Laßt uns uns'ren Tag genießen,
Gott weiß, wo wir morgen sein."

Nun waren sie am Eingang. Die aufsteigende Flamme verbreitete Tageshelle. In der Dorfgasse kämpften die Bauern, mit Dreschflegel, Sense und Mistgabel bewaffnet, gegen das Raubgesindel: wilde bärtige Gesellen, aus deren verwitterter, zerfetzter Kleidung die ehemaligen Kriegsknechte zu erkennen waren. Schiebochsen, wie die Pikeniere genannt wurden, rannten mit ihren Spießen an; zerlumpte Musketiere, denen von ihrer Bewaffnung nichts geblieben war als die Gabel, darauf die Muskete beim Feuern gelegt wurde, schlugen mit den metallenen Hörnern derselben drein; Arkebusiere, jetzo stolz zu Fuß, wie sonst hoch zu Roß, feuerten mit ihren Handrohren dazwischen. Die Bauern wehrten sich vereinzelt und mußten weichen.

Da drangen mit lautem Halloh die Erfurter in das Getümmel. Ihre Aexte und Beile fielen in wuchtigen Schlägen auf die verlotterten Martissöhne nieder, daß diese zu weichen begannen. Hermann sammelte mit lautem Zuruf seine Leute und folgte ihnen auf dem Fuße nach.

Unter der Tanzlinde hatte der Hauptmann der Bande sein Quartier aufgeschlagen. Karren und Lastthiere hielten hier, und die Schnapphähne schleppten heran, was sie zusammen geraubt hatten. Es war ein gräulicher Kerl, aus dessen wüstem Gesicht eine rothe Nase, groß wie eine Gurke, leuchtete. Stiefel, weit wie Bottiche, mit ellenlangen Sporen, schlotterten um seine Beine, ein riesiger Schlapphut war über das einzige Auge gedrückt, ein zweihändiges Schwert klirrte an seiner Seite und sein Gurt war mit Dolchen und Radpistolen gespickt. In den Ohren trug er große Silberringe, und um den Hals in vielen Windungen eine goldene Kette.

„Potz Blut! Schlagt Alles entzwei!" scharmuzierte er. „Töpfe und Pfannen — das Fleisch mundet am besten am Spieß gebraten. Her mit dem Schnapsfäßchen! Gebt dem Schänkwirth dafür den Schwedentrunk! Der ist viel stärker als jeder Wein der Welt. Will der Bauer nicht sagen, wo er sein Geld versteckt hat, so schraubt seine Daumen statt des Steines auf die Pistole. Sperrt und ziert Euch nicht, Ihr Dirnen!" rief er ein paar Mädchen zu, die gebunden herbeigeschleppt wurden. „Ihr werdet brave Soldatenweiber, fahrt auf dem Wagen und eßt Brod, das Ihr nicht gebaut habt. Wenn's wieder los geht, seid Ihr bald mit obenan. Die mit dem gelben Zopf behalte ich für mich."

Um diese Bestie in Menschengestalt sammelten sich die Mausköpfe. Aber die mannhafte Erfurter Schaar focht das gar nicht an. Die Bauern hatten sich zu ihnen gesellt, und hauend und stechend drangen sie auf die Räuber ein. Mit wuchtigen Hieben bahnte Hermann sich den Weg zum Hauptmann.

„Daß Dich Gottes Element schände!" kollerte das Scheusal. „Willst Du den Soldaten, der für Euch Stubenhocker sich hat todt schlagen lassen, hindern, sein Brod zu nehmen, das Ihr ihm weigert, so soll Dich der Donner sechs Klaftern tief in die Erde schlagen!"

Er richtete seinen Fäustling auf Hermann. Der Schuß fiel. In demselben Augenblicke aber sauste die Axt herab und zerbrach den Schädel des Hauptmanns, daß Blut und Hirn weit herum spritzte.

Ein Jubelruf der Erfurter antwortete auf Hermann's That, und sein Häuflein, von den Bauern verstärkt, räumte mit den Räubern auf. Quartier wurde nicht gegeben. Das bis auf's Blut gequälte Landvolk vertilgte das Ungeziefer. Noch eine kurze blutige Arbeit, dann verhallte der letzte Angstschrei, verstummte das letzte Todesröcheln. Der allergewaltigste Rumormeister Tod hatte die wilden Gesellen zahm gemacht.

Die Gemeinde und ihre nachbarlichen Beschützer eilten der Brandstätte zu. Hermann stand schon wieder auf dem Giebel eines lichterloh brennenden Hauses und schlug das qualmende Gebälk nieder.

Als der Morgen graute, war auch die Feuersgefahr getilgt, und nun berief der Schulze die Gemeinde auf den Platz unter der Linde. Einen Pfarrer gab es im Dörflein dermalen nicht. Der letzte war im Krieg umgekommen, ein neuer noch nicht eingesetzt. Aber der Schulmeister kletterte vom Glockenthurm herab, wo er gestürmt hatte. Die Weiber schlichen aus ihren Verstecken, aus dem Gehege, aus Gruben und Winkeln hervor. Die sieghaften Bauern traten in einen Ring. Es waren im Unglück hart gewordene Gestalten, mit finstern Gesichtern, wie aus bräunlichem Holz geschnitzt, mit Fäusten wie Eichenwurzeln.

Wegen der Leichen wurde nicht viel Federlesen gemacht. Wenn dazumal über jeden Erschlagenen ein Protokoll hätte aufgenommen werden sollen, so hätte die Menschheit in lauter Scribenten sich verwandeln müssen. Der Schulze ließ die Todten auflesen und befahl, sie draußen im Feld einzuscharren. Dann wurde die Beute herzu geschafft: Pferde, Wagen, Kleider, Waffen. Es sah aus wie auf einem Krempelmarkt. Da waren Armbänder aus Elenklauen; das entströmende Blut ihrer Träger zeigte, daß sie ihren Zweck, das Blut zu stillen, nicht zu erfüllen vermocht hatten; Medaillen, die als Amulete gegen Hieb und Schuß getragen worden waren, hatten nicht vor dem Dreschflegel geschützt; der Tod findet immer eine Lücke, auch in der festesten Verschanzung; auch Beutel mit Geld, Säcke, in denen geraubte Hühner, Speck und Würste staken.

Beim Schein der noch brennenden Schutthaufen suchten die geplünderten Leute ihr Eigenthum heraus, berieth der Schulze mit den Aeltesten, wie die Geschädigten zu befriedigen seien. Die Abgebrannten erhielten zusammengehämmerte Silbergeräthe; konnten leicht Abendmahlskelche gewesen sein, man fragte nicht darnach: „Noth kennt kein Gebot." Den Leuten aus der Gießhütte wurde mit Geld gelohnt. Auch dem Vetter wurde der gewünschte Antheil: ein großer Beutel voll Tobak. Hatte er doch grimmig um sich gestochen wie eine giftige Hornisse. Ein Ringlein mit dunklem Stein bat er sich noch aus.

„Der Achat schützt vor Liebestrunkenheit, ich will ihn einer vielwerthen Frau schenken," flüsterte er dem Schulzen zu, der einwilligend nickte.

Hermann saß auf einem verkohlten Pflug. Er war halb ohnmächtig. Die Kugel des Hauptmanns hatte ihn gestreift und das Blut rieselte an der Wange hernieder. Die gerettete Bauerndirne mit dem gelben Zopf band ihm ihr Tüchlein um die Wunde. Da trat der Schulze mit den Bauern zu ihm heran.

„Nehmt unsren Dank, wackrer Gesell," sprach er, „und diese güldne Kette von dem Räuberhauptmann als Beute-Antheil. Ihr habt sie redlich verdient, denn ohne Euer kräftiges Dreinschlagen möchte es itzo übel um uns bestellt sein."

Hermann wollte sie abwehren, aber der Schulze bestand auf seinem Willen. „Es muß wieder Ordnung werden im deutschen Land und Jeder dazu thun, daß Gerechtigkeit geübt wird. Sie haben es in Erfurt nicht der Mühe werth gehalten, eine halbe Karthaune auf der Cyriaxburg zu lösen, da sie unser Feuerzeichen sahen, und auch aus dem sächsischen Amt unten sind uns auf unser Stürmen die Landreiter nicht zu Hülfe gekommen. Nun, wer nicht mit thatet, auch nicht mit rathet. Ihr aber nehmt den wohlverdienten Lohn, den Euch die ganze Gemeinde zubilligt."

Hermann schaute schier bestürzt auf das Geschmeide, eine güldne Kette, an der allerhand kostbare Münzen hingen. Aber plötzlich blieb sein Blick starr an einem Goldstück haften. Er hob es zum Auge, seine Hand begann zu zittern.



Reineke auf der Treibjagd. Originalzeichnung von L. Beckmann.

„Hilf du heilige Dreifaltigkeit!" las er mit stockendem Athem, und da, wo die Jahreszahl stehen sollte, war ein Eckchen herausgeschlagen. Der Glücksducaten des armen Häusleins, das man das Sterbekleid benamst hatte, kehrte zu dem armen Sohn desselben zurück, und wie es sich für ihn geziemte, zog er das Glück am güldnen Bande nach und legte es in die brave tapfere Hand.

Sein Vetter stand neben ihm und konnte seine Erschütterung nicht deuten. „Graut Dir vor dem Kleinod des Merodebruders?" fragte er.

Hermann schüttelte das Haupt. „Wenn wir Alles von uns thun wollten, was mit Thränen getränkt wurde, es bliebe wahrlich wenig übrig. An uns ist's, den Unsegen in Segen zu verkehren."

„Welchen Segen Du gewißlich der Gießhütte zu Gute kommen lassen wirst," sagte Eberhard und lugte ihn mißtrauisch an. „Nun kannst Du sie leicht in die Hände bekommen, ohne daß Du Dich in ein fremdes Nest setzest."

Hermann sah auf. „Das soll auch geschehen," sprach er.

Der Wind wehte über die Weizenstoppeln, die Hopfengärten standen verödet, das gelbe Laub der Linden trieb in den Lustgärten um Arnstadt. Die Schwalben hatten längst ihre Reise angetreten. Mit flüchtigem Pfeifen strichen schon die Meisen durch das fallende Laub der Weide und des Grafgünther-Birnbaumes im Brunnengärtchen.

Auch Johanne war mit Auszug und Abschied beschäftigt; denn die Jungfer Marzibilla war im Anzug und Zacharias ihr entgegen gereist. In den nächsten Tagen wollte die Mutter in die Wasserstube übersiedeln. Johanne schaffte früh und spät, um den Haushalt wohlbeschickt der Schwäherin übergeben zu können. Obgleich der Abend nahte, stand sie noch in der Küche. Ueber dem Herdfeuer schwebte ein blanker Kessel, und der darin wallende Honig verbreitete einen süßen Duft, während sie ihn mit dem Feimlöffel abschäumte. Die kleinen Blumengeister, deren vergängliche Hüllen längst verblüht und verweht waren, hielten in der heißen Fluth eine flüchtige traumhafte Auferstehung, und die Erinnerungen des jungen Mädchens erhoben sich mit ihnen.

„Eitel Lindenblüthe," flüsterte sie für sich. „Also duftete es auf dem Maienfest, da ich zum letzten Mal dort tanzte. Die Finken und Grasmücken schmetterten in den Zweigen, der Zinkenist und der Fiedler spielten auf, die Sonne funkelte durch die blühenden Zweige. Jegliche sprang mit ihrem Liebsten auf dem Anger. Nur ich schloß mein Herz fest zu, ließ den armen Hermann einsam unter den finstren Ulmen stehen und achtete seiner traurigen Augen nicht. Nun zünden sie Alle die Flammen des eignen Herdes an, die damals mit mir tanzten. Bärbchen hat sich ihr Herzgespiel durch Geduld und Nachsicht erstritten. Und Hermann ist des Harrens überdrüssig worden, und hat sich eine Gesponsin erkieset. Nur ich bin einsam geblieben, und meine Jugendfreude ist zerstiebt wie die Lindenblüthe, darin der köstliche Honig wuchs."

Sie ergriff ein Körbchen, das angefüllt war mit kleinen blau bedufteten Schlehen, und während sie dieselben wie Perlen in den siedenden Honig streute, begleitete sie ihr Thun weiter mit leisen Worten: „Ein harter Reif hat die Früchte schon getroffen und wohl vorbereitet; denn nicht die liebe Sonne, sondern der harte Frost vermag sie zu zeitigen. Also ergeht es auch einem herben Gemüth. Nicht die milde Liebe, sondern Trübsal und Leiden vermögen es mürbe zu machen und für ein holderes Dasein zu reifen — zu spät."

„Hanne, sprich lieber mit uns als mit dem schwarzen Topf," ertönte Benjamin's feine Stimme, und der Kleine kletterte an Christel's Hand mühsam über die hohe Schwelle in die Küche.

„Wart, Du darfst den Kessel auslecken," versprach sie, goß die eingesottnen Früchte in eine Steinbüchse und stellte sie zum Abkühlen auf das Topfbret. Den Kessel aber setzte sie auf die Erde und gab dem Kleinen sein Löffelchen. Während er die Tröpfchen zusammen schabte und sich einen gelben Bart auf die Rosenwänglein malte, hielt Christel einen Korb voll grüner Zweige und bleicher Herbstblumen ihrer Schwester unter die Augen.

„Ich habe zusammen geschnitten, was noch im Garten grünte und blühte. In der Schule wird der Kranz gewunden, den unsre Glocke morgen beim Aufziehen tragen soll. Sieh, auch ein verspätetes Rosenknöspchen ist dabei. Ein Streifchen Roth leuchtet heraus."

Eine Thräne trat in Johannens Auge. Solch ein Knöspchen hatte er ihr an dem Tage gegeben, der sie für immer trennte, und sie hatte ihn dafür gescholten.

„Ach Hanne," plauderte Christel, während sie Buxbaum, Minze und weiße Astern zierlich in dem Korbe ordnete, „wie ich mich auf das Fest morgen freue! So was ist noch nicht dagewesen. Sechs Bürgersöhne sind abgesandt, jeglicher mit zwei Pferden, und sind dazu die schönsten ausgesucht, und das stattlichste Geschirr ist aufgelegt worden. Der Herr. Bürgermeister hat schon Nachricht, daß der liebe Gott die derowegen in allen Kirchen gethanen Fürbitten erhört hat, und das Werk wohl gerathen ist. Auch soll die Frau Glockengießerin sich also billig gezeigt haben, daß die Rathsmannen darob sehr zufrieden sind. — Hast Du auch gehört, was der Rathsbrunnenmeister erzählte? Er ist mit den andern Rathsmannen in Erfurt gewesen wegen des Glockengusses. Da die Meisterin ihre drei Kreuze unter die Geschrift gesetzt hat, ist sie sehr lustig gewesen und hat gemeint: ‚Will's Gott, sind's die letzten, die ich zeichne. Das nächste Mal unterschreibt eine geschicktere Hand.' Und draußen auf dem Hof hat unser Hermann befohlen wie ein Kriegsobrister, aber der Arnstädter Rathsmannen gar nicht geachtet. Mich nimmt es baß Wunder, daß er so stolz geworden ist. Freilich! Er freit die Frau Glockengießerin, wie sie sagen."

Sie lugte Johannen bedenklich an. Doch diese starrte regungslos in die verglimmenden Kohlen.

„Die Glocke kommt!" schrie Bastian in die Küche.

„Die Glocke kommt!" wiederholte Christel und rannte mit ihm davon.

Benjaminlein aber kam herbei, faßte Johannen an Hand und Schürze und zog sie hinaus. Schon sammelten sich die Menschen um die Liebfrauenkirche, und von fernher tönte der Lärm der heranwälzenden Volkswelle, welche die ankommende Glocke begleitete. Die Kirchenpforte wurde aufgethan, die Tragen, Balken und Hebel wurden gebracht, die nöthig waren, um die Glocke in das Innere der Kirche zu schaffen, von wo aus sie am andern Tage in den Thurm empor gezogen werden sollte. Aus allen Häusern eilten die Insassen herbei; der Platz füllte sich an. Die Letzte hinter der Menschenmauer erwartete Johanne den Zug.

Endlich bog das erste Paar der ziehenden Pferde auf den Kirchplatz ein, und die andern folgten langsam nach. Sie waren alle geschmückt mit grünen Zweigen und die Bürgersöhne, welche sie leiteten, in kostbarem Putz. Gemachsam rollte der Wagen mit der wie helles Gold glänzenden Glocke in den Kreis, welchen die Menschenmenge gebildet hatte. Ein lautes: „Ah!" ertönte, und Alt und Jung drängte herbei, um den neuen Ankömmling recht genau zu beschauen. Da gewahrte man zierliche Schrift auf der Glocke, und von allen Seiten rief es: „Seht da, welch ein Verslein schmückt unsere Glocke? Legt es uns aus, Herr Küster."

Der Küster als Schriftkundiger trat herzu und las mit lauter Stimme:

„Von altem Metall bin ich,
Gut und recht wohl mich
Gießen that in Erfurt Hermann Zimmermann,
Nun Gott zu Lob ich klingen kann."

„Hermann Zimmermann?" murmelte es ringsum. „Das ist ein Arnstädter Name."

Da arbeitete sich der Rathskämmerer durch die Menschen in den Kreis hinein und rief mit vor Bewegung bebender Stimme: „Mitbürger, unsere Stadt hat Freude und Ehre erlebt an ihrem Kinde. Ja, der Hermann Zimmermann ist ein tüchtiger Glockengießer geworden, und das ist sein Meisterstück, so er für seine liebe Vaterstadt gegossen hat. Prüfet selbst, ob solches wohl gerathen ist."

Eine Stille des Erstaunens hatte bislang auf Allen gelegen. Nun brach der Jubel los. „Hermann Zimmermann hoch! Allezeit Arnstadt hoch!" brauste es durch die Luft.

Johanne stand starr und still.

Da gleißte die Glocke wie eitel Gold im Abendsonnenschein. Ihr Wort war wahr geworden. Schöner war sie auferstanden, und der Name des armen Hiob stand für alle Zeiten auf der Glocke, die Arnstadt zum Gottesdienst rief. Nun war es eine Ehre, mit diesem Namen zusammen genannt zu werden.

Jetzt kam mit glühenden Wangen Christel geflogen. „Er ist da, ich habe ihn gesehen, wie er mit dem Herrn Bürgermeister

vom Rathhaus herabschritt und alle die Rathmannen mit ihm. Ach, und wie stattlich und schön sah er aus! Ein feines braunes Wams mit so großen blauen Röslein besetzt hatte er an und einen stattlichen aufgeschlagenen Hut in der Hand; denn auf den Kopf brachte er ihn nicht, so viel mußte er grüßen und danken."

„Hanne, Hanne," schrie von weitem athemlos Bastian, „unser Hermann ist da."

Jetzt theilte sich die Menge, und die Väter der Stadt erschienen, in ihrer Mitte der Glockengießer. Die Hüte flogen ab vor den Rathmannen. Aber nur einen Augenblick wurde es ehrerbietig still; dann stürzte Alt und Jung, Männer und Frauen auf Hermann Zimmermann zu, um ihn willkommen zu heißen. Johanne wurde gänzlich zurückgedrängt.

Da war er nun, den sie sonst als ihr Eigenthum betrachtet hatte; aber jeder Andere stand ihm näher als sie. Alle die Menschen, die ihn sonst verachtet hatten, drückten ihm nun die Hände, und er schüttelte sie allen. Dann wandte er sich und traf seine Anordnungen für das Abladen der Glocke.

Mit zitternden Knieen ging sie in das Haus. Aus dem Giebelstüblein lugte sie verstohlen hinab. Christel hatte Recht gehabt: er war viel tausendmal schöner geworden. Und würdig und ehrenhaft erschien sein Gebahren. Aber herüber schaute er nicht, und das Herz erstarrte ihr zuletzt zu Stein in der Brust. Und dazu ertönte die Stimme der Frau Henningin: „Hanne, hast Du auch die Hammelkeule schon mit Salbei gespickt, damit wir morgen nicht zu viel zu schaffen haben? Bastian, wo ist das Bier auf? Wenn nur die Bürger ein Einsehen haben und bei der großen Fremdeneinkehr gute Gebräude aufthun und nicht gedenken, die säuerlichen Biere loszuwerden."

Da nahte ein Mann in langem blauem Mantel, einen mächtigen Hut auf dem Kopfe, trat auf den freien Platz vor der Mühle und schrie nach allen Himmelsrichtungen hin: „Weizenbier ist aufgethan beim Herrn Nicolaus Fischer im großen Christophel."

„Was, Bierrufer?" fragte Frau Henningin aus dem Fenster, „der Herr Fischer hat selbst Bier auf?"

„Ja," nickte der wichtige Mann, „sein bestes Gebräude hat er aufgethan und gesagt: ‚für den morgenden Ehrentag unserer Stadt ist nichts zu gut.'"

Johanne traute ihren Ohren nicht. Auch der Nikel maßte sich an, ihm nahe zu stehen, Freundschaft zu erweisen. Sie allein blieb ausgeschlossen. Und jetzt kam die Muhme Schmidtin athemlos an, wie immer mit Hausschlüssel und Laternchen.

„Daß Gott erbarm! Hat man eine solche Historie je erlebt? Aus dem lumpigen Buben ist ein fürnehmer Glockengießer geworden. Ich sagte es immer: Denkt an mich! aus dem wird noch einmal Etwas! Aber Herr Henning — Gott hab ihn selig! — trug seine spitze Nase zu hoch. Gott verzeih mir die Sünde! Und die Hanne hat ihr Glück verscherzt. Das kommt davon, wenn man immer oben hinaus will."

„Er wird es uns doch nicht nachtragen?" klagte Frau Henningin. „Was sollte die Stadt dazu sagen, so er uns nicht beehrte?"

Johanne sah von Einer zur Andern. Und um solchen Geredes willen, dieser armen wandelbaren Menschen wegen hatte sie das brave Herz gekränkt und von sich gestoßen! Die Muhme schlug vor ihrem Blick heimlich ein Kreuz.

Dann fuhr sie fort, auf das Herz der Frau Henningin Sorge zu bürden. „Wenn nur Seine Hochehrwürden morgen nichts versieht bei der Weihe! Sonst bekommt der Teufel Macht über die Glocke und wirft sie beim ersten Läuten zum Thurmfenster hinaus in den nächsten Tümpfel. Dann läutet sie in der Christnacht um zwölf Uhr, und wer sie hört, stirbt in demselben Jahr. Daß Gott erbarm! Wenn sie der Teufel in den Jungfernbrunnen stürzte, und es auch noch hinter Euch spukte, dieweil es schon neben Euch nicht geheuer ist."

Und so verschien der Tag, und eine sternenhelle Herbstnacht sank herab.

Da kam noch einmal Hermann mit dem älteren Glockengießer, der ihn begleitete, auf den Friedhof und ermahnte die Wachen an der großen Winde und sah nach, ob auch Kirchenpforte und Thurmthür wohl verwahrt seien. Dann sah Hannchen ihn langsam mit dem Anderen von dannen gehen. Nur noch die im Dämmerschein wunderlich wie ein gespenstisches Ungethüm sich gestaltende Winde zeigte sich ihren Augen. Von ihr hing morgen Hermann's Leben mit ab.

Dem Brauche gemäß mußte der Glockengießer, auf der Glocke stehend, mit himmelan fahren, als einzige Stütze die schwankende Glocke, als einzigen Halt das Glockenseil, als einzigen Beistand seinen Mannesmuth und ein festes Gottvertrauen. Die Geschicklichkeit und die Kenntniß seines Faches allein machten nicht den Meister; er mußte auch ein Mann sein und der Gefahr kühn in das Auge zu sehen vermögen.

Drunten klingelte die Hausthür und die Muhme wandelte eilig den beiden Glockengießern nach. Sie holte sie noch am Weißebach ein. Die Männer wollten sich wohl verkühlen nach der Plage des Tages. Doch also war es nicht beschlossen im Rathe der Muhme.

„Wünsche einen gesegneten Abend! Wer hätte das gedacht? Welche Ehre erlebt die Stadt an Euch, Meister Hermann!"

Hermann gab ihr stumm die Hand. Der Andere aber schwenkte seinen Hut und sprach: „Wie befindet Sie sich, werthe Frau Schmidtin?"

Diese verstauchte sich tief. „Ist mir doch die neue Titulatur im Leibe hinunter gefahren! Das hätte ich nicht gedacht von einem Manne, der nur aus Bittschit gebürtig ist; aber die Welt stehet auf dem Kopf. Danke der gütigen Nachfrage: wohlauf. Und Gesundheit ist immer das Beste. Aber in der Papiermühle sieht es übler aus. Die Mannsleute sind todt, der Aelteste wirft die andere Brut aus dem Nest und setzt sich hinein, die Kinder sind Rangen, die Frau ist schwach wie ein Lappen aus ihrer Lumpenkammer, und die Hanne wird eine alte Jungfer."

„Die schöne Hanne eine alte Jungfer?" fragte Eberhard und schaute den jungen Meister mit langem Blick an. Der aber stand mit abgewandtem Gesicht.

„Was sonst?" lachte die Muhme höhnisch. „Hat sie gehört, als ich ihr sagte: die Freier schüttelt man nicht von den Bäumen? Was hat Fischer's Nicolaus sich für Mühe gegeben! Was habe ich mit ihrer Mutter auf sie hineingepredigt! Gott bewahre! Bis zum Herrn Superintendenten ist sie gestürmt, worauf dieser der Frau Henningin in der nächsten Beichtrede den Kopf gewaschen hat. Wie viele Andere sind noch abgezogen, Jeglicher mit seinem wohlgeflochtnen Korb, und ich habe von all meiner Mühsal nur Unmutherei gehabt, weiter nichts. Nun geschieht ihr recht für ihre überzwerche Sprödigkeit, daß sie sitzen bleibt. Euch aber, Meister Zimmermann, wünsche ich Glück und Segen zu dem Ehebund mit der Frau Gießerin."

Eberhard schlug eine wilde Lache auf, daß die Enten, die am Weißebach schliefen, quakend emporfuhren. Selbst die Muhme erschrak.

„Daß Gott erbarm! Ihr brüllt wie ein Wehrwolf. Daran merkt man doch noch, daß Ihr aus Bittschit gebürtig seid. Wünsche den edelgebornen Meistern wohl zu ruhen."

Sie verstauchte sich, und die Männer gingen nach ihrer Herberge.

In voller Pracht stieg der andere Tag herauf. Zu allen Thoren strömten Landleute herein, welche die Feierlichkeit mit genießen wollten. Auf dem Pfeiferstuhl am Rathhaus blies der Stadtzinkenist am frühen Morgen einen Choral und dann ein lustig Stücklein, und mit wichtiger Miene erzählten sich die frisch gewaschenen und geputzten Kinder, daß zu mehrerer Erlustigung der Rath das große Uhrwerk angelassen habe und Punkt zwölf Uhr das Wappenthier der Stadt, der Adler, der über der Rathhausuhr thronte, sein schwarz-goldenes Gefieder schütteln werde. Die wackeren Bürgers- und Meistersfrauen aber nahmen ihre wohlgerathenen Bretzeln und Kuchen im Backhaus in Empfang und vertrauten dem Ofen dafür den Festbraten an: denn heute wollte keine zu Hause bleiben, sondern jegliche das Aufziehen der Glocke mit ansehen und von der Festpredigt sich auferbauen lassen. Lange bevor zur Kirche geläutet wurde, strömten schon die Andächtigen hinein. Endlich riefen die ehernen Stimmen zum Hause des Herrn. Die drei Glocken schlugen fröhlich an. Noch fehlte eine Mittelstimme. Es klang wie eine Frage: kommst du endlich wieder, dich zu uns zu gesellen?

Die beiden Glockengießer schieden am Kirchenportal mit einem Händedruck. Eberhard nahm seinen Platz an der großen Winde ein. Hermann schritt durch die Pforte. Die Orgel stimmte den Choral an, der Gottesdienst begann. Die Kirche war zum Erdrücken gefüllt. In den Frauenstühlen reihten sich

die goldbordirten Kirchenmäntel, die gesteiften Bürgerhauben an einander. Von den Emporen schauten in vierfachen Reihen die runden, vollwangigen Gesichter der Männer herab. Um die Orgel hatte die Schuljugend sich geschaart, die Kolben aufgerieben, die Stumpfnäschen sauber geputzt und half mit hellen Stimmen dem Cantor den Kirchengesang leiten. In den Gängen drängte sich zusammen, was keinen Kirchenstuhl sein Eigenthum nennen durfte: die arme Tagelöhnerin im schwarzen Sergemantel, die Bäuerin in Tuchmieder und bebänderter Mütze.

Der Currendeschüler, der berufen war, das silberne Rauchfaß durch die Kirche zu schwenken, konnte nur um den Altar herum seinen Dienst verrichten. Die Kirchenväter, welche an langen Stangen den rothsammetnen silbergestickten Klingelbeutel herumtrugen, den Pfennig für den Gotteskasten zu heischen, mußten abstehen von ihrem Unternehmen.



Nach einem alten Kupferstich von René Boyvin. (Vergl. S. 850.)

In dem braunen Stuhl des einen Seitenschiffes schmiegte Johanne sich scheu an einen grauen Steinpfeiler. Manches Herz hatte wohl dort schon in banger Sorge geklopft, manches Auge war angstvoll zu der hohen Wölbung empor geflogen. In schwererer Pein kein Herz, kein Auge als das ihre. In der Mitte zwischen den Pfeilern, die den Glockenthurm trugen, erschaute sie die Glocke, von einem mächtigen Kranz umschlungen. Die Decke der Kirche war geöffnet, und die starken Seile, an denen die Glocke empor schweben sollte, liefen von der schwindelnden Höhe herab. Sie sah, daß alle Kirchgänger von der Stätte zurück drängten; an dieser Stelle allein war Platz gelassen in der Kirche.

Nur der junge Meister stand dort. Einmal ordnete er noch etwas an den Seilen, einmal noch flog sein Blick hinauf in die Thurmeshöhe, die er in wenigen Minuten durchmessen sollte. Dann sang er ruhig aus dem großen schwarzen Gesangbuch mit der Gemeinde.

Jetzt schwieg die Orgel. Die Priester in schwarzen Ornaten umgaben die Glocke. Der Superintendent erhob die Hände und flehte den Herrn an, daß er das Werk gelingen lassen möge. Dann segnete er die Glocke ein und bei jedem Segensspruche neigte sich die Versammlung; tief beugten sich die Häupter bei dem Zeichen des Kreuzes. Nun sang die Gemeinde einen letzten Vers. Unter den Klängen desselben bestieg Seine Hochehrwürden die Kanzel, um dort das Aufziehen der Glocke abzuwarten.

Das letzte Wort war gesungen. Die Orgel verstummte. Aller Augen wandten sich auf den jungen Meister. Einen Schritt war er vorgetreten; dann bedeckte er das Gesicht mit dem Hut, den er in den gefalteten Händen hielt. Er sprach ein letztes Vaterunser. Das war so Brauch bei jedem ernsten Beginnen. Lautlose Stille lagerte über der Versammlung. Sein leises Amen! tönte bis in den fernsten Winkel.

Jetzt schwang er sich auf die Glocke und gab das Zeichen zum Aufziehen. Die Winde begann zu knarren und zu ächzen, die Seile spannten sich an und langsam erhob sich die Glocke von der Erde. Leise schwebte sie himmelan.

Wie glänzte sie so goldig unter dem frischen grünen Kranze, der im Brunnengarten gepflückt war! Wie ruhig stand der junge Meister auf der schmalen Krone! Die rechte Hand nur hielt das Seil, an dem sein Leben hing, die linke hatte er mit dem Hute kühnlich in die Seite gestemmt. Höher und höher schwebte sie. Der Kreis unten wich angstvoll weiter zurück. Wenn sie stürzte, wollte Niemand mit zerschmettert sein.

Von Zeit zu Zeit tönte ein Commandowort von der Winde — sonst Todtenstille überall.

Die Hände krampfhaft um das Gesangbuch des Großvaters gefaltet, aus dem Hermann so oft vorgelesen hatte, saß Johanne. Ihre Augen hingen an dem Glockengießer. Das bunte Licht der Fenster wob einen Glorienschein um sein Haupt. Die Glocke schwankte leise; aber unbewegt stand er. Mit ruhigem Lächeln und festem Blicke in die Tiefe fuhr er empor. Warum schlug ihr nur das Herz so angstvoll um ihn? Für ihn war es ja die Fahrt auf dem glückhaftigen Schiffe zu Ehre und Wohlhabenheit, dieweil sie einsam dahinwelkte.

Da fiel sein Blick hoch von der Wölbung herab auf sie, in ihre düster starrenden Augen — und plötzlich — es rann ihr eiskalt durch die Adern — schien es, als male sich Bewegung in seinen Mienen. Hielt die Hand nicht mehr fest am Seile? Wollte die Glocke sich drehen? Erblaßte er nicht? Und ohne der wohlanständigen Nachbarin in der vollbürtigen Goldhaube zu achten, ohne daran zu denken, daß ihr Gebahren in der lutherischen Kirche auffällig war, stürzte sie auf den alten durch manchen Kniefall verwischten Grabstein nieder, und ihre Seele schrie zu Gott: „Halte Deine Hand gnädig über ihn, daß er sein Werk vollbringt, und ich will nimmer klagen."

Auch der Superintendent hatte die Hände gefaltet und betete halblaut. Stoßweise flog ein leises, leises Flüstern über die Versammlung, wie wenn das Laub in der schwülen Luft vor dem Gewitter in sich selbst erbebt.

Jetzt verschwanden Glocke und Meister in der Wölbung des Thurmes. Und wieder lagerte sich Stille über die Gemeinde. Nur die Winde knarrte, die Seile ächzten, und Commandoworte schallten herauf und herab. — Und in heißem Flehen wand Johanne die Hände. „Halte Deine Hand über ihn und gieb ihm all das Glück, das Du mir nimmst."

Minuten auf Minuten verstrichen in athemloser Spannung.

Da — plötzlich — tönte ein heller Glockenschlag vom Thurme. Noch einer folgte und ein dritter. Das waren die drei Schläge, mit denen der Meister sie einweihte zum Dienste des Herrn.

Das Werk war glücklich vollbracht. Der strenge Schicksalslenker hatte ihr Gelübde angenommen, ihr Gebet erhört. Brausend setzte die Orgel ein, Pauken und Posaunen dröhnten dazwischen; dankerfüllt stimmte die Gemeinde ein: Herr Gott, Dich loben wir!

Auch sie wollte ein Dankgebet sprechen. Aber es kamen ihr nur die Worte in den Sinn: Dein Wille geschehe! Das arme Weib, seine Mutter, hatte Recht gehabt: Das war das einzige Gebet, das den armen Erdenwürmern zukam. Sie hörte nicht auf die Predigt; sie sah nicht, wie die Gemeinde eine Gasse bildete, um den Glockengießer noch einmal anzuschauen; sie schlich in ihr Giebelstüblein. Nun hatte sie nichts mehr zu fürchten und zu hoffen.

Da rauschte es noch einmal draußen auf. Er war es; er kam mit dem Herrn Bürgermeister aus der Kirche. Nun ging's

zum Rathsschmause. Doch nein; er blieb stehen. Die Rathmannen gingen grüßend und lächelnd von dannen. Er wandte sich und schritt mit dem andern Glockengießer auf die Papiermühle zu. Sein dankbares Herz führte ihn an die alte Heimstätte, daß sie Zeuge seines Glückes sei. So blieb ihr auch das nicht erspart. Sie mußte ihm Heil und Segen wünschen, dieweil ihr das Herz brach. Sie hatte ja um nichts Anderes gefleht; sie wollte den Leidenskelch austrinken.

Drunten wurden Stimmen laut. Dann ging die Stubenthür. Es kam etwas die Treppe heraufgepoltert. Christel stürzte herein. Athemlos und feierlich zu gleicher Zeit stammelte sie den Befehl der Mutter, in die Stube hinab zu kommen. Zaghaft folgte Johanne.

Drunten waren Alle feierlich an den Wänden aufgestellt. Der Vormund neben dem Vetter Hermann's hatte eine väterlich würdige Miene aufgesetzt; die Frau Henningin hatte geweint, und die Muhme Schmidtin stand ihr zur Seite mit leiser Rede und ermunterndem Ellenbogenstoße; die jüngeren Geschwister schauten gespannt aus dem Winkel hinter dem Ofen.

Und in der Mitte der Stube stand Hermann. Bei seinem Anblicke stockte Johannens Schritt. Ihre Füße trugen sie nicht weiter. Sie blieb stehen mit gesenkten Wimpern, ergeben gefalteten Händen, und jäh wechselten Röthe und Blässe auf ihrem lieblichen Gesichtchen. Eben hub die neue Glocke ihr Probegeläut an, und begleitet von ihren Klängen begann Hermann mit fester Stimme seine Anrede:

„Liebe Jungfer Johanne Henningin! Es ist Euch unverborgen, welche herzinnige Liebe ich je und allewege zu Euch gehegt; aber nur der liebe Gott weiß, welch schweres Herzeleid ich getragen habe, da ich vermeinte, Euer Herz sei so hart wie die Kieselsteine in der Gera. Diesen Glauben hat am verschienenen Tage Eure liebwerthe Frau Muhme — deren Rede Gott segnen wolle! — gar sehr erschüttert. Als ich nun vorhin zwischen Himmel und Erde hing, hab' ich wahrgenommen, daß Ihr auf Eure Kniee stürztet in Angst um mich und zu unsrem Vater im Himmel riefet für mich, ob auch die Nachbarinnen und Gefreunde die Köpfe schüttelten und sich anstießen. Diese Anzeichen auf einen Ort gestellt, haben mir kund und zu wissen gethan, daß auch in Eurem Herzen ein Fünklein Liebe für mich verborgen ist, wie das Feuer im Kiesling schläft. Dieweil es mir nun unter Gottes gnädigem Beistand gelungen ist, aus einem armen Hiob ein Meister Glockengießer zu werden, habe ich in Ehren und Züchten, wie sich gebühret, bei Eurer liebwerthen Frau Mutter um Euch geworben, und mit ihrem Verlaub frage ich Euch, ob Ihr sothanen —"

Weiter kam er nicht. Johanne hatte aufgeschaut — einen Blick tauschten Beide — da breitete Hermann die Arme aus, und mit plötzlich gebrochener Stimme rief er: „Ach, liebste Hanne!"

Sie aber flog ihm an die Brust. Fest schlang sie beide Arme um seinen Nacken, und die Augen schließend, legte sie ihr schönes Haupt an sein treues Herz, als ginge sie damit für alle Zeit zur Ruhe. Tiefe Stille waltete in der Stube. Nur die hallende Stimme der Maria Magdalena rief fort und fort über die Stadt hinaus, „daß Gott zu Lob sie klingen kann".

Endlich besann sich die Muhme Schmidtin auf das Schickliche und löste den Bann der Rührung mit einem wohlgesetzten Glückwunsche auf. Und der stattliche Meister Eberhard erklärte der Henning'schen Sippe, wie Gott noch Alles so wohl gemacht hatte. „Ja," schloß er, „da die mannliche That meines Vetters das Gesindlein zu Boden warf, der Glücksducaten sich wieder bei ihm einstellte, ebneten sich alle Wege. Er trat als Cumpan in das Geschäft und that mir und der Meisterin eine bewegliche Fürstellung, nach welcher ich dieselbe freite. Nur der Glocken wegen; denn um ihre Kochkunst ist es übel bestellt, und mit Buffbohnen soll sie mir nicht wieder kommen. Die Gießhütte von Möhring's selig Wittwe aber wollen wir in ihren Ehren wohl erhalten."

„Das ist eine auserlesen feine Historie!" rief die Schmidtin. „Die Stadt wird sich baß verwundern, so ich sie ihr verkündige. Aber hiebevor muß ich Dir sagen, Hanne: Du machst Alles nach Deinem Kopf, niemalen wie es Stylum ist. Eine Jungfer muß sich zureden lassen, Bedenkzeit erbitten, nimmermehr einem Manne sich an den Hals werfen."

„Und," stimmte Eberhard ein, „ein Mann darf nicht weichherzig sein. Hermann, woher soll der Respect kommen, wenn Du jede Fürstellung, die Du Deiner Frau machst, damit beschließest, daß Du die Arme ausbreitest und rufest: Liebste Hanne! — Bedenke! Mannshand muß oben bleiben."

Das junge Paar vernahm nichts. Sie sahen sich in die Augen und flüsterten sich zu. Und Johanne hatte dabei die Hände gefaltet wie Kinder, die Abbitte thun für schweres Vergehen. Da ließen die Andern ab von ihnen. Hatte doch Doctor Luther selbst gesagt: „Man soll Brautleute nicht vexiren, wenn sie auch nimmer müde werden, mit einander heimlich zu reden. Sie haben Briefe über alle Rechte und Gewohnheit."

Schnee- und Eisflora.

Ein Bericht von Carus Sterne.

Unter dem obigen Titel hat Professor Wittrock in Nordenskjöld's „Studien und Untersuchungen aus seinen Reisen im höchsten Norden", die vor Kurzem (Stockholm 1883) erschienen sind, eine eingehende Arbeit über die Pflanzen niederster Art veröffentlicht, die ihren gesammten Lebensgang auf der Oberfläche von Schnee und Eis vollenden und der eintönig weißen oder schmutzig-grauen Oberfläche des ewigen Schnees der Polar- und Alpenregionen zu Zeiten einen warmen, rosen- bis scharlachrothen Schimmer oder lebhaft grüne und braune Tönungen ertheilen, sodaß es aussieht, als ob auch diese erstarrten Zonen dann ihren Frühling und ihre Blüthezeit durchlebten. Im Nachfolgenden wollen wir einen kurzen Abriß der neueren Untersuchungen auf diesem Gebiete geben, uns indessen nicht an den Inhalt des obigen Werkes allein binden, sondern auch die älteren Quellen und die neuesten Berichte Nordenskjöld's von seiner letzten Reise nach Grönland (Sommer 1883) dabei zu Rathe ziehen.

Die neueren Forschungen haben ergeben, daß die Schnee- und Eisflora bedeutend reicher ist, als man vordem glaubte. Man sprach früher eigentlich nur von dem rothen Schnee, welchem Agardh den poetischen Namen der „Schneeblüthe" beigelegt hatte, und allenfalls noch von dem „grünen Schnee", den schon der Botaniker Unger untersucht hatte und von welchem Dr. Kjellmann Proben aus Spitzbergen und Dr. Berlin neuerdings Proben von Grönland mitgebracht hat. Eine genauere Untersuchung hat in dem „grünen Schnee" ungefähr ein Dutzend verschiedener Pflanzenarten nachgewiesen, und zwar nicht blos solche der niedersten Art, sondern auch Moose, freilich nur in ihrem den grünen Fadenalgen ähnlichen Keimzustande, wobei sie obendrein eine viel dürftigere Entwickelung zeigten, als wenn sie auf wärmerer Unterlage wachsen. Die Flora des lockeren Schnees ist überhaupt reicher als die des starren Eises, denn auf dem ersteren wurden bereits gegen vierzig verschiedene Pflanzenarten beobachtet, und ihre Zahl dürfte sich durch die neueste Expedition noch bedeutend vermehren, während auf der Oberfläche des Eises erst zehn verschiedene Pflanzen beobachtet worden sind.

Unter diesen abgehärteten Sonnenkindern muß man aber die echten Schnee- und Eispflanzen, die in weiter Verbreitung ausschließlich auf Schnee und Eis vorkommen, von solchen Pflanzen unterscheiden, die nur gelegentlich auf dem Schnee keimen, wenn ihre feinen Sporen, die bei diesen niederen Pflanzen die Stelle der Samen vertreten, vom Winde herbeigeführt werden, wobei sie zum Theil auf dem Körper der eigentlichen Urbewohner des Schnees schmarotzen oder doch nur in ihrer Gesellschaft auftreten. Die echten Schnee- und Eispflanzen gehören alle zu jenen einzelligen mikroskopischen Algen der niedersten Art, die sich in ungeschlechtlicher Weise durch Theilung vermehren, gewöhnlich in Colonien vorkommen und sich dadurch auszeichnen, daß sie selten die rein grüne, von Chlorophyll abhängige Farbe der anderen Pflanzen, sondern statt dessen rothe, braune, spahngrüne und andere Farben zeigen, weshalb man sie auch als Farbalgen (Phycochromaceen) bezeichnet hat.

Von der häufigsten und bedeutsamsten unter allen, der Alge des rothen Schnees, hat man auch wohl vermuthet, daß sie nur den niederen Zustand einer höheren Alge vorstelle, die im ewigen Schnee niemals zu einer höheren Entwickelung gelange, was um so merkwürdiger wäre, als ihre lebhaft rothen Kügelchen von 1/150 Linie Durchmesser vielleicht alle andern Pflanzen der Erde an Individuenzahl übertreffen, da sie meilenweite Schneestrecken in solcher Massenhaftigkeit bedecken, daß derselbe zuweilen bis zu einer Tiefe von mehreren Fußen blutroth gefärbt erscheint, während bereits auf einer Fläche von einer Quadratlinie hunderttausend Individuen Platz haben. Der rothe Schnee hat seit seinem ersten genaueren Bekanntwerden die Phantasie der Gelehrten lebhaft beschäftigt. Es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß er schon in früheren Zeiten beobachtet worden ist, und wenn Properz von den Rosenwangen eines jungen Mädchens sagt, sie glänzten:

„wie wenn Mäotierschnee mit Mennige kämpft vom Iberus,"

so möchte man hinter dem seltsamen Vergleiche eine Beobachtung rothen Schnees als Veranlassung vermuthen. In Schnurrer's „Chronik der Seuchen" und ähnlichen Sammlungen auffallender Naturereignisse wird öfter von blutrothem Schnee berichtet, doch weiß man in solchen Fällen natürlich nicht, ob die Färbung von rothen Algen oder von rothem, eisenhaltigem Meteorstaub hergerührt hat. Um echten „rothen Schnee" in unserem Sinne handelte es sich indessen offenbar bei den Beobachtungen von de Saussure auf seinen Alpenreisen. Derselbe hatte ihn seit dem Jahre 1760 zu verschiedenen Malen wahrgenommen, am schönsten 1778 auf dem St. Bernhard, hatte aber gemeint, es müsse ein vom Winde hergewehter rother Blüthenstaub sein, wie der gelbe, welcher den Schwefelregen erzeugt, obwohl er keine Pflanze kannte, die einen derartigen rothen Blüthenstaub besitzt. Die Erkenntniß, daß der rothe Schnee der Polarländer und Gebirge seine Färbung einem lebendigen Wesen verdankt, datirt erst von der berühmten Polarexpedition von Roß und Parry (1818), bei welcher Capitain Roß an der grönländischen Küste die 600 Fuß über dem Meere belegenen „Scharlachklippen" (crimson cliffs) entdeckte, welche die Wände der Baffins-Bai im brennendsten Roth erglänzen ließen, stellenweise eine Tiefe von drei Metern und in der Nähe vom Cap York eine Ausdehnung von acht Seemeilen erreichten.

Franz Bauer, der den rothen Schnee zuerst mit dem Mikroskope untersuchte und die organischen rothen Kügelchen darin erkannte, meinte, es handle sich um die gestielten Knöpfchen eines Brandpilzes, den er den Schnee-Brandpilz (Uredo nivalis) taufte, eine recht unglückliche Idee, da die Brandpilze, wie alle Pilze, nur auf einer organischen Unterlage leben können. In demselben Jahre wie Roß (1818) beobachtete der berühmte Alpenforscher E. von Charpentier den rothen Schnee wiederum in den Schweizer Alpen und stellte zuerst die Vermuthung auf, welche einen langen Nachhall haben sollte, daß es sich um einen aus der Luft herabfallenden und darum über so weite Schneeflächen verbreiteten Meteor-Organismus handeln müsse.

Hooker erkannte zuerst die Algennatur des neu entdeckten Organismus, den er jenen rothen Schleimalgen (Palmella- und Tremella-Arten) verglich, die zuweilen als blutrothe Schleimmassen im Wasser und auf feuchter Unterlage auftreten. Wrangel wollte dann (1823), weil die Kügelchen ohne organische Unterlage erscheinen, eine Flechte daraus machen, die er Lepraria kermesina nannte, und meinte, die Luftelektricität erzeuge wohl die Keime derselben, wie er denn gesehen haben wollte, daß ein vom Blitze gespaltener Felsen sich an den Spaltflächen über und über mit solchem rothen Staube bedeckt habe.

Es kam die Zeit der naturphilosophischen Phantastereien, und Nees von Esenbeck wurde mit Ramond völlig darüber einig, daß die rothen Kügelchen nichts anderes seien, als ein „im oxydirten Schnee organisch gewordenes rothes Glimmerpulver"; der starre Fels habe bei seiner Verwitterung „den Trost empfangen, dem Tode abzusterben" und lebendig zu werden. Erst Agardh machte diesen Träumereien ein Ende, indem er die Algennatur als zweifellos erwies und der neuen Alge außer dem poetischen Namen der Schneeblüthe den wissenschaftlichen Namen des carmoisinfarbenen Schnee-Urkorns (Protococcus kermesina nivalis) beilegte. Ehrenberg beobachtete 1838 die Entwickelung desselben, indem er aus den Schweizer Alpen herrührende Proben auf Schnee aussäete und sie zu kettenartig verbundenen, erst grünen, dann rothwerdenden Kügelchen sich entwickeln sah; er legte ihr den Namen des Schneekügelchen (Sphaerella nivalis) bei, den sie noch heute führt.

Indessen waren die Irrfahrten des rothen Schnees noch nicht zu Ende. Nachdem Unger und Kützing im Anfang der vierziger Jahre beobachtet hatten, daß die jungen Keimsporen der meisten Algen sich lebhaft im Wasser hin- und herbewegen, und dabei das Aussehen von Infusorien zeigen, begann man lebhaft von der Verwandlung der Algen in niedere Thiere zu träumen und den rothen Schnee zu den Thieren zu rechnen, da Wrangel, Voigt und Meyen auch bei ihm solche Bewegungen wahrgenommen zu haben glaubten. Nach und nach erkannte man aber, daß die freie Ortsbewegung durchaus kein den Thieren allein zukommendes Merkmal darstellt und daß die Keimsporen der niederen Pflanzen, obwohl sie sich eine Zeitlang im Wasser frei umherbewegen, wobei sie wie echte Infusorien vielfach mit schwingenden Wimpern versehen sind, dabei doch immer Pflanzen bleiben und niemals zu einem Thiere auswachsen. Seitdem ist die Pflanzennatur der Schneeblüthe nicht mehr angezweifelt worden.

Die rothe Schnee-Alge, welche man auf den Alpen, Karpathen, Pyrenäen und auch auf den Gipfeln der nordamerikanischen Gebirge bis nach Californien herab beobachtet hat, ist doch kein so abgesagter Feind der Wärme, als es nach ihrem eisigen Aufenthalt scheinen könnte. Sie erscheint ebenso wie am Pol, im ewigen Schnee unserer Gebirge thatsächlich nur im Sommer, erst als leichter, rosenrother Anflug, besonders häufig am Monte Rosa, dann mit wachsender Farbentiefe namentlich in den Fußstapfen der Menschen, und verwandelt sich bald in eine schwärzliche Masse, die aber nicht blos absterbende Substanz darstellt, sondern zum Theil aus den fester eingekapselten „ruhenden Sporen" besteht, in welche das Leben dieser mikroskopischen Organismen sich zurückzieht, um in solcher Gestalt zu überwintern. In der Form „ruhender Sporen" können die niederen Organismen den stärksten Temperaturwechsel ertragen. Man hat manche derselben einer trockenen Hitze bis zu 100° ausgesetzt, und sie nachher doch noch keimfähig gefunden, man hat sie ebenso längere Zeit hindurch einer weit über —100° hinausgehenden Kälte, überhaupt den höchsten Kältegraden ausgesetzt, die man künstlich erzeugen konnte, ohne ihre Lebenskraft dadurch zu zerstören. Die lebende Materie kann also in dieser Einkapselung vorübergehend äußere Temperaturunterschiede von mehr als zweihundert Graden ohne Schaden überstehen, und darin liegt das Geheimniß der schweren Vernichtbarkeit aller jener organischen Keime, welche wir als die Erreger der Gährung, Fäulniß und so vieler Krankheiten erkannt haben. Auch die in letzterer Beziehung so viel genannten Bakterien wurden auf der einen Nordenskjöld'schen Expedition im ewigen Eise lebend angetroffen.

Auch die Zeit scheint spurlos an diesem eingekapselten Leben vorüberzugehen. Finden die Sporen längere Zeit hindurch keine günstige Gelegenheit zur Entwickelung, so sterben sie darum doch nicht ab, und so hat man die getrockneten Ueberreste des rothen Schnees, die von verschiedenen Polarexpeditionen mitgebracht worden waren, noch nach Jahren zur neuen Entwickelung bringen können. Wir dürfen uns also in keiner Weise darüber wundern, daß jene ruhenden Sporen des rothen Schnees ohne Schaden die halbjährige Nacht des Polarwinters überdauern, und vielleicht im Winter, mit neuem Schnee bedeckt, jahrelang im Schlafe liegen, bis einmal die über ihnen liegende Schneedecke in einem warmen Sommer wieder wegschmilzt und die vergrabenen Lebenskeime wieder an der Oberfläche gedeihen.

Denn eine etwas über den Nullpunkt hinausgehende Wärme verlangt auch unsere Schnee-Alge zu ihrer gedeihlichen Entwickelung, und erst wenn die Sonne im Sommer so hoch über den Horizont emporgestiegen ist, daß ihre Strahlen hinreichen, den Schnee an der Oberfläche zu schmelzen, entwickelt sie sich lebhafter. Die Temperatur des Schmelzwassers steigt dann auf mehrere Grade über Null, und diese Temperatur reicht hin, um den bescheidenen Wärmeansprüchen dieser niederen Organismen zu genügen. In dem ununterbrochenen Lichte des Polarsommers kann sie sich dann auf dem schmelzenden Schnee in einer Ueppigkeit entwickeln, daß sie zuletzt weite Flächen bedeckt und in einer kaum abzuschätzenden Individuenzahl auftritt. Obwohl die Sonne selbst im Hochsommer nicht gerade hoch am Horizonte emporsteigt, erzeugt sie doch in Folge der Klarheit und Trockenheit der Luft jener hohen Breiten um die Mittagsstunde eine beträchtliche Wärme, und

Nordenskjöld beobachtete an einem Julimittag dicht über dem Schnee eine Lufttemperatur von 25 bis 30° C. Es ist eine ähnliche, durch Reinheit und Trockenheit der Luft beförderte starke Besonnung, die auch in unseren Hochalpen jene der Polarflora so ähnliche und vielfach identische Pflanzenwelt im Verlauf weniger Monate zum Entfalten, Blühen und Fruchttragen befähigt.

Man muß nun aber nicht denken, daß die rothe Alge im reinen Schnee vegetire. Dies wäre schon nach den Ergebnissen der chemischen Analyse, die in ihrem Körper zahlreiche Mineralstoffe nachweist, unmöglich. Besonders scheint das äußere Häutchen, welches die Schleimkügelchen umhüllt, eine beträchtliche Menge Kieselsäure zu enthalten, aber auch Kalk, Eisen und sonstige dem Pflanzenkörper eigene Mineralstoffe fehlen in der Asche des rothen Schnees nicht. In der That zeigt sich die Oberfläche des Schnees und Eises, sobald sie eine längere Zeit gelegen hat, stets mit einer dünnen Schicht unorganischen Staubes bedeckt, welcher der Schneealge ihren Bedarf an mineralischen Bestandtheilen zuführt. Ueber diesen Staub hat Nordenskjöld auf seinen früheren, wie besonders auf seiner letzten Expedition (Sommer 1883) eine Menge eingehender Untersuchungen angestellt, über die wir hier mit einigen Worten berichten müssen.

Man hatte früher wohl gedacht, daß es sich um Schlammmassen handle, die von den benachbarten, aus dem Schnee und Eis hervorragenden Bergen herabgeschwemmt und durch die Rinnsale an der Oberfläche des Schnees und Eises verbreitet sein könnten, allein Nordenskjöld fand diesen Staub in gleicher Menge auf dem grönländischen Binnenlandeise, wo meilenweit keine Berge in der Nähe sind, und auf Eisbuckeln, welche die umliegende Eisfläche und selbst die nächsten Berge überragten. Auf der letzten Expedition ersuchte er seine Begleiter, während ihrer langen Binneneiswanderungen sorgfältig auf kleine Steine zu achten, aber es wurden nicht einmal Stückchen von Stecknadelkopfgröße angetroffen, während die Menge dieses im trockenen Zustande grauen, im feuchten Zustande schwärzlichen Staubes so groß war, daß sie manche Strecken millimeterdick bedeckte, und für den Quadratkilometer auf mehrere hundert Tonnen geschätzt werden mußte.

Es konnte demnach kein Zweifel sein, daß dieser Schlamm durchweg aus der Luft niedergeschlagen sein muß und sich auf dem Binnenlandeise dadurch in so beträchtlicher Masse ansammelt, daß durch das Abschmelzen des Winterschnees im Sommer das Material vieler solcher Staubfälle vereinigt wird. Nordenskjöld macht es indessen sehr wahrscheinlich, daß es sich hierbei nicht ausschließlich um einen von den Luftströmungen herbeigeführten irdischen Staub handeln kann, sondern daß dieser Staub eine beträchtliche Menge metallischer Bestandtheile enthält, die sich mit dem Magnet ausziehen lassen und wahrscheinlich, wie die metallischen Meteorsteine, vorwiegend aus Eisen, Nickel und Kobalt bestehen.

Wir haben von diesem im Weltraume verbreiteten metallischen Staub schon neulich in unserem Sonnenartikel (Jahrgang 1882, Seite 847) erzählt; natürlich läßt sich derselbe nirgends besser beobachten und sammeln, als auf weiten Schnee- und Eisfeldern. Da er somit etwas von unserem gewöhnlichen, erdreicheren Staube Verschiedenes darstellt, so hat ihn Nordenskjöld Kryokonit (das heißt Eisstaub) getauft. Dieser Staub giebt nun einer Anzahl von Schnee- und Eispflanzen die erforderliche mineralische Unterlage.

Früher hatte man die Alge des rothen Schnees für die einzige Bewohnerin der eiskalten Decke der Polarländer gehalten, aber bei der ersten Nordenskjöld'schen Expedition nach Grönland (1870) wurde von dem botanischen Begleiter Nordenskjöld's, dem Dr. Berggren, eine zweite, in großen Mengen vorkommende Alge von braunrother Färbung entdeckt, die der Wissenschaft neu war und Nordenskjöld's Krummfaden (Ancylonema Nordenskjöldii) getauft wurde. Es ist ein der Schneeblüthe nahe verwandtes Pflänzchen, welches aber die Eigenthümlichkeit zeigt, niemals auf Schnee vorzukommen, sondern im Gemisch mit dem eben beschriebenen Kryokonit weite Eisfelder zu bedecken und denselben eine purpurbraune Färbung zu ertheilen, die wesentlich zur Belebung der starren Landschaft beiträgt. Es ist dies unter der bisher bekannten Schnee- und Eisflora die einzige dem Eise ausschließlich angehörige Pflanze.

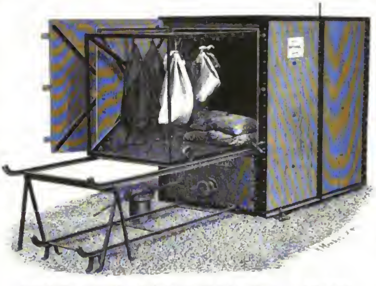
Außer an der Eisoberfläche fand sich die rothbraune Alge mit Kryokonit gemengt auch vielfach auf dem Boden senkrechter, ein bis zwei Fuß tiefer Löcher von drei bis vier Fuß Durchmesser, die an manchen Stellen in solcher Massenhaftigkeit und so dicht an einander grenzend vorkamen, daß zwischen ihnen kaum eine Stelle für ein Mittagsschläfchen zu finden war. Eine genauere Untersuchung ergab, daß die in so großen Massen vorkommende braunrothe Alge offenbar die Hauptursache dieser Löcherbildungen war, indem sie das Abschmelzen des Eises an den Stellen, wo sich ihre Colonien ausbreiteten, begünstigte.

Mit ihrem dunkelbraunen Körper verschluckt sie mehr Sonnenstrahlen, als der graugefärbte Staub oder gar das farblose Eis, deshalb sinken ihre Colonien in immer tiefere Höhlungen ein, bis die Strahlen der niedrigstehenden Sonne sie nicht mehr erreichen können. Der erste Regen spült dann von allen Seiten auch den Oberflächenschlamm in diese Löcher hinein, deren Boden stets mit einer dicken Algen- und Schlammschicht bedeckt ist. So spielen diese mikroskopischen Algen auf den steinlosen Eisfeldern Grönlands eine ähnliche Rolle, wie kleine Steine auf unseren Gletschern. Durch die Löcher, die sie erzeugen, geben sie der wärmeren Sommerluft eine vermehrte Angriffsfläche auf die Eisdecke und beschleunigen so das Abschmelzen derselben beträchtlich. Vielleicht, meint Nordenskjöld, haben wir es zu einem guten Theile diesen mikroskopischen Wesen zu danken, daß die Eiswüsten, welche in einer früheren Erdepoche (der Eiszeit) Europa und Amerika auf weite Entfernungen vom Pole bedeckten, überhaupt wieder weggeschmolzen sind und jetzt schattigen Wäldern und wellenschlagenden Roggenfeldern Platz machen. Es ist dies ein bemerkenswerthes Beispiel von der Macht des Kleinen in der Natur, um so interessanter, als sich hier die Sonne in den kleinen dunkelgefärbten Organismen selbst das Werkzeug erzeugt, um das Eis anzubohren. Uebrigens bildeten diese tiefen und gedrängten Löcher für die Binneneis-Expedition, welche Nordenskjöld im letzten Sommer unternahm, ein ernsthaftes Hinderniß. Die mit Wasser gefüllten Löcher erhalten des Nachts eine dünne Eisdecke, welche sogleich durchbricht, wenn der Wanderer, der sie leicht übersieht, den Fuß darauf setzt. Wohl mehr als hundertmal brachen die Theilnehmer der achttägigen Expedition in solche Löcher ein, und es ist ein wahres Wunder, daß sich Keiner von ihnen dabei den Fuß gebrochen hat, was viele Meilen von der Küste ein verhängnißvolles Unglück gewesen wäre.

Die Zahl der bekannten Schnee- und Eispflanzen dürfte bei dieser Expedition, von welcher der botanische Begleiter Dr. Berlin zahlreiche Proben mitbrachte, noch beträchtlich vermehrt werden. Zum Schlusse müssen wir noch erwähnen, daß die mikroskopischen Pflanzen vielfach auch Thiere, denen sie zur Nahrung dienen, in diese unwirthlichen Regionen gelockt haben. Eine kleine schwarze Springschwanzart, der nach dem berühmten Gletscherforscher Eduard Desor Desoria glacialis getaufte Gletscherfloh, lebt hauptsächlich von dem rothen Schnee und seinen Ueberresten, und ebenso finden sich in den arktischen Ländern mehrere Arten winziger Thiere, welche die rothen und grünen Algen verzehren, die den Polarschnee färben. Diese Thiere scheinen mit den Algen die Eigenthümlichkeit zu theilen, sich während des langen Winters einzukapseln und ebenso wie diese auch im getrockneten Zustande lange fortzuleben. Als Professor Wittrock im Winter 1880 auf 1881 die Sporen des rothen Schnees aus einem vor längerer Zeit gesammelten Materiale von Neuem zum Keimen brachte, lebten in dem Wasser auch eine Anzahl farbloser Würmchen auf, durch deren durchsichtige Körperbekleidung der rothe Mageninhalt hindurchschimmerte. So kann nicht einmal der starre Pol sich der Allverbreitung des Lebens erwehren, und wenn jene kosmologischen Propheten Recht haben, die da verkünden, daß die Oberfläche der gesammten Erde dereinst mit Schnee und Eis bedeckt sein werde, so dürften diese kleinen Thiere sich noch lange beim Schmause der rothen, grünen und braunen Schnee- und Eisalgen wohl sein lassen, um als letzte Ueberlebende der allgemeinen Erstarrung zu spotten, ja um vielleicht den Grundstock einer neuen Lebensentwickelung zu bilden, falls irgend welche kosmische Ursache eine Neuerwärmung herbeiführen sollte.

In der Dampfwäscherei.

„Waschmaschine!“ Schon das eine Wort genügt, um den weiten Kreis meiner Leserinnen in zwei feindliche Lager zu spalten. Die meisten Frauen sind gegen dieselbe ebenso eingenommen, wie ihre älteren Schwestern noch vor Kurzem gegen die Nähmaschine wetteiferten, und sie weisen mit Entrüstung die Zumuthung zurück, daß sie die Hauswäsche, das Werk ihrer zarten Hände, den eisernen Armen und Griffen eines mit Dampf gespeisten Ungethüms anvertrauen sollen. Leider ist ihr Vorurtheil zum großen Theil nicht unbegründet, denn unberufene Erfinder haben seit vielen Jahrzehnten die Welt mit einer nicht geringen Anzahl von Maschinen beglückt, die in der That in dem Zerstören der Wäsche Erstaunliches leisten. Aber dieses Vorurtheil ist heute nicht mehr berechtigt, denn die Erfindungskraft des Menschen hat auch auf diesem Gebiete endlich alle Schwierigkeit besiegt und Waschmaschinen hergestellt, die den Anforderungen der sorgsamsten Hausfrau genügen. Die Zeit ist wirklich eingetreten, in welcher der Ingenieur der Waschfrau Concurrenz bereitet und das eintönige Hämmern der Kolben und Walzen das gemüthliche Plaudern aus der Waschküche verdrängt. Man mag über diese Umwälzung denken, wie man will, sie hat einmal ihren Anfang genommen, sie hat in vielen Städten festen Fuß gefaßt, und sie wird weiter um sich greifen, denn Niemand wird gegen die Zeitströmung ankämpfen können, welche auf allen Gebieten die Arbeit der menschlichen Hand durch Maschinenarbeit ersetzt.



Desinfectionsapparat von Oscar Schimmel u. Comp. in Chemnitz.

Noch vor zehn Jahren sagte mir eine resolute Waschfrau: „Wissen Sie, mein Herr, die Waschmaschinen sind gut für Lumpen, aber taugen nichts für feine Herrenwäsche.“ Damals hatte die Waschfrau nicht Unrecht, denn in der That beschränkte sich die Anwendung der Waschmaschine lange Zeit nur auf das Reinigen der Lumpen in Papierfabriken. Was würde aber die Frau heute sagen, wenn ich ihr mittheilte, daß eine einzige Waschmaschinenfabrik, die von Oscar Schimmel u. Comp. in Chemnitz, bis heute in 11 Garnisonen, in 5 Garnisonlazarethen, in 13 Kranken- und Siechenhäusern, in 10 Irrenanstalten und in 4 Strafanstalten Dampfwäschereien eingerichtet und außerdem eine nicht unbedeutende Anzahl von Privatdampfwaschanstalten in den verschiedensten Städten eingeführt hat, worunter in erster Linie die des Kaisers in Potsdam sich befindet. Das sind Thatsachen und Erfolge, mit denen man rechnen muß.

Doch ich will nicht vorgreifen und meine Leserin lieber selbst urtheilen lassen. Sie möge mir aufmerksam durch eine derartige Dampfwaschanstalt folgen und dabei von Zeit zu Zeit die beigegebene Abbildung der Dampfwaschanstalt der Charité, des weltberühmten Berliner Krankenhauses, genauer ansehen.

Das Etablissement, welchem unser heutiger Besuch gilt, ist nach dem Systeme Oscar Schimmel u. Comp. in Chemnitz eingerichtet, und ich habe dieses System darum zur Unterlage meines Artikels gewählt, weil die genannte Fabrik auf diesem Gebiete zuerst bahnbrechend vorgegangen ist und sich des besten Rufes nicht nur in Deutschland, sondern weit über unsere Grenzen hinaus erfreut, dasselbe auch keine Nachahmung ist, sondern auf Verwirklichung eigener Ideen beruht.

Da liegt ein Bündel unreiner Wäsche vor uns, treten wir mit ihm die Wanderung durch die Waschanstalt an, sie wird nicht lange dauern, denn es wird ja hier mit Dampf gearbeitet.

Auf der ersten Station ist etwas Besonderes nicht zu sehen. Wir machen vor einem großen Bottiche Halt, in welchen je nach Bedarf kaltes oder warmes Wasser eingelassen werden kann. In ihm wird die Wäsche eingeweicht, und dazu ist keine Maschinenarbeit nöthig, das besorgen, wie bei uns zu Hause, Frauenhände.

Doch schon auf der zweiten Etappe stehen wir vor der wirklichen Waschmaschine. Ihre Wirkung ist leicht zu erklären. Unbekümmert um das complicirte Räderwerk, welches wir an ihrem oberen Theile bemerken (vergl. Abbildung Nr. 4), öffnen wir den untersten Kasten und schauen in das Innere hinein. Hier hängen in der Mitte eines kupfernen Bottichs vier messingerne Walkhämmer herunter, die um ihre Aufhängungsachse, je zwei nach rück- und vorwärts, bewegt werden können. Zu beiden Seiten dieser Hämmer befindet sich ein freier Raum, in welchen je zwölf Kilo Wäsche eingelegt werden. Am oberen Theil dieser Waschräume liegt ein Einlaufrohr für kaltes und heißes Wasser, während am Boden ein feingelöchertes Rohr zur Dampfeinströmung dient.

In diese Waschräume wird nun die Wäsche hineingethan, sowie die nöthige Menge aufgelöster Seife und Soda zugegossen und darauf das erforderliche Wasser eingelassen; zum Schluß läßt man den Dampf einströmen, um das Ganze während des Waschprocesses heiß oder kochend zu erhalten, je nach Erforderniß. Schon bei Beginn des Einlegens der Wäsche wird die Maschine in Thätigkeit gesetzt, durch das Hin- und Hergehen der Messinghämmer wird der Waschknäul gedrückt und in rollende Bewegung versetzt, das heißt gewalkt. Alle Flächen, welche die Wäsche berührt, sind von Metall und spiegelglatt; der Gang der Hämmer ist ein gezwungener, sicherer und arbeitet in sanftester Weise, sodaß die Wäsche gar nicht angegriffen werden kann.

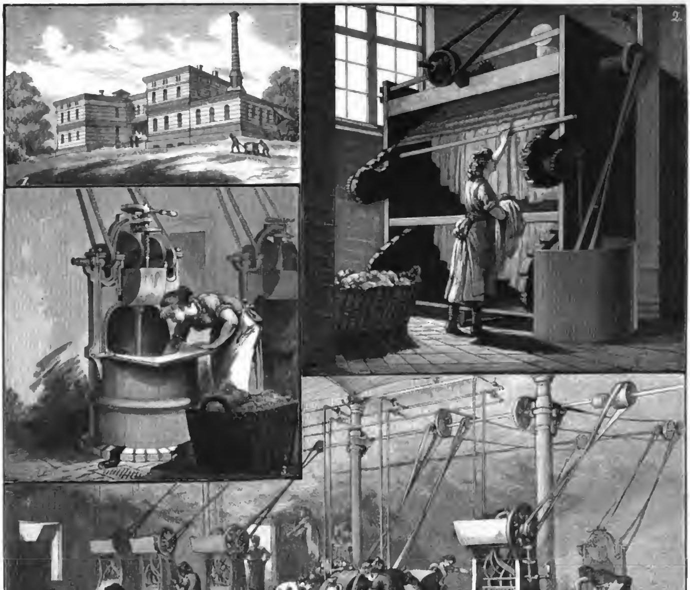
Und die Wäsche ist schon rein? So schnell geht das freilich nicht. Fettflecke und Streifen sind noch zum Theil an ihr geblieben, und um diese wegzubringen, muß der Maschine die Frauenhand nachhelfen. Jedes Stück wird jetzt von Wäscherinnen genau nachgesehen, welche die fleckigen Stellen tüchtig einseifen. Diese Arbeit muß jedoch im Interesse des Wäsche-Inhabers nur mit der Hand besorgt werden, und in den uns bekannten Anstalten wird die Waschfrau, welche eine Bürste in die Anstalt bringt, mit einer Mark Strafe belegt.

Unser Bündel revidirter und nachgeseifter Wäsche wandert jetzt in einen Bottich, in welchem sich kochendes Wasser befindet, und hier wird die Wäsche gekocht. Selbstverständlich nimmt man für jede Partie frisches Wasser; an heißem Dampf fehlt es ja nie in einer Dampfwaschanstalt.

Jetzt wird die Wäsche in zwei Sorten gesondert, diejenige, welche in stark unreinem Zustande in die Anstalt gelangte, wandert noch einmal in die Waschmaschine, wo sie nunmehr ohne Seifenzuguß, da sie schon, wie erwähnt, mit der Hand angeseift wurde, nochmals gewaschen wird.

Doch folgen wir unserem reinen Bündel. Wir treten jetzt vor einen hölzernen Bottich, in dessen Mitte inselartig eine dicke Wand emporragt; zwischen dieser und der einen Bottichwand befindet sich ein Flügelrad, welches das Wasser in stromartige, kreisende Bewegung bringt. In diesen Bottich wird unsere gewaschene Wäsche geschüttet, sie schwimmt im Strom und wird bei jedem Durchgang von dem Flügelrade energisch getaucht, wodurch das Reinspülen erfolgt. Doch wir haben lange genug mit dem nassen Elemente zu schaffen gehabt und möchten nun gern sammt unserm Bündel Wäsche in's Trockene gelangen.

Das Trocknen besorgt wiederum eine Maschine, die Centrifugaltrockenmaschine. Sehen wir uns nur den runden Apparat, in welchen das Waschmädchen die nasse Wäsche hineinlegt (vergl. Abbildung



In der Dampfwaschanstalt der Berliner Charité. Originalzeichnung von A. von Rößler.

1. Anstaltsgebäude. 2. Trockenmaschine. 3. Centrifugal-Trockenmaschine. 4. Waschhalle. 5. Sortiren der Wäsche. 6. Rollen der Wäsche.

Nr. 3), genauer an. In seiner Mitte steht ein rundes Gefäß, dessen Wand siebartig durchlöchert ist, in dieses kommt die Wäsche, durch einen Griff wird die Achse des Gefäßes mit der Maschinenkraft in Verbindung gebracht, und nun dreht sich das Gefäß mit einer Geschwindigkeit von 1000 Umdrehungen in der Minute. Die Wäsche wird hierdurch fest an die Wand gedrückt, und das nasse Element rieselt an den Wänden zum Abflußrohr herab. In kaum zwei Minuten ist unser Bündel „ausgerungen" und zwar in einer so sanften Weise, daß das gewöhnliche Ausringen mit der Hand dagegen ein Act roher Gewaltthätigkeit genannt werden muß. — Meine Begleiterin sieht das Wunder erstaunt an, aber Geschwindigkeit ist bekanntlich keine Hexerei.

Sie fragt: „Jetzt werden wir wohl den Trockenboden besuchen?" Aber sie irrt sich. Auch das Fertigtrocknen der Wäsche geschieht durch eine Maschine. Da stehen wir schon vor dem länglichen Kasten, an welchem ein Mädchen soeben eine Stange befestigt (vergl. Abbildung Nr. 2). An den Wänden desselben bewegen sich in sehr langsamem, schneckenartigem Tempo zwei Paar Ketten, in welche in abgemessenen Zwischenräumen Stäbe eingesetzt werden. Ueber diese wird nun unser Bündel Wäsche gehängt und rückt langsam in den Kasten hinein. In etwa vierzig Minuten ist er an der entgegengesetzten Oeffnung der Maschine angelangt und zwar in vollständig trockenem Zustande, denn dieser Apparat wird durch Rippen-Rohre geheizt und durch besondere Vorrichtung gründlich gelüftet.

Das Rollen und Plätten geschieht in der bekannten Weise.

Wie wir gesehen haben, ist durch diese Dampfwäscherei die Handarbeit keineswegs entbehrlich gemacht worden, und Frauenhände sind auch hier zum Nachseifen, Stärken, Auflegen, Plätten 2c. durchaus nöthig. Aber mit Hülfe dieser Maschinen können diese Hände in kürzester Zeit den größten Anforderungen genügen. Giebt es doch Waschanstalten, die täglich achtzig bis hundert Centner Wäsche waschen. Aber alle diese Anstalten haben leider noch gegen Vorurtheile zu kämpfen, die durchaus unbegründet sind und die wir gern zerstreuen möchten.

Bietet schon das Schimmel'sche Verfahren an und für sich eine große Garantie gegen Verbreitung ansteckender Krankheiten durch unreine Wäsche, so kann diese Sicherheit noch bedeutend erhöht werden durch einen Desinfectionsapparat, welchen diese Fabrik in neuester Zeit hergestellt hat. Vielfache Untersuchungen des Reichsgesundheitsamtes haben nämlich erwiesen, daß das sicherste Desinfectionsmittel eine Temperatur von 106° C. bildet, und auf diesem Princip beruht auch die Wirksamkeit unseres auf Seite 848 abgebildeten Apparates. Derselbe ist aus starkem Eisenblech mit doppelten Wandungen gebaut, die mit einem schlechten Wärmeleiter (Holzasche, Sägespähne u. dergl. m.) ausgefüllt sind. Die Handhabung des Apparates erklärt uns die Abbildung. Die zu desinficirenden Kleidungsstücke werden in einem Gestelle, welches auf Rädern ruht, aufgehängt und dann mit diesem Wagen in das Innere des Apparates hineingeschoben. Darnach wird die Doppelthür dampfdicht verschlossen, und nun erfolgt die Dampfeinströmung in die Rippenheizrohre am Boden des Apparates. Ist die Temperatur auf ziemlich 100° C. gestiegen, so läßt man directen trockenen Dampf einströmen, und dieser trägt seine höhere Temperatur bis in die feinsten Poren der betreffenden Gegenstände, sodaß dieselben durch und durch auf 110° C. erwärmt werden, wodurch die Zerstörung der etwa vorhandenen Krankheitskeime eintritt. Nach dreißig Minuten stellt man die Dampfeinströmungen ab und öffnet die Luftklappen, durch welche vermittelst eines Rohres die entstandene schlechte Luft nach dem nächsten Schornstein entweicht.

Alles dies sind Apparate, deren Aufstellung eine nicht geringe Capitalanlage erfordert, und die somit den wenig bemittelten Frauen der Arbeiterclasse besondere Vortheile nicht bieten können. Für die Waschfrauen kann sogar diese Concurrenz mit der Zeit gewissermaßen gefährlich werden, denn selbst wenn sie in den Dampfwaschanstalten Arbeit finden, sinken sie doch von der freieren Stellung, die sie jetzt einnehmen, zu der abhängigeren und unsichereren Lage einer Fabrikarbeiterin hinab. Dagegen entsteht ein bequemes Mittel für die jetzt bestehenden kleineren Wasch- und Plättanstalten, wenn dieselben gemeinschaftlich Waschanstalten dieses Systems errichten und nur das Plätten der Wäsche, sowie das Holen und Wiederabliefern derselben fortsetzen, wie dies auch schon von Haushaltungen vielfach gehandhabt wird, zumal in diesen Waschanstalten jeder Wäscheposten der einzelnen Familien eine Behandlung für sich erfährt. Die deutschen Frauenvereine sollten daher diese Frage näher erörtern und namentlich darauf hinwirken, daß Dampfwäschereien rechtzeitig in den Besitz von Frauenvereinen gelangen, daß durch Vereinsthätigkeit das kleine Capital sich auf diesem Gebiete festsetze, bevor das große Capital dasselbe vollständig beherrscht hat. Eine vernünftige Selbsthülfe kann hier ungemein nutzbringend wirken.

Unsere Frauenbewegung hat ja die Selbsthülfe auf ihre Fahne geschrieben, und ihre Führerinnen werden sicher für die Lage ihrer ärmeren Schwestern stets ein warmes Herz haben. St. v. Z.

Zwingli der Reformator.

Wenn das deutsche Volk seinen Doctor Martin Luther nicht vergessen hat, wenn es bei der letzten Säcularfeier seines Geburtstages auf's Neue inne geworden ist, wie viele lebenskräftige Anregungen, die von diesem seinem größten Sohn ausgehen, noch in die Gegenwart hereinreichen, so wird die stammverwandte Schweiz gewiß auch mit hoher Begeisterung das Andenken ihres Reformators Zwingli erneuern und es sich lebendig vergegenwärtigen, was dieser Name für die ganze nationale Entwickelung der Eidgenossenschaft zu bedeuten hat. Für die Schweizer ist Zwingli Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein. „Er war der Bürger eines republikanischen Gemeinwesens, in welchem ganz anders als auf demjenigen Boden, auf welchem Luther stand, auch die Forderungen politischer Mitthätigkeit an jeden Einzelnen herantraten, in welchem er selbst von Jugend auf weit reichere politische Erfahrungen als Luther gemacht hatte, in welchem auch eine zugleich politische und kirchliche Reform weit leichter als auf jenem Boden sich vollzog." (Jul. Köstlin.)

Uns Deutschen aber steht Zwingli nicht nur etwa deswegen nahe, weil er in die kirchliche Reformbewegung, wie sie zu seiner Zeit durch verschiedene oberdeutsche Städte und Länder ging, hier mehr mittelbar, dort mehr unmittelbar eingriff, oder weil das, was wir bei uns im Unterschied vom Lutherthum als „reformirt" bezeichnen, mit an seinen Namen sich knüpft; sondern wir ehren in ihm mit der ganzen gebildeten Welt, soweit sie sich der Reformation nicht verschlossen hat, einen der Vorkämpfer für die Freiheit des Gedankens.

Ulrich (Huldreich) Zwingli wurde am 1. Januar 1484 in Wildhaus geboren, einem Alpendorf zwischen dem Säntis und den Churfirsten im Bezirk der Quellbäche der Thur, wo man, am Westende, noch heute die altersgraue Holzhütte zeigt, in welcher seine Wiege gestanden. Sein Vater war ein wohlhabender Bauer, auch Ammann der Gemeinde; seine Mutter hieß Margaretha geborene Meili, ihr Bruder stand von 1510 bis 1523 als Abt dem Kloster Fischingen im Thurgau vor. Die Kindheitsjahre verlebte der Knabe in ungetrübtem Frohsinne inmitten der großartigen Gebirgswelt und im trauten Schooße einer geordneten, kinderreichen Familie. Gar freudvoll vergingen die langen Winterabende, wenn der Vater die Großthaten der Ahnen erzählte, wie sie gegen verschiedene Machthaber sich die Freiheit errungen und behauptet, und die Großmutter mit biblischen Geschichten und Legenden die Herzen der Kinder erregte. Mit neun Jahren kam Ulrich nach Wesen am Wallenstätter See, wo sein Oheim (seines Vaters Bruder) Decan war, unter dessen Aufsicht er auch die dortige Schule besuchte. Zwei Jahre später schickten Oheim und Vater ihn nach Basel, im Jahre 1497 nach Bern zu dem weitgereisten, sprach- und geschichtskundigen Heinrich Wölflin. Als die dortigen Dominikaner den begabten Jüngling wegen seiner schönen Singstimme dauernd für ihren Orden zu gewinnen suchten, ging er 1499 auf die Wiener Hochschule, die damals einen neuen Aufschwung genommen hatte, und hier studirte er im Kreise strebsamer Altersgenossen aus der Schweiz und aus Schwaben zwei Jahre lang Philosophie.

Die Jahre 1502 bis 1506 brachte er wieder in Basel zu; hier wurde der bereits in reformatorischem Geiste wirkende Thomas Wyttenbach sein Lehrer und Führer in der Theologie, in welcher

derselbe bereits an die Stelle der veralteten Scholastik die heilige Schrift gesetzt hatte; zugleich wirkte Ulrich hier als Lehrer an einer Lateinschule. Er war erst zweiundzwanzig Jahre alt, als die Gemeinde von Glarus ihn zu ihrem Pfarrer wählte.

Der „Kilchherr von Glarus" versah seine Stelle zehn Jahre lang mit dem vollen Bewußtsein von der schweren Verantwortlichkeit seines Pfarramtes als praktischer Seelsorger, ohne übrigens hinter den nächstliegenden Aufgaben seines Berufes und dem eifrig fortgesetzten Studium des Neuen Testaments die alten Classiker und die „Reformatoren vor der Reformation" Petrus Waldus, Wiklef, Hus, sowie den geisteskühnen italienischen Philosophen Picus von Mirandula (1463 bis 1494) hintanzusetzen. Angeblich als wissenschaftliches Stipendium, in Wahrheit um ihn an den römischen Stuhl zu fesseln, setzte ihm damals der Papst auf Antrag seines Legaten ein Jahrgehalt von fünfzig Gulden aus, wegen dessen der Reformator, der später so mannhaft wider die fremdländischen Pensionen auftrat, in alter und neuer Zeit viel angefochten worden ist, das ihm übrigens nach seiner eigenen Darstellung aufgedrängt wurde und dem er im Jahre 1517, noch entschiedener im Jahre 1520 absagte.

Daß Zwingli noch im Jahre 1512 ein treuer Sohn der römischen Kirche und wenigstens in allen praktischen Fragen ein ergebener Anhänger des Papstes war, bethätigte er bei Gelegenheit des „Pavierzugs", den er selbst beschrieben hat und den er als Feldpriester seines Landesbanners mitmachte. Damals vertrieben 20,000 Eidgenossen, welche Bischof Schinner für den Papst Julius II. gewonnen hatte, in wenigen Wochen die Franzosen aus der Lombardei, wofür sie den Ehrentitel „Vertheidiger der Freiheit der christlichen Kirche" erhielten. Ruhmvoll, aber weniger glücklich, fiel der gleichfalls in päpstlichem Solde von den Eidgenossen gegen Franz I. unternommene Feldzug des Jahres 1515 aus, der mit der furchtbaren Niederlage von Marsignano (13. 14. September) und dem „ewigen Frieden mit Frankreich" (1516) endigte. Zwingli hatte auch diesen blutigen Tag mitgemacht. Er kehrte mit reifen Lebenserfahrungen von seinen Kriegsfahrten zurück, und fortan verurtheilte Niemand strenger als er den kriegerischen Söldnerdienst seiner Landsleute, das „Reislaufen".

Doch bald konnte er sich in Glarus, wo die französische Partei die Oberhand gewonnen hatte, nicht länger halten und übernahm mit Freuden die untergeordnete Pfarrhelferstelle, in dem weltberühmten Wallfahrtsort Maria-Einsiedeln. Abt war damals Conrad von Rechberg, Pfleger aber Diebold von Geroldeck, ein Mann, der, freien Geist mit der Liebe zu den Wissenschaften verbindend, Zwingli's Werth sofort erkannte und es ihm möglich machte, dieses schweizerische Delphi in seine Wartburg zu verwandeln. Er bekam Mittel und Muße, seine biblischen Studien fortzusetzen und die griechische Sprache zu erlernen. Vom Neuen Testament schrieb er sich die Briefe des Paulus in der Grundsprache ab und lernte sie auswendig, kurz er sammelte hier die Waffen für seine späteren Kämpfe. Dazu hatte er auch nirgends bessere Gelegenheit, wie hier, den crassen Aberglauben der mittelalterlichen Kirche an der Quelle zu studiren. Oeffentlich begnügte er sich damit, einfach biblisch zu predigen, und auch sein rückhaltloses Auftreten gegen den die Schweiz bereisenden Ablaßkrämer Samson (Herbst 1518) hat bei Weitem nicht die Bedeutung, wie der fast gleichzeitige Kampf Luther's gegen Tetzel, schon deßwegen nicht, weil Samson in der Schweiz nicht die mächtigen Gönner besaß, wie Tetzel in Deutschland.

Erst mit der Uebernahme des Pfarramts am Großmünster in Zürich, in das er an seinem fünfunddreißigsten Geburtstag, am 1. Januar 1519 eintrat, beginnt sein eigentliches reformatorisches Wirken.

Dem Zwecke dieser Zeilen entsprechend deuten wir den Gang dieses reformatorischen Wirkens nur in den allgemeinsten Grundzügen an. Luther's mehr gelegentlichem und räumlich zersplittertem, urkräftigem, aber oft auch stürmischem Eingreifen in die religiösen Zeit- und Streitfragen gegenüber erscheint Zwingli's reformatorische Wirksamkeit wie ein wohldurchdachter, auf das innigste Zusammenwirken von Kirchenwesen und Staatsgewalt begründeter Feldzugsplan.

So erklärte er gleich beim Antritt seines Züricher Pfarramtes rundweg und öffentlich, daß es von jetzt an gelte, das Evangelium von Christo „ohne Menschentand" zu verkündigen und das Neue Testament vom ersten Capitel des Matthäus an durchzupredigen, und da er dies ohne Wanken durchführte, so erfocht er mit dem Schwert des Geistes der Sache der Reformation binnen wenigen Jahren in Zürich einen vollständigen Sieg. Marksteine in diesem Kampfe sind die drei großen Religionsgespräche von 1523 und 1524, welche in Folge des Eingreifens der weltlichen Obrigkeit unmittelbar praktische Folgen hatten und nach einander Fastengebote, Messe, Heiligenbilder-Verehrung und die erzwungene Ehelosigkeit der Geistlichen für das Züricher Gebiet und darüber hinaus beseitigten. In der Frage der gewaltsamen Entfernung aller Werke der bildenden Kunst aus den Gotteshäusern nahm Zwingli theoretisch eine vermittelnde Stellung ein; praktisch wurde er freilich von den Stürmern und Drängern überholt.

Im Jahre 1524 — also wiederum fast gleichzeitig mit Luther — trat Zwingli in die Ehe mit Anna geborene Reinhard, der Wittwe eines Meyer von Knonau. Er hinterließ einen gleichnamigen Sohn, der eine gelehrte Laufbahn einschlug.

Von dieser Zeit an werden Zwingli's kirchenpolitische Pläne immer weittragender. Bern, nebst einigen anderen Schweizerstädten, wurde zwar von ihm noch für die Reformation entschieden gewonnen; aber die Verbindung der Schweizer mit den evangelischen Fürsten und Städten Deutschlands, die der Landgraf Philipp von Hessen so gern vermittelt hätte, scheiterte an der schroff ablehnenden Haltung Luther's bei Gelegenheit des zur Beilegung des Abendmahlsstreites berufenen Marburger Religionsgesprächs (1529). Der Widerspruch gegen den kühnen und gewaltigen geistlichen Dictator fand in Zürich und Bern festen Boden, während für die dem alten Glauben treu gebliebenen Eidgenossen die „fünf Orte" Luzern, Zug, Uri, Schwyz und Unterwalden einen festen Mittelpunkt bildeten. Zwischen ihnen und Zürich entbrannte ein Bruderkrieg.

Wohl riefen die Züricher Sturmglocken die Streiter zusammen, aber Befehle und Gerüchte liefen beängstigend durch einander, und als die Stunde des Aufgebots schlug, war erst ein geringer Theil der Mannschaft zum Abmarsch bereit. Mit diesem Häuflein zog Ulrich Zwingli nun zum dritten Male als Feldprediger über den Berg nach Kappel. Todesgedanken begleiteten ihn diesmal auf dem Wege. Es war der 10. October 1531. Als sie auf das Schlachtfeld kamen, befand ein schwacher Vortrab der Ihrigen sich schon im Feuer, fünfhundert Mann stark standen sie achttausend Feinden gegenüber. Die Züricher kämpften um das Leben, aber von den Tapferen sah keiner die Sonne untergehen. Umringt und niedergeschmettert bedeckten sie den Boden. Mitten unter ihnen lag auch Ulrich Zwingli, zum Tode verwundet, die Hände auf der Brust gekreuzt. Katholische Soldaten sahen ihn so und riefen ihm zu: „Willst Du beichten und zur heiligen Jungfrau beten?" Zwingli schüttelte das Haupt und empfing den Todesstoß. Am zweiten Tage darnach schleppten sie den Leichnam zum Scheiterhaufen und streuten die „verfluchte" Asche des Ketzers in alle Winde. Sein Herz aber, verkündet die Sage, sei unversehrt zwischen den Feuerscheiten gefunden worden.

So endete der Schweizer Reformator, dessen Name für alle Zeiten würdig neben dem des deutschen Martin Luther in der Weltgeschichte glänzt. Nicht mit Unrecht hat der alte Meister, nach dessen Kupferstich unser Bildniß (auf Seite 844) entworfen worden, in lateinischer Sprache den Bibelspruch auf Zwingli bezogen: „Kommt zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken."

Wenn auch Ulrich Zwingli in manchen Stücken, wie als Sprachmeister, als theologischer Schriftsteller, als Dichter, auch was weitgreifende Popularität anlangt, hinter Luther zurücksteht, so ragt er doch als urkräftiger Geist empor, und manche Züge seines Wesens, vor Allem die Unbefangenheit, mit der er, auch wenn er Luthern als Gegner gegenübertritt, die Größe des deutschen Reformators voll und ganz würdigt, gewinnen ihm mit unserer Verehrung auch unsere Liebe.

Und gerade weil er, wie er selbst betont, ganz von sich aus auf seine reformatorischen Gedanken gekommen ist und dieselben durchgeführt hat, wird sein Charakterbild die wesentlichste Ergänzung zum Verständniß der großen Reformationszeit bleiben.

Paul Lang.

Die Photographie in der alpinen Hochregion.

„Der Photograph im Hochgebirge", dessen Mühen und Leistungen den Gegenstand meiner heutigen Betrachtung bilden, dürfte den wenigsten Lesern der „Gartenlaube" bekannt sein, und so halte ich es für meine Pflicht, zunächst seine Stellung in der großartigen Alpenwelt näher zu bezeichnen.

Eine komische, in den „Fliegenden" und anderen Blättern ständige Figur ist der Photograph unter dem schwarzen Tuch mit den drei hölzernen Füßen vorn und seinen zwei höchst eigenen hinten. Er erinnert an die Vierfüßler in einer Maskerade, die man mittelst zweier Zweifüßler künstlich darzustellen sucht, oder an eines der abenteuerlichen Thiere aus der Apokalypse. Der besagte Fünffüßler ist in der Ebene und auf den Höhen bis etwa 2400 Meter häufig anzutreffen. Zeigt aber das Barometer auf 3000 oder sogar auf 4000 Meter über dem Meeresspiegel, so wird er nur durch wenige Exemplare vertreten.

Gewöhnlich ist er von Mitternacht bis 6 Uhr Abends thätig, denn der alpine Photograph und der Gemsjäger haben das gemein, daß sie beide lange vor Morgengrauen auf dem Weg sein müssen, um bald nach Sonnenaufgang die Jagd beginnen zu können. Ein Repräsentant unserer Species muß sich unter glühendem Sonnenbrand auf Firn und Fels, zwischen Gletscherschründen, neben drohenden Lawinen, bei Sturm, Nebel und Schneegestöber weidlich herumplacken, um Matterhorn, Monte Rosa, Jungfrau, Wetterhorn einfach in's Schiebkästchen zu stecken und im Bild mit den allerkleinsten Details nach Hause zu bringen. Deswegen ist auch für ihn ein leichter Anflug von künstlerischem oder ästhetischem Instinct unerläßlich.

Vor Allem aber gehört zu diesem Handwerke, welches, beiläufig gesagt, nicht nur keinen goldenen Boden hat, sondern eher einem Danaidenfaß gleicht, eine große Dosis Geduld und Zeit, denn oft begegnen wir dem hochalpinen Photographen nicht nur in komischen, sondern in heroisch-komischen Situationen. Es kann vorkommen, daß der unglückliche Zweifüßler dazu gezwungen wird, unter dem Dreifüßler durchzukriechen, um seine Manipulationen zu einem gedeihlichen Ende zu bringen, weil er zwischen Höhe und Absturz an einer einzigen Stelle hat Posto fassen können.

Ein Unwetter droht. Rasch muß abgeprotzt werden, um den aufsteigenden Nebeln zuvor zu kommen. Ist der Standpunkt nur einigermaßen günstig, so darf man nicht lange wählerisch sein. Vom Führer geht das Commando auf den Photographen über. Manipulationen, welche schon auf normalem Terrain große Vorsicht erheischen, müssen jetzt so schnell und so kaltblütig wie möglich erledigt werden unter Strafe des Mißlingens. Der Schnee ist weich, und es ist zu befürchten, daß der Apparat während der Belichtung einsinkt. Die Führer stampfen denselben daher unter ihren wuchtigen Sohlen zusammen, und um gar keine Vorsichtsmaßregel zu vernachlässigen, wird noch das Stativ unten mit Holzscheiben versehen. Die Horizontale gewahrt und Achtung! Denn der Wind spielt dem Rahmen mit dem schwarzen Tuche etwas zu stark mit.

Die gefährlichste Stelle, an welcher ich jemals den photographischen Apparat aufpflanzte, war die Spitze des Wetterhornes, welches ich kühn genug war, zu meinem allerersten Debut zu wählen. Eine Firnscheide von etwa acht Meter Länge und ein bis eineinhalb Meter Breite, gegen Norden mit kurzer, halbgewölbter Böschung, in's Innere gegen die große Scheidegg abfallend, südlich die Firnwand von 56°, über welche man sich zur Höhe heraufarbeitet, so war das wonnige Plätzchen beschaffen, auf welchem ich mich mit drei Führern und Zubehör nothgedrungen in einer Front niederließ, um meine ersten Sporen zu verdienen.

Allein ich zog den Kürzeren, denn aller praktischen Erfahrung bar, traf ich keine Vorsichtsmaßregeln gegen das langsame Einsinken des Stativs, welches sich rittlings auf zwei steilen Firnhängen befand. Damals dauerte die Belichtung noch vier bis zehn Minuten.

In verflossener Saison mußte ich bei starkem Winde und wogendem Nebel die Berglihütte, Clubhütte ersten und höchsten Ranges auf der großen Landstraße zwischen Grindelwald (Bern) und Eggischhorn (Wallis), von einer acht Tage zuvor gefallenen kolossalen Eis- und Schneelawine aus in's Objectiv nehmen. Das Terrain war ebenso unbotmäßig wie das Wetter, und doch brachte ich ein unter diesen Umständen befriedigend ausgefallenes Cliché zu Stande. Bei der Hütte angelangt, hatte ich auf drei Seiten die steilsten Felsabstürze, übrigens nicht unschwer zu begehen, und über mir die Felsklippen des Bergli, Summa summarum kaum drei Schritte Distanz, um die Hütte aufzunehmen. Ich ließ mich an's Seil binden, das Seil an die Hütte und postirte einen Führer, um mich vor jeglichem „Fehltritt" zu bewahren.

Den Clichés merkt man freilich die drei Schritte Distanz an. Mit Conserven, Suppen, Thee, Eiern, Milch 2c. reichlich versehen, brachten wir eine sehr comfortable Nacht in diesem niedlichen, wie ein Adlernest an den Felsen angeklebten Boudoir zu; Schneefall, Nebel, Wetterleuchten und Lawinendonner erinnerten mich über Nacht an die Wolfsschlucht im „Freischütz".

Die Sectionen des Schweizerischen Alpenclubs im Canton Bern sorgen redlich dafür, daß die unter ihrer Obhut befindlichen Schirmhütten möglichst gut eingerichtet werden. So besitzt die eben erwähnte Berglihütte nicht nur ein hübsches Fremdenbuch, sondern auch, in der nämlichen Blechschachtel verwahrt, gute Schreibfedern und ein mit wirklich flüssiger Tinte garnirtes Tintenfaß. Ich kann es mir nun nicht versagen, die Widmung hier anzuführen, welche der mit unerschöpflicher poetischer Ader begabte Bergpfarrer von Grindelwald, Herr G. Strasser, auf die erste Seite des „Fremdenbuches" gesetzt hat:

„Herren und Führer und wär's eine Dame,
Schlüpfet nur unter; ich berge euch gut.
Kochet euch Labung und strecket die Glieder;
Seht, wie behagtich im Strohe man ruht.

Kommt ihr von unten her, kommt ihr von oben,
Ist euch gelungen die Fahrt oder nicht,
Wandergenossen von allen Nationen,
Alle empfange ich herzlich und schlicht.

Wollt ihr der ‚Jungfrau', dem ‚Mönche' zu Leibe
Oder hinüber nur über den Paß —
Einerlei! Werdet hier rüstig aus müde,
Heiter aus mürrisch und trocken aus naß.

Aber dieweil ihr hier sicher geborgen,
Denket ihr Freunde, wie früher es war:
Keine Clubhütten! Nothdürftig gesichert
Unter den Felsen vor Nacht und Gefahr.

Rechnung! Da braucht ihr mir keine zu zahlen;
Rechnet mit Gott, und ich wünsche euch Glück.
Eines doch muß ich vor Allem verlangen:
Lasset mich hübsch in der Ordnung zurück!"

Ich komme nun zu den wenigen Repräsentanten unserer Species.

Es ist nicht Jedermanns Sache, ein derartiges Steckenpferd zu halten und manchmal Wochen lang warten zu müssen, um es nur während einiger schöner, lang ersehnter Tage tüchtig zu reiten. Deswegen können auch Photographen von Fach, wie in früheren Jahren Bisson in Paris und jetzt noch B. Johannes in Partenkirchen, Braun in Dornach 2c., nur ausnahmsweise Erfolge in der Hochregion erringen, haben aber dennoch manche schöne und interessante aufzuweisen.

Auch von französischen Alpenclubbisten wurde und wird der photographische Apparat in den Wildnissen der Dauphiné-Alpen und sogar hoch oben an den berüchtigten Felswänden der Meije aufgepflanzt. Es existiren interessante Privatcollectionen, allein meines Wissens wenigstens sind die Dimensionen dieser Aufnahmen, meistentheils 7 × 11 Centimeter, zu klein, um prägnante Bilder zu geben.

Der Virtuos par excellence, dessen photographische Bergsymphonien ich am besten beurtheilen kann, da ich einen für uns Beide sehr ersprießlichen Tauschhandel mit ihm treibe, ist unbedingt Herr Vittorio Sella in Biella (Piemont). Im kräftigsten Alter stehend, reitet er „unser" Steckenpferd mit italienischem Feuer, das er mit piemontesischer Zähigkeit und mit einem, ich möchte sagen, schwärmerischen Fanatismus verbindet. Sein gestählter Körper, der es ihm erlaubt, sich sogar im Januar bei 16 und 20 Grad unter Null den größten Strapazen in der Hochregion ungestraft auszusetzen, sowie nicht unerhebliche finanzielle Mittel, denn er bedient sich der neuesten und kostspieligsten Apparate, haben Resultate zu Stande gebracht, deren Erreichung ich noch vor wenigen Jahren als unmöglich betrachtet hätte. Nicht zufrieden, ein vollständiges Panorama in Blättern von 20 zu

24 Centimeter von der Spitze des Matterhorns (4482 Meter) herstellt zu haben, welches in Zürich im Pavillon des Schweizerischen Alpenclubs ausgestellt war, hat er sich noch während der diesjährigen Saison bei Zermatt und in der Montblancgruppe herumgeschlagen und circa 50 Clichés von der Größe von 30 zu 40 Centimeter, beinahe ohne Ausnahme eigentliche Cabinetsstücke von meistentheils über 4000 Meter hochgelegenen Landschaften zu Stande gebracht, welche seine früheren, schon bedeutenden Leistungen womöglich noch in den Schatten stellen. Seine Sammlung besteht nunmehr aus etwa 160 Aufnahmen.

Regionen. Seine Sammlung umfaßt etwa 170 Ansichten, deren Dimensionen ungefähr 11 zu 17 Centimeter betragen.

Was nun meine Wenigkeit betrifft, so wurde ihr vom Englischen Alpenclub im „Alpine Journal“, Februar 1883, das Zeugniß eines Pioniers der hochalpinen Photographie ertheilt.

Meine Kataloge umfassen 672 Clichés*, worunter sich ebenfalls manche Cabinetsstücke befinden. Nichtsdestoweniger werde ich in Zukunft etwas bremsen und mich mit Gelegenheitsaufnahmen begnügen, denn mein Material respective Apparat und Objectiv stehen nicht mehr auf der Höhe von Kunst und Wissenschaft und



Aufstieg zur Mönchshütte.



Die Spitze des Mönchs.

Nach photographischen Aufnahmen von J. Beck.

Einige Blätter von Herrn Donkin, Mitglied des Englischen Alpenclubs, sind ebenfalls in Zürich vom Schweizerischen Alpenclub ausgestellt worden. Unter denselben sind hauptsächlich drei auf der Spitze des Schreckhorns (4080 Meter) aufgenommene Ansichten von unübertrefflicher Feinheit hervorzuheben; ferner Originale und Vergrößerungen von ebenso malerischer wie ausgezeichneter Ausführung und prägnanter Wirkung aus schwer zugänglichen alpinen verhalten sich zu dem Sella'schen Geschützparke wie ein alter Achtundvierzigpfünder zu den modernen Hunderttonnengeschützen.

J. Beck,
Mitglied des Schweizerischen Alpenclubs, Section Bern.

* Die beiden Abbildungen, welche unsere heutige Nummer schmücken, sind nach Photographien aus der Sammlung des Verfassers im Holzschnitt hergestellt.

Blätter und Blüthen.

Noch einmal General Wolffersdorff, der Bedränger Altenas. In Blätter und Blüthen der Nr. 42 hat die „Gartenlaube“ das äußerst gewaltthätige Verfahren geschildert, das sich General Wolffersdorff (so ist die richtige Schreibung des Namens) zur Zeit Friedrich's des Großen gegen das Städtlein Altena zu Schulden kommen ließ, wofür er vom König einen scharfen Verweis erhielt. Nur „in Erwägung seiner sonstigen Meriten“ belegte Friedrich II. den General nicht nach Gebühr mit einer härteren Strafe. Nachdem die Leser der „Gartenlaube“ den alten Haudegen von einer üblen Seite kennen gelernt, sei es gestattet, auch seiner „Meriten“ zu gedenken, um deren willen er beim alten Fritz einen großen Stein im Brette hatte, worauf er freilich bei seinem übermüthigen Zuge gegen Altena allzu sehr sich verlassen zu haben scheint.

Passirt man, vom Bahnhofe kommend, das Wittenberger Thor der Elbfestung Torgau, so gewahrt man rechts von der Straße im inneren Raume der Schleusenlünette Nr. 3 (Lünette Wolffersdorff) eine aus polirtem Granit gefertigte Pyramide mit der Inschrift: „Zur Erinnerung an die tapfere Vertheidigung von Torgau durch den königlich preußischen Oberst von Wolffersdorff vom 10. bis 14. August 1759.“

Torgau war 1759 noch nicht eine regelrecht ausgebaute Festung. Ein einfacher Erdwall mit Graben umgab und schützte die Stadt. Trotz dieser ungenügenden Befestigung hatte der Commandant Wolffersdorff drei Sturmangriffe des Feindes nicht nur völlig abgeschlagen, sondern war auch beim dritten dieser Angriffe dem zur Flucht sich wendenden Gegner nachgefolgt und hatte ihm noch manchen Verlust beigebracht.

Damit aber hatten die Belagerten auch das Letzte gethan, was ihnen noch möglich war; denn es mangelte ihnen jetzt an aller Munition.

Wiederholt hatte der Befehlshaber des Belagerungscorps, Prinz von Stolberg, die Capitulation angeboten und war dabei selbst so weit gegangen, daß er die Hauptbedingungen derselben Wolffersdorff überließ. Die Unterhandlungen gelangten zu dem Abschluß, daß der Garnison ein freier, ehrenvoller Abzug bewilligt wurde und sie ihre Waffen behielt. Der betreffende Passus der Capitulation lautete: „Der königlich preußischen Garnison wird freier Abzug mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen, der Artillerie mit brennenden Lunten bewilligt.“

In einem besonderen Artikel hatte der capitulirende Oberst von Wolffersdorff sich noch ausbedungen, daß, so lange die Besatzung nicht

aus der Stadt und aus der Schanze vor dem Elbbrückenthore völlig ausmarschirt sei, kein Ueberläufer in die Reihen der Feinde aufgenommen werden solle. Mit gutem Grunde hatte Wolffersdorff auf diesem Punkt bestanden. Er wußte, daß unter seinen Truppen viele Ueberläufer und solche waren, die als Kriegsgefangene Dienste genommen hatten, und es war ihm nicht verborgen, was er von einem Theile derselben bei dem Abzug zu erwarten hatte.

So zog denn am 15. August 1759 Morgens 8 Uhr die Besatzung von Torgau mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen aus, ihren Weg über die Elbe nach Wittenberg nehmend. Jenseits der Elbe waren auf der großen Wiese zwei Bataillone Kroaten des österreichischen Generals Luczinsky zur Rechten und Linken zur Parade aufgestellt, zwischen denen hindurch die abziehenden preußischen Truppen marschirten. Ebendort, unweit des Ausganges der Elbschanze, hielt auch Prinz von Stolberg mit seinem Stabe.

Nicht ohne Achtung konnten der Prinz und sein Gefolge die preußischen Truppen vorüberziehen sehen, die so rühmliche Beweise ihres Muthes und ihrer Tapferkeit gegeben hatten.

Der Oberst von Wolffersdorff hatte, während die Tambours den preußischen Grenadiermarsch schlugen, den ersten Zug des Regiments Hessen-Kassel an dem Prinzen Stolberg vorübergeführt und stellte sich nun, nach dem üblichen Gebrauch, neben dem Prinzen auf, um den Vorbeimarsch selbst beobachten zu können. Da wurde dieser plötzlich durch einen schlimmen Vorfall unterbrochen. Als nämlich das Bataillon von Grolmann in die Nähe des Prinzen kam, rief ein Adjutant des Letzteren mit lauter Stimme den Mannschaften zu:

„Wer unter Euch ein Reichskind oder ein Kaiserlicher ist, der trete aus! Seine Durchlaucht geben solchen allen Schutz!“

Auf diesen Zuruf trennten sich die Glieder des zumeist aus österreichischen und anderen Ueberläufern und Gefangenen bestehenden Bataillons; der größte Theil der Mannschaften lief weg und versteckte sich hinter den Palissaden, sowie hinter den am Wege aufgestellten Kroaten oder im Graben unter der Brücke; einige liefen auch nach den am Elbufer liegenden Kähnen.

In dieser schwierigen Situation verlor Wolffersdorff keinen Augenblick die Fassung. Sofort war er an das Bataillon herangesprengt und rief mit Donnerstimme:

„In den Zügen geblieben oder ich lasse Euch niederschießen, Galgen und Rad soll die Ausreißer treffen!“ — eine Drohung, die er sofort damit bekräftigte, daß er ein Pistol aus dem Gürtel riß und dem ihm zunächst Austretenden eine Kugel durch den Kopf jagte.

Inzwischen war der Prinz Stolberg herangekommen und sagte zu dem Oberst mit drohender Stimme, er möge das bleiben lassen, widrigenfalls es nicht gut gehen würde. Ohne ihn jedoch im Geringsten zu beachten, ertheilte Wolffersdorff seinem Adjutanten von Bonin Befehl, dem schon vorbeigezogenen Regimente Hessen-Kassel nachzujagen und demselben die Ordre zu bringen, Halt und Kehrt zu machen und sich zum Schlagen fertig zu halten. Er selbst sprengte zurück zu dem Bataillone Hoffmann, welches dem Grolmann'schen folgte, und commandirte: „Das ganze Bataillon Halt! Front! Fertig!“ Der Artillerie aber sandte er durch einen andern Adjutanten den Befehl, abzuprotzen und mit Kartätschen zu laden. Hierauf ritt er zu dem Prinzen zurück, setzte ihm zornglühenden Gesichts das zweiläufige Pistol, dessen einer Lauf noch geladen war, auf die Brust und rief ihm mit starker Stimme zu:

„Durchlaucht haben die Capitulation gebrochen, somit bin auch ich nicht mehr daran gebunden. Sie sind mein Gefangener, oder ich schieße Sie auf dem Flecke nieder und lasse Ihr ganzes Gefolge von diesem Bataillone niederschießen. Ich werde in die Stadt zurückgehen und von Neuem anfangen, mich zu wehren. Reiten Sie in die Schanze, oder ich lasse anschlagen und Feuer geben.“

Diese Entschlossenheit brachte den ganz verdutzt dreinschauenden Prinzen aus aller Fassung, zumal er sah, wie vor seinen Augen und ganz in seiner Nähe verschiedene Ausreißer von preußischen Husaren und Infanteristen niedergeschossen und niedergehauen wurden. Er machte Einwendungen, mußte aber aus dem Munde des erbitterten Obersten so demüthigende Reden vernehmen, wie sie unter anderen Umständen ein Reichsfürst sich nicht hätte bieten lassen.

Jetzt kam der General Luczinsky, der weiter vorn gehalten, herbeigesprengt, um sich nach der Ursache der eingetretenen Stockung des Zuges zu erkundigen. Er war erstaunt, den Prinzen in einer Lage zu finden, wo derselbe nur zwischen Tod und Gefangenschaft zu wählen hatte. Als er jedoch des Näheren vernommen, was vorgefallen, wandte er sich mit ernstem Ton an den Prinzen und sagte:

„Ei, ei, Durchlaucht, der Oberst hat Recht, was capitulirt ist, muß gehalten werden.“

Wohl oder übel mußte jetzt der Prinz sich der Demüthigung unterziehen, die Ueberläufer aufzufordern, wieder in Reih und Glied zu treten. Mehrere derselben trieb General Luczinsky selbst hinter den Reihen seiner Kroaten hervor. An Todten, Verwundeten und solchen, die in Kähnen über die Elbe entkommen waren, kostete dieser Tumult den Preußen 1 Unterofficier und 67 Mann.

Wegen dieses Zwischenfalles stellte Wolffersdorff neue Zusatzbedingungen zur abgeschlossenen Capitulation, welche ihm den freien Abzug sichern sollten. Auf diese einzugehen, zauderte anfänglich der Prinz von Stolberg. Da indessen Wolffersdorff (der, nebenbei gesagt, auch durch seine riesige Figur imponirte) durch das von ihm mit dem Finger am Drücker dem Prinzen stets vorgehaltene Pistol seinen Worten Nachdruck gab, überdies der Prinz auch wahrnehmen mußte, daß schon mehrere Officiere der Reichsarmee, weil das Hoffmann'sche Bataillon schußfertig stand, die Degen und Säbel losschnallten, um sich gefangen zu geben, so blieb ihm nichts übrig, als alle Punkte der Forderung zu bewilligen. Unbehindert setzte nun Wolffersdorff mit seinen Truppen den Marsch fort und traf am 16. August in Wittenberg ein, wo er nachstehende Cabinetsordre seines Königs vom 14. August 1759 vorfand:

„Mein lieber Obrister v. Wolffersdorff. Da die Russen mich bei Kunersdorff zur Retraite gezwungen, so habt Ihr in Torgau in bestmöglichster Art zu capituliren, doch sorgt dafür, daß Ihr freien Abzug nach Potsdam erhaltet, und meldet Euch, wenn Ihr dorthin gekommen seid. Ich bin Euer wohl affectionirter König

Fürstenwalde, den 14. August 1759. Fr—ch.“

Unter dem 20. August sandte Wolffersdorff einen eingehenden Bericht über die stattgehabten Ereignisse an den König. Dieser, obwohl in seiner damaligen bedrängten Lage mit Ertheilung von Belobigungen durchaus nicht sehr freigebig, schrieb zurück:

„Mein lieber Obrister v. Wolffersdorff. Ich habe Euer Schreiben vom 20. dieses erhalten, muß Euch Meine ganz besondere Satisfaction über Euren in Torgau während der Belagerung sowohl als auf dem Ausmarsch Eurer unterhabenden Bataillons bezeigten Dienst-Eyffer und Fermeté hierdurch zu erkennen geben. Ihr könnt Euch versichert halten, daß ich Euer unvergessen und auf Eure Avangtage und avancement bedacht sein werde. Ich bin Euer wohl affectionirter König

Fürstenwalde, den 26. August 1759. Frch.“

Um dieser Meriten willen pardonnirte später der König dem General von Wolffersdorff „die mauvaise Altenaer Geschichte“. Wolffersdorff ist am 6. Mai 1781 als Generallieutenant und Chef eines Infanterieregiments gestorben.

Erich Schild.

Scene aus dem Fuchs- und Hasenleben. (Mit Illustration S. 841.) Im Charakter unseres Reineke findet sich vielleicht kein Zug so scharf ausgeprägt, wie Mißtrauen und kaltblütige Vorsicht. Dies zeigt sich auch in seinem anscheinend einseitigen Verhalten bei einer Treibjagd. Während andere kleine Wildarten außer ihrer Schnelligkeit auch noch manche kleine List anwenden und durch Absprünge, Rückwechsel oder seitliches Ausbrechen ihre Verfolger zu täuschen suchen — hält der Fuchs sich mit all diesen kleinlichen Versuchen keine Secunde auf; beim ersten verdächtigen Geräusch ist er unbemerkt auf und davon und sucht vor Allem seinen werthen Balg gänzlich aus dem Bereich seiner Verfolger zu bringen, indem er oft stundenweit entfernt gelegene Zufluchtsstätten auf dem nächsten Wege zu erreichen sucht. Nur in starken Dickungen, in denen die tief gelegenen Baue befindlich, läßt der Fuchs sich wohl eine Zeitlang im Kreise herum jagen, und der anstehende Jäger sieht dann oft mit Verwunderung den Fuchs zuletzt in ruhiger Haltung kaum 20 bis 30 Schritte hinter den laut jagenden Hunden daher kommen. — Seine Flucht ist niemals eine unbedachte, kopflose — ja es ereignet sich gar nicht selten, daß ein flüchtiger Fuchs im Waldtreiben einen in blinder Eile an ihm vorüberstürmenden Hasen mit einem blitzschnellen Satze überrollte und durch einen Biß in's Genick tödtete. Eine solche der Wirklichkeit abgelauschte Scene bringt unsere Abbildung zur Anschauung. — Reineke ist im Begriff, dem unglücklichen, klagenden Lampe rasch den Garaus zu machen; hinter der Gruppe im Mittelgrund stockt ein zweiter Hase im raschen Lauf und starrt erschrocken nach der Stelle, woher die Klagetöne seines verendenden Cameraden erschallen. — Draußen auf dem freien Felde ist die Jagd noch im vollen Gange — die Schüsse knallen auf allen Seiten, hier und dort stürzen die getroffenen Hasen verendend nieder und zwischen ihnen rennen die noch unverletzten, betäubt durch das Lärmen, hier und dorthin über die schneebedeckte Fläche. — Reineke aber wird nicht lange bei seinem Raube verweilen, sondern schleppt ihn nur wenige Schritt weit abseits, um ihn rasch und oberflächlich in Laub und Schnee zu verscharren und dann über Nacht zu seiner mit Geistesgegenwart und Gewandtheit errungenen Beute zurückzukehren.

Zwei Fahrstühle und ein Flügel sind uns, auf unsere Bitte in Nr. 29 der „Gartenlaube“, aus dem Kreise unserer Leser zur Verfügung gestellt worden. Von den beiden Fahrstühlen, die wir Herrn C. Trippler zu Jerichow und Herrn Oberpfarrer G. Schmidt zu Dommitzsch bei Torgau verdanken, ist der eine nach Merseburg, der andere nach Polnisch-Wartenberg an zwei Männer überwiesen worden, von denen der eine rückenmarksleidend ist und der andere seit zehn Jahren die Erquickung, einmal in die frische Luft und unter Gottes freien Himmel zu kommen, entbehren mußte, weil die Kosten eines Fahrstuhls für ihn unerschwinglich waren. „Ist ein solch Vehikel auch ein wehmüthig Weihnachtsgeschenk für den, der es gebrauchen muß, so ist's doch gewiß doppelt willkommen, wenn man es aus Noth entbehren mußte.“ Diese Bemerkung des einen der beiden wohlthätigen Herren möchten wir Denen an's Herz legen, welche im Stande sind, mit solchen „wehmüthigen Geschenken“ Leidende zu beglücken.

Den Flügel, ein Werk von Wyszniewsky sen., stellte uns Frau Elise Bloem, geborene Glatz, in Schöneberg bei Berlin, mit der Bemerkung zur Verfügung: „Ehe das Instrument durch Verkauf vielleicht um einen Spottpreis in zweifelhafte Hände geräth, will ich es lieber verschenken, wenn ich einem Würdigen damit eine Freude bereite.“ Wir wiesen dieses Christgeschenk einer armen Lehrerwittwe in Berlin zu, deren beide Söhne, die sich dem Berufe ihres Vaters widmen, den würdigsten Gebrauch von dieser Gabe machen werden.

Inhalt: An unsere Leser. S. 837. — Glockenstimmen. Von Stefanie Keyser (Schluß). S. 838. — Schnee- und Eisflora. Ein Bericht von Carus Sterne. S. 845. — In der Dampfwäscherei. Von St. v. J. S. 848. Mit Illustrationen. S. 848 und 849. — Zwingli der Reformator. Von Paul Lang. S. 850. Mit Portrait. S. 844. — Die Photographie in der alpinen Hochregion. Von J. Beck. S. 852. Mit Abbildungen. S. 853. — Blätter und Blüthen: Noch einmal General Wolffersdorff, der Bedränger Altenas. Von Erich Schild. S. 853. — Scene aus dem Fuchs- und Hasenleben. S. 854. Mit Illustration. S. 841. — Zwei Fahrstühle und ein Flügel. S. 854.

Unter Verantwortlichkeit von Dr. Friedrich Hofmann in Leipzig. — Verlag von Ernst Keil in Leipzig. — Druck von Alexander Wiede in Leipzig.